MUSAEOS.

Urschrift,

Uebersetzung, Einleitung

und

kritische Anmerkungen

von

FRANZ PASSOW,

Professor am Herzogl. Gymnasium zu Weimar, der Königl. Preuss. Société der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder Mitglied.

Leipzig bey Gerhard Fleischer d. J.

1810.

Universitäts-
München
Bibliothek

Meinem Freund

Dr. Johann Heinrich Voss

dem Sohn,

Professor der Philologie an der Universität

zu Heidelberg.

Κεῖνος, ὅ σοι ξεῖνος πατρώϊος εὔχεται εἶναι,
Ἓν πολὺ κάλλιστον τοῦτ' ἀνέφαινεν ἔπος·
Ἐσθλὸς ἀνὴρ οὗτοί τε κασιγνήτοιο χρειῶν,
Ὅστις, ἑταῖρος ἰὼν, τῶν ἀγαθῶν ἔχεται.
Ἄλλα δὲ πάνθ', ὁπόθεν χάρις ἔρχεται ἀν- 5
θρώποισιν,
Κτήματα, τῶν οὐδὲν παρμόνιμον τελέθει.
Τὸ σθεναρὸν, τό τε καλὸν ἀποίχεται, ὥσπερ
ὄνειρος,
Σὺν δ' ἀρχὴ, σοφίη τ' οὐράνιόν τε κλέος.
Ὡς ἐπὶ χειμάῤῥων ποταμῶν πολυηχέϊ δούπῳ
Πέτρη ἀκινήτως ἱσταμένη γέλασεν, 10
Ὧδε καὶ ἐκ κλυσμοῖο περιπλομένων λυκα-
βάντων
Πιστοῦ μνῆμ' ἑτάρου ἔμπεδον ἐξανέχει.

Τοῖος ἀνὴρ, φίλος ἐκ Μουσέων, πιστὸς δ' ἐνὶ θυμῷ
Νῦν μοι ἐών, τοῖος κεἰς ὀπίσω τελέθοις.
Καὶ σύνθημ' αἰεὶ μίμνον καθαροῦ τόδε θεσμοῦ
Τοῦτ' ἔπος ἀγκείσθω, μικρά τε δῶρα τάδε.
Χαῖρ' αὐτὸς μὲν ἐμοί, χαίροι δ' ὁ μέγας βακχεύτωρ,
Ἐκ ναρθηκοφόρου ὅς ποτε δουριμανὴς
Πὰρ σηκοῖσιν ἐλευθερίου Διὸς ἐν Σαλαμῖνι
Ἄρην βαρβαρικὸν χιλιόναυν δάμασεν.
Ὅς τε μέγ' ἵλαός σοι ἐπήλυθε, καὶ τάχα δή σοι
Τὴν αὐτοῦ τραγικὴν ἀμφιτίθησι δάφνην.

Hero und Leandros.

Οὗτος ὁ Λειάνδρεια διάπλοος, οὗτος ὁ πόντου
Πορθμός, ὁ μὴ μούνῳ τῷ φιλέοντι βαρύς·
Ταῦθ' Ἡροῦς τὰ πάροιθεν ἐπαύλια, τοῦτο τὸ πύργου
Λείψανον, ὁ προδότης τῇδ' ἐπέκειτο λύχνος.
Κοινὸς δ' ἀμφοτέρους ὅδ' ἔχει τάφος, εἰσέτι καὶ νῦν
Κείνῳ τῷ φθονερῷ μεμφομένους ἀνέμῳ.

Antipatros von Thessalonike.

Einleitung.

Ach! wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da, und Schattengestalten:
Scheuchet auch die nicht fort! Lasst sie uns Genien seyn!

A. W. Schlegel.

I.

Musaeos der Athener.

Aus den dunkelsten Zeiten des Hellenischen Alterthums, wo selbst die allgemeinsten Formen der Anschauung unter widersprechenden Ueberlieferungen und wundervollen Sagen zu verschwinden drohn, leuchtet, gleich freundlichen Leitgestirnen, eine gewöhnlich eng verbunden gedachte Schaar menschlicher Heroen zu uns herüber, deren mildes Wirken nicht verdunkelt wird von dem kühnen Streben anderer Göttersöhne, die gleichzeitig des Erdenvolks noch wenig befestigtes Daseyn vor den Ungeheuern der Wildniss und vor noch wilderen Menschen schirmten. So wie es überhaupt der schöne Beruf geschichtlicher Darstellungen ist, das Andenken verborgen, aber ohne Ende fort wirkender Naturen frisch und geehrt zu erhalten; so gewinnen die alten hellenischen Barden und Mystagogen, von denen wir reden, dadurch noch höhere Bedeutung für uns, weil aus ihnen

die Keime der reinsten und vollendetsten aller Menschenbildungen hervorgegangen seyn müssen. Denn bey der herrlichen, nach unwandelbaren Naturgesetzen fortschreitenden Entwicklung der hellenischen Poesie, welche Sänger mussten nicht voraufgegangen seyn, ehe sich die Rhapsodien der Ilias und der Odyssee gestalten konnten? Und wer wird es nicht als schuldiges Weihopfer erkennen, wenn Einer der jetzigen Zeit, die jener vergangenen so tausendfach bedürftig ist, mit gebührendem Fleiss zu sammeln und zu ordnen bemüht ist, was wir Spätlinge noch über irgend einen Moment jener Jahrhunderte aus ehrwürdigen Denkmaalen zu sammeln vermögen?

Das Gedicht von Hero und Leandros, das wir unsern Freunden in einer neuen Uebersetzung darbieten, erinnert zunächst und ist oft in zu nahe Beziehung gebracht mit einem Barden der hellenischen Vorzeit, dessen Bedeutung im allgemeinen uns schon aus seinem ehrwürdigen Namen: *Musaeos*, kund wird [1]). Alles Uebrige aber, was seine Person und sein Leben angeht, ist dunkel und vielmals im Widerspruch mit sich selbst. Doch wird sich auch da, wo keine geschichtliche Helle zu gewinnen ist, das Chaos ver-

schiedenartiger, bedeutungsvoller Mythen entwirren, und unter einzelne Gesichtspunkte bringen lassen.

Alles, das gewohnte Verhältniss und Maas überschreitende in der Natur; alles, im Guten oder im Verderblichen, über die Grenzen des Alltäglichen hinaus gehende, auf unmittelbare Einwirkung der Gottheit zurück zu führen, ist eine Idee, die jeder organisch vom Physischen beginnenden Volksbildung zunächst liegt: zumal einem, wie die gesammten Pelasgischen Stämme, monarchisch beherrschten Volk: eine Idee, die nie ganz aus dem Hellenischen Leben verschwand; in ihrer Poesie aber, als dem reinsten Ausdruck der Natur, immer vorwaltete, und auch von den Römern angelernt wurde [2]). Unter den Heroen, in denen wahrscheinlich schon ihre Zeitgenossen den göttlichen Funken in seiner ganzen Herrlichkeit wahrnahmen, wird auch Musaeos uns genannt, und sein göttlicher Ursprung weihet sein ganzes Leben zu hohem Beruf. Mit tiefem Sinn nannte man ihn den Sohn der geheimnissvollen, im Dunkel milde waltenden, die Nächte erhellenden, jeder geheimen Weihe besonders holden *Selene* oder *Mene* [3]). Und wenn andere, vielleicht neuern, sich der gemeinen Wahrscheinlich-

keit etwas näher anschliessenden Sagen gefolgt, seine Mutter schlechthin *Nymphe* nennen, so ändert das an der bezeichneten Bedeutung nichts, da wir aus lauteren Quellen wissen, und eine Reihe griechischer Wortgebilde [4]) es bezeugt, dass die Nymphen als vorzügliche Beschützerinnen der Wahrsager und der Priester überhaupt anerkannt waren [5]).

So sein inneres Leben sinnvoll von einer göttlichen Mutter herleitend, scheinen die Alten um den Erzeuger seines äussern Daseyns weniger bekümmert gewesen zu seyn, und daher ihre verschiedenartigen Meinungen über seinen Vater. Spätere, dem Geist ihrer Zeitalter gemäss, allegorische Vermuthungen statt mangelnder Ueberlieferungen gelten lassend, machen ihn zum Sohn des *Orpheus* [6]), auch des *Linos* [7]). Aber es scheint nicht im Geist der Alten zu seyn, dergleichen Göttergaben, als den Musaeos zierten, vom Vater auf den Sohn vererben zu lassen. Die noch weniger begründeten, vielleicht erst spät aus verdorbnen Handschriften entsprungenen Angaben, die eines *Erechtheus* [8]) und eines *Eubtaeos* [9]) als seines Vaters gedenken, ganz übergehend, wenden wir uns nun zu dem Wahrscheinlichsten, wenn auch noch im-

mer nicht allem Widerspruch Entnommenen. Denn ausser den schon genannten schwankt die Sage noch zwischen dem *Eumolpos* [10]) und dem *Antiphemos*, oder, nach der epischen Verlängerung seines Namens, *Antiophemos* [11]). Ausser der Anzahl und dem Gewicht der hieher gehörigen Stellen des Alterthums, heissen uns auch zwey kleine Geschlechtsregister des Musaeos bey dieser Angabe verweilen, deren Eines [12]) seinen Stamm herabsteigender Folge also bezeichnet:

> Eumolpos. Keryx. Eumolpos. Antiphemos. Musaeos. Eumolpos der Hierophant, der die Eleusinischen Weihungen (μύησις) stiftete.

Das andere [13]) lautet so:

> Kerkyon, den Theseus wegen seines Weibes, der Helena, bekriegte. Ekphantos. Euphemos. Antiphemos. Musaeos.

Da sich das erste dieser beyden Zeugnisse durch sein Alter sowohl, als durch seine Genauigkeit vorzüglich empfiehlt, so mögte man nicht ohne historische Wahrscheinlichkeit den *Antiphemos* als Vater des Musaeos feststellen dürfen: zumal da sich die Sage vom Eumolpos hiemit gar wohl vereinbaren lässt: umgekehrt aber die häufige Erwähnung des dunkeln Antiphemos unerklärlich bleiben würde.

Die erste der beyden mitgetheilten Stammtafeln nämlich zeichnet unter den Ahnherren des Musaeos zwey Eumolpe auf, und ihr Verfasser nennt den Musaeos ausdrücklich einen Eumolpiden, womit andere Zeugnisse übereinstimmen [14]). Demnach wird der alte, viel gefeyerte Eumolpos als der Stammherr seines Geschlechts, der weniger berühmte Antiphemos aber als sein Vater zu betrachten seyn; und ist es ganz in der Ordnung, dass er am häufigsten nach dem namhaftesten seiner Altvorderen angeführt wird [15]). Hierbey dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dass kein Alter eine Gattinn des Antiphemos nennt, indem Selene nicht anders als dem Eumolpos, Nymphe aber einmal dem zweifelhaften Euktaeos, das andremal dem eben so unsichern Erechtheus verbunden erscheint [15b]): so dass wir also eigentlich nur die mütterliche *Abkunft* seines Stammes wissen, was aber an der Hauptsache, der zum Grunde liegenden schönen Deutung, nichts ändert, sie vielmehr in ein heiligeres Dunkel würdig hinaufrückt. Ein obenangeführtes Zeugniss des Platon, Republ. 2. T. 6. p. 221. begünstigt unsre Meinung.

An die Frage nach seinen Stammherren schliesst sich am natürlichsten die nach dem

Lande seiner Geburt; aber auch hier finden wir widersprechende Meinungen auszugleichen, indem die alten Urkunden zwischen Thrakien, Athen und Eleusis schwanken[16]). Thrakien war einmal das dunkle Land, von woher sich so manches Unbegreifliche, Geheimnissvolle durch die Griechenstämme bildend und fruchtbringend verbreitete, dass man sich bald gewöhnte, die Ursprünge alles Höheren, namentlich die göttlich verehrten Sänger vor der Bildung der Ionischen Schule, von dorther abzuleiten. Zu diesem allegorischen Grunde gesellt sich ein kräftigerer historischer, indem uns aufbewahrt ist, dass der erste Stammherr des Eumolpiden ein Thraker war[17]), Poseidons und der Chione Sohn, der aber sein Vaterland verliess, nach Attika zog, und in Eleusis, wo noch der späte Pausanias sein Grabmaal sah, Priester der Demeter wurde. Demnach dürfen wir annehmen, dass Musaeos nicht wirklich in Thrakien geboren wurde, ohne darum die alten Zeugnisse zu verletzen, und bleibt jenes wunderreiche Land, dessen Beziehung auf unsern Sänger wir uns nicht mögten entreissen lassen, in eben dem Sinn seine Heimath, in welchem Eumolpos sein Vater heisst. Ob wir nun Athen, ob wir Eleusis zum Ort seiner

Geburt machen, ist schon gleichgültiger, da beyde doch in Einer Landschaft lagen: doch könnte man sich geneigt fühlen, das letztere anzunehmen, als das bestimmtere, und das erste im Allgemeinen vom Attischen Gebiet deuten. Aber Pausanias [18]) macht das Gegentheil glaublicher. Denn noch zu seiner Zeit nannte man eine Gegend Athens, der Akropolis gegenüber, ohnfern des Peiraeeus, *Museion* nach dem Musaeos, der dort gesungen habe, dort auch gestorben und begraben sey. Nicht im Widerspruch steht die alte Grabschrift [19]):

Εὐμόλπου φίλον υἱὸν ἔχει τὸ Φαληρικὸν οὖδας
Μουσαῖον, φθίμενον σῶμ' ὑπὸ τῷδε τύφῳ.

Jenen Musaeos, den theueren Spross des Eumolpos, umschliesset
Unter dem Stein im Tod hier die Phalerische Flur.

So kann denn die Angabe von Eleusis sich auf seine Theilnahme an den dortigen Mysterien beziehn; kann aber auch von einem Tempel der Demeter in Athen herrühren, den man *Eleusinion* hiess [20]), und in dem er Priester gewesen zu seyn scheint; oder endlich aus dem Zusammentreffen beyder Um-

stände entsprungen seyn. Und so hätten wir bey dieser Gelegenheit gleich die beyden Endpunkte seines Lebens zusammengefasst, da, ausser dem Ebenerwähnten, nichts über seinen Tod bekannt ist. Wir haben also nun noch das zu erwähnen, was zwischen beyden liegt[21]).

Das Bedeutendste, aber leider auch das Dunkelste, ist seine Verbindung mit den Eleusinischen Mysterien, deren Stiftung sogar ihm zugeschrieben wird[22]). Wäre aber auch dem grade nicht also, so ist doch nicht zu streiten, dass sein ganzes Geschlecht als besonders begünstigt von der Demeter, und im Besitz geheimnissvoller Weihungen geglaubt wurde[23]): wären auch die eigentlichen Eleusinien erst nach seinem Tode, und durch seinen Sohn, den jüngeren Eumolpos, angeordnet, wovon weiter unten. Hieran zu knüpfen ist auch die Sehergabe, die ihm eigen war, und von der das ganze Alterthum voll ist[24]): hieran auch sein hoher poetischer Ruhm, der seinen Orakeln göttergleiche Unverletzlichkeit erwarb. Hier scheint auch das Band gelegen zu haben, das ihn mit dem Orpheus, dem Linos und andern, auch spätern Barden vereinigte, denen ihn die Alten so gern beygesellen[25]). Aber wer dürfte es wagen,

tiefer in die Geheimnisse schauen zu wollen, die schon in verwandtern Menschenaltern sich durch grauenvolle Schrecknisse dem Blick des Ungeweihten unzugänglich machten, und auch heut zu Tage ihre furchtbare, hirnzerrüttende Kraft in vollem Maass an denen bewähren, die neuen Orgien haben vortanzen wollen:

πολλοὶ γὰρ Ναρθηκοφόροι, Βάκχοι δέ τε παῦροι [26]).

Dass auch Orpheus Genosse der Eleusinischen Weihungen gewesen, war alte Sage, so dass einige ihn sogar für den Urheber derselben ansahn [27]). So hatten beyde, auch ohne Blutsbande, einen bedeutenden Mittelpunkt gemeinsamer Thätigkeit, in welchem ihre heiligsten Bestrebungen sich in so vollerer Kraft berührten, als sonst eben keine Gelegenheit war, das Innere durch vielfache Anregung von Aussen her zu vereinzeln und zu zerstückeln. Ein abhängigeres Verhältniss nennen die Alten, indem einige ihn zum Lehrer [28]), andere zum Schüler [29]) des Orpheus machen, dem er in dieser Hinsicht auch den Erstling seiner poetischen Begeisterung gewidmet habe [30]). Aber dieser auffallende Widerspruch selbst, verbunden mit andern Zeugnissen [31]), die nur von gegenseitiger

Freundschaft reden, lässt uns annehmen, dass sie, dem reinpraktischen und energischen Sinn der antiken und aller ächten Freundschaft gemäss, gegenseitig von einander lernten an milder Weisheit und gemüthvoller Kunde der Natur. So entwickelte sich die vollkommne Aehnlichkeit in dem Denken und Wirken der beyden, die in ohngefährer Altersgleichheit eine Befestigung mehr gefunden haben mag. Was aber aus diesen vereinten Naturen Herrliches eingeflossen in die nachmalige stralende Entfaltung des Hellenengeistes, liegt in tieferem Dunkel, da sie selbst es nöthig fanden, sich dem Auge der Welt in heiliger Nacht zu entziehn, und das Wenige, was kundbarer geworden, gewiss nicht das Beste, vielleicht kaum Aechtes, durch christliche Ueberlieferungen in misslichem Zustand auf uns gekommen ist. Darum wird ihrer nur tadelnd gedacht, als der ältesten Physiologen [32]) oder Theologen [33]), die als die eigentlichen Urheber alles Polytheïsmos zu betrachten seyen, und deren ganze Lehre darauf hinausgehe, die Gottheit herabzuziehn zu den Menschen, indem sie das gesammte Wirken derselben als behaftet mit menschlichen Schwächen und Fehlern darstellten [34]): eine Klage, die der Eleatiker Xenophanes von

Kolophon schon gegen den Homeros und Hesiodos erhoben hatte[35]). Oder man begnügt sich auch bey den äusserlichsten Nebendingen, und erzählt uns, vom Orpheus und Musaeos rührten die mystischen Chortänze her[36]); oder berichtet von so unbedingter, wechselseitiger Nachahmung, dass auch Musaeos sich weigerte, bey den Pythischen Spielen hinab zu steigen auf den Kampfplatz, weil Orpheus, auf seine Weihung stolz, vor ihm eben so gethan habe[37]).

Nur die Erzählung von Orpheus schönstem Gut, seiner siebensaitigen Lyra, ist von tieferer Bedeutung. Hermes, ihr Erfinder, schenkte sie als angemessenere Zier dem Apollon: dieser gab sie dem Orpheus, und Orpheus bey seinem Tode reichte sie dem Musaeos, seinem Erben[38]). Oder nach einer andern Ueberlieferung[39]): als die Mänaden den Orpheus vom Berg Pangaeos ins Meer gestürzt, und die Fluthen seine tönende Lyra wieder ans Gestade getragen hatten, fanden die Musen die verwaiste, und gaben sie dem Musaeos zum Besitzthum. Und aus dieser Sage mögte sich mit einiger Zuversicht schliessen lassen, Musaeos sey gemeiniglich etwas jünger als Orpheus gedacht, weshalb er auch die priesterliche Weihung aus dieses

Händen empfangen[40]). So vielfach ausgestattet, durch hohe Abkunft, und nachmals noch durch besondere Götterhuld, deren er sich durch schöne Anwendung des Angeborenen werth gemacht hatte, steht er in einem reichbegabten Leben beglückt da: gleichsam ein Vorbild dessen, was sein Vaterland durch ihn und gleichgesinnte Heroen zu werden bestimmt war; beglückt von aussen, tiefer Einsicht voll, geehrt bey den Menschen, von den Musen mit vorzugsweiser Liebe ausgeschmückt, und sein Beginnen von allen Göttern begünstigt. Ja schon bey seinem Leben sehn wir ihn losgekettet von der Erdscholle, sehn wir ihm den Weg in leichtere Bezirke aufgethan: denn Boreas hatte ihm, ein Symbol seines geflügelten Geistes, der ihn hinweg hob über das enge Loos der Erdenbewohner, Fittige verliehen, die ihn in schnellem Flug durch die Lüfte trugen[41]).

So wie nun besonders die Späteren bemüht waren, mit einem nicht eben zu tadelnden Streben die Quellen aller besonderen Weisheit aus dem Orient, namentlich aus Aegypten herzuleiten: so ist uns auch von ihm aufbewahrt, er sey, wie Orpheus[42]), in dieses Land vielfacher Erkenntniss gepilgert gewesen, ohne uns jedoch näher zu belehren

über den Erfolg dieser Wanderung [43]). Erwägt man aber den Gang der Aegyptischen Cultur, wie sie so ganz das Gegentheil war von der edeln Griechischen; so darf man die Ausbeute wohl ziemlich gering annehmen, und das beste zurückführen auf die innere Volkskraft.

Aus dieser Sage von einer Reise des Musaeos nach Aegypten scheint eine gleichfalls neue, sonderbare Verwechslung entsprungen zu seyn, Musaeos nämlich sey nichts als der Griechisch umgebildete Name des *Moses* [44]); auch habe man ihn *Hermes* genannt, und seyen die Hellenen durch ihn mit der Schifffarth, mit mancherley Geräth für Krieg und Frieden, ja mit Religion und Philosophie zuerst bekannt geworden [45]).

Aber wir verlassen diess Gewirre, weil noch ein anderes Verhältniss des Musaeos zum Leben übrig ist, dessen wir zu gedenken haben. Einer der sinnreichsten und zierlichsten Dichter des Alterthums, der Elegiker Hermesianax [46]), wohlbewandert in den ältesten Sagen seines Volks, gedenkt in dem herrlichen Bruchstück, das uns erhalten ist, und Eros Siege über alle Sänger und Weisen von Hellas darstellt, auch der Liebe des Musaeos zur *Antiope*, in welcher mehrere Ge-

lehrte [47]), durch den Namen verführt; die berühmte Heroïne Antiope, die Tochter des Nykteus und der Polyxo, gesucht haben. Aristoteles dagegen, an einem freylich bedenklichen Ort [48]), nennt die *Deïope* als Gattinn des Musaeos, zweifelt aber selbst, ob sie nicht etwa Triptolemos Mutter gewesen sey; wogegen Istros [49]) sie wieder zur Tochter des Triptolemos und zu Eumolpos Mutter macht: und auch Pausanias [50]) gedenkt ihrer vorübergehend bey Gelegenheit des Triptolemos, den er jedoch an demselben Ort zum Sohn des Okeanos und der Ge macht. Den Mythos von der Deïope, sagt er, übergehe er; und so sind wir über sie ganz im Dunkel. Denn auch die Nymphe Deïopeia [51]), die Tochter des Nereus und der Doris, hilft uns nicht weiter.

Die Erzählung beym Hermesianax erregt dadurch grosse Bedenklichkeiten, dass jenes ganze Bruchstück in der unvollkommensten Gestalt auf uns gekommen ist, und mehr als irgend ein Denkmaal des Alterthums der Conjecturalkritik Raum giebt. Und grade die Stelle vom Musaeos und der Antiope, die hier nach der ursprünglichen Schreibung, und in A. W. Schlegels geistreicher Uebersetzung [52]) stehe, gehört unter die ganz verzweifelten:

οὐ μὴν οὐδ' υἱὸς Μήνης ἀγέραστον ἔθηκεν
Μουσαῖος, Χαρίτων ἥρανος, Ἀντιόπην,
ὅτε πολυμνήστησιν Ἐλευσῖνος παρὰ πέζαν
εὔσμον χρυσείων ἐξεφόρει λογίων,
Ῥάριον ὀργίων ἀνέμῳ διαποιπνύουσα
Δήμητρα· γνωστὴ δ' ἐστὶ καὶ εἰν ἀΐδῃ.

Auch der Mene Sohn liess unverherrlicht im Liede
Nimmer Musaeos, der Huld Liebling, Antiopen seyn,
Die, an Eleusis Fuss, der gefeyerten Mutter und Tochter
An mit geheimem Sinn stimmte das Jubelgeschrey,
Wann sie Demetern dienend, der Rharischen, festlichen Klanges
Orgien hielt: sie ist selbst noch im Hades berühmt.

Nur soviel sieht man deutlich, dass Musaeos Liebe mit den Eleusinischen Mysterien, wahrscheinlich mit ihrer ersten Einsetzung durch die Demeter selbst, in Verbindung gebracht wird: und da keine der vier, in der Hellenischen Mythologie genannten Antiopen [s 3]) in diesen Zusammenhang passt, so muss man, nach dem Obengesagten, wohl geneigt werden, beym Hermesianax die Deïope zu suchen, obgleich wir die Art einer solchen Ver-

besserung nicht nachzuweisen vermögen. Da offenbar eine Deïope in die Sagen vom Triptolemos gehörte, und, wie wir im nächsten Abschnitt sehn werden, ein episches Gedicht des Musaeos auf den Triptolemos bekannt war; so liesse sich diess gar gut mit jener Stelle des Hermesianax verbinden, wüssten wir nur die Antiope aus dem Text zu bringen. Wenn auf diese Weise auch alles gegen eine wirkliche Liebe des Musaeos zu der Demeterissa Deïope, seiner ehrwürdigen Ahnfrau, stritte; so würde das doch kein Hinderniss machen, da Hermesianax [54]) ja ungleich kühner den Hesiodos um die Askraeische Jungfrau *Eoie* werben lässt.

Unbestritten dagegen ist die Sage, *Eumolpos*, der jüngste dieses Namens, der die Eleusinische Myesis gestiftet, sey sein Sohn [55]), und der Herausgeber der väterlichen Gesänge gewesen. Die Kunde, dass jene Weihungen von ihm herrührten, steht nur in scheinbarem Widerspruch mit dem höhern Alter derselben: denn hier ist nur von der *kleineren* [56]) Myesis die Rede, die Eumolpos der jüngere dem Herakles, der sich um Athen vielfach verdient gemacht hatte [57]), zu Gunsten stiftete. In die eigentlichen Mysterien nämlich wurden nur eingeborene Athener auf-

genommen: da aber Herakles, befleckt vom Blute des Kentaurs Nessos, Reinigung davon suchte, bevor er sich zu neuen Heldenfahrten anschickte, soll Eumolpos dadurch zur Einrichtung der kleineren Eleusinien veranlasst seyn, zu denen auch Ausländer gelassen wurden, und die mit der Einweihung des Herakles begannen [58]): obgleich auch hierin abweichende Sagen herrschen [59]), wahrscheinlich aus Verwechslung der Eumolpe entsprungen.

Wir gehn nun zur Aufzählung der, meistens poëtischen, Werke fort, die das Alterthum, mit mehr oder weniger Glauben, unter seinem Namen besass: da wir alles aufgezeichnet haben, was über sein äusseres Leben bis auf uns gekommen ist.

Anmerkungen.

1) Vom Eumolpos dem Thraker mindestens berichtet Strabon. 10. p. 722. Almeloveen. ausdrücklich, er habe den Namen von der Lieblichkeit seines Gesangs erhalten. Offenbar ähnliche Beziehungen walteten ob bey den Namen Musaeos, Demodokos, Phemios, Palaephatos, Terpander, Phemonoë.

2) Ausführlicher hat der Uebersetzer davon gesprochen zum Persius. Th. 1. p. 208. 334.

3) Musaeos, Sohn der *Selene*, nach Platons Republ. 2. T. 6. p. 221. Bip., nach Philochoros beym Scholiasten zu Aristophanes Fröschen. 1033. Proklos zu Platons Timaeos. 1. p. 34. Bas. 1534. und derselbe nennt ihn p. 51. *Σεληνιακός*; folgendes, unserer Meinung sehr günstiges beyfügend: *ὁ Πορφύριος ἐν Σελήνῃ τὴν Ἀθηνᾶν ὑποτίθεμενος ψυχὰς ἐκεῖθεν καταίνας φησὶ, τό τε θυμοειδὲς, ἅμα δὲ τὸ πρᾶον ἐχούσας. καὶ διὰ τοῦτο φιλοσόφους καὶ φιλοπολίμους εἶναι τοὺς τῶν ἐν Ἐλευσῖνι μυστηριαγωγούς· ἐπείπερ καὶ ἀπὸ Μουσαίου τοῦ Σεληνιακοῦ τὸ γένος τοῖς ἐν Ἐλευσῖνι τῶν μυστηρίων ἡγουμένοις εἶναι φησί.* Sohn der *Mene* nach Hermesianax. 15. beym Athen. 13. p. 597. D. Orpheus beym Iustinus Martyr. paraenet. p. 77. (p. 467. in Herm. Orph.) Sohn der *Luna* nach Servius zu Virgil. Aen. 6, 667. Sohn der *Nymphe* nach Eusebius Chronikon. p. 47. b. Pontaci. und Synkellos. p. 153. C.

4) *νυμφαῖος. νυμφόληπτος. νυμφολήψια.* vergl. Iulius Polydeukes. 1, 19. p. 14. Hemsterh. Salmas. zum Solinus. p. 132. A. Spanheim zu Kallim. hymn. in Del. 85. T. 2. p. 437. Ern.

5) Pausanias. 10, 12, 6. von der Korykischen Grotte erzählend, berichtet, Eukloos der Kyprier, Musaeos, Lykos, Pandions Sohn, und Bakis aus Boiotien haben von den Nymphen die Sehergabe empfangen. Und Plutarchos im Aristeides. T. 1.

p. 325. D. Francof. gedenkt eines Orakels der Sphragitischen Nymphen am Kithaeron. Siehe auch van Goens prolegg. zum Porphyr. de Nymph. antro. 2, 8. und Pausanias. 10, 5, 3.

6) Diodoros Sic. 4, 25. Servius zu Virg. Aen. 6, 667. Cassiodor. var. epist. 2, 40. Iustinus Martyr. paraenet. p. 77. Hutchin.

7) Servius zu Virg. Aen. 6, 667.

8) Hieronymus Uebers. von Eusebios Chronicon. p. 47. b. Pontac. Der Name ist aber in den Handschriften im höchsten Grade verdorben, und wahrscheinlich *Eumolpos* zu lesen, wenn nicht Hieronymus den ohngefähr gleichzeitigen König Erechtheus von Athen als chronologische Bestimmung hat namhaft machen gewollt. vergl. die Parische Marmorchronik. ep. 10. l. 27.

9) Georg. Synkellos Chronogr. p. 153. C. ed. Iac. Goar. Paris. 1652. wo aber wohl Eumolpos zu schreiben, wegen p. 156. D.

10) Museos Grabschrift beym Schol. zu Aristoph. Fröschen. 1033. und beym Diogenes von Laerte. 1, 3. (in Brunks Analekten. T. 3. p. 253. nr. 485.) Synkellos p. 156. D. Pompon. Sabinus zu Virg. Aen. 6, 667. Philochoros beym Schol. zu Aristoph. a. a. O.

11) Androtion beym Schol. zu Sophokles Oidipus auf Kolonos. 1051. Suidas in *Μουσαῖος*. T. 2. p. 578. Küster. und Eudokia. p. 303. Villois. die den Suidas ausgeschrieben. Antiophemos aber heisst er beym Verfasser des Orphischen Argonautengedichts. 310. und beym Pausanias. 10, 5, 3. 10, 12, 6.

12) Androtion beym Schol. zu Soph. Oidip. auf Kol. 1051. Den alten Thrakischen Eumolpos verwechselt Suidas in *Εὐμολπίδαι* mit dem Sohn des Orpheus.

13) Suidas in *Μουσαῖος*. T. 2. p. 578. und nach ihm Eudokia. p. 303. aus welcher die Worte des Suidas zu verbessern, und zu lesen ist: *ὃν κατεπολέμησεν ὁ Θησεὺς ὑπὲρ τῆς Ἑλένης γυναικός*, wonach ich übersetzt habe. Ein höchst wichtiges Exemplar des Küsterschen Suidas, an dessen Rand Jacob Gronov eigene Bemerkungen und besonders die Lesarten zweyer Leidner Handschriften verzeich-

net hat, giebt hier keine Auskunft. Es befindet sich in der reichen Bibliothek des Herrn Chrn. Ludw. Lenz, Directors des Weimarschen Gymnasiums, dem ich bey dieser Gelegenheit für den mir mit der höchsten Gefälligkeit freygestellten unbeschränkten Gebrauch seiner literarischen Schätze öffentlich zu danken mich gedrungen fühle. Vergleiche auch Suidas unter *Εὔμολπος*. T. 1. p. 897.

14) Parische Marmorchronik. ep. 15. lin. 28. Hier wird zwar nur seines Sohns Eumolpos gedacht, aber davon lässt sich mit Sicherheit ein Schluss rückwärts machen.

15) So heisst Solon, der Sohn des Exekestides, (Menage zum Diog. Laert. 1, 45.) beym Suidas in ΣΟΛΩΝ. der Kodride: denn statt des sinnlosen *Κοφρίδης* ist ohne Zweifel *Κοδρίδης* zu lesen: *ἦν γὰρ Κοδρίδης τὸ ἀνέκαθεν*, sagt Plutarchos im Solon. T. 1. p. 78. F. Dass aber Musaeos in der oben angeführten Grabschrift gradezu *υἱὸς Εὐμόλπου* genannt wird, darf uns nicht irren, da bey den Griechen alle die Verwandtschaftsbenennungen sehr schwankend sind; (siehe über *γαμβρός* Brunck zu Sophokles König Oidip. 70. Barnes zu Eurip. Rhes. 260. über *πενθερός* Brunck im Lex. Sophocl.) die Bezeichnungen *πατὴρ* und *υἱός* aber enthalten ganz im Allgemeinen den Begriff der Descendenz und der Ascendenz. Ersteres bezeugen schon die Lexica; letzteres häufig die Tragiker, auch Lukianos. Dial. mar. 11. T. 1. p. 318. Hemsterh. wo Solanus Verbesserung *νἱωνὸν* für *υἱὸν* überflüssig ist.

15 b) Aus dem Justinus Martyr paraenet. p. 77. scheint hervorzugehn, man habe den Musaeos auch als Sohn des Orpheus von der Mene gedacht: aber es scheint nur so.

16) Der ersten Meinung ist Aristoxenos in den Praxidamantiern beym Harpokration unter *Μουσαῖος*. p. 121. Gronov. und Strabo. 10. p. 722. der alle alte Barden von dorther gekommen glaubt: der andern Pompon. Sabin. zu Virg. Aen. 6, 667. der letzten Harpokration a. a. O. und Suidas.

17) Akesodoros beym Schol. zu Soph. Oidip. auf Kol. 1051. Pausanias. 1, 38, 3. 2, 14, 2. Suidas und

Etymol. magn. unter *Εὐμολπίδαι.* Unbedeutend ist eine abweichende Meinung des Clemens von Alexandria. protrept. p. 17. Potter, wo er erzählt, Eumolpos sey Eingeborner von Eleusis gewesen, und Demeter selbst habe ihn mit vier andern, gleichfalls einheimischen Landleuten zu ihrem Dienst geweiht. Im Homerischen Hymnos auf Demeter. 474. und beym Pausan. 2, 14, 2. heisst es blos, Demeter selbst habe ihn nebst noch einigen Eleusiniern eingeweiht.

18) Pausan. 1, 25, 6.

19) Beym Schol. zu Aristoph. Fröschen. 1033. und beym Diog. Laert. 1, 3. in Brunckς Anal. T. 3. p. 253. nr. 485. Auch Pompon. Sab. zu Virg. Aen. 6, 667. bezeugt, Musaeos sey zu Phalera gestorben.

20) Seiner gedenkt Pausanias. 1, 14, 2. Ein anderer desselben Namens war in Sparta. Pausan. 3, 20, 6. Und Diodor. von Sic. 4. 25. sagt ausdrücklich, Musaeos sey Priester der Athenischen Demeter gewesen. Auch Tertullian. apologet. 21. p. 30. Herald. berichtet, er habe die ersten Mysterien in Athen gestiftet.

21) Der Vollständigkeit wegen, und um nicht, wenn wir schwiegen, nachlässig zu erscheinen; bemerken wir hier, dass es ein eitles und fruchtloses Bemühn seyn würde, die Sage vom Musaeos einem chronologischen Leisten anpassen zu wollen. Die Parische Marmorchronik. ep. 15. l. 28. erwähnt nur seines Sohnes Eumolpos, und der Bekanntmachung der Musaeischen Gesänge durch diesen. Die Jahreszahl zu dieser Epoche ist verstümmelt: der Name des Athenischen Königs fehlt. Aber die Epoche vorher nennt den Erechtheus als König von Athen, und fällt mit dem dreyzehnhundert neun und neunzigsten Jahr vor Christus zusammen. Euseb. chron. p. 47. b. setzt ihn 480 Jahre nach Abraham: unter den zweyten Kekrops Synkellos. p. 155. C. Suidas und Eudokia. p. 303. Uebereinstimmend hiemit ist auch Clem. Alex. strom. 1. p. 381. wo er ferner als gleichzeitig anführt den Akrisios, Pelops Auswanderung aus Lydien, Ions Ankunft in Athen, Orpheus, die Thaten des Bakchos und Perseus. Die

ganze Stelle ist ausgeschrieben von Euseb. praepar. evang. 10, 12. p. 498. Viger. Kurz vor den Trojanischen Krieg endlich setzt ihn Euseb. praep. evang. 10, 4. p. 469. Etwas später aber Aelian. var. hist. 14, 21. indem er ihn und Orpheus ohngefähr zu Zeitgenossen der Syagros macht, der zuerst vom Trojanischen Krieg gesungen haben soll. s. Fabric. bibl. graec. T. 1. p. 291. Harles. und Eustathius zur Ilias. T. 1. p. 9. Polit. p. 4. Rom. stimmt bey. Saxe im Onomast. T. 1. p. 8. setzt ihn 1253 Jahre vor Christus.

Meursius Att. Lectt. 2, 19. sucht sich dadurch zu helfen, dass er aus dem Einen Musaeos mehrere, hinter einander lebende macht, unter denen er die einzelnen Notizen willkührlich genug vertheilt, und ist ihm schon von Fabricius bibl. gr. T. 1. p. 122. bestimmt widersprochen: das Mistliche und Vergebliche einer solchen Operation haben die neuesten Forschungen über die Homerischen Gesänge ins hellste Licht gesetzt; und ist auch der freylich unkritische Suidas zu tadeln, wenn er aus dem Lysias gegen den Mixidemos, der aus Uebermuth einen Sklaven Musaeos, einen andern Hesiodos benahmt hatte, einen vom Eleusinischen Musaeos verschiednen *Philosophen* des Namens aufführt: auch begreift man nicht, wie er eigentlich zu diesem Irrthum kommt, da er die ganze Stelle aus dem Aelius Harpocration. p. 121. abgeschrieben, wo nichts von Philosophen zu lesen, und unser Musaeos aufs deutlichste bezeichnet ist. Viel eher mögte man dem Cleyh. Io. Vossius de arte poet. 13. p. 78. beytreten, der die Existenz eines Musaeos ganz ablaugnet, wie Neuere, mit und ohne Sinn, beym Homeros, und schon der scharfprüfende Aristoteles nach Cicero de nat. Deor. 1, 38. beym Orpheus gethan.

Wir werden uns daher nicht abmühn, obige chronologische Widersprüche zu beseitigen: bemerken aber, dass die Sage vom Eumolpos, über dessen Vielfachheit wir ein für allemal auf Meurs. Elensin. p. 6. und auf Heyne zum Apollodoros. 2, 5, 11. und 3, 15, 4. verweisen, offenbar älter ist als die vom Musaeos, den wir überall mehr als einen

Begriff, denn als eine Person zu betrachten fortfahren werden.

22) Vom Pausanias. 9, 30, 3. Proklos zu Plat. Tim. 1. p. 51. und vom Tertullian. apologet. 21. p. 80. Herald.

23) Siehe Anmerkung 17.

24) Herodot. 7, 6. 8, 98. Plat. Protag. T. 3. p. 100. Bipont. Sophokles beym Schol. zu Aristoph. Fröschen. 1035. und viele Spätere, von denen im zweyten Abschnitte ausführlicher geredet wird.

25) Zugleich mit dem *Orpheus* nennen ihn Platon. Protag. T. 3. p. 100. Ion. T. 4. p. 191. Republ. 2. T. 6. p. 221. Aristeides im Lob des Bakchos. T. 1. p. 51. R. Steph. Lukian. de saltat. 15. T. 2. p. 277. Euseb. praep. evang. 10, 12. p. 498. Simplic. zu Aristot. vom Himmel. p. 139. Ald. Servius zu Virg. Aen. 6, 667. mit dem *Orpheus* und *Linos*: Sextus der Empiriker. adv. mathem. 1, 204. Clem. Alex. strom. 1. p. 383. Euseb. praep. evang. 10, 4. p. 469. und 10, 12. p. 500. mit *Orpheus* und *Thamyris*: Strabo 10. p. 722. mit *Orpheus*, *Homeros* und *Hesiodos*: Plato. apol. Socr. T. 1. p. 94. und danach Euseb. praep. evang. 13, 10. p. 662. mit *Philammon*, *Thamyris*, *Linos*, *Amphion*, *Orpheus*, *Demodokos*, *Phemios* und andern: Tatian. adv. Graec. 62. p. 136. den Euseb. praep. evang. 10, 11. p. 495. ausgeschrieben.

26) Clem. Alexandr. Strom. 5. p. 656.

27) Diodor. von Sic. 5, 77. Derselbe nennt 1, 29. den Aegyptier Erechtheus.

28) Artapanos beym Euseb. praep. evang. 10, 8. p. 480. Clem. Alex. strom. 1. p. 397. welche letztere Stelle Potter, mit der erstern unbekannt, ohne Noth angegriffen und emendirt. Auch Suidas scheint sich mit der Eudokia bisher zu neigen: *μαθητὴς Ὀρφέως, μᾶλλον δὲ πρεσβύτερος*, sagt er.

29) Tatian. adv. Graec. 61. 62. 63. Euseb. praepar. evang. 10, 11. p. 495. Synkellos. p. 155. C. Der Verfasser des orphischen Argonautengedichts. 310. lässt den Orpheus erzählen, der Sohn des Aeson habe ihm geboten, den Musaeos zum Genossen der

hohen priesterlichen Weihe zu machen, worauf sich Hermeias zu Platons Phaedros bezieht. s. Anm. 31.

30) Servius zu Virg. Aen. 6, 667.

31) Hermeias in seinem noch nicht edirten Commentar zu Platons Phaedros sagt: *ἐρωτικώτατός τε ἐστιν, ὡς αὐτὸς λέγων φαίνεται, πρὸς τὸν Μουσαῖον, καὶ προτείνων αὐτῷ τὰ θεῖα ἀγαθά, καὶ τελειῶν αὐτόν.* Auch können hier die an den Musaeos gerichteten Orphischen Verse genannt werden: die *Διῒ* vor den Hymnen. Fragm. 2. und 37.

32) Simplicius zum Aristot. vom Himmel. p. 139.

33) Euseb. praepar. evang. 10, 4. p. 470. Iustinus Martyr. paraenet. p. 77. Servius zu Virg. Aen. 6, 667. Dass schon Platon die Meinungen dieser Alten, wenigstens zum Theil, verworfen, sagt Chalcidius zu Plat. Tim. p. 220. Meurs. wahrscheinlich in Bezug auf den Protagoras. T. 3. p. 100. und die Republik. 2. T. 6. p. 221. Iustin. martyr paraenet. p. 77. nennt den Orpheus ausdrücklich als den ersten Polytheisten. Und schon Isokrates im Lob des Busiris. p. 543. Wolf. 1587. versichert, Orpheus sey zur Strafe für seine frevelhaften Göttermährchen von den Thrakischen Weibern zerrissen.

34) Origenes gegen den Celsus. 1. p. 14.

35) Sext. Empir. adv. mathem. 9, 193. Timon der Phliasier bey demselben. Pyrrhon. Hypotyp. 1, 224. Aehnlichen Tadel erhebt Herodot. 2, 120. gegen den Urheber der Kyprischen Gesänge. Siehe auch Victorii varr. lectt. 35, 10.

36) Lucian. de saltat. 15. T. 2. p. 277.

37) Pausanias. 10, 7, 2.

38) Theon zu Aratos Phaenom. 268. Weniger vollständig beym Schol. zu den Arateis des Germanicus Caesar. T. 2. p. 66. Buhle., Nikomachos von Gerasa. Enchir. Harmon. 2. p. 29. und Philodemos über die Musik, in den Herkulanischen Rollen. Neap. 1793. T. 1. p. 131, 9.

39) Schol. zu German. Arat. T. 2. p. 67. Eratosthenes, in den Katasterismen. 13. und beym Hyginus. poet. astron. 2, 7. p. 139. Staveren. erzählt dagegen, des Orpheus Lyra sey nach seinem Tode von den Musen unter die Gestirne versetzt worden.

40) Doch mögte diese Idee, die den Musaeos zum Schüler des Orpheus machen wurde, die neuere, von späteren Orphikern geflissentlich verbreitete seyn: denn sie hat nur Orphische Zeugnisse für sich: Argonaut. 510. *Εὐχή*, zu Anfang. Fragm. 1. und 37. Herm. und die in der 31sten Anm. mitgetheilte Stelle des Hermeias, die aus einer der Orphischen geflossen ist. Auch ist sie gewissermaassen im Widerspruch mit seiner Abkunft von der Selene und dem Eumolpos, durch die er schon geweiht war.

41) Pausanias. 1, 22, 7. las die Sage in einem alten Gedicht, das er dem Onomakritos zuschreibt; auch sah er in der Vorhalle der Athenischen Akropolis ein Wandgemählde vom Timaenetos, das sich darauf bezog. Vergleiche Voss mythol. Briefe. T. 2. p. 52.

42) Diodor. von Sic. 4, 25.

43) Diodor. beym Euseb. praepar. evang. 10, 8. p. 480. woraus dieselbe Nachricht des Pompon. Sabin. zu Virg. Aen. 6, 667. geflossen scheint. Die Stelle beym Eusebios ist wahrscheinlich verstümmelt. Denn bey allen den übrigen dort aufgezählten Griechen, die auch in Aegypten gewesen seyn sollen, ist der Erfolg ihrer Wanderung näher angegeben: bey dem einzigen Musaeos nicht. Da nun an jener Stelle der Einfluss gezeigt werden soll, den Aegypten auf Hellas gehabt: so ist entweder eine Lücke im Text, oder auch der Name Musaeos erst durch die Abschreiber eingewandert, wozu die Erwähnung des Orpheus, Homeros u. a. leichten Anlass geben konnte.

44) Artapanos beym Euseb. praep. evang. 9, 27. p. 432. wo ihm gradezu jüdischer Ursprung aufgedrungen wird. Der Pythagoreer Numenios ebendaselbst 9, 8. p. 411. scheint von dieser Aussage fest überzeugt gewesen zu seyn, indem er den Musaeos schlechthin Moses nennt.

45) Artapanos beym Euseb. praep. evang. 9, 27. p. 432.

46) Hermesianax. 15 — 20. beym Athenaeos. 13. p. 597. D.

47) Dalechamp. zum Athen. p. 779. und der jüngere Burmann zum Propert. 2, 21, 51. p. 420. a. Santen: widerlegt von Ruhnken. epist. crit. p. 287. und von Ilgen. opusc. philol. T. 1. p. 280.

48) Aristot. de mirab. auscult. 143. p. 291. Beckm. *φασὶν, οἰκοδομούντων Ἀθηναίων τὸ τῆς Δήμητρος ἱερὸν τῆς ἐν Ἐλευσῖνι, περιεχομένην στήλην πέτραις εὑρεθῆναι χαλκῆν, ἐφ' ἧς ἐπεγέγραπτο, Δηϊόπης τόδε σῆμα, Δημήτριος, ἣν οἱ μὲν λέγουσι Μουσαίου εἶναι γυναῖκα, τινὲς δὲ Τριπτολέμου μητέρα γενέσθαι.* So wie diese ganze Aristotelische Schrift, so scheint auch insbesondere gegenwärtige Stelle verdorben. Einige Handschriften haben das *Δημήτριος* gar nicht, andere klammern es ein. Niklas glaubt den Namen des Künstlers darin zu finden, worin aber etwas Anachronistisches liegen mögte; auch ist das folgende Relativum dagegen. Wahrscheinlich ist *Δημητρίου* oder *Δήμητρος* zu lesen.

49) Istros beym Schol. zu Soph. Oidip. auf Kolonos. 1051.

50) Pausan. 1, 14, 2.

51) Hygin. praef. fab. p. 9. Staveren. Ohnstreitig dieselbe in Virg. Aen. 1, 72.

52) Im Athenaeum. 1, 1. p. 119. nach Ilgens sinnreichem, freylich nicht genügendem Vorschlag:

ἥτε πολυμνήστῃσιν Ἐλευσῖνος παρὰ πέζαν
εὐασμὸν κρυφίων ἐξεφόρει λογίων,
Ῥάριον ὀργίων ἀν' ἐπῴδια ποιπνύουσα
Δήμητρα· γνωστὴ δ' ἐστὶ καὶ εἰν ἀΐδῃ.

53) Ausser der vielgefeyerten Tochter des Nykteus, der schönsten aller Heroinen, siehe Burmann zu Ovid. metam. 6, 110., die Tochter des Ares und der Otrera, gleichfalls bekannt genug; dann des Aeolos Tochter, Boiotos und Hellens Mutter vom Poseidon. Hygin. fab. 157. Diodor. 4, 69.; und endlich die Tochter Pylaons, Eurytos Gattinn. Munker zum Hygin. fab. 14. Ueber die beyden ersten ist eine Hauptstelle Heyne zum Apollodoros. 3, 5, 5.

54) Hermesian. 24. p. 597. D. Mit unserer Deutung stimmen die Worte *οὐκ ἀγέραστον ἔθηκεν* trefflich zusammen.

55) Parische Marmorchronik. ep. 15. l. 27. 28. [*αφ' ου Ευμολπος ο Μουσαι*]*ου τα μυστ*[*ηρια ανε-*]*φηνεν εν Ελευσινι και του* [*πατρος Μ*]*ουσαιου ποιησ*[*εως εξεθη*]*κεν.*] über die Zeitbestimmung s. Anm. 21. Auch Androtion beym Schol. zu Soph. Oidip. auf Kolonos 1051. nennt ihn des Musaeos Sohn, und eben so Suidas unter *Εὔμολπος*. T. 1. p. 897. wo seine Werke aufgezählt werden, die Myesis aber irrig dem alten Thraker beygelegt ist.

56) Siehe besonders Meursii Eleusinia. p. 13. und Sainte-Croix über die Mysterien. p. 177. der Uebers. von C. G. Lenz.

57) Scholiast zu Aristoph. Plutos. 846.

58) Apollodor. 2, 5, 2. 2, 5, 12. Heyne p. 338. obss. Tzetzes zum Lykophron. 1327. Schol. zur Ilias. 8, . Beck zu Aristoph. Plutos. 1014. p. 549. Nach dem Herakles wurden mehrere Fremdlinge aufgenommen, Bakchos, Asklepios, die Dioskuren und Hippokrates, siehe Meursii Eleusinia p. 52. sq.

59) Die Parische Marmorchronik, die den jüngern Eumolpos in die funfzehnte Epoche setzt, gedenkt der Reinigung des Herakles, über deren Anlass Apollodor. 2, 5, 12. zu sehn, erst in der neunzehnten Epoche unter Aegeus Regierung, fast dreyhundert Jahre später. Der Scholiast zu Aristophanes Fröschen. 501. sagt, Herakles sey in dem Attischen Demos Melite geweiht: Diodoros 4, 25. aber lässt den heiligen Dienst nicht vom Eumolpos, sondern vom Musaeos verrichten; welchen auch Apollod. 2, 5, 12. nur auf Befehl des Eumolpos an ihm vollziehn lässt. Diodoros 4, 14. endlich stellt die Aufnahme des Herakles als eine ihm von der Demeter freywillig erwiesene Ehrenbezeugung dar.

II.

Des Musaeos von Athen Werke.

Wie ungereimt es ist, in diesem Kindheitsalter der Hellenischen Poesie von *Gedichten* und *Schriften* zu reden: das haben endlich Wolfs grosse Forschungen über die Homerischen Gesänge in so helles Licht gestellt, dass sogar die verstocktesten Sehnerven absichtlich Blinder sich des mächtigen Lichtes dieser Entdeckungen nicht ganz haben erwehren können. Was von den Ionischen Sängern, auch noch von den Nachhomerischen, gilt: passt noch mehr auf die frühere mystische Schule des Orpheus und Musaeos; da man hoffentlich nicht in den Mysterien selbst besondere Dichterbegeisterung oder bessere Anstalten zur treuen Aufbewahrung der alten vorhandenen Gesänge suchen wird. Gleichwohl mögten die meisten der hier von uns aufzuzählenden Poesien des Musaeos wirklich unter die Kategorie von Gedichten und Schriften fallen: da, wie wir sehn werden, fast

alles, im Namen des Musaeos ersonnen, und ihm untergeschoben ist; und gar manches schon in die Periode der Schriftsprache gehören mag. So wie das Alterthum zu verschiedenen Zeiten mit Homerischen, Platonischen, Hippokratischen, Hermetischen Werken überschwemmt wurde; mit Werken, die gewöhnlich von jenen hohen Naturen nichts hatten, als den Namen: so scheint auch eine Fluth von Gesängen, die des Musaeos Namen trugen, gewiss schon mit den Homerischen gleichzeitig, über Hellas ausgegossen zu seyn, aus denen das vielleicht Aechte damals nicht mehr mit durchgängiger Sicherheit auszuscheiden war, als endlich die Kritik ihre Rechte geltend zu machen begann. Wahrscheinlich ist es jedoch, dass unter allen diesen Arbeiten nicht Eine jünger ist als Platon, theils wegen der ganzen Richtung des Volksgeistes, theils weil wir schon beym Platon selbst, in der Republik. 2. T. 6. p. 221., in den Worten: *βίβλων ὅμαδον παρέχονται Μουσαίου καὶ Ὀρφέως, Σελήνης τε καὶ Μουσῶν ἐγγόνων, ὡς φασι*, bedenkliche Zweifel an der Aechtheit des unter jenen beyden Namen Vorhandenen wahrnehmen; auch, wie es scheint, dem göttlichen Weisen jene Bücherhaufen nicht eben wohlgefällig waren.

So mag aber die ganze Stimmung des Zeitalters gewesen seyn: wie hätte sonst der Sophist Hippias, der nach dem Clemens von Alexandria. Strom. 6. p. 745. aus den Versen des Orpheus und Musaeos das beste nahm, verarbeitete, und eigenmächtig neu gestaltete, einen so kühnen Eingriff in das Volkseigenthum wagen dürfen, der nicht gar lange vor ihm dem Onomakritos so übel gelohnt worden, und den auch zu seiner Zeit noch niemand ungestraft an den Homerischen Gesängen verübt haben würde. Auch finden sich nirgends Spuren von Orphischen oder Musaeischen Rhapsoden und Diaskeuasten, was hinlänglich beurkundet, dass diese Dichtungen nie im Munde des Volks waren, nie zu eigentlichem, frischem Leben gelangten. Ursache davon war wohl das mystische Princip, aus dem sie hervorgegangen waren, das eben so sehr der milden, himmlischen Klarheit der Ionischen Sänger, als dem freyen Geist der Hellenen widersprach, die überall die nackte, unverschleyerte Schönheit liebten, und durch die Wechselwirkung, in der sich Volk und Sänger nach einander bildeten, von den Homeriden in diesem energisch exoterischen Sinn befestigt wurden. Wenn das

alte Epos der Monarchie rein entspricht, so haben die alten mysteriösen Gesänge wohl die nächste Beziehung auf die Despotie, weshalb wir sie auch von Tyrannen eifrig beschützt sehn, und würden sie wohl bey den Römern bessere Aufnahme gefunden haben, als bey den Hellenen möglich war.

Die frühzeitig verfälschten Poesien des Musaeos, wahrscheinlich durch die Homerischen Gesänge gänzlich verdunkelt, und dann, als sie zu einer ziemlichen Masse angeschwollen waren, völlig vernachlässigt, konnten nun von den spätern, überall Kritik übenden Zeitaltern nicht mehr geläutert und gesichtet werden, weil alle zu historischen Combinationen erforderliche Mittelglieder mangelten. So blieben nur allgemeine Zweifel übrig, und Pausanias. 1, 22, 7. sagt ausdrücklich, unter allen den für Musaeïsch ausgegebnen Versen dünke ihm der einzige Hymnos auf Demeter ächt: alles Uebrige halte er für des Onomakritos Werk: worin Clemens Alexandr. strom. 1. p. 397. mit ihm einstimmig ist. Gleichwohl wird es nicht unzweckmässig seyn, die Ueberschriften seiner Arbeiten, die wir noch bey den Alten finden, zusammenzustellen.

1. *ΧΡΗΣΜΟΙ.* Prophezeiungen, ein

Wort, das nicht allein von den Aussprüchen der Götter, sondern auch von den Verkündigungen begeisterter Sterblichen gebraucht wurde. Dass dergleichen Enthüllungen der Zukunft im epischen Versmaass gesprochen wurden, wissen wir aus manchem auf uns gekommenen Beyspiel, und einigen Bruchstükken des Musaeos selbst, die wir im folgenden Abschnitt mittheilen wollen; so müssen auch die Worte des ältern Philostratos. Heroïca. 19. p. 693. Olear. verstanden werden, wenn er dem Musaeos *χρησμοὺς ἐν ᾠδαῖς* beylegt, die beym Platon im Protagoras. T. 3. p. 100. *χρησμῳδίαι* heissen. Als Seher aber scheint er in nicht geringem Ansehn gestanden zu haben; und wird er desshalb vom Strabo. 16. p. 1105. ehrend ein *Μάντις* genannt, noch bestimmter ein *Χρησμολόγος* vom Sophokles beym Schol. zu Aristoph. Fröschen. 1033. (Brunck in Lex. Soph. p. 743.) und vom Pausanias. 10, 12, 6. — Von dem Umfang dieser Sammlung aber ist uns so wenig bekannt, als von dem irgend eines andern Musaeïschen Werks: in der Anlage aber scheint sie den Sibyllinischen Büchern der Römer nicht unähnlich gewesen zu seyn. Darauf führt die Aussage des Herodotos. 8, 96. Musaeos so-

wohl als Bakis haben den glorreichen Ausgang der Salaminischen Schlacht voraus verkündigt: darauf ferner die Verse des Musaeos beym Pausanias. 10, 9, 5., in denen die Niederlage bey Aegos Potamos angedeutet wird. Wahrscheinlich hatten sich diese hochverehrten, verhängnissvollen Sprüche Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund fortgepflanzt, bis es den Söhnen des Peisistratos einfiel, die zerstreuten sammeln und ordnen zu lassen, wozu sie den Onomakritos von Athen, selbst einen Wahrsager, beauftragten: denn nicht anders lässt sich beym Herodotos. 7, 6., wo uns diese Nachricht aufbewahrt ist, das mitunter misverstandne *διαθέτης* auslegen. Aber diese rühmliche, die Peisistratiden eigens bezeichnende Fürsorge für die Denkmaale der alten Poesie, die sich freylich nicht so bewährte in ihrem Verhältniss zu den alten Formen des Staats, und vielleicht eben jene Politik zur Basis hatte, durch welche Augustus die entnervten Römer über seine Erbärmlichkeit und seinen Despotismus hinwegtäuschte, brachte den Orakeln des Musaeos ihren Untergang, indem Onomakritos sie interpolirte und durch eigenes Machwerk verfälschte, vielleicht, wie Friedrich Schlegel in seiner Ge-

schichte der griech. Poesie. p. 16. vermuthet, aus Eitelkeit, um eigenen Erzeugnissen auf diese Art lange Dauer und hohe Verehrung zu erwerben. Darüber ertappt vom Lasos aus Hermione, gleichfalls einem Sänger, (Fabric. bibl. gr. T. I. p. 120.) der von Sängereifersucht gereizt seyn mogte, verjagte Hipparchos zwar den Onomakritos, aber der Verlust scheint schon unwiederbringlich gewesen zu seyn. Denn wenn auch Pausanias 10, 12, 6. die Orakel des Musaeos gelesen zu haben versichert, so lässt sich doch aus einer andern Stelle desselben, 1, 22, 7., mit Gewissheit annehmen, dass er sie unächt geglaubt, und Clemens Alex. strom. 1. p. 397. legt ausdrücklich dem Onomakritos bey, was man zu seiner Zeit als Orakel des Musaeos und Orpheus gelesen habe. Dass Onomakritos sich aber an den Aussprüchen des Orpheus wie an denen des Musaeos vergriffen, bezeugen noch Sextus Empir. Pyrrh. hypotyp. 3, 30. adv. mathem. 7, 362. Tatian. adv. Graec. 62. p. 136. Eusebios praepar. evang. 10, 11. p. 495. und Suidas in *Ὀρφεύς*. T. 2. p. 719., der nach einer andern Sage auch den Kerkops nennt, worin die Pythagoraeer mit ihm einstimmig waren, nach dem Zeugniss des Cicero de nat.

Deor. 1, 38. Von demselben Kerkops berichtet auch Athenaeos, 11. p. 503. d. und 13. p. 557. b. er sey der Verfasser des Gedichts Aegimios, das dem Hesiodos beygelegt zu werden pflege. Pindarion beym Sextus Emp. adv. mathem. 1, 203. erkennt in der ganzen zu seiner Zeit vorhandnen Hellenischen Literatur nichts älteres an, als die Homerischen Gesänge. Von der politischen Wichtigkeit solcher alten Dichterstellen aber, und darum von dem Gewicht, das man auf ihre Verfälschung legte, zeugt die Erzählung des Diog. Laert. 1, 48. vom Solon, der in die Ilias die Verse 2, 557. 558. eingeschoben, und dadurch die Megarer um ihre Ansprüche an Salamis betrogen haben soll: ein seltsamer, schon von den Alten bezweifelter Zug dieses sonst so liebenswürdig rechtlichen Staatsmannes, der aber wohl zusammenstimmt mit der genialen Weise, die Athener zur Eroberung von Salamis anzureizen, s. die Ausleger zu Demosth. *περὶ παραπρεσβ.* T. 1. p. 421. Reiske., und mit seinem eignen Sittenspruch, 5, 5. in Bruncks Gnom.

εἶναι δὲ γλυκὺν ὧδε φίλοις, ἐχθροῖσι δὲ πικρὸν,

wo Wunderlich in seinen schätzbaren obss. critt. in Aeschyl. p. 24. das dunkle ὧδε sinn-

reich durch perquam erklärt. An demselben Ort. p. 35. beleuchtet er mehrere Beyspiele derselben Sentenz, und disponirt eine Stelle des Archilochos beym Theophil. ad Autolyc. 2, 37. p. 377. ed. nov. Bened. trochaeisch: mit Recht, wie auch schon Porson zu Eurip. Orest. 5. p. 117. an mehrern Stellen gethan, und wir bey einer andern Gelegenheit an noch einigen thun werden: jene von Wunderlich getroffene Anordnung aber hat vor ihm schon Luzac in einer bey uns seltnen kleinen Schrift, Exercitatt. academ. spec. 3. p. 152. aufgestellt.

Noch ist über die uns fast aus den Augen gekommenen *Χρησμοὶ* des Musaeos zu bemerken, dass auch Aristophanes in den Fröschen. 1033. ihrer im Vorübergehn gedenkt: wenn aber Chalcidius zu Platons Tim. p. 220. Meurs. sagt, Orpheus, Linos und Musaeos haben Orakel über die göttlichen Gewalten gesprochen, so bezog sich das ohne Zweifel auf einen ganz andern Kyklos theosophischer Schriften, zu denen die drey nächst folgenden gezählt werden können.

II. *TEAETAI.* Was unter diesem Namen, der eigentlich die Weihung zu religiösen Mysterien bezeichnet, Meursii Eleus. p. 12.

und zuerst vom Orpheus gebraucht seyn soll, Pausan. 9, 30, 3., zu verstehn sey, lehrt uns am besten Platon in der Republik. 2. T. 6. p. 221. *βίβλων ὅμαδον παρέχονται Μουσαίου καὶ Ὀρφέως καὶ ἃς συνηπολοῦσι, πείθοντες οὐ μόνον ἰδιώτας ἀλλὰ καὶ πόλεις, ὡς ἄρα λύσεις τε καὶ καθαρμοὶ ἀδικημάτων, διὰ θυσιῶν καὶ παιδιᾶς ἡδονῶν, εἰσὶ μὲν ἔτι ζῶσιν, εἰσὶ δὲ καὶ τετελευτήκασιν· ἃς δὴ ΤΕΛΕΤΑΣ καλοῦσιν, αἱ τῶν ἐκεῖ κακῶν ἀπολύουσιν ἡμᾶς· μὴ θύσαντας δὲ, δεινὰ περιμένει.* Derselbe lässt den Sophisten Protagoras im Gespräche gleiches Namens, T. 3. p. 100. die Teletae und Chresmodiae des Orpheus, des Musaeos und ihrer Schüler der Sophistik zuzählen, vielleicht nicht ganz gegen seine eigne Ueberzeugung, wie sich aus der angeführten Stelle der Republik und aus dem Chalcidius zum Timaeos. p. 220. schliessen lässt. Ausser diesen Werken des Orpheus und Musaeos war noch ein anderes späteres desselben Namens vorhanden, vom Neanthes von Kyzikos, über dessen Leben van Rhoer zum Porphyr. de abstin. 4, 15. p. 345. nachzusehn ist. Die Teletae des Neanthes werden angeführt vom Athenaeos. 9. p. 376. a. 12. p. 602. wo das zweyte Buch derselben ge-

nannt ist, und vom Clem. Alexandr. strom. 1. p. 352. 5. p. 673. — Der des Musaeos gedenkt ausserdem der Schol. zu Aristoph. Fröschen 1033. im Vorübergehn; ob sie aber in Versen oder in Prosa abgefasst waren, lässt sich zwar nicht bestimmt sagen: doch kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus der Nachfolge des Neanthes und besonders des Empedokles, von der sogleich die Rede seyn wird, auf das erste schliessen. Auch widerspräche die Prosa aller historischen Glaubwürdigkeit, fast der einfachsten Möglichkeit. Wir bemerken noch, dass Suidas. T. 1. p. 897. dem jüngern Eumolpos, Musaeos Sohn, *Τελεταὶς Δήμητρος*, aus 3000 Versen bestehend, zuschreibt.

Nahe verwandt mit den Teletae, wo nicht gar unter anderen Titeln dasselbe, waren folgende zwey Werke:

III. *ΚΑΘΑΡΜΟΙ.* Reinigungen. In der bey Gelegenheit der Teletae angeführten Stelle Platons sahn wir, dass er das Wesen jener Weihungen in mysteriösen Austilgungen von Frevels gegen die Gottheiten suchte, gleichviel ob sie auf einzelnen Menschen, oder auf ganzen Städten hafteten, und dass er selbst sich dabey des Worts *καθαρμοὶ* bediente.

Der Scholiast zu Aristophanes Frõschen. 1033. legt dem Musaeos ein Buch dieses Namens bey, und dass eben ein solches Orphisches vorhanden gewesen, lehrt uns Oenomaos beym Euseb. praep. evang. 5, 31. p. 226.; fügt jedoch hinzu, einige hielten es für ein Werk des Epimenides. [Beyläufig wollen wir erinnern, dass in der angeführten Stelle des Oenomaos für *Ἀντιόχῳ τῷ Ηαρίῳ*, und gleich darauf für *Ἀντιοχ' εἰς Θάσον ἐλθὲ* ohne Bedenken *Ἀρχιλόχῳ τῷ Ηαρίῳ*, und *Ἀρχιλοχ' εἰς Θάσον ἐλθὲ* zu schreiben ist. Zur einstweiligen Begründung unsrer Emendation verweisen wir auf Perizonius zu Aelian. var. hist. 10, 14. und auf Aristarchos Archilochische Commentarien beym Clem. Alex. strom. 1. p. 388. wesshalb Thasos auch beym Thukydides. 4, 104. und beym Strabo. 10. p. 745. eine Parische Colonie heisst. Ein gleichfalls hieher gehöriges Orakel, dem Thelesikleides, Archilochos Vater, — doch ist die Stelle noch dunkel, — gegeben, findet sich in der Epitome des Byzantinischen Stephanos unter *Θάσος*. p. 389. Berkel. Ausführlicher werd' ich hierüber bey Gelegenheit einer uns noch mangelnden vollständigen Sammlung der Bruchstücke des Archilochos und der Notizen über

ihn reden, zu der ich schon einiges vorbereitet habe.] Zu grösserer Celebrität waren die *Καθαρμοὶ* des Empedokles gelangt, deren Ueberbleibsel der verdienstvolle Friedr. Wilh. Sturz, p. 530—532. seines Empedokles, mit gelehrtem Fleiss zusammengestellt hat: am berühmtesten aber waren die *Καθαρμοὶ* des Kreters Epimenides, der, nach der Erzählung Platons in den Gesetzen. 1. T. 8. p. 41., zehn Jahre vor den Perserkriegen nach Athen kam, und die ganze Stadt von dem Fluch reinigte, der seit des Meineids an Kylons Genossen, und der dem Altar der Eumeniden durch jener Mord angethanen Beschimpfung auf Athen ruhte: siehe Thukyd. 1, 126. Diog. Laert. 1, 110. und Wagner zum Cicero de legg. 2, 11, 28. p. 110. Es ist demnach wohl kaum zu zweifeln, dass jene *Τελεταὶ* und diese *Καθαρμοὶ* nur verschiedene Benennungen Einer Sache waren; und die Untersuchungen, die Lomeier im Epimenides. p. 183. Bentley in seinen opusc. philol. p. 365. und Sturz im Empedokles. p. 80. über den vermuthlichen Inhalt der *Καθαρμοὶ* angestellt haben, befestigen unsere Meinung.

IV. *ΠΑΡΑΛΥΣΕΙΣ.* Ihrer gedenkt allein der öfter erwähnte Scholiast zu Aristo-

phanes Fröschen. 1033. sagend: *ὁ Μουσαῖος παραλύσεις καὶ τελετὰς καὶ καθαρμοὺς συντέθεικεν.* Wir haben so eben zu zeigen gesucht, dass die Weihungen und Reinigungen nicht von einander verschieden gewesen, und wir fügen die *Παραλύσεις*, für die wir keine ganz entsprechende deutsche Benennung wissen, ohne Bedenken hinzu. Die Verbindung dieser drey Worter beym Scholiasten führt zu einem mathematischen Beweis, sobald man zwey als einander gleich befunden hat: dazu die Etymologie des Wortes selbst, und die Auctorität des Platon, der in jener wichtigen Stelle mit den *Τελεταῖς* die *λύσεις* und *καθαρμοὶ*, eben wie unser Scholiast, verbindet: so dass, wie es scheint, *Τελεταὶ* der eigentliche Kunstausdruck; *λύσεις, παραλύσεις* und *καθαρμοὶ* aber die erläuternden Benennungen des gewöhnlichen Lebens sind.

V. *ΑΚΕΣΕΙΣ ΝΟΣΩΝ*, oder, wie Aristophanes in den Fröschen. 1033., sie dem Vers zu Liebe nennt, *ἐξακέσεις νόσων*: ausserdem von dem einzigen Eustathios in der Einleitung zur Ilias. T. 1. p. 9. Alex. Polit. p. 4. ed. Rom. angeführt, der weiter keine poetischen Ueberbleibsel des Musaeos kennt. Der aus Superstition hervorgehende Charak-

ter der hellenischen Arzneykunde, die so lange Zeit brauchte, um sich aus den Koischen und Gnidischen Mysterien der Asklepiaden zu wissenschaftlicher Gestalt zu entwickeln, deutet allerdings ihren Ursprung aus den ältesten geheimen Verbindungen an, und der Scholiast des Aristophanes a. a. O. berichtet uns ausdrücklich, er habe die Heilungen der Krankheiten gelehrt, so wie auch Pausanias. 9, 30, 3. dem Orpheus die Erfindung der *ἰάματα νόσων* zuschreibt. Da aber in diesem Zeitalter alle innerlichen Uebel als Einwirkungen erzürnter Gottheiten betrachtet werden, und demnach die gesammte Arzneykunde, insoweit sie nicht Chirurgie war, deren Ausübung wir aber eher bey einem Kentauren, als bey einem Mystagogen suchen mögten, auf Zauberwesen, Gebetsformeln und sonstige Sühnungen hinauslief: so sind wir sehr geneigt diese *Ἀκέσεις νόσων* als den *Τελεταῖς* gleichfalls nah verwandt, und etwa als eine Unterabtheilung derselben anzusehn.

VI. *ΣΦΑΙΡΑ.* Ihrer, als eines Musaeïschen Gedichts, dergleichen auch Orpheus geschrieben, beyde die ersten dieser Art, gedenkt Diogenes Laert. 1, 3. ohne über ihren Inhalt etwas hinzuzufügen. Die einzige siche-

re Vermuthung, die wir darüber aufstellen können, gründet sich auf das uns erhaltne gleichnamige Iambische Gedicht, gleichviel ob eines jüngern Empedokles, oder des Georgios Pisides, oder des Demetrios Triklinios, dessen Gegenstand die Sternbilder des achten oder des Thierkreises sind: wenn man nicht etwa annehmen will, beym Diogenes sey *Σφαῖρος* zu lesen, unter welchem Namen der alte Empedokles das anfängliche Chaos begriff, welches einen bedeutenden Theil seiner Forschungen an sich gezogen hatte, worüber besonders Sturz p. 281. *fg.* nachzusehn. Diess auf den Musaeos übergetragen, dessen Streben dem Empedokles obgleich verwandter war, als den Alexandrinischen Astronomen, in deren Kreis jene *Σφαῖρα* gehört; so würde sein Gedicht vom Chaos sich gar schicklich als Vorläufer an das folgende anschliessen, auch Diodor. 3, 60. die Erfindung der Sphäre schon dem Atlas, und Plinius hist. nat. 7, 56. sie erst dem Anaximandros zuschreibt. Inzwischen deutet eine Orphische Stelle beym Tzetzes chiliad. 12, 150. (p. 494. Herm.) auf astrologische Beschäftigungen des Musaeos, und finden sich mehrere Orphische Bruchstücke desselben Inhalts. Ja, Eustathios zur Ilias.

18, 570. gedenkt eines Gedichts des Linos, σφαῖρα, das von andern dem Orpheus zugeschrieben werde.

VII. *ΘΕΟΓΟΝΙΑ.* Dass sowohl Musaeos als Orpheus diesen Lieblingsgegenstand der ältesten Barden poetisch behandelt haben, bezeugt gleichfalls Diog. Laert. 1, 3. und Pomponius Sabinus zu Virg. Aen. 6, 667. fügt hinzu, des Musaeos Götterabstammung sey die erste dieser Art gewesen. Von der Orphischen sind alle Alte voll, siehe Fabric. bibl. gr. T. 1. p. 166. Da über den Gegenstand dieses Gedichts nichts weiter zu erinnern ist, bemerken wir nur noch, dass es uns wahrscheinlich ist, es sey späterhin in Prosa aufgelöst worden, und in dieser Gestalt von vielen alten Literatoren benutzt. Denn die verhältnissmässig zahlreichen mythologischen Fragmente aus dem Musaeos, die ohne Zweifel aus der Theogonie sind, tragen alle ohne Ausnahme einen so ganz prosaischen Charakter an sich, dass sie ohnmöglich dem Eratosthenes und andern, bey denen sie sich finden, und die uns so manches schöne poetische Bruchstück aufbewahrt haben, in metrischer Form können vor Augen gelegen haben. Dass das ganze Buch schon vor dem

Alexandrinischen Zeitalter untergegangen seyn sollte, so dass nur noch einzelne Thatsachen daraus übrig geblieben wären, ist schon darum nicht recht glaublich, weil es noch von Späteren zu häufig angeführt wird, und hätten auch alle bloss aus dem Gedächtniss citirt, so müssten sich doch, zumal in den längeren Stellen wie beym Eratosthenes, Katasterismen. 13., disjecti membra poetae zeigen. Dass aber solche Ummodelungen poetischer Werke im Alterthum nichts Unerhörtes waren, zeigt uns schon das Beyspiel des Antimachos von Kolophon, dessen Elegie Lyde nach dem Photius. cod. 213. p. 547. vom Agatharchides aus Gnidos in einen prosaischen Auszug gebracht worden. — Alle die hellenischen Dichter, von denen wir Theogonien kennen, sind aufgezählt von Fabricius bibl. gr. T. 1. p. 585.

VIII. *TITANOΓΡΑΦΙΑ*, oder wie wir lieber schreiben mögten: *TITANOMAXIA*. Ihrer gedenken der Scholiast zum Apollonios von Rhodos. 3, 1178., und Eudokia unter *Κάδμος*. p. 248: beyde des dritten Buchs derselben. Deutete diese Angabe nicht auf ein selbstständiges Werk von grösserm Umfang, so würde aus dem Hesiodos die Ver-

muthung nahe liegen, dieser Titanenkampf sey nur ein Theil der vorher erwähnten Götterabstammung gewesen; so wie auch die Orphischen Stellen über die Titanen, p. 468. fg. 508. fg. Herm., wahrscheinlich aus der Theogonie sind. Indess waren schon in den ältesten Zeiten einige Titanomachien bekannt, und citirt Athenaeos. 7. p. 277. d. das zweyte Buch einer solchen, deren Urheber entweder Eumelos von Korinth oder Arktinos gewesen sey, beyde Sänger aus sehr frühen Zeiten, über deren ersten Heyne zum Apollodor. 3, 8, 2. und Groddeck in der Gött. Bibl. der alten Lit. 1787. T. 2. p. 94., über den letztern Clem. Alex. strom. 1. p. 398. und Heyne zu Virg. Aen. 1. exc. 19. und 2. exc. 1. zu sehn ist. Eudokia p. 91. nennt den Eumelos als Verfasser der Titanomachie, und der Scholiast zur Ilias. 6, 130. legt ihm auch eine Europeia bey. Ueber die Literatur dieser Titanenkämpfe im Allgemeinen redet Voss. Mythol. Briefe. T. 2. p. 260.

IX. *ΕΥΜΟΛΠΙΑ ΠΟΙΗΣΙΣ*, oder *ΤΙΤΟΘΗΚΑΙ*. Unter der ersten Aufschrift las Pausanias. 10, 5, 3. dieses Gedicht, aus dem er einen weniger bekannten Mythos anführt. Suidas fügt den zweyten Titel hinzu,

und benachrichtigt uns, Musaeos habe es an seinen Sohn Eumolpos gerichtet, woher die Benennug: das Ganze bestehe aber aus ohngefähr viertausend Versen. Ueber den Gegenstand dieser Vermächtnisse stehn uns kaum Vermuthungen frey: doch wird man geneigt seyn, einen gnomischen Inhalt anzunehmen, wenn man sich erinnert, dass die ethischen Elegien des Solon beym Diogenes Laert. 1, 61. und beym Suidas, unter *Σόλων*. T. 3. p. 345. *Ὑποθῆκαι* genannt werden, und eben so die reizenden Distichen des Theognis an seinen Liebling Kyrnos beym Suidas unter *Θεόγνις*. T. 2. p. 172. und Eudokia. p. 227. und 232. [Die letztere Stelle des Suidas, in der die Worte: *γνώμας δι' ἐλεγείας* vorkommen, lehrt, dass an der erstern vom Solon statt des ungereimten: *ὑποθήκας δὲ ἐλεγείας* nicht mit Küster *δι' ἐλεγείων*, sondern viel einfacher *δι' ἐλεγείας* zu lesen ist.] Da aber diese poetischen Vermächtnisse der Alten nur Klugheitslehren, und darum unter einander selbst durchaus verschiedenartig waren, weil ein jedes besonderes Verhältniss auch besonderer Vorschriften bedurfte, so liesse sich wohl annehmen, dass die Vermächtnisse des Musaeos an seinen Sohn sich auf das ihnen beyden zu

nächst liegende, ihr Leben vorzugsweis bedingende, auf die Eleusinischen Mysterien selbst, und alles, was irgend damit in Berührung stand, bezogen haben; so wie wir noch zwey Orphische Fragmente an den Musaeos und die übrigen Eingeweiheten besitzen, (p. 447. und 494. Herm.) die nach dem Zeugniss des Theodoret. Therapeut. 2. p. 25. und des Theophil. ad Autolyc. 3, 2. aus des Orpheus *Διαθῆκαι εἰς Μουσαῖον* genommen sind.

X. *Κρατῆρ.* Servius zu Virg. Aen. 6, 667. ist der Einzige, der dieses Musaeïschen Gedichts, und zwar als seines ersten poetischen Versuchs gedenkt, der dem Orpheus gewidmet gewesen sey. So wie aber, zum Theil wohl durch spätere Verwechslung, Orpheus und Musaeos fast alles mit einander gemein haben: so führt auch Ioannes Diakonos in den Allegorien zu Hesiodos Theogonie. p. 279 und 305. zwey Fragmente aus einem *Κρατῆρ* und einem *Κρατῆρ μικρότερος* des Orpheus an, welche beyde Gedichte aber vom Clem. Alexandr. strom. 1. p. 333. vom Suidas. T. 2. p. 719. und der Eudokia. p. 318., wie mehrere andre, dem Zopyros von Heraklea zugeschrieben werden. Eschenbach zum

Orpheus. p. 62. mag übrigens Recht haben, wenn er den Namen von dem vermischten Inhalt des Buches herleitet, in welchem, seiner Meinung nach, Orpheus vom Ursprung der Wesen, und ihrer Vermischung unter einander gehandelt hat. Sainte-Croix von den Mysterien. p. 91. der deutschen Uebers. sagt, Musaeos habe dem Orpheus seine sogenannte *Palinodie* zugeeignet: ein Irrthum, dessen Quelle wir nicht zu erklären wissen.

XI. *ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΔΗΜΗΤΡΑ.* Unter allen den Werken des Musaeos, deren Namen auf uns gekommen sind, haben wir vielleicht von keinem den Verlust so sehr zu beklagen, als von diesem Hymnos auf Demeter, den Pausanias. 1, 22, 7. und 4, 1, 4. noch vor Augen hatte, und den er an der ersten Stelle für die einzig ächte unter allen zu seiner Zeit noch vorhandenen Musaeïschen Poesien erklärt. Er erzählt, Musaeos habe ihn für das edle Athenische Geschlecht der Lykomeden verfertigt. Sylburg hat ohne Grund Lykodrymiden aus den Lykomeden machen wollen, und Lennep zum Koluthos. p. 166. ist ihm übereilt gefolgt. Eben so wenig begreifen wir den Mann von unermesslicher Gelehrsamkeit, Johann Meursius, der in seinen

Atticis lectt. 2, 19. p. 91. sie überall in Lykomiden verwandelt haben will, und Albertis Beystimmung gefunden hat, zum Hesychios unter *Λυκομίδαι*. T. 2. p. 508. Denn nirgends in der ganzen Griechischen Geschichte wüssten wir einen Lykomides oder Lykomis nachzuweisen: Lykomeden dagegen finden wir nicht allein auf Skyros, sondern auch in Arkadien zu Tegea. Diodor. Sic. 15, 19. und zu Mantineia, Wesseling zum Diodor. 15, 67. und Schneider zu Xenophons griech. Geschichte. 6, 5, 4.: besonders aber in Athen: Eines gedenkt Herodotos. 8, 11. rühmlich, und zwey andere, beyde Athener, nennt Thukydides. 1, 57. und 5, 84. Auch wird man es uns wohl vergönnen, neben den Hellenischen Ehrenmännern der komischen Person der Attischen Bühne, des frazzenhaften *Λυκομήδειος* (von dem Julius Polydeukes. 4, 143. 145. handelt.) und des Lykomedischen See's beym Ptolemaeos und Plinius hist. nat. 5, 4. im Vorübergehn zu erwähnen, da diess alles unsre Meinung gegen Meursius gewaltige Auctorität in Schutz zu nehmen dient. Wenn also auch hie und da durch einen begreiflichen Schreibfehler Lykomiden in einzelnen Handschriften gefunden werden, so darf uns das nicht ir-

ren: vielmehr sind alle diese Stellen, die sich zu den richtigen kaum wie Ein zu zehn verhalten, ohne weiteres zu verbessern. Die Lykomeden aber waren, wie es scheint, in besonderen Pflichten gegen die Demeter: denn nach Plutarchos im Themistokles. T. 1. p. 112. A. besassen sie in dem Attischen Demos Phlyeis (beym Plutarchos ist *Φλυεῦσι* statt *Φλυῆσι* zu lesen. siehe Pausan. 1, 31, 2. und Reiske zum Demosth. T. 12. p. 932.) ein Telesterion der Demeter, das die Perser zerstörten, Themistokles aber, selbst ein Nachkomme dieses edeln Stammes, wiedererbauen liess. Und darauf scheint auch das *κλίσιον Λυκομηδῶν* beym Pausanias. 4, 1, 5. zu gehn. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass die Lykomeden ihren ersten Ursprung von dem alten Eleusinischen Heros Phlyos, dem Sohn der Ge, ableiteten, und sich so als ein Urgeschlecht von Attika betrachteten. Wenigstens hatte Musaeos in dem für die Lykomeden abgefassten Hymnos auf Demeter, nach Pausan. 4, 1, 4., jener Abkunft des Phlyos gedacht, was so ganz gut mit unsrer Vermuthung zusammen stimmt. Schliesslich erwähnen wir noch aus dem Pausanias. 9, 27, 2., dass auch Pamphôs und Orpheus Hymnen auf

den Eros für die Lykomeden gemacht haben, (vielleicht eben die zwey, deren Platon im Phaedros. T. 10. p. 333. gedenkt, von Einem sogar einige Verse anführt.) und dass sie noch zu seiner Zeit im ausschliesslichen Besitz gewisser geheimnissvoller Hymnen des Orpheus waren, die sie bey ihren Mysterien absangen. Pausan. 9, 30, 6.

XII. *ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΒΑΚΧΟΝ.* Seiner gedenkt, zugleich mit einem Orphischen Hymnos auf denselben Gott, der einzige Aelius Aristeides in seinem Lob des Bakchos. T. 1. p. 51. Rob. Stephan. nicht eben rühmlich. Uns ist wahrscheinlich, dass auch dieser Festgesang in Beziehung auf die Eleusinien stand, da Bakchos dort gemeinschaftlich mit der Demeter verehrt wurde. siehe Meursii Eleusinia. p. 77. sq. Att. Lectt. 1, 15. p. 27. Sainte-Croix von den Mysterien. p. 123. Musgrave zu Euripides Ion. 1093. Erfurdt zu Sophocles Antigone. 1106. Dürfen wir dem schönen Urtheil des Pausanias. 9, 30, 6. über die ächten Orphischen Hymnen glauben: *κόσμῳ μὲν δὴ τῶν ἐπέων δευτερεῖα φέροιντο ἂν μετὰ Ὁμήρου γε τοὺς ὕμνους, τιμῆς δὲ ἐκ τοῦ θείου καὶ ἐς πλέον ἐκείνων ἔχουσι*, und von ihnen einigermaassen auf die des Musaeos schliessen,

so ist ihr Untergang um so mehr zu trauern, als sie uns den Hellenischen Sinn von einer Seite gezeigt haben würden, die jetzt in tiefem Dunkel liegt.

XIII. *ΠΕΡΙ ΘΕΣΠΡΩΤΩΝ.* Dass Musaeos ein Werk mit dieser Ueberschrift hinterlassen, bezeugt Clemens Alexandr. strom. 6. p. 751., und erzählt zugleich, Eugamon von Kyrene habe das Ganze gestolen, und unter seinem eignen Namen bekannt gemacht: wobey freylich nicht recht zu begreifen ist, wie Eugamon ein Buch, das schon mehrere Jahrhunderte lang im Umlauf gewesen seyn müsste, erst so ganz tilgen konnte aus dem Gedächtniss der Menschen, um es hernach als seine Arbeit wiedergeben zu können. Gleichwohl erzählt Euseb. praep. evang. 10, 12. p. 462. diess Unbegreifliche dem Clemens treulich nach, nennt aber jenen gelehrten Dieb Eugrammon. Sein Zeitalter setzt Euseb. chronicon in die drey und funfzigste Olympiade, und Synkellos chronogr. p. 239., macht ihn gleichzeitig mit dem Aesopos. An den vier angeführten Orten wird Eugamon auch als Verfasser einer Telegonie genannt, die Lilius Gyraldus de vitis poet. p. 120. in eine Theogonie, Meursius Miscell. Lacon. 4, 17. in eine

Genealogie verwandeln wollte: beydes ohne Grund. Denn Proklos in dem Bruchstücke seiner Chrestomathie, das Siebenkees in der Göttinger Bibl. der alten Lit. 1786. T. 1. p. 42. fg. aus einer Venetianischen Handschrift bekannt gemacht hat, giebt eine vollständige Inhaltsanzeige dieser Telegonie, die aus zwey Büchern bestanden; den Verfasser aber nennt er Eugammon. — Die Merkwürdigkeiten des Thesprotischen Landes übrigens, von denen diese Schrift des Musaeos gehandelt zu haben scheint, und deren erste das Orakel zu Dodona war, finden wir aufgezeichnet beym Pausanias. 1, 17, 5. Indess wollen wir nicht in Abrede seyn, dass dieses und das folgende Werk einem der späteren Musaeos angehöre, von denen wir im vierten Abschnitt handeln werden. Meursius Att. Lectt. p. 95. schreibt beyde dem Grammatiker Musaeos zu.

XIV. *ΠΕΡΙ ΙΣΘΜΙΩΝ.* Dieser Schrift gedenken die Scholiasten zu Eurip. Medeia. 9. und zum Apollonios von Rhodos. 3, 1238., mythologische und historische Notizen aus ihr anführend. Da an der letzten Stelle von den schon völlig eingerichteten Isthmischen Spielen die Rede ist, scheint diess Buch allerdings einen bedeutend spätern Verfasser zu haben,

und ist es wohl annehmlicher, es mit Moreri. Dictionn. T. 6. p. 505. dem Ephesischen Musaeos, als mit Meursius. Att. lectt. p. 95. dem Grammatiker beyzulegen. Der Inhalt begriff unstreitig alles Merkwürdige, was in Mythologie, Geschichte und Geographie auf Korinth Bezug hatte: und ist es vielleicht poetisch abgefasst gewesen. Wenigstens wird im Alterthum ein gleichnamiges Werk des Euphorion von Chalkis häufig angeführt, von dem Athenaeos. 4. p. 182. E. und 14. p. 633. F. bezeugt, es sey in Hexametern geschrieben. [So wie von den Bruchstücken des Archilochos und einiger anderer Dichter, werd' ich auch von denen des Euphorion eine vollständige Sammlung veranstalten, da sie sich nicht bloss durch ihre Anzahl und durch vielfache Gelehrsamkeit, sondern auch durch poetischen Werth empfehlen, siehe Valckenaer. zu Eurip. Phoen. p. 687. Eins seiner kürzern Fragmente in des Sophisten Apollonios Homerischem Lexikon. p. 670. Villoison. *ἐν δὲ πόποις ἔσσαντο*, giebt einen sehr wichtigen Beytrag zu Musgraves Anmerkung bey Soph. König Oidip. 167. In demselben Sophokleïschen Chorgesang. 190. hat Erfurdt die feminine Bedeutung von *εὐώπης* vorschnell

verworfen, wie aus Lobecks Bemerkung zum Aeas. p. 274. einleuchtet: Vers 160 aber muss gewiss mit Hermann und alten Auctoritäten *κεκλόμενος* gelesen werden. Siehe König Oidip. 302. Brunck zu Soph. Elektra. 480. und besonders Schäfer in den addendis zu Porsons Eurip. Orest. 1645. p. 565.]

III.

Sämtliche Bruchstücke des Musaeos.

Da die wenigen Ueberbleibsel von den Gesängen des Musaeos, die durch mehrere griechische und römische Schriftsteller zerstreut liegen, noch von niemand zusammengestellt sind, glauben wir, unsere Bemühungen um den alten Heros nicht zweckmässiger schliessen zu können, als durch eine vollständige Sammlung der freylich kärglichen Reste seiner Muse, gleichviel ob uns seine eigenen Worte, oder nur seine Gedanken aufbehalten sind: wobey wir in derselben Folge verfahren werden, wie im vorigen Abschnitt bey der Aufzählung seiner Werke: die ganz ungewissen Bruchstücke aber, deren vermuthlicher Platz gar nicht auszumitteln ist, sollen bis zuletzt aufgespaart werden.

1.

Aus den Orakeln.

Beym Pausanias. 10, 9, 5. wegen der Seeschlacht von Aegos Potamos im dritten Jahr

der drey und neunzigsten Olympiade, welche die Athener unter dem Konon an die Lakedämonier unter dem Lysandros verloren; wie einige meinten, durch die Verrätherey des Feldherrn Adeimantos, siehe Xenophons griech. Geschichte. 2, 1, 32: Plutarchos dagegen im Lysandros. T. 1. p. 438. D. fg. schweigt ganz davon. Dass aber Pausanias des Adeimantos Treulosigkeit glaubte, beweist noch bestimmter eine andre Stelle: 4, 17, 2. wo er auf mehrere Genossen jener Schuld deutet. An unserer Stelle führt er zuerst eine Wahrsagung der Sibylla desselben Inhalts an, und dann führt er fort: *τὰ δὲ ἄτερα ἐκ Μουσαίου χρησμῶν μνημονεύουσι·*

Καὶ γὰρ Ἀθηναίοισιν ἐπόψεται ἄγριος ὄμβρος,
Ἡγεμόνων κακότητι· πεφασμένη δέ τις ἔσται,
Ἣ γ' ἅλις ἠμύσουσι πόλιν, τίσουσι δὲ ποινήν.

Wahrlich es nahen dereinst den Athenern sich furchtbare Wetter,
Durch Feldherrenbetrug: doch nicht bleibt fern die Vergeltung.
Denn, wie die Stadt sie gewaltig erschütterten, büssen die Schuld sie.

Eine Moskauer Handschrift hat: *ἦ τ' οὐλήσουσι μὲν πόλιν*, gegen alles Metrum, und ist nicht zu begreifen, wie Facius diess der gewöhnlichen, gesunden Lesart vorziehn konnte. Auch Heynes Emendation zur Ilias. 2, 148. T. 4. p. 225.

οἵ γε μὲν οὐλήσουσι πόλιν, τίσουσι δὲ ποινήν,

scheint uns überflüssig, da der Venetianische Scholiast zu jener homerischen Stelle auf den transitiven Gebrauch von *ἠμύω* deutet. Noch weniger gefällt Schneiders Verbesserung im Lexikon unter *ἠμύω*. T. 1. p. 548. *ἦ μὲν συλήσουσι πόλιν*. Wegen des erstern Vorschlags bemerken wir noch, dass die Griechen zwar häufig *μέν γε* verbinden, siehe Schäfer zum Dionys. Halic. de comp. verb. 25. p. 406., schwerlich aber umgekehrt *γε μέν*, so wenig als *γέ τε* bey den Attikern, Porson zu Eurip. Med. 862. p. 464. und Lobeck zu Soph. Aeas. p. 301.

2.

Aus den Orakeln.

Beym Herodotos. 8, 96. schliesst die Erzählung von dem grossen Sieg der Athener bey Salamis mit den Worten: *ὥστε ἀποπλῆσαι*

τὸν χρησμόν,' τόν τε ἄλλον πάντα τὸν περὶ τῆς ναυμαχίης ταύτης εἰρημένον Βάκιδι καὶ Μουσαίῳ, καὶ δὴ καὶ κ. τ. λ.

3 — 6.

Aus den Heilmitteln gegen Krankheiten.

Beym Theophrastos in der Pflanzengeschichte. 9, 21. p. 1173. Bod. a Stapel. *Φασὶ τὸ πόλιον καθ' Ἡσίοδον καὶ Μουσαῖον εἰς πᾶν πρᾶγμα σπουδαῖον χρήσιμον εἶναι.* Auf diese Stelle bezieht sich dreymal Plinius in der Naturgeschichte. 21, 20. (84.) polio Musaeus et Hesiodus perungi jubent dignationis et gloriae cupidos. 21, 7. (21.) apud Graecos polion, herba inclita Musaei et Hesiodi laudibus. und 25, 2. (5.) Orpheus primus de herbis curiosius aliqua prodidit: post eum Musaeus et Hesiodus polion herbam in quantum mirati sunt diximus. Botanischer Bemerkungen des Orpheus, gleichfalls in Bezug auf die Heilkräfte der Pflanzen, gedenkt Plinius ausserdem 20, 4. (15.) und 28, 4. (10.) und schon Fabricius bibl. gr. T. 1. p. 164. hat vermuthet, diess alles sey aus den Orphischen Heilmitteln in Krankheiten entlehnt. So ist es uns auch durchaus wahrscheinlich, dass

jene Bemerkung über das Polion in des Musaeos *Ἀκέσεις νόσων* gestanden habe, obgleich wir keine alte Auctorität für unsre Annahme beybringen können. Dass aber auch Hesiodos die Kräfte der Pflanzen erforscht habe, bezeugt Plinius ausser den angeführten Stellen noch: 15, 1. 22, 22. (32.) und 21, 17. (68.) Bey ihm aber ist es ungewiss, ob er dabey ökonomische Rücksichten nahm, wie in den Tagen und Werken 31. (41.), oder ebenfalls medicinische. Denn dass auch er in der Arzneykunde nicht unerfahren gewesen, bezeugt Kleodemos in Plutarchos Gastmahl der sieben Weisen. T. 2. p. 158. D. Ueber das Polion selbst aber verweisen wir auf die Ausleger des Theophrastos, Plinius und Dioskorides. 3, 124. Schneider hält es für Linnés Teucrium polium oder eine verwandte Art.

7. 8.

Aus der Theogonie.

Beym Scholiasten zum Apollonios von Rhodos. 3, 1034.

Μουσογενὴ δ' Ἑκάτην Περσηΐδα μειλίσσοιο.

Μουσαῖος ἰατορεῖ Δία ἰφασθέντα Ἀστερίας,

μιγῆναι, καὶ μιγνύντα δοῦναι τῷ Περσεῖ, ἐξ ἧς τεχθῆναι αὐτῷ τὴν Ἑκάτην.

Bey demselben Scholiasten. 3, 467.

Ναὶ δὴ τοῦτό γε, πότνα θεὰ Περσηΐ, πέλοιτο.

Περσηΐδα τὴν Ἑκάτην λέγει ὡς τοῦ Περσέως θυγατέρα. τινὲς δὲ αὐτὴν φασι Διὸς εἶναι παῖδα. ἐν δὲ τοῖς Ὀρφικοῖς Δήμητρος γενεαλογεῖται· Καὶ τότε δὴ Ἑκάτην Δηὼ τέκεν εὐπατέρειαν. Βακχυλίδης δὲ νυκτὸς φησὶν αὐτὴν θυγατέρα· Ἑκάτα, δαδοφόρου νυκτὸς μεγαλοκόλπου θύγατερ. Μουσαῖος δὲ Ἀστερίας καὶ Διός. Φερεκύδης δὲ Ἀριστραίου τοῦ Παίονος.

Wir haben alle Fragmente des Musaeos, von diesen beyden an bis zum achtzehnten, der Theogonie beygelegt, nirgends von Zeugnissen der Alten unterstützt, nur durch die höchste Wahrscheinlichkeit geleitet, und hie und da durch das Urtheil früherer Gelehrten in unsrer Meinung bestärkt. Wo wir solche Vorgänger haben, werden wir es bey jedem Bruchstück anmerken, zu unsrer eignen Rechtfertigung, und damit es nicht scheine, als wollten wir uns fremdes Gut aneignen. Doch wollen wir gleich selbst die Möglichkeit ein-

gestehn, dass das vierzehnte, funfzehnte und sechszehnte Fragment aus der Sphäre genommen sey; da in Sagen dieser Art Gotterlehre und Himmelskunde so ineinander schmelzen, dass die Sonderung nach Anleitung des blossen Inhalts ganz unmöglich wird. Und würden wir es nicht eben ungereimt finden, wenn jemand geneigt wäre, des Musaeos Sphäre überall für Ein Werk mit seiner Theogonie zu halten.

— Die Sagen von dem Ursprung der Hekate sind übrigens im höchsten Grad abweichend von einander. Der Meinung des Musaeos am nächsten ist Hesiodos Theog. 409., der sie die Tochter des Perses und der Asterie nennt. Den Orphikern bey unserm Scholiasten tritt der zum Theokritos. 2, 12. bey, ihr den Zeus und die Demeter zu Eltern gebend: doch heisst sie im Orphischen Argonautengedicht. 980. selbst: *Ταρταρόπαις*. Dagegen macht der Theokritische Scholiast. 2, 12. sie auch zur Tochter Zeus und der Here, und derselbe. 2, 36. zur Tochter Zeus und der Pheräa, einer Tochter des Aeolos. Vergl. Heyne zum Apollodor. 3, 12, 6.

9. 10. 11.

Aus der Theogonie.

Beym Eratosthenes. Katasterismen. 13. p. 11. Schaubach. *Ἐσχημάτισται ἐν τούτῳ (τῷ Ἡνιόχῳ) ἡ αἴξ καὶ οἱ ἔριφοι. Μουσαῖος γάρ φησι, Δία γεννώμενον ἐγχειρισθῆναι ὑπὸ Ῥέας Θέμιδι. Θέμιν δὲ Ἀμαλθείᾳ δοῦναι τὸ βρέφος. τὴν δὲ, ἔχουσαν αἶγα, ὑποθεῖναι, τὴν δ' ἐκθρέψαι Δία.*

Beym C. Julius Hyginus im Poeticon astronomicon. 2, 13. p. 449. Staveren. Musaeus dicit, Iovem nutritum a Themide et Amalthea nympha, quibus eum mater Ops tradidisse existimatur: Amaltheam autem habuisse capram quamdam ut in deliciis, quae Iovem dicitur aluisse.

Beym Scholiasten zu den Arateïs des Germanicus Caesar. 155. T. 2. p. 53. Buhle. Musaeus de capra hoc refert: datur Iovis Infans nutriendus Themidi Amaltheae, quae fuit domina caprae, quae ex ea Iovem nutrivit.

Die Stelle beym Eratosthenes glaubt Fabricius Bibl. gr. T. 1. p. 121. aus der Theogonie des Musaeos entlehnt. In den Ausgaben geht die Erzählung des Musaeos noch eine gute

Strecke weiter. Aber Koppiers und Heyne bey Schaubach. p. 89. haben durch Vergleichung mit dem Hyginus die Stelle verbessert, und die Worte *ἄλλοι λέγουσι* mit Recht nach *ἐκθρέψαι Δία* eingeschoben. Auch der Scholiast des Germanicus beweist dafür.

In den Worten des Hyginus ist in mehrern Handschriften verschrieben, und in einige Ausgaben aufgenommen Mnascas für Musaeus, welches letztere aber alle gute Codices anerkennen, und Burmann zu Valesius Emendatt. 5, 17. durch unsere Stelle des Eratosthenes kräftig vertheidigt. Mnascas von Patrae hatte ein Werk *περὶ Ἀσίας* und mindestens drey Bücher *Εὐρωπιακὰ* geschrieben. Athenaeos. 8. p. 346. D. und 12. p. 530. C. Mnaseas von Kolophon oder der Lokrer aber *Παίγνια*. Athen. 7. p. 321. F.

Dass das Scholion zum Germanicus sehr corrupt ist, hat schon Schaubach. p. 89. gefühlt; doch glauben wir alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit gehoben zu haben, wenn wir nach Eratosthenes Anleitung schreiben: datur *Iupiter* infans nutriendus Themidi *et* Amaltheae, quae fuit domina caprae, *ex qua* lovem nutrivit.

12.

Aus der Theogonie.

Beym Scholiasten zum Apollonios von Rhodos. 3, 1.

Εἰ δ' ἄγε νῦν, Ἐρατώ, παρά θ' ἵσταο καί μοι ἔνισπε.

ἐν τοῖς εἰς Μουσαῖον ἀναφερομένοις δύο ἱστοροῦνται γενέσεις Μουσῶν. πρεσβυτέρων μέν, μετὰ τοῦ Κρόνου γενομένων· νεωτέρων δέ, τῶν ἐκ Διὸς καὶ Μνημοσύνης.

Das ältere hier erwähnte Musengeschlecht scheint eben das zu seyn, welchem sowohl Alkman beym Diodoros von Sicilien. 4, 6. als Annaeus Cornutus de nat. Deor. 14. den Uranos und die Ge zu Eltern geben.

Uebrigens hat schon Lambeck beym Fabricius. T. 1. p. 121. diess Bruchstück für eins aus der Theogonie anerkannt.

13.

Aus der Theogonie.

Beym Pausanias. 1, 14, 2. *Ἀθηναῖοι καὶ ὅσοι παρὰ τούτοις, ἴσασι Τριπτόλεμον τὸν Κελεοῦ πρῶτον σπεῖραι καρπὸν ἥμερον. ἔπη δὲ ᾄδεται Μουσαίου μέν, εἰ δὴ Μουσαίου καὶ ταῦτα, Τριπτόλεμον παῖδα Ὠκεανοῦ καὶ Γῆς εἶναι.*

In einem unächten Orphischen Gedicht, fährt Pausanias fort, hat er zum Vater den Dysaules und einen Bruder Eubuleus; Choirilos der Athener dagegen macht ihn in seinem Drama Alope zum Sohn des Itharos, und giebt ihm einen Bruder Kerkyon: ihre Mutter aber sey die Tochter Amphitryons gewesen. Noch andere Abweichungen in seiner Genealogie finden sich aufgezeichnet von Heyne zum Apollodor. 1, 5, 2. wo Pherekydes mit Musaeos Angabe zusammenstimmt.

Diejenigen, die gegenwärtiges Bruchstück aus dem Hymnos an Demeter genommen glauben, irren sich: denn es ist schon oben bemerkt, dass Pausanias grade diesen Hymnos für das einzige ächt Musaeïsche Gedicht hielt. Daher sind wir Harles beygetreten, der in der Bibl. gr. T. 1. p. 121. unser Fragment zur Theogonie zählt.

14. 15.

Aus der Theogonie.

Beym C. Julius Hyginus im poet. astronom. 2, 21. p. 470. Pleiades appellatae sunt, ut ait Musaeus, quod ex Atlante et Pleione Oceani filia sint quindecim filiae procreatae, quarum quinque Hyades appellatas demonstrat, quod

earum Hyas fuerit frater, a sororibus plurimum dilectus: qui cum venans a leone esset interfectus, quinque, de quibus supra diximus, lamentationibus assiduis permotae, dicuntur interisse: quare eas, quod plurimum de ejus morte laborarent, Hyadas appellatas. Reliquas autem decem sorores deliberasse de sororum morte, et earum septem sibi mortem conscisse: quare, quod plures idem senserunt, Pleiadas dictas. —

Beym Scholiasten zu den Arateïs des Germanicus Caesar. 254. T. 2. p. 65. Musaeus refert, filias Atlantis fuisse septem, ex quibus sex clarae sunt, una obscura.

Der Widerspruch zwischen beyden Stellen ist wohl nur ein scheinbarer; indem in der letzten nur von den sieben Atlantiden die Rede ist, die nach den Hyaden starben, also von den Pleiaden. Ihre Namen hat Aratos. Phaenom. 262.

Ἀλκυόνη, Μερόπη τε, Κελαινώ τ', Ἠλέκτρη τε,
Καὶ Στερόπη, καὶ Τηϋγέτη, καὶ πότνια Μαῖα.

Siehe Voss zu Virg. Georg. 1, 215. p. 117. Koppiers obss. philol. p. 116. und Heyne zum Apollod. 3, 10. 1.

Uebrigens findet im Namen des Musaeus beym Hyginus dieselbe Variante statt, von der zum zehnten Fragment geredet ist.

16.

Aus der Theogonie.

Beym Scholiasten zum Apollonios von Rhodos. 3, 1375.

Οἷος δ' οὐρανόθεν πυρόεις ἀναπάλλεται ἀστὴρ.

περὶ τῶν διατρεχόντων ἀστέρων καὶ ῥᾳδίως ἀφανιζομένων τὸν λόγον ποιεῖται, οἳ τῇ τῆς ὀξύτητος φορᾷ παραπλήσιόν τι ἔχουσιν ὑποβούλημα. ὀλκὸν δὲ λέγει τὸ ὑπὸ τὴν ὀξύτητα παρασυρόμενον αὐτῷ ῥέγγος. τὰς δὲ τοιαύτας φαντασίας ὁ Μουσαῖος ἀναφερομένας φησὶν ἐκ τοῦ ὠκεανοῦ κατὰ τὸν αἰθέρα ἀποβέννυσθαι. τοὺς δὲ ὑπὸ Μουσαίου ἀστέρας εἰρημένους Ἀπολλώνιος πιθανῶς μαρμαρυγὰς εἴρηκε.

17.

Aus der Theogonie.

Beym Scholiasten zum Apollonios von Rhodos. 4, 156.

Ἡ δέ μιν ἀρχεύθοιο νέον τετμηότι θαλλῷ

Βάπτουσ', ἐκ κυνεῶνος ἀκήρατα φάρμακ' ἀοιδαῖς
Ῥαῖνε καὶ ὀφθαλμῶν.
ἡ ἄρκευθος, δένδρον τι ἀκανθῶδες, Ἀπόλλωνος ἴδιον, ὡς ἱστορεῖται ἐν τρίτῳ τῶν εἰς Μουσαῖον ἀναφερομένων.

Wenn wir nicht irrten, als wir auch diess Bruchstück der Theogonie beyzählten, so würde aus demselben folgen, dass diess Werk des Musaeos aus wenigstens drey Büchern bestanden habe. Doch wäre auch nicht unglaublich, dass es der Titanomachie angehört, deren drittes Buch wir einigemal, und namentlich von unserm Scholiasten. 3, 1178. angezogen finden. Auffallend ist aber, dass es an gegenwärtiger Stelle schlechtweg heisst: im dritten der dem Musaeos beygelegten Bücher, und mögten wir ergänzen: *ἐν τρίτῳ τῶν εἰς Μουσαῖον ἀναφερομένων περὶ Θεογονίας*, oder *περὶ Τιτανομαχίας*.

Dass aber der Wacholder, so wie auch die Tamarisken (*Μυρῖκαι* beym Theokritos. 1, 13. 5, 101.) dem Apollon heilig gewesen, ist eine seltne Sage, die wir sonst nur beym Sextus Rufus topogr. urbis Romae. 3, 1. gefunden zu haben uns erinnern. Ueber die Tamarisken in dieser Beziehung, die man für eine

weissagende Pflanze achtete, ist eine Hauptstelle bey Voss zu Virg. Ekl. 10, 14. p. 505.

18.

Aus der Theogonie.

Beym Aelius Harpokration. unter *Μελίτη*. p. 118. Gronov. *Μελίτη. Δημοσθένης ἐν τῷ κατὰ Κόνωνος. δῆμός ἐστι τῆς Κεκροπίδος. κεκλῆσθαι δέ φησι τὸν δῆμον Φιλόχορος ἐν τρίτῃ ἀπὸ Μελίτης θυγατρὸς κατὰ μὲν Ἡσίοδον, Μύρμηκος, κατὰ δὲ Μουσαῖον, Δίου τοῦ Ἀπόλλωνος.*

Meursius Att. lectt. 2, 19. p. 94. rechnet diess Bruchstück zur Theogonie.

Wörtlich und mit unbedeutenden Abweichungen haben diese Glosse des Harpokration ausgeschrieben Suidas. T. 2. p. 525. und Photius in dem von Hermann 1808 zum erstenmal edirten Lexikon. p. 189. Ueber den Demos Melite aber verweisen wir auf Corsini Fast. Att. dissert. 5. p. 223. sq. Vor dem Melitischen Thor in Athen waren die Denkmaale des Herodotos und Thukydides. Siehe Marcellinus Leben des Thukyd. p. IX. Bipont. und Pausanias. 1, 23, 11. Eine ganz andere Melite ist die reizende Nereïs beym Hesiodos. Theog. 246. und Apollod. 1, 2, 7. — Die

Stelle des Philochoros aber ist aus seiner *Attis*, deren siebentes Buch Athenaeos. 6. p. 125. C. anführt.

19.

Aus der Titanomachie.

Beym Scholiasten zum Apollonios von Rhodos. 3, 1178.

Κάδμος, ὅτ' Εὐρώπην διζήμενος εἰςαφίκανε.

ἐν τῷ τρίτῳ τῆς Μουσαίου Τιτανογραφίας λέγεται, ὡς Κάδμος ἐκ τοῦ Δελφικοῦ ἐπορεύετο προκαθηγουμένης αὐτῷ τῆς βοός.

Diess ganze Scholion hat Eudokia in der *Ἰωνιὰ* unter *Κάδμος*. p. 248. abgeschrieben. Ueber die Sage ist nachzusehn Valckenaer zu Eurip. Phoen. 642. p. 245.

20.

Aus der Titanomachie.

Beym Lactantius de falsa relig. 1, 21, 39. Amaltheae corio usum esse pro scuto Iovem contra Titanas dimicantem auctor est Musaeus.

Es ist nicht zu übersehn, dass diess Fragment mit dem neunten, zehnten und elften gewissermassen im Widerspruch steht. Dort

stellte Musaeos, nach der gewöhnlichen Sage, die Amaltheia als eine Nymphe dar, die den kleinen Zeus durch ihre Ziege säugen liess: hier aber ist sie ihm jene Ziege selbst, von der der Scholiast zum Kallimachos. Hymnos auf den Zeus. 49. erzählt: aus ihrem Einem Horn sey Ambrosia, aus dem andern Nektar geflossen. Vergleiche Spanheim zu jener Stelle. T. 2. p. 46. und Heyne zum Apollod. 2, 7, 5.

21.

Aus den Eumolpischen Gesängen.

Beym Pausanias. 10, 5, 3. *ἔστι δὲ ἐν Ἕλλησι ποίησις, ὄνομα μὲν τοῖς ἔπεσίν ἐστιν Εὐμολπία, Μουσαίῳ δὲ τῷ Ἀντιοχήων προσποιοῦσι τὰ ἔπη· πεποιημένον οὖν ἐστιν ἐν τούτοις, Ποσειδῶνος ἐν κοινῷ καὶ Γῆς εἶναι τὸ μαντεῖον (τὸ ἐν Δελφοῖς), καὶ τὴν μὲν χρᾶν αὐτὴν, Ποσειδῶνι δὲ ὑπηρέτην ἐς τὰ μαντεύματα εἶναι Πύρχωνα· καὶ οὕτως ἔχει τὰ ἔπη·*

Αὐτίκα δὲ χθονίης σφῶν δὴ πινυτὸν φάτο μῦθον,
Σὺν δέ τε Πύρχων ἀμφίπολος κλυτοῦ Ἐνοσιγαίου.

Der erste Vers ist offenbar verdorben. Sylburg hat vorgeschlagen:

Αὐτίκα δὲ χθονίη σφὸν δὴ πιυτὸν φάτο μῦθον,

wo *φάτο* unstreitig das Wahre; *χθονίη* aber und die Stellung des *δὴ* ganz unerträglich ist. Wir zweifeln nicht, dass *Γῆ* für *δη* zu lesen ist, und *χθονίης* wäre leicht und angemessen in *χθονίοις* zu verwandeln. Für *σφῶν* wissen wir auch nichts besseres als Sylburg, obgleich uns sein *σφὸν* nicht genügt. Wir übersetzen:

Gleich nun den Sterblichen kündet die Erde verständigen Ausspruch,
Pyrkon mit ihr, der Diener des herrlichen Erdenerschüttrers.

22.

Aus dem Hymnos auf Demeter.

Beym Pausanias. 4, 1, 4. *πρῶτοι δ' οὖν βασιλεύουσιν ἐν τῇ χώρᾳ ταύτῃ (τῇ Μεσσήνῃ) Πολυκάων τε ὁ Λέλεγος καὶ Μεσσήνη γυνὴ τοῦ Πολυκάονος. παρὰ ταύτην τὴν Μεσσήνην τὰ ὄργια κομίζων τῶν μεγάλων θεῶν Καυκων ἦλθεν ἐξ Ἐλευσῖνος, ὁ Κελαινοῦ τοῦ Φλυοῦ. Φλυὸν δὲ αὐτὸν Ἀθηναῖοι λέγουσι παῖδα εἶναι γῆς· ὁμολογεῖ δὲ σφισι καὶ ὕμνος Μουσαίου Ἀυκομίδαις ποιηθεὶς εἰς Δήμητρα.*

Wir verweisen über diese Stelle auf das im vorigen Abschnitt zum Hymnos auf Demeter Bemerkte. Vom Phlyos finden wir im ganzen Alterthum keine Spur wieder, ausser dem oben erwähnten Demos, der gewiss von ihm den Namen trägt.

23.

Aus den Isthmien.

Beym Scholiasten zum Apollonios von Rhodos. 3, 1238.

Οἵος δ' Ἰσθμιον εἶσι Ποσειδάων ἐς ἀγῶνα. Μουσαῖος ἐν τῷ περὶ Ἰσθμίων δύο φησὶ γίνεσθαι ἀγῶνας ἐν τῷ Ἰσθμῷ· καὶ τὸν μέν, Ποσειδῶνος εἶναι· τὸν δὲ, Μελικέρτου.

Wahrscheinlich bezieht sich die Stelle auf die doppelte Meinung von der Stiftung der Isthmischen Spiele, die nach der gewöhnlichen Meinung zu Ehren des Melikertes, nach andern aber vom Theseus zur Sühnung des Poseidon angeordnet wurden, weil er diesem einen Sohn, den Räuber Sinis, erschlagen hatte. Den Doppelmythos erzählt der Scholiast zu Pindaros Isthmien in der Einleitung. T. 2. p. 793. fg. Heyne. Darum ruft auch Pindaros Isthm. 2, 21. den Poseidon an, Sieg zu verleihn dem Akragantiner Xenokrates;

und eben darum will er. 1, 44. vor allem dem Poseidon und dem heiligen Isthmos kund thun, welches des Asopodoros Geschick war. Denn der Isthmos war dem Poseidon geweiht. Pausan. 2, 1, 6.

24.

Aus den Isthmien.

Beym Scholiasten zu Euripides Medeia. 9. *ὅτι δὲ καὶ ἀθάνατος ἦν ἡ Μήδεια, Μουσαῖος ἐν τῷ περὶ Ἰσθμίων ἱστορεῖ, ἅμα καὶ περὶ τῶν τῆς ἀχραίας Ἥρας ἑορτῶν ἐκτιθείς.*

Der *Ἥρα ἀχραία*, in Korinth unter diesem Namen verehrt wegen des Tempels, den sie auf der Akropolis besass, gedenken noch Eurip. Med. 1376. Pors. Pausanias. 2, 24, 1. Apollod. 1, 9, 28, 4. Zenobios. 1, 27. Apostol. proverb. 1, 82. wo der Name an einigen Stellen verdorben, aber schon von Wesseling zum Diodor. 4, 53. wiederhergestellt ist.

Die folgenden Fragmente konnten nicht unter bestimmte Ueberschriften geordnet werden, da sie alle allgemein poetische Gedanken und Bilder enthalten, die in dem einen Gedicht so gut, als in dem andern ihren Platz finden konnten: aber eben dieser unabhängi-

ge Inhalt giebt ihnen für den Leser ein höheres Interesse.

25.

Beym Platon in der Republik. 2. T. 6. p. 218. *τὰς παρὰ θεῶν εὐδοκιμήσεις ἐμβάλλοντες, ἄφθονα ἔχουσι λέγειν ἀγαθὰ τοῖς θείοις, ἃ φασὶ θεοὺς διδόναι· ὥσπερ ὁ γενναῖος Ἡσίοδός τε καὶ Ὅμηρος φασίν· ὁ μὲν, τὰς δρῦς τοῖς δικαίοις τοὺς θεοὺς ποιεῖν*

Ἄκρας μέν τε φέρειν βαλάνους· μέσσας δὲ μελίσσας·

Εἰροπόκοι δ' ὄϊες μαλλοῖς καταβεβρίθασι, καὶ ἄλλα δὴ πολλὰ ἀγαθὰ τούτων ἐχόμενα. παραπλήσια δὲ καὶ ὁ ἕτερος·

Ὥστέ τεν, γάρ φησιν, ἢ βασιλῆος ἀμύμονος, ὅστε θεουδὴς

Εὐδικίας ἀνέχῃσι· φέρῃσι δὲ γαῖα μέλαινα

Πυροὺς καὶ κριθάς, βρίθῃσι δὲ δένδρεα καρπῷ·

Τίκτῃ δ' ἔμπεδα μῆλα, θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθῦς.

Μουσαῖος δὲ τούτων ἔτι ἡδονικώτερα τάγαθὰ, καὶ ὁ υἱὸς αὐτοῦ, παρὰ θεῶν διδόασι τοῖς δικαίοις· εἰς ᾅδου γὰρ ἀγαγόντες τῷ λόγῳ, καὶ κατακλίναντες, καὶ συμπόσιον

τῶν ὁσίων κατασκευάσαντες, ἐστεφανωμένους ποιοῦσι τὸν ἅπαντα χρόνον ἤδη διάγειν μεθύοντας· ἡγησάμενοι κάλλιστον ἀριστῆς μισθὸν μέθην αἰώνιον.

Die Orphischen Ideen über denselben Gegenstand, die denen des Musaeos an natürlicher poetischer Kraft und sinnlicher Energie sehr nachstehn, hat uns Diodoros von Sicilien beym Euseb. praepar. evang. 10, 8. p. 480. aufbewahrt. Diesen ungefähr entsprechend finden wir unsern Sänger umgeben in Virg. Aen. 6, 667.

26.

Beym Diogenes von Laerte. Prooem. 1, 3. *καὶ τὸν μὲν Μουσαῖον φάναι, ἐξ ἑνὸς τὰ πάντα γινέσθαι καὶ εἰς ταὐτὸν ἀναλύεσθαι.* Wahrscheinlich lautete diese kosmogonische Stelle so:

πάντα γὰρ ἐξ ἑνός ἐστι καὶ εἰς ἓν πάντα τελευτᾷ.

Alles entquillet aus Einem: so schwindet auch alles in Eins hin.

Diese Formel scheint, nachdem sie einmal in der Ilias. 7, 99.

ἀλλ' ὑμεῖς μὲν πάντες ὕδωρ καὶ γαῖα γένοισθε,

angedeutet war, bey den alten physischen Philosophen die gebräuchliche geworden zu seyn, wenn sie die Grundstoffe des Weltalls lehren wollten. So dichtete der grosse Herakleitos von Ephesos, — denn der dunkle zu seyn hat er durch Schleiermacher aufgehört. — beym Ioannes Stobaeos. Ecl. phys. 1, 11, 7.

ἐκ πυρός γε τὰ πάντα καὶ εἰς πῦρ πάντα τελευτᾷ:

Alles entquillt aus dem Feuer: so schwindet in Feuer auch alles:

so auch der Kolophonier Xenophanes beym Sextus Empir. adv. math. 10, 313. und Stobaeos ecl. physicae. 1, 11, 12.

ἐκ γαίης γὰρ πάντα καὶ εἰς γῆν πάντα τελευτᾷ.

Alles entquillt aus dem Wasser: so schwindet in Wasser auch alles.

Doch ist des letztern Verses Aechtheit von Heeren und Heyne zur Ilias. T. 5. p. 325. in Zweifel gezogen. Auf etwas gewisses zu kommen mögte hier schwer seyn, da Xenophanes nach dem Sextus Empir. selbst. Pyrrhon. hypotyp. 3, 30. adv. math. 9, 361. und 10, 314. so wie nach dem Clemens Alex. strom. 7. p. 707., (welche Stellen Heynen nicht minder

bedenklich sind.) zwey Grundstoffe annimmt, Erde und Wasser; nach dem Diogenes Laert. 9, 19. aber vier, wie die meisten alten Physiker. Xenophanes scheint seine Meinung während seines langen, tiefsinnigen Lebens mehrere Male geändert zu haben: es mögten also wohl alle jene, ihm von verschiednen Schriftstellern beygelegten Verse ächt seyn, und wäre nur zu erforschen, ob er von der Einheit zur Mehrzahl vorwärts, oder umgekehrt rückwärts schritt: wobey vielleicht die Sätze seines Lehrers Archelaos und seines Schülers Parmenides leiten konnten. Etwas Ausführlicheres versparen wir für eine eigene Schrift über den Xenophanes und die herrlichen Fragmente von ihm, die in keiner der vorhandenen Sammlungen zu finden der geistreiche Konrad Schneider in der Abhandlung über die Hellenische Elegie mit Recht zürnt. Hier nur noch zwey rührend schöne Distichen aus dem Diogenes Laert. 9, 19. die zugleich die skeptische Basis alles seines Strebens aussprechen:

Ἤδη δ' ἑπτά τ' ἴασι καὶ ἑξήκοντ' ἐνιαυτοὶ
Βλησταίζοντες ἐμὴν φροντίδ' ἀν' Ἑλλάδα γῆν.

Ἐκ γενετῆς δὲ τόδ' ἦσαν ἐείκοσι, πέντε τε πρὸς τοῖς,
Εἴπερ ἐγὼ περὶ τῶνδ' οἶδα λέγειν ἐτύμως.

Schon sind sieben anjetzt und sechszig der Jahre vorüber,
Seit im Hellenischen Land kund sich mein Forschen gemacht.
Von der Geburt wars da mein zwanzigstes, fünfe noch drüber,
Wenn mir von daher noch Wahres zu reden vergönnt.

Aber vor nichtswürdigen Anthologien nichtswürdiger moderner Modeblumen kann das erbärmliche Geschlecht keine Zeit finden für die Elegien eines Xenophanes, Kritias, Hermesianax, Phanokles u. a.: ja wie viele wissen auch nur, wo sie diese Schätze zu suchen haben?

27.

Beym Aristoteles in der Politik. 8, 5, 18. τὴν δὲ μουσικὴν πάντες εἶναί φαμεν τῶν ἡδίστων, καὶ ψιλὴν οὖσαν καὶ μετὰ μελῳδίας· φησὶ γοῦν καὶ Μουσαῖος εἶναι

βροτοῖς ἥδιστον ἀείδειν.

Der Gesang ist den Menschen das liebste.

28.

Beym Aristoteles in der Thiergeschichte. 6, 6. *ὁ ἀετὸς ὠὰ μὲν τίκτει τρία, ἐκλέπει δὲ τούτων τὰ δύο· ὥσπερ ἐστὶ καὶ ἐπὶ τοῖς λεγομένοις Μουσαίου ἔπεσιν·*

Ὃς τρία μὲν τίκτει, δύο δ' ἐκλέπει, ἓν δ' ἀλεγίζει.

Der Adler legt drey Eyer, brütet aber nur zwey davon aus. Darum heisst es in einem dem Musaeos zugeschriebnen Gedicht:

Drey zwar legt er, doch brütet er zwey,
und sorgt nur um Eines.

Denselben Vers führt vom Musaeos an Plutarchos im Marius. T. 4. p. 426. E., wo jedoch die Wahrheit der Sache geläugnet wird, indem der Adler nie mehr als zwey Eyer lege. Uebrigens lässt Plutarchos das anfangende ὃς weg, und für *ἀλεγίζει* geben fast alle Handschriften ein unverständliches *ἀλυβάζει*.

29.

Beym Clemens von Alexandria. Strom. 6. p. 751. *Ἡσίοδος ἐπὶ τοῦ Μελάμποδος ποιεῖ·*

Ἡδὺ δὲ καὶ τὸ πυθέσθαι, ὅσα φῆτοῖσιν ἔνειμαν
Ἀθάνατοι· δειλῶν τε καὶ ἐσθλῶν τέκμαρ ἑναρῖξαι,

καὶ τὰ ἑξῆς· παρὰ Μουσαίου λαβὼν τοῦ ποιητοῦ κατὰ λέξιν.

Zwar lesen alle Handschriften *ἴδειμαν*, doch habe ich mir die leichte Veränderung in *ἔνειμαν* um so eher erlaubt, als auch Voss in seinem Hesiodus. p. 228. danach übersetzt zu haben scheint:

Schön ists auch, zu vernehmen, so viel Schiksale die Götter
Menschen verhängt, heilsamer und trauriger klare Bezeichnung.

30. 31.

Beym Clemens von Alexandria. Strom. 6. p. 738. *Γράψαντος τοῦ Μουσαίου·*

Ὡς αἰεὶ τέχνη μέγ' ἀμείνων ἰσχύος ἐστὶν,
Ὅμηρος λέγει·
Μήτι τοι δρυτόμος περιγίνεται ἠὲ βίηφι.
πάλιν τοῦ Μουσαίου ποιήσαντος·
Ὡς δ' αὔτως καὶ φύλλα φύει ζείδωρος ἄρουρα,
Ἄλλα μὲν ἐν μελίῃσιν ἀποφθίνει, ἄλλα δὲ φύει·
Ὡς δὲ καὶ ἀνθρώπου γενεὴ καὶ φύλλον ἑλίσσει,
Ὅμηρος μεταγράφει·

Φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
Τηλεθόωσα φύει, ἔαρος δ' ἐπιγίνεται ὥρη·
Ὣς ἀνδρῶν γενεὴ, ἡ μὲν φύει, ἡ δ' ἀπολήγει.

Wenn Musaeos schreibt:

Wie doch immer die Kunst viel herrlicher als die Gewalt ist:

so sagt Homeros:

Mehr ja vermögen durch Rath Holzhauende weder durch Stärke.

Und wenn wiederum Musaeos gesungen hat:

Gleichwie das Laub auftreibet die Nahrungsprossende Erde,
Hier es sich schon auf den Eschen entblätterte, dort es hervorgrünt,
So auch rollt sich des Menschen Geschlecht wie die Blätter im Kreislauf.

so bildet Homeros danach:

Blätter verwehet zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, diess wächst und jenes verschwindet.

Wir erinnern noch, dass Sylburg zum letzten Vers des Musaeos *ἀνθρώπων γενεὴ καὶ*

φῦλον ungenügend vorschlägt, indem das letzte Hemistichon uns unheilbar zu kranken scheint; und verlassen mit diesen sinnvollen Denksprüchen, die so vielfache Beziehung auf unser Verhältniss zum Alterthum haben, den Athenischen Heros, um uns zu seinen späteren Namensgenossen zu wenden.

IV.

Andere Musaeos.

I. Musaeos der Gigant, der nicht mit seinen Brüdern gegen die Götter streiten wollte, sondern zu diesen überging, und dafür von ihnen mit hohen Ehren geziert wurde. So berichtet Diodoros von Sicilien. 5, 71.; der einzige, der dieses Musaeos gedenkt.

II. Musaeos, König der Bistonier, ein gastlicher Mann, der allen Göttern einen grossen Schmaus gab, bey welcher Gelegenheit Orion auf die bekannte anstossige Weise sein Daseyn bekam. Der Scholiast zu des Germanicus Arateïs. T. 2. p. 77. Buhle. ist der einzige, bey dem wir dieses Musaeos gedacht finden. Nach allen anderen Zeugnissen, die Muncker zum Hyginus. Fab. 195. gesammelt hat, war jenes Gelag beym Hyrieus, König von Tanagra in Boiotien.

III. Musaeos der Thebäer, des Thamyris Sohn, und Philammons Enkel, ein lyrischer Dichter, der lange vor dem Troianischen Krieg lebte. Er schrieb *μέλη* und *ὕμνους*. So Suidas. T. 2. p. 578. und Eudokia. p. 303. Aber Meursius in den Att. lectt. 2, 19. p. 95. macht wahrscheinlich, dass beym Suidas und der Eudokia, *πρὸ τῶν Τρωϊκῶν ΟΓ πολλῷ*, zu lesen ist, und wäre dann dieser Musaeos vielleicht derselbe, dessen Aelian. var. hist. 14, 21. als eines Zeitgenossen des Syagros beyläufig erwähnt. Von seinem Vater Thamyris, dem Sohn des Philammon, erzählt übrigens Pausanias. 10, 7, 8. er sey der zweyte Pythische Sieger gewesen. Mehr über ihn giebt Fabricius. Bibl. Gr. T. 1. p. 301.

IV. Musaeos der Ephesier, ein epischer Dichter, ein Mitglied des Pergamenischen Museums, — [denn allerdings scheint der dunkle Ausdruck des Suidas: *τῶν εἰς τοὺς Περγαμηνοὺς καὶ αὐτὸς κύκλους*, so von Küster recht gefasst, ob wir schon keine bestimmte Nachricht von einem Pergamenischen Museum, wie von dem weltberühmten Alexandrinischen haben: doch ist es nicht unwahrscheinlich bey dem übrigen Wetteifer zwi-

schen den Attaliden und Ptolemaeern, dass jene es diesen auch in einer solchen Anstalt gleichzuthun suchten. —] er schrieb eine Perseïs in zehn Büchern, und Gedichte auf den Eumenes und Attalos. Suidas T. 2. p. 578. und Eudokia. p. 303. Moreri im Dictionn. T. 6. p. 506. legt ihm die oben erwähnten Isthmien bey: nicht ohne Wahrscheinlichkeit, da Euphorion von Chalkis ohngefähr gleichzeitig ein gleichnamiges Werk verfasste, und der ganze Geist der Zeit Arbeiten dieser Art begünstigte, und in beträchtlicher Zahl hervorbrachte.

V. Musaeos, ein Herold Antiochos des Grossen, Königs von Syrien, abgesandt an den Lucius Scipio Asiaticus, nach dem Polybios. 21, 13, 1. und an den Proconsul Cajus Manlius, als er in Ephesos überwinterte, Polyb. 22, 24, 3. 8. 11. fg.

VI. Musaeos, ein jüdischer, sonst nicht bekannter Schriftsteller, den Eusebios in seiner Kirchengeschichte. p. 287. Moguntl. 1672. zugleich mit dem Philon und Josephos nennt.

VII. Musaeos, ein schlüpfriger Dichter, von dem es beym Martialis. 12, 96. heisst:

Musaei pathicissimos libellos,
Qui certant Sybariticis libellis,
Et tinctas sale pruriente chartas
Instanti lege Rufe: sed puella
Sit tecum tua, ne Thalassionem
Indicas manibus libidinosis
Et fias sine femina maritus.

Meursius in den Att. lectt. 2, 19. p. 96. vermuthet, Martialis meine das Gedicht von Hero und Leandros: aber Heinrich in der Einleitung zu seinem Musaeos. p. XXX. hat ihm mit vollstem Recht widersprochen: Inhalt und Zeitalter dieser Dichtung sind gleich sehr dagegen. Doch treten wir dem Meursius gegen Lilius Gyraldus und Heinrich bey, wenn er das vom Martialis gemeinte Büchlein für ein Griechisches hält. Der Name des Verfassers spricht stark für diese Annahme: was aber noch bedeutender ist, so scheint unter den Römischen Kaisern die vielfach herabgewürdigte Griechische Sprache auch dadurch befleckt worden zu seyn, dass sie sich fast ausschliesslich zum Organ für Schriften hergeben musste, denen an Unsittlichkeit nichts gleichgekommen seyn mag, als ihr Zeitalter selbst. Classisch über diesen Gegenstand ist Burmann zum Ovid. Trist. 2, 411. und Böttiger in der

Sabina. T. 2. p. 55. Soviel ist aber aus der Stelle des Martialis offenbar, dass jene pathicissimi libelli erst damals geschrieben waren.

VIII. Musaeos, ein christlicher Priester und Mönch des fünften Jahrhunderts in Massilia, war berühmt wegen seines richtigen Verständnisses der heiligen Schrift, und dichtete, wahrscheinlich lateinische, Gesänge auf die Heiligentage. Er starb im Jahr 458 oder 459. Moreri Dictionn. T. 6. p. 506.

Vom Grammatiker Musaeos reden wir in diesem Abschnitt nicht, weil ihm der ganze übrige Theil unsrer Arbeit gewidmet ist.

V.

Musaeos der Grammatiker und sein Gedicht von Hero und Leandros. Dessen Zeitalter und Werth.

Sowohl über das Zeitalter des reizenden Gedichts von Hero und Leandros, dem allein wir die übrigen Blätter unseres Büchleins gewidmet haben, als über seinen Werth sind die Urtheile so verschieden gewesen, dass es uns Pflicht scheint, auch von unserer Ansicht dem Leser Rechenschaft zu geben.

Zwar, wenn wir uns zuerst zu den Untersuchungen über des Gedichts Zeitalter wenden, wird ein jeder unser Resultat im Voraus wissen: da des Julius Caesar Scaliger. ars poet. 5, 2. p. 214. Behauptung, unser Gedicht sey des alten Athenischen Musaeos, und viel früher als Homeros, und der heilige Quell, aus dem nachmals Ilias und Odyssee entsprungen, heutiges Tags nur noch als literarische

Seltenheit aufbewahrt wird, und schon von seinem grossen Sohn, Joseph Scaliger, epist. 247. an Claudius Salmasius, durchaus verworfen ist. Doch glauben wir, durch eine unsern Vorgängern unbemerkt gebliebene Notiz die Sache näher bestimmen zu können, als bisher geschehn ist, ja die Lebenszeit unseres Grammatikers bis auf eine bestimmte Jahrszahl zurück zu führen.

So wie man von einem Extrem gewöhnlich zum andern verschlagen wird, so fanden sich nach Julius Caesar Scaliger andre Gelehrte, zum Beyspiele de la Croze im Thesaur. epistol. T. 3. p. 234., die mit dem Musaeos bis ins zwölfte und dreyzehnte Jahrhundert nach Christus hinunter wollten, wo sich allerdings die erste und einzige Erwähnung seines Gedichts findet, in den Chiliaden des Tzetzes. 2, 435. 10, 520. 13, 943. Aber ganz abgesehn von der Sprache und Darstellung desselben, die an ein besseres Geburtsalter erinnert, hat schon Schrader, Schneider in den Anmerkungen zum Anakreon. p. 240. und Mitscherlich ihm mit Heinrichs Beystimmung beynah tausend Jahre an Alter gewonnen, indem er zeigt, dass der Erotiker Achilles Tatios, den einige schon ins dritte Jahr-

hundert nach Christus bringen, den Musaeos vor Augen gehabt und öfter nachgebildet habe: vergleiche man nur Achill. Tat. 1, 4. 19. mit Musaeos. 92 — 98. 56 — 61. und öfter. Als einen zweyten Nachfolger des Musaeos nennen wir den schon anderweitig aus Basts epistola critica ad Boissonn. p. 135. 152. 259. 263. 264. als Plagiarius des Platon, Apollonios von Rhodos und Alkiphron bekannten Sophisten Aristaenetos. vergleiche man zum Beyspiel Aristaen. 1, 10. p. 58. Pauw. 1, 15. p. 106. mit Musaeos. 64. fg. 107. 161 — 163. Da aber auch dieser Schriftsteller Lebenszeit nicht historisch zu bestimmen ist, und man von 250 bis 650 zu schwanken aus Sprachgründen berechtigt ist, so blieb der Ungewissheit noch immer das bedeutende Feld von vierhundert Jahren, bis Hermann engere Grenzen zog. In seiner über alles Lob und allen Tadel erhabenen Abhandlung über das Alter des Orphischen Argonautengedichts, die Ausbildung des Hexameters und die Epochen seiner Umbildung mit der wunderbarsten Verbindung kühner Genialität und eisern ausharrenden Fleisses darstellend, erweist er aus dem innern Zusammenhang seiner Beweisführung, dass das Gedicht von Hero und

Leandros nothwendig jünger seyn muss, als des Nonnos von Panopolis grosses Bassaridengedicht; und was er aus dem blossen Versbau dargethan, würde sich nicht minder aus einer grammatischen und philologischen Vergleichung dieser zwey und der übrigen Dichter aus derselben Epoche ergeben. Da nun Nonnos um 425 dichtete, hat sich der Spielraum der Ungewissheit schon auf 200 Jahre zusammengezogen, und zur noch näheren Bestimmung diene uns jetzt ein Brief des Prokopios von Gaza, den wir, bey der Seltenheit der Ausgaben, aus den Griechischen Epistolographen des Aldus. Venedig. 1499. zweyte Abtheilung. Bogen B. Blatt 6. mittheilen:

Προκόπιος Μουσαίῳ.

Ὁ λογιώτατος Παλλάδιος χρυσὸν ὅλον ἦκεν ἄγων τὴν ὑμετέραν ἐπιστολήν. καὶ εἴγε μοι τὰ Κρόισου κεκόμικε τάλαντα, οὐκ ἂν οὕτως εὐμενέσιν εἶδεν αὐτὸν ὀφθαλμοῖς. ἄλλοις μὲν γὰρ ἄλλος μέγα φρονεῖ· ὁ Λυδὸς χρυσῷ, ὁ Σπαρτιάτης τῷ δόρατι, χορδαῖς Ἀρίων καὶ κρούμασιν. ἐμοὶ δὲ σεμνολόγημα, σὴ τε θέα, καὶ γράμματα σά, καὶ πᾶν ὅ τι ἂν ἐμῶν ἀπολαύειν ἐξῇ. ὥστε τῷ νέῳ καὶ μισθὸν ἡμεῖς

ἐκ τῶν δικαίων ὀφείλομεν, ὧν οὐκ ἀποδιδόντες εἰκότως ἂν αἰσχυνοίμεθα. ὁ δὲ μισθός, οὐ μὰ διαχρυσὸς, οὔτε λίθοι τινὲς Ἰνδικαὶ, οὔτε γὰρ τούτων πλουτῶ, οὔτε τούτων θηρεύσων ὁ νέος ἀφῖκται· ἀλλ' οὐδὲ λόγων κάλλος, οὐ γὰρ Μουσῶν εὔφορος ἐγὼ, οὐδὲ γὰρ τοῖς ἐξ Ἀττικῆς ἐναβρύνομαι. ταῦτα γὰρ εὐδαιμόνων εὐτύχημαν παῖδες. ἀλλ' εἰ τὴν ἐμὴν δόσιν, ἥτις ἐστὶν, ἐθέλεις σκοπεῖν, εὔνοιά γε καὶ προθυμία· τούτων γὰρ κύριος ἐγὼ, Δημοσθένης φησίν. τῶν δὲ ἄλλων τύχη καὶ Μοῦσαι πρὸς τὸ δοκοῦν αὐταῖς τὴν δωρεὰν πρυτανεύουσαι.

Da alle verglichene Handschriften das Gedicht von Hero und Leandros einem *Grammatiker* Musaeos zuschreiben, siehe Casaubonus und Menage zum Diog. Laert. 1, 3. T. 2. p. 5. Meibom., und unser Brief des Prokopios offenbar an einen Grammatiker jenes Namens geschrieben ist; [*ΣΕΜΝΟΛΟΓΗΜΑ ΣΗ ΤΕ ΘΕΑ ΚΑΙ ΓΡΑΜΜΑΤΑ.*] da ferner Prokopios nach Fabricius Bibl. gr. T. 8. p. 563. unter dem Kayser Justinus Thrax, also ums Jahr 520 lebte; und so alles aufs erwünschteste zusammentrifft: tragen wir kein Bedenken, das Ende des fünften oder den Anfang des sechsten Jahrhunderts als das Zeitalter

unseres Gedichts festzustellen. Eine unausgeführte Aeusserung des Claudius Salmasius, die Harles zur Biblioth. Gr. T. 1. p. 126. Anm. O. mittheilt, scheint unserer Meinung zur Bestätigung zu dienen. Und somit wäre nicht nur das Zeitalter des Grammatikers Musaeos genau bestimmt, sondern auch das des Aristaenetos und des Achilles Tatios schärfer begrenzt, obgleich diese beyden dadurch jünger werden, als man gewöhnlich annimmt.

Ueber den innern Werth eines Gedichts zu reden, ist keine so unmögliche Sache, als Unkundige mitunter verlauten lassen: die gediegenen Formen der classischen Poesie erleichtern Forschungen der Art, die bey den Dunst- und Nebelgebilden der Neuern oft von Schwierigkeit seyn mögten. Nur muss man sich von allen vorgefassten Meinungen rein erhalten, was die nicht eben gethan, die den Musaeos dem Homeros gegenüber stellten, und jenen aus diesem Gesichtspunkt verdammten. Alles was zur Form gehört, Vers, Sprache, Ausdruck, Darstellung selbst ist antik; aber das Dargestellte, wenigstens in dem Gesichtspunkt, in welchem es dargestellt ist, rein modern, wie alles Gute jener Zeit, zum Beyspiel der anmuthige Hirtenroman des Longos.

So entsteht in diesen Kunstwerken eine wunderbare Verbindung der alten mit der neuen Zeit, die vielleicht nirgends so vollkommen ausgeführt ist, als in dem Gedicht von Hero und Leandros, wo es schwer seyn wird, nur Eine Stelle nachzuweisen, in der sich das eine Princip ganz abgelöst hätte von dem andern. Das Verhältniss zum weiblichen Geschlecht, unstreitig die Schattenseite des Alterthums, wurde vielseitiger, als die politische Bedeutung, die freye Verfassung von Hellas aufhörte; denn die Ehe vereinigt sich mit der monarchischen Sicherheit, Gesetzlichkeit und Begrenztheit am bessten: alle Abweichungen davon führen den Mann zu Extremen: während die republikanische Verfassung ihn zu scharf sondert von der Frau, und ihr eine durchaus untergeordnete Rolle anweist: rückt die Despotie, dieser grausenvolle Zustand voll gegen einander kämpfender Widersprüche, auch die ruhige weibliche Natur aus ihrem Gleichgewicht, und die Frau hat nur zu wählen zwischen der Sultaninn und der Sklavinn. Als die Griechen nicht mehr Staatsbürger seyn konnten, blieb ihnen nichts übrig, als Hausväter oder Gelehrte oder beydes zugleich zu werden. Sie lernten in Rom die freyern

Verhältnisse des weiblichen Geschlechts kennen, aber reiner und mächtiger als diese zufälligen Eindrücke von Aussen her wirkten die ewigen Ströme hoher Liebe, die sich von dem Stifter und den ersten Bezeugern der neuen segensvollen Lehre ungewahrt, aber mit wunderbarer Kraft durch alle Lande ergossen, und allmählig die Mutter der Romantischen Poesie wurden. Da aber in aller wahren Poesie die Form sich erst dem früher entfalteten Wesen anschliessen kann: so musste damals ein Mittelzustand eintreten, wo die Form noch die alte, das Wesen aber schon neu war, und in diese Zeit fällt, wie schon gesagt, das Gedicht des Musaeos. Darum finden wir den einseitigen sinnlichen Materialismus des antiken Liebesgenusses durch einen zarten Anhauch höherer Sehnsucht gemildert, die hinausstrebt über die Lust des Augenblicks: die spätere formlose Sentimentalität aber gewinnt feste Bildung, weil sie noch angethan ist mit classischem Gewande, und die frohe Kraft noch nicht geschieden war vom scheuen Gefühl. Aber freylich war der Zustand so bewusstlos, dass wenig Schönes aus ihm hervorging: vielleicht nichts schöneres, als unser Gedicht. Das Antike,

weil es die Form giebt, springt am sichtbarsten hervor: das Moderne liegt in der Idee, die Liebe zum Gegenstand eines epischen Gedichts zu machen; dann in der anmuthigen Abwechslung mit epigrammatisch vereinzelten Bildern und Gegensätzen, worin sich die höchste Sehnsucht so gern spielend erleichtert, wie der schwüle Sommerhimmel in vielfachen Leuchtungen Kühlung zu suchen scheint: eine hohe und wesentliche Schönheit beym Musaeos, die nur unerhörter Stumpfsinn als Fehler des Zeitgeschmacks und als Unnatur verdammen konnte. Vielmehr finden wir die Liebe in ihrer reinsten Form dargestellt, das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen in vollendeter Anmuth verschmolzen: nirgends ein Uebergewicht der männlichen Energie, nirgends ein unverhältnissmässiges Hinneigen zu weiblicher Sehnsucht: überall blühende Kraft ohne Kynismus mit zarter Schonung ohne Koïsche Schleyer im Gleichgewicht; nirgends dem Sittlichen der Reiz, nirgends dem Reiz das Sittliche aufgeopfert, und kraftvoll ausgesprochen, was zu denken war; rein vermeidend jene wollüstige Perspective, die als schöne Anständigkeit prunkt, wie Buhlerinnen in Sack und Asche, und vor-

nehm herabschaut auf reine Natur, die keinen Beruf zur Busse spürt, wie halbverschleyerte Schönen, die geschminkte Wangen schmachvoll abwenden von einer Medizeischen Anadyomene. So wahr, so kräftig und rein erscheint beym Musaeos die Leidenschaft.

Die Erzählung ist alt, wenigstens schon vom Virgilius und Ovidius gekannt, und trägt den unerkennbaren Stempel des Alterthums. Die meisterhafte Entfaltung des Geschichtlichen aber gehört dem Dichter. Stolz verschmähend den kleinlichen Reiz der Neugier und der Ueberraschung, giebt er die Uebersicht der Handlung, ehe sie selbst beginnt. So ist man sogleich jeder unruhigen Spannung überhoben, und ganz in der reinen Stimmung, mit der ein episches Gedicht empfangen werden soll. Es liegt zugleich das schöne Bewusstseyn des Dichters darin, dass er durch die poetische Gegenwart ergreifen, und auf die nachhelfende, in eine dunkle Zukunft vorauschwärmende Einbildungskraft, soviel jeder Leser davon aufzubringen vermag, völlig verzichten kann. Nach einer zweckmässigen Schilderung des Lokals, die nothwendig war, weil etwas Lokales das Ereigniss bedingt, und die Scene das ganze Gedicht hindurch die

Eine, unmittelbar in Alles eingreifende bleibt, erscheinen die beyden, um die sich alles dreht, in der reichen Umgebung eines üppigen Festes, das nicht sinnvoller gewählt werden konnte, sieht man nun auf den Contrast mit dem einsamen, wilden Tod der Liebenden, oder auf die Herrlichkeit, mit der die Jungfrau, die die Hauptperson bleibt, dadurch wirksamer umgeben wird, als durch die längste Schilderung; oder endlich auf den ächt tragischen Gedanken, vorbedeutend ein Fest der Aphrodite und des Adonis zu dem Tage zu wählen, an welchem ihre unglückbringende Liebe begann. Das Leben und die schöne Wahrheit der folgenden Gespräche gehört wieder zu den auffallendsten, gar nicht zu überschenden oder gar zu verkennenden Vorzügen des Gedichts. Hindeuten aber wollen wir auf die höchst plastische Vereinzelung der Momente: denn anstatt, wie andre Dichter gethan, die Freuden im allgemeinen zu schildern, die den Liebenden alle Nächte zu Theil wurden, hebt er mit glühenden Farben eine einzelne Nacht heraus, und lässt von dieser, bis zur vollendeten Anschaulichkeit dargestellten, den Schluss auf alle andere machen; so die reichste Fülle in der Ausführung mit dem

reinsten Maass in der Anlage verbindend. Ueber alle Begriffe schön aber ist der allmählige Uebergang vom höchsten Leben zum grausenvollen Tod, durch mehrere Stufen und in verschiedenen Beziehungen durchgeführt. Zu Anfang ist die Scene reich mit jubelnden Gästen gefüllt: sie wird immer leerer, bis die beyden Liebenden und ihre treue Fackel die einzigen Gestalten in dem grossen Gemälde sind, das unendlich furchtbar wird durch den ungeheuren Hintergrund, den das ahndungsvolle Meer bildet. Dann trennen sich auch die Liebenden: dann verlöscht auch die Lampe, und das ist die Stunde des Todes. Parallel damit läuft das Neigen der Jahreszeit, und wie das frohe Fest der Vorbote ihrer Liebe war, so verkündet am Ende der keineswegs ohne Grund so reich ausgemahlte Wintersturm ihren Tod. Und ebenso ist auch das Sinken der Tageszeit benutzt: dieses alles aber ohne die geringste Anmaassung: es ist so innig und natürlich mit dem Gang der Geschichte verwoben, dass es das Ansehn der Nothwendigkeit erhält. Besonderer Erwähnung werth ist noch die Kürze, mit der er über den Tod der beyden hinweggeht, und das einfach austönende Ende. Hier hätte ein weniger beson-

nener Künstler den besten Spielraum für die prachtvollsten Tiraden gefunden, und allein diess, dass Musaeos, dem sonst nichts weniger abgeht als glänzende Farbenpracht, diese hier so ganz verschmäht, diess allein hätte die Beurtheiler, die ihm Uebermaas und Schwulst vorwerfen, etwas behutsamer machen sollen. Denn gewiss, diess leise Berühren des tragischen Moments, von dem uns gleichwohl nichts vorenthalten wird; dann die ruhige, zugleich antike und romantische Grösse, mit der Hero sich ohne ein Wort dem Tode hingiebt, und dann wieder die erheiternde, beruhigende Wendung des Ausgangs, die die schönste Seite des Untergangs der Liebenden, ihren gemeinsamen Untergang, überwiegend hervorhebt, kann nie genug bewundert werden, und ist des grössten Dichters würdig. — Selbst der scharfsinnige Heinrich scheint nicht den rechten Sinn für seinen Musaeos mitgebracht zu haben, wenn er im Einzelnen Schwulst, Ueberladung, Geschrobenheit und Unnatur findet. Da er aber keine Stelle eigends bezeichnet, und es zu weit führen würde, die Wahrheit und das Sinnvolle einer jeden Wendung, eines jeden Bildes zu entwickeln; können wir auch nur im Allgemeinen versichern, keine

Stelle gefunden zu haben, die der Haltung des Ganzen Eintrag thäte, oder überflüssig dastände; nicht wenige aber, deren rührende Schönheit unübertrefflich ist, wohin wir unter andern den wahrhaft göttlichen Gedanken rechnen, in eben dem Augenblick, in welchem die Lampe verlischt, auch den Jüngling verscheiden zu lassen.

Vieles von den bis jetzt erwähnten Vorzügen des Gedichts ist einer Verpflanzung in unsre Sprache fähig, und vielleicht vom gegenwärtigen Uebersetzer, wie von manchem seiner Vorgänger, wiedergegeben: dass er das frische Leben der Urschrift nicht erreicht hat, ist er sich nur zu wohl bewusst; aber auch überzeugt, dass die Schuld davon ihm nicht mehr als höchstens zur Hälfte trifft: was aber auch dem anerkanntesten Meister ewig unerreichbar bleiben würde, das ist der unnachahmliche Wohlklang und die melodische Weichheit des Musaeischen Verses. Mühe ist daran bey der Nachbildung nicht gespart; gleichwohl konnte verhältnissmässig nur wenig geleistet werden, und musste sich diess wenige fast einzig auf Nachbildung der in der Urschrift vorwaltenden Abschnitte und Versübergänge beschränken.

Wir fürchten nicht, getadelt zu werden für das Lob, das wir unserm Dichter mit reichen Händen darzubringen uns getrieben fühlten. Dass er sein Kunstwerk auf eben dem Wege synthetisch construirt habe, auf welchem wir es analytisch in seine Bestandtheile zersetzten, ist keineswegs unsere Meinung dabey gewesen. Denn das ist ja, denken wir, eigentlich das Göttliche einer dichterischen Natur, dass ihr unbewusst, aus reiner innerer Eingebung, ein Werk gelingt, in welchem der prüfende Sinn des Beschauers nur die höchste, edelste Absichtlichkeit und Zweckmässigkeit froh zu bewundern hat. Derjenige, der vielleicht nicht ganz in unsre Ansicht vom Werth gegenwärtigen Gedichts eingehn kann, wird wenigstens das Bemühn, ja nichts ungegründet Herabwürdigendes, keinen frivolen, vorlauten Tadel auszusprechen über ein Werk des Alterthums, gut heissen, und beneide ich den Scharfsinn eines sonst hochverehrten Mannes nicht, der der eleganten Welt vor kurzem in Vorlesungen über dramatische Literatur und Kunst klärlich dargethan, dass des Aeschylos Perser, — ein Trauerspiel, dessen einfacher, kolossaler Idee ich nichts gleichstellen kann, als in einem sehr verschiedenen

Gesichtspunkt die hohe Numantia des Cervantes. — doch nur ein verfehltes Unternehmen seyen!

In der Erzählung von Hero und Leandros liegt ein so natürliches, rein menschliches Interesse, dass sie von vielen Dichtern zum Gegenstand gewählt ist. Ihre Bearbeitungen im Alterthum, auch durch die bildende Kunst, hat Heinrich zusammengestellt, und so trefflich gewürdigt, dass wir nichts hinzuzufügen haben. Aus der neuern Zeit gedenken wir nur zweyer; denn da die meisten den Franzosen angehören, oder doch in ihrer Manier gefertigt sind, beflecke ihre Erwähnung unser Büchlein nicht. Die erste jener beyden gehört dem Spanischen Dichter, Don Juan de Boscan, s. las obras de Boscan y algunas de Garcilasso de la Vega. Burgos. 1544. fol. 123 — 173., die andere unserem Deutschen Schiller. Boscan hat sich ziemlich genau an den Musaeos gehalten, und nur nicht übersetzt. Daher erreichte er ohne Mühe alle die hohen Schönheiten, die wir in der Anlage des griechischen Gedichts bewundern; die sinnvolle Entfaltung der Geschichte, und das reine Verhältniss der Theile. Aber seine Behandlungsweise führte nothwendig eine gewisse Breite

mit sich, die nicht wohl thut, und die gediegene Form der Urschrift verschwindet noch mehr dadurch, dass er in den äusserst lokkern, reimlosen Endecasyllabi erzählt, ein Vers, der in den unmetrischen Sprachen des Südens immer eine schwache Wirkung thun wird, und desshalb, eine kurze Stelle der Numantia ausgenommen, von allen den grossen Meistern der romantischen Poesie vermieden ist. Fülle der Darstellung und des dichterischen Ausdrucks mangeln dagegen dem Boscan nicht. — Schillers mächtiger Geist hat sich eine ganz eigne Bahn gebrochen, und die Kraft seines Genius auch hier herrlich bewährt. Aber mit dem griechischem Gedicht ist seines nicht zu vergleichen. Hie und da ist er dem Griechen zwar weit überlegen an tiefsinnigen Gedanken und kühnem lyrischen Aufschwung: aber ebensoweit steht er ihm im Ganzen nach an grossartiger Anlage, an schöner Benutzung gegebener Zufälligkeiten, an Wahrheit des Gefühls, an Symmetrie der Theile, und an Farbenpracht. Nur der Schluss ist im höchsten Styl, und dem des Musaeos vergleichbar. Die weitere Ausführung davon bleibe dem Leser anheimgestellt: als Punkte, auf die es bey der Vergleichung besonders

ankommen mögte, bezeichnen wir den verschiedenen Gebrauch, den beyde Dichter von der Kraft der erregten Erwartung machen; dann den Anfang der Handlung, wo beym Musaeos beyde sich noch unbekannt sind, bey Schiller aber der Väter feindlich zürnen die Liebenden schon getrennt hat; das umgekehrte quantitative Verhältniss der Liebesscenen zur Sterbescene; und die Tiraden der sich dem Tode weihenden Hero bey Schiller. Ueber das Resultat können keine Zweifel bleiben.

Sowie der Reiz der Erzählung manchen poetischen Versuch erzeugte, so hat auch die Anmuth des griechischen Gedichts eine bedeutend: Zahl deutscher Uebersetzungen veranlasst. Degen zählt ihrer ein Dutzend auf: aber er hat die hexametrische von Bodmer. Zürich. 1766. übersehn, und die von Danquard. Heidelberg. 1809. ist seit seiner Zeit erschienen. Obgleich ich sie fast alle aus eigner Ansicht kenne, so hab' ich doch nur aus dreyen, aus denen von Stollberg, Fulda und Danquard, zuweilen auch aus diesen nur negativ, gelernt; wahren Vortheil und Rath an manchen Stellen nur aus der letztern gezogen. Da meine Uebersetzung aber schon fer-

tig war, als die Danquardsche erschien, gehört dieser nicht alles an, was die meinige mit ihr gemein hat: aber ich habe mich auch nicht gescheut, da einzelne Wendungen und Ausdrücke von ihr zu entlehnen, wo ich nicht hoffen durfte, etwas besseres zu finden, und wo die Haltung des Ganzen es gestattete. Dass der Fälle übrigens nicht viele waren, wird die Vergleichung einem jeden darthun können. Bey grossen Verstössen gegen die Richtigkeit, die Anmuth und die Deutschheit des Ausdrucks ist bey Danquard sehr achtungswerth die Treue, mit der er die metrischen Verhältnisse der einzelnen Verse nachzubilden bemüht ist. Vielleicht bin ich ihm hierin nicht gleichgekommen, weil mir höhere Rücksichten auch strenger zu beachten schienen. Im übrigen scheue ich keine Vergleichung mit meinen Vorgängern, erwäge man nun die metrische Correctheit und den Wohlklang der Verse, an welchen beyden Dingen es bey Danquard mitunter gebricht, bey den übrigen gänzlich mangelt; oder die philologische Richtigkeit und Treue, in welcher letztern Danquard zuweilen Bedeutendes leistet; oder endlich das poetische Verdienst, Schonung unserer Muttersprache und gefällige

Lesbarkeit. Fehlt hieran in Vergleich mit dem Original noch unendlich viel, so erwäge man, dass die Griechische Sprache poetischen Beginnes ist, und also der epische zugleich auch der reinste Naturausdruck. Auch unsere Sprache begann dichterisch in dem goldnen Alter der kraftvollen Hohenstaufenschen Völkerfürsten. Aber welch' ein unendlicher Wust von Barbarey, von Ungeschmack und Uebergeschmack, hat diese heiligen Quellen verschüttet; und haben auch Lessing und Winckelmann und Göthe wieder erquickende Flut aus dem Felsen geschlagen, so ist es doch auf ewig um den schönen Trieb des jungen Keims geschehn. Bey uns steht alles schroff und unverbunden neben einander in übelverstandener Selbständigkeit: nirgends ketten sich Folge und Ursach freundlich aneinander. Bey uns ist der Naturlaut Prosa, und der Gegensatz davon bildet die Herrlichkeit des Epos, das darum nie wieder Volksgedicht werden kann. Den epischen Gesang des Griechen hat der Deutsche in der Sprache wiederzugeben, die ihm die epische ist, und dabey nicht zu berücksichtigen den faden Spott von Menschen, die sich das, was sie Homeros nennen, a priori zusammenallegorisiren.

Das Verhältniss meiner Uebersetzung zu ihren Vorgängerinnen hab' ich bezeichnet, ohne mich vor Misdeutungen zu scheuen; ihr Verhältniss zu dem Ideal, das mir während meiner Arbeit vorschwebte, mögte sich nicht so leicht aussprechen lassen. Genüge denn statt alles weiteren der Wunsch, so lange für meine Arbeit freundliche Aufnahme zu finden, bis ein glücklicherer Nachfolger sie verdunkelt hat.

ΜΟΥΣΑΙΟΥ

ΤΑ ΚΑΘ'

ΗΡΩ ΚΑΙ ΛΕΑΝΔΡΟΝ

Εἰπέ, θιὰ, χρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων,
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων,
Καὶ γάμον ἀχλυόεντα, τὸν οὐκ ἴδεν ἄφθιτος Ἠώς,
Καὶ Σηστὸν καὶ Ἄβυδον, ὅπη γάμος ἔννυχος Ἡροῦς.
Νηχόμενόν τε Λέανδρον ὁμοῦ καὶ λύχνον ἀκούω,
Λύχνον ἀπαγγέλλοντα διακτορίην Ἀφροδίτης,
Ἡροῦς νυκτιγάμοιο γαμοστόλον ἀγγελώτην,
Λύχνον, ἔρωτος ἄγαλμα, τὸν ὤφελεν αἰθέριος Ζεὺς
Ἐννύχιον μετ' ἄεθλον ἄγειν ἐς ὑμέναιον ἄστρων,
Καὶ μιν ἐπικλῆσαι νυμφοστόλον ἄστρον ἐρώτων,
Ὅτι πίλεν συνέριθος ἐρωμανέων ὀδυνάων.

Sprich von der Lamp', o Göttinn, der Zeuginn geheimer Umarmung,
Und von dem Mann, der um Mitte die nächtlichen Wogen hindurchschwamm,
Und von dem dunkelen Bund, unbeglänzt von der ewigen Eos,
Und von Abydos und Sestos, wo Nachts die Vermählung der Jungfrau.
Hör' ich doch schon den Schwimmer Leandros zugleich und die Lampe,
Sie, die Verkündigerinn entbotener Wort' Aphrodite's,
Hero's nächtlichem Bund brautführende Göttergesandtinn,
Sie, der Liebe Panier, die der Gott im Aethergebiet Zeus
Nach dem nächtlichen Kampf der Gestirn' Heerschaaren geselle,
Und brautführenden Stern verlangender Liebe benamte,
Weil sie getheilet die Qualen der lustentzündeten Sehnsucht;

Ἀγγελίην τ' ἰφύλαξεν ἀκοιμήτων ὑμεναίων,
Πρὶν χαλεπὸν πνοιῇσιν ἀήμεναι ἰχθρὸν ἀήτην.
Ἀλλ' ἄγε μοι μέλποντι μίαν συνάειδε τελευτὴν
Λύχνου σβεννυμένοιο, καὶ ὀλλυμένοιο Λεάνδρου.

Σηστὸς ἔην καὶ Ἄβυδος ἐναντίον, ἐγγύθι πόντου,
Γείτονές εἰσι πόληες· Ἔρως δ', ἀνὰ τόξα τιταίνων,
Ἀμφοτέρῃς πολίεσσιν ἕνα ξυνέηκεν ὀιστὸν,
Ἠθέον φλέξας καὶ παρθένον· οὔνομα δ' αὐτῶν
Ἱμεραίος τε Λέανδρος ἔην, καὶ παρθένος Ἡρώ.
Ἣ μὲν Σηστὸν ἔναιεν, ὁ δὲ πτολίεθρον Ἀβύδου,
Ἀμφοτέρων πολίων περικαλλέες ἀστέρες ἄμφω,
Εἴκελοι ἀλλήλοισι. Σὺ δ', εἴ ποτε κεῖθι περήσεις,
Λίξεό μοι τινὰ πύργον, ὅπῃ ποτὲ Σηστιὰς Ἡρὼ
Ἕστατο, λύχνον ἔχουσα, καὶ ἡγεμόνευε Λεάνδρῳ·

Auch getreu sie bewahrt schlafloser Umarmungen Botschaft,
Ehe mit zürnendem Wehn der Orkan verderbend hereinbrach.
Aber wohlan! verkünde mir Dichtendem beyder gemeines
Todesgeschick, der verlöschenden Lamp' und des sterbenden Jünglings.
Sestos lag und Abydos entgegen sich, nahe dem Meerstrand:
Nachbarlich liegen die Städte: doch Eros, spannend den Bogen,
Sandte zugleich ein einzig Geschoss in die Mauern der beyden,
Treffend ein Mädchen und einen der Jünglinge. Aber Leandros
War der liebliche Jüngling benamt und Hero die Jungfrau.
Sie bewohnete Sestos, und er die Mauern Abydos,
Beyden der Städte zumal holdleuchtende Sterne die Beyden,
Gleich an Schönheit einander. Da, schweifst du durch jenes Gefild einst,
Spähe mir dann nach dem Thurme, wo sonst die Sestische Jungfrau
Stand, hochhaltend die Lamp', und zeigte die Bahn dem Leandros:

Δίζυο δ' ἀρχαίης ἀλιηχέα πορθμὸν Ἀβύδου,
Εἰσέτι που κλαίοντα μόρον καὶ ἴρωτα Λιάνδρου.
Ἀλλὰ πόθεν Λείανδρος, Ἀβυδόθι δώματα ναίων,
Ἠροῦς ἐς πόθον ἦλθε, πόθῳ δ' ἐνέδησε καὶ αὐτήν;
Ἠρὼ μὲν χαρίεσσα, διοτρεφὲς αἷμα λαχοῦσα,
Κύπριδος ἦν ἱέρεια, γάμων δ' ἀδίδακτος ἰοῦσα,
Πύργον ἀπὸ προγόνων παρὰ γείτονι ναῖε θαλάσσῃ,
Ἄλλη Κύπρις ἄνασσα· σαοφροσύνη δὲ καὶ αἰδοῖ
Οὐδέποτ' ἀγρομένῃσι μεθωμίλησε γυναιξίν,
Οὐδὲ χορὸν χαρίεντα μετήλυθεν ἥλικος ἥβης,
Μῶμον ἀλευομένη ζηλήμονα θηλυτεράων·
Καὶ γὰρ ἐπ' ἀγλαΐῃ ζηλήμονές εἰσι γυναῖκες·
Ἀλλ' αἰεὶ Κυθέρειαν ἱλασκομένη Ἀφροδίτην,
Πολλάκι καὶ τὸν Ἔρωτα παρηγορίεσκε θυηλαῖς

Späht mir auch nach dem heulenden Sund der grauen Abydos,
Welcher die Liebe noch immer beklagt und den Tod des Leandros.
Doch wie zog den Leandros, dess heimischer Sitz in Abydos,
Schnell zur Sestierinn? wie verstrickt er in Lieb' auch die Jungfrau?
Hero, jugendlich schön, gottähnlichen Blutes gewürdigt,
War Kythere'n geweiht; unkundig der Lieb' und Vermählung,
Wohnte sie, nah dem Gestad, auf urahnherrlichem Wartthurm,
Gleich in allem Kytheren, der Herrscherinn. Sittsam und schamhaft
Hatte sie nie mit den Schaaren Verkehr der versammelten Weiber,
Kam auch nie zum Reihn gleichaltriger Jugendgenossen;
Meidend des Weibergezüchts scheelsüchtig verfolgenden Leumund:
Denn es verfolgen die Frauen zusamt scheelsüchtig die Schönheit.
Doch Aphrodite, Kythera's Gebieterinn, immer versöhnend,
Flehte sie oftmals auch mit Opfergeschenken zum Eros,

Μητρὶ σὺν οὐρανίῃ, φλογιρὴν τρομέουσα φαρέτρην.
Ἀλλ' αὖθ' ὡς ἀλέεινε πυριπνείοντας ὀϊστοὺς.
Δὴ γὰρ Κυπριδίη πανδήμιος ἦλθεν ἑορτὴ,
Τὴν ἀνὰ Σηστὸν ἄγουσιν Ἀδώνιδι καὶ Κυθερείῃ,
Πανσυδίῃ δ' ἔσπευδον ἐς ἱερὸν ἦμαρ ἱκέσθαι,
Ὅσσοι ναιετάασκον ἀλιστερφέων σφύρα νήσων,
Οἱ μὲν ὑφ' Αἱμονίης, οἱ δ' ἰναλίης ἀπὸ Κύπρου·
Οὐδὲ γυνή τις ἔμιμνεν ἐνὶ πτολίεσσι Κυθήρων,
Οὐ Λιβάνου ὀυόεντος ἐνὶ πτερύγεσσι χορείων·
Οὐδὲ περικτιόνων τις ἐλείπετο τῆμος ἑορτῆς,
Οὐ Φρυγίης ναίτης, οὐ γείτονος αὖτὸς Ἀβύδου,
Οὐδέ τις ἠθέων φιλοπάρθενος· ἦ γὰρ ἐκεῖνοι,
Λίην ὁμαρτήσαντες, ὅπη φάτις ἐστὶν ἑορτῆς,
Οὐ τόσον ἀθανάτων ἀγέμεν σπεύδουσι θυηλὰς,

niv. Bibl.
ünchen

Wie zu der himmlischen Mutter; sie scheute die Flammengeschosse.
Aber auch so nicht entrann sie den glutaushauchenden Pfeilen.
Und schon nahete, Völker versammelnd, das Fest Kythereia's,
Welches der Sestier Stadt dem Adonis und Kyprien darbringt.
Schnarrweis eilten sie her, an dem heiligen Tag zu gelangen,
Alle, soviel die Säume der Meereilande bewohnten,
Auch von Hämonia's Flur und der wogenumflossenen Kypros,
Und in den Städten Kythera's verblieb nicht Eine der Frauen,
Noch auch, wer da umschwärmte des Libanos duftigen Bergwald;
Und kein Grenzanwohner verfehlte des festlichen Tages,
Keiner von Phrygien auch, kein Bürger der nahen Abydos,
Kein frauliebender auch von den Jünglingen: wahrlich sie alle,
Immer der Spur nachgehend, wenn irgend die Rede vom Fest ist,
Haben so sehr nicht Hast, den Unsterblichen Opfer zu bringen,

Ὅσσον ἀγειρομένων διὰ κάλλεα παρθενικάων.
Ἡ δὲ θεῆς ἀνὰ νηὸν ἐπῴχετο παρθένος Ἡρώ,
Μαρμαρυγὴν χαρίεντος ἀπαστράπτουσα προσώπου,
Οἷά τε λευκοπάρῃος ἐπαντέλλουσα σελήνη.
Ἄκρα δὲ χιονέων φοινίσσετο κύκλα παρειῶν,
Ὡς ῥόδον ἐκ καλύκων διδυμόχροον· ἦ τάχα φαίης,
Ἡροῦς ἐν μελέεσσι ῥόδων λειμῶνα φανῆναι·
Χροιὴν γὰρ μελέων ἐρυθαίνετο· νισσομένης δὲ
Καὶ ῥόδα λευκοχίτωνος ὑπὸ σφυρὰ λάμπετο κούρης,
Πολλαὶ δ' ἐκ μελέων Χάριτες ῥέον. Οἱ δὲ παλαιοὶ
Τρεῖς Χάριτας ψεύσαντο πεφυκέναι· εἷς δέ τις Ἡροῦς
Ὀφθαλμὸς γελόων ἑκατὸν Χαρίτεσσι τεθήλει.
Ἀτρεκέως ἱέρειαν ἐπάξιον εὕρατο Κύπρις.
Ὣς ἡ μὲν, περὶ πολλὸν ἀριστεύσασα γυναικῶν,

Als der versammelte Chor liebreizender Mädchen sie anlockt.
Aber im Tempel der Göttinn erschien die Sestische Jungfrau,
Blendenden Glanz ausstralend vom holdanlächelnden Antlitz,
So wie Selene mit leuchtender Wang' aufgehend emporschwebt.
Purpurn erglühte das äusserste Rund der schneeigen Wangen,
Wie zweyfarbig die Ros' aus dem Kelch bricht. Wahrlich, du sagtest,
Rosengefild' entsprossten den blühenden Gliedern der Jungfrau:
Licht umfloss die Gestalt, ein rosiges: wenn sie daherging,
Schimmerten Rosen auch dann um der Weissumschleyerten Fusstritt:
Chariten viel' entströmten den Glieder ihr. Aber der Alten
Sag' ist Lug, drey seyen nur Chariten. Knospen aus Einem
Lächelnden Auge des Mädchens allein ja der Chariten hundert.
Traun, die Würdige fand zum heiligen Dienst Kythereia.
So nun weit obsiegend an Reiz dem Frauengeschlechte,

Κύπριδος ἀρήτειρα, νέη διεφαίνετο Κύπρις.
Δύσατο δ' ἠϊθέων ἁπαλὰς φρένας· οὐδέ τις ἀνδρῶν
Ἦεν, ὃς οὐ μενέαινεν ἔχειν ὁμοδέμνιον Ἡρώ.
Ἡ δ' ἄρα καλλιθέμεθλον ὄπη κατὰ νηὸν ἀλᾶτο,
Ἑσπόμενον νόον εἶχε, καὶ ὄμματα, καὶ φρένας ἀνδρῶν.
Καί τις ἐν ἠϊθέοισιν ἐθαύμασε, καὶ φάτο μῦθον·
Καὶ Σπάρτης ἐπέβην, Λακεδαίμονος ἔδρακον ἄστυ,
Ἤιχι μύθον καὶ ἄεθλον ἀκούομεν ἀγλαϊάων·
Τοίην δ' οὔποτ' ὄπωπα νέην, κεδνήν θ', ἁπαλήν τε·
Καὶ τάχα Κύπρις ἔχει Χαρίτων μίαν ὁπλοτεράων.
Παπταίνων ἐμόγησα, κόρον δ' οὐχ εὗρον ὀπωπῆς.
Αὐτίκα τεθναίην λεχέων ἐπιβήμενος Ἡροῦς·
Οὐκ ἂν ἐγὼ κατ' Ὄλυμπον ἐφιμείρω θεὸς εἶναι,
Ἡμετέρην παράκοιτιν ἔχων ἐνὶ δώμασιν Ἡρώ.

Kypris Geweihete nur, erschien sie die jüngere Kypris.
Schmelzend gewann sie die Seelen der Jünglinge; und es ersehnte
Jeder der Männer sich auch zur Lagergenossinn die Jungfrau.
Wenn sie den Tempel durchschritt, der wohlgegründet emporstieg,
Folgten die Herzen ihr nach, die Blick' und die Wünsche der Männer.
Und wohl staunete mancher der Jünglinge, also beginnend:
Selbst ja Sparta besucht' ich, und schaute die Burg Lakedaemons,
Wo das Gerücht Wettkämpfe verheisst und Streit um die Schönheit:
Doch solch Mädchen gewahret' ich nie, so zart und so züchtig.
Scheints doch, Kyprien dienet der jüngeren Chariten Eine.
Ob ich auch müde mich blickt', ich ersättigte nie mich des Anschauns.
Komme sofort mir der Tod, wenn das Bett ich bestiegen der Hero.
Nie wohl trag' ich Begehren, ein Gott zu seyn im Olympos,
Hab' ich im irdischen Haus zur Gesellin des Lagers nur Hero.

Εἰ δέ μοι οὐκ ἐπέοικε τεὴν ἱέρειαν ἀφάσσειν,
Τοίην μοι, Κυθέρεια, νέην παράκοιτιν ὀπάσσαις."
Τοῖα μὲν ἠϊθέων τις ἐφώνεεν· ἄλλοθεν ἄλλος,
Ἕλκος ὑποκλέπτων, ἐπεμήνατο καλλεῖ κούρης.
Αἰνοπαθὶς Λείανδρε, σὺ δ', ὡς ἴδες εὐκλέα κούρην,
Οὐκ ἔθελες κρυφίοισι κατατρύχων φρένα κέντροις,
Ἀλλὰ πυριπνείστοισι δαμεὶς ἀδόκητον ὀϊστοῖς,
Οὐκ ἔθελες ζώειν περικαλλέος ἄμμορος Ἡροῦς.
Σὺν βλεφάρων δ' ἀκτῖσιν ἀείξετο πυρσὸς ἐρώτων,
Καὶ κραδίη πάλλεζεν ἀνικήτου πυρὸς ὁρμῇ.
Κάλλος γὰρ περίπυστον ἀμωμήτοιο γυναικὸς
Ὄψιτερον μερόπεσσι πέλει πτερύεντος ὀϊστοῦ·
Ὀφθαλμὸς δ' ὁδός ἐστιν· ἀπ' ὀφθαλμοῖο βολάων
Ἕλκος ὀλισθαίνει, καὶ ἐπὶ φρένας ἀνδρὸς ὁδεύει.

Doch ward mir es versagt, die dir sich geweiht zu berühren,
Gieb, Kytherea, mir dann ihr gleich die junge Genossin.
So nun redete mancher der Jünglinge. Anderswo andre
Bargen die heimlichen Wunden, entbrannt in die Reize der Jungfrau.
Schwergetroffner Leandros, erschaut die gepriesene Jungfrau,
Wolltest du nicht abzehren das Herz in verborgener Sehnsucht:
Sondern sofort von des Pfeils glutsprühender Eile bewältigt,
Wolltest du nicht hinleben, getrennt von der stralenden Hero.
Blitze der Augen erhöhten die Glut der entzündeten Liebe,
Und hoch lohte sein Herz von des Brands unbändigem Andrang.
Denn die gepriesene Schön' untadlichgestalteter Frauen
Rascher durchdringt sie der Sterblichen Brust, als der Pfeile Beschwingung.
Aber das Aug' ist die Bahn: von des Auges hellleuchtenden Blicken
Dringet die Wund' heran, und sie eilet dem Herzen des Manns zu.

Εἶλε δέ μιν τότε θάμβος, ἀναιδείη, τρόμος, αἰδώς·
Ἔκφρεμε μὲν κραδίην, αἰδὼς δέ μιν εἶχεν ἀλῶναι·
Θάμβει δ' εἶδος ἄριστον, ἔρως δ' ἀπενόσφισεν αἰδώ·
Θαρσαλέως δ' ὑπ' ἔρωτος ἀναιδείην ἀγαπάζων,
Ἠρέμα ποσσὶν ἔβαινε, καὶ ἀντίον ἵστατο κούρης.
Λοξὰ δ' ὀπιπτεύων δολερὰς ἐλέλιξεν ὀπωπάς,
Νεύμασιν ἀφθόγγοισι παραπλάζων φρένα κούρης.
Αὐτὴ δ', ὡς συνέηκε πόθον δολόεντα Λεάνδρου,
Χαῖρεν ἐπ' ἀγλαΐῃσιν· ἐν ἡσυχίῃ δὲ καὶ αὐτὴ
Πολλάκις ἱμερόεσσαν ἐὴν ἐκρυφίην ὀπωπὴν,
Νεύμασι λαθριδίοισιν ὑπαγγελέουσα Λεάνδρῳ,
Καὶ πάλιν ἀντέκλινεν. Ὁ δ' ἔνδοθι θυμὸν ἰάνθη,
Ὅττι πόθον συνέηκε, καὶ οὐκ ἀπεσείσατο κούρην.
Ὧρα μὲν οὖν Λείανδρος ἐδίζετο λάθριον ὥρην,

Jenen ergriff jetzt Staunen, Verwegenheit, Beben, Beschämung.
Zagend im Herzen erbebt er, und Schaam ergriff den Besiegten,
Und er bestaunet den Reiz, und die Schaam entwich vor der Liebe.
Endlich, erstarkt von Liebe, Verwegenheit muthig erwählend,
Schritt er heran stillschweigend, und stellte sich gegen das Mägdlein.
Seitwärts lauschend entsendet er jetzt holdlockende Blicke,
Durch stummredende Winke verstrickend die Seele dem Mägdlein.
Nun auch diese gewahrt das bethörende Werben Leandros,
Wurde sie froh sich der Schöne bewusst, und mit ruhiger Vorsicht
Barg sie ihm wieder und wieder ihr lieblichblickendes Antlitz,
Leis mit verstohlenen Winken Erwiederung deutend dem Jüngling.
Und dann neigte sie's wieder. Ihm glühte das innerste Herz auf,
Weil sein Werben gewahret, und nicht es verschmähet die Jungfrau.
Während anjetzt Leandros ein heimliches Stündchen ersehnte,

Φέγγος ἀναστείλασα κατήϊεν ἐς δύσιν Ἠώς·
Ἐκ περάτης δ' ἀνέφαινε βαθύσκιος Ἕσπερος ἀστήρ.
Αὐτὰρ ὁ θαρσαλέως μετεκίαθεν ἐγγύθι κούρης,
Ὡς ἴδε κυανόπεπλον ἐπιθρώσκουσαν ὁμίχλην·
Ἠρέμα μὲν θλίβων ῥοδοειδέα δάκτυλα κούρης,
Βυσσόθεν ἐστονάχιζεν ἀθέσφατον· ἡ δὲ σιωπῇ,
Οἷα τε χωομένη, ῥοδέην ἐξέσπασε χεῖρα.
Ὡς δ' ἐρατῆς ἐνόησε χαλίφρονα νεύματα κούρης,
Θαρσαλέως παλάμῃ πολυδαίδαλον ἕλκε χιτῶνα,
Ἔσχατα τιμήεντος ἄγων ἐπὶ κεύθεα νηοῦ.
Ὀκναλέοις δὲ πόδεσσιν ἐφέσπετο παρθένος Ἠρώ,
Οἷάπερ οὐκ ἐθέλουσα, τόσην δ' ἀνενείκατο φωνήν,
Θηλυτέροις ἐπέεσσιν ἀπειλείουσα Λεάνδρῳ·
Ξεῖνε, τί μαργαίνεις; τί με, δύσμορε, παρθένον ἕλκεις;

Neigte, das Licht auslöschend, zum Westho-
rizonte sich Eos,
Und an dem Rand tiefschattend erhob sich
des Hesperus Leuchtstern.
Aber vertrauenden Muths hinwandelt er nahe
zur Jungfrau,
Nun er im dunkelen Schleyer empor sich er-
hebend die Nacht sah.
Leis und geheim jetzt drückend die rosigen
Finger des Mägdleins,
Seufzt' er aus innerster Brust ein Unendli-
ches. Aber die Jungfrau,
Gleich als zürne sie ihm, zog schweigend die
rosige Hand weg.
Aber gewahr nachgebenden Winks von dem
lieblichen Mägdlein,
Fasset er dreisteren Muths mit der Hand den
künstlichen Leibrock,
Hin zu dem innersten Dunkel des würdigen
Tempels sie fortzielnd.
Zögernden Schritts nachfolgetest du, jung-
fräuliche Hero,
Gleich als wolltest du nicht, und solcherley
Röde begannst du,
Mit jungfräulichen Worten in Hast bedräund
den Leandros.
Freundling, was rasest du? Was, Unsin-
niger, ziehst du das Mägdlein?

Ἄλλην δεῦρο κέλευθον· ἐμὸν δ' ἀπόλειπε χιτῶνα.
Μῆνιν ἐμῶν ἀλέεινε πολυκτεάνων γενετήρων.
Κύπριδος οὔ σοι ἔοικε θεῆς ἱέρειαν ἀφάσσειν·
Παρθενικῆς ἐπὶ λέκτρον ἀμήχανόν ἐστιν ἱκέσθαι.
Τοῖα μὲν ἠπείλησεν, ἐοικότα παρθενικῇσιν.
Θηλείης δὲ Λέανδρος ἐπὶ κλύεν οἴστρον ἀπειλῆς,
Ἔγνω πειθομένων σημήϊα παρθενικάων.
Καὶ γὰρ ὅτ' ἠϊθέοισιν ἀπειλέωσι γυναῖκες,
Κυπριδίων ὀάρων αὐτάγγελοί εἰσιν ἀπειλαί.
Παρθενικῆς δ' εὔοδμον, ἰὺχροον αὐχένα νύσας,
Τοῖον μῦθον ἔειπε, πόθου βεβολημένος οἴστρῳ·
Κύπρι φίλη μετὰ Κύπριν, Ἀθηναίη μετ' Ἀθήνην,
Οὐ γὰρ ἐπιχθονίης ἴσην καλέω σε γυναικῶν,
Ἀλλά σε θυγατέρεσσι Διὸς Κρονίωνος ἐίσκω,

Wähle dir anderen Weg, und lass von meinem Gewand ab.
Scheue den Zorn der Eltern, die reich an Besitz mir daheim sind.
Nicht dir ziemts, zu berühren der göttlichen Kypris Geweihte.
Traun, unerreichbar ist's, zu besteigen das Bette der Jungfrau.
Also dräuete sie nach Art jungfräulicher Schönen.
Kaum nun vernahm den Stachel des weiblichen Dräuens Leandros,
Als er die Zeichen erkannte der gern nachgebenden Jungfraun.
Denn entbieten die Frauen den Jünglingen Worte der Drohung,
Dann ist das Drohn Vorbote der kosenden Liebesumarmung.
Aber der Jungfrau Nacken, den duftigen, schimmernden küssend,
Redet' er so, getroffen vom Stral sehnsüchtiger Liebe:
Liebliche Kypris nach Kypris, Athene mir nach Athenaea! —
Denn ich vergleiche dich nicht mit erdgeborenen Frauen,
Sondern den ewigen Töchtern gesell' ich dich Zeus des Kroniden. —

Ὄλβιος, ὅς σ' ἐφύτευσε, καὶ ὄλβιε, ᾧ τέκε, μῆτερ,
Γαστρί, ἢ σ' ἐλόχευσε, μακαρτάτη. Ἀλλὰ λεκαίων
Ἠμετέρων ἐπάκουε, πόθου δ' οἴκτειρον ἀνάγκην.
Κύπριδος ὡς ἔργα, μετέρχεο Κύπριδος ἔργα.
Δεῦρ' ἴθι, μυστιπόλευε γαμήλια θεσμὰ θυαίνης·
Παρθένον οὐκ ἐπέοικεν ὑποδρήσσειν Ἀφροδίτῃ,
Παρθενικαῖς οὐ Κύπρις ἐπαίνεται. Ἦν δ' ἐθελήσῃς
Θεσμὰ θεῆς ἐρόεντα, καὶ ὄργια πιστὰ δαῆναι,
Ἔστι γάμος καὶ λέκτρα. Σὺ δ', εἰ φιλέεις Κυθέρειαν,
Θελξινόων ἀγάπαζε μελίφρονα θεσμῶν ἐρώτων,
Σὸν δ' ἑκέτην με νόμιζε, καὶ, ἣν ἐθέλῃς, παρακοίτην,
Τόν σοι Ἔρως ἤγρευσεν ἑοῖς βελέεσσι κιχήσας.
Ὡς φάσαν Ἡρακλῆι θοὸς χρυσόῤῥαπις Ἑρμῆς
Θητεύειν ἐκόμιζεν Ἰαρδανίην ποτὶ νύμφην.

Glücklich der Mann, der dich zeugte, und deine Gebärerinn glücklich:
Doch der Schoos, so dich trug, der seligste! Aber erhöre
Mein inbrünstiges Flehn, dich des sehnenden Wunsches erbarmend.
Kypria's Priesterinn du, vollbring' auch der Kypria Werke.
Auf denn, und feyer' im Dunkel die ehlichen Bräuche der Göttinn!
Nicht Jungfrauen geziemts, zu verwalten den Dienst Aphrodite's;
Nicht Jungfrauen sind Freunde der Kypria. Willst du nun Kunde
Vom liebathmenden Brauch und der traulichen Weihe der Göttinn,
Nenn' ich dir Ehe und Bett. Drum, so du verehrst Kythereien,
Wähle die süssen Gebräuche der Seelenbezwingenden Liebe.
Nimm mich zum Flehenden an, und, so bald du begehrest, zum Gatten,
Welchen dir Eros erjagte, mit seinem Geschoss ihn ereilend;
Gleichwie der Gott mit dem goldenen Stab den kühnen Herakles
Zum Iardanischen Mädchen geführt in die Bande der Knechtschaft.

Σοὶ δέ με Κύπρις ἔπεμπε, καὶ οὐ σοφὸς ἦγαγεν Ἑρμῆς.
Παρθένος οὖσ' ἐλεγόμην ἀπ' Ἀρκαδίης Ἀταλάντη,
Ἦ ποτε Μειλανίωνος ἐρασσαμένου φύγον εὐνήν,
Παρθενίης ἀλέγουσα· χολωσαμένης δ' Ἀφροδίτης,
Τὸν πάρος οὐκ ἐπόθησεν, ἐνὶ κραδίῃ δ' ἔτο πάσῃ.
Πείθεο καὶ σύ, φίλη, μὴ Κύπριδι μῆνιν ἐγείρῃς.
Ὡς εἰπὼν, παρέπεισεν ἀναινομένης φρένα κούρης,
Θυμὸν ἐρωτοτόκοισι παραπλάγξας ἐνὶ μύθοις.
Παρθενικὴ δ' ἄφθογγος ἐπὶ χθόνα πῆξεν ὀπωπήν,
Αἰδοῖ ἐρυθριόωσαν ὑποκλέπτουσα παρειήν,
Καὶ χθονὸς ἔξεεν ἄκρον ὑπ' ἴχνεσιν, αἰδομένη δὲ
Πολλάκις ἀμφ' ὤμοισιν ἰὸν συνέεργε χιτῶνα.
Πειθοῦς γὰρ τάδε πάντα προάγγελα, παρθενικῆς δὲ
Πειθομένης ποτὶ λέκτρον ὑπόσχεσίς ἐστι σιωπή.

Doch dir brachte mich Kypris, und nicht der verschlagene Hermes.
Nicht ist das Mädchen dir fremd, die Arkadierinn Atalante,
Die Meilanions Bette, des Liebenden, spröde geflohn war,
Stets um das Magdthum sorgend. Doch zornig entbrannt' Aphrodite,
Und den zuvor sie verschmähet, begehrte mit ganzem Gemüth sie.
Auch du, Traute, gehorch', und errege dir Kypria's Zorn nicht.
Also sprach er, und lenkte den Sinn des weigernden Mägdleins,
Ihr das Gemüth umstrickend mit Lieberzeugenden Worten.
Aber es heftete schweigend die Blick' auf den Boden die Jungfrau,
Unter dem Schleyer verbergend die schaamroth glühende Wange.
Leis mit den Sohlen berührte den Boden sie. Züchtig verschämt auch,
Fasst' um die Schultern sie wieder und wieder zusammen den Leibrock:
Alles des willigern Sinnes Verkündigung. Wenn sich die Jungfrau
Nicht mehr sträubt, so verheisset den Liebesgenuss ihr Verstummen.

Ἤδη καὶ γλυκύπικρον ἐδέξατο κέντρον ἐρώτων,
Θέρμετο δὲ κραδίην γλυκερῷ πυρὶ παρθένος Ἡρώ,
Κάλλει δ' ἱμερόεντος ἀνεπτοίητο Λεάνδρου.
Ὄφρα μὲν οὖν ποτὶ γαῖαν ἔχεν νεύουσαν ὀπωπήν,
Τόφρα δὲ καὶ Λείανδρος ἐρωμανέεσσι προσώποις
Οὐ κάμεν εἰσορόων ἀπαλόχροον αὐχένα κούρης.
Ὑπὲκ δὲ Λεάνδρῳ γλυκερὴν ἀνενείκατο φωνήν,
Αἰδοῦς ὑγρὸν ἔρευθος ἀποστάζουσα προσώπου·
Ξεῖνε, θεοῖς ἐπέεσσι τάχ' ἂν καὶ πέτρον ὁρίναις.
Τίς σε πολυπλανέων ἐπέων ἐδίδαξε κελεύθους;
Οἴ μοι! τίς σ' ἐκόμισσεν ἐμὴν ἐς πατρίδα γαῖαν;
Ταῦτα δὲ πάντα μάτην ἐφθέγξαο· πῶς γὰρ ἀλήτης
Ξεῖνος ἐὼν καὶ ἄπιστος, ἐμῇ φιλότητι μιγείης;
Ἀμφαδὸν οὐ δυνάμεσθα γάμους ὁσίους πελάσσαι·

Jetzt empfandest du auch süssquälende Pfeile des Eros,
Glühtest von süssem Entbrennen im Innersten, blühende Hero;
Und du bestauntest die Schöne des lieblichgestalteten Jünglings.
Während sie nun auf den Boden ihr schüchternes Auge gesenkt hielt,
Schaute auch Leandros mit liebentzündeten Blicken
Nimmer sich müd' am Nacken, dem jugendlich zarten, der Jungfrau.
Spät erst redete sie holdtönende Worte zum Jüngling,
Thauige Röthe der züchtigen Schaam ausstralend vom Antlitz:
Fremdling, den Felsen bewegtest du wohl mit bethörender Rede.
Wer nur hat dich gelehrt vielsinniger Worte Verstrickung?
Weh! wer führete dich zu mir in die Fluren der Heimath?
Aber du sprachest vergebens ein Jegliches. Wie doch begehrst du,
Fremdling und ohne Gewähr, dich mir zu gesellen in Liebe?
Oeffentlich können wir nicht uns nahn in gesetzlichem Ehband:

Οὐ γὰρ ἐμοῖς τοκέεσσιν ἐπεύαδεν· ἦν δ' ἐθελήσῃς
Ὡς ξεῖνος πολύφοιτος ἐμὴν ἐς πατρίδα μίμνειν,
Οὐ δύνασαι σκοτόεσσαν ὑποκλέπτειν Ἀφροδίτην.
Γλῶσσα γὰρ ἀνθρώπων φιλοκέρτομος· ἐν δὲ σιωπῇ
Ἔρχον ὅπερ τελέει τις, ἐνὶ τριόδοισιν ἀκούει.
Εἰπὲ δὲ, μὴ κρύψῃς, τεὸν οὔνομα, καὶ σέο πάτρην.
Οὐ γὰρ ἐμὸν σε λέληθεν, ἐμοὶ δ' ὄνομα κλυτὸν Ἡρώ.
Πύργος δ' ἀμφιβόητος ἐμὸς δόμος οὐρανομήκης,
Ὦι ἔνι ναιετάουσα σὺν ἀμφιπόλῳ τινὶ μούνῃ
Σηστιάδος πρὸ πόληος ὑπὲρ βαθυκύμονας ὄχθας,
Γείτονα πόντον ἔχω, στυγεραῖς βουλῇσι τοκήων.
Οὐδέ μοι ἐγγὺς ἔασιν ὁμήλικες, οὐδὲ χορεῖται
Ἠϊθέων παρέασιν· ἀεὶ δ', ἀνὰ νύκτα καὶ Ἠῶ,
Ἐξ ἁλὸς ἠερίοντος ἐπιβρέμει οὔασιν ἠχή.

Nimmer gewähreten solches die Eltern mir. Wolltest du aber
Weilen in unserer Stadt, ein vielumschweifender Fremdling,
Nimmer erschlichest du dann verstohlene Gunst Aphrodite's.
Denn der Sterblichen Zung' ist verläumderisch: wer im Verborgnen
Welcherley That auch begangen, sie tönet ihm wieder vom Dreyweg.
Sage mir aber anjetzt unverhohlen so Namen als Heimath.
Denn nicht blieb mein Name dir fremd, der gefeyerte Hero's,
Und ein umbrandeter Thurm ist mein hochragender Wohnsitz.
Dort nun haus' ich, allein mit Einer gesellten Sklavinn,
Ausser den Sestischen Mauern, am tiefumflutheten Meerstrand,
Nach der Erzeuger gestrengem Gebot die Wogen zu Nachbarn.
Nimmer gesellen zu mir sich Gespielinnen, nimmer im Reihntanz
Fröhlicher Jünglinge Schaar. Fortwährend, zur Nacht und im Tagsglanz,
Dringt mir zum Ohr das Getöne der dumpfaufrauschenden Salzfluth.

Ὣς φαμένη ῥοδέην ὑπὸ φάρεϊ κλέπτε παρειήν,
Ἔμπαλιν αἰδομένη, σφετέροις δ' ἐπεμέμφετο μύθοις.
Λειανδρος δὲ, πόθου βεβολημένος ὀξέϊ κέντρῳ,
Φράζετο, πῶς κεν ἔρωτος ἀεθλεύσειεν ἀγῶνα.
Ἄνδρα γὰρ αἰολόμητις Ἔρως βελέεσσι δαμάσσας
Καὶ πάλιν ἀνέρος ἕλκος ἀκέσσεται· οἷσι δ' ἀνάσσει.
Αὐτὸς ὁ πανδαμάτωρ βουληφόρος ἐστὶ βροτοῖσιν.
Αὐτὸς καὶ ποθέοντι τότε χραίσμησε Λεάνδρῳ.
Ὀρθὸς δ' ἀλασπήσας πολυμήχανον ἔννεπε μῦθον·
Παρθένε, σὸν δι' ἔρωτα καὶ ἄγριον οἶδμα περήσω,
Εἰ πυρὶ παφλάζοιτο, καὶ ἄπλοον ἔσσεται ὕδωρ.
Οὐ τρομέω βαρὺ χεῦμα, τεὴν μετανέμενος εὐνήν,
Οὐ βρόμον ἰχθύεντα περιπτώσσομαι θαλάσσης.
Ἀλλ' αἰεὶ κατὰ νύκτα φορεύμενος ὑγρὸς ἀκοίτης,

Sprach's, und unter dem Schleyer verbarg sie die rosige Wange,
Wieder bewältigt von Schaam. Sie zürnte der eigenen Rede.
Aber Leandros, vom scharfen Geschoss des Verlangens getroffen,
Dachte nur diess, wie er kämpfe den Kampf sehnsüchtiger Liebe.
Denn wenn den Mann mit den Pfeilen bezwingt der verschlagene Eros,
Heilet er wieder die Wunde des Mannes auch. Welchen er obherrscht
Unter den Sterblichen, schaffet auch Rath der Allesbezwinger.
Also half er auch jetzo dem sehnsuchtsheissen Leandros:
Spät erst hub er ersenfzend die schlauersonnene Red' an.
Mädchen, aus Liebe zu dir durchschwimm' ich das brandende Meer selbst,
Ob es von Flammen auch siedet', und wär' unbeschiffbar das Wasser.
Nimmer erbeb' ich dem drohenden Sturm, dein Lager ereilend,
Noch vor dem dumpfen Gebrülle des schwerauftosenden Sundes:
Sondern, dir immer zur Nacht ein Gemahl aus der Fluth zu erscheinen,

Νίξομαι Ἑλλήσποντον ἀγάρροον· οὐχ ἔκαθεν γὰρ
Ἀντία σεῖο πόληος ἔχω πτολίεθρον Ἀβύδου.
Μοῦνον ἐμοὶ ἕνα λύχνον ἀπ' ἠλιβάτου σέο πύργου
Ἐκ περάτης ἀνάφαινε κατὰ κνέφας· ὄφρα νοήσας
Ἔσσομαι ὁλκὰς Ἔρωτος, ἔχων σέθεν ἀστέρα λύχνον.
Καί μιν ὑπιπτεύων δύνι' ὄψομαι οὔτε Βοώτην,
Οὐ Φρασὺν Ὡρίωνα, καὶ ἄβροχον ὁλκὸν Ἀμάξης·
Πατρίδος ἀντιπόροιο ποτὶ γλυκὺν ὅρμον ἱκοίμην.
Ἀλλά, φίλη, πεφύλαξο βαρυπνείοντας ἀήτας,
Μή μιν ἀποσβέσσωσι, καὶ αὐτίκα θυμὸν ὀλέσσω,
Λύχνον, ἐμοῦ βιότοιο φαεσφόρον ἡγεμονῆα.
Εἰ δ' ἐτεόν γ' ἐθέλεις ἐμὸν οὔνομα καὶ σὺ δαῆναι,
Οὔνομά μοι Λείανδρος, ἐϋπτερύγων πάϊς Ἡροῦς.
Ὡς οἱ μὲν χρυσέοισι γάμοις συνέθεντο μιγῆναι,

Theil' ich des Hellespontos Gewog. Denn, nahe der Stadt hier,
Jenseits über dem Meere bewohn' ich die Mauern Abydos.
Lass vom andern Gestade mir nur ein Lämpchen erglänzen,
Vom hochragenden Thurm, in der Dunkelheit, dass ich, es schauend,
Werde des Eros Boot, dein Lämpchen mir nehmend zum Leitstern.
Schau ich nur diess, dann schau' ich nicht auf zum gesenkten Bootes,
Nicht nach Orions Dräun und dem Wagen, den nimmer das Meer netzt;
Wenn ich gelange zum seeligen Port der entgegenen Heimath.
Aber verhüt', o Geliebte, der Stürme verderbliches Anwehn,
Dass es mir nicht die Lampe, den lichtausströmenden Leitstern
Meines Geschicks, verlöscht, und alsbald mein Leben dahinfleucht.
Willst nun auch du, wess Namens ich sey, vernehmen nach Wahrheit:
Wiss', ich heisse Leandros, dein Bräutigam, stralende Hero.
So nun wurden sie Eins, sich im heimlichen Bund zu vereinen;

Καὶ νυχίην φιλότητα, καὶ ἀγγελίην ὑμεναίων,
Λύχνου μαρτυρίῃσιν, ἐπιστώσαντο φυλάξειν,
Ἡ μὲν φῶς τανύειν, ὁ δὲ κύματα μακρὰ περῆσαι.
Παννυχίδας δ' ἀνύσαντες ἀκοιμήτων ὑμεναίων,
Ἀλλήλων αἰέκοντες ἐνασφίσθησαν ἀνάγκῃ,
Ἡ μὲν ἐὸν ποτὶ πύργον, ὁ δ', ὀρφναίην ἀνὰ νύκτα
Μήτι παραπλάζοιτο, λαβὼν σημήϊα πύργου,
Πλῶι βαθυκρήπιδος ἐπ' εὐρέα δῆμον Ἀβύδου.
Παννυχίων δ' ὀάρων κορυφοὺς ποθέοντες ἀέθλους,
Πολλάκις ἠρήσαντο μολεῖν θαλαμηπόλον ὄρφνην.
Ἤδη κυανόπεπλος ἀνέδραμε νυκτὸς ὁμίχλη,
Ἀνδράσιν ὕπνον ἄγουσα, καὶ οὐ ποθέοντι Λιάνδρῳ·
Ἀλλὰ πολυφλοίσβοιο παρ' ἠϊόνεσσι θαλάσσης
Ἀγγελίην ἀνέμιμνε φαεινομένην ὑμεναίων,

Und der nächtlichen Wonn', und des lockenden Rufs zur Vermählung.
Denn hell zeugte die Lampe, gelobten sie treu zu gedenken,
Sie, zu erheben das Licht; er, Wogen und Fluth zu durchziehen.
Hatten sie dann die Nächte durchfeyrt in weicher Umarmung,
Schieden sie beyd', ungerne, gehorchend dem Zwang, auseinander,
Sie zum heimischen Thurm; und der Jüngling, damit er im Nachtgraun
Nicht von der Bahn abirre verfolgend den Schein von der Thurmhöh,
Schwamm zum weiten Gebiete der sichergethürmten Abydos.
Nächtlicher Liebesgenüsse verstohlene Kämpfe begehrend,
Wünschten sie oft eingrauend das lagerbereitende Dunkel.
Aber in finsteren Schleyern erhoben sich Nebel der Nacht schon,
Männern den Schlaf herführend, doch nimmer dem schmachtenden Jüngling.
Sondern am Felsengestade des vielaufrauschenden Meeres
Harrt er mit sehnendem Muthe des leuchtenden Rufs zur Vermählung,

Μαρτυρίην λύχνοιο πολυκλαύστοιο δοκεύων,
Εὐνῆς τε κρυφίης τηλεσκόπον ἀγγελιώτην.
Ὡς δ' ἴδε χυανέης λιποφεγγέα νυκτὸς ὁμίχλην
Ἡρώ, λύχνον ἔφαινεν· ἀναπτομένοιο δὲ λύχνου,
Θυμὸν Ἔρως ἔφλεξεν ἐπειγομένοιο Λεάνδρου·
Λύχνῳ καιομένῳ συνεκαίετο· πὰρ δὲ θαλάσσῃ
Μαινομένων ῥοθίων πολυηχέα βόμβον ἀκούων,
Ἔτρεμε μὲν τοπρῶτον, ἔπειτα δὲ, θάρσος ἀείρας,
Τοίοισι προσέλεκτο παρηγορίων φρένα μύθοις·
Δεινὸς Ἔρως, καὶ πόντος ἀμείλιχος· ἀλλὰ θαλάσσης
Ἔστιν ὕδωρ, τὸ δ' Ἔρωτος ἐμὲ φλέγει ἐνδόμυχον πῦρ.
Λάϊζε πῦρ, κραδίη, μὴ δείδιθι νήχυτον ὕδωρ.
Λιῶρό μοι εἰς φιλότητα· τί δὴ ῥοθίων ἀλεγίζεις;
Ἀγνώσεις, ὅτι Κύπρις ἀπόσπορός ἐστι θαλάσσης,

Hin zur Bezeugerinn schauend, der vielbetrauerten Lampe,
Zur fernblickenden Botinn verstohlener Liebesumarmung.
Hero nun, wenn sie der dämmernden Nacht lichtscheuchende Nebel
Schauet', erhob die Lamp', und sobald ihr Geflimmer emporglomm,
Zündet auch Eros die Seele dem raschfortstrebenden Jüngling.
Mit der entbrennenden Lamp' entbrennet er. Aber am Meerstrand
Zürnend erhobnen Gewogs lauthallende Donner vernehmend,
Bebt' er zuerst zwar erbangend, doch bald, sich erregend zur Kühnheit,
Sprach er zum eigenen Sinn, ihn ermuthigend, solcherley Rede:
Wild ist Eros, und Pontos ein furchtbarer! Aber nur Wasser
Wallet im Meer, da mir Eros den innersten Busen durchglüht hat.
Wähle das Feuer, o Herz; nicht fürchte das tobende Wasser.
Auf! zur Geliebten hinüber! Was kümmert die sprudelnde Fluth dich?
Ward dir nicht kund, dass Kypris den Tiefen des Meeres entstammt ist;

Καὶ κρατέει πόντοιο, καὶ ἠμετέρων ὀδυναίων;
Ὣς εἰπὼν μελέων ἑρατῶν ἀπεδύσατο πέπλον
Ἀμφοτέρῃς παλάμῃσιν, ἐῷ δ' ἔυφιγξε καρήνῳ,
Ἠτόνος δ' ἐξῶρτο, δέμας δ' ἔρρινψε θαλάσσῃ.
Λαμπομένου δ' ἔσπευδεν ἀεὶ κατεναντία λύχνου,
Αὐτὸς ἰὼν ἱρέτης, αὐτόστολος, αὐτόματος νῆυς.
Ἡρὼ δ', ἡλιβάτοιο φαεσφόρος ὑψόθι πύργου,
Λευγαλέῃς αὔρῃσιν ὄθιν πνεύσειεν ἀήτης,
Φάρεϊ πολλάκι λύχνον ἐπίσκεπεν, εἰσόκε Σηστοῦ
Πολλὰ καμὼν Λείανδρος ἔβη ποτὶ ναύλοχον ἀκτήν.
Καί μιν ἰὸν ποτὶ πύργον ἀνήγαγεν· ἐκ δὲ θυράων
Νυμφίον ἀσθμαίνοντα περιπτύξασα σιωπῇ,
Ἀφροκόμους φαθάμιγγας ἔτι στάζοντα θαλάσσης,
Ἤγαγε νυμφοκόμοιο μυχοὺς ἐπὶ παρθενεῶνος,

Und dem Gewog obwaltet, und unseren Qua-
len gebietet?
Sprach's, und sogleich vom Gewande be-
freyt' er die blühenden Glieder
Rasch mit dem Armepaar, und band sie sich
fest an dem Haupte,
Sprang dann hinab vom Ufer, und schleu-
derte tief in das Meer sich.
Rastlos strebt' er sodann zu der flammenden
Lampe hinüber,
Selbst sein Ruderer sich, Selbsteuerer, sel-
ber sein Fahrschiff.
Hero indess, lichtsendend von hochaufra-
gender Thurmhöh,
Schirmete, wenn schwerdräuenden Wehns
annahte die Windsbraut,
Oft das Licht mit dem Schleyer, bis vielar-
beitend zu Sestos
Schiffherbergendem Strande gelangte der
strebende Jüngling.
Auf zu dem heimischen Thurme nun führt sie
ihn; und, vor dem Eingang
In Stillschweigen umschlingend den tiefauf-
athmenden Liebling,
Dem von dem schäumenden Haar noch der
Fluth Salztropfen entrieseln,
Führt sie zur Jungfraunwohnung ihn hin in
das bräutliche Dunkel,

Καὶ χρόα πάντα κάθηρε, δέμας δ' ἔχρυν ἐλαίῳ
Εὐώδμῳ, ῥοδέῳ, καὶ ἀλίπνοον ἔσβεσεν ὀδμήν.
Εἵσετι δ' ἀσθμαίνοντα βαθυστρώτοις ἐνὶ λέκτροις
Νυμφίον ἀμφιχυθεῖσα, φιλήτορας ἔλαχε μύθους·
Νυμφίε, πολλὰ μόγησας, ἃ μὴ πάθε νυμφίος ἄλλος,
Νυμφίε, πολλὰ μόγησας, ἅλις νύ τοι ἁλμυρὸν ὕδωρ,
Ὀδμὴ δ' ἰχθυόεσσα βαρυγδούποιο θαλάσσης·
Δεῦρο, τεοὺς ἱδρῶτας ἐμοῖς ἐνικάθθεο κόλποις.
Ὣς ἡ μὲν ταῦτ' εἶπεν· ὁ δ' αὐτίκα λύσατο μίτρην,
Καὶ θεσμῶν ἐπέβησαν ἀριστονόου Κυθερείης.
Ἦν γάμος, ἀλλ' ἀχόρευτος· ἦν λέχος, ἀλλ' ἄτερ ὕμνων·
Οὐ Ζυγίην Ἥρην τις ἐπευφήμησεν ἀοιδός·
Οὐ δαῖδων ἤστραπτε σέλας θαλαμηπόλον εὐνήν·
Οὐδὲ πολυσκάρθμῳ τις ἐπεσκίρτησε χορείῃ,

Wäscht ihm den Leib ringsher, und mit duftigem Oele der Rose
Salbet sie wieder die Haut, den Geruch ausathmend des Salzmeers.
Jetzt auf des Betts weichschwellendem Pfühl umschlang sie des Lieblings
Noch tiefathmende Brust, und sie redete Worte der Liebe:
Bräutigam, vieles ertrugst du, was nimmer ein Bräutigam sonst litt;
Bräutigam, vieles ertrugst du; genug nun des salzigen Wassers,
Und des Fischegeruchs, und der tiefaufrauschenden Meerfluth.
Mir am Busen anjetzt ruh' aus von bestandener Drangsal.
Also redete jen', er lösete eilends den Gürtel,
Und sie begingen die Bräuche der mildobwaltenden Kypris.
Nicht Reihntanz war der Feyer geweiht, nicht Hymnen dem Ehbund,
Flehend erhob kein Sänger das Lied zur Vermählerinn Here,
Nicht das Geleucht der Fackeln erhellet' ein bräutliches Prunkbett,
Keiner auch schwebte daher im vielverschlungenen Chortanz,

Οὐχ ὑμέναιον ἄεισε πατὴρ, καὶ πότνια μήτηρ·
Ἀλλὰ λέχος στορέσασα τελεσσιγάμοισιν ἐν ὥραις,
Σιγῇ παστὸν ἔπηξεν, ἐννυμφοκόμησε δ' Ὁμίχλη·
Νὺξ μὲν ἔην χείνοισι γαμοστόλος, οὐδέ ποτ' Ἠὼς
Νυμφίον εἶδε Λέανδρον ἀριγνώτοις ἐνὶ λέκτροις·
Νήχετο δ' ἀντιπόροιο πάλιν ποτὶ δῆμον Ἀβύδου
Ἐννυχίων ἀκόρητος ἐπ' ἠνείων ὑμεναίων.
Ἡρὼ δ' Ἑλλεσπελος, ἰοὺς λήθουσα τοκῆας,
Παρθένος ἠματίη, νυχίη γυνή. ἀμφότεροι δὲ
Πολλάκις ἠθέλησαν κατελθέμεν ἐς δύσιν Ἠώ.
Ὡς οἱ μὲν, φιλότητος ὑποκλέπτοντες ἀνάγκην,
Κρυπταδίῃ τέρποντο μετ' ἀλλήλων Κυθερείῃ.
Ἀλλ' ὀλίγον ζώεσκον ἐπὶ χρόνον, οὐδ' ἐπὶ δηρὸν
Ἀλλήλων ἀπόναντο πολυπλάγκτων ὑμεναίων·

Nicht auch der Vater erhob, noch die würdige Mutter das Brautlied:
Sondern, das Lager bereitend zur ehevollendenden Tagszeit,
Gründete Schweigen das Bett, und die Finsterniss schmückte die Jungfrau,
Nacht war dem liebenden Paar Brautführerinn; aber das Tagslicht
Sah als Vermählten nie auf befreundetem Pfühl den Leandros.
Denn heim schwamm er zum andern Gestad, dem Gebiet von Abydos,
Noch ungestillt das Verlangen der nächtlichen Liebesumarmung.
Aber den Eltern verbarg sich die saumnachschleppende Hero,
Tags Jungfrau, doch zur Nacht Vermählete. Beyde gemeinsam
Wünschten sie oft, dass nieder zum Abend sich senke das Tagslicht.
Jene nun, so still hehlend den Drang sehnsüchtiger Liebe,
Freuten im Wechselgenuss sich verstohlener Gunst Kythereia's.
Aber nur wenige Zeit noch verlebten sie; nicht auf die Dauer
Freuten sie beyde vereint sich der wogendurchschweiften Vermählung.

Ἀλλ' ὅτε παχνήεντος ἐπήλυθε χείματος ὥρη,
Φρικαλέας δονέουσα πολυστροφάλιγγας ἀέλλας,
Βένθεα δ' ἀστίβικτα, θεμειλιά θ' ὑγρὰ θαλάσσης
Χειμέριοι πνείοντες ἀεὶ στυφέλιζον ἄῆται,
Λαίλαπι μαστίζοντες ὅλην ἅλα· τυπτομένης δὲ
Ἴδη νῆα μέλαιναν ἀνέλκυσε διχθάδι χέρσῳ
Χειμερίην καὶ ἄπιστον ἀλυσκάζων ἅλα ναύτης.
Ἀλλ' οὐ χειμερίης σε φόβος κατέρυκε θαλάσσης,
Καρτερόθυμε Λέανδρε· διακτορίη δέ σε πύργου,
Ἴθάδα σημαίνουσα φαεσφορίην ὑμεναίων,
Μαινομένης ὤτρυνεν ἀφειδήσαντα θαλάσσης,
Νηλειὴς καὶ ἄπιστος. ὄφελλε δὲ δύσμορος Ἱρὼ
Χείματος ἱσταμένοιο μένειν ἀπάνευθε Λεάνδρου,
Μηκέτ' ἀναπτομένη μινυώριον ἀστέρα λέκτρων.

Denn als bald nun die Hore des reifigen Winters genaht war,
Schauerndes Dräun aufregend der vielumwirbelten Windsbraut;
Peitschten den schwankenden Schooss und die wogenden Gründe der Salzfluth
In rastlosem Gebrülle die winterlich brausenden Wetter,
Rings mit Orkanen die Tiefen zergeisselnd. Schon aus dem Meerschwall
Hatte sein dunkeles Schiff auf die zwo Erdvesten gezogen.
Bang vor des stürmischen Meers treulosem Gewoge, der Seemann.
Aber dich hielt kein Graun von dem winterlich brandenden Meerschooss,
Muthiger Kämpfer Leandros. Verheissender Ruf von der Thurmhöh,
Zeigend des Lampengeflimmers bewährtes Geleit zur Umarmung,
Trieb mit Gewalt ihn hinunter, dem wüthenden Meere zu trotzen,
Tückisch und ehernen Sinns. O hättst, unglückliche Hero,
Beym herstürmenden Winter dem Nahn du entsagt des Leandros,
Nimmer auch angefacht den vergänglichen Stern der Vermählung!

Ἀλλὰ πόθος καὶ μοῖρα βιήσατο· θελγομένη δὲ
Μοιράων ἀνέφαινε, καὶ οὐκέτι δαλὸν Ἔρωτων.
Νὺξ ἦν, εὖτε μάλιστα βαρυπνείοντες ἄῆται,
Χειμερίης πνοιῇσιν ἀκοντίζοντες ἀῆται,
Ἀθρόον ἐμπίπτουσιν ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.
Δὴ τότε καὶ Λείανδρος, ἐθήμονος ἐλπίδι νύμφης,
Δυσπειθέα πιφόρητο θαλασσαίων ἐπὶ νώτων.
Ἤδη κύματι κῦμα κυλίνδετο, σύγχυτο δ' ὕδωρ·
Ἀιθέρι μίσγετο πόντος· ἀνέχρετο πάντοθεν ἰχνὶ
Μαρναμένων ἀνέμων· Ζεφύρῳ δ' ἀντέπνεεν Εὖρος,
Καὶ Νότος ἐς Βορέην μεγάλας ἀφέηκεν ἀπειλάς·
Καὶ κτύπος ἦν ἀλίαστος ἰρισμαράγοιο θαλάσσης.
Λιπομαθὴς δὲ Λέανδρος ἀκηλήτοις ἐνὶ δίνῃς
Πολλάκι μὲν λιτάνευσε θαλασσαίην Ἀφροδίτην,

Aber es trieben Geschick und Verlangen sie. Liebebewältigt
Hob sie die Fackel der Moiren empor, nicht mehr der Eroten.
Nacht war's, wann sich zumeist dumpfbrausende Wetterorkane,
Schauriges Wintergestürm herschleudernde Wetterorkane,
Zu dem Gestade des Meeres in tummelnden Schaaren heranziehn.
Aber Leandros, im hoffenden Wahn der gewohnten Vermählung,
Trieb daher auf dem Rücken der lautaufbrüllenden Meerfluth.
Schon an die Wog' anthürmet die Woge sich, Brandungen schäumen,
Aether vermengt mit dem Grund sich, es wacht ringsher das Getös auf
Wildankämpfender Stürm', auf Zephyros brauset nun Euros,
Und es entbeut auch Notos dem Boreas furchtbare Drohung,
Und es ertost ohn' Ende die wildherdonnernde Salzfluth.
Aber aus strudelnden Wirbeln erhob der duldende Jüngling
Oft sein brünstiges Flehen zur Göttinn der Fluth Aphrodite,

Πολλάκι δ' αὐτὸν ἄναχτα Ποσειδάωνα θαλάσσης·
Ἀνθίδος οὐ Βορέην ἀμνήμονα κάλλιπε νύμφης·
Ἀλλά οἱ οὔτις ἄρηγεν, Ἔρως δ' οὐκ ἤρκεσε Μοίρας.
Πάντοθι δ' ἀγρομένοιο δυσαντέϊ κύματος ὁρμῇ
Τυπτόμενος πεφόρητο, ποδῶν δέ οἱ ὤκλασεν ὁρμή,
Καὶ σθένος ἦν ἀδόνητον ἀκοιμήτων παλαμάων.
Πολλὴ δ' αὐτόματος χύσις ὕδατος ἔρρεε λαιμῷ,
Καὶ ποτὸν ἀχρήϊστον ἁμαιμακέτου πίεν ἅλμης·
Καὶ δὴ λύχνον ἄπιστον ἀπέσβεσε πικρὸς ἀήτης,
Καὶ ψυχὴν καὶ ἔρωτα πολυτλήτοιο Λιάνδρου.
Ἡ δ', ἔτι δηθύνοντος, ἐπ' ἀγρύπνοισιν ὀπωπαῖς
Ἵστατο, κυμαίνουσα πολυκλαύτοισι μερίμναις.
Ἦλυθε δ' Ἠριγένεια, καὶ οὐκ ἴδε νυμφίον Ἠρώ.
Πάντοθι δ' ὄμμα τίταινεν ἐπ' εὐρέα νῶτα θαλάσσης,

Oftmals auch zu ihm selber, dem Meerobwalter Poseidon,
Liess auch den Boreas nicht ungemahnet der Attischen Jungfrau.
Aber es half ihm keiner, denn nicht wehrt Eros den Moiren.
Rings nun gepeitscht von der schwellenden Fluth unbezwinglichem Andrang,
Trieb er daher. Schon löste der Füss' anstrebende Kraft sich,
Und es erschlafften die Sehnen der nie ausruhenden Arme.
Ihm in den Mund von selber ergoss sich ein reichlicher Meerschwall,
Und unerquicklichen Trunk des brandenden Salzes verschluckt' er.
Jetzt auch löschte die trügende Lamp' ein feindlicher Windstoss,
Löschete Leben und Liebe dem jammervollen Leandros.
Schlaflos spähet indess, und des immer noch weilenden Jünglings
Harret die Braut, durchschauert von oftaufstöhnender Bangniss.
Eos dämmert' empor, und es sah nicht den Bräutigam Hero.
Rings nun schweifet ihr Blick auf des Meers unermesslichem Rücken,

Εἶπου ἰσαθρήσειεν ἀλώμενον ὃν παραχοίτην
Λύχνου σβεννυμένοιο. Παρὰ κρηπῖδα δὲ πύργου
Θρυπτόμενον σπιλάδεσσιν ὅτ' ἔδρακε νεκρὸν ἀκοίτην,
Δαιδαλέον ῥήξασα περὶ στήθεσσι χιτῶνα,
Ῥοιζηδὸν προκάρηνος ἀπ' ἠλιβάτου πέσε πύργου.
Καὶ δ' Ἡρὼ τέθνηκεν ἐπ' ὀλλυμένῳ παραχοίτῃ,
Ἰω' Ἀλήλων δ' ἀπόναντο καὶ ἐν πυμάτῳ πυρὶ θλέθρῳ.

Ob auf der Fluth sie gewahre des irrenden Lagergenossen,
Welchem die Lampe verlosch, und sobald sie zu Füssen des Thurmes
An dem Gezacke der Klippen zerschmettert den todten Gemahl schaut;
Da, von der Brust wegreissend den künstlich-gewobenen Leibrock,
Schwingt sie mit Macht sich, vorübergebeugt, von der ragenden Thurmhöh.
Ueber des Gatten entseelter Gestalt erblas-sete Hero,
Und sie genossen einander auch noch in dem letzten Verderben.

Lesarten einer Gothaer Handschrift des Musacos und Koluthos.

M u s a c o s.

		Μουσαίου τοῦ Γραμματικοῦ τὰ καθ' Ἥρω καὶ Λέανδρον.
9.	*ἐς ὁμήγυριν* . .	*ἐφ' ὁμήγυριν.*
12.	*δ' ἐφύλαξεν* . .	*τ' ἐφύλαξεν.*
22.	*πολίων* . . .	*πτολίων.*
23.	*εἴκελοι* . . .	*ἴκελοι.*
34.	*ἀγρομένῃσι μεθωμίλησε* . . .	*ἀγρομένῃσιν ἐνωμίλησε.*
44.	*πανσυδίῃ* . .	*πασσυδίῃ.*
45.	*ἁλιστεφέων* . .	*ἁλιστρεφέων.*
49.	. . . .	ist eingeklammert.
56.	*χαρίεντος* . .	*χαρίεσσαν.*
76.	*οὔποτ'* . . .	*οὔπω.*
88.	*πυριπνεύστοισι* .	*περιπνεύστοισι.*
90.	*σὺν* . . .	*ξὺν.*
95.	*ἕλκος* . . .	*καλλος γρ*[αι.] am Rande.
97.	*κραδίην* . .	*κραδίῃ.*
105.	*ἔκρυψεν* . .	*ἀπέκρυψεν.*
121.	*τόσην* . . .	*τοίην.*

128.	ἀλέεινε . . .	ἀπόειπε.
129.	ἐπεὶ κλύεν . .	ὡς ἔκλυεν γρ. am Rande.
136.	ἐπιχθονίης-γυναιξὶν . . .	ἐπιχθονίων - γυναικῶν. am Rande.
148.	παρακοίτην . .	παρακοίτιν.
157.	ἐγείρης . .	ἐγείρεις.
161.	ἐρυθριόωσαν .	ἐρυθιόωσαν.
174.	πέτρον . . .	πέτραν.
181.	πολύφοιτος . .	πολύφατος.
193.	ἠνεμόεντος . .	ἠνεμόφωνος.
213.	δύντ' ὄψομαι οὔτε	οὐκ ὄψομαι δύντα.
219.	εἰ δ' ἐτεόν γ' ἐθέλεις . . .	εἰ ἐτεὸν δ' ἐθέλεις.
223.	φυλάξειν . .	φυλάσσειν.
235.	φαεινομένην .	φαεινομένων.
267.	ἴαχε . . .	ἔννεπε.
271.	ἐνικάτθεο . .	ἐνὶ κάτθεο.
275.	Ζυγίην . . .	ἱερήν.
290.	οὐδ' ἐπὶ . .	οὐδέ τι.
294.	καὶ ὑγρὰ θέμεθλα	θεμείλιά θ' ὑγρά.
295.	ἀεὶ στυφέλιζον .	ἐπεστυφέλιζον.
297.	ἀνέλκυσε . .	ἀπέκλασε.
303.	ὄφελλε . . .	ὄφειλε.
308.	βαρυπνείοντες ἀῆται . . .	βαρυπνείουσιν ἀήταις.
311.	δὴ τότε καὶ Λείανδρος . . .	δὴ τότε Λείανδρος περ.
312.	ἐπὶ νώτων . .	ὑμηναίων.
313.	σύγχυτο . .	σύνθετο.
314.	ἠχὴ . . .	ἡ γῆ.

τέλος τοῦ καθ' Ἡρὼ καὶ Λεάνδρον τοῦ Μουσαίου τοῦ γραμματικοῦ.

K o l u t h o s.

———————	Κολούθου Θηβαίου Λυκοπολίτου Ἐποποιοῦ Ἑλένης ἁρπαγή.
9. τίνα - ὄρινεν . .	ἵνα - ὀρίνῃ.
10. ὠκυπέτης . .	ὠκυπέτῃ.
14. Ἰδαίης κάρηνον .	Ἰδαίης δικάρηνον.
17. ἐνελάμψωσιν . .	ἐγελάμψωσιν.
19. ἔμοχλει . .	ἐμόχλει.
23. ἀπεσσυμένων .	ἐπεσσυμένων.
30. βριαρὴν . .	βριαρόν.
36. τοῖος . . .	τῆνος.
41. ἀποπλαγχθεῖσα .	ἀποσπλαγχθεῖσα.
42. ἐρημαίζειν . .	ἐρημαίνησιν.
49. πρηστῆρα . .	παρηστῆρα.
50. βερέθρων . .	βαρέθρων.
55. ἰωκήν . . .	ἰωήν.
60. ἀριζήλων ἐφράσσατο . . .	ἀριζήλων ἐπόθησεν ἐφράσσατο.
61. πρωτόσπορον .	προτόσπορον.
69. Ἰδαίοιο . .	Ἰδαίοις.
73. κύκλα . . .	κύκλαι.
77. πειθήσας . .	πιθήσας.
100. ὑπερίδμονον .	ὑπερίδμονα.
102. θ' ἑκάτερθεν .	ἑκάτερθεν.
116. ἀντίθροος . .	ἀντίθρονος.
119. ὑπένερθε . .	ὑπένερθε.
122. φυτῶν . . .	φυτοῦ.
126. ἐπουρανίοισι .	ἐπουρανίῃσι.
142. τε καὶ . . .	τε.
155. ἐρυγήσατο . .	ἀρυγήσατε.
177. κυδιάεις . .	κυδιάει.

180. ἀλόχευτον . . ἀνόχευτον.
191. ἀθροίσας . . ἀθρήσας.
200. τιθήνης . . θαλάσσης.
203. ὀρφναίων . . ὀρφναίῳ.
204. ἀπ' ἦρος . . ἐπ' ἦρος.
206. τόφρα δὲ . . τόφρα καί.
208. μεταῤῥία . . μετάρσια.
211. διαστείχουσα κινή-
ρατο . . . διαστίχουσα κινήρατο.
212. δεχνυμένη . . ἀχνυμένη.
213. δήμου . . . δήμον.
220. ὑπὸ δέσκιον . ὑποδέσκιον.
229. ἐθείρας . . ἔθειραι.
230. ἄζεται . . . ἄζηται.
231. αἰπίδρηστα . . αἰπίδρυτα.
234. θηεύμενος . . θηούμενος.
239. ζηλήμονι . . ζηλήμονα.
241. ἀνηίξησε . . ἀνηνίξησε.
250. ὑπιπτεύουσα . ὑποπτεύουσα.
255. ὀπιπτεύειν . . ὑποπτεύειν.
278. ξυνήονες . . ξεινήονες.
285. ἐπουρανίοισι . ἐπουρανίῃσι.
291. αἰδόμεναι . . αἰξόμεναι.
301. ἀθανάτων . . γ' ἀθανάτων.
302. θεοδμήτοισι . θεοῦ μεγάλοις.
303. ἄχεο . . . ἄγρεο.
310. ἠῶ . . . ἠώς.
311. ἐρχομένην . . ἐρχομένη.
313. νημερτέας . . νημερτέες.
314. δ' ἐλεφαντίνην . δὲ δολιχφροσύνης.
318. φόρτον . . . φέρτρον.
322. βοώσαι . . βοώσα.
330. νοστήσαι - νοήσει . νοστήσῃ - δίσει.

357.	ὕπνωσ' . .	ὕπνασ'.
362.	ἀλητεύουσα . .	ἀνητεύουσα.
363.	ὠΐσσατο . .	ὠΐσατο.
370.	παθοῦσα . .	παθοῦσαν.
374.	ἠερίης . . .	ἠερίαι.
383.	νεόφοιτον . .	νεόφυτον.

τέλος τοῦ ἐποποιοῦ τοῦ Κολούθου τοῦ Ἑλένης ἁρπαγὴ λελεγμένου.

Σχόλια.

νύμφαι.] ἐπικαλεῖται νύμφας γείτονας τοῦ ὄρος Ἴδα ἐν χόρῳ Τροίης, ἔνθα ὁ Πάρις τὰς βοῦς ἐνόμευεν.

ποταμοῦ Ξάνθοιο.] ὃν βαθυδίνην λέγει Ὅμηρος Ιλ. φ. πλάσας τὸν ποταμὸν ἀνδρὶ εἰσάμενον φθέγγεσθαι πρὸς Ἀχιλλέα, ὃς ἀμειβόμενος Σκάμανδρον διοτρεφέα ἀποκαλεῖται τὸν ποταμόν. —

Kritische Bemerkungen.

V. 5. Toup curae noviss. in Suid. T. 2. p. 191. hat *ἀείδω* für *ἀκούω* lesen wollen, welchem Heinrich mit Recht widerspricht. Es finden sich allerdings Fälle genug, wo die Griechen die Zeitwörter, die das Empfangen eines Sinneneindrucks bezeichnen, mit einander verwechseln, wovon Lennep zum Koluthos. 71. Abresch und Gottleber zum Thukyd. 2, 49. Brunck zu Sophokles Oidipus auf Kolonos. 138. und Barth zu Statius Theb. 2, 101. 3, 176. Stellen gesammelt haben. Heinrich ahndete das Wahre, als er auch diese Erklärung verwarf: das Rechte aber verdanke ich der Mittheilung meines Freundes Voss des Sohns, der das *ἀκούω* auf die Worte bezieht, welche die Muse dem sie anrufenden Sänger in die Seele haucht. Keineswegs ist also von dem Knistern der wirklichen Lampe und von dem

wirklichen Leandros die Rede, sondern von ihrem Leben in Gesange, den die Göttinn schon in die Brust des Begeisterten geströmt hat; und in den Worten Lampe und Leandros ist der Inbegriff des ganzen Gedichts zusammengefasst. Nicht unähnlich ist eine Stelle des Horat. Carm. 2, 1, 18 — 21.

29. *πόθῳ δ' ἐνέπρησε καὶ αὐτήν.* Eine ähnliche Form des Ausdrucks erinnert mich, eine Stelle des Solon. 5, 61. in Bruncks Gnomikern gegen die Emendation eines scharfsinnigen Kritikers in Schutz zu nehmen. Lobeck nämlich in seinem vortrefflichen Commentar zu Soph. Aeas. 506. p. 267. will die Worte:

τὸν δὲ κακαῖς νούσοισι κυκώμενον,

in *κακούμενον* verwandelt wissen, was wir ihm nicht zugestehn können. Denn *κυκᾶσθαι* ist völlig gleichbedeutend mit *μίγνυσθαι*, welches die Dichter, wie auch *ζεύγνυσθαι*, gern metaphorisch gebrauchen. So sagt Pindar. Olymp. 1, 34. von dem siegenden Rennpferd Pherenikos: *προσέμιξε δεσπόταν κράτει*, und unsrer Stelle noch verwandter: Nem. 1, 86. *θάμβει τερπνῷ τε μιχθείς.* Eine Stelle des Sophokleïschen Aeas selbst. v. 892. *ὁρῶ Τέκμησσαν οἴκτῳ τῷδε συγκεκραμένην*, hätte Lobeck von aller Aenderung der Solonischen

Stelle abbringen sollen. Ebenso heisst es in der Antigone. 1256. *δειλαίᾳ συγχέχραμαι δίᾳ*, in Aristophanes Plutos. 854. *πολυφόρῳ ξυγχέχραμαι δαίμονι*, und beym Pindaros Olymp. 10, 123. *ὥρᾳ κεχραμένος*, wo Heyne die Pythischen Siegeshymnen. 5, 2. und 10, 65. vergleicht. Nicht verschieden sind des Aeschylos Ausdrücke: *ἀνουσίοισι συμμιγεὶς ἀνδράσι* und *παλαιοῖς ξυμμιγεῖς κακοῖς νέοι πόνοι* in den Sieben gegen Theben. 613. und 743. Vor ihm hatte Theognis. 1167. *τοῖς ἀγαθοῖς σύμμισγε*, und nach ihm Euripides im Ion. 1017. *κακῷ ξυνὸν οὐ συμμίγνυται*, gesagt. Endlich gehören hieher die Stellen des Aeschylos. Prometheus. 108. *ἀνάγκαις ταῖσδ' ὑπέζευγμαι τάλας*, und daselbst. 582. *τί με ταῖσδ' ἐνέζευξας ἐν πημοναῖσιν;* sowie das Euripideïsche: *δαίμονι συζευγνύναι*. Andromache. 98. und Helena. 262. Entscheidend aber gegen Lobeck ist ein Fragment des Archilochos. 34, 1. T. 1. p. 42. Anal. Brunck.

Θυμὲ, θυμὲ ἀμηχάνοισι κηδέοισι κεχυμένε.

Dagegen scheint mir ein anderer von niemand noch angetasteter Vers derselben Solonischen Elegie. 5, 11. einer Aenderung zu bedürfen:

πλοῦτον δ', ὃν μὲν δοῦσι θεοὶ, παραγίνε-

ται ἀνδρὶ

ἔμπεδος ἐκ νεάτου πυθμένος ἐς κορυφὴν·
ὃν δ' ἄνδρες τιμῶσιν ὑφ' ὕβριος, οὐ κατὰ κόσμον
ἔρχεται.

Hier sind Gegensätze: der Reichthum, welchen die Götter *verleihn*, und der, welchen die Menschen *ehren*: das Unpassende im zweyten Satz springt in die Augen: es wird offenbar ein Synonymum von *διδόναι* vermisst. Für jetzt glaub' ich, dass *κτίζωσιν* statt *τιμῶσιν* zu schreiben. — Die Stelle des Musaeos aber ist dem Homerischen Sprachgebrauch nachgebildet. Ilias. 2, 111. 9, 18. und Sophokles Oidipus auf Kolonos. 525. *κακᾷ μ' ἐνέδησεν ἀρᾷ.* Und auch der Wunsch in des Sikyoniers Ariphron reizendem Skolion bey Brunck anal. T. 1. p. 159. *Ὑγίεια, πρεσβίστα μακάρων, μετὰ σεῦ ναίοιμι τὸ λειπόμενον βιοτᾶς*, gehört hieher.

32. *ἀπὸ προγόνων.* Bergler, Kromayer und Röver haben es für: fern von den Eltern, genommen, und selbst Jakobs zur Anthologie. T. 2, 1. p. 333. scheint einmal dieser Meinung gewesen zu seyn. Dann müsste aber nothwendig mit Lennep post Coluth. p. 79. *ἀπόπρο γονέων* gelesen werden, da Hin-

denburgs *ἀπὸ γονέων* überall nicht Griechisch ist. Denn wenn auch Wesseling zum Diodor. T. 1. p. 721. mit Unrecht zweifelte, dass *ἀπὸ* je von Ortentfernungen gebraucht werde, so hat doch Schäfer zum Longos. p. 329. gezeigt, dass die Construction in diesem Fall ganz anders seyn muss, als an unsrer Stelle. Dagegen dient die Präposition *ἀπὸ* eigends dazu, die Derivation oder Abstammung eines Dinges zu bezeichnen, worüber Jakobs zur Anthologie. T. 1, 1. p. 159. und in den additt. animadvv. in Athen. p. 321. nachzusehn. Auch die *πρόγονοι*, die Platon. Gesetze. 9. T. 9. p. 60. ausdrücklich von Vater und Mutter unterscheidet, machen unsere, von Heinrich zuerst festgestellte Erklärungsweise nothwendig, und kann darum auch der Gebrauch des *ἀπὸ*, den Heindorf zu Platons Theaet. 91. und zum Gorgias. 73. erläutert, nicht für die andere Art geltend gemacht werden.

38. *Κυθέρειαν Ἱλασκομένη Ἀφροδίτην.* Dieser Vers widerlegt die Meinung Bentleys zu Horat. carm. 1, 4, 5., dass diese zwey Benennungen Einer Gottheit nicht verbunden seyn können. Man vergleiche den Homerischen Hymn. auf Aphr. 1., und das Gedicht de viribus herbarum. 55.

40. Ich habe Heinrichs Distinction der Stelle verändert, denn die Idee des Moschos. 1, 21. und des Apollonios von Rhodos. 3, 93. auch Kypris fürchte die Pfeile des Eros, soll hier auf keine Weise erregt werden; und die Sprache verbietet, *μητρὶ σὺν οὐρανίῃ* zu nehmen, als stünde *καὶ μητέρα οὐρανίην:* dann müsste *φλογερὴν φαρέτρην* vorangehn.

63 — 65. citirt Tzetzes. chiliad. 10, 520.

105. gewöhnlich *ἀπέκρυψεν.* ich bin der Emendation Hermanns. Orph. p. 762. gefolgt.

107. Der Ausdruck *καὶ πάλιν ἀντέκλινεν* ist dunkel. Gail in seiner splendiden, übrigens werthlosen Ausgabe. Paris. An 4. 4. sagt: „je corrige *ἀν δ' ἔκλινεν* pour *ἀνὰ δὲ ἔκλινεν,* aperuit, elle ouvrit. cf. Ilias. 5, 751." womit nicht geholfen ist. Eine unserm Vers nachgebildete Stelle des Aristaenetos. 1, 15. p. 106. Pauw. veranlasste mich auf: *καὶ πάλιν αὖτ' ἀπέκλινεν,* zu rathen. Beyspiele von der Verdopplung dieser Partikeln haben Bergler zu Aristoph. Plutos. 867. Brunck zu Soph. Philokt. 938. Wolf zum Demosthenes gegen den Leptines. p. 235. und Heindorf zu Platon Gorgias. 37.

110. *ἠὼς,* hier und öfter beym Musaeos das Tageslicht, die Taghelle. so auch Theokr.

7, 35. 12, 1. Manethon. 2, 39. Joannes von Gaza. 180. 310. Merrik zum Tryphiodoros. 204. und ebenso sind unstreitig die von Voss in den mythol. Briefen. T. 2. p. 66. 67. gesammelten Stellen zu verstehn.

121. für *τοίην* hab' ich *τόσην* geschrieben, wie es Koluthos. 167. 259. 298. 322. hat. Ich weiss wohl, dass die Späteren im Nothfall *τοῖος* mit kurzer Anfangssylbe brauchen: hier aber ist gar kein Nothfall, und lässt Musaeos sich überhaupt solche Verstösse gegen die alte Metrik nicht eben zu Schulden kommen. Beyspiele einer Verwechslung zwischen *τοιόςδε* und *τοσόςδε* hat Porson. Vorr. zu Eurip. Hekabe. p. XLII. zwischen *τοιοῦτος* und *τοσοῦτος*: Schäfer zum Dionys. Halicarn. de comp. verb. p. 357.

125. ich habe *ἀλέεινε* ohne Bedenken für *ἀπόειπε*, was nicht vertheidigt werden kann, in den Text genommen. Heinrich hat es zuerst vorgeschlagen, und Heynes vollste Beystimmung gefunden. Huschke und Jakobs haben mir dasselbe mitgetheilt. Der letztere war auch auf *ἀπάλευε* gefallen.

136. sonst *ἐπιχθονίῃσιν ἴσην*. Aber den epischen Dichtern scheint *ἴσος* mit kurzer Anfangssylbe fremd zu seyn. Dass es bey den

Attikern so gebraucht wird, ist bekannt. siehe Porson zu Eurip. Orest. 9. p. 119. Auch beym Theokritos, der sich wie die Bukoliker alle gar manche Freyheit erlaubt, kommt es öfter vor. 2, 107. 5, 25. 12, 15. 16, 80. 29, 7. und mehrere Male. Aus dem Kallimachos. Hymn. auf Artemis. 253. hingegen merkt das Etymol. magnum. in *ἴσος* die Correption der ersten Sylbe als etwas Ungewöhnliches an. s. T. 1. p. 550. Ern. und auch dem Kallimachos waren allenfalls noch Freyheiten zuständig, die Musaeos sich nicht erlauben durfte.

145. Tzetzes chiliad. 13, 943. bezieht sich auf diesen Vers.

148 — 152. citirt vom Tzetzes. chiliad. 2, 435. fg. wo die neue Lesart: *Ἰαρδανίῃ ποτὲ νύμφῃ* vorkommt, nach der Danquard übersetzt zu haben scheint.

162. Die Lesarten schwanken zwischen *ὑπ'* und *ἐπ'*. Ich habe das erste, als das Darstellendste, vorgezogen: aber auch das letztere ist gut, indem *ἐπὶ* häufig ganz pleonastisch steht. So beym Musaeos selbst 331. *ἐπ' ἀγρύπνοισιν ὀπωπαῖς:* vergleiche Koluth. 247. Tryphiod. 39. Ebenso muss in des Simonides von Amorgos grossem Bruchstück über die Weiber. 75.

ἐπ' αὐχένι βραχεῖα κινεῖται μόγις

statt *ἐπ' αὐχένα* gelesen werden, und die von keinem zur Genüge erklärte Stelle ist ohne Schwierigkeit. Ebenso pleonastisch ist *ἀπὸ* beym Soph. Oidip. auf Kolon. 319. *φαιδρὰ γοῦν ἀπ' ὀμμάτων σαίνει με.* und beym Tryphiod. 36.

181. *ἐμὴν ἐς πατρίδα μίμνειν.* Wesseling zum Diodor. T. 1. p. 551. Hemsterhuis zu Aristoph. Plut. p. 456. Wagner zum Alkiphron. 1, 24. und Heindorf zu Platons Gorgias. 172. p. 272. haben Stellen gesammelt, wo *εἰς* die Bedeutung von *ἐν* haben soll. Das ist aber nach allgemeinen Sprachgesetzen unmöglich; vielmehr steht *εἰς* in solchen Fällen allemal *κατὰ τὸ σημαινόμενον*, und ist ein Verbum ausgelassen, in welchem der Sinn der Bewegung nach einem Ort hin liegt. So müsste es hier vollständig heissen: *ἀποδημήσας ἐς ἐμὴν πατρίδα ἐν αὐτῇ μίμνειν.* Einen ähnlichen Fall mit *ἐκ* aus Soph. Antigone. 409. erklärt Erfurdt richtig. vergleiche Musgrave zu Eurip. Troad. 527. und Matthiäs ausführl. Griech. Gramm. p. 843.

198. gewöhnlich *δαμάζει.* Was ich gegeben, bietet die Gothaische Handschrift (dieselbe, die Heinrich von ihrem vorigen Be-

sitzer, C. G. Lenz, gehabt, und hie und da mit Vortheil benutzt hat.) die mir Herr Professor Ukert gefällig mitgetheilt, und deren Abweichungen von meinem Text, sowie beym Koluthos vom Lennepschen, ich beygefügt habe. Stephanus hat *δαμάσας*. Die Vorzüge dieser Lesart springen in die Augen, da *δαμάζει* nicht einmal einen ganz richtigen Sinn giebt.

210. *εἷς* oft für *τις*. Vorstius zum Sulpic. Sever. p. 314. 342. Zeune zu Xenoph. memor. 3, 3, 12. Schäfer zum Longos. p. 399. Koluth. 173.

v. 212. *ὀλκὰς Ἔρωτος*. So heisst beym Nonnos. Dionys. 8, 256. der Stier der Europa: *σκάφος Ἔρωτος*. Ausser an Vers 255. unseres Dichters werden wir auch an ein beym Athenaeos. 10. p. 443. D. aufbewahrtes sinnreiches Distichon Dionysios des Ehernen erinnert:

κἄν τινες οἶνον ἄγοντες ἐν εἰρεσίᾳ Διονύσου,
συμποσίου ναῦται καὶ κυλίκων ἱέται.

213. *καί μιν ὀπιπτεύων οὐκ ὄψομαι δύντα Βοώτην*. so alle Handschriften und Ausgaben gegen das Metrum. Casaubonus lectt. Theocrit. 18. T. 2. p. 125. Reiske. und Sal-

masius zu Dosiad. ara. p. 242. auch Merrik zum Tryphiod. 420. meinen, die Diphthongen *οι* und *αι* könnten auch kurz gebraucht werden, und Jensius lectt. Lucian. 2, 6. p. 166. nebst Fabric. bibl. gr. 1, 19, 5. stimmen bey. Aber der Fürst der Kritiker, Richard Bentley, verwirft zu Kallimachos Hymnos auf Zeus. 87. T. 2. p. 5. diese Meinung unbedingt, und emendirt zugleich achtzehn Stellen, die gegen seine Behauptung stritten: wenn auch nicht alle mit gleichem Glück, wie unter andern die Wolfische Lesart in der Ilias. 9, 414. zeigt; so doch gewiss aus dem einzig richtigen Gesichtspunkt. Zu diesen ist noch eine ziemliche Anzahl von Versen aus dem Manethon zu fügen, die Gronov p. 274. gesammelt hat, und die alle ohne Ausnahme emendirt werden müssen.

1, 348. *εὐνυχὲς ἐκ γενετῆς ἔσσεται τοῦτο θέμα.*

emendirt von Dorville zum Chariton. p. 644. *ἔσσεταί οἱ τὸ θέμα*, oder *εὐνυχὲς ἐσσεῖται τοῦτο θέμ' ἐκ γενετῆς*, das letzte am besten.

2, 201. *ἀντ' ἀγαθῶν καὶ λυγρὰ καὶ δ' ἀντία γίγνεται αἰεί*,

wo das *δὲ* in aller Hinsicht im Wege steht. So schreibt den Vers auch Dorville. p. 663.

2, 112. *ὃς δὲ περιστρέφεται πύματον πόντον τε καὶ γαῖαν.*

wo *αἶαν* zu lesen ist.

2, 415. *αὐτῶν τε κτῆσιν μινύθει καὶ πατρώϊον οἶκον,*

wo wir ohne Bedenken *πάτριον οἶκον* schreiben, mit Hintenansetzung der beyden Verbesserungsvorschläge Dorvilles. p. 644.

4, 390. *ἔσσεται δ' ἐν γενέθλαισι φάος σπανάδελφον ἰσανδρῶν.*

lies: *ἐν γενέθλαισι γὰρ ἔσσεται φῶς σπανάδελφον ἰσανδρῶν.*

Derselben Art sind noch folgende Stellen des Manethon. 5, 27. 28. 61. 139. 169. 191. 257. 6, 45. 307. 485. die zum Theil von Dorville, zum Theil von d' Arnaud animadvv. critt. p. 39. verbessert sind: zum Theil ihres Oidipus noch harren.

An unserm Vers des Musaeos haben sich versucht, Canter, der in seinen nov. lectt. 1, 2. *ὀψὲ δύοντα Βοώτην*, vorschlägt, eine Emendation, auf die auch Grotius zum German. Arat. 138. gefallen, die aber schon darum zu verwerfen ist, weil sie dem Musaeos im vierten Fuss eine Caesur aufdringt, die dieser treffliche Verkünstler sich nimmermehr erlaubt hätte; siehe zu 295: nach ihm d' Ar-

naud, in Schraders Vorrede. p. 39., der *ὀψιμίδοντα* oder *ὄψιμα δύντα* will, und endlich Lennep post Coluth. p. 83. der *ὄψομαι ἄντα* vorschlägt. Eins so willkührlich wie das andre. Die einzelnen Worte haben alle ein viel zu gesundes Ansehn, als dass man an ihnen ändern dürfte, und ist eine Transposition offenbar das einzige, wovon Hülfe zu erwarten. Demnach hab' ich, von Jakobs auf die richtige Bahn geleitet, die Worte so gestellt:

καί μιν ὀπιπτεύων δύντ' ὄψομαι οὔτε Βοώτην.

Die Construction *οὔτε — οὐ* wird hoffentlich niemandem mehr anstössig seyn, seitdem Schäfer zu Lamb. Bos ellips. p. 229. eine Menge Beyspiele von diesem Sprachgebrauch aufgestellt hat. Uebrigens glaub' ich nicht, dass die Sterne hier als Leitsterne für alle andern, als solche die zuerst in die Augen fielen: sondern dass grade diese bedeutungsvoll in meteorologischer Beziehung genannt sind. Denn der Bootes ging, wie Voss zu Virg. Georg. 1, 228. p. 118. lehrt, um den Anfang des Novembers unter: das Sinken dieses Gestirns bezeichnet also das Annahn der Winterszeit, wo, wie nachher ausdrücklich gesagt wird, die Schiffer ihre Fahrzeuge ans Land zogen.

Der Orion aber, nicht ohne Grund θρασὺς genannt, brachte, wenn er sich zeigte, Stürme und Ungewitter. Columella. 11, 2. Andere Stellen hat Heinrich. Mit beyden Sternbildern war der Wagen verbunden. Wie ὀλοὸς zu verstehn sey, lehrt Apollonios von Rhodos. 3, 1376.

219. Nach ἑτεὸν hab' ich γέ eingeschaltet, des Verses wegen, und weil die Alten gern γέ auf ἑτεὸν folgen lassen. So Odyssee. 9, 259. 13, 328. 16, 320. 24, 258. Ilias. 8, 423. 15, 53. Apollonios von Rhodos. 1, 154. 2, 646. 3, 1080. Mehrere Handschriften des Musaeos setzen δὲ erst nach ἑτεὸν, was aber ein Barbarismus ist: ganz weglassen wollte ich es auch nicht, obgleich diese Construction in den Homerischen Gesängen häufig ist, weil es diesen Satz mit dem vorausgegangnen verbinden muss. Wie ich jetzt sehe, hat Wakefield meine Verbesserung anticipirt, Silva Crit. IV. p. 170.

235. Ich hatte lange φαινομένην statt φαινομένων verbessert, als ich meine Vermuthung durch Nodell zum Avian. p. 69. bestätigt fand.

280. Ich bin von der gewöhnlichen Erklärung abgewichen, weil ich πήγνυμι nie in

der Bedeutung von verschliessen gefunden habe: auch war das *ἀποκλῄζειν*, wie es scheint, des Bräutigams Geschäft. Theokr. 15, 77. 18, 5., und an dem fehlte es hier nicht. Den in den frühern Ausgaben folgenden Vers:

καὶ γάμος ἦν ἀπάντεσσιν ἀειδομένων ὑμεναίων,

hat man längst als unächt erkannt, und hätte ihn längst aus dem Text werfen sollen.

204. Ich habe übersetzt, wie Heinrich erklärt, weil mir kein anderer Sinn zu passen schien: aber ich bin noch nicht überzeugt, dass *πνεῖν* mit dem Genitiv die Sehnsucht nach etwas bezeichnet. Heinrich citirt Beck zu Aristophanes Vögeln. 1121. Aber Beck sagt: *πνεῖν τινός* dicuntur, qui aliqua re pleni sunt et referti, qui redolent aliquid: sehr richtig: man vergleiche die von Matthiae ausführl. Griech. Gramm. p. 487. reichlich gehäuften Beyspiele. Eben so wenig passt *πνεῖν* mit dem Accusativ hieher, das mit dem vorigen fast einerley ist, und nur, wenn ich recht bemerkte, vorzugsweise von innerlichen Eigenschaften gesagt wird, während jenes mehr auf äusserliche Dinge geht. So in der Ilias. 2, 536. *μένεα πνείοντες Ἀβαντες* und nachher bey vielen Dichtern. Aristoph. Rit-

ter. 435. *καπίας πνεῖν καὶ συχοφαντίας.* Eurip. Elektra. 704. *μοῦσαν ἡδύθροον πνέων.* Andromache. 188. *οἱ πνέοντες μεγάλα*, und ungefähr ebenso ist im Rhesos. 323. *Ἄρης μέγα πνέων* statt *μέγας πνέων* zu schreiben. So konnte es auch in der Alkestis. 496. wohl heissen: *πῦρ πνέουσι μυκτήρων ἄπο*, weil alles von Innen kommende bezeichnet wird.

294. *βένθεα δ' ἀστήρικτα καὶ ὑγρὰ θέμιθλα θαλάσσης* in allen frühern Ausgaben. Aber da *καὶ* als unmittelbar zum folgenden Wort gehörig zu betrachten ist, und also im vierten Fuss ein weiblicher Abschnitt entsteht, den die deutsche Sprache wegen ihres Mangels an Anapästen nicht vermeiden kann, Musaeos aber überall sorgfältig umgangen hat, so hab' ich durch eine leichte Umstellung der Worte den wahren Klang des Verses wieder hergestellt. Schon aus diesem Grunde ist Lennep Conjectur zu 145. *ὄργι' ἄπυστα* zu verwerfen, sowie die Cantersche zu 213.

297. 298. *νιπτομένης δὲ*
ἤδη νῆα μέλαιναν ἀπείλασε διχθάδι
χέρσῳ.

So die Handschriften und Ausgaben: die Stelle ist unstreitig die schwierigste im ganzen Gedicht, und kann man wohl nicht ohne Ver-

besserung durchkommen. Ohne mich auf die vielerley unglücklichen Emendationen und Erklärungen einzulassen, die bereits versucht sind, genüge es hier, diejenige auszuführen, die mir die richtige dünkt, und die ich zum Theil meinem Freund Voss verdanke. *τυπτομένης* ist durchaus nicht zu verändern, und auf das Meer zu beziehn, also Synonym mit dem vorhergegangenen *μαστίζων*. Man kann es als absoluten Casus nehmen, und dann zeigt es den Grund an: da das Meer von Stürmen gepeitscht wurde, hatte der Seemann sein Fahrzeug schon ans Land gebracht. Aber es kann auch der Genitiv der Entfernung von einem Ort seyn, über den Matthiae ausführl. Griech. Gramm. p. 454. zu sehn: denn Voss hat schon in der Jen. Allg. Lit. Ztg. 1807. nr. 262. Nov. p. 276. treffend bemerkt, dass die Griechen da, wo wir uns mit dem *wohin* begnügen, auch das *woher* auszudrücken lieben, und als Beyspiel auf Xenoph. Anab. 1, 2, 18. verwiesen. Wir fügen aus Dichtern hinzu das reizende Fragment aus Mimnermos Nanno (woraus Dalechamp einen Mimnermus *in Pumilionibus* macht.) beym Athenaeos 11. p. 470. B. in Brunck's Anal. T. 1. p. 62. und eine sehr ausgeführte Stelle aus Euripides Iphigenia in

Aulis. 173—180. Da diess Wohin nun wirklich vorhanden ist, und, wie wir sehn werden, in dem Dativ διχθάδι χέρσῳ liegt, kommt es auf ein Verbum an, das beyde Gegensätze schicklich verbindet, und ein solches ist freylich ἀπέλασαι nicht. Dorville indess hat zum Chariton. p. 361. ἀνέλκυσαι vorgeschlagen, welches sich durch seinen Sinn und durch die Leichtigkeit der Verbesserung so sehr empfiehlt, dass ich es einstweilen in den Text genommen habe: auch Jakobs und Voss sind auf eben dasselbe, oder doch auf etwas ganz ähnliches verfallen: ἀνελκύειν ist aber, wie Julius Polydeukes. 1, 104. p. 73. lehrt, der eigentliche Ausdruck für die Schiffe, die nach einer Seefahrt oder gegen den Winter aufs Land gezogen werden, das subducere naves der Römer, und so gebraucht es Xenophon. Griech. Gesch. 1, 5, 6. 6, 12. 5, 4, 66. 7, 1, 25. vergl. auch Bergler zum Alkiphron. 1, 1. p. 11. Wagner. In wie sinnvoller Beziehung auf den Leandros grade diess Bild gewählt ist, bedarf keiner Entwicklung, da er selbst sich vorher einen Nachen des Eros genannt hat: 212 und 255. ebenso Nonnos. 8, 256. auch stimmt es mit dem Genitiv κυπτομένης vollkommen zusammen. Der Dativ διχθάδι χέρ-

σφ also steht hier statt des gewöhnlichern *εἰς διχθάδα χέρσον:* eine Verwechslung der Casus, die schon in der allgemeinen Bedeutung des Dativs hinlänglich begründet ist, und von der sich Beyspiele finden bey Schäfer zum Dionys. Halic. de comp. verb. 22. p. 306. und bey Voss zu Virg. Ecl. 2, 62. 8, 101. so auch schon Musaeos. 253. Grosse Verwirrungen hat nun noch das Adjectivum *διχθάς* zu Wege gebracht, so dass Brunck zum Apollon. Rhod. 1, 955. und schon vor ihm Faraone-Mazzarella (dessen Ausgabe des Musaeos. Neapel. 1778. 8. mit einer eleganten Uebersetzung in Terzinen, und einem dicken, übrigens ganz unbrauchbaren Commentar selbst unsern Literatoren noch unbekannt zu seyn scheint.) *διχάδι χέρσῳ* ohne Noth und nicht besonders sinnreich emendirten. Die alte Lesart vertheidigt und erklärt Sophocles in den Trachinierinnen. 101. wo Herakles

διοσσαῖς ἀπείροις κλιθείς

genannt wird. Die Alten dachten sich nämlich von den frühesten Zeiten an die ganze Erde in zwey grosse Hälften gespalten, vom Homeros bis zum Eratosthenes durch eine Linie von Osten nach Westen gezogen: siehe vor allen Voss zu Virg. Georg. 2, 116. p. 306.,

und dass die Dichter durch diese zwey Erdvesten gern die ganze Erde bezeichnen, lehren die von Schäfer melet. crit. p. 37. gesammelten Stellen. Soll also, was ich nicht glaube, auf dem Adjectivum *διχθάς* ein besonderer Nachdruck liegen, so müsste es heissen, überall, an allen Küsten, seyen die Schiffe ans Land geflüchtet: doch mag es in besonderer Beziehung auf Sestos und Abydos gesagt seyn, weil jene Theilungslinie zwischen beyden Städten durchgezogen war: dass niemand mehr, weder hüben noch drüben, die gefahrvolle Fahrt wagte, ausser dem liebenden Jüngling. Will man *ἀποκλᾶν* durchaus behaupten, so muss man es vom Abtakeln des Schiffs verstehn; aber ich zweifle, dass das Griechisch ist, auch fielen die schönen Gegensätze weg, weil die ganze Stelle dann so zu fassen wäre: Da das Meer von Stürmen gegeisselt wurde, hatte der Seemann schon auf beyden Erdvesten, hüben und drüben, sein Fahrzeug entmastet, abgetakelt. Doch macht auch das folgende *ἀλινσκάζειν* diese Auslegung unpassend, und befestigt die Verbesserung Dorvilles.

311. *δὴ τότε Λείανδρός περ ἐθήμονος ἱλπίδι νύμφης*, alle Ausgaben. das *πὲρ* aber ist

an dieser Stelle ganz ungriechisch, und habe ich, nach dem Vorgang der Vatikanischen Handschrift, den Homerischen Anfang δὴ τότε καὶ vorgezogen.

An allen übrigen Stellen bin ich Heinrichs einsichtsvoller und behutsamer Recension des Textes gefolgt: einige Kleinigkeiten abgerechnet, wo er mir nicht der richtigsten Orthographie gefolgt schien, oder sich auch Druckfehler eingeschlichen hatten.

Verzeichniss der in J. G. Schneiders kritischem, griechisch-deutschen Wörterbuch fehlenden Bedeutungen und Wörter aus dem Musaeos.

Von der grossen Mangelhaftigkeit unserer griechischen Wörterbücher, so trefflich auch von Stephanus bis Schneider vorgearbeitet ist, wird sich leicht überzeugen, wer nur Einen Alten, gleichviel welchen, in lexikalischer Rücksicht durchgehn mag. Wer die Mühe scheut, kann leichter zu dem Glauben gelangen durch eine ohnlängst von dem gründlich gelehrten Bast bekannt gemachte Notiz: er habe bey seiner Lectüre an 7000 Wörter gefunden, die im Ernestischen Hederich noch ganz fehlen. Die Ausfüllung einer so ungeheuren Lücke von Schneider zu fodern, würde viel Unbilligkeit oder gänzliche Unkunde

der mit solchen Nachsuchungen verbundnen Schwierigkeiten beurkunden: sowie überhaupt ein vollständiges und in jeder Hinsicht genügendes Lexikon der griechischen Sprache zur Zeit schwerlich eines einzigen Mannes Werk seyn würde. Die Vereinigung von Etwa einem Dutzend Gelehrten, deren jeder einen gewissen Kyklos für sich bearbeitete, würde dem grossen Bedürfniss trefflich abhelfen können. Da aber von dem Gemeinsinn der deutschen Gelehrten Nichts zu erwarten ist, sollte sichs ein jeder Bearbeiter eines Hellenischen Schriftstellers zur Pflicht machen, seinen Auctor auch in lexikalischer Rücksicht genau durchzuarbeiten, und alles anzumerken, was dem bessten vorhandnen Wörterbuch zur Erweiterung oder Berichtigung dienen könnte, wie Reimarus beym Dio Cassius, Niklas bey den Geoponicis, Beckmann beym Aristotelés de mirabilibus auscultationibus, Manso beym Meleagros, Sturz beym Empedokles, Reiff beym Artemidoros mit den bey Stephanus ganz vermissten Wörtern verfahren sind, und auch Schäfer und Bast hie und da mit überwiegenden Schätzen angehäufter Gelehrsamkeit gethan haben. Dadurch und durch eigene Nachträge, wie der vortreffliche Ahlwardt

einen geliefert hat, würden wir dem Ziel schnell näher kommen, und dem künftigen Lexikographen wäre bedeutend vorgearbeitet. Diese Reflexionen veranlassen gegenwärtigen Bearbeiter des Musaeos, hier ein geringes Scherflein nieder zu legen, das nicht gering seyn wird, wenn es ihm gelingen sollte, Nachfolge zu erwecken. Ich habe seit dem Sommer 1807, wo ich in Weimar dauernden Wohnsitz und festere Ruhe fand, zu der zweyten Auflage des Schneiderschen Lexikons hinzugeschrieben, was ununterbrochne Lesung der Hellenen mir darbot, ohne doch eigentlich auf Lexikographie auszugehn. Indess hab' ich auch so bereits mehrere Hundert bey Schneider ganz fehlender Wörter, und eine Unzahl übersehner Bedeutungen, seltnerer Constructionen und der griechischen Sprache eigenthümlicher Redensarten angemerkt, manches Wort von Schneiders zu reichlich ausgetheiltem *zweifelhaft* befreyt, andere dagegen aus der Reihe getilgt, und auch zuweilen eingeschlichene Irrungen berichtigt. Davon, wenn es die Lage unseres Buchhandels möglich macht, denke ich in einiger Zeit eine bedeutendere Probe zu geben. Jetzt soll nur mitgetheilt werden, was den Wörterbüchern

aus dem Musaeos brauchbares zuwachsen kann: einige beyläufige Nachträge aus andern Schriftstellern wird man sich auch schon gefallen lassen. Die im Schneiderschen Lexikon ganz fehlenden Wörter habe ich, nach dem Vorgang anderer, mit einem Sternchen bezeichnet.

Soviel zur Erklärung dieses Anhangs.

Weimar. Januar 14. 1810.

---

* *Ἄγρομαι.* Musaeos. v. 34. verkürzte Form für *ἀγείρομαι.* Homerisch. Ilias. 2, 481. 7, 134. 332. 9, 74. 10, 180. 20, 166. Odyssee. 8, 17. 58. 172. 14, 25. 16, 3. Nur das Participium scheint recht im Gebrauch gewesen zu seyn, da die Formen *ἠγέρθη* und *ἤγερθεν* nicht hieher gehören. Apollonios von Rhodos. 1, 487. hat jedoch auch *ἄγρει.*

ἀείρω. θάρσος ἀείρας. 243. höheren Muth fassen. So Sophokles im Aeas. 129. *ὄγκον ἄρης μηδέν.* 193. *καλὰν φάτιν ἄρη.* Agathias. 53, 7. in Bruncks Anal. T. 3. p. 51. Alkiphron. 1, 28. Quintus Calaber. 7, 347. Wie Musaeos sagt auch Euripides, Iphigenia in Aulis. 1598. *θάρσος αἴρειν,* welches Stück Musaeos öfter vor Augen gehabt zu haben

scheint, siehe unter *ἀντίπορος* und *πτέρυξ*. Ueber *αἴρων* in unsrer Bedeutung ist noch zu vergleichen Bast. epist. crit. p. 145.

ἀλίπνοος. 265. ist vorhanden, erinnert aber an zwey nahverwandte, ausgelassene Wörter, die folgen:

* *ἀλίπλακτος*. *ὁ, ἡ*. s. v. a. *θαλασσόπληκτος*. vom Meer gepeitscht. Oppian. Halieut. 734. Dasselbe will Lobeck in Sophokles Aeas. 602. lesen.

* *ἀλιπτοίητος*. *ὁ, ἡ*. vom Meergeräusch geschreckt. Nonnos, Dionys. 8, 58.

ἀμφιβόητος. 187. umrauscht. umbraust. gewiss die ursprüngliche Bedeutung. ebenso *περιβόητος*, was Dorville zum Chariton. p. 273. und Schneider gleich einseitig erklären. Beyde widerlegt Sophokles im König Oidipus. 193. wo Ares, *περιβόητος ἀντιάζων* heisst. Musgrave und Ast verstehn es falsch: das rechte hat der Scholiast.

ἀντίπορος. die Bedeutung: gegenüber gelegen, entgegen stehend, ist nichts weniger als zweifelhaft. Eurip. Iphigenia in Aulis. 1493. Aesch. Perser. 66. Musaeos. 215. 283. Nonnos, Dionys. 28, 270. Bey dieser Gelegenheit ein fehlendes, auch mit *ἀντί* componirtes Wort:

* *ἀντιθροέω*. Empedokles. 315. Sturz. gegenanlärmen. s. Heeren zu Stobaeos ecl. phys. p. 1026.

ἀποδίω. 251. *ἀπεδίσατο πέπλον μελέων*.

ἀστράπτω. 276. transit. erleuchten. hell machen. *ἤστραπτε εὐνήν*.

ἁφάσσω. 82. vom frevelnden Antasten einer jungfräulichen Priesterinn.

ἀφειδέω. 302. aus Furcht oder Bequemlichkeit etwas vermeiden, nicht verrichten. Ebenso Sophokles in der Antigone. 412. *εἴ τις τοῦδ' ἀφειδήσοι πόνου*. Ohne den Genitiv beym Eurip. Iphigenia in Tauris. 1354. Die angeführte Stelle aus der Antigone erinnert uns, dass Erfurdt im Vers vorher die Schneidersche Emendation unter *ἐγερτὶ* bereits hinlänglich widerlegt hat, und dass bey Schneider das verwandte

* *ἐγερσίνοος*. ὁ, ἡ. lebenanregend, belebend, fehlt. Das schöne Wort hat Proklos, Hymnos an Helios. 7. Anal. T. 2. p. 441. und an die Musen. 4. p. 443.

* *ἀχρηΐστος*. ὁ, ἡ. s. v. a. *ἄχρειος*. 327. Nicht minder fehlt die Form

* *ἄχρεος*. ὁ, ἡ. Tryphiodoros. 123. 245. Von *ἄχρειος* aber findet sich nicht selten ein besonderes Femininum *ἀχρεία*. Eurip. Herakl.

58. Synesius de regnc. p. 8. B. doch ist es nicht, wie Schneider zu glauben scheint, das allein gebräuchliche: *ἀχρεῖους ἡδονάς* hat gleichfalls Eurid. fragm. Autol. 3, 15. beym Athen. 10. p. 413. E. Wir lassen noch drey uns grade zur Hand liegende Wörter folgen:

* *ἀχλυοπεζός, ἡ, όν.* die Füsse in Nachtgraun habend. Tryphiodor. 205.

* *ἀχύτλωτος. ὁ, ἡ.* ungespült. ungewaschen. Nonnos, Dionys. 8, 25.

* *ἄψηφος. ὁ, ἡ.* ohne Stein. Artemidoros Traumbuch. 2, 5.

βαθύσκιος. 111. in activer Bedeutung: tiefe Schatten gebend. Hier zwey ähnlich gebildete Wörter:

* *βαθύπλευρος. ὁ, ἡ.* wie *βαθύκολπος.* Florentinos in den Geopon. 17, 2, 1.

* *βαθύσκαφος. ὁ, ἡ.* Nonnos, Dionys. 10, 238. Epitheton von *πόδος.*

* *βαρυπνείων.* 216. 308. gefahrbringend heranwehn, von Stürmen.

* * * *δάκτυλον, τό.* s. v. a. *δάκτυλος.* 114. auch beym Theokritos. 19, 3. vergleiche man Muncker zum Antonin. Lib. 41. p. 279. Verheyk. Von derselben Art ist die Form *βόστρυον.* über die Schäfer zum Longos. p. 329. Coray zum Heliodoros. T. 2. p. 10. und Bast

epist. crit. p. 199. gehandelt haben, und das bey Schneider fehlende *χύκλιον*, s. v. a. *χύκλος*. Eurip. Iphigenia auf Aulis. 1056. Umgekehrt *ὁ ἄωτος*, beym Theokritos. 13, 27, welches gleichfalls im Schneider fehlt, und ausser mehrern andern *τὸ θεσμόν*. w. m. s.

δυσάντης. 324. dem schwer zu widerstehn ist: ungefähr wie *δυσχείρωμα* in Sophokles Antigone. 126., und *δυσχειρωτότατος* beym Herodotos. 7, 9, 31., was Erfurdts Meinung über die angezogene Stelle der Antigone bestätigt.

* *ἐπεύαδεν*. s. v. a. *εὔαδεν*. 180.

ἐπευφημέω. 275. zu etwas religiöse Gesänge singen, oder mit glückbringenden Gebeten begleiten. Ebenso braucht Proklos im Hymnos auf Helios. 26. p. 441. das von Schneider mit grossem Unrecht bezweifelte *ἐπευφημίζω*, welches auch Eustathios zur Ilias. 1, 22. in der Bedeutung des Wahrsagens aus dem Herodotos citirt: so *ἐπευφημέω* bey Eurip. Iphig. auf Aulis. 1468. und *ἀνευφημέω* bey Longos. p. 60.

ἐπιβαίνω. 273. mit dem Genitiv: etwas unternehmen, begehen, verrichten. vergleiche man Sophokles Oidipus auf Kolonos. 189. Philoktetes. 1493. Euripides Iphigenia auf

Tauris. 1252. und Dorville zum Chariton. p. 656. Ueber die von Schneider angeführte Bedeutung: begatten, die unserer Stelle des Musaeos einigermassen verwandt ist, hat Hemsterhuys zu Lukianos Göttergesprächen. 22, 4. T. 1. p. 274. das Wichtigste gesagt.

* *ἐπιτίχω*. 82. *οὐκ ἐπέοικε*. es geziemte mir nicht. Andere Formen, als diese dritte Person des Perfectums, sind nicht im Gebrauch: diese aber hätte Schneider um so weniger übersehn sollen, als sie schon in den Homerischen Gesängen sehr häufig ist. Beyspiele giebt Damm in seinem zwar unbequemen, aber äusserst gründlichen und schätzbaren Novum lexicon graecum etymologicum. p. 567., einem Werk, welches von Schneider ganz mit Stillschweigen übergangen zu sehn uns billig Wunder nimmt, da seit Wiederherstellung der Wissenschaften für die Erklärung des Homeros und Pindaros nichts so Treffliches geleistet ist, und mehr als Ein Artikel im Lexikon des grossen Frankfurter Philologen aus dem Dammschen bedeutend hätte gewinnen können; zum Beyspiel *ἀτρύγετος*, wo sogar Riemers Auszug eher genügt, als Schneider selbst, der lieber über diess Wort Heyne zur Ilias. T. 4. p. 93. hätte nachsehn, als

ihm bey den fatalen Knochenopfern folgen sollen.

ἐπιμαίνομαι. 85. Dass es den Gegenstand im Dativ bey sich hat, ist schon von Heinrich mit Hemsterh. zum Lukian. T. 1. p. 288. Valckenaer zum Theokr. 2, 48. und Beck zu Aristophanes Vögeln. 1096. belegt, und liessen sich unter anderen noch Lukian. Timon. 26. T. 1. p. 140. de Dea Syr. 21. T. 3. p. 468. und Ernesti zum Kallimachos an Demeter. 30. hinzufügen. Aber besser wäre gewesen, zu bemerken, dass dieser Sprachgebrauch Homerisch sey, und schon in der Ilias. 6, 160. vorkomme. Aber auch diese Genealogien der Wörter und Bedeutungen gehn unsern griechischen Lexicis noch gar sehr ab, und von wie wenigen haben wir solche Entwickelungen, als Sturz in den Comm. soc. philol. Lips. T. 1. p. 64. von *ἄθεος*, und Lobeck zu Sophokles Aeas. p. 222. von *ἄποπτος* gegeben. — Uebrigens fehlt bey Schneider eine grosse Menge der mit *ἐπί* zusammengesetzten Wortgebilde. Hier nur ein halbes Dutzend zur Probe:

* *ἐπαχθέω.* Hauptform von *ἐπαχθίζω.* Tryphiodor. 680.

* *ἐπάχνυμαι.* mit dem Dat. s. v. a. *ἄχνυμαι.* Tryphiodor. 415.

* *ἐπεξεργασία. ἡ.* Scholiast zu Aristophanes Wolken. 130. Argument zu Euripides Medeia. s. v. a. *ἐξεργασία.*

* *ἐπιχηρόω.* mit Wachs überziehn. Polyaenos. 2, 20.

* *ἐπικαθίημι.* auf etwas stützen, niederlassen. Ephippos der Komiker im Schiffbrüchigen bey Athenaeos. 11. p. 509. C.

* *ἐπικωμαστικός. ὁ, ἡ.* zum Komos gehörig. Argument zu Theokr. 3.

* *ἐπιμαστίζω.* s. v. a. *μαστίζω.* Nonnos, Dionys. 1, 80.

ἐρώς. s. v. a. *ἐρωτικός.* Mus. 145.

* *ἐρημείρω.* s. v. a. *ἰμείρω.* Mus. 80.

θαλασσοπόρος. 2. wonach man das Meer durchschwimmen muss.

* *θεσμόν, τό.* s. v. a. *ὁ θεσμός.* 142. 145. *τέθμιον* hat Pind. Isthm. 6, 28.

θητεύω. wie *δουλεύω.* einer Geliebten unterwürfig seyn. 151. siehe auch Eurip. Orestes. 926. und die Ausl. zu Horat. Carm. 2, 8, 17.

κάμνω mit dem Participium. 171. einer Sache müde, überdrüssig werden: aber auch bey Eurip. Iphigenia auf Aulis. 1143. *μὴ κάμνῃς λέγων.* scheue dich nicht zu reden.

κεῦθος. die entlegensten, innersten Theile eines Gebäudes. 119. Pindar. Nem. 10, 105. An beyden Stellen im Plural: im Singular beym Sophokles. Antig. 810. Eurip. Alkestis. 885. und dazu Wakefield im Delectus Tragoed. T. 1. p. 231. Ebenso kommt vor *μυχός*. Eurip. Ion. 229. Helena. 826. und am häufigsten *θάλαμος*, zum Beyspiel in dem wunderbaren elegischen Bruchstück Alexandros des Aetolers beym Parthenios. 14, 4. p. 37. le Grand. womit Musaeos. 263. zu vergleichen. Beyläufig bemerken wir, dass in der angeführten Elegie des Alexandros. 33. das *ἠρίον ὀχωσαι* keinen Sinn giebt, und wahrscheinlich *οἰκῆσαι* zu lesen ist, was uns Brunck vorweggenommen hat.

κομίζω in der Bedeutung von *λαμβάνω* nicht bloss im Medium. 148. und zu dieser Stelle Hindenburg.

λειοφεγγής. 238. ohne Glanz, hat Schneider; aber ihm fehlen mehrere ähnlich gebildete Adjective. als

** *λιπόχωπος*. *ὁ, ἡ*. ohne Griff, nach Toups wahrscheinlicher Emendation zum Phanias. 6, 3. Anal. T. 2. p. 53. wo Lobeck zu Soph. Aeas. p. 358. lieber *λιθοχώπους* lesen will. Mit *λιθόχωπος* verwandt ist *λιθωπής*, *ὁ, ἡ*.

wie Stein anzusehn, das aus Tryphiod. 68. nachzutragen.

* *λιπόπατρις*, ή. ohne Vaterland. Nonnos Dionys. 1, 131.

λοξὰ ὀπιπτεύειν. 101. von heimlichen Liebesblicken, ein mahlerischer Ausdruck. Ebenso sagt Apollonios von Rhodos. 3, 445. *ἐπ' αὐτῷ δ' ὄμματα κούρη λοξὰ παρὰ λιπαρὴν σχομένη θηεῖτο χαλίπτρην*. In einer eignen Bedeutung, von höhnischen, verachtenden Mienen, hat Theokrit. 20, 13. *λοξὰ βλέπουσα*, doch vielleicht mit einer sinnvollen Nebenidee von lockendem Liebreiz, der durch Sprödigkeit die Sehnsucht mächtiger reizt, denn der Dichter fährt fort: *καὶ πολὺ τᾷ μορφᾷ θηλύνετο, καί τι σεσαφὲς καὶ σοβαρὸν μ' ἰγέλαξεν*. Doch scheint es, man liest mit Aldus, Kalliergus und anderen alten Ausgaben besser und gelehrter: *λοξοβλέπουσα*, eine von Dahl mit Unrecht ganz übersehene Variante, die durch die Form *λοξοβλεπτέω* beym Thomas Magister unter *διάστροφοι*, wo jedoch die Pariser Ausg. von 1532. *λοξοβλεποῦντες* hat, nicht wenig unterstützt wird. Ganz anders **διάστροφοι κόραι**, wahnsinnig verdrehte Augen, bey Euripides in den Bacchantinnen. 1120. 1165. und im rasenden Herakles. 868.

Ueber die ungefähr wie λοξός gebrauchten Adjectiva, *μαλαχός, μάχλος, ταχιρός, ὑγρός,* findet sich ein Mehreres bey Bergler zu Aristophanes Plutos. 1023. p. 555. Beck. Wagner zum Alkiphron. 1, 28. p. 164. und Graev. zu Lukian. Amor. 3. 14. T. 2. p. 400. 413. Hemsterh. Ebendaselbst im Toxaris. 15. p. 522. heisst der unsinnig Verliebte selbst: *διάβροχος τῷ ἔρωτι καὶ ταχιρός.*

μετέρχομαι. ἔργον Κύπριδος μετέρχεσθαι. accedere ad rem Veneream. 141. ist Homerisch: Ilias. 5, 429. wo es auch, was Schneider hätte bemerken sollen, mit dem Dativ statt des Accusativs construirt wird, als Ilias. 14, 334., häufiger aber in der Odyssee: ebenso *μεταβαίνω* mit dem Accusativ, Wunderlich obss. crit. in Aeschyl. p. 45. In seltnerer Bedeutung kommt *μετέρχεσθαι* vor beym Herodot. 6, 86, 48. wo es von den Antworten des Orakels wie *ἐκφαίνω* gebraucht wird, und wo der Begriff von persequi, vergleiche man Thukyd. 1, 34., das bindende Mittelglied zu seyn scheint: so Cicero de senect. 6. versibus aliquid persequi. u. s. w.

μίγνυμι. μιγῆναι φιλότητί τινος. 178. Homerischer Hymnos an Aphrodite. 150. Hesiodos im Schild des Herakles. 35. Schneider

hat auch die Wendungen: *γυναικὶ μίσγεσθαι ἐν φιλότητι.* Ilias. 24, 131. und *ἐν ἀγκοίνῃς τινὸς μιγῆναι.* Odyssee. 11, 268. übersehn.

μογέω. wird besonders von Schmerzen der Liebe gesagt. 78. So Philetas beym Stobaeos. Florileg. T. 79. p. 467, 4. Gesner. 1543. Tit. 81. p. 343. Grot. und in eben dem Sinn *πολλὸν ἀνατλὰς* beym Hermesianax. 35.

νήχομαι. in transitiver Bedeutung: beschwimmen, durchschwimmen, 208; sowie auch nach Hermann zu Orph. Argon. 755. *ἁλιαλῆν* gebraucht wird.

ὄαρος. ὀαριστύς. 132. 230. wo Röver und Schrader nachzusehn, eine der häufigsten und ältesten Bedeutungen, zum Beyspiel Ilias 6, 517., Liebesgespräch, Liebesverein. So im Orphischen Argonautengedicht. 1335. und bey Spanheim zu Kallimachos im Bad der Pallas. 66. T. 2. p. 676. um der herrlichen Theokritischen Idylle nicht zu gedenken, die diese Aufschrift trägt.

παρηγορέω. in Bezug auf die Gottheit s. v. a. *πάσχομαι.* 39. und Apollon. von Rhodos. 4, 1410. Der Gleichklang erinnert uns an das von Schneider nicht gekannte

* *παρωρέω.* s. v. a. *μετωρίζω.* Nonnos Dionys. 1, 43.

πολυπλανής. transit. irre machend, verführend. 175. dasselbe versteht Longos. p. 34. unter *ποικίλας φωνὰς ἐφιεὶς τὸν*. ebenso kommt *πολύστονος* in activer Bedeutung vor. Ilias. 1, 445. Lennep zu Koluthos. 323; ebenso *πολύκλαυτος*. Empedokles. 195. und *πολυπιφής*. daselbst. 235.

πολύφοιτος. 181. ist ohne allen Grund von Schneider bezweifelt, und Pareus Conjectur *περίφοιτος* ganz unnütz. Zu den Zusammensetzungen mit *πολύς* fügen wir hinzu:

* *πολυφθορής*. Empedokles. 376. s. v. a. *πολυφθόρος*. wovon Aeschylos im Prometheus. 638. Schütz maj. die active Bedeutung: von Grund aus, sehr vernichtend, hat. — Bey Dutzenden hat Schäfer andere übersehene Composita mit *πολύς* gesammelt zum Dionys. Halic. de comp. verb. p. 200. fgg.

* *προάγγιλον*, τό. 164. s. v. a. *προάγγιλος*. Unter den Zusammensetzungen mit *πρὸ* fehlt unter andern

* *προκλίνω*. Sophokles Oidipus auf Kolonos. 201. und

* *προδήμιος*. Sophokles Antigone. 1127. wo Hermanns Anmerkung bey Erfurdt zu sehn ist.

πτέρυξ. *Λιβάνου φυόεντος ἐνὶ πτερύγεσ-*

σιν. 48. Diese Stelle erklärt sich wechselseitig mit einer von Schneider nicht verstandnen parallelen aus Euripides Iphigenia auf Aulis. 120., *μὴ στέλλειν τὰν σὰν ἶνιν πρὸς τὰν κολπώδη πτέρυγ' Εὐβοίας.* wo Markland noch auf Hesychios unter *πτέρυγες* und auf Salmasius zum Tertullianus de pallio. p. 58. verweist. *πτέρυγες* nämlich sind die äussersten Theile einer grössern Masse, wovon Schneider genügende Beyspiele anführt: *πτέρυγες Λιβάνου* also das gesammte, noch bewohnbare Vorgebirge des hohen Libanos; *κολπώδης πτέρυξ Εὐβοίας* aber, die Gegenden der Insel, die sich gegen das Meer zu senken, und ein buchtenreiches Gestade bilden, die Niedrungen. siehe auch Lykophron. Kassandra. 291.

* *πυριπνείων.* Feuerschnaubend, Feuersprühend. 41. Wir fügen ein Paar fehlende Derivata von *πῦρ* hinzu:

* *πυρίβρομος. ὁ, ἡ.* s. v. a. *πυριβρεμέτης,* unter welchem Wort bey Schneider 48, 3. statt 483 zu lesen ist. *πυρίβρομος* im Orphischen Argonautengedicht. 1127. ist von Ruhnken emendirt und von Hermann aus dem Text geworfen: beydes ohne hinlänglichen Grund. Denn dieselbe Form kommt wieder vor in den Orphischen Hymnen, 19, 2. und 57, 2. und die

Idee des Beyworts ist sehr schön, wenn man nicht, wie Gesner gethan, dabey an ein Geräusch denkt, sondern an die Glutfülle der Sonne, die durch die Composition mit *βρίμειν* trefflich ausgedrückt wird.

* * * *πυριπλήθεις, εσσα, εν.* voll Feuer. In einem Orakel beym Eusebios Praep. Evang. 4, 9. p. 145., aus welchem noch die Wörter: *θεόδοτος, ὁ, ἡ.* von einem Gott gegeben, und *μέστωμα, τό.* die Ausfüllung, zu gewinnen sind.

* *πυριστέφης. ὁ, ἡ* Feuergekränzt. Proklos auf Helios. 33. Anal. T. 2. p. 442. Nonnos Dionys. 8, 289.

σκοτόεις. 182. s. v. a. *σκότιος.* was im Dunkeln geschieht; daher heimlich. Davon

* *σκοτωδία.* s. v. a. *σκότος.* Photius biblioth. p. 238. Hoeschel. und ebenso endend:

* *τερατωδία.* das Wunderbare. Jo. Chrysost. Homil. T. 7. p. 204. und

* *φριχωδία.* das Zusammenschaudern. Photius biblioth. p. 239. vergl. Basts Appendix zur Epist. crit. p. 6.

συνίημι. 18. in transitiver Bedeutung: zwey Dinge zu gleicher Zeit absenden. Hier noch ein Paar von Schneider übersehene Zusammensetzungen mit *συν:*

* *συνέκκειμαι.* davon hat Longos. p. 125.

und 126. Schäfer. *τὰ συνεχόμενα*, s. v. a. *τὰ γνωρίσματα*.

* *συσσκιρτάω*. mit jemandem einherhüpfen. Nonnos Dionys. 8, 28.

* *σύζυγος, α, ον*. intransitiv in Euripides Hippolytos. 1185. Brunck. *σύζυγίαι Χάριτες*; transitiv in Stobaeos Ecl. phys. T. 2. p. 54. Heeren: *Ἥραν συζυγίαν ἐπονομάζουσιν*, also eben das, was dem Musaeos: *ζυγίη*. v. 275.

σφιρόν. 45. gleichbedeutend mit *ἰσχαιά*. Pindar. Pyth. 2, 85.

τίθημι. 156. *ἐν κραδίῃ ἔθετο πάσῃ*. sie schloss ihn mit voller Liebe in ihr Herz, dem *νόῳ τιθέμεν* verwandt.

ὑποκλέπτω. verbergen. verheimlichen. 85. 161.

* *φιλήνωρ, ὁ, ἡ*. s. v. a. *φίλανδρος*. 267. Koluth. 269. Lennep post Koluth. p. 111. Aeschylos in den Persern. 134. In den verwandten Worten, die wir gleich anführen werden, ist hin und wieder geirrt. Die meisten, mit activen Verben componirten, sind auch von activer Bedeutung: *ἀγαπήνωρ*. Odyssee. 7, 170. Ilias. 8, 114. 13, 756. 23, 124. Tryphiod. 177. *ἀστεργάνωρ*. Aeschyl. Prometheus. 906. ohne allen Grund von Schneider bezweifelt. *λυσήνωρ*. Tryphiod. 440. *ποιμάνωρ*. Aeschyl. Perser. 239. *ῥηξήνωρ*. Ilias. 7, 228. 13, 324. Odyss.

4, 5. *στυγάνωρ.* Aeschyl. Prometheus. 730. *τρυσάνωρ.* Soph. Philoktetes. 209. welches in passiver Bedeutung anzunehmen Schneider sich durch Brunck hat verleiten lassen. *φθισηνωρ.* Ilias. 2, 833. Ruhnken zum Bion. 15, 11. *φυξάνωρ.* Aeschyl. Schutzgenossinnen. 9. Von neutraler Bedeutung dagegen sind die mit Adjectiven oder Adverbien zusammengesetzten: *ἀγήνωρ. ἀνήνωρ. εὐήνωρ.* alle drey Homerisch. *διδυμάνωρ.* Aeschyl. Sieben gegen Theben. 851. *μεγαλήνωρ.* Pind. Pyth. 1, 99. *μεγάνωρ.* Pind. Olymp. 1, 4. — Von fehlenden Zusammensetzungen mit *φιλέω* wollen wir nur zwey nachtragen:

* * * * *φιλεύιος.* Epitheton des Bakchos, im Hymnos auf denselben. 1. in Bruncks Anal. T. 2. p. 517. aus welchem auch noch die Wörter *ψεχοπλάνης. ὠρειτροφος. ὠρεσίδουπος.* für die Lexica zu gewinnen sind.

* *φιλονοσέω.* Alkiphron. 2, 2. p. 276. Wagner. ich bin gewöhnlich krank, kränkele.

Wenn dieser ganze Anhang nun nichts als von Schneider begangene Unterlassungssünden rügt, so hoffen wir nicht, dass ein anmaasslicher Krittler das als Mangel an Achtung gegen jenen von uns hoch verehrten Philologen auslegen wird, und wünschen wir nur, dass er selbst bey einer neuen Auflage seines Wörter-

buchs diese Bemerkungen nicht verschmähen möge. Es wird wenigstens soviel einleuchten, dass die Zusätze nicht bloss aus den abgelegnen Massen des Nonnos und Photius, sondern selbst aus dem Sophokles zu nehmen sind. Wir müssen nur noch den gewiss von vielen getheilten Wunsch aussprechen, dass Schneider doch etwas mehr Rücksicht nehmen möge auf die Quantitäten der Wörter, insofern sich diese nicht aus allgemeinen metrischen Gesetzen von selbst ergeben, oder sie sich in den verschiednen Epochen der Poesie ändern. Wären hierin unsre lateinischen Wörterbücher, selbst die grossen Arbeiten Gesners und Schellers, etwas zuverlässiger, so würden Leute von Herrn Dörings bekannter Genauigkeit und Gelehrsamkeit, wenn sie sichs einmal gelüsten lassen, cygneam formam anzunehmen, und durch die Wolken flatternd aus süsstönender Kehle Gesänge hervorzuholen, grobe metrische Schnitzer vermeiden, und finden, dass die Mittelsylbe von cygneus nie kurz seyn könne, wenn sie auch Gesner durch einen Druckfehler so bezeichnet hat. Schlimm, sehr schlimm, wenn das den Herausgeber des Catullus und Horatius irren konnte!

Verbesserungen und Zusätze.

p. 9. l. 14. *v. u.* lese man: *der Eumolpiden.*

p. 16. Alkidamas in der Declamation gegen den Palamedes. T. 8. p. 75, 33. Reiske. schreibt dem Musaeos die erste Erfindung der Zahlen zu, welches das Band zu seyn scheint zwischen den Bereicherungen des praktischen Lebens, die man ihm als identisch mit dem Hermes beymisst, und zwischen seiner tiefsinnigen Naturweisheit. Alkidamas nennt ihn den Sprössling der Eumolpiden und einen Athener, hinzufügend, aus seinen Gedichten ersehe man, dass er das Zahlensystem erfunden. vergl. Valckenaer zu Eurip. Phoen. p. 203. A.

p. 26. *Anm.* 26. Die sämmtlichen Auctoritäten für diesen Vers hat Heindorf in seiner meisterhaften Ausgabe von Platons Phaedon. p. 61.

p. 29. *Anm.* 47. Ich habe noch eine Antiope vergessen, die Apollodoros. 2, 7, 8, 4. unter den Töchtern des Thestios, als Mutter des Alopios nennt.

p. 42. Zu spät sehe ich aus Ruhnkens Anmerkung zum Vellejus. 1, 5, 2. T. 1. p. 20., den mir so eben Hr. Dr. Walch in Jena freundschaftlich mitgetheilt, dass die Verbesserung im Eusebios schon vor mir gemacht ist. Bey der Seltenheit jener unvergleichlich trefflichen Ausgabe mag die ganze, sehr reichhaltige Note hier folgen, aus der ich

unter andern mit Freude sehe, dass schon jener grosse Mann eine Sammlung der Archilochischen Fragmente wünschenswerth fand:

„Non multum dissimile de Archilocho judicium Dionis Chrys. or. 33. p. 397. A. *δύο γὰρ ποιητῶν γεγονότων ἐξ ἅπαντος τοῦ αἰῶνος, οἷς οὐδένα τῶν ἄλλων ξυμβαλεῖν ἄξιον, Ὁμήρου τε καὶ Ἀρχιλόχου.* adde Val. Max. 6, 5, 1. Quo magis miror, nondum inventum esse, qui ejus fragmentis undique collectis operam navaret. Quam provinciam qui sibi sumserit, caveat, ne, quae sint aliorum, temere pro Archilochiis arripiat. Nam ejus nomen crebrime permutatur cum nominibus *Dinolochi*, *Aristophanis*, *Antiochi*, *Amphilochi* et aliorum. Quoties ejus nomen in *Aristarchi* abierit et contra, in praefat. ad Hesych. p. 7. demonstravimus. Athen. 3. p. 111. C. *Ἀρχίλοχος ἐν Τηλέφῳ — πᾶνα τὸν ἄρτον καλεῖ.* Nec *Telephum* scripsit Archilochus, nec vocem *panis* nosse potuit. Legendum *Δεινόλοχος ἐν Τ.* Grammaticus MS. in bibl. Saugerm. *πιττάκιον εἶπε Δεινόλοχος Τηλέφῳ.* Dinolocho, Siculo poetae, perinde atque Epicharmo, licebat *σικελίζειν*, id est vocibus uti sive Siculis sive Latinis, *panis*, *pittacium* etc. Eustratius in Aristot. Nicomach. p. 65. B. *ἀλλὰ καὶ Ἀμφίλοχος, καὶ Κρατῖνος καὶ Καλλίμαχος ἐν τοῖς Ὑπογράμμασι μαγειρικῶναν (Μαγείρων) εἶναι Ὁμήρου τὸ παίγμα.* ubi pro *Ἀρχίλοχος* repone *Ἀριστοφάνης*. Locus Aristoph. quem respicit est in Av. 910. Schol. ad Nicand. in Ther. 617. *Ἀρχίλοχος τὴν κίτρινον φυτόν φησιν ὠφέλιμον εἶναι τοῖς θρέμμασιν, ὅτι πλῆθος γάλακτος ποιεῖ.* Botanici erat, non poetae, herbarum vires docere. Scribe: *Ἀμφίλοχος*. Plin. h. n. 18, 16. *Unum de medica externa et cytiso volumen Amphilochus fecit confusim.* Alio modo peccatur in Polluce. 6, 99. *εἰκεῖον δὲ μέμνηται Ἀντίοχος.* Nusquam nec a Polluce, nec ab ullo Grammaticorum Antiochus ut idoneus scriptor laudatur. Scribe: *Ἀρχίλοχος*, quod ipsum mendum ex Oenomao ap.

Euseb. praep. ev. 5, 31. sustulit Holsten. ad Steph. Byz. v. *Θάσος*. Inter poetas, ex quibus Stobaeus Sententias collegit, a Phot. Bibl. p. 384. recensentur *Ἀρχίλοχος* et *Ἀράλοχος*. Archilochum Stobaeus saepe laudat, Aralochum ne semel quidem. Et qui poterat poetam, qui nunquam in rerum natura exstiterit, commemorare? Scilicet Phot. cum in suo cod. Stobaei *Ἀράλοχος* pro *Ἀρχίλοχος* vitiose scriptum reperisset, protinus inde poetam omnibus inauditum finxit, pro summa negligentia, quam merito in illo castigavit Valcken. diatr. in Eurip. 2. p. 17 " —

Als geringe Nachlese fügen wir dieser reichen Erndte bey eine Stelle des Athenaeos. 2. p. 52. F. wo Valckenaer. Animadv. in Ammon. 3, 11. p. 204. Archilochos für Antilochos verbessert hat.

p. 56. l. 2. *v. o.* lese man: *betrauern.*

p. 87. l. 5. *v. o.* Clemens Citat und die Stelle des Musaeos reden der Lesart in der Ilias. 6, 149. das Wort, die auch der vortreffliche Recensent des Wolfschen Homeros in der Jen. Allg. Lit. Ztg. 1809. nr. 245. p. 144. vorgezogen hat.

Uebrigens will ich bey dieser Gelegenheit noch Ein Fragment des Musaeos nachliefern, das ich erst fand, als jene frühern Bogen schon gedruckt waren. Es steht in Syrianus comment. ad Aristot. metaphys. 12 p. 89. ed Venet. Animalis ideae excedent divinorum denarios, idealem numerum dicentium, ut mundanum exemplar et terminum omnibus impositum et quod quemadmodum denarius intra se omnem numerum habet, non occulte ut unitas, nec substantialiter ut quaternarius, sed jam cum divisione et diversitate pluri hoc modo etiam intellectuale opificium praeaccipit in se ipso mundi formas. Et hanc opinionem ab Orpheo, et MUSAEO et illinc deductis recipientium Aristoteles ut denario numero ideas ipsorum supponentium, sic dirigit opiniones, etsi denario numero supponerent.

p. 93. Ich habe noch einen zehnten Musaeos des Alterthums nachzutragen, von dem aber nichts

weiter auf uns gekommen, als dass ein Cajus, vielleicht der berühmte Rechtsgelehrte unter Hadrianus, ihn in einer Rede, aus der ein Fragment mit dieser Notiz beym Stobaeos. Floril. 11. p. 134, 50., des Ehebruchs bezüchtigt hat.

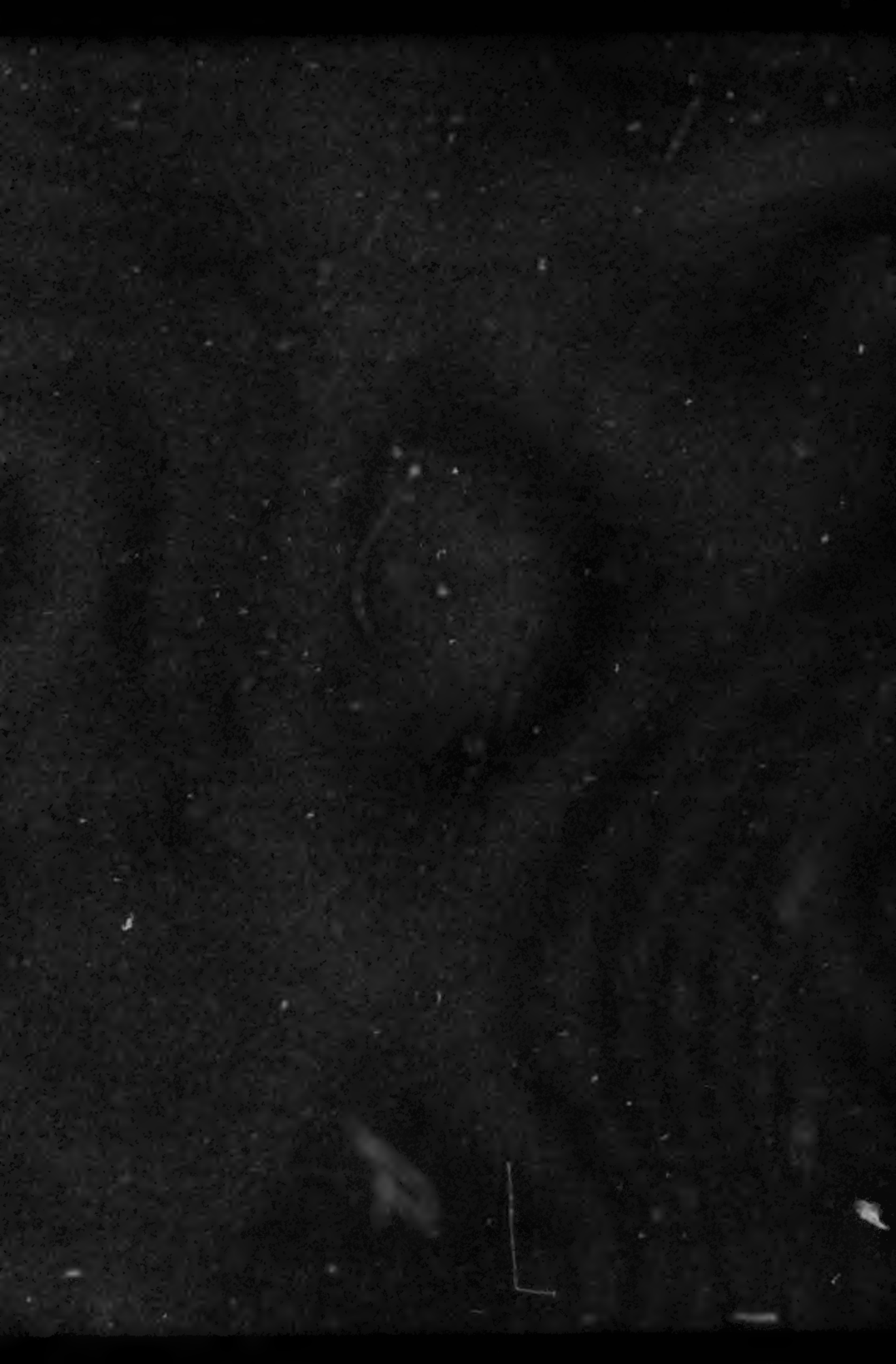
p. 103. l. 10. *v. o.* lese man: *unverkennbaren.*

Zur Anm. zu v. 29. Auf eine andre, nicht minder passende, mir aber weniger gefallende Auslegung des Solonischen *κυκώμενος* führt Aristoph. Acharn. 707.

Zur Anm. zu v. 298. *ἀνελκύω* von Schiffen, gebraucht ebenso Longos. 2. p. 46, 1. und Julius Polydeukes. 7, 191.

Ich füge nur noch hinzu, dass Photius, dessen Lesung ich erst jetzt beendigt, aus dem vierten Buch der neuen Erzählungen vom Ptolemaeos, dem Sohn des Hephaestion Biblioth. p. 248. 18. Hoeschel. unter unzähligen Helenen auch einer gedenkt, die vor Homer den Trojanischen Krieg beschrieben, und die Tochter Musaeos des Atheners gewesen sey. Und hiermit hoffe ich alle Stellen des Alterthums über den Namen Musaeos gesammelt zu haben.

Weimar. May 3. 1810.



Turnziel.

Turnfreunden und Turnfeinden

von

Dr. Franz Pas...w,

Prof. der alten Litteratur an der Universität Breslau, des Philol. Seminariums Director, d. Z. der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission Mitglied.

Breslau 1818.

Verlag von Josef Max und Komp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Doctor Martin Luther.

Darum ist es auch sehr wohl bedacht und geordnet, daß sich junge Leute üben und etwas Ehrliches und Nützliches vorhaben, damit sie nicht in Schwelgen, Unzucht, Saufen und Spielen gerathen. Derhalben gefallen diese zween Uebungen und Kurzweile am allerbesten, nämlich die Musika und Ritterspiel oder Leibesübung mit Fechten, Ringen, Lauten, Springen u. s. w. Unter welchen das erste die Sorgen des Herzens und die traurigen Gedanken vertreibet; das andere macht feine, geschickte, starke Gliedmaß am Leibe, und erhält ihn sonderlich bei Gesundheit mit Springen, Rennen u. s. w. Die endliche Ursach ist auch, daß man nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen gerathe, wie man jetzt, leider, siehet in den Städten und an den Höfen; da ist nicht mehr, denn: „Es gilt die! Sauf aus!" demnach spielt man hoch um Geld. Also geht's, wenn man solche ehrbare Uebungen und Ritterspiele verachtet und nachläßt. Zugeschweigen, daß uns Deutschen zu dieser Zeit wahrlich hoch vonnöthen ist, zum Heer und Streit tüch-

tig und allezeit bereit zu seyn. Denn es sollen ja unsere Jungen Land und Leute vertheidigen und Kriegsleute seyn; dieselbigen sind als Pfeile, die da treffen; der Herr schießt sie ab und giebt sie. Alte Leute sind nicht geschickt zum Kriege; sondern wo Arbeit ist, dieselbige sollen junge Leute auf sich nehmen. Sie gerathen auch in dem Krieg und Streit wohl, wenn Gott seinen Segen giebt; denn derselbige will also, daß die Jüngeren Land und Leute beschutzen und vertheidigen sollen. Es heißen daher auch Ritter oder Reuter die, so ihre Leutlein aus Noth errettet haben, und werden also bei ihrem Namen ihres Amtes, Standes und Tugend ermahnt.

Derohalben müßen unsere Knaben ernst und streng auferzogen werden; nicht tändelnd noch spielend, wie etliche thun. Sie sollen frühzeitig lernen entbehren, die Arbeit lieben, Beschwerden ertragen und keine Anstrengung scheuen; denn sie müßen hinaus in das Leben und hinfort auch in den Krieg ziehen; da ist aber eitel Arbeit und viel Drangsal zu erdulden. Die Tugenden, mit welchen wir unsre Knaben ausrüsten sollen, sind vornehmlich: Gottesfurcht, Arbeitsamkeit, Vaterlandsliebe, Mäßigung, Muth und Demuth. Mit solchen Waffen sind sie zu jeglichem Kampfe wohlgerüstet, denn sie haben eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe.

Das Turnziel.

Was ihr auch treibt, nur treibt es mit Ernst
und Liebe: die beyden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach!
so vieles entstellt.

Auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerſtädt hatte der Tod ernſtes Gericht gehalten über Deutſchlands Vergangenheit und Zukunft. Schwere Verſchuldungen hatten die Fürſten ſeit Jahrhunderten auf ſich geladen, Ausländiſches in Wort, in That und in Geſinnung an die Stelle des uralt ehrbaren Einheimiſchen, Vaterländiſchen ſetzend, und in neue Feſſeln menſchlicher Satzung ſchmiedend die erhabene Geiſtesfreiheit, die dem deutſchen Norden und Abend von Männern Gottes kaum errungen war. Das treue Volk war denen die zu ſeinen Hirten beſtellt waren, mit kindlichem Glauben gefolgt: ſchon ſchlich das fremde Gift durch alle ſeine Lebensadern, und drohte deſto tiefere Zerrüttung, je entſchiedenere Stammkraft es vorfand. So wurde denn das Jahrhundert, dem Wahren, dem Ewigen und Unvergänglichen entfremdet, hingewendet auf hohlen, leeren Schein, und in Lug und Trug beſtrickt. Die warnende Stimme der Edelſten verlor ſich wie der Ruf des

Predigers in der Wüsten: denn mit irdischen Gewichten wog man das Recht und das Unrecht, und das Schwerdt gab der Waagschaale wieder den Ausschlag. Darum sandte der Herr der Heerschaaren die Engel seines Gerichtes, auf daß zerstiebe, was kein Bestehn hatte in sich, und daß an seiner Statt siegreich hervorgehe aus der Zerstörung, was, die Welt und die Menschen zu lenken bestimmt, ob auch Jahrhunderte durch verhüllt und umdüstert, nie seiner eingebornen Kraft, seines innigsten Lebens beraubt werden konnte. Schwere Wehen gingen der neuen Geburt des Lichtes voran: theure Opfer mußten fallen, und dem in der furchtbaren Gegenwart befangenen Sinn mochte des Menschengeschlechtes reinigende Sichtung wohl wie Weltvernichtung bedünken. Aber ein schönerer Morgen sollte hervortauchen aus dem blutigen Abendroth des vierzehnten Octobers.

Wer damals die preußischen Schaaren in den Kampf ziehn sah, den ergriff unwillkührlich das Selbstvertrauen mit, dessen sie voll waren. Solchen Heldengestalten, solchen Waffen und Rossen, solchen Heerführern voran schien die Welt von Rechtswegen anzugehören. Aber das grade war es, was ihre Glieder brach; nicht des Zeit-

des Ueberzahl, oder des feindlichen Feldherrn überlegene Thatkraft. Ein Tag genügte, das schönste, das siegeslustigste und siegesstolzeste Heer zu vernichten: Verbündete, durch Furcht oder Eigennutz an die wehenden Fahnen geknüpft, entwichen in stiller Eil, als die Fahnen nicht mehr wehten: und so wie nichts Inneres, nichts klar Gedachtes, nichts tief Empfundenes sie eine Weile den stammverwandten Völkern zugeschaart hatte, so nahm man es anjezt nicht als treulosen Verrath, als schnöden Meineid, sondern als bedächtige, staatskluge Berechnung der Verhältnisse, mit dem Wechsel des Waffenglückes auch Haß und Liebe zu wechseln, und das unter den Preußischen Fahnen begonnene selbstische Trachten und Treiben unter den französischen Adlern fortzusetzen. Kein Wunder denn, wenn wie auf einen Zauberschlag die gewaltigsten Bollwerke des Landes an der Elbe und Oder fielen: kaum hätte es des schändlichen Verrathes Einzelner bedurft, da ja keine innere Kraft höherer Begeisterung entgegenwirkte, die das hereingebrochene Ungewitter hätte beschwören können: kein Wunder, wenn unaufhaltbare Flucht alles mit sich fortriß; der Feind ungehindert in des Reiches Hauptstadt einzog; bevor sechs Monate ver-

ſtoſſen waren, die Kriegesflammen ſchon an den äußerſten Oſtgrenzen Preußens emporſchlugen, und ein Friede, verderblicher als der Krieg ſelbſt, die zügelloſe Willkühr des Siegers zu geheiligtem Geſetz erhob.

Was der Hochſinn, die Staatsweisheit und die Feldherrentugenden der Brandenburgiſchen Völkerfürſten von unſcheinbaren Anfängen zum ſtolzen Aufbau gewichtvoller Herſchergewalt hinangethürmt hatten, das ſchien durch Einen Tag vernichtet: und wer vorher der raſcheſte geweſen war zu kecken, nur durch äußerliche Dinge begründeten Erwartungen und Träumen, der gab ſich nun am leichteſten entſchiedner Hoffnungsloſigkeit Preis. Was der begeiſterte Wille eines Volkes vermöge, hatten dieſe nie geahndet. Und die aus jedem neuen Unheil glänzender und bewährter hervorgehende Volksehre, die kein Einzelner erbauen und keiner zerſtören kann, die unerſchütterliche Standhaftigkeit des Königs, der Königin unausſprechliche Herrlichkeit, die reiner und anbetungswürdiger hervortrat, je tiefer die blendende Hülle des Glückes, der Macht und der Majeſtät ſank, das waren ja ſo hohe, ſo heilige und zarte Gedanken, daß man ſie wohl würdig achtete ein Trauerlied zu ſeyn im

Munde des Sängers, eine Heldenklage der Enkel, sobald auch die letzten Strahlen solcher Lichterscheinungen hinweggeschwunden seyn würden: aber ihre göttliche Kraft, das Volk zu Entscheidungskämpfen zu entflammen, lange vergessene Wahrheiten, kraftvoller als Worte vermögen, zurück zu rufen, wieder zu erwecken in den Herzen der Mitlebenden, erkannte man noch nicht; der That und dem Erfolg blieb es anheim gestellt, davon Zeugniß zu geben.

Preußen war groß gewesen in unabsehbaren Ländergebreiten, in waffengeübten Heerschaaren, in genau berechneter Benutzung seiner äußeren Staatskräfte, in klug erwogener Stellung zu den übrigen Mächten des Welttheiles; darin sahen viele die ächten, ja die einzigen Stützen und Träger des Königthumes: diese zu befestigen, zu verstärken schien des Staatsmannes ausschließliche Aufgabe: und so galt es denn, die Form auszumitteln, in der dieß alles zu nachhaltigem Dauerstand gedeihn möchte. Das Heer trat allmälig an die Stelle des Volkes, die Kraft des Geldes an die Stelle sittlicher Kraft, verschlagne List an die Stelle offenes Rechtes, und heimliche Berechnung und kunstvoller leiser Zwang erdrückte die

freye Liebe und Treue. Alles bewegte sich nun in seelenlosem Rädergange von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr gleichförmig weiter, und verhieß ein ungestörtes Fortbestehn bis ans Ende der Dinge, ohne Rückschritt und ohne Vorschritt, ohne Verschlimmerung und ohne Verbesserung, so lange nichts Unvorhergesehenes, Unberechenbares störend eingriff in dieß künstlich erdachte Getriebe. Nicht lange konnten diese Erschütterungen ausbleiben. Jemehr auf der Einen Seite sich Alles zu unbeweglichem, stockenden Stillestand hinzuneigen schien, desto schneller kletteten sich auf der andern zu entgegengesetztem Uebermaaß die wildesten, ausgelassensten Triebe los: und wo beydes in kämpfende Berührung kam, da war der Sieg schnell entschieden. Das Verweilende, Ruhende, ja wohl gar Rückwärtstrachtende mußte des Weitereilenden, Vorwärtsstrebenden Beute werden. So stürzte eine große, und wie man gemeint hatte, festbegründete Macht in einem nicht unedeln Kampfe gegen einen Feind, gegen den die Gesinnung des gesammten Volkes mitkämpfte, gegen einen Feind, den weder äußere Vortheile, noch sittliche Ueberlegenheit begünstigte. Sie stürzte nothwendig, nicht aus Kraftlosigkeit, nicht einer strafen-

en Vergeltung auf immer erliegend, ſondern weil
e, in dem ungeheuren Irrthum der Zeit befan-
en, da ihre Stärke ſuchte, wo ihre Schwäche
ig, während ſie die ewig ſtrömenden Quellen nie
erſiegender, unerſchöpflicher Kraft verkannte, des
en ſtilles gewaltiges Leben hervortreten zu laſſen,
en Jahren der Drangſal vorbehalten war.

So im Felde erſchöpft, fortwährend hart be-
rängt durch feindliche Beſatzungen im Innern,
urch feile Späher belauſcht, durch unerſchwing-
iche Auflagen vollends zerrüttet, wurde der Staat
nwiderſtehlich hingetrieben zu der klaren Erkennt-
niß, von wie bedingtem Werth ein Jegliches ge-
weſen ſey, das man bis dahin als Sicheres, Wür-
diges und Weſentliches betrachtet hatte, wie es
dann erſt Beſtand und Feſtigkeit gewinne, wenn es
frey hervorgeſproßt ſey aus dem Herzen des Vol-
kes, und daher ewig friſches Leben ſauge. Mag
ſich eine edle Natur immerhin eine Weile unge-
bührlich anziehn laſſen von der Welt der Erſchei-
nungen; ſie wird bald ihren höheren Beruf wieder
erkennen, mit tieferer Innigkeit zurückkehren zu
ihrem eigenen Selbſt, und da in reicher Fülle fin-
den, was ſie in aller Ferne vergebens geſucht hatte.
Die Schickſale der Staaten folgen darin demſelben

Geſetz, welchem das einzelne Menſchenleben unterworfen iſt: nur in tiefenhafteren Zügen ſtellen ſie ihre Bilder hin. Aus dem Heiligthum der Geſinnung, ohne fremdes Zuthun, ſprudelt der Quell der Verjüngung. Nur beſchleunigen, ſchneller zu dem nie zu verfehlenden Ziel führen kann ihn der Strom der Weltbegebenheiten.

Ein ſolcher Zeitabſchnitt fruchtbarer, männlicher Buße, ächter Sinnesläuterung und gediegenes Wiederemporringens begann den Deutſchen, die der Preußiſche Name vereint hat, von dem Tage der Jenaer Schlacht, den das deutſche Volk unter den Tagen des Heiles, der Rettung und Wiedergeburt zuerſt zu nennen hat. Auch früher waren große Schlachten gegen denſelben Feind verloren: andre Niederlagen folgten. Aber weder die Tage von Hohenlinden, Ulm und Auſterlitz, noch die von Eckmühl und von Wagram konnten gleich entſcheidend werden für Deutſchland. Im Preußiſchen Staat hatte die neue Zeit ſich auszubilden und zu geſtalten begonnen: deutſches Chriſtenthum, deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt hatten hier den freyeſten und mächtigſten Stützpunkt gefunden, während ein getreues Verharren bey Althergebrachtem und Ueberlieferten das Beſtere

ichische Kaiserthum bezeichnete. Dort der reg-
me Mittelpunkt aller durch die große Kirchen-
inigung machtvoll angeregten Thätigkeit in ihrer
ollsten Herrlichkeit wie in allen ihren Entartun-
en: hier ein unverbrüchliches Verweilen auf ei-
er als ausreichend angenommenen Grundlage;
aher seltnes Verirren und kein Vorschreiten. Wie
arum Oesterreich auch erschüttert werden mochte;
er Punkt, auf dem dieses Gleichgewicht unfehl-
ar wiedergewonnen werden mußte, war schon im
Voraus bestimmt bezeichnet: so konnte der Nach-
ruck der Maaßregeln sich vermehren und vermin-
ern, aber eine in sich veränderte Richtung in der
eitung der höchsten Volksangelegenheiten war
ndenkbar. Mit dem Preußischen Staate wankte
lles, was das deutsche Volk in den letzten Jahr-
underten sich Herrliches und Großes errungen
atte, und ein solches Schwanken mußte um so
efahrvoller werden, da diese aus tausend verschie-
enartigen Keimen hervorgegangenen, an den man-
nigfachsten Entwicklungen reichen Bildungen län-
gerer Zeit zu ihrer Vollendung bedurften, als ih-
nen bis dahin zu Theil geworden war. So wurde
durch jede neue große Bewegung der ganze Stand-
punkt erschüttert; so das Verhältniß der Theile

zu einander mit willkührlichen Umgestaltungen bebrecht, und das Aufsuchen einer festen Grundlage mußte von Neuem begonnen werden, weil noch keine alte vorhanden war.

Ueberdieß krankten alle andern Staaten in einzelnen Zweigen der Verwaltung, deren folgerechte und glückliche Behandlung in dem Preußischen man längst mit bewunderndem Neid von fern betrachtet hatte, ohne je irgend etwas ähnliches darstellen zu können. Darum war man zu jeder Zeit schnell bereit, ein Mißlingen, das andre Reiche traf, bald aus schlechter Haushaltung, bald aus mangelhafter Einrichtung des Kriegswesens, bald aus engherziger Beschränktheit einzelner Rathgeber und Wortführer herzuleiten; ohne je der Masse sittlicher Kraft zu gedenken, die in der Gesammtheit jedes Volkes ruht: freylich eine Kraft, die nach keiner hergebrachten Berechnungsweise zu ermessen ist, und die darum leicht genug ungewürdigt bleibt, bis sie sich selbst einmal ungeregelte Bahnen bricht, und dann in ihrer Gesetzlosigkeit eben so oft an verderblichen, als an heilsamen Umgestaltungen zeigt, wie jedes andre irdische Vermögen nichtig ist vor ihr, und zu welchen Erfolgen sie, mit Weisheit genährt, zu würdigen Zwecken gelenkt,

d als etwas Göttliches anerkannt, ſich durch
ſelbſt erheben würde.

Lange hatte man ausgereicht mit jenen weſen-
en, blindlings aufgegriffenen Ausreden, den
erfall und den Untergang von Staaten und Ver-
ſſungen zu eigner Genüge zu erklären. Mit
r Jenaer Schlacht war ihr angemaaßtes Gewicht
ötzlich vernichtet; denn alles, was die herrſchend
wordene Staatsberechnung bis dahin als höch-
, unerläßliche Bedingungen wohlbegründe-
r Verfaſſung aufgeſtellt hatte, war in der Preu-
ſchen vollkommner vereinigt geweſen, als in ir-
end einer andern; und gleichwohl war nie über
in gewaltiges Reich der Einſturz entſcheidender
nd unwiderſtehlicher herein gebrochen. Das alte
Schickſal ſchien, aus tauſendjährigem Schlaf er-
wacht, ſeine ehernen Arme wieder in das Jahr-
hundert zu ſtrecken, nicht mehr um Könige, ſon-
dern um Königreiche zu zermalmen. Nicht von
verlorenen Schlachten, von eroberten Feſtungen,
von zerſprengten Kriegsheeren war jetzt die Rede;
ſondern von der gänzlichen, innerſten Auflöſung
eines Staates, der aus allen frühern Kämpfen
mächtiger hervorgegangen war, und nur eben noch
im Rathe der Gewaltigſten über Krieg und Frie-

den des Welttheiles mitentschieden hatte. Die Unzulänglichkeit aller äußerlichen todten Kraft war in das hellste Licht getreten. Der Sieger hatte um seine Erhaltung, sein Daseyn gefochten. Preußen aber war darum so furchtbar tief gefallen, weil es, den erhabensten Beruf verfehlend, von höherer Stufe gestürzt war, als irgend eine Macht der neuern Zeit erstiegen hatte. Das war freylich den lautesten Sprechern jener verwirrungsvollen Jahre noch nicht klar geworden: und sie wußten darum den Schiffbruch ihrer Meinungen und Lehrsätze nicht anders zu verbergen, als durch zügellosen Hohn gegen die Gesinnungen und die Handlungen Einzelner, die in dem großen Trauerspiel mitgekämpft und mitgelitten hatten. Den Blödsichtigen galt der Erfolg als gerechtes Gericht über die edelsten Bestrebungen, und keine Tugend stand ihren Lästerungen zu hoch. Ihre zuversichtlichen Reden fanden leichten Eingang: ohne Mühe war das Räthsel der Zeit gelöst, so wie man die allgemeine Schuld auf Einzelne abwälzte; und jeder konnte nach wie vor in gewohnter Besinnungslosigkeit auf eben der Bahn beharren, auf der der Ueberwinder selbst schon damals seinem unausbleiblichen Geschick entgegenstürmte.

Nicht ſo das Preußiſche Volk! Es war mit ſeinem König in den Tod gegangen, und hatte den Tod gefunden: aber den wahren, reinigenden und verjüngenden Tod, nicht was die Menſchen ſo zu nennen pflegen. Die irdiſche Hülle, Macht und Glanz, Reichthum und Lebensfreude, war zertrümmert: aber der längſt unwillig in dieſe Schranken gebannte Geiſt bewegte freudig die entfeſſelten Schwingen, und erhob ſich über dem Dampf der Schlachtfelder, über dem Brand der Städte, um geläutert zurückzukehren zu den wiedergebornen Völkern. Kein leerer Schein trat noch trennend zwiſchen König und Volk: ſie ſchauten ſich von Angeſicht zu Angeſicht, weil das Unglück alle Unterſchiede gleich gemacht, und jedes Herz für die Trauer des andern erſchloſſen hatte. Aber dieſe Trauer war eine ernſte, thränenloſe, ſtatt der Worte an würdigen Vorſätzen reich, und dieſe fielen gleich fruchtſchwangern Saamenkörnern in lange verſäumtes edles Erdreich, das Sturm und Erdbeben mit Macht friſch gelockert hatten. So wie der König, in einer blutigen Reihe großer Schlachten geſchlagen und nie überwunden, jeden Fußbreit ſeines väterlichen Reiches heldenmüthig verfechtend, das eigne Leben überall zuerſt den ewi-

gen Beschlüssen des Weltgeschickes anheim stellend, ruhmvoller als der Sieger kämpfend, von Land zu Land rückwärts gedrängt wurde: schloß jedes Herz sich in fester Treue an den Scheidenden, um nie wieder von ihm zu lassen. Denn wie der Mensch den vollen Werth seiner höchsten Güter so oft erst im Augenblick drohendes Verlustes ganz ermißt: so wurde es jetzt erst allen klar, was sie in ihrem Könige besessen hatten, was ihnen mit ihm zu verlieren vielleicht nahe bevorstand. Jünglinge und Männer, geboren und herangereift in Zeiten, die den Krieg nur wie ein schauerliches Mährchen kannten, des ernsten Waffenwerkes unkundig, unvorbereitet bey der Blitzesschnelle aller Ereignisse, rissen sich jetzt empor aus sichrer Ruhe, von Eltern, Gattinnen, Kindern los, unaufgefodert all ihr Wohl und Wehe an des Königs Wohl und Wehe bindend. Nie hatte sich ihm seines Volkes Liebe und Treue rührender bewährt, als in den Augenblicken, die ihm alles früher besessene zu entreißen drohten. So begann seit langer Zeit, früher als in Spanien, in Tirol und Rußland, in Norddeutschland der erste ächte Volkskrieg, nicht ohne hoffnungsvolle Anfänge: aber ein aufgedrungner, verderblicher Friede erstickte ihn vor seiner Entwicklung.

Der Ueberwinder kannte und schätzte nur Zahlen und sonst berechenbare Größen; von sittlichen Triebfedern Höchstens die Schlechtigkeit der Menschen. So genügte es ihm, Preußen zu entkräften, zu erniedrigen, nach Willkühr mit Füßen zu treten, ohne den Verband seiner ältesten und anhänglichsten Landestheile zu lösen, wo nicht grade ein Strom oder sonst eine sogenannte Naturgrenze hindurchschnitt. Vertragswidrig vorenthaltenen Festungen, aussaugenden Belastungen durch Heuschreckenschwärme hungriger Söldner, durch unerschwingliche Kriegskosten, und einer Sündfluth heimlicher Kundschafter blieb zu vollenden überlassen, was mit bewaffneter Faust eingeleitet war, Erniedrigung des Volkes zu einer Sclavenheerde. Weder fürstliche Hochherzigkeit, noch schlichte deutsche Männertugend hatten hier Gewicht: und daß davon den längst selbst verknechteten Fremdlingen auch die leiseste Ahndung mangelte, begründete zuerst ihren Untergang, so wie die Möglichkeit unseres Wiedererstehens.

Als der König überschaute, was ihm geblieben war, und in wie zerrüttetem Zustande selbst dieß Gerettete sich kaum noch seines Daseyns bewußt war: da mochten sich ihm von den Denkmalen der

alten Größe kaum noch Trümmer zeigen. Aber wie in der Gegenwart alles das Eine Gepräge hoffnungsloser Verwüstung trug, so wurde der Blick unwillkührlich hinübergewendet von den Verheerungen der Zeit zu einem Unvergänglichen, das nicht bloß im stillen Herzen einsam bewahrt, sondern großartiger hervor gebildet werde in einstimmiger, bewußter Richtung der übriggebliebnen Staatskräfte.

So reifte rasch der größte Gedanke der Zeit, einem Staate, der nach der bestehenden Abschätzungsweise kaum mehr zu denen der zweyten Ordnung gehörte; ja, den der Herr des Zeitalters, sobald es ihm beliebte, noch tiefer in den Abgrund stürzen oder völlig hinwegtilgen konnte, durch allgemeine Reinigung, Erhebung und Kräftigung der Volksgesinnung ein sittliches Uebergewicht über das Jahrhundert zu geben, in das keine frevle Willkühr hinfort einzubrechen vermöge. Daß dazu das deutsche Volk von Gott berufen sey, das lehrte seine Geschichte: daß, nachdem einmal das Land vieltheilig zerspalten war, Anregung und Beyspiel von dem Stamme ausgehen, wo sich die reinste Glaubensfreyheit vereinigt hatte mit der gediegenſten Staatskraft, gebot die Vernunft. So geschah

es denn, während in den Reichen, die ſich ſiegreich nannten, jede würdige Erhebung des Geiſtes geächtet, mit Feuer und Schwerdt verfolgt wurde, daß in dem Lande, deſſen Lebenskräfte auf unberechenbare Zeiten erſchöpft ſchienen, freyer Entwicklung der Menſchennatur in allen ihren Beziehungen eine ſichere Schirmſtatt aufgethan wurde. Der Gedanke war ſo groß und herrlich, daß der Zeitgeiſt den Sinn davon nicht zu ahnden vermochte: er hätte ſonſt das edle Werk in ſeinen erſten Regungen zu Boden gedrückt. Was aber äußerlich wahrzunehmen war, ſchien der Ueberwinder ſelbſt gern zu ſehn. Dieß gänzliche Verzichtleiſten auf Wiedererwerb des widerrechtlich Geraubten, dieß ſtille Bemühen, von innen her zu erſetzen, was von außen verloren war, dieſe Verwendung der bedeutendſten Staatkräfte auf die ſittlichen und geiſtigen Bedürfniſſe des Volkes, dieſe von Grundaus veränderte Richtung, die zu abweichend war von der die Zeit beherrſchenden, um ſe mit ihr feindlich zuſammenzuſtoßen, dieß alles ſchien nicht bloß gefahrlos: es ſchien ſelbſt ein untrügliches Mittel, was dem Volke noch übrig war von rühriger Thatkraft mehr und mehr zu lähmen, in Wiſſenſchaft und Gelahrtheit den lebendigen Ge-

danken an Gott, an Vaterland, an Freyheit zu ertödten, und jedes volksthümliche Aufstreben, das den Unterjochungsentwürfen des Zwingherrn Gefahr bringen konnte, auf leisen Wegen abzuleiten.

Während in den Landen, die des Feindes Raub geworden waren, Eine ehrwürdige Pflanzschule deutscher Wissenschaft nach der andern ausgerottet, und alles vorbereitet wurde, was der Unwissenheit und Rohheit künftiger Geschlechter einen festen Grund legen könnte: entwickelten sich aus dem Herzen des Preußischen Staates vielgestaltige Keime gediegner Volkserhebung, die mit ächter Staatsweisheit gepflegt nach allen Richtungen hin sich verbreiteten, und alle bedeutenden Beziehungen des Lebens in Anspruch nahmen. In der Hauptstadt des Landes wurde eine neue Hochschule begründet, die, wahrhaft königlich ausgestattet, zu den größten Erwartungen berechtigte; während die älteren, dem Mutterlande gebliebenen sich gleich freygebiger Förderung erfreuten, die zu edelm Wetteifer anregte, und zu einer innern Blüthe führte, welche unter den Stürmen dieser Jahre doppelt wundervoll hervorglänzte, da sich ringsumher in minder bedrängten Landen all-

gemeiner Verfall ächter Bildung kundgab. Dieſelbe einſichtsvolle Sorgfalt verbreitete ſich über das geſammte Schulweſen, das bis dahin mit ſeltnen Ausnahmen entweder an eingeroſtetem Zunftzwang, oder an leichtfertiger, undeutſcher Seichtigkeit krankte. Was, aus lebendigem Quell entſprungen, durch die lange Ausübung zu todter Gewohnheit werden, und längſt ſich ſelbſt überlebt hatte, wurde durch zweckmäßige Gliederung des Unterrichts wiederbeſeelt zu friſchem, freyen Bewußtſeyn: der eingebrochenen verflachenden Vielthuerey trat die Strenge gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit mit Nachdruck in den Weg, und Kräftigung der jugendlichen Gemüther durch die ewigen Gedanken des Alterthums, durch die großen Beyſpiele der Geſchichte erhob über das Elend der Gegenwart. Damit aber auch vor allem eine tüchtige Grundlage bereitet werde, zog ſich mit unglaublicher Schnelligkeit eine gänzliche Umgeſtaltung der Land- und Bürgerſchulen von Oſtpreußen aus durch die angrenzenden Landſtriche weiter und weiter. Und wenn auch hie und da in der Anwendung gefehlt, aus mangelnder Erfahrung manches übereilt wurde: der treffliche Sinn, der überall ſchlummernde Kräfte weckte, und auch in

den ersten unvermeidlichen Abirrungen vom Rechten nie verkannt wurde, durchdrang bald das ganze Königreich. Manchem hatte nur Anregung und Anleitung gefehlt, keineswegs ein klares Erkennen des Bedürfnisses. Freudig ergriffen sie das nun Gewährte; und besonders unter den Geistlichen wurden viele ihres erhabensten Berufes als Lehrer des Volks, nicht bloß an Sonn- und Feyertagen, inne.

Die Unsicherheit der Gegenwart hatte schon manches Auge voll Sehnsucht nach oben gewendet, dort wiederzufinden das bernah weggeklügelte ewige Licht, daß es den dunkeln Pfad erhelle, und ermuthige zu standhafter Ausdauer. Dasselbe Volk, das den Deutschen eben ihre Freyheit und Selbständigkeit entrissen, hatte sie früher durch arglistiges Gaukelspiel um das schönste Erbtheil ihrer Altvorderen, ihren felsenfesten Glauben an Gott, ihr kindliches Vertrauen auf Recht und Wahrheit betrogen. Anjetzt höherer Vergeltung willenlos dienend, mußten sie mit Wucher erstatten, was sie, ohne selbst reicher dadurch zu werden, geraubt hatten. Eben der eiserne Druck der Zeit, der die Gemüther über sich selbst erhoben hatte, bewährte und befestigte sie auch: er wehrte

weichlichem Verſinken in kraftloſen Gefühlen, in müſſigen, ſpielenden Beſchauungen, und trieb die fromme Geſinnung zu angemeſſenem Thun: der König aber war überall des Volkes erhabnes Vorbild. So entſpann ſich ein unzerreißbarer Faden, der ſich ſtill durch alle treue Herzen zog, und ſie ohne verabredetes Geheimniß, ohne verſtohlene Bünde zu Einer Liebe und zu Einem Haß, zu Einem Willen und zu Einem Werk aneinander ſchloß. Denn Alle bluteten ja aus Einer Wunde, Alle hatten Ein Vaterland und Einen König, Eine Freyheit und Eine Ehre zu rächen, und Ein Gott begeiſterte Alle.

Wenn in ſolchen Zeitabſchnitten hochbegabte Männer ſich erheben, in göttlicher Kühnheit jede drohende Gefahr gering achtend, mit ſiegender Beredtſamkeit den Zweifelnden befeſtigen, den Zaghaften ermannen, den Kleinmüthigen ſich ſelbſt wieder geben: dann ſollte nicht erſt gefragt werden, ob ſo herrliche Naturen ihre Kraft aus dem Kern des Volkes in ſich empfingen, oder ob ſie Eingeborenes, Urſprüngliches durch die Adern des Zeitalters ausſtrömten. Sie ſind die wahren Vertreter, die Stimmführer ihres Jahrhunderts; und ihre Größe beſteht nicht darin, daß ſie etwas den

Mitlebenden Fremdes, Unerhörtes ersannen; sondern daß sie, wie in Einem Brennpunkt, das Reinste und Beßte zusammen zu fassen vermochten, was tausend Herzen empfanden und dachten; daß sie diesen heiligen Inbegriff der Volksgesinnung, die hoch erhaben ist über alle gesonderte Weisheit Einzelner, so sicher ergriffen, so treu und lauter überlieferten, daß ein Jeder seine eigene Gesinnung, aber ergänzt, erhöht, gereinigt und verklärt, darin wiedererkannte.

So trat vor allen, wie von göttlichem Wahnsinn angehaucht, Fichte zwischen dem Klirren feindlicher Waffen, zwischen den gefahrvollern Nachstellungen feiler Späher hervor, und redete wie ein Seher zu dem deutschen Volke, den Zwingherren selbst durch seine Furchtlosigkeit furchtbar, und desto geschirmter, je kühner er die gewaltige Wucht seiner Rede schwang. Denn was der Mensch sonst zu wagen, zu bedenken, zu fürchten hat, das prallte ohnmächtig ab von dieser starken Brust; es war, als gehöre er einer andern Wesenreihe an, als sey jeder Hemmungs- oder Strafversuch gegen ihn fruchtloser Frevel, und die ungestörte Vollendung seiner Worte, deren jedes eine That heißen konnte, unabänderliche Schicksalsnothwendigkeit

Keine Blindheit der ihn Umlauernden, keine Geringschätzung der Redegewalt, so natürlich sie auch bey dem geschwätzigen, das Wort nie in Ehren haltenden Sieger gewesen wäre, kein Verkennen des Einflusses, den ein Riesengeist über ein Volk üben kann, erklärt es ganz, daß er ohne Unterbrechung, ohne Milderung hindurch drang bis an sein Ziel. Das Unbegreifliche seines Wesens schirmte ihn, und er endete da, wo allen auch die letzte Gefahr gewichen schien.

Was er denen geworden ist, die innerlich krankten an Fremdländerey, an eitelm Dünkel, die den Quell des Unglücks, statt in sich selbst, in den Außendingen suchten, und ihn von außen her wieder zu verstopfen trachteten: das wurde der waffenfähigen Jugend, deren wackere Herzen noch nichts irre gemacht hatte in unverbrüchlicher Treue gegen ihren König, deren tüchtigen Kräften aber bestimmte Richtung und Vertrautheit mit den Waffen gebrach, der große Scharnhorst. Im rastlosen Kampf mit dem Geschick, dem nie ein außerordentlicher Mann weniger zu danken gehabt hat, die rauhe Wirklichkeit unverwandt ins Auge fassend, die Bedeutung jeder guten oder bösen Stunde, jedes fördernden oder hemmenden Ereignisses sicher

durchschauend, jeder Blendung unfähig, jeder Täuschung unzugänglich, nie ablassend und nie übereilend, eben so unermüdlich, wo es auf Hinziehn, Zaudern, Ausharren ankam, als schnell und kühn, wo es rasches Handeln galt, täuschte der einfachste Mann, Jahrelang das offenbarste Geheimniß ausbildend, den wachsamsten, verschlagensten Argwohn, und schuf ohne andre Mittel als die sichre Kraft seines Geistes in erhabener Thatenstille ein bewältigtes Volk zu einem Heer von Helden um.

Sowie Eine Begeisterung beyde Männer auf verschiednen Wegen zu demselben Ziele zog: so war auch ihr Geschick Eines. Sie endeten, sobald unvertilgbar feste Wurzel geschlagen hatte, was leitender Gedanke, was die Seele ihres ganzen Lebens gewesen war. Früchte ihres großartigen Wirkens haben sie auf Erden nicht gesehn: aber sie bedurften dessen nicht. Die heilige Flamme, die sie durchglühte, verbürgte ihnen das reinste Bewußtseyn ihrer selbst: und als sie schieden, hob die Gewißheit sie hinaus über das Erdenloos, daß in den Deutschen fortlebe, was sie im Leben einzig gewollt hatten, und daß es nicht fehle an Männern, die dieses Heiligthumes wahren würden für und für.

Was Fichte und Scharnhorst dem deutschen Volke gewesen sind, das ganz zu ermessen, bleibe künftigen Jahrhunderten überlassen. Die Nachwirkungen der von ihnen ausgegangenen Bewegungen haben ihr Ziel noch nicht erreicht; und uns, die wir in Mitten derselben stehn, liegt die nähere, dringendere Verbindlichkeit ob, zu sorgen, daß die Bahn, die sie heldenmüthig gebrochen haben, nicht wieder verloren gehe durch Gleichgültigkeit, oder durch die Zeit und durch böses Gegenarbeiten verschüttet werde. Getreue Vereinigung Aller zu Einem großen Werk, gleiche Verpflichtung, wo ein unveräußerliches Gemeingut bedroht ist, Hinlenkung aller Lebensthätigkeit auf vaterländische Zwecke, und damit das unter allen Verhältnissen gleichmäßig erreicht werde, durchgreifende Volkserziehung, die keinen Unterschied kennt zwischen den Pflichten des Krieges und den Pflichten des Friedens; das war es, was sie beyde wollten, was sie in Wort und That lehrten, was in dem unter Kämpfen herangereiften Volke längst vorbereitet, nun fest gewurzelt, rasch hervorging in Blüthe und Frucht, in beseeltem Kreislauf sich selbst zu immer reicherer Erndte wieder auszusäen.

Dadurch, daß diese hohen Männer die beßten Hoffnungen Deutschlands auf Deutschlands Jugend gründeten, daß sie hinauswiesen auf etwas Zukünftiges, nie ganz zu Erfassendes, aber in unendlicher Annäherung klarer und immer klarer zu Lösendes, daß sie den aus dem ungeheuren Druck der Gegenwart ungeduldig heraus Trachtenden einzig in der selbsterworbnen Würdigkeit die Möglichkeit eines glücklichern Daseyns, einen im eignen Bewußtseyn ruhenden, unzerstörbaren Dauerstand nachwiesen: dadurch eröffneten sie dem hochsinnigsten Streben ein unbegrenztes Feld, das mit jedem Vorschritt sich erweitert, und zu neuen schönern Eroberungen ladet. So schlugen sie die ersten tiefen Wunden dem verheerenden Wurm der Selbstsucht, die vor allem sich eines abgeschlossenen, gesonderten Besitzthums erfreuen will, der feigen Neigung zu behutsamer Ausscheidung, die willig das Heiligste preisgiebt, wenn sie durch solchen Verrath sich die Gefahrlosigkeit eines Augenblickes zu erkaufen hofft, der Selbstgenügsamkeit, die sogern die Schranken der Laufbahn für das Ziel nimmt, und da schon ruhn möchte, wo die Anstrengung erst beginnen soll. Dieselbe Zeit, welche die Volkserziehung als erste und erhabenste Ange-

ſtgenheit, als den höchſten Zweck der Staaten erkennen lehrte, bewährte auch in frühen Erfahrungen, was ſie ausgeſprochen hatte. Was doch wäre ſtark genug geweſen, die Liebe und Treue des Volkes zu ſeinem König zu dieſer Kraft, zu dieſer unbedingten Hingebung zu erhöhen, als das allgemeine Gefühl, ihm das Höchſte ſchuldig zu ſeyn, wofür kein Dank zu groß, kein Opfer zu ſchwer! Gleich viel, ob man es Begeiſterung, ob man es Pflicht und Gehorſam nennen will; ob man es gebührend anerkennt, wie hochherzige Männer die ganze Kraft ihres Geiſtes dahin richteten, Alle zu Einem Gefühl, zu Einem Entſchluß zu verbünden, oder ob man es undankbar zu vergeſſen ſucht: die Erfüllung der heiligſten und ſchwerſten Pflichten, der reinſten Bürgertugend iſt ohne Begeiſterung für einen ewigen Gedanken nicht möglich, und die kühnſte Begeiſterung wiederum vermag es nicht, ſich hinaus zu ſchwingen über den Kreis menſchlicher Pflicht, die in gleichem Verhältniß zur ſittlichen Kraft bis ins Unendliche wächſt. Laſſen wir denn einen elenden Streit um Wörter, der nur ſeines Urhebers Sinnesart bezeichnet, und geſtehn wir freudig zu, daß es keine allgemeinere Verpflichtung giebt, als

unbedingtes Opfer aller Kräfte, wo das Vaterland ihrer bedarf. Aber wo diese anerkannte Verpflichtung zur That werden soll, wo Ketten zu sprengen, Todesgefahren zu bestehn sind, da reicht keine Erkenntniß, keine Ueberzeugung aus; und wer das mächtige Hervorbrechen aller Thatkraft anders genannt wissen will, als Begeisterung, der vermengt Ursach und Wirkung, oder höhnt die Heldentugend des Volkes. Des Vaterlands Erlösung aus Schmach und Knechtschaft vermag nur ein geistig freies Volk zu denken. Das war kein Volk in höherm Sinne als das Preußische, in dem das Deutsche wiedergeboren war: keines war sich dessen reiner bewußt, keines dankbarer eingedenk, durch wen ihm seine innere Entfesselung geworden sey: und so war der Riesenkampf um äußere Selbständigkeit, diese würdigste Vergeltung des Empfangenen, so war diese erhabene Volksbegeisterung Erfüllung einer großartigern Pflicht, als je ein Zwingherr eintreiben, und eine zusammen geschmiedete Schaar von Knechten begreifen kann.

Wie groß sich nun auch die Erfolge der erst seit kurzer Zeit eingeleiteten Volkserziehung darstellten; in dem gesammten Umfang der Bildungsmittel, wie er bisher umgrenzt war, fehlte noch

ein Band, das, jeden unwesentlichen Unterschied aufhebend, nicht bloß in drohender Gefahr nachdrückliche Abwehr, sondern auch nach hergestellter Ruhe ersprießliche Tüchtigung verhieß für Alles, was die Zeit bringen mögte. Dazu eignete sich nichts aus den Kreisen der Wissenschaft Entlehntes, weil es des Vaterländischen, Volksverknüpfenden ermangelt, und zu einer Weltbürgerschaft führt, die ohne ein festes Volksthum bald genug zu allgemeiner Gleichgültigkeit entartet. Selbst die Muttersprache genügte nicht, weil häusliche Ausbildung vor öffentlicher Unterweisung, gesellige Begünstigungen und das verschiedne Maaß von Naturanlagen alsbald Absonderungen herbei führten, ohne die die scharf gezogenen Abgrenzungen der Schule sich bald in zweckloser Willkühr verlieren würden. Auch ist alles geistige Lernen ungesellig an sich: es soll dabei jeder Einzelne, besonders angeregt, sich in sich selbst beschäftigen, und das Dargebotene mit seiner eigensten Innerlichkeit ausgleichen. Der Lehrling soll sich einzig zum Lehrer in steter Beziehung halten; der Mitlernende ist für ihn nicht vorhanden, damit nicht die Aussenwelt störend einstürme: ja es soll alles Aeußere ein treues Abbild seyn des innern Lebens,

das zu wecken, zu reinigen, zu kräftigen die Schule bestimmt ist. Aber die an neuen Gestaltungen reiche Zeit hatte schon in Friedrich Ludwig Jahn den Mann gebildet, der ein naturgemäßes Band nicht nur nachzuweisen, sondern auch durch das ganze Gewicht eines reinen und starken Willens geltend zu machen wußte.

Ausbildung körperlicher Gesundheit, Festigkeit, Stärke und Gewandtheit war von jeher des Menschen allerwünschtestes Gut gewesen; daß eine gesunde Seele im gesunden Leibe wohne, die höchste Stufe menschlichen Glückes. Das zu erreichen, waren Jedem dieselbigen Bedingungen gegeben. Ein gleichmäßiges Vorschreiten hierin bis zum Wendepunkt aller Lebenskraft blieb für Jeden gleich wünschenswerth, und des Knaben erste verwegene Uebungen waren von den kühnsten Kämpfen der Männer ihrer Natur nach nicht verschieden. Ueberdieß hatten Zufälligkeiten, deren Anlässe in der Geschichte des deutschen Volkes liegen, alle Erziehung mit einseitiger Ungebühr auf das Innere zurückgezogen, und das schöne Gleichgewicht zwischen Leib und Seele, ohne das nichts Vollkommenes gedeiht, gänzlich aufgehoben. In unedlem Hintrachten nach einem Platz in der bür-

gerlichen Gesellschaft, nicht um zu wirken und zu schaffen, sondern um zu prunken oder dem Leibe zu fröhnen, und in eitelm Bemühn, nicht nach Einsicht und Wissenschaft, sondern nach dem Schein davon, vergaßen die Meisten, vor allem Menschen zu seyn und Deutsche. Hatten sich die sogenannten niederen Stände reiner davon bewahrt, so hemmte sie Bewußtlosigkeit ihres Zustandes, über den sie nur durch die Gebildeteren aufgeklärt werden konnten. Es soll hier nicht der widrigen Mißgeschaffenheiten gedacht werden, die aus einem an sich schon verächtlichen ungesunden Jagen nach soviel todtem Bücherwissen, als zum Mitsprechen und Mitschreiben eben hinreicht, sich um Jugend und Frische, um Würde und Ehre und wahre Brauchbarkeit schändlich betrogen haben. Auch die tüchtigsten Jünglinge glaubten leicht bei natürlich festem Gliederbau, bei löblicher Fertigkeit mit der Klinge, bei geschickter Lenkung des Rosses und beim ruhigen Bewußtseyn ächtes Seelenmuthes alles erworben zu haben, was neben gediegener Geistesbildung dem Manne dereinst zur Zier und Wehr gereiche. Sie erwogen dabei selten, wie geringfügig diese edeln Uebungen seyen gegen das vielgestaltige Leben, das die Natur in

die menſchlichen Glieder gelegt hat; und wie wenig auch ſie ausreichen, ſobald ernſte Zeiten zu wirklichen Anſtrengungen rufen; ja wie ſelbſt der Beſitz vollſtändigerer Kräftigung und Abhärtung nur durch ſtete Uebung erhalten werde, um nicht dem erſten Eilmarſch, der erſten Beiwacht unter winterlichem Himmel, ja den leiſeren Einflüſſen bürgerlich ruhigen Hinlebens oft unwiederbringlich zu erliegen. Die höhere Foderung, daß jene Fertigkeiten aus ihrer bisherigen Seltenheit und Vereinzelung in allgemeinen Volksbeſitz übergehe, daß ſie nicht auf körperliche Durchbildung beſchränkt bleiben, daß ſie nach allen Theilen in nothwendige Beziehung auf Vaterländiſches gebracht werden, und darin ein unendlich würdigeres Ziel finden ſollten, dieſe Foderung und dieſe Anſicht mogte dem Zeitalter ſelbſt fremd ſeyn.

Das Bedürfniß eines tüchtigen Gegengewichtes gegen verbildende Verflüchtigung des Menſchlichen im Menſchen war dabei längſt gefühlt, und wie die Ausſaat zu allem Guten und Tüchtigen, ſo waren auch die Keime einer angemeſſenen körperlichen Erziehung ſeit länger als einem halben Jahrhundert durch verſchiedne Gegenden unſeres Vaterlandes verſtreut, ohne doch irgend etwas der

Rede werthes zu bewirken: ein ſicherer Beweis, daß die gute Sache verkehrt begonnen war; denn Sinn und Empfänglichkeit für das Rechte, wo es ſich als ſolches darſtellte, hat den Deutſchen nie gefehlt. Hauptſächlich unſtreitig ſchadete der unglückliche Umſtand, daß der Werth jener Uebungen von Anſtalten geltend gemacht werden ſollte, deren ganzes Treiben, ſeinem eigentlichen Zweck nach, dem Freunde des Volkes eben ſo vollſtändig mißfallen mußte, wie dem gründlichen Kenner und Förderer wahrhaft wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Bildung. Denn von einem deutſchen Volke wollten jene Erziehereyen, die ſich Menſchenliebende zu nennen vorzogen, überall nichts wiſſen. Der ernſte, gediegene Geiſt aber, der die ältern Lehranſtalten zierte, wurde von ihnen als altväteriſche Steifheit, das höhere Streben, das die angehäufte Maſſe des Wiſſens immer inniger durchdrang, als nutz- und brodloſer Zeitverderb geringgeſchätzt, weil ſie weder das eine, noch das andre kannten. Statt deſſen predigten ſie die faßliche und bequeme Lehre ſogenannter Nützlichkeit und Tauglichkeit zu allerley Lebenszwecken, die ſie vorläufig als Grundbedingungen des menſchlichen Daſeyns annahmen, um die Beſtimmung des

Menſchen daraus abzuleiten. Indem ſie ſich ſo zur gemeinſten Wirklichkeit erniedrigten, ſtatt dieſe zu ſich empor zu heben, vernichteten ſie die Aufgabe des Erziehens ſelbſt.

So wie nun damals Alles in vereinzelten Bruchſtücken umherlag, und ſich nirgends die bindenden Mittel finden wollten, war man von der andern Seite wieder zu geneigt, die ſchärfſten Gegenſätze hervorzuſuchen. Statt alſo dem Zeitbedürfniß nachzuſpüren, das jenen Anſtalten ihr Daſeyn gab, und etwas beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen, ſtatt das Aechte vom Falſchen, das Weſentliche vom Zufälligen zu ſcheiden, verkannte man über der Entartung die Sache. Jeder Urtheilsfähige erkannte es, daß die kräftige Einſeitigkeit, die ſich auf den ehrwürdigen Fürſtenſchulen Sachſens am vollendetſten darſtellte, von wahrhaft edler Natur ſey, und daß man die ſeichte, flache, dem ſchwächlichſten Zeitgeiſt fröhnende Allgemeinheit, die an der Tagesordnung war, mit ihr überall nicht vergleichen dürfe. Darum übereilt überſpringend auf das andere Aeußerſte, verwarf man unbedingt, was von jenen Modeanſtalten begünſtigt wurde, und täuſchte ſich über wirklich vorhandne Bedürfniße.

Dieß widerfuhr auch der körperlichen Jugendbildung: aber nicht dieß allein versperrte ihr den Eingang bei den Besseren. Die Uebungen waren so willkührlich zusammengerafft, daß keine natürliche Folge sie verband, keine vollständige Entwicklung ihr Ergebniß seyn konnte: sie wurden behandelt, als wären sie ihr eigner Zweck, sie dehnten sich nur über eine sehr geringe Zahl von Knaben aus, und konnten auch für diese wenigen keine tiefere Bedeutung gewinnen, weil sie an nichts Dauerndes geknüpft waren. Ja, schon der ihnen aufgebürdete, für uns sinnlose Fremdname der Gymnastik, den seine Hersteller hoffentlich selbst nicht verstanden, bezeichnete sie als etwas aus ganz andern, längst aus dem Leben verschwundenen volksthümlichen Verhältnissen aufs Gerathewohl Herausgegriffenes, das den Deutschen fremd bleiben mußte. Kein Wunder also, wenn sie mehrere Jahrzehende hindurch, ohne besondre innere Entwicklung, ohne weitere Verbreitung durch unser Vaterland, auf derselben Stufe, an derselben Scholle haftete, auf der die Gymnastik mit mehr gutem Willen als richtiger Einsicht ihr kümmerliches Daseyn begonnen und beschlossen hat. [1])

In diesem Zustand fand Jahn die Sache, über deren wahren Werth die ausgleichende Zeit einen Zweifel nach dem andern getilgt hatte, ohne daß sich doch der Mann finden wollte, der im Stande gewesen wäre, das Vorhandne durch etwas wirklich Besseres zu ersetzen. Jahn hatte fast alle Landstriche Deutschlands durchwandert, vorzugsweise die von den Heerstraßen abgelegenen, der Neugier gewöhnlicher Reisenden unzugänglichen Gegenden, wo das Vaterländische sich am reinsten bewahrt hat von fremdartiger Vermischung. Auf diesen Zügen hatte er sich mit gesunden, scharfen Sinnen das Leben und Treiben des Volkes von Nahem beschaut, und im Lande sich überall heimisch und ortskundig gemacht. Dabey lebte er unablässig in gründlicher Erforschung der deutschen Sprache und der deutschen Geschichte, in demselben großartigen Sinne das Bekannte, Jedem alsbald Vorliegende verschmähend; dagegen sich mit rastloser Thätigkeit in die Quellen versenkend, zu deren Ergründung sich Neigung und Gelegenheit nicht oft so zusammenfinden nie in ihm. Statt unsrer hochdeutschen Büchersprache beschäftigten ihn die ältesten Sprachdenkmaale und das eigenthümliche Leben in den Mundarten; statt der Reichs-

und Fürſtengeſchichte die Ueberlieferungen einzelner Gegenden, Städte und Geſchlechter; was ſich in Bündniſſen und Verbrüderungen, in Zünften und Innungen geſellig ausgebildet hatte; ſinnvolle Herkömmlichkeiten und Gebräuche, Sagen, Feſte und Spiele, Redensarten und Sprichwörter, was irgend auf frühere Geſtaltungen, auf urſprünglich Volksthümliches hinzudeuten ſchien. So verweilte er am längſten und am liebſten unter der wehrhaften männlichen Jugend und unter den Landleuten, wo deutſche Geſinnung, am lauterſten bewahrt, ſich auch am freyſten, unbefangſten ausſprach. Die beyden Endpunkte der Geſchichte ſeines Volkes zuſammenfaſſend und in gegenſeitige Beziehung ſtellend, gelangte er auf ſelten betretenem Wege zu eben ſo umfaſſender, als ſelbſtändiger und belebter Erkenntniß der vergangenen wie der gegenwärtigen Zuſtände und Bedürfniſſe des deutſchen Volkes. Alſo ſein Vaterland ſcheinbar planlos durchziehend, aber von Einer, immer gleichen, treuen Liebe geleitet; darum alles beachtend, was zum Heil gereichen könne den Deutſchen, und zum Verderben dem gleich unverbrüchlich gehaßten Landesfeinde, ließ er ſich durch ſeines Königs lang erſehnte Heimkehr gegen Ende

des Jahres 1809 nach Berlin ziehn. Hier im Mittelpunkt des Geistesfreyen, nach Volkserhebung und Volkserwannung glühenden Deutschlands, wo alle Lebensadern von allen Seiten her zusammen liefen, faßte ihn der Gedanke, als Lehrer der Jugend schaffen zu helfen, was vor Allem Noth war, was die Edelsten, ein Jeder auf seine Weise, werkthätig förderten, was der Staat selbst wollte, und mit unvergeßlichen Aufopferungen unterstützte. Für vieles waren die schönsten Anfänge gemacht, die rechten Männer für fast alle einzelnen Zweige waren gefunden und gewonnen. Wie viel aber zu würdiger Richtung der Gesinnung, zu Begünstigung wissenschaftlicher Unternehmungen gethan war: auf entsprechende körperliche Erziehung war keine Rücksicht genommen. Hier blieb nach wie vor Alles dem guten Willen der Einzelnen anheim gestellt, und darum unterblieb auch Alles. Grade von dieser Seite vermag der Einzelne nichts gegen den Strom der Gewohnheit, wenn er nicht die Entsagung besitzt, sich sein halbes Leben lang verlachen zu lassen, und auf alle weitere Wirksamkeit zu verzichten, auf die Gefahr, sein abgesondertes Bemühn unter fremdartigen Umgebungen dennoch untergehn zu sehn. Auch

iſt es hier ſchwieriger als bey allem Wiſſenſchaftlichen, durch Lehr- und Handbücher den Mangel eigner Einſicht zu erſetzen. So durch feſtbeſtimmte Geiſtesrichtung und durch die Wahrnehmung einer weſentlichen Lücke bewogen, überließ Jahn anderen, was andre eben ſo gut oder beſſer als er ſelbſt zu leiſten vermochten, und fand ſeinen Beruf darin, einer über widerſinniger Ausübung lange verkannten Volksangelegenheit durch angemeßnere Geſtaltung Anerkennung und Verbreitung zu erringen.

Beſchluß und Ausführung waren Eins. Mit Jugendſpielen und einfachen Vorübungen im Freyen wurde im Frühjahr 1810 der Anfang gemacht. Die angeborne Luſt an geſelligem Thun hatte bald eine rüſtige Schaar von Knaben und Jünglingen zu einem kernhaften Stamm verbunden. Sie ließen auch den Winter nicht los von dem mit Freude Erfaßten, ſo daß nun mit dem neuen Frühling 1811 zu feſtgeſetzten Stunden, vor Aller Angeſicht, auf der Haſenheide, einer hoch gelegenen, Hügel- und baumreichen, durch ihre Ungleichheit zu den mannigfaltigſten Uebungen geeigneten Gegend vor der Mittagsſeite der Hauptſtadt, der erſte Turnplatz eröffnet werden konnte.

Von diesem Jahr an stand auch der seitdem durch Aller Mund gegangene Name der Turnkunst fest, und verbreitete sich alsbald, zu gutem Zeichen für die der Sache einwehnende Lebenskraft, in zahllosen Abwandlungen und Zusammensetzungen. Dieß und das folgende Jahr ging hin unter stetem Zuwachs der Turnerschaar, unter zusammenhängender Vervielfältigung und Bereicherung der Uebungen, die sich aus sich selbst ohne Zwang und ohne Befehl naturgemäß entwickelten. Ein Jeder ließ sich's angelegen seyn, das gemeinsame Werk zu fördern, und neben dem nächsten unmittelbaren Gewinn für Leibes-Tüchtigung zeigte sich bald mancher höhere sittliche. Erwachen des Gemeinsinns war der erste und höchste, denn keiner Tugend bedarf der Deutsche mehr, und keine wurde von jeher mehr vermißt. Beharrlichkeit und Entsagungskraft fanden willkommene Nahrung. Daß reiner und feuriger Vaterlandssinn, dem alle bisherige Erziehung mehr hinderlich als förderlich gewesen war, sich vor allem unter der Turnjugend mächtig regte, gehört zwar nicht den einzelnen Uebungen an, wohl aber diesem rührigen Zusammensеyn bey innerlich tief bewegter Zeit, und Jahns eigner, das Ganze beseelenden Sinnes-

art. Und wo konnte Vaterlandsliebe festere Wurzeln schlagen, als in dieser Gemeinschaft deutscher Jugend! Einmal so kräftig geweckt, bedurfte sie keiner Nahrung weiter, und so wird sie sich vererben von Turnplatz zu Turnplatz, von Turngeschlecht zu Turngeschlecht.

Inzwischen war das Ende der Franzosenherrschaft blutig hereingebrochen. Am 3ten Februar 1813 berief der König sein Volk zum freywilligen Kampf für Recht und Freyheit. Alle waffenfähigen Turner eilten in die nie schöner begeisterten Reihen der Vaterlandsvertheidiger: Jahn war unter den ersten, der mit einer Schaar Freywilliger in Breslau einzog. Er und mit ihm viele seiner besten Turner stritten unter Lützows schwarzer Freyschaar. Kriegesfreude war den edeln Kämpfern wenige beschieden. Ohne Theil nehmen zu können an den großen Befreyungsschlachten auf heimathlichen Gefilden, war ihnen der beschwerliche, langwierige, thatenarme Vertheidigungs- und Beobachtungsdienst an der Meklenburgischen und lauenburgschen Grenze zugefallen. Untermengt mit Russischen, Brittischen, Schwedischen, Hanövrischen und Meklenburgischen Kriegsvölkern, meist beherzten Streitern, aber verschieden an

Sprache und Sitten, an Gesinnung und an Wünschen, hatten sie dort Gelegenheit, des Kriegers höchste und schwerste Tugend zu üben, Selbstverleugnung. Aber sie selbst adelten den unscheinbaren Schauplatz, der neben den Feldern von der Katzbach und von Dennewitz, von Nollendorf und Leipzig zu verschwinden schien; und Theodor Körner hauchte die Dichterseele im Gepläuker bey Rosenberg so heldenherrlich aus, als wäre er im Sturm der Völkerschlacht gefallen. Doch auch die Ehre blieb ihnen, einem vielmal überlegenen Feinde, einem rachedurstigen, kriegserfahrnen, zu den gewaltsamsten Unternehmungen geneigten Feldherrn fast ein halbes Jahr lang Stand gehalten, ja ihm einzelne Vortheile im Meklenburgischen alsbald wieder abgetrotzt zu haben. Und als es am 13ten September an der Göhrde zur Feldschlacht kam, da zeigten auch die Turner, was sie auf größerem Thatenraume geleistet haben würden. Dann kam der Kronprinz von Schweden. Später wurden sie gebraucht, Festungen einzuschließen. Ihre Reiterey war in den Ardennen unglücklich: und da erfüllte auch Friedrich Friesen sein frühes Loos, Er, der für alle Zukunft des deutschen Volkes den Turnern Zier und

Spiegel bleibt. [2]) Aber nicht das einzige theure Opfer ist Er, das die Turnerschaar in diesen Jahren dem Vaterlande gebracht hat. Neben Männern ruhen die Jünglinge von den Wahlplätzen vor den Thoren von Berlin bis unter die Mauern der feindlichen Hauptstadt, und bezeichnen die Siegesbahn des deutschen Volkes.

Im Herbst 1814 kehrte Jahn, nachdem er manche schmälige Erinnerung an das zerbrochene Joch vertilgen geholfen, aus Paris zu seinem Turnplatz zurück, der inzwischen unter Ernst Eiselens getreuer Obhut fortbestanden und weiter gereift war. Zwar rief der erneute Krieg des Jahres 1815 abermals alle wehrgerechte Turner ins Feld. Aber die Kunst hatte nun schon so viel Festigkeit nach außen, so viel reife Gestaltung von innen erlangt, daß nach mehrmaliger geselliger Durchprüfung aller bis dahin gemachten Erfahrungen ihr Inbegriff im Jahr 1816 in Jahns und Eiselens deutscher Turnkunst vollständig niedergelegt, und zu öffentlicher Kunde gebracht werden konnte. [3]) Dabey war es nicht die Absicht, der weitern Ausbildung durch ein erstarrtes Lehrgebäude Ziel und Schranken aufzudringen. Es sollten vor allem gewisse Hauptsätze festgestellt;

es sollte denjenigen, die etwas Aehnliches einzurichten wünschten, ein Leitfaden gegeben; es sollte das vielseitigste öffentliche Urtheil über das Ganze aufgerufen; es sollte endlich der oft empfundenen Weitläuftigkeit und Ungenügendheit schriftlicher Mittheilungen abgeholfen werden, deren Schwierigkeit dem Berliner Turnrath längst fühlbar geworden war. Denn von den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes her waren dort bereits Briefwechsel eingeleitet, und Belehrungen über turnerische Gegenstände gewünscht, die so nur unvollkommen gegeben werden konnten, und die doch der Sache wegen nicht abgelehnt werden durften.

Also bewährte sich die Fruchtbarkeit dieser Veranstaltungen frühzeitig auch darin, daß sich bald bey Königlichen und Städtischen Behörden, wie bey einsichtigen und denkenden Schulvorstehern aller Christlichen Kirchen, in den Städten wie auf dem Lande, der thätig ausgesprochene Wunsch regte, die heilsamen Folgen des Turnens auch auf die Kreise ihrer Wirksamkeit übertragen zu können, so daß anjetzt wenigstens schon sechzig freudig gedeihende Turnplätze vom Niemen bis zum Rhein, von den Ostseeküsten bis zum Fuße der Schweizeralpen gezählt werden, die fast alle unmittelbar aus

der Berliner Mutteranstalt hervorgesproßt sind. Je nachdem in den verschiedenen deutschen Landen deutsche Gesinnung lauterer, öffentliches Leben regsamer, Geistesfreyheit entschiedener hervor tritt, desto zahlreicher, desto blühender sind auch die Turnplätze; und je klarer die Fürsten es erkennen, daß sie ihres Volkes wegen eingesetzt sind von Gott, so wie sie den Führer des Heeres wegen, den Lehrer des Schülers wegen einsetzen, so wie nach dem heiligen Willen der Natur die Eltern des Kindes wegen da sind, und nicht umgekehrt; je tieferer Ernst es den Fürsten und ihren Räthen ist, ein Volk von freyen und starken Männern um den Thron zu stellen, desto kräftiger fördern sie selbst diese Pflanzschulen der Freyheit und Stärke. *)

Wer sich nicht hat verblenden lassen durch das Zufällige der äußern Erscheinung, der kann auch nicht wähnen, die Turnkunst sey gelegentliche Erfindung oder willkührliches Erzeugniß Eines seltnen Mannes. So wie sie mit allen ihren Wurzeln hervorgewachsen ist aus deutschem Mutterboden, so ist sie auch nothwendige, reife Frucht ihrer Zeit, eine Frucht, die nur unter den erhebenden, ermuthigenden Einwirkungen des Preußischen Volksgeistes so gedeihn konnte. Jahns Ver-

dienst wird dadurch wahrlich nicht herabgesetzt. Welcher Mann wußte wie Er die einzelnen Steine zum Bau zu finden und zu verbinden? welcher hat die rechte Stunde zum Werk so lebendig erkannt? welcher seine Zeitgenossen zu so kräftigem Gefühl des Mangelnden angefeuert? Darum ist auch Bestehn und Untergehn der Turnkunst von menschlicher Gunst oder Ungunst unabhängig. Sie kann gefördert, sie kann gehemmt werden: aber so wenig sie sich schaffen ließ, so wenig wird man sie vernichten.

Eine neue Erscheinung, die, ihrem innersten Wesen nach der Oeffentlichkeit angehörend, und nur mit ihr bestehend, so nachdrücklich eingreift in bürgerliches und häusliches Leben, die so manches eingewurzelte Vorurtheil, so manches alte Herkommen, ja alle herrschend gewordne Verwöhnung und Unnatur von Grundaus erschüttert, und bey ihrer ganz allgemeinen Einwirkung auf die gesammte männliche Jugend frühe Erfolge nicht bloß verheißt, sondern überraschend zu Tage fördert, Erfolge, deren Nachhaltigkeit und Dauerbarkeit niemand zu verkennen vermöchte, eine solche Erscheinung muß bald genug zum Hauptgegenstand allgemeiner Beachtung, Prüfung und Verhandlung

werden. Mündlich und ſchriftlich, mit Neigung und Abneigung von allen Farben, von Berufnen und Unberufnen muß er beredet und beklatſcht, beſchrieben und beſchwatzt, belobt und beſpottet werden. Ob er ſo etwas bewirken kann oder nicht, das iſt ſeine erſte Probe.

Des Deutſchen löbliche Weiſe iſt es zumal, nichts Bedeutendes im Leben ungeprüft hin- und anzunehmen, und je volksthümlicher es zu ſeyn ſcheint, deſto unerbittlicher iſt die Strenge dagegen. Auch gegen das Trefflichſte wird der Stachel des Zweifels gereizt; ja es muß hindurch gehn durch alle Prüfungsfeuer der Gemeinheit und Beſchränktheit, der Verleumdung und des frechſten Hohnes, ohne daß man dieſen Marterknechten der Wahrheit um ihr Schergenhandwerk zürnt. Und wer will es auch leugnen, daß dieſe Befehdungen dem Ganzen nur nützen können? In ſolchen Kämpfen bewährt die gute Sache nicht nur ihre unſterbliche Natur, ſondern ſie läutert und reinigt ſich auch von etwa anhaftenden Schlacken. Tritt doch nothwendig alles neu Beginnende unter Bedürftigkeit, unter Schwächen und Mängeln mancher Art, unter den Wahrzeichen alles wirklich und endlich gewordenen hervor, da es in mit den älte-

sten und ehrwürdigsten Beziehungen im menschlichen Daseyn noch nicht überall hat gelingen wollen, sie zu unbedingter Klarheit hindurch zu arbeiten. Dem Wohlwollenden aber, dem Begeisterten, weil er lebt im reinsten Sinn und Geist der Sache, kann nicht allemal ein Auge zugemuthet werden für jene Aeußerwesentlichkeiten, jene zufälligen Kleinlichkeiten, die ohnedin die Zeit von selbst und geräuschlos tilgen würde. Da ists denn recht erfreulich und nützlich für das Ganze, wenn jemand sich gut oder schlecht genug fühlt, als Widersacher aufzutreten, und die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der Form darf nichts daran ändern. Ein Solcher läßt auf seine Weise die Sache auf sich beruhen, weil sie ihm gleichgültig oder verhaßt ist, und übt dagegen seinen Scharfsinn am Aufspüren einzelner Blößen, die dann, wenn sie wirkliche sind, baldige Abstellung finden; wenn nur eingebildete oder erdichtete, zu tüchtiger und gründlicher Verfechtung der Wahrheit, zu nachdrücklicher Widerlegung eitler Vorspiegelungen und schwächlicher Besorgnisse den willkommensten Anlaß geben, und dadurch das Gute, wenn auch wissen- und willenlos, auf alle Weise fördern werden. Denn wer das Wahre, das Würdige, das

Rechte in seiner ursprünglichen Reinheit anzuschauen vermag, der ist unfähig, sich in die getrübten oder geblendeten Sinne des Befangenen zu versetzen, und sich den Gemüthszustand zu denken, der sein schönes, reines Bild zur Verzerrung erniedrigen mag. So etwas muß ihm geschichtlich in bestimmten Erfahrungen entgegentreten: denn erst aus diesen kann es ihm klar werden, was vor den Augen der Menge noch besonders sicher zu stellen, und vor Mißdeutungen zu bewahren ist, was und von welchen Seiten es bösem Scheine preisgegeben werden könnte, was, wenn wahrhaft genützt werden soll, männlicher Vorsicht und Behutsamkeit bedarf. Endlich aber giebt es auch eine Art von Widersachern und Gegenrednern, die nur ihre Stimme zu erheben brauchen, um allen Hörern die Gewißheit zu geben, daß das Angefochtene etwas Würdiges, Edles und Großes sey: denn sonst wäre es vor diesen Zungen sicher geblieben.

Die Turnkunst war schon in ihren ersten Anfängen so mächtig, sie schritt in spaltungsreicher Zeit so rasch und entschieden vorwärts, sie berührte die bedeutungsvollsten Beziehungen dieser Tage so nahe, und deutete auf eine gänzliche

Umgestaltung der Lebensweise aller Einzelnen so unverkennbar hin, daß ihr dasselbe Geschick nicht fehlen konnte. So wuchsen mit ihr Turnfreunde und Turnfeinde von allen Seiten hervor: gleichgültig blieb im Grunde niemand, weil da, wo werkthätige Zwecke verfolgt werden, keine schlimmere Feindseligkeit denkbar ist, als Gleichgültigkeit. Vor allem ist auszumitteln, in welchem eignem Verhältniß Freunde und Feinde zu der Turnkunst selbst standen, und welchen Grad von Einsicht nicht bloß in diese Uebungen, sondern in Jugendbildung überhaupt sie erlangt hatten. Das muß im Voraus über das Gewicht ihrer Urtheile entscheiden.

Fragen wir zuerst nach den Turnfreunden, — nicht nach ihren Namen, sondern nach ihrem Wesen und Seyn, — so finden wir die Frühesten unter der turngeübten Jugend selbst, junge Männer von reiner und frischer Gesinnung, noch zu rechter Zeit dem todten Buchstaben entronnen, meist durch freywillige Feldzüge erprobt und gereift, die aus eigner, unmittelbarer Erfahrung am besten wissen, was alles sich der Turnkunst verdanken läßt, und welch ein köstlich Ding es ist, wenn eine gesunde Seele in gesundem Leibe wohnt.

Diese sollten uns wohl die gewichtigsten Zeugen für eine Sache seyn, die sie am besten überschauen, zumal da die Eifrigsten und Tüchtigsten unter ihnen eben so rüstig vorwärts schreiten auf wissenschaftlicher Bahn, und in redenden Beispielen bezeugen, daß körperliche und geistige Ausbildung gar wohl mit und neben einander bestehn können, ja daß diese durch jene erst rechte Festigkeit, Haltung und Einklang gewinnt. Diejenigen, die mehr an eigne Neigung und Abneigung, als an die Sache zu denken pflegen, werden aber diese Zeugen vielleicht ganz ablehnen, als partheiliche, selbst im Streit befangene, für den eignen Heerd kämpfende, denen darum bei ruhiger Prüfung keine Stimme zukomme. Allerdings ist ein solcher Einwurf durchaus unverständig, weil er etwas voraussetzt, das niemand ohne besondern Anlaß voraus zu setzen befugt ist, und weil er den Sachkundigsten, Erfahrensten das Stimmrecht entzieht, um es Menschen zuzutheilen, die vom Turnen reden, wie der Blinde von der Farbe: aber solche Einwürfe sind volksfaßlich und darum vielgebraucht. Gut dann, daß es nicht wenigere und nicht minder feurige Turnfreunde unter den Männern giebt, die nie Turner waren, und es

ihren Jahren nach nicht mehr werden können; die aber in Betrachtung und Ausübung deutscher Jugendbildung herangereift, ja ergraut sind: vor allen unter denen, die die hohe menschliche Vollendung der Völker des Alterthums, die die ewigen Lehren der Geschichte und die Größheit unserer edeln Altvorderen rein zu erkennen zur ernsten Aufgabe ihres ganzen Lebens gemacht haben. Diese Trefflichen, Vielerfahrenen, haben es wohl am tiefsten ergründen können, was unserer Jugend Noth thut: sie sind einzig berufen, die wahrhaft wirksamen Mittel zur Tilgung des Sündhaften wie zur Gestaltung des Besseren zu bezeichnen: und wer kann reiner, wer uneigennütziger und unbefangner urtheilen, als derjenige, der auf reifer Stufe des Lebens stehend, Mängel in seiner eignen Bildung erkennen gelernt hat, unwiederbringliche, und das in sich Vermißte wenigstens für folgende Geschlechter begründet zu sehn wünscht! *) Gegen solche Männer darf nur derjenige sich erheben, der ihnen gleich steht an gediegener Altersreife, an Kraft vaterländischer Gesinnung, an Tiefe und Umfang des Wissens und an werkthätigem Erfahrungsreichthum. An diese schließen sich würdig diejenigen an, die, von ihren Fürsten be-

rufen, schirmend walten über des Volkes wahrem Heil, über der Gesammtheit der Veranstaltungen, es dem Urbild der Menschheit näher und näher zu führen. Preußen ging auch hier bahnbrechend, blinde Vorurtheile bekämpfend, großmüthig aufopfernd voran. Mecklenburg Strelitz, zu allem Guten voll Feuereifer, Weimar an immer neuen Gestaltungen unerschöpflich, und Rudelstadt, seit Jahrhunderten unter edeln und ritterlichen Fürsten glücklich, sind zuerst gefolgt. *)

Das sind die Turnfreunde, der Turnkunst thätige Pfleger, Förderer und Schirmer. In Druckschriften haben nur wenige von ihnen ihre Ansichten, ihre Ueberzeugungen, ihre Wünsche niedergelegt; denn den meisten dieser trefflichen Männer war es vergönnt, auf erfolgreichere Weise, in unmittelbarer Werkthätigkeit ihre Gesinnung zu Tage zu fördern. Die Anzahl und die Besuchtheit, die zweckmäßige Einrichtung und die nachdrückliche Unterstützung der Turnplätze zeugt deutlicher von ihrem hochsinniger Wollen, und hat der Sache mehr genützt als Worte vermögen.

Und nun die Turnfeinde! Es wird uns nicht so gut werden, mit gleich wenig Worten ihr Treiben darzustellen und zu beleuchten. Das Gut

und Wahre ist überall so klar und einfach, daß es nur aufzutreten braucht, um für sich selbst zu zeugen. Das Falsche aber, das Unwahre und Lügenhafte ist victartig an sich, verwickelt und hinterhaltig, so daß es erst aus allerley Schlupf- und Lauerwinkeln hervorgescheucht werden muß an das Licht. Daß sie an Zahl die Turnfreunde überwiegen, darf nicht wohl bezweifelt werden; und grade das, zusammen gehalten mit dem ununterbrochnen Fortschreiten der Turnkunst, erregt für die innere Tüchtigkeit des großen Schwarmes kein günstiges Vorurtheil. Doch wo es die Absicht ist, leere Vorurtheile zu zerstreuen, da geziemt es am wenigsten, andere an ihre Stelle zu schieben. Vielleicht gelingt es, etwas Kräftigeres dafür aufzustellen.

Vor allem müßen wir die Turnfeinde in zwei Hälften sondern, in Turnfeinde vor dem Befreiungskriege und Turnfeinde nach dem Befreiungskriege. Die ersteren waren wie billig und natürlich einzig die Franzosen selbst, und was es etwa in Deutschland mit ihnen hielt; begriffen sie auch von allem nur das, was grell in die Sinne fiel, so genügte doch schon dieß zu ernstlichen Besorgnissen. Es ist unvergessen, wie Jahn's erstes

Hervortreten auf sie wirkte; wie sie durcheinander liefen, wie sie die Köpfe zusammen steckten, wie sie schwätzten und spürten, wie sie alsbald ihre unter Franzosen allmächtigen Lügenblätter ausser Athem setzten, und am Ende, da sie der Sache keine Seite abzugewinnen wußten, ihr als unschädlicher, von deutschen Gelehrten ersonnener Lächerlichkeit freyen Gang ließen. Die Turner aber irrte weder das Eine, noch das Andere. Sie wußten und fühlten es alle, daß die Zeit, sie zu bewähren, nicht mehr fern sey.

Als sie nun die Freyheit des Vaterlandes mit errungen, die von aussen her drohenden Gefahren mit bekämpft hatten; als der sich selbst wiedergegebene preußische Staat durch öffentliche Verfügungen befestigte und anerkannte, was er bisher nur dulden zu dürfen schon als Glück betrachten mußte: da änderten sich schnell genug alle Verhältnisse, und was kein Ehrenmann hatte ahnden mögen, geschah.

Die dringendste Noth war abgewendet; Besitz und Leben der Einzelnen wieder sicher gestellt. So sanken denn freylich die Mittel, durch die so Unschätzbares errungen war, bei allen denen an Werth, denen das Trefflichste nur als Mittel zu

ſelbſtiſchen Zwecken gegolten hatte: ja, es bedünkte dieſen wohl manches, was ſie ſo eben im Kampfe noch nutzbar befunden hatten, treues Zuſammenhalten, muthig entwickelte Kraft, Lebensverachtung und Aufopferung jeder Art, Gotterge-benheit und freudige Begeiſterung, gleich zündbaren Stoffen, im Frieden gefahrvoll und durchaus bedenklich. Ohne zu erwägen, daß das Wiedergewonnene nur durch eben die Mittel bewahrt werden könne, die es errungen hatten, redeten ſie ſich gern ein, für ihre Lebenszeit gegen die hinlänglich zerſchmetterten Franzoſen keiner Bruſtwehr mehr zu bedürfen: und was ging ſolche das Drüberhinaus an? Viel Ungemach dagegen beſorgten ſie von einer ſo geweckten, zu Männerleiſtungen berufenen Jugend, mit der gleichen Schritt zu halten ſie theils zu geiſtesfaul, theils auch wirklich von Grund aus unfähig waren. Eine ſolche Ausſicht auf die Folgezeit mag aber für breite Selbſtgenügſamkeit viel unbehagliches haben, und bei hinlänglichem Glauben an eigne Unverbeſſerlichkeit wird es leicht zum Grundſatz, daß den Kindern nicht gebeten werden müſſe, weſſen die Väter auch nicht theilhaft geworden ſeyen, da ohnehin der Gedanke an fortſchreitende Veredlung des

Menſchengeſchlechtes ein Dichtertraum ſey, den die Erfahrung längſt zunichte gemacht. Da indeß dieſe nur verhüten, ablehnen, hemmen wollen, ohne die Kraft zu haben, etwas beſtimmt Schlechtes gegen das Gute durchzuſetzen, ſo iſt von ſolchen, nur verneinenden Gegenſtrebungen kaum Kunde zu nehmen.

Andre fanden eigentlich an der Turnkunſt ſelbſt nichts Verfängliches: deſto mehr aber darin, daß ſie aus dem preußiſchen Volk hervorgegangen, und im reinſten Sinn des preußiſchen Volkes ausgebildet war. Hatten doch dieſe verzagten Herzen ſich kaum in der Zeit der dringendſten Noth entſchließen mögen, dem preiswürdigen Beiſpiel allgemeiner Landesbewaffnung für die heiligſte Sache zu folgen; und ſollten nun, wo nichts zwang, ein ſolches Uebergewicht der Einſicht durch die That anerkennen? Freylich iſt dieſe niedrige Eiferſucht, die das Edelſte herabziehn mögte, weil Andre es vollbracht haben, und dabei für die eigne Eitelkeit keinerley Nahrung gefunden wird, die allerſchlechteſte, indem ſie ſich losſagt von jeder ſittlichen Würdigung: aber ſie fällt auch auf den, der ſich ihr überläßt, am verderblichſten zurück. Wieviel beſſer thäten diejenigen, die Preußen um ſeinen

Thatenruhm und seine innere Festigkeit bitter beneiden, wenn sie Preußens großartiges Vorbild nachahmten, und für ihr Volk thäten, was Preussen für das seinige, wäre es auch nur, um gleiche Früchte zu genießen. Darin jedoch zeigt sich der wahre sittliche Tod, wenn jemand einen bewunderten und beneideten Nebenbuhler zu sich zu erniedrigen trachtet, anstatt sich aufzuschwingen zu seiner Höhe.

Am unversöhnlichsten aber haffen und verfolgen diejenigen das Turnwesen, denen der seit dem großen Kurfürsten in Thaten klar ausgesprochene Grundgedanke des preußischen Staates, felsenfeste Stütze der Freyheit und der Wahrheit zu seyn, an sich ein Greuel ist. Diese hatten an der Franzosenherrschaft nur das auszusetzen, daß ihnen die Macht, frevle Willkühr aller Art zu verüben, versagt war: denn das behielt der Feind sich selbst vor. Darum haßten sie den übermüthigen Sieger von Herzen, und wünschten seine Vertreibung aufrichtig; aber nicht, damit das Volk sich wieder frey fühle, und seine Kräfte würdig wenden und richten könne, sondern um auf sich selbst überzutragen die Vorrechte des Verbrechens, die sie mit Mißgunst in den Händen der gewaltigen

Fremdlinge sahn. Diese kennen anjezt nichts Entsetzlicheres, als durchgreifende, fortrückende Erhebung des gesammten Volkes zur höchsten Bestimmung des Menschen, zu übereinstimmender Entwicklung aller von Gott verliehenen Anlagen Leibes und der Seelen, mit denen wir wuchern sollen zum Wohl der Gesammtheit. Vor dem Aufgang eines sich so gleichmäßig verbreitenden Lichtes schwinden freylich die nächtlichen Vorurtheile, die feindseligen Spaltungen zwischen den Ständen, Absonderungen, die beinah zu nothwendiger Bedingung der menschlichen Gesellschaft gestempelt sind, und ein jeder gilt wieder, was er werth ist. Heimliche Vergatterungen, die ein trügliches, künstlich verlarvtes Spiel im Herzen der Staaten treiben, um eigne, lichtscheue Plane durch die Einfalt geblendeter Schwachköpfe listig und feig zu betreiben, müßen zerstieben vor dem offnen, keiner Heimlichkeit bedürfenden Verein der sich früh erkennenden, mit mannhaftem Wechselvertrauen für Eine heilige Angelegenheit begeisterten, heranreifenden Jugend: und Recht und Gesetz begründen sich in dem Maaße fester in den Herzen der Menschen, in welchem die freche Anmaßung Einzelner, die sich zwischen den Fürsten

und sein Volk zu drängen, und zu entzweien suchen, was ewig Eins ist, ihr finsteres Reich gebrochen sieht. Von solchen Finsterlingen, die man neuerdings mit dem altdeutschen Namen der Schmalzgesellen [7]) nicht übel bezeichnet hat, wird billig zumeist gefürchtet, was das Volk vereinet, weil jeder Verein Kraftgefühl giebt, was dem Volke einen unerschütterlichen Rechtsstand sichert, weil dann ihr willkührliches Spiel ausgespielt ist, und was das Volk zur Wiedergeburt führt, weil sie wohl wissen, daß sie sich dem Teufel ergeben haben.

Diese erschwerten den Deutschen die Feyer ihrer großen Siegestage: ja sie wußten sie zu hintertreiben, der kirchlichen Weihung zu berauben, und ihrer Schergen gewaffnete Faust sprengte die Dankesfeuer auseinander, mit denen die Andacht des Volkes zu dem König der Könige aufgelodert wäre. Denn gar sehr zur Unzeit wäre das Volk ja wiedererinnert an seine Rechte und an seine Kraft, und daß aus seinem Blute diese beseligenden Flammen hervor gebrochen sind. Das verspart man lieber, bis man des Volkes treue, lebendige Liebe wieder einmal brauchen, bis man

Schlachtopfer haben will für die Altäre der Selbſtſucht.

Und nie können ſolche wohl gleichgültig mitanſchaun die entwicklungsreichen Vereinigungspunkte, wo deutſche Jünglinge, herzlich verbrüdert, unaufgefodert und unbelohnt, einzig aus Liebe zu dem, was ſie als nöthig erkannt haben, ſich im freyeſten Gebrauch ihrer Kräfte üben, ſich ſtärken gegen die Mühen des Lebens in Hitze und Froſt, und, in ſich ſelbſt begründet, ſich vertraut machen mit der Gefahr. Vor einem ſolchen Sinne, der vor nichts erſchrickt, als vor dem Schändlichen und Schlechten, der ſich vor nichts beugt, als vor dem Hohen und Erhabenen, erbeben ſie im Innerſten, und ſuchen mit der Axt an ſeine Wurzeln zu kommen. Geduldig haben ſie es lange mit angeſehn, wie an wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit, an ſcharfer Verſtandesausbildung, an ſchöner und glücklicher Entfaltung aller Kunſtvermögen der Deutſche mit den Nachbarvölkern ſiegreich wetteiferte. Das ſonderte die Einzelnen nur ſchärfer aus von der Menge; und weil nach der Natur dieſer Beſtrebungen nur wenige darin zum Höchſten gelangen konnten, ſo hatten ſie nichts dagegen, wenn der Mehrzahl Gott und Vaterland,

alles Menschliche in leerem Wissenschafts- und Kunstgeschwätz unterging.

Nun aber soll der große Bildungskreis dadurch beschlossen und vollendet werden, daß auch dem menschlichen Leibe seine Ehre wird: es soll der Mensch endlich einmal etwas Ganzes seyn, und ein Ende bereitet werden der trostlosen Halbheit, die bald dem Geiste, der sich freudig erheben möchte, seine Träger entzieht, daß er schmachvoll zurücksinkt in den Staub, bald ihn zum unterwürfigen Knecht seiner Triebe, seiner Lüste macht, so daß er umherwandelt ein höhnendes Lügenbild der menschlichen Gestalt, ein Wanst ohne Seele, ein übertünchtes Grab.

Da bäumt sich denn die tausendköpfige Otter auf, und zischt den Fürsten von Fürstenrechten vor, um sie der Fürstenpflichten vergessen zu machen, und sie zum Verrath gegen ihr Volk zu verlocken. Aber der wahre Sinn ihrer Einflüsterungen, der in dem Volk alle gesetzmäßige Herrschaft bedroht, ist längst erkannt, und andre, heimlichere Künste müssen aufgeboten werden. Die ächten, fürstlich gesinnten Fürsten wollen ihren Thron lieber mit einem tapfern Volk, als mit entmannten Feiglingen umstellen: auch wissen sie wohl, daß es kein

ſchändlicheres Verkennen der deutſchen Sinnesweiſe giebt, als dem Volk Undank gegen väterliche Herrſcher und gefährlichen Mißbrauch der ihm von Gott verliehenen Kraft anzudichten: die ganze deutſche Geſchichte kennt kein Beyſpiel davon. So haben ſie auch dieſen Ohrenbläſern kein Gehör gegeben, ſondern in wahrhaft königlichem Vertrauen auf die ſich ſelbſt am ſicherſten ſchirmende Erhabenheit ihrer Geſinnung ein Jegliches gefördert, was ſie zu Lenkern und Vätern freyer Männer macht.

Wollte es den Finſterlingen nicht glücken, fürſtliche Herzen mit dem verzagten Anhauch kleiner Seelen zu vergiften: ſo ſtellten ſie dem Volke ſelbſt tückiſche Schlingen, die Einzelnen wurden in feindſeeligem Mißtrauen gegen einander verhetzt, und alle über das ihnen wahrhaft Heilbringende ſo lange wie möglich getäuſcht. So mußte vor allem untergraben werden, was die edelſten Bemühungen des Staates gegründet hatten, um das Volk unbegrenzter, unendlicher Veredelung fähig zu erhalten; und das konnte um ſo leichter Erfolg haben, als nie einer jener Volks- und Fürſtenfeinde ſelbſt hervortrat; denn dann wäre auch der kunſtvollſte Zauber ſchnell gelöſt geweſen. Selber

alſo im Dunkel böſer Anſchläge auf die rechte Stunde zum Verrath lauernd, ſind ſie umhergeſchlichen unter allerley ſchreyendem und ſchreibendem Geſindel, und wo ſie ein Fünklein erſpähten, das ſie zum Turnbrand anblaſen zu können hofften, haben ſie es verſucht.

Am brauchbarſten für ihre Abſichten, und den Lügner ſammt dem Lügenbehler zu verbergen am tauglichſten, waren die Zeitungen, die das Oeffentlichſte ſeyn ſollten, und das Heimlichſte ſind. Hier tritt alles in vornehmer Larve auf, und zwiſchen den Verträgen, den Verhandlungen und Verfügungen der Fürſten und Staaten gebärdet ſich auch die eingeſchwärzte Lüge, von ihren Umgebungen beſtrahlt, in höfiſchem Prunkgewande, als wäre ſie Wahrheit. Halbe Aeuſſerungen, unausgeſprochne, vielſinnige Andeutungen, im fernſten Hintergrunde Aufruhr, Empörung, ja ein altdeutſches Turnkayſerthum, werden argliſtig hingeworfen, ſo daß ſie die Menge verwiren müſſen, ohne doch dem die Gewebe durchſchauenden ſo viel Stand zu halten, um ihr wahres Weſen zu enthüllen, und die ſchon im Voraus auf Schlupfwinkel bedachte Lüge als Lüge zu bezeichnen. So wie aber nirgends weniger die öffentliche Stim-

mung zur Sprache kommt, als in den Zeitungen: reichte es hin, in Ein Blatt der Art eingeschleift zu haben, was man verbreitet wünschte; und da hier niemand als Er selbst, mit freyem Angesicht hervortritt, hatte der erste Lügenstifter schnell die Freude, seine Aussage von Zeitung zu Zeitung wiederhallen zu sehn, so daß er bald zehn Blätter zur Bestätigung des von ihm Erlogenen beybringen konnte. Da aber diejenigen, die solchen Verkündigungen Gehör geben, meistens nur Ein Zeitblatt lesen, so glauben sie alle, aus der unmittelbarsten Quelle zu schöpfen, und wenn ein andrer anderswo dasselbe gelesen hat, so ist ihnen die Wahrheit durch einen Zeugen mehr erhärtet. *)

Einen noch würdigeren Tummelplatz boten die verächtlichen Klatschblätter für weibische Männer und mitschwätzende Weiber, die unter allerley zierlichen und gefälligen Benennungen aller Orten wie die Pilze hervorsprießen, zur Schande unseres Vaterlandes und zum Verderb aller ruhigen, gediegenen Bildung. So nie sie selbst nichts Besseres wollen, als in geistigen Halbschlaf versenken, damit ausgeruht werden könne von den wesentlichen Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten der feineren Welt, und leichtfertigen Stoff zuführ-

ren, aus dem sich ein hohles Gespräch über alle Angelegenheiten des Lebens wiederkäuen läßt: so waren die Mitschreibenden auch nie zu schlecht, um nicht über Staatseinrichtungen und bedeutende Männer so abzuurtheilen, wie es ihnen vorgeredet war. Sie wurden also ohne Ausnahme dienstwillige Werkzeuge gegen die Turnkunst, und sie thaten wohl daran: denn alles, was zur Züchtigung des Volkes geschieht, trägt dazu bey, sie brodlos zu machen. *)

Die verderblichsten aber sind die, die mit Heuchelmienen als redliche Freunde der Jugend umhergehn in den Häusern, und mit leisen Winken verwarnen vor den Gefahren der ihnen neuen Deutschheit, vor den Gefahren der Kletterbäume, vor den Gefahren der einseitigen Vaterlandsliebe, in der ja alle Weltbürgerey untergehe, und was dergleichen faßliche Gemeinplätze mehr sind. Sie haben dabey willkommene Gelegenheit sich nach allen Seiten zu verstärken: denn wo einem die neue Zeit alte Hirngespinnste zerrissen hat, wo einer nicht recht gleichen Schritt halten kann mit dem frischeren Umschwung des verjüngten Lebens, wo einer den Rücken nur zum bücken, die Beine höchstens zu einer ausländischen Tanzweise brau-

chen gelernt hat, da bieten sich willige Spießgesellen, die nun auch warnend von Haus zu Haus ziehn, und ihre Gläubigen nicht minder zu finden wissen. Zwar ein kläglicher Schwarm, Krüppel an Leib und Seele: aber grade darum sind ihrer viele, und verwandte Geister überall. Diese haben viel geschadet, und werden hinfort noch schaden: zwar nimmermehr der längst geborgenen guten Sache, aber unzähligen deutschen Knaben, die sie um ein unersetzliches, lange vermißtes Bildungsmittel betrügen, und dem Vaterlande, dessen Jugend sie so lange wie möglich in Weichlichkeit, Untüchtigkeit und Kümmerniß hinzuhalten trachten.

Diese haben es auch durch unermüdlich wiederholte Lügen dahin gebracht, daß ehrenwerthen Männern, denen es zu begründetem Urtheil an nichts gebrach, als an unmittelbarer Sachkenntniß, an Trieb, an Muße, an Gelegenheit, selbst halbe Tage auf Turnplätzen zuzubringen, sich anspruchlos unter die Turnschaaren, in ihre Uebungen zu mischen, Theil zu nehmen an Turnfahrten durch das Land, und so den frischesten Anhauch des Turnlebens in allen seinen Gestalten unmittelbar in sich aufzunehmen, daß diesen das ganze

Bild davon nur in Verzerrung und Mißgestalt erschienen ist. So mußte es denn kommen, daß — wiewohl selten — hochherzige Männer, von grundlosen, zusammengekünstelten Vorurtheilen verstrickt, scheinbar als Gegner der Turnkunst auftraten, indem sie nicht ohne Bitterkeit Ausartungen rügten, die entweder bloß eingebildete, nur in Lügenblättern vorhandne waren, oder doch die Sache selbst nichts angingen. Denn wenn sich einmal ein Knabe in frohem Muthe übermüthig seines Turnlebens erfreute: konnte das einen wirklichen Schatten werfen auf die Kunst und ihre Meister? Darauf hinzuhorchen, laute Worte darüber zu machen, ist so kleinlich, als unverständig, und verlohnt den Aufwand an Athem nicht. Wenn ein rüstiger Lehrling beym ersten Einschritt in die Homerische Götterwelt in froher Begeisterung nichts weiter gelten lassen will, als seinen herrlichen alten Sänger, bis die bessere Einsicht des nächsten Tages das jugendliche Urtheil wieder umwirft: soll dann die Lärmtrommel gerührt, der Knabe zur Mäßigung ermahnt, die griechische Sprache aus den Schulen verjagt werden? oder soll der Lehrer gelobt werden, der seine Schüler für das zu begeistern vermag, was sie lernen sol-

len? Freylich wäre grade jenen Männern, die das Turnweſen nicht ausrotten, ſondern reinigen und verbeſſern wollen, die vollſtändigſte Umſicht, die höchſte Beſonnenheit anzuwünſchen. Denn ihnen wohnt eine bedeutende ſittliche Kraft ein: die willige Anerkennung dieſes beſſern Sinnes geht der Prüfung ihrer Urtheile voran, und wer will es der unmündigen Menge, die ſich nicht ſelbſt beſtimmen kann, verübeln, wenn ſie es wohlgethan glaubt, ſich die Ausſprüche ſolcher, ſonſt bewährten Männer anzueignen? So wenig dieſe ihrer Geſinnung nach zu den Turnfeinden gehören, ſo können ſie doch leicht, ohne es zu ahnden, ein ſchädliches Werkzeug in den Händen der ſchlechteſten Geſellen werden, und wo ſie in löblichſter Abſicht übereilt, ohne hinlängliche Kenntniß des Gegenſtandes abſprechen, da ſtiften ſie mehr Nachtheil, als der entſchiedenſte Finſterling bey ſeiner natürlichen Untüchtigkeit je vermag. Darum iſt es auch billig, bey einzelner Prüfung der laut gewordenen Meinungen den ſcheinbaren Turnfeind nicht zu ſondern vom wahren, und ihm eben ſo beſtimmt zu widerſprechen, wie er geſprochen hat. [10])

Die Einwendungen, die am meiſten gäng und gäbe geworden ſind, berühren die Turnkunſt ſelbſt

überall nicht; sondern, hergenommen von vorgeblicher Einseitigkeit ihres Urhebers und von ungesunder Uebertreibung der Sache, haften sie an zufälligen Aeußerlichkeiten.

Jahn hat es allerdings in der Art, dem einmal von ihm als gut, recht und nothwendig erkannten, die ganze Fülle seiner Kraft zu widmen, und dasjenige, was er als würdige, von ihm am Tüchtigsten zu lösende Aufgabe betrachtet, für sich zur Hauptsache zu machen. Daran aber erkennt man den thatkräftigen Mann zuerst, daß er einen ganzen Willen hat und behauptet: Einseitigkeit steht ihm wohl an, weil die zum Grunde liegende Kraft den Beweis führet, daß sie weder aus Beschränktheit, noch aus Eigensinn entsprang, sondern aus Lust an entschiedner Wirksamkeit. Und eines solchen Mannes thut es doppelt Noth, wo es gilt, etwas lange gering geachtetes Treffliches wieder hervorzuziehn ans Licht, und es einzusetzen in sein gutes Recht. Freylich beginnt ein solcher einen Kampf mit der schlechten, also der größern Hälfte seines Zeitalters: aber grade in diesem Entsagungsmuthe liegt die Gewißheit des Gelingens, und die Erbitterung der Gegenstrebenden ist der Maaßstab seines Werthes. Welchen ar-

ßen Mann der Vorzeit hat nicht die Halbheit unſrer Zeitgenoſſen von dieſer Seite angefeindet? Carl der Große, Heinrich der Vierte, Guſtav Adolph hat man mit dem Maaß der eignen Kleinheit gemeſſen. Ja, iſt doch ſelbſt der hohe Reiniger und Wiederbegründer unſeres heiligen Glaubens den neukatholiſchen Götzendienern, die mit ſchlimmeren Entwürfen in die Stelle der bald vergeſſenen neukatholiſchen Versmacher gerückt ſind, ein Ziel des frechſten Spottes, der zügelloſeſten Entwürdigung geworden! Darum darf es der noch rüſtig im Kampf ſtehende nicht beſſer haben wollen. Kinder und Thoren werden immer dem Feuer zürnen, daß es nicht bloß erwärmt und leuchtet, daß es auch brennt und verzehrt; dem Blitz, daß er auch tödtet: ſo wird es auch immer den edelſten Kräften im Menſchen ergehn: der Haufe wird ſie läſtern, während der Staat ſie zum Heil des Ganzen lenkt. Oder ſoll Jahn etwa darum Waſſer in ſeine Flammen gießen, weil mancher Jugendbildner, der ſich andres zu lehren verdungen hat, in lauer Halbheit ſtockt, mit ſeinem todten Wiſſen nicht durchdringen kann, und es nun bequemer findet, wenn ihm das Gleichgewicht aufgehoben bedünkt, die Schuld davon in des andern

Kraft, als in der eignen Schwäche zu ſuchen? Vielmehr iſt ein Mann von ſo beſtimmtem und entſchiedenen Willen eine unſchätzbare Gabe der Zeit, wo es darauf ankommt, ſchlafende Begeiſterung, ruhende Kraft zu wecken; und namentlich im Gebiet des Jugendunterrichts wieder anzuzünden ein urſprünglich deutſches Leben und Streben, das unter ſtehenden Formen, unter Beengungen mancher Art ſeit Jahrhunderten verdumpft und erſtarrt war. Für die geiſtige Entwicklung des jungen Geſchlechtes iſt daben gar nichts zu befürchten, da der Deutſche ſeine angeborne Neigung zum Innerlichen nie verläugnen wird, und er ja ſelbſt in Zeiten, die alles Höhere niederzudrücken geeignet waren, ſeine wiſſenſchaftliche Unabhängigkeit aufs Herrlichſte behauptete.

Ueberhaupt iſt die vorgebliche Ueberſchätzung und Uebertreibung der Turnkunſt eben nur ein leeres Vorgeben, durch das Hemmung, Rückgang und Ertödtung erſchlichen werden ſollte. Nenne man doch vor allem den Lehrer, der ſich ſo etwas, die Anſtalt, wo man ſich ſo etwas zu Wort oder Werk hat zu Schulden kommen laſſen, damit man gleich am rechten Orte entgegen wirken könne. Hier ſchreiet einer, alte Sprachen, Geſchichte,

Formen- und Größenlehre, kurz die edelſten Nahrungsſtoffe des Geiſtes würden geringer geachtet als das Turnen: dort ein anderer, das Turnen maße ſich an, die Franzoſen geſchlagen zu haben, und das einige Heil der Welt zu ſeyn.[11]) Forſcht man dann ernſtlich dem Quell ſo verwunderlicher Ausſagen nach, ſo verſiegt er am Ende im Löſchpapier eines klatſchenden Zeitungsblattes, und niemand will weiter davon gehört haben. So wie der Nachfragende aber den Rücken wendet, bricht die freche Lüge wieder los, und ziſchelt unverdroſſen weiter, was ihr eben erſt in den Rachen zurückgeſchoben wurde. Giebt ſich nun aber ein Betrogener die Mühe, ſich das Turnleben mit eignen Augen zu beſchauen, und dann am rechten Ort zu erkunden, wie der Turner ſich in allen ſeinen andern Verhältniſſen erzeigt: ſo wird er durch das Gegentheil von allen jenen Vorſpiegelungen überraſcht. Er findet regen Eifer und immer neue Luſt, am Leibe ſich gleichermaßen zu tüchtigen wie am Geiſte, und in ſteter Uebereinſtimmung und Verbindung zu erhalten, was nach Gottes Willen Eines iſt. Wer mag es tadeln, wenn der, dem es nicht ſo gut wurde in ſeiner Kindheit, zum ſchmerzlichen Gefühl des ihm feh-

lenden gelangt! Meint er es aber redlich mit seinem Volk, so muß eben dieser verzeihliche Schmerz in ihm bald zu reiner Freude werden, daß sich ein Mann gefunden, der der Jugend ein Gut versichert hat, dessen nach seinem ganzen Umfang der Mann nicht mehr theilhaft werden kann. Das Gegentheil würde auf eine Verwerfenheit des Neides hinweisen, mit der nichts zu vergleichen wäre.

Andre, würdiger gesinnt, und zu gründlicherer Betrachtung gewöhnt, haben den ursprünglichen Geist der Turnkunst selbst zu durchschauen gestrebt, und ihn zusammen gehalten mit der vorherrschenden Richtung des Zeitalters. Harte Gegensätze waren augenfällig. Ein kraftvolles Emporstreben auf der Einen Seite; auf der andern ein klägliches Siechthum, in welchem das Dasein des Kindes beginnt, Kinderstuben in Spitäler verwandelt, in denen statt der offenen Natur der Arzt waltet: dann einseitige Beschäftigungen, die keine Körperkraft gedeihn lassen, und im Wust des Papiers das lebendige Wort wie die lebendige That begraben: krankhafte Neigungen, zusammengekünstelte Begierden, geheime Laster sind die Endergebnisse für das Leben. Das Bild ist so entsetzlich, als wahrhaft. Von diesem greuel-

haften Treiben freilich ſtehn die Turnübungen ſcharf geſondert, mit dieſer Lebensweiſe haben ſie keinerley Gemeinſchaft, und ihre Einwirkung auf dieß verkrüppelte Daſeyn kann bis jezt nur noch gering ſeyn, weil eine ſolche Kluft ſo ſchnell nicht ausgefüllt wird. Schwerlich aber läßt ſich daraus etwas anders folgern, als daß dieſe Verderbniß an ihrer Wurzel, in der früheſten Kindheit gefaßt werden müße, und daß darum die Turnkunſt eins der nothwendigſten und heilbringendſten Ereigniße der Zeit ſey; gleich viel ob ſie ausrotten oder vorbeugen ſoll. In ſolchen Zuſtänden kann es denn wohl nur ein Lob ſeyn, wenn etwas als Arzney dagegen erfunden wird: deſto weniger aber iſt man berechtigt, das Krankenkoſt zu nennen, was, einem edeln Wein vergleichbar, dem Siechen Geneſung, dem von Krankheit bedrohten Abwehr des Uebels, und dem Geſunden gedeihliche Lebenserheiterung beut: man müßte denn davon ausgehn, unſer ganzes Erdenwallen ſey ein ununterbrochnes Siechthum, von dem nur der Tod geneſen mache, und all unſer edelſtes Bilden Vorbereitung zu dieſer Befreyung.

Doch iſt es gewiß, daß in dieſer noch wenig ausgeglichenen Entfremdung des Turnens von

unſerm Zeitalter ein bedeutender Vorwurf enthalten iſt, doch nicht gegen das Turnen, ſondern gegen das Zeitalter, das entweder ſeine Bedürfniſſe verkennt, oder dem Erkannten abzuhelfen ſäumt. Grade hierin liegt der Beweis, daß, ſo lange kein gewiſſeres Heilmittel gefunden iſt, dem Turnen die allgemeinſte, die weiteſte Verbreitung gebühret, damit es ohne längern Verzug das kranke Geſchlecht ergreife, und umgeſtalte, und zurückführe zur Geneſung. Je ſchwerer dieſes darnieder liegt, je tiefer das Uebel hineingefreſſen hat in die Keime des Daſeyns, deſto ſchnellere, deſto wirkſamere Abhülfe thut Noth, damit das Unheil durch längere Verjährung nicht unvertilgbar werde. Will man in ſolchen Lagen heimlich vorbereiten, alles fein unmerklich und glimpflich einleiten, ſo wird man den rechten Zeitpunkt verlieren, und hinterdrein gewaltſamerer Mittel bedürfen, als wenn man gleich mit männlichem Nachdruck begonnen hätte. Jeder Tag vollendet ein Menſchenalter, und ein Menſchenalter iſt eine lange Zeit, in der viel Gutes ausgeſäet, aber auch viel Böſes eingepflanzt und befeſtigt werden kann.

Eine ſolche Wiedergeburt des Volks hat nur dann Art und Beſtand, wenn ſie von der

Wurzel anhebt. Des Volkes Wurzel und Stamm iſt das Kindes- und Jünglingsalter: dieſe ſind immer der übrigen Maſſe im Guten oder im Schlimmen voraus, je nachdem das Volk ſelbſt gerichtet iſt. Sie ſind noch friſch an Leib und Seele, und bildſam; und wenn auch ſeit dem Augenblick des erſten Beginnens ſchon angehaucht von dem, was das Jahrhundert beherrſcht, ſo doch immer die Reinſten der Zeit. Wo alſo noch ein Beſſerwerden denkbar iſt, da muß es hier anheben, oder nirgends: und Frevel wäre es, dieſes Beginnen des Guten auch nur um Eine Stunde aufſchieben zu wollen. Den Weg hat Jahn ſo ſicher vorgezeichnet, daß ein jeder ihn nach dieſem Vorgänger ohne Fehl verfolgen kann. So wird, ehe ein volles Menſchenalter vergeht, Leben und Turnen, und Turnen und Leben wahrhaft Eins ſeyn; und die Turnanſtalten, die mit Recht zunächſt beſtimmt ſind, ein kümmerliches, in ſich verſunkenes Daſeyn vor tieferem Verfall zu bewahren, und es ſchöner wieder hervorzubauen aus dem Schutt, den Jahrhunderte darauf gethürmt haben, werden auch uns, wie den Griechen ihre Kampfplätze, freye, ſchöne Ergötzungen, heitere Spiele mit dem überwundenen Leben darbieten,

und die Anmuth wird neu hervorblühn aus dem vollendeten Kampf. Ja, wir dürfen es sagen, dieß Werk hat schon freudig begonnen. Noch nicht acht Jahre sind unter den gewaltsamsten Stürmen der Zeit, unter den leidenschaftlichsten Gegenstrebungen und Anfeindungen seit der Gründung des ersten deutschen Turnplatzes verflossen. Und nun gehet hin, und sehet dem herrlichen Leben, das sich dort entwickelt hat, mit ungetrübten Sinnen zu; und wollt ihr euren eignen Augen nicht trauen, so fragt die Eltern, deren Söhne der reine Strom dieses erhöhten Daseyns mit erfaßt hat: ja zu den jüngsten dieser Vereine wendet euch, die vielleicht noch kein Jahr ihres Alters zählen, und sehet, ob sie euch etwas anders lehren.

Daß in den Veranstaltungen selbst noch lange nicht das höchste Ziel der Vervollkommnung erreicht iß, das weiß der am besten, der die Gesammtheit aller Turnübungen am sorgfältigsten durchgeprüft hat. Welche Gedankenlosigkeit wäre es aber auch, von dem schmalen Raum acht solcher Jahre die vollständige Durchbildung eines als neu anzusprechenden Erziehungsmittels, ja die Umbildung eines Volkes zu begehren, und welche Beschränktheit, nicht einzusehn, daß die Erfolge des ersten

Jahrzehends überall die ſchwierigſten, die langſamſten ſind, daß der Fortſchritt der Zeit ſie bald verzehnfachen, verhundertfachen wird, nachdem ſie einmal feſten Boden gewonnen haben! Alles bis jezt in den Kreis der Turnkunſt Aufgenommene iſt freyes Gewächs aus Einem geſunden Keime, gemeinſam gefunden, verbunden und eingeübt, nichts willkührlich aufgedrungen und angezwängt. Darin liegt die unendliche Bildſamkeit und Veredelungsfähigkeit der Turnkunſt für alle Zukunft begründet. Die beiden reinſten und größten Bedingungen alles Volksthümlichen, Oeffentlichkeit und Allgemeinheit, hängen ſo unzertrennlich und nothwendig mit dem innerſten Weſen des Turnens zuſammen, ſind ſchon an ſeine erſten Anfänge ſo feſt geknüpft, daß ohne ſie gar kein Turnen denkbar iſt. Denn allen dieſen Uebungen kommt nur unter dieſen ächt geſchichtlichen Bedingungen jener Ehrenname zu.

Wer nun gegen die offenſte und geradeſte Geſtaltung unſeres Lebens ein heimliches, verkapptes Widerſpiel beginnen mag, der giebt ſich ſchon dadurch als verruchter und Böſes wollender Finſterling kund. Wer aber das Turnweſen verbeſſern will, der ſoll ſeine, wenn auch noch ſo wohlge-

meinten Verſchläge nicht aus der Luft greifen: nur aus gründlicher und unmittelbarer Kenntniß der Kunſt in allen ihren Theilen können ſie Frucht-bringend erwachſen. Sonſt fördern ſie die Sache um keinen Schritt, und machen die noch Unentſchiednen vollends verwirrt. Ueberhaupt aber pflegt man immer mit Verbeſſerungsvorſchlägen am ſchnellſten bei der Hand zu ſeyn, wenn man von ihrem Gegenſtand nur die Auſſenſeite aus oberflächlicher Wahrnehmung kennt, ohne ſich um den Zuſammenhang der Theile, um die Schwierigkeiten der Ausführung, ja um den wahren Stand der Sache gekümmert zu haben, als deren Beurtheiler und Züchtiger aufzutreten man kein Bedenken trägt.

Dieſe Anmaßung, bei unzulänglicher Kenntniß dennoch mit reden und abſprechen zu wollen, hat auch über das Turnen im Ganzen, ſo wie über die einzelnen Uebungen eine Ueberfülle der ſinn- und bodenloſeſten Urtheile ausgeſchüttet, mit denen niemand zurückhielt, weil jeder ſich nach einer Reihe verlebter, verlärmter oder verträumter Jahre befugt glaubte, über Jugendbildung mit drein zu ſprechen.

Vor allem erbebten viele vor der Gefährlichkeit nie geſchener, geſchweige denn ſelbſt erprobter Verſuche, die eben wieder nur nach dem Augenſchein und nach der beſondern Leibesſchwäche jedes Einzelnen gewürdigt wurden. Wer mit Schwindel behaftet war, den wandelten Ohnmachten bei den Klettergerüſten an; der Schwindſüchtige fühlte Bruſtbeklemmungen, wenn er einem Dauerlauf nur aus der Ferne zuſah; wem die Gicht in den Händen und Armen ſaß, der wollte von den Barrenübungen nichts wiſſen: wer ſich ſchwächlicher Beine und eines noch ſchwächern Kopfes bewußt war, der ſchalt auf die Uebungen am Reck; wer vollends mit einem Bruch behaftet war, den ergriff ein Grauen, wohin er den Blick auch wandte: und ſo ging es durch alle Theile fort, und niemand ermangelte, ſeine eignen Gebrechlichkeiten und Preßhaftigkeiten gegen die Kunſt zu wenden, die allein ihn davor hätte ſicher ſtellen können.

Zwar minder lächerlicher Art, doch nah verwandt war der Irrthum derer, die einmal die Neugier eines müßigen Abendſtündchens ſtatt des Bier- Wein- oder Kaffehauſes nach dem Turnplatz führte, und denen der erſte Blick einen Knaben auf der Höhe des Kletterbaumes zeigte. Aus lobens-

werther Theilnahme verſetzten ſie ſich ſo fert zu dem jungen Turner auf ſeinen hohen Standpunkt, und fanden ihn denn freylich durchaus halsgefährlich [12]). Welcherley Uebungen aber voraus gegangen, wie Arme und Füße und Bruſt und Augen geſtärkt und geſchmeidiget ſeyn mußten, ehe der Maſt dem Turner auch nur zugänglich ſeyn konnte; überhaupt aber, wie ſicher und genau zuſammen hängend hier alle Fortſchritte vom Leichtern zum Schwerern und zum Allerſchwerſten aufſteigen, das wußten und bedachten die Guten nicht. Aus einer abgerißnen Erſcheinung blieb ihnen das reine Ergebniß der Todesgefahr: das wußten ſie feſtzuhalten und getreulich weiter zu überliefern, während ſie da, wo wirkliche Gefahr hätte eintreten können, keine Ahndung davon hatten. Ein unſchätzbares Glück iſt es, daß unſre Geiſtesſchulen, von der beſcheidenſten Landſchule an bis hinauf zur glänzendſten Hochſchule, dieſen allzeit fertigen Blödſichtigen gar kein Bild geben. Hier, wo nicht Arme und Beine zu brechen ſind, ſondern der ganze ſittliche Menſch auf dem Spiele ſteht, kennen wahrlich viel Wenigere das unſichtbare Band, das die einzelnen Theile der Lebensgegenſtände in aufſteigender Folge verbindet, und

der Lernende muß ſich zu ganz andern, halsbrechendern Verſuchen hergeben. Doch das wenigſtens zu ahnden, ſetzt ſchon einige wirkliche Bildung voraus: überdieß iſt es ja von jeher ſo geweſen, und darum wird hier nur dann Lärm geſchlagen, wenn eine Behörde oder ein Einzelner, den alten Unfug ſcharf Durchſchauender, die drohenden Klüfte wahrnimmt, und dem eingeroſteten Unfug mit Nachdruck zu ſteuren beginnt.

Da indeß auf den Turnplätzen die in Menge erwarteten und angekündigten Unglücksfälle immer nicht erfolgen wollten; da vielmehr bei den Turnern ſelbſt mit der Erfahrung und Einſicht auch die Vorſicht und Beſonnenheit wuchs: ſo ſah man auf die handgreiflichſte Weiſe einen Irrwahn widerlegt, den nur die dennoch feſthielten, die unter jeder Bedingung verneinen wollten, ohne triftigere Gründe aufbringen zu können. Lag doch auch bei den zahlloſen Unglücksfällen, die ſich täglich aus Unvorſichtigkeit, Plumpheit, Ungewandtheit und Unkunde des wirklich Gefahrvollen auſſer den Turnſchranken unter Nichtturnern begeben, die Einſicht gar zu nahe, daß es keine andre Gegenwehr gebe gegen die Gefahr, als ſie zu kennen, ſie früh und feſt ins Auge zu faſſen, und ſich mit

ihr vertraut zu machen. Denjenigen, der sich allem zu entziehn sucht, werden darum stets die meisten bedrohen: wer aber allen ins Angesicht geschaut hat, für den giebt es bald keine mehr. So mag wohl niemand schwerer durch das Leben gehn, als wer es einmal in die Schlacht tragen durfte; während derjenige, der nie auf seinen Antrieb hervorsucht aus seinem schlummernden Kämmerlein, einmal hervorgerissen sich überall umstellt sieht von Gebrechlichkeiten, deren Vorhandenseyn wir kaum ahnden.

So wie man sich nun genöthigt sah, diese kleinlichen Aengste fahren zu lassen, war man darauf bedacht, anderen von nicht viel besserer Gattung desto grösseres Gewicht zu verschaffen. [illegible] verwandter, scheinbar kühner Gebrauch der Glieder war dem Volke selber so selten und fremd geworden, und behielt doch seinen natürlichen Reiz in so hohem Grade, daß man schon sein Geld daran wenden mogte, dergleichen von herumziehendem, darauf eingeübten Gesindel ausführen zu sehn: und so hatten sich denn schon auch solche gefunden, die die Neugier des Volkes benutzten, aus ihren Fertigkeiten schändlichen Gewinn zu ziehn, und das als etwas unerhörtes

vorzeigten, wozu sich ein Jeder, der es wollte, eben so gut hätte abrichten lassen können. Das Erstaunen, das darum die ersten öffentlichen Turnübungen erregten, als man zahlreiche Knaben wie im leichten Spiel Wagnisse bestehn sah, die man bisher als ausschließliches Besitzthum besonderer Gliederkünstler, Luftspringer und Seiltänzer bezahlt und bestaunt hatte, diese verwunderte Ueberraschung wurde alsbald benutzt, und dadurch eine Vergleichung veranlaßt zwischen den Turnübungen und jenen beliebten Darstellungen, die durch den Sinn, in dem, und durch die Menschen, von welchen sie betrieben wurden, zu keiner sonderlichen Achtung im bürgerlichen Leben gelangt, vielmehr mit mancher unaustilgbaren Makel behaftet waren. Denn mit Recht verachtet das Volk jede vereinzelte Kunstfertigkeit, die keinen höhern Zweck hat, als auf Kosten der gaffenden Menge den Beutel zu füllen, und damit ein übrigens werthloses, nutzloses Leben zu fristen, das der ärmste Taglöhner, der geringste Lastträger und Gassenkehrer edler und ehrsamer hinbringt. So beklagte man es denn achselzuckend, daß die an sich wirklich nicht gradezu verwerfliche Sache sich selbst durch ein gewisses Uebermaaß vernichte; daß sie ausarte

in Gaukeley und Seilſpringerey, und die Jugend in eine Schaar von Luftſpringern zu verwandeln drohe. Zwar geſtand man freymüthig zu, daß einiges weniges Laufen, Springen und Klettern, was man indeß ohne alle beſondere künſtliche Veranſtaltungen lernen könne, nicht grade unzweckmäßig ſey; auch leugnete man nicht, daß dieſe und jene körperliche Geſchicklichkeit als Abwendungsmittel möglicher Gefahr ſogar ihren Nutzen haben könne. Wozu nun aber dieſes und jenes und wieder ein anderes, natürlich das, was man am wenigſten kannte, helfen ſolle, das ſah man nicht ein: gute Staatsbürger wolle man, keine geſchickten Seiltänzer, und alles Uebermäßige ſey verderblich an ſich. Der letzte Satz, deſſen Wahrheit niemand je in Zweifel gezogen hat, ſchallte denn bald, einſeitig auf das Turnen angewandt, von allen Seiten und Ecken wieder: auch bei Verſtändigeren, die nur ohne Kenntniß der Sache geblieben waren, erregte er allerley Bedenken, und es wurde viel Redens von gewiſſen höchſt nöthigen Beſchränkungen des Turnens.

So viele aber auch von dem Maaß ſchwätzten, ſo wußten doch unſtreitig die wenigſten, was es eigentlich damit auf ſich habe. Die Meiſten dach-

ten ſich offenbar etwas ganz Verkehrtes darunter. Sie begehrten gewiſſe willkührliche Grenzen, die irgend ein Turnpapſt auf dem Papier durch die Turnübungen ziehn ſollte, wie weiland der Römiſche über den Erdball. Ueber ſo vernunftloſe Willkühr kein Wort! Sie kann wohl von der Unvernunft gewünſcht, aber auf keinem Turnplatz ins Werk gerichtet werden, da die innere Anlage der Kunſt alle ſolche Widernatürlichkeit zurückweiſet und ausſtößt.

Andre verſtanden unter dem Maaß ſchwachherzige Nachgiebigkeit gegen Hohe, Mächtige und Einflußreiche; Rückſichten nach allen Seiten hin; feigherzige Verleugnung der eignen wohlbegründeten Ueberzeugung. Sie geben den ganzen Werth des Turnens ohne Beſchränkung zu: aber man ſoll die Einführung ins Leben läßlich angehn laſſen, weil die Sache noch ſo neu, vielen fremd, manchen verhaßt ſey: dieſe ſollten erſt auf leiſen Wegen umgangen, herangezogen, zu richtigerer Beurtheilung herangetäuſcht werden: ſchleichende Mittel, die freylich nicht anwendbar ſind, wo man die geradeſten Wege zum letzten Ziel richtet. So ſoll nicht gründliche Einſicht, ſondern das Gutdünken der Gaffer und Nichtsverſteher die

Auswahl der Uebungen bestimmen, wo denn der Eine dies, der Andre jenes überflüssig oder schädlich erachtet, so daß am Ende, wenn es nach diesen ginge, bald nur noch der leere Name der Kunst übrig seyn würde. Es ist wahr, es giebt in solchen Fällen gewisse Schonungen der öffentlichen Meinung, die der ehrliche Mann wohl berücksichtigen mag, ohne seine Gesinnung zu verleugnen. Von dem Augenblick an aber, wo die höchste Staatsbehörde ihre Gesinnung ausgesprochen, und die Ansicht aufgehört hat, Ansicht eines Einzelnen zu seyn, würde ein solches Hinterhalten und Hintasten unsittlich und Verrath an der guten Sache seyn, zu deren Förderung sich eigne Ueberzeugung und ein höherer Wille vereinigt haben. Wer bey seinen Handlungen alle äußeren Verhältnisse klüglich berechnen, und sich zuvor der Neigung Aller versichern will, der sorgt besser für sich selbst, als für das seinen Händen anvertraute Werk. Dieses wird so stocken und rücksärts gehen: während die feste Entschlossenheit, die sichere Offenheit des ersten Hervortretens sofort die Achtung derer in Anspruch nimmt, deren Neigung und Mitwirkung zu wünschen und zu erwarten ist. Uebermäßig darf hier nur das genannt werden, was es

zu jeder Zeit seyn und bleiben würde, das Unreife, Ungeprüfte, in sich Uebereilte. Nur das muß zugegeben werden, daß das Würdige und Rechte nach andern Gesetzen zu beginnen, als fortzuführen ist, daß der Anfang des entschlossensten, raschesten Verdringens, dann nach gewonnenem Boden die Fortführung und Ausbreitung besonnenes Nachdruckes vor allem bedarf. Und darum war Jahns gewaltige, in Einen Mittelpunkt zusammengezogene Kraft, die so Vielen ein Pfahl im Fleisch ist, die erste Vorbedeutung glückliches Gelingens.

So wenig hier ein Zuviel eingeräumt werden kann, wenn nicht die Kraft auf etwas Falsches gestellt ist, und also ihren Tadel in der Richtung verdient: so wenig läßt das Maaß des erforderlichen Nachdrucks sich im Allgemeinen feststellen, indem es einzig von dem Grade des noch zu überwältigenden Widerstandes abhängt; und diesen trifft da die Schuld, wo vielleicht die tüchtige Kraft des Gegenkämpfenden einen Schein von Ungebühr bekam. Denn daß unvernünftigem Gegenreden trotzige Verachtung geboten wird, das ist natürlich, und zumal vom Knaben, vom Jünglinge ist es nicht anders zu wünschen. Geschah es nun,

daß einem Finsterlinge oder seinen Werkzeugen dergleichen Wohlverdientes widerfuhr, so wurde das als etwas das gesammte Turnwesen bezeichnendes ausgeschrien; aber klüglich unterließ man, die nichtswürdigen Künste mitzuberichten, durch die feurige, für das Gute begeisterte Jünglinge von schleichenden Männern zum edelsten und gerechtesten Unwillen gereizt waren. Diese Gegner also, deren Sinnesart wir auch aus Druckschriften genügend kennen gelernt haben, trifft in solchen Fällen die Schande: den Turnern gebührt die Ehre und das Lob, ihre gute Sache nicht aus feiger Mäßigkeit verrathen zu haben.

Nun giebt es aber außer diesen schlechten Maaßen und Unmaaßen allerdings noch ein wahres und ächtes Maaß. Wer aber dieses im Sinn gehabt, und es sofort vom ersten Anbeginn des Turnens gefodert hat, der muß es sich in sehr selbstgenügsamer Gestalt vorgebildet haben, oder er muß noch sehr kindlich und fremd im wirklichen Leben sein. Denn dieß wahre Maaß, dieses gleichgewogene, einträchtige Zusammenklingen aller Theile zu einem jeder Anfoderung genügenden Ganzen, ist das höchste Strebeziel des Menschen und aller seiner Kräfte und Triebe; es ist die Bedingung seiner

letzten, nur zu denkenden und zu erſtrebenden, nie zu erreichenden ſittlichen Vollendung, und mit derſelben Eins. Dieſes wahre Verhältniß der Turnkunſt zur Geſammtbildung der menſchlichen Natur auszumitteln und begründen, wird darum auch ſtets der letzte Strebepunkt bleiben, der nie aus dem Geſicht zu verlieren iſt. Diejenigen, die darin einen Einwurf gegen die Sache gefunden zu haben meinen, daß wir noch nicht angelangt ſind an dieſem Ziele, ſcheinen nicht zu wiſſen, daß wir mit vielem andern, das ſeit Jahrhunderten als bewährtes Bildungsmittel aus ſeinen Erfolgen anerkannt iſt, wenig beſſer ſtehn. Wer hat, um des Auffallendſten zu gedenken, das wahre Verhältniß zwiſchen der geſchichtlichen und der natürlichen Anſicht der Welt, wer den Punkt des Gleichgewichts zwiſchen der Ausbildung durch Sprachen und durch die Formen- und Größenlehre erkannt und dargeſtellt? Sowohl durch einſeitige Scheidung, als durch miſſverſtandne Ausgleichung dieſer ſcheinbaren Gegenſätze iſt manche wackre Natur verſchroben worden, und doch wird es nur ein Halbverrückter wagen, darum gegen dieſe Lehrſtoffe zu eifern. Dieſes Gleichgewicht zwiſchen geiſtiger und körperlicher Bildung, zwiſchen den

Rechten des sterblichen und unsterblichen Theiles in uns, ist wohl keine leichtere Aufgabe: und seit wie kurzer Zeit erst hat man wieder ernstlich an ihre Lösung zu denken begonnen! Nur von der Turnkunst, scheint es, will man das erste zuletzt, und Ergebnisse, ehe Wahrnehmungen und Erfahrungen vorhanden seyn können. Grade in dieser Einwendung ist aber die Nothwendigkeit anerkannt, vor allem zum Werk zu schreiten, um durch die Ausübung auf sicher begründete Ergebnisse zu gelangen, die nicht bloß auf die Erziehungswissenschaft, sondern auf alle bedeutenden Beziehungen im Leben den heilsamsten Einfluß üben würden.

Was vom Turnen im Ganzen gilt, soll darum nicht in gleicher Ausdehnung auf alle einzelne Uebungen angewendet werden. Hier ist es ohne Zweifel recht sehr am Orte, feste Grenzen zu ziehn, so wie alles äußerlich Hervortretende dieß Erforderniß in sich trägt: aber freylich dürfen diese Grenzen weder willkührliche, noch durch die Gebrechlichkeit einzelner nicht eben turnhafter veranlaßte seyn. Die nothwendigen äußeren Bedingungen der Turnkunst, zusammengehalten mit dem Zweck derselben, müssen hier das Gesetz in sich tragen. Diese Bedingungen sind in dem natürlichen Glie-

verbau des menschlichen Leibes unverbrüchlich und unwiderruflich gegeben: alles, was seine Schönheit, sein Gleichgewicht fährdet, auf die Dauer seine Kraft, seine Gesundheit untergräbt, was einzelne Glieder mit Zurücksetzung der übrigen gewaltsam hervorbildet, ja verrenkt, also der Gesammtheit und Uebereinstimmung körperlicher Bildung widerstrebt, und den Menschen unter seinen angebornen Zustand erniedrigt, ist schlecht und darum unturnerisch an sich. Daß ein deutscher Turnplatz dennoch etwas von dieser Art in sich aufgenommen und gefördert habe, das hat noch niemand zu behaupten sich erdreistet, obgleich dieß der wesentlichste Klagepunkt gegen das Vorhandene seyn würde: darum würde man keine Gelegenheit dazu vorbeygelassen haben. Die Wichtigkeit dieser Rücksicht ist, wie zu erwarten stand, auch höheren Ortes anerkannt; und als zur völligen Beruhigung der zu eigner Prüfung unfähigen Menge das Turnwesen einer von Königlicher Weisheit angeordneten, mit männlicher Einsicht durchgeführten Untersuchungsbehörde unterzogen wurde, da kam auch dieß Bedenken hauptsächlich in Frage. Die Ergebnisse sind bekannt: es würde anmaassend seyn, von dieser Seite auch nur noch ein

Wort zur Rechtfertigung der Turnkunst hinzuzufügen. [13])

Außer dieser Grenzscheide, über deren einzelne streitige Punkte, wenn deren noch vorhanden seyn sollten, nicht dem ersten, besten Schwätzer, sondern nur dem sinnigen und erfahrnen Kenner des menschlichen Gliedbaues nach reiflicher Prüfung ein Urtheil zusteht, kann keine andre gestattet werden, da der Zweck der Kunst ein unendlicher und unbegrenzter ist. Er will den höchst möglichen Grad von Tüchtigung, Kräftigung und Schmeidigung des Leibes, in stetem Einklang zu der edelsten und freyesten Geistesentfaltung gedacht. Abweichungen und Verirrungen von dieser einzig richtigen Bahn ab sind allerdings zahllose denkbar, weil die Mischung der auszugleichenden Kräfte auf unendlich viel Weisen verfehlt werden kann, je nachdem Eines vom andern unnatürlich überwogen wird. Außerdem aber ist ein Drüberhinausschreiten, ein allzuhohes Steigern der wechselseitig ermäßigten Kräfte gar nicht zuzugestehn, weil es niemand ermessen kann, bis zu welcher Höhe die menschliche Natur sich grade durch diesen Zusammenklang ihrer Grundbestandtheile emporschwingen kann, und weil sie in keinem Falle fähig ist über-

ihre eignen Grenzen hinaus zu ſchweifen. Alles aber, was wir im Menſchen zu bilden unternehmen, iſt etwas unendlich Bildſames; denn grade in dieſer unbegrenzten Veredlungsfähigkeit ruht das eigenthümlichſte Weſen des Menſchen; und darum haben wir uns wohl zu hüten, die vielleicht für viele tauſend Einzelne gültigen Erfahrungsgrenzen ſofort als wirkliche Naturgrenzen aufzuſtellen. Das gilt vom Leib und von der Seele in gleichem Maaße.

Dieſe Unendlichkeit von Abſtufungen des erreichbaren Bildungsgrades, von Abwandlungen der verſchiednen Bildungsweiſen und Bildungsverhältniſſe führt vielmehr auf einen Anſpruch ganz andrer Art. Bey allgemeiner Würdigung der Turnkunſt iſt es durchaus nothwendig, mit der beſtimmteſten Schärfe zu unterſcheiden, wieweit ein jeder Turner als ſolcher kommen muß, und wieweit der einzelne gehn darf: wo die Grenzen ſtreng einzutreibender Pflichtleiſtung aufhören, und wo ein friſcher, muthiger Wille an die Stelle des zu Fodernden tritt. Dieſe nothwendige Grundlage der Turnkunſt iſt für die wirkliche Anwendung noch nicht ausgeſchieden, weil noch ein jeder über dieß Unerläßliche hinaus gewollt und gekonnt hat.

Auch möchte der Gewinn einer ſolchen Ausſonderung ſehr gering ſeyn, da die Stufenfolge der Uebungen bereits ſo vollkommen ausgearbeitet iſt, daß keine gewaltſamen und unverbundnen Uebergänge nachgewieſen werden können; und ſomit trägt jeder Turner ſeine Grenzen in ſich ſelbſt. Seine Aufgabe iſt und bleibt es, wie in allen Lehrgegenſtänden und Bildungsmitteln ſo auch hier, ſoweit fortzuſchreiten, als er nach dem Maaß angeborener, durch Uebung entwickelter Kräfte und nach der nothwendigen Zuſammenſtimmung ſeines Geſammtweſens vermag: ſo daß der gehemmt werden muß, bey dem die körperliche Rüſtigkeit vorwiegt; derjenige anzuregen und zu befeuern iſt, bey dem die geiſtige Entfaltung ein zerſtörendes Uebergewicht zu erlangen droht; bey allen aber höchſt mögliche Gleichkraft in der Beherrſchung und im Gebrauch aller Glieder wie das Seltenſte, ſo auch das Wünſchenswertheſte und das wahre Ziel aller Uebung bleibt. So gewiß alſo die höchſte und urſprünglichſte Einfachheit jener Grundübungen Bedingung der Anfänge iſt, ſo widerſinnig würde es ſeyn, den Turner durch Geſetz und Zwang auf ſie zu beſchränken, weil damit nicht nur aller Reiz und Antrieb aufgehoben ſeyn würde,

ſondern überhaupt ein Jegliches abſtirbt, das ſich den weiteren Fortſchritt abgeſchnitten ſieht. Ueberdieß iſt die körperliche Verſchiedenheit der Menſchennaturen wenig geringer, als die geiſtige; und was dem Einen ſchon Schwierigkeit hat, dem andern noch leichtes Spiel. [14]) Es werden demnach beym Turnen ganz dieſelben Grundſätze wie bey allem übrigen Unterricht anzuwenden ſeyn: Beſeitigung willkührlicher Abgrenzungen; ſtatt deſſen aber die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit darauf, daß das richtige Verhältniß und der ſicher zuſammenhängende Stufengang nie geſtört und unterbrochen werde; dann ſind die Erfolge vorbereitet, ſoweit der Menſch es vermag.

So würde es denn ein vergebliches und verkehrtes Bemühn ſeyn, zwiſchen den Uebungen des Turners und des Seiltänzers äuſſerliche und handgreifliche Abſonderungen auf allen Punkten feſtzuſtellen. Vom Turnen ausgeſchloſſen bleibt alles den Leib verrenkende und entwürdigende: der Seiltänzer wird ſich nicht kümmern um das, was einzig als Bildungsmittel Bedeutung hat, ohne der Schauluſt zu fröhnen. Vieles liegt dazwiſchen, das dieſer in ſein Gewerbe zieht, ohne daß jener Grund hat es zu verſchmähen: und liegt dann

die einzige, aber unwandelbare und scharfgezogne Grenze in der Gesinnung, die diese Uebungen belebt, da sie selbst weder sittlich, noch unsittlich sind. Wer will sich auch nicht freuen, wenn der Knabe sich eben so leicht und sicher auf dem schwebenden Tau, auf dem bäumenden Roß bewegt, wie auf dem räumigen, ruhenden Erdboden? Wenn er, unbeschränkter Herr der hinfälligen Glieder, die Gefahr bezwungen hat, und das Gesetz der Schwere seinem Willen gehorcht? Jeder naturgemäße Gebrauch der Körperkraft ist rein und tadelles an sich; und erst die Gesinnung des Menschen trägt das Gemeine, das Sündhafte hinein. Wer mit der Tüchtigkeit seines Leibes, ein feiler Miethling, nach schnödem Gewinn jagt, wen der Teufel der Eitelkeit plagt, und ihn in den edelsten Bestrebungen zum Außerordentlichen spornt, damit er gefalle, reize, verführe, der ist der Seilspringer, der Gaukler oder noch Verächtlicheres: und es ist dabey gleichgültig, ob er seinem niedrigen Trachten in geistigen oder körperlichen Vorzügen, ob er ihm in den edelsten Reiterkünsten, im kühnsten Wagniß des Einbaums oder unter Gassenbuben im lächerlichen Purzelbaum fröhnt.

Damit ſollen dem lebensfrohen Knaben keine überirdiſchen Triebfedern untergeſchoben werden, dergleichen kaum der gediegenſte Mann aufbieten dürfte. Wetteifer iſt in allen Lebensverhältniſſen edel, ſo lange er ſich auf kein unedles Ziel richtet: denn er wirkt unaufhörlich dem irdiſchen Stoff entgegen, der den Menſchen herabziehn möchte unter ſeine Würdigkeit. Dieſen edeln Wetteifer nährt alles Oeffentliche, und darum iſt er mit dem Weſen der Turnkunſt aufs Innigſte verwachſen. Es iſt aber gut, daß der Knabe ſich früh gewöhne, von Vielen geſehn und beachtet zu werden: das zwingt ihn, ſich ſelbſt nie aus den Augen zu verlieren, es baut dem trägen Einreſten in täglichen gewohnten Umgebungen vor, es treibt ihn, ſtets zu bedenken, wie er tadellos und ſeiner würdig daſtehe vor dem Volk. Sich gegen dieß allgemeine Urtheil zu verſchließen, überlaſſe man dem reifſten Weiſen und dem ſich ſelbſt wegwerfenden Knecht, der ohne Freyheit und ohne Ehre iſt, und nur die augenblickliche Gefahrloſigkeit eines erbärmlichen Daſeyns kennt. In dem Knaben aber, der nie die Schönheit, nie die Würde der Erſcheinung bedenkt, den weder Lob, noch Tadel rührt, herrſcht, tauſend Fälle gegen Einen, ge-

meine Abstumpfung und Gefühllosigkeit gegen das Schönste im Menschen. Nähre also der Turnplatz diese Keime aufstrebender Kraft, wie die Schule sie nährt: wetteifere Turner und Turner in brüderlicher Eintracht, und treibe es ihn rastlos vorwärts, wenn er gewahrt, daß Aeltere mit uneigennütziger Freude in ihm den Bürgen eines kräftigern und glücklichern Folgegeschlechts erkennen. Daß dieß muthige Streben keine Leibesgefahr bringe, hat die Turnkunst und die Turnordnung längst Sorge getragen: daß eine solche Gesinnung selbst manche Gefahr besiegt, die nur den Verzagten bedroht, weiß jeder, dem sie nicht fremd ist. Daß unter allen Antrieben, die das endliche Leben giebt, kein edleres befunden wird als die Ehre, das wird nur der Ehrlose leugnen. Freylich ist die Turnerehre für sich eine sehr einseitige, bedingte: aber es ist die frühbeste, zu der der Knabe heranklimmen kann, dem noch alle übrigen Verhältnisse verschlossen sind: sie macht ihn für keine Ehre höherer Art unempfindlich, vielmehr gewöhnt sie ihn von klein auf, mit sorgsamer Scheu zu meiden, was sonstigen Werth beflecken könnte. Und wer einmal etwas rein und heilig zu Bewahrendes in sich erkennen gelernt hat, der trägt ein

Unterpfand seines Werthes in sich. In je grö-
ßerer Gemeinschaft sich ein solcher Funke von Ehr-
liebe entzündet, desto kräftiger, desto mächtiger
angefacht lodert er, eine gemeinsame Flamme,
in jeder Brust auf, und ergreift den Nichtwollen-
den wie den Wollenden. Die daran geknüpfte
Freude an jedem gelungenen Bemühn ist aber das
Vortrefflichste, was in einem jungen Gemüth er-
regt werden kann: es verbürgt am sichersten jeden
Fortschritt, es giebt jedem Streben freye, frohe
Gestalt, und trägt sich unfehlbar von Einem Ge-
genstande auf alle andern über. Hat die erste ge-
regelte Leibesthätigkeit einmal diese Richtung ge-
wonnen, so ist sie zugleich für jede Regung des in-
nern Lebens entschieden.

Darum soll man es keinem Turner verargen,
der sich höher gestellt fühlt als den, der sich durch
Irrthum, Vorurtheil, Trägheit oder Stumpfsinn
hindern ließ, denselben, auch ihm geöffneten Weg
zu einem erhöhten, veredelten Daseyn zu betreten.
Dem griechischen Jüngling galt es als untrügli-
ches Zeichen unfreyer und knechtischer Sinnesart,
wenn ein Freygeborner sich den Kampf- und
Rennbahnen entzog. Auch das deutsche Volk hat
Zeiten erlebt, wo es Verachtung brachte, in rit-

leiblichen Künſten ungeübt zu ſeyn. Das gleiche Recht hat der Turner, den gering zu achten, der auf gleicher Stufe des Alters ſtehend, gleichgültig ein edles Bildungsmittel von ſich weiſet, und das Bequemere dem Würdigen vorzieht. Hege und pflege man dieſen Sinn, wie in Bezug auf jeden andern Gegenſtand der Erziehung und Unterweiſung, ſo auch auf die Turnkunſt, damit bald jede Stadt und jedes Dorf neben ſeiner Schule auch ſeinen Turnplatz habe, und die Kunſt aufhöre, etwas Neues, Beſonderes, Auszeichnendes zu ſeyn. Denn ſobald man nicht mehr Turner und Nichtturner zu unterſcheiden hat, verſchwinden die Reibungen von ſelbſt, die jezt der Gegenſatz leicht erzeugt. So wie die Gegenſtrebungen feindſeliger Schwäche nachlaſſen, und nicht mehr die Rede ſeyn von kecken turnerischen Trotz, der jezt in geſundem Kraftgefühl nicht bloß abwehrt, ſondern friſch nachhaut; und das frohe Bewußtſeyn des Knaben, daß etwas wahrhaft Vortreffliches auf ihn einwirke, wodurch er ſich erhoben fühlt über die, die kein gleicher Eifer beſeelt, wird ihn dann deſto inniger mit allen ſeinen Altersgenoſſen verbinden.

Darum möchten wir die Turnkunſt unſrer Jugend nicht gern in Schatten geſtellt ſehn gegen das

Turnieren und Toaſtieren der chriſtlichen Ritter. Denn auch bei dieſen leuchtenden Spielen fand volle Nahrung, was man beim Turnen mit ungleich weniger Recht als Eitelkeit und Gefallſucht zu verrufen bemüht iſt: und uneigennütziger, ſelbſtverleugnender war das Sinnen und Trachten jener adligen Kämpfer wahrlich nicht. Nur das Zeitalter mag beſſer geweſen ſeyn im Ganzen: denn es nahm jene Spiele mit billigerer Beurtheilung auf, und zeigte für das wahrhaft Schöne derſelben reinere Empfänglichkeit. Laſſe man nur jedem Jahrhundert das Seinige ohne unzeitige Vergleichungen: dem deutſchen Jünglinge der Römerzeiten ſeinen kühnen Schwerdter- und Lanzentanz, dem Ritter des chriſtlichen Mittelalters ſeine glänzenden Turnierſchranken, dem wackern, volkskräftig gegen Fürſten und Herren da ſtehenden Bürgersmann der freyen Reichsſtädte in der Zeit ihrer herrlichſten Blüthe ſeine tüchtigen Fechterſchulen [15]), dem Knaben unſeres Jahrhunderts ſein ſchlichtes Turnkleid und ſeinen ſonnigen, ſtäubenden Turnplatz, auf dem er zeitig zu deutſcher Kraft geſtählt heranblühe zum Jüngling, heranreife zum Mann. In allen dieſen Erſcheinungen hat deutſcher Sinn ſich nach geſchichtlichen

Bedingungen verschiedenartig gestaltet: in der Ritterzeit ungebührlich beengt, als Vorrecht Eines Standes; in den Tagen der leipziger Schlacht wie damals, als Hermann die Römerherrschaft brechen lehrte, und als Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen mit wehrhaften Bürgern Volksrechte gegen übermüthigen Raubadel verfochten, als heiliges, unveräusserliches Besitzthum aller deutschen Männer. Und darum ist unser einfachster Turnplatz herrlicher und ehrwürdiger, als die prachtvollste Turnierbahn, weil er von tieferer Volksentwicklung zeugt. Wem diese Zusammenstellung aber seltsam bedünken will, der erinnere sich, daß Jahre zwischen dem Knaben auf dem Schaukelpferde und dem Mann auf dem Kampfroß liegen. Lasse man denen, die jetzt Knaben sind, nur Zeit und Freyheit aufzuwachsen zum Manne, und die Ritter für Wahrheit und Recht, die Wort und That nicht trennen, werden wiederkehren, und sie werden wieder in Begeisterungsflammen zusammenschmelzen mit dem Leben, und das Leben wird stark und Eins sein in sich.

Wer aber dieß innige Ineinanderfließen der Lebensbeziehungen durch äusserliche Mittel, ja

durch Hineinführung einzelner Weltzwecke erkünſteln will, der kann im Voraus gewiß ſeyn, daß er ſeines thörigten Zweckes verfehlen wird; weil er ſchon da das Spaltende und Trennende in Anregung bringt, ſchon da den Eigennutz an die Stelle des reinen Willens ſetzt, wo noch alle Keime in Einer Knospe einträchtig umſchloſſen ruhn, und die kalte Berechnung des beſondern Vortheils noch nicht begonnen hat. Und doch kann nur hier, in dieſen urſprünglich reinen Zuſtänden ein feſter Grund ächter, allgemein vaterländiſcher Bildung gelegt, nur hier ein Band geknüpft werden, das alles ſpätere Auseinanderſprühen der Triebe verſöhnend hemmt, und die gereifte Kraft der Männerjahre zu großen Thaten und Geſinnungen verbündet. So lange die körperliche Ausbildung eine rein menſchliche bleibt, die nichts anderes will, als alle Glieder ſtärken und tüchtigen zu dem Gebrauch, zu welchem die Natur ſie geſchaffen hat, alle Kräfte ſteigern zu dem Grade, den die Natur möglich gemacht hat; als wirkſame Gegengewichte geben gegen die unvermeidliche Verweichlichung aller gebildeten Lebensweiſe: ſo lange iſt die Theilnahme des ganzen Volkes und die Rückwirkung auf das ganze Volk entſchieden. So wie Bezie-

hungen auf besondere Lebenszwecke eingemengt sind, fällt mit der Reinheit des Strebens zugleich die Einheit weg: jeder bedenkt das Besondere seiner Zukunft, und die unseligen Risse, die die Standesunterschiede in alle Lebensverhältnisse gebracht haben, werden gleich da begründet, wo allein diese alten Wunden verharschen und in wohlthätige Abgrenzungen verwandelt werden können.

Dem kriegerischen Geist unserer Tage huldigend, hat man so den Turnübungen nicht nur eine mehr kriegerische Gestalt angewünscht, sondern auch schon den Versuch gemacht, bei allen ihren einzelnen Theilen den besonderen Zweck des künftigen Vertheidigers fest zu halten. Hier liegt nun das Verkehrte und wahrhaft Sündhafte darin, daß man diese Bestimmung, die sich von selbst ergiebt aus den angeborenen Verhältnissen des Jünglings und Mannes, als eine besondere aufzustellen, oder ihr gar die allgemeineren Pflichten des Menschen unterzuordnen sich nicht entblödet hat. Sein Leben, die Unverletzlichkeit des Daseyns gegen jeden Angriff zu vertheidigen, ist ein Naturtrieb, der dem Menschen wie dem Thier anerschaffen ist. So wie nun aber die Erhebung des einzelnen Menschenlebens zum geselligen und bürger-

lichen Verein dem Kinde sofort in dem häuslichen Kreise, der seine Wiege umgiebt, lebendig entgegentritt, und es zu dem Gefühl eines vereinzelten Daſtehens überall nicht gelangen läßt; so wie dem Knaben bei seinem ersten Heivortreten das elterliche Haus allmälig zu verschwinden beginnt in dem nie zu früh zu belebenden Gedanken des Vaterlandes: so veredelt sich ohne alle Kunstmittel jener Naturtrieb der Selbstvertheidigung zu dem ritterlichen Bewuſtſeyn, dem größeren Ganzen, dem die Neigung und Theilnahme des jedesmaligen Lebensalters angehört, zu jeder Hingebung, zu jeder Aufopferung verpflichtet zu seyn. So wächst mit dem Knaben die unbedingte Verpflichtung zur Vaterlandsvertheidigung heran, und deren Erfüllung kann in keinem umfassendern Sinne vorbereitet werden, als wenn, ohne Rücksicht auf bestehende Kriegsordnungen, auf gewisse Waffengattungen, überhaupt auf den Dienst insbesondere, der Knabe von früh auf zu Ordnung und Gehorsam, zu Entschlossenheit und Willenskraft, zu Stärke und Abhärtung, wie zu Geschmeidigkeit und Ausdauer in körperlichen Beschwerden erzogen wird; so daß er, sobald es gilt, allen Waffen gerecht ist, und kein Ereigniß ihn un-

grüßet findet. Nicht für den Frieden und nicht für den Krieg soll der Knabe getüchtiget werden, sondern für das Leben in allen seinen Bildungen, von denen der Krieg nur ein Theil ist. Wer nun die kriegerische Züchtigung des Leibes von der menschlichen sondert, der vermengt das Turnen mit dem Exerciren, den Turnplatz mit dem Exercierplatz, die Ausbildung des Einzelnen mit der Einübung ganzer Massen, und gesellt sich am Ende den Schlechtesten und Feigsten unsrer Zeit bei, indem er das Volk ausschließt von seinem herrlichsten Beruf, in welchem es sich erst ganz als Volk kennen lernt, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben für des Vaterlandes Unverletzlichkeit zu stehen. Ein solcher erneuert das Unwesen, das deutscher Muth kaum bekämpft hatte; den unseligen Zwiespalt zwischen Nährstand und Wehrstand, zwischen Bürger und Krieger, den kaum die großen Begebenheiten der letzten Siegesjahre auszugleichen begonnen hatten: ein solcher zieht nicht freye Männer dem Vaterlande, sondern, wie er es beschönige, Söldner und Miethlinge für die Blutbank der Willkühr [16]). Mögen diese beweglichen Wetterhähne der öffentlichen Meinung sich drehen, wie es ihnen beliebt: aber auch nicht

einmal den durch sie gemißhandelten und verdrehten Namen der Turnkunst sollen sie ihren Abrichtereyen aufheften. Der denkende Krieger wird ohnehin diese anmaßlichen Pflanzschulen für künftige Vertheidiger belächeln: er hat wirksamere, kürzere und unfehlbarere Mittel in Händen, ein trefflich geübtes stehendes Heer aufzustellen, während ihm für den freyen Dienst des Vaterlandes grade die Vielseitigkeit und Allgemeinheit der Vorbildung, die die Turnkunst giebt, und die die wahre Grundlage der Wehrfähigkeit ist, die wünschenswertheste seyn muß. Und diese nur kann dem Kriege selbst so viel von heiterm, freyen Ansehn mittheilen, als dem ernsten und strengen Waffenwerk geziemt.

Für die Geistesbildung ist es längst anerkannt, wie nichts entwürdigenderes, ertödtenderes gedacht werden könne, als der Wust vereinzelter Berufsschulen, mit denen auch Deutschland einmal überfündfluthet werden sollte. Freylich wird in solchen Veranstaltungen eine gute Anzahl brauchbarer Rüstzeuge für den seelenlosen Gang eines sich selbst auf- und abrollenden Räderwerkes schnell genug verfertiget. Aber es ist nichtsnützige Fabrikarbeit: und der ächte Stempel des Menschlichen, des Volksthümlichen ist diesen armen Men-

schengesichtern längst abgeschabt. Hoffentlich wird kein Staat die Leibesbildung seiner Unterthanen auch erst diese Unglücksschule durchlaufen lassen, um sie erst in ihren Früchten, in einem verkrüppelten Menschengeschlecht, zu erkennen, da das Bessere schon gegeben, geübt und bewährt ist. Die ganze körperliche Entwicklung ist überdieß in engeren und nothwendigern Grenzen umschrieben als die geistige, sie ist schon in den ersten freywilligen Regungen des Kindes so bestimmt ausgesprochen, daß hier kaum noch ein Abirren von der rechten Bahn zu fürchten ist.

Wunderbar genug hat man aber grade aus diesem Naturgemäßen die kräftigsten Einwendungen gegen das Turnen als selbständige Kunst und Gegenstand besonderer Unterweisung herzuleiten gemeint. Jeder Knabe, hieß es, sey ein geborner Turner, es gezieme nicht, ihm zu dem, was er von selbst als Spiel betreibe, ausdrückliche Veranlassungen zu bereiten, er werde sich freywillig austurnen, und grade dieß Freywillige sey hiebei das Rechte. Leider muß hier vor allem die Behauptung im Ganzen als durchaus grundlos abgelehnt werden. Verdiente das, was unsre Jugend auch wohl auf eignen Antrieb verübt, einen so

ehrenvollen Namen, woher dann alle die Verzogenheit und Verweichlichung, die faulen und trägen, die plumpen und linkiſchen, die ſchlaffen und kraftloſen Knaben- Jünglings- und Männergeſtalten, die bei uns in der Ordnung ſind? Mit ſittlicher Entartung reicht man dabei nicht aus: denn mancher tadellos Reingeſinnte trägt in der Verſäumniß ſeines äuſſern Menſchen die Schuld ſeiner Erziehung und ſeines Zeitalters. Auch iſt die Kunſt, die den rechten Gebrauch des von Gott gegebenen Leibes lehrt, ein untrügliches Mittel, dem Leibe die ihm gebührende, ihm oft verſagte Ehre wieder zu gewinnen; und dieſe wehrt vor allem jeden Mißbrauch deßjenigen, was ihm Schimpf und Schande bringen würde, ab. Dann wäre aber auch jener Einwurf nicht allein gegen das Turnen, ſondern gegen allen Unterricht, ja gegen alle Erziehung gerichtet. Denn allerdings laſſen ſich Einzelne nachweiſen, die ohne beſondere Begünſtigung zu dieſem oder jenem Ausgezeichneten gelangt ſind, die eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt aus ſich ſelbſt wie durch eigene Kraft entfaltet, und zu bedeutender Höhe verfolgt haben. Was aus dieſen ungemeinen Naturen dann erſt geworden ſeyn würde, wenn ſie angemeßner Erziehung theil-

haft geworden wären: sollte man billig zuerst fragen. Aber wie ist es überhaupt gestattet, von diesen Ausserordentlichen Schlüsse auf die Maße zu machen, und im Vertrauen auf seltene Anlagen alles sich selbst zu baldiger Verwilderung oder Erlahmung zu überlassen! Vielmehr hätte grade die Allgemeinheit dieser Neigung zu körperlicher Regsamkeit, die sich in den wackersten, unverdorbensten Knaben am schönsten und stärksten zu zeigen pflegt, uns längst ein bedeutender Fingerzeig seyn sollen, daß hier anerschaffne, edele, aber eben darum in unserm künstlichen Lebenszustande der Leitung, Richtung und Beherrschung ganz vorzüglich bedürftige Kräfte walten; die, sich selbst überlassen, zu jeder Leibes- und Lebensgefahr, aber auch zu vielfachem Mißbrauch, zu Verzerrung, Entstellung und Erniedrigung führen können. Denn worin bestehn diese natürlichen Turnübungen? Höchstens in etwas Ringen, Springen, Laufen und Klettern, und in einem und dem andern Kunststück; alles dieß aber ausser Zusammenhang, ohne Ordnung, ohne Maaß und ohne geregelte Beharrlichkeit, so lange dieß oder jenes grade ergötzt. Etwas so stürmisch und regellos Begonnenes läßt keine Spur nach; und bleiben

dennoch welche, so sind sie meist von der unerfreulichsten Art, und ohne Beziehung auf Vollständigkeit der Herausbildung, die immer das Beste bleibt. Denn wer beobachtend unter Turnern verweilte, dem kann es nicht entgangen seyn, daß ein jeder seine körperlichen, wie seine geistigen Einseitigkeiten mit Vorliebe hegt und pflegt, so daß er, ganz seiner Lust überlassen, bei übriger Ausdauer unfehlbar einzelne Glieder zum Nachtheil der übrigen ausarbeiten, die ihm schwierigen und doch grade darum nothwendigsten Uebungen ganz umgehn, und bei einigen löblichen Fertigkeiten doch nie zu etwas Rechtem, Durchgreifenden gelangen würde.

Heil also dem Staate, der, solches erwägend, seinem Volke diese Schulen der Kräftigung geöffnet hat! Dem wüsten Spiel der Laune, der Willkühr und des Zufalls sind feste Schranken gesetzt, sowie das begonnene zur Allgemeinheit gefördert ist. Noch ist die Willensfreiheit des Einzelnen dabey unbeschränkt gelassen: es steht noch bei ihm, ob er das dargebotene Gute, in kindlichem Vertrauen auf den Willen und die Einsicht der höchsten Behörde, freywillig ergreifen, ob er an der alten Trägheit und Weichlichkeit kleben will, so

lange es vergönnt ist. Die Zeit wird daran wohl manches ändern. Denn der Staat, in dem nicht bloß der kräftigste Wille, sondern auch die höchste Einsicht ist, hat das Recht, ja die Pflicht, den geistig Unmündigen durch Zwangsmittel anzuhalten zu dem, was er in den Kreis seiner Bestrebungen aufgenommen hat. Volkserziehung ist bereits als heilige Staatsangelegenheit ein wesentlicher Gegenstand der öffentlichen Verhandlungen geworden. Unmöglich kann sie auf die Dauer in einseitiger Beschränkung fortbestehn: schon jetzt wird der Staatsbürger angehalten, seinem Kinde die erforderliche Geistesnahrung und Nothdurft zu gewähren. Soll es immer von ihm selbst abhängen, ob er das, was die Grundlage ist zu allem Höheren, Gesundheit und Stärke des Leibes, dafür anerkennen, oder nach Belieben als unwesentliches Nebending bey Seite schieben will? Muß doch der Staat gar oft den Willen für den Bürger haben, wo diesem der wahre Sinn davon nicht allemal klar wird: warum denn nicht auch da, wo es das unmittelbare, unfehlbare Wohl, wie des Ganzen, so des Einzelnen gilt, und bald das Leben selbst die heilbringenden Erfolge an jedem Tage fördern wird.

So hoch aber auch der Werth einer ungestörten körperlichen Entwicklung des Menschen zu schätzen ist, indem sie ihn zum freyen Herrn seines ganzen Wesens macht, und ihn die Einwirkungen der äußern Erscheinungen, der vernunftlosen Naturkräfte, denen sein Doppelwesen zu entfliehn sich vergebens abmühen würde, überwinden lehrt, dadurch den reichen, vielgestaltigen Kreis, in dem sein Daseyn sich bewegt, allererst vollendend; so gewiß dieß Wünschenswertheste und Vortrefflichste im Leben des Einzelnen nicht dem Zufall preisgegeben werden darf, und nur durch so reiflich erwogene, so streng durchdachte, so sinnvoll gegliederte Anleitung erreicht werden kann: so ist dennoch dieß schätzbare Ergebniß nicht als das Höchste der Turukunst und des Turnenlebens anzuerkennen, weil es den Menschen eben nur als ein Einzelwesen, ohne Beziehung auf das ganze Menschengeschlecht auffaßt. Nicht der alltägliche Einwurf ist hier gemeint, daß jede Einwirkung sittlicher oder wissenschaftlicher Art höher zu stellen sey, als die ausschließlich oder hauptsächlich dem Leibe gewidmete. Eine solche naturwidrige Zerspaltung des Menschen in zwey verschiedenartige Hälften hat nie zu etwas Gutem geführt, und sie der

Turnkunſt als weſentlich aufbürden zu wollen, würde mindeſtens von gänzlichem Verkennen ihres Zweckes zeugen. Denn in Wort und That iſt es nun oft genug ausgeſprochen, daß dieſe Uebungen nicht dem Leibe, ſondern dem ganzen Menſchen beſtimmt ſind, und daß ſie dieſen zu der Stufe von Ganzheit und Vollendung erheben wollen, zu der er ſeiner Natur nach berufen iſt. Alles aber, was dem Leibe wahrhaft frommt, muß fortwirken auf alle innere Vermögen, deren Grundlage und Träger der Leib iſt. Darum bereitet die Turnkunſt durch Tüchtigung, Schärfung und Reinigung aller Glieder und Sinnenwerkzeuge dem geiſtigen Leben einen unerſchütterlichen Stütz- und Ruhepunkt, der der inneren Thätigkeit keinerlei Form anzwängt, aber ihr die freyeſte und ſicherſte Beweglichkeit nach allen Richtungen hin verbürgt. Wenn in den Jahren der erſten Entwicklung nur das allgemein Menſchliche gefördert und gepflegt wird, ſo haben wir zwar nicht auf Wunderkinder und dergleichen Mißgeſtaltungen, wohl aber auf reine und geſunde Naturen zu hoffen, denen für jedes nachmalige beſondere Streben, auf welche Kunſt, auf welche Wiſſenſchaft es gerichtet ſey, die unerläßlichen Bedingungen gegeben ſind. Alſo

weder ausschließlich, noch hauptsächlich, sondern zunächst und unmittelbar auf unser irdisches Theil lenkt die Turnkunst ihre Erfolge, die stets dem Ganzen untergeordnet bleiben; und darin liegt ihre größte Unterscheidung von all den vereinzelten Fertigkeiten, mit denen man auch sonst wohl dem Leibe nach- und aufzuhelfen gesucht hat, ohne an einen höhern Zweck zu denken.

Wenn also die Turnkunst einzig auf das Aeußerliche wirken, einzig dem irdischen Theile nützen wollte; wenn sie sich nicht überall ewigen, sittlichen Gedanken unterordnete, nicht in diesen ihr ganzes Wesen begründete, ihre Zwecke aus diesen herleitete; ja wenn sie nicht Bild und Schule des Lebens würde, nicht den Blick ihrer Freunde und Anhänger nothwendig und mit klarem Bewußtseyn zu den ehrwürdigsten Beziehungen des Daseyns erhöbe: so könnte sie zwar nach ihrer tüchtigen Anlage für werkthätige Bemühungen mancherley Vortheile bieten; aber sie selbst wäre etwas Werth- und Würdeloses, dem erst durch richtige Benutzung einiges Verdienstliches zuwachsen könnte, das aber der Staat nur zu bewachen und zu hüten hätte wie jede todte Kraft; während er ihr in eben dem Augenblick, in welchem er sie durch Auf-

nahme in den Kreis volksthümlicher Bildungsmittel als Volksangelegenheit anerkennt, und als solche fördert und ehrt, sittliche Würde und ein sittliches Ziel zugesteht. Was ist es nun, das erstrebt wird unter dieser Gestalt der freyesten, frohsten, vielseitigsten Lebensregung, in welcher derjenige, der sich mit der Außenseite begnügt, nur ein leeres Klettern und Rennen, ein bedeutungsloses Ringen, Springen und Schwingen zu sehn meint, weil er die ihm fremde Erscheinung für den Geist selbst nimmt, der alle diese Kräfte erregt und beseelt. [17])

Was in der ganzen Natur ist sich näher gestellt, als der Mensch dem Menschen: und dennoch, was ist so oft in feindseliger Erbitterung gegen einander gekehrt, als der Mensch gegen den Menschen, im Großen wie im Kleinen, im öffentlichen wie im besondern Leben! Häusliche Vereine, dann bürgerliche und Staatenverbindungen waren seit Jahrtausenden vergebens bemüht, wenigstens das Stamm- und Blutsverwandte zu einträchtiger Wirksamkeit zusammen zu halten. Aber wie war ein Gelingen zu hoffen, so lange nicht Allen Ein würdiges, großes Ziel und Ein gemeinsam zu verfolgender Weg dahin gezeigt war!

So blieb jeder auf sich zurück gewiesen; zufällige Berührungen hatten meistens nur weitere Entfernung zur Folge, und das künstliche Band, das in reifern Jahren durch Amts- und Standesverhältnisse erzwungen wurde, konnte die früh versäumte Richtung nicht mehr herstellen. Es wirkte wie eine schlecht geheilte Wunde doppelt verderblich, und barg unter ruhiger Oberfläche den heimlichsten und verderblichsten Spaltungsgeist. Nur in den Völkern, in den Zeitaltern, wo großartige, einzig durch verbündete Anstrengung zu lösende Aufgaben im äußern Leben gegeben waren, begann ächter Gemeinsinn sich zu entwickeln. Auch in unsern Tagen hatte die tiefste Noth, hatte dann die edelste Begeisterung allen Deutschen Einen gemeinsamen Mittelpunkt gegeben, der sie ohne Unterschied der Landschaften, der Alter und Stände zu einem Willen und zu Einer That aneinander schloß. Aber jene Noth, wie diese Begeisterung konnte nicht dauern: auch ist es zu spät, dann zusammen zu treten, wenn ein dringendes Bedürfniß der Zeit nur mit gesammter Kraft zu befriedigen ist, und der Drang des Augenblickes sich nach Gefährten umzuschauen nöthigt. Ist der Kampf ausgekämpft, das Ziel erreicht, so löset sich das

nur darum zu Eins gewordene schneller wieder auseinander, als es sich verband, und alles ist, wie es gewesen war. Verbindungen also für das ganze Leben sind es, die uns fehlen, Verbindungen, die ein vom krankhaftem Reiz der Geheimnißkrämerey, unabhängig von dunklen Oberhäuptern, sich aus eigner Kraft stark und unentweiht erhalten, deren Glieder nicht durch Nummererey Gehilfe, sondern alle Männer sind, die nicht durch eine ehrlose That das Recht verscherzt haben, geborene Glieder der lebendigen Kette zu seyn; Verbindungen, die von einem heiligen, ewigen Gedanken beleuchtet und beseelt, einzig im Angesicht des ganzen Volkes gedeihen und blühen und Früchte tragen. Mancher Versuch ist aus dem so allgemeinen, als edeln Bedürfniß erwachsen: aber sie entarteten in strafbare, ordnungswidrige Gewaltherrschaft, oder sie verschwemmten sich in flacher Unbedeutendheit, weil sie kein Vaterland und keinen Gott, keinen festen Stand im Leben hatten, und so wenig der Wissenschaft als dem Staat angehörten. Zu jenen lebenskräftigen Vereinen, die aus dem Schooße des Volkes hervorsprossen, muß aber vor Allem in frühester Jugend gethan werden, dieweil das Herz noch frisch ist, offen und empfänglich die Brust,

die sich unter den Stürmen des Lebens so bald und so starr verschließt. Was gleicht an fester Treue der Jugendfreundschaft? Was an rührender Innigkeit der ersten wahren Jugendliebe? Was läßt sich nicht für ein Volk hoffen, das, von den ersten Knabenjahren an zu rühriger Thätigkeit verbunden, von Altersstufe zu Altersstufe gemeinsam emporwuchs, Eine Liebe und Einen Haß, Einen Willen und Eine Gesinnung in steter Gemeinschaft ausbildend, und in der reifenden Brust bewahrend!

Erste Bedingung eines solchen Vereins ist, daß er jedes Mitglied in freyer und selbständiger Regsamkeit erhalte. Nur so besteht das Gefühl des eigenen Werthes, das nie vom Menschen scheiden darf, und ausgeschlossen bleibt die weichliche Hingebung, in die auch reine Naturen sich wohl verlieren, wo ein Anlehnen an den Nebenmann, ein unthätiges Unterordnen seines Selbst möglich ist. Das Leben selbst stößt und schleift so viele Ecken ab, daß diese Ermäßigungen und Milderungen nicht erst durch die Erziehung gesucht werden dürfen. Gehorsam und Selbständigkeit, die beyde sich gegenseitig bestimmen und begrenzen, sind die ersten Züge, in denen der künftige Mann

ſich verkündiget. Darum müſſen dieſe auch die erſten Früchte jeder erziehenden Veranſtaltung ſeyn.

Einen zu ſolchen Zwecken hinſtrebenden Verein kann die Kirche wohl beſtätigen, heiligen, weihen: nicht ihn ſtiften und ausbilden, weil hier alles von der kräftigen Wirklichkeit und Gegenwart beginnen muß. Im Anſchauen der Gottheit aber wird der Menſch ſeiner Bedürftigkeit am tiefſten inne, ſein Selbſtgefühl beugt ſich vor dem Unendlichen, und das einzelne, endliche Leben verſchwindet ihm im Gedanken der Ewigkeit. Grade hierin aber die reinſte Erhebung der Seele zu finden, bleibt mit Recht einem reiferen Alter vorbehalten, das ſich ſelbſt von den Dingen um ſich her unterſcheiden gelernt hat. Dann erſt wird es Zeit, den Einzelnen zum Mitglied einer geiſtlichen Gemeinſchaft zu erheben, und ihn die Heiligkeit einer Kirche empfinden zu laſſen. Bis dahin bleibe es das Werk der Mutter, des Vaters, das Kind durch die Natur und die Geſchichte hindurchzuführen zu Gott, und es ſeinen Offenbarungen empfänglich zu erhalten. Für das äußere Leben fordern die Jahre der Kindheit ein ſinnliches Band, das der erſten Kraftregung entſpricht, und erſt dann, wenn die Vernunft der Sinnlichkeit Mei-

ſterium zu werden begonnen hat, in ein überſinnliches verwandelt werden kann. Aber auch darum darf die Kirche nicht die erſte große Form ſeyn, in der das Leben dem Knaben erſcheint, weil ihm ſonſt die Spaltung eher zum Gefühl dränge, als ihr Grund in der Erſcheinung und ihre Ausſöhnung in dem Gedanken. Dieſer Verein, den wir vermiſſen, muß ein ganz unbedingter, ein ganz allgemeiner ſeyn. Weder die Kirche, noch der Stand, keine künftige Beſtimmung, keine Abſtufung von Reichthum und Armuth darf hier Unterſcheidungen aufſtellen. Dieſe finden ſich mit dem Hervortreten in beſtimmte werkthätige Verhältniſſe bald genug; und welch' ein Heil dem Ganzen wäre es, wenn nicht ein durch Vernunftgründe ausgemittelter Begriff allgemeiner natürlicher Gleichheit, ſondern ein frommes, in ſchöne Gewohnheit übergegangenes, frühes Gefühl reiner Bruderliebe das nothwendig Geſonderte eben ſo nothwendig wieder verknüpfte!

Selbſt die Lebensalter ſollten hier keine Einſchnitte machen: ſo wie ihre leis in einander verſchmelzenden Uebergänge dem Menſchen nie ſprungweis fühlbar werden: ſo ſollte auch ein öffentliches Volksleben beſtehen, das das ganze Volk vom

Knaben bis zum Greise, nicht in der Ruhe des Zuschauens, des Anhörens, sondern in eigner und freyer Thätigkeit umfaßte. Dann rankt sich des Knaben freudiger Muth durch die ganze Kette des menschlichen Daseyns durch alle Stufen bis zu seinen letzten Gipfeln empor. Der Mann schaut rückwärts und vorwärts mit gleicher Sicherheit und Klarheit, weil alles ihm in naturgemäßem Zusammenhang feststeht; und der Greis sieht seine ganze Vergangenheit in lebenden, bewegten Bildern nun vor sich ausgebreitet. Er lebt und liebt seine bald vollendete Bahn wieder durch, und wie er selbst hinschwindet, verzweigen sich seine ewiggrünenden Hoffnungen mit des Enkels abndungsreicher, kraftvoll begonnener Zukunft. Das ganze Weit, wie es ist, wie es seyn kann, steht da in Einem großen Bilde, und jedes Alter sieht sich umgeben von seinen Vorbildern.

In einer solchen Allgemeinheit ist auch die edelste Oeffentlichkeit schon gegeben, die nicht in der Menge müßig Zuschauender, sondern in dem Eifer der thätig Miteingreifenden besteht. Wardes aber muß die Schule von sich zurückweisen. Ihr ganzes Bestehn ruhet auf schon erfundenen Bildungsabsätzen, vom ersten Unterricht der Mutter

bis hinauf zur Hochschule; und wer noch auf niederer Stufe steht, vermag die folgenden überall nicht zu begreifen. Eben so gilt für den weiter Vorgeschrittenen hier kein Rückblick: was einmal hinter ihm liegt, muß hinter ihm bleiben, und hat seine Bedeutung für die Zukunft verloren. Aber auch die Oeffentlichkeit der Schule kann nur eine sehr bedingte seyn, wenn sie nicht gradezu in Schaustellungen und in das ordnungslose Durcheinanderrennen entarten soll, das trefflich begonnenen Anstalten schon den Tod gebracht hat. Hier muß immer ein Gegensatz zwischen thätig Vorwärtsdringenden und prüfend Zurückschauenden bleiben: beyde können dabey unter den erforderlichen Vorsichtsmaaßregeln gewinnen, aber ein großes und freyes volksthümliches Verhältniß bildet sich auf diesem Wege nicht.

Allen diesen Anforderungen der unabhängigsten Selbstthätigkeit in der größten Gemeinschaft, der wahrhaften Allgemeinheit und Oeffentlichkeit genügt der Turnverein.

Er kann und soll beginnen mit den frühesten Knabenjahren, sobald die Füße den Leib mit erster Sicherheit tragen. So wird am erfolgreichsten den Einflüssen anjetzt unvermeidlicher früher Ver-

weichlichung entgegengewirkt; die Uebungen, die den schon steifer und fester gebildeten Leib gewaltsam erschüttern könnten, werden den weichen und biegsamen Gliedern ein leichtes Spiel, und tiefer in die kindliche Seele senkt sich als unbewußte Tugend alles Gute und Große, das das öffentliche Leben nährt. Nie zu früh kann der Knabe lernen, wehrhaft und gerüstet auf eignen Füßen zu stehn: nie zu früh kann ihm Gelegenheit geboten werden, in tüchtigem Vollbringen des ihm Aufgegebenen seine höchste Freude zu finden, und sich eignen Werth zu erwerben, je nachdem er seiner Turnpflicht genügt, oder über sie hinausschreitet. Zeitig erkennet er so an nahen, faßlichen Beyspielen, was Ehre bringt, und was Schimpf, und wie beydes auf den Kreis der Umgebenden zurückwirkt. Willenskraft und Entschlossenheit finden beständig übende, stärkende Anwendung: aber sie verwachsen alsbald mit dem freyesten Anerkennen des Rechtes Anderer, und dem unbedingtesten Gehorsam gegen das Gesetz; nicht durch Lehre und Ermahnung, die das Haus und die Schule bequemer geben würden, sondern durch die frühzeitige, unmittelbare Erfahrung, daß kein Zusammenleben ohne feste Ordnung denkbar ist. Er fühlt

ſich froh als Theil einer großen Geſammtheit, und lernt dieſer den eignen Willen zu derſelben Zeit unterordnen, wo er nach innen gewendet die entſchiedenſte Feſtigkeit begründet.

Hat der Knabe ſo zu gehorchen ſich gewöhnt: dann iſt es Zeit, daß er auch lenken und ordnen, daß er gebieten lerne: denn Jeder, auch der Aermſte und Niedrigſte, hat die Ausſicht, einmal Herr Anderer, wenigſtens ſeines Hauſes zu ſeyn. Gebieten aber heißt nicht nach Willkühr ſchalten und walten; ſondern durch Wort, That und Beyſpiel aufrecht und wirkſam, in Kraft und in Ehren halten, was das Geſetz vorſchreibt. Dem zum Jüngling aufwachſenden Knaben, der das wohl begriffen hat, eröffnet dann die Turnordnung thätige Einwirkung auf kleinere Turnerhaufen; und ſelbſt fortlernend, erhält er durch Uebertragung auf minder Geübte auch das Erlernte in friſcheſter Fertigkeit. Höheren Werth aber für den innern Menſchen hat die zugleich beginnende Verpflichtung, ſich um jüngere Mitturner, um Schwächere, minder Gewandte redlich zu mühen, ihnen nachzuhelfen, ſie freundlich mit hinein zu ziehn in die gemeinſame Regſamkeit: und während ihn das Gefühl erhebt, Andern förderlich zu ſeyn, erfüllt

ihn selbst die uneigennützigste Liebe zu denen, welchen er Zeit und Kraft zu willigem Opfer bringt. Diese aber fühlen sich wieder mit dankbarer Neigung zu dem Gefährten hingezogen, der ihnen an Alter noch nahe genug steht zu vertraulich herzlichem Anschließen, und doch schon der Förderer ihrer ersten Bemühungen, ihr Helfer und Rather geworden ist. [18]) So schlingt das vielgestaltige Leben sich in beseelter Ordnung wie durch unzählige kleinere Lebensadern, die in größere und immer größere zusammenfließen, fort und fort, und findet sein Herz, seinen lenkenden und bewegenden Mittelpunkt im Turnwort, der in jedem Augenblick nach jedem Endpunkt der unerschöpflichen Wechsel und Verschlingungen hindurchgreifen, des rastlosen Spieles Regungen hemmen, beschleunigen, anders richten kann. Es ist das treue Bild der Natur: das Bild eines wohlgeordneten Staates, der sich ohne Zwang und ohne Gewaltmittel aus innerer Lebensfülle in Thätigkeit gesetzt hat, und nach vernunftgemäßer Ordnung darin erhält, ohne daß diese Regel je in lebloser Nothwendigkeit, in künstlicher Satzung erstarren könnte. Der thätige Eintreten in ein so regsames und zugleich so durchdachtes, gegliedertes Getriebe, dieß Hei-

mischwerden in unverletzlicher Ordnung übt unwiderstehliche Gewalt über jedes Gemüth aus, und giebt dem ganzen Thun und Handeln des darin Eingebürgerten eine Gestalt, die sich unter allen späteren Eindrücken wohlthätig bewahrt. Wie bedingt es schon des Kindes ganze Sinnesart, ob es im elterlichen Hause ein verworrenes, fahriges Durcheinanderrennen und Treiben, oder das schöne, sichere Gleichmaaß der Tage zu sehn gewohnt war, das in Deutschland noch immer des mittleren Bürgerstandes, der kleineren Städte und des Landlebens Zier ist! In je weiteren Kreisen, in je größern Massen sich aber dieser ächtdeutsche Sinn für das Dauernde, das Gesetzmäßige darstellt: desto ergreifender dringt seine Macht auf jeden Einzelnen ein, um ihn nie wieder los zu lassen aus dem allgemeinen Zusammenklang der Theile.

So wie wir den Anbeginn der Turnjahre gleichzeitig gesetzt haben mit dem ersten bestimmten Erwachen körperlicher Selbständigkeit, so müssen wir auch ihr Endziel soweit wie möglich hinausrücken, ja bis zum gänzlichen Erlöschen der letzten Leibeskraft im höchsten Greisenalter. Mißverstehe man nicht, wie so oft, so auch hier, als solle ein Fortlernen, ein Weiterüben der edeln Kunst bis

dahin gefodert werden. Grade dem am früheſten Beginnenden werden die Turnſchuljahre ſich auch am zeitigſten ſchließen, ſo daß es hinfort ſeiner Neigung, ſeiner Eigenthümlichkeit anheim geſtellt bleiben kann, auf welche Weiſe er ſeine körperliche Bildung von da an nach eigenem Entwurf weiter zu fördern geneigt iſt. Es wird ſich bald zeigen, daß jedes Alter ſeine Uebungen findet, die es mit Anſtand und Würde fortſetzen mag. Ueberhaupt aber ſoll derjenige, der den nothwendigen Lehrkreis vollendet hat, der als Ausgeturnter entlaſſen iſt aus dem ſtrengen Zuſammenhang der Uebungen, nun dieſen Kreis ſeiner Bildung ſo wenig abgeſchloſſen glauben, wie der Jüngling, der, zur Hochſchule übergehend, einen beſtimmten Beruf ergreifend, nicht wähnen ſoll, als ſey anjetzt für ihn abgethan, was bis dahin ſeinen Geiſt genährt hatte. Wie bald würde ſelbſt die etwa erworbene Fertigkeit, zumal unter entgegenwirkenden Lagen im Leben, und wie unturneriſch ſind dieſe Zuſtände bey uns! wieder verloren ſeyn, wenn fortgeſetzte Uebung ſie nicht bewahrte, und den Verſchiedenheiten der Lebensſtufen anpaßte! So ſoll ſich denn der vollendete Lehrling aus freyer Liebe und Ueberzeugung dem Ganzen ſelbſtändig wieder an-

ſchließen, und als Turnfreund in ein neues höheres Verhältniß zu der Anſtalt treten, der er bis dahin untergeordnet war. Denn freylich höher als die edelſte Kunſtfertigkeit ſollte uns jedes freye volksthümliche Zuſammenleben gelten, zu dem unſer nordiſcher Himmel, die Geſtaltung unſrer öffentlichen Thätigkeit und des Deutſchen Hinneigung zur Zurückgezogenheit in ſich uns faſt um alle fortbeſtehende Gelegenheit gebracht hat. Der Turnplatz iſt der einzige Punkt im ganzen Volksleben, wo Ein Zweck, wo gleiches Anrecht und gleiche Thätigkeit Knaben, Jünglinge, Männer und Greiſe vereinigen kann, ein Mittelpunkt für das geſammte Volk, der, hier verſchmäht, überall vergebens geſucht werden dürfte. In einem ſolchen Brennpunkte aller Kräfte lernt aber das Volk ſich ſelbſt erkennen, ſich ehren und lieben; und von hieraus nur kann zum Allgemeingut werden, was ſich als Volkstugend in den Beſten darſtellt.

Es giebt Zeiten, die für das Gedeihn äußerlicher Veranſtaltungen günſtiger ſind als andre. Für ächte Volksvereinigung war dem Deutſchen keine förderlicher, als die gegenwärtige. Denn wenn auch die kriegeriſchen Verbündungen nachlaſſen mußten mit dem Kriege ſelbſt, ſo war doch

gabe dadurch das Bedürfniß und der Wunsch, etwas Dauerndes an die Stelle derselben zu setzen, so allgemein als natürlich geworden. Diese herrschende Gesinnung, die kein aufmerksamer Beobachter verkennen wird, und die eine eben so herrliche Kampfesbeute ist, als die zurückgewonnenen Gauen, erleichtert noch jedliches, was ein Staat in dieser Absicht einleiten mögte, und wohl wäre es Pflicht, dieß edele Eisen zu schmieden, bevor es wieder erkaltet. Die aufgestellten drey Grundbedingungen des Turnens sind ganz geeignet, diesem Volkswunsch Erfüllung zu bringen; und wie sie zugleich mit der Richtung der Zeit dahin wirken, das lehrt die Erfahrung jedes Tages. Denn sehen jetzt schon wir unsere trefflichsten Jünglinge, vor allen die, die die letzten Freyheitskämpfe mitgekämpft haben, und nun mit gedoppelter Anspannung zurückgekehrt sind in den Frieden wissenschaftlicher Betrachtung: wir sehen sie, wenn sie einmal die Turnkunst geübt haben, wie es dem Deutschen geziemt, mit Ernst und mit Liebe, nachdem sie längst entlassen sind aus der Zahl der Lernenden, immer wieder zurückkehren zu den Plätzen, wo ihnen das erste größere Leben aufging, das Gefühl des Vaterländischen je treu

und mächtig anhauchte: und während sie selbst jene erhebenden Eindrücke in sich erneuen, wird ihre treue Anhänglichkeit ein Vorbild der Jüngeren. So ist es schon außer Zweifel, daß wir, ehe ein halbes Menschenalter sich erfüllt hat, wie in den schönsten Tagen des griechischen Volkslebens, diejenigen, die sich jetzt als frische Knaben und Jünglinge auf den Uebungsplätzen tummeln; zu Männern gereift da unter dem jungen Nachwuchs wiederfinden werden, wo ihrer Kraft die erste vielseitige Anwendung gegeben wurde. Wäre uns auch vom Turnleben weiter nichts kund als dieß Eine, mit wie warmer Liebe und Treue es alle die zusammenhält, die es einmal geathmet haben, so wäre damit schon das gewichtigste Zeugniß für den Werth der Sache gegeben: denn nichts Unwürdiges, nichts Kleinliches und Wesenloses hat so sichere Gewalt über jugendlich reine und tüchtige Gemüther.

Wenn auf solchem Wege das deutsche Volk sich an sich selbst zu gewöhnen begonnen hat, dann wird auch die Schützerinn und Pflegerinn alles wahrhaft Guten, die Oeffentlichkeit, unvertilgbaren Samen ausstreuen; und all das lichtscheue Treiben, das bald die Welt im Ganzen, bald ein-

zelne Körperſchaften gleich Gliederpuppen an unſichtbaren Fäden lenken mögte, findet ein gewiſſes Grab, kein willkührlich gegrabenes, ſondern ein nothwendiges: denn dann erſt pflegt das Schlechtere weggeworfen zu werden, wenn das Beſſere gegeben iſt. Derjenige, deſſen ganzes Leben ſich in den Grenzen bewegt, die ächte Männerehre und lauterer Vaterlandsſinn vorzeichnen, bedarf keiner Hüllen und Schleyer, die nur trennen und entzweyen. Kein beſonderer Bund kann ihn anziehn, wenn der Staat ſelbſt ihm einen allgemeinen, aber in ſinnlicher Kraft hervortretenden, auf ein feſtes Ziel gerichteten darbeut. Wie lange haben fürſtliche Verordnungen und Reichsgeſetze, Verbote und Strafen ſich vergebens gemüht, das heimliche Gift auszurotten, das das ſchönſte Leben unſrer Hochſchulen im Dunkeln untergrub und zerſtörte! Alles Widerſtreben mußte fruchtlos bleiben, weil man nur an die Erſcheinung, nicht an ihren Grund dachte, und einzig bemüht das Tadelhafte auszutilgen, etwas Trefflicheres dagegen zu ſtellen unterließ. Keinem äußern Zwang; einzig dem beſſeren, Einheit fodernden Sinn unſerer Tage, aus dem die Turnkunſt erwuchs, und dem ſie bald zu kräftiger Stütze wurde, danken

wir die erſte freye Verſammlung deutſcher Burſchen auf der Wartburg, die — wie der Unverſtand und der böſe Wille ſie läſtere, und wie ſelbſt in unweſentlichen Verwerken ein löbliches Gefühl Einzelner mächtig geworden ſey über beſonnene Erwägung — ein Ehrentag der deutſchen Jugend bleiben wird. [19]) Die edelſten menſchlichen Triebe ſind auf Geſelligkeit, auf Vereinigung deſſen gerichtet, was ſeiner Natur nach Eins iſt, und es in der Wirklichkeit ſeyn ſoll und kann. Die Unverdorbenheit und Gradheit des jugendlichen Sinnes neigt ſich von ſelbſt zum Licht, zur Klarheit, und verſchmäht die Heimlichkeit als etwas Unredliches und Feiges. Darum genügt es, dem Jüngling einen kräftig wirkenden, würdig anziehenden Mittelpunkt gewährt zu haben, um vor keiner geheimen Verbindung mehr zittern zu dürfen. Die Männergeheimniſſe, oft nur eine Fortſetzung des auf der Hochſchule lieb gewonnenen, die von einigen Staaten noch als unſchuldig geduldet werden, haben unſtreitig denſelben innern Grund. Darum konnte auch das Geiſtreiche und Tiefgedachte, das ihre Gehaltloſigkeit darſtellte, nichts gegen ſie ausrichten. Unfähig, ſich gegen die aufgeſtellten Gründe zu vertheidigen, beſtanden

sie doch fest. Sowie dagegen der Staat selbst etwas Tüchtiges im Leben aufgestellt hat, das dem Knaben, von seinen ersten Spielen an, eine nothwendig vom Heimlichen abweichende Richtung giebt, ist es um jene Geheimnisse geschehn; und ob sich auch dann noch, nach den eignen Ansprüchen jedes Lebensalters, besondere Verbindungen knüpfen, sie werden alle die Form der ersten und größten tragen, in der ein jeder heranreifte. Denn wer einmal den Werth der Oeffentlichkeit rein erkannt hat, der kann sein Leben nach keiner andern Richtschnur bestimmen.

So tritt das Turnleben in allen Beziehungen den heimlichen Dunstgebilden vornehmer Weltbürgerei entgegen, und weiset den Knaben zuförderst auf den Vaterländischen Grund, in dem begründet der Geist sich dann mit Freyheit weiter und weiter, und in immer größern Kreisen bewegen mag. Soll aber diese Gesinnung wahrhaft, ohne Prunk und Ziererey seyn, so darf sie nicht unmittelbar durch Lehre und Anweisung wie eine wissenschaftliche Erkenntniß hervorgerufen werden. Sie ruht wie jede Liebe auf etwas Unaussprechlichem, Unbegreiflichem: es kann ihr Nahrung gegeben werden, Leitung aus zarter Ferne kann auf sie ein-

wirken: aber sowie etwas davon dem jungen Gemüth zum Bewußtseyn gelangt, ist es um die Unbefangenheit gethan, und der milde Anhauch der Innerlichkeit abgestreift. So ist es auch mit der Vaterlandsliebe: wie die Elternliebe ist sie vorhanden im Kinde von Anbeginn: aber sie hat kein Bestehn und keine Entfaltung, wenn dem Kinde das Vaterland fern und fremd gehalten wird. Dazu frommt aber weder Erzählung, noch Ermahnung: das Vaterland will geschauet, gefühlt, will eingeathmet seyn, wie die Natur. Dann mag die Geschichte, und zuletzt das Nachdenken, das Bewußtseyn hinzutreten. Aber die erste Sorge sey für Veranstaltungen, in denen das Vaterländische unausgesprochen lebt, und willenlos die Gemüther ergreift. Denn Liebe aus Grundsätzen ist keine mehr.

Dieß Vaterländische liegt weder allein im Menschen, noch in der ihn umgebenden Natur allein, sondern in dem Einfluß, den beyde auf einander ausüben, in der Art, wie sie sich wechselseitig bedingen. Daher müssen sie in unmittelbare Berührung treten, um Vaterlandssinn zu erzeugen, zu dem weder das gewohnte Zusammenleben in den Stadtmauern, noch das Wil-

den Umherstreifen durch Feld und Wald führen kann.

Unter diesen Bedingungen hat sich die Turnkunst ausgebildet, ist der erste Turnplatz begründet. Er hat zugleich alle menschlichen Anregungen vaterländischer Gesinnung unmittelbar in sich aufgenommen, und mit sich fortgebildet: Kleidung, Sprache und geschichtliche Erinnerung. Nichts davon wurde durch künstliche Mittel herangezogen: aus innerm Bedürfniß gewann das alles von selbst eine feste geschichtliche Gestaltung, wie sie dem Sinn der freudig zusammen lebenden, gemeinsam sich für den künftigen Dienst des Vaterlandes kräftigenden Jugend entspricht. Weil es hervorging aus reiner, naturgemäßer Quelle, hat es sich eine so feste Gestalt erhalten, daß es sich durch alle Stände gleichmäßig verbreiten, mit allen Altern verwachsen, und allgemein werden kann, sowie ein kleinerer Verein, ein Dorf, eine Stadt, ein Gau, ein Königreich es will. Weil diese Frucht des Turnlebens eine nothwendige ist, wird sie überall dieselbe seyn.

Zwar von der deutschen Tracht zu reden würden wir scheuen, wenn derjenige, der mit Liebe und Ueberzeugung für die Turnkunst redet, irgend

etwas scheuen dürfte als das Unwahre in seiner eignen Darstellung. Soviele Zungen hat dieser ungewohnte Anzug in Bewegung gesetzt, nicht bloß bey modesüchtigen Weibern, nein auch bey Männern, die sich Deutsche nennen. Kleinlich befand man es und anmaaßend, daß Knaben und Jünglinge den Männern vorgriffen, ohne sie zuvor über über den Schnitt ihrer Röcke befragt zu haben. Man bemerkte, das Deutschthum bestehe nicht in deutschen Röcken, auf die Gesinnung komme es an, und glaubte man ja einen aufgespürt zu haben, der das Rechte und Gute aus Eitelkeit, aus Gewohnheit mitmachte, so meinte man mit dem Mißbrauch ohne weiteres auch die Sache verdammen zu dürfen.

Vor allem aber mögte die Frage wohl umzukehren, und der Unbefangene zu fragen seyn, wo denn eigentlich die Kleinlichkeit gefunden werde, das Kleben an unwesentlichen Außendingen, das Vergessen der Sache über der Form? ob in dem Jüngling, der, wenn er eines neuen Rockes bedarf, sich einen auswählt, der dem richtigen Anstandsgefühl genügt, der der natürlichen Gestalt des Menschen entspricht, der unserm Himmelsstrich angemessen ist? oder nicht vielmehr in dem

Manne, der kein Ende finden kann, von der Narrheit einer ihm auffälligen Tracht weibisch zu schwätzen, in ihr das Verderben der Jugend zu bejammern, während er es fein geduldig mitansieht, daß sein Weib, daß seine Töchter in allem Modetand nichtswürdiger Ausländerey leiblich und sittlich untergehn! Konnten oder wollten diese nicht begreifen, daß der männlichen Eitelkeit, die die lächerlichste und die schimpflichste ist, grade eine allgemeine Tracht am stärksten entgegenarbeitet? denn die Eitelkeit nährt sich von dem Besonderen, dem Auszeichnenden, Ungewöhnlichen: darum hat sie in widriger Beweglichkeit hin und her geschwankt zwischen Frankreich und England, und England und Frankreich; und sowie eine Tracht gemeinsam zu werden drohte, wurde sie, nicht mit einer zweckmäßigern, sondern mit einer neueren vertauscht. So trieben es bisher Männer und Weiber, bis aus dem einfachen und schlichten Leben der Turner uns eine bessere Lehre erwachsen ist. Der deutsche Rock, anständig und zweckmäßig an sich, macht all dem Modeunfug durch seine feststehende Form ein Ende: ja er gewährt das unschätzbare Gute, daß so das Volk sich, sobald es will, aus eignem Entschluß, in

Einer Tracht zuſammenfinden kann. Wie hält den Krieger die Ehrentracht Eines Volkes zuſammen! und wem iſt in der Ferne und Fremde nicht das Herz aufgegangen, wenn ihm unvermuthet die Farbe ſeines Volkes entgegenleuchtete! Daſſelbe freundliche Band hat die Uebereinſtimmung der Turnkleidung ſchon unter den Turnern verſchiedner Orte geknüpft. Sie fühlten ſich beym erſten Erblicken herzlich verbrüdert, weil die Gleichheit der Tracht auf eine höhere Gleichheit der Geſinnung ſogleich hinweiſet: und daſſelbe wirkt in größerem Umfang jede Volkstracht.

Aber es liegt dieſer Neigung unſtreitig etwas viel Tieferes zum Grunde, über das wir uns nicht altklug hinaus verſtändeln wollen. Ein wahrhaft und ein rein deutſcher Sinn muß das angeborene, angeſtammte Bedürfniß in ſich tragen, auch ſeine äußern Umgebungen, beſonders aber alles das, worin ſich die Eigenthümlichkeit eines Volkes bedeutend ausprägen kann, nach Kräften vaterländiſch zu geſtalten, um auch darin unabhängig zu ſeyn von den Launen des Auslandes. Der Wackere, der Tüchtige macht da nicht lange und breite Unterſchiede zwiſchen geiſtig und leiblich, zwiſchen weſentlich und zufällig: ſondern wie ihm Geiſt

und Leib Eins und unzertrennlich sind, so will er auch alle Beziehungen darauf aus Einem Stück. Er fragt nicht lange, was wohl zuerst geschehn könne, und was Zeit habe: sondern was die Stunde, der Augenblick, ohne Verletzung höherer Rücksichten gestatte, damit er ihn fessele, und die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberrausche. Ein solches vollsthümliches Gepräge trägt jede Kleidung, sobald sie aufhört von ausländischen Modeschneidern aus der weitestmöglichen Ferne abzustammen: sie bildet sich dann nach und mit dem Sinn des Volkes, und erlangt dadurch die Bedeutung einer geschichtlichen Urkunde. Redet doch noch jetzt Attische Anmuth und Hoheit, lakonische nackte Strenge, Jonische Ueppigkeit, Lydische Weichheit, Persische Entartung und Römische strotzende Ueberfülle in Falten und Gewändern, in Haupt- und Fußbedeckungen aus unvergänglichen Denkmaalen die verständlichste Sprache zu uns Nachgeborenen! Und unser Volk selbst würde nicht so schnell und so dauernd französischen Staatskünstlern, als französischen Sprachmeistern und Schneidern unterwürfig, sondern jenen erst durch diese. Und doch spottet man unserer Jünglinge, daß sie, halb wollend, halb fortgezogen von dem gewalti-

gen Strom der Zeit, auch äußerlich darzustellen streben, was ihre ganze Seele füllt? Grade die vorwiegende sinnliche Kraft, das muthige und rücksichtslose Hervortreten dieses Alters beruft es zu Umgestaltungen dieser Art, die von unten herauf wachsen müssen, die darum dem Manne schlecht anstehn, als landesherrlicher Befehl aber alle ihre Bedeutung, ihre ganze geschichtliche Würde verlieren würden. Nachtheilige Folgen kann nur unverständiger Widerspruch erzeugen: denn dem Jüngling, der die lächerliche Erbitterung reif geglaubter Männer wahrnimmt, muß ja der Gedanke kommen, daß doch wohl etwas Tieferes, ihm selbst noch Unbewußtes in diesem Schnitt, in diesen Falten und Kragen lausche; und dadurch könnte ein natürlich reines Gefühl in tadelhafte Absichtlichkeit verderbt werden. Doch auch das fürchten wir nicht, weil diese Mode so wenig die Wahrheit abwehren, als sie den Fuchs verstecken, der sich einmal hinter ihnen verbergen möchte. Wir dürfen es wohl aussprechen, daß es Beziehungen und Angelegenheiten im Leben giebt, wo wir besser thun, von dem sichern und ungetrübten Sinn der Jugend zu lernen, als sie mit dem Dünkel unsrer Erfahrungen und Weltansichten zu überschütten.

Wir würden es wahrlich verzeihlicher und natürlicher finden, wenn ein Knabe unseren schlechthergebrachten französischen Aufputz belächeln wollte, als wenn Männer ihren Witz gegen des Knaben deutschen Anzug wetzen. Aber die Jüngeren haben überall ein zarteres Anstandsgefühl bewiesen, und wahrlich nie einen Ehrenmann geringer geachtet, weil er keinen deutschen Rock trägt wie Jahn. Möchte man allen Wohlbetagten dasselbe nachrühmen können! Lehren wir die Jugend nur durch unser Beyspiel deutsch denken und deutsch handeln, so können wir die deutschen Röcke getrost sich selbst überlassen. Was darin wahrhaft volksthümlich und geschichtlich ist, werden wir ohnehin wohl stehn lassen müssen, wir wollen nun oder wir wollen nicht.

Beynah in demselben Verhältniß zum Turnwesen steht die deutsche Sprache. So wie die Turnkunst nach Ursprung und Ausbildung rein deutsch ist, so hat Jahn ihr auch aus rein deutschen Grundstoffen eine Kunstsprache gebildet, die an Anschaulichkeit, Folgerichtigkeit, Biegsamkeit, ja an Schönheit ihres Gleichen sucht. Sie ist keine zwang- und preßhafte Uebersetzung fremdländischer Begriffe in vaterländische Laute, sondern ein r.i-

nes und urſprüngliches Auffaſſen und Verſinnlichen des deutſch Gedachten in deutſchen Sprachgeſtaltungen. Ihre ſtrenge und bedeutende Eigenthümlichkeit hat ſchnell die Folge gehabt, daß Ausmärzung alles Ausländiſchen auch in der Rede unter den Turnern unbewußt wie zu ſtillſchweigender Verabredung gedieh. Das entſpricht der Würde eines Ortes, der nur deutſches zu pflegen beſtimmt iſt: es iſt nothwendiges Ergebniß jedes volksthümlichen Zuſammenlebens, und darf alſo auch unſre Sprache von den Turnplätzen Reinigung und Kräftigung mit Gewißheit erwarten. Aeußerer Nöthigung dazu bedarf es nicht: denn die Sprache iſt ſtets der Spiegel des Volkes, und giebt alle Umwandlungen in der Volksgeſinnung treu zurück. Wiederhole man alſo immerhin, daß das Deutſchthum nicht in deutſchen Wörtern und Redensarten beſtehe, und daß jemand recht ſchön verſtehn könne zu deutſchen mit der Zunge, während er doppelt bösartig wälſche im Herzen. Beſchwichtige man auch ſich und andere dadurch, daß die edelſten Geiſter unſeres Volkes fremde Wörter aufgenommen haben unter die heimiſchen. Dieſe Meiſter unſerer Sprache haben meiſt wohl bedacht, in welcher Verbindung ſie ſo thaten: im Allgemei-

nen aber reicht das Anſehn des Einzelnen, die Macht des Beiſpiels nicht ſo weit, um wahre Mängel zu bedecken oder zu beſchönigen. Auch ſind wir leider durch lange ſchmachvolle Gewohnheit zum Theil ſchon ſo abgeſtumpft gegen den greuelvollen Unfug, der unſre ſchöne, edle und reiche Sprache aus den Polterkammern veralteter Ausländerey mit dem ſchlechteſten Gerümpel überſchüttet hat: ja man bemitleidet es wohl als krankhafte Empfindlichkeit, wenn uns die entdeutſchten, ſogenannten feinern Kreiſe anwidern, die noch immer nicht laſſen wollen und können vom überrheiniſchen Gekauder; und wenn es unſer ganzes Gefühl empört, daß ſelbſt höhere Schulen dieſe Gift- und Schmutzſprache noch mit Vorliebe hegen. Aber wer es je begriffen hat, welch' ein heiliger Schatz eine Sprache iſt, und was alles ihr ſtilles Reich in ſich ſchließt, der wird das Verdienſt des herrlichen Mannes mit reinem Dank erkennen, von dem jener Wurm mit einer Kraft und einem Glück bekämpft iſt, wie von niemand vor ihm. Das Beſte wird auch von hieraus in dem regeren und zarteren Sinn der Jüngeren ausgeſäet werden. Von ihnen wird das Gute frey beginnen, zu dem wir von der Befleckung unſeres Zeitalters nicht ver-

ſchont Gebliebenen nur mit Mühe und Anſtrengung hindurch bringen können. [20])

Hier berührt der Turnplatz ſich unmittelbar mit der Schule; und es zeigt ſich bald, daß alle Erfolge von jenem ſich verdoppeln müſſen, ſobald dieſe zu dem gemeinſamen Zwecke mitzuwirken beginnt. Aber die Rückſicht auf die Sprache iſt in der That der geringſte Grund, aus dem man vor Allem wünſchen muß, daß das innere Band, das Schule und Turnplatz verbindet, endlich einmal verwirklicht, und in einem feſtbegründeten, dauernden Verhältniß zum Leben dargeſtellt werde. Der höchſte, reinſte Einklang der Menſchennatur, der auf vollendeter Uebereinſtimmung in der Doppelbildung ſeines Weſens ruhet, kann erſt dann im Ganzen und im Großen erreicht werden, wenn beyde, ein gleiches Ziel verfolgende Veranſtaltungen ſich eben ſo innig verbinden, wie das Geiſtige und Leibliche im Menſchen, wenn ſie ſich durch einander bedingen, und ſtatt einſeitiger Richtungen etwas Vollkommenes erſtreben. In dieſem Sinne mögen wir es gern geſtehn, daß wir von der Turnkunſt das Höchſte und Größte für das deutſche Volk erwarten. Denn für alles Würdige ſind bey uns unſchätzbare Anfänge gemacht: nur

für das Eine, alles Uebrige Verbindende und Ergänzende, für tüchtige körperliche Bildung und Erziehung vor der Turnkunst nichts.

Die Einseitigkeit aber, die noch immer mehr oder weniger auf allen Schulen vorwaltet, ist als ausschließlicher Grund zu betrachten, daß diese wohlthätige Vereinigung bis jetzt nur erst an wenig Orten ins Werk gerichtet ist. Kein Turnwart kann dem widerstreben, weil er seine Kunst einzig aus dem Standpunkt der Erziehung betrachtet und würdigt. Desto häufiger ist von der andern Seite und oft genug mit vollem Bewußtseyn gefehlt worden. Unter den Vorstehern und Lehrern an unseren höheren Schulen zählen wir gar manchen namhaften Gelehrten, manchen tüchtigen Unterrichter, aber die Zahl der geistvollen und einsichtigen Erzieher ist sehr klein, und doch hat dann erst der Unterricht ächten Werth, wenn er durchaus auf erziehungswissenschaftlichen Grundsätzen beruht. Dieser Mangelhaftigkeit zu Liebe, zuweilen auch wohl aus Gründen, von denen zu reden wir uns schämen, hat man von der Schule aus dem Turnwesen mehr entgegengewirkt, als es näher an sich gezogen; man hat die Jugend zeitig dagegen zu verwahren gesucht, und auch das Urtheil der Menge

nach Kräften irre geleitet, weil man sich scheute, ein so kräftiges Leben einströmen zu lassen in verjährte und vernunftlose Formen. [21])

Allerdings wird so etwas nie ausgesprochen: aber wen Neigung und Beruf in beständiger Achtsamkeit auf das öffentliche Erziehungswesen unseres Vaterlandes erhalten, dem tritt jenes Bemühn in seinen Folgen oft genug entgegen, und auch dasjenige, was man auszusprechen gewagt hat, zeugt für diese untröstliche Wahrnehmung.

Wenn sich ein Lehrer erniedrigen kann zu der elenden Besorgniß, daß dem Knaben, der vom Turnplatz zu einer Schulstunde zurückkehrt, noch immer der Liegehang und Schwebehang, das Ziehklimmen und Stemmen, das Schocken und Schirken vor den Sinnen gaukeln dürfte: so setzt er zuerst einen Fall, der seine eigne Unkenntniß der Sache an den Tag legt, und auf keiner wohlgeordneten Lehranstalt je statt haben kann: daß Schulstunden unmittelbar nach den Turnübungen gehalten werden. [22]) Nicht grade der geistigen Zerstreuung, sondern der körperlichen Erschlaffung wegen wird sich kein Vorstand einer Schule eine solche Zweckwidrigkeit und Unüberlegtheit zu Schulden kommen lassen. Ueberdieß haben auch von

dieſer Seite die Turnanſtalten ſich von Anbeginn in die angemeſſenſte Beziehung auf die Unterrichtsanſtalten geſetzt, indem ſie für ihre Uebungen die ſchulfreyen Nachmittags- und Abendſtunden der Wochentage auserſahen. Aber auch abgeſehn von jener Entſtellung der Verhältniſſe, zeugt es von dem Bewußtſeyn des drückendſten Unvermögens, wenn der Lehrer von dem Reiz des Einen Gegenſtandes für den andern nachtheilige Folgen beſorgt, ja er zeigt eine gänzliche Unbekanntſchaft mit der Sinnesweiſe des Deutſchen überhaupt, nach der weit eher ein Erliegen des Körperlichen unter dem Geiſtigen, als das Entgegengeſetzte zu erwarten iſt. Der Lehrer, der ſeinen Gegenſtand mit Einſicht und Gründlichkeit, mit Kraft und eigner Liebe zur Sache vorzutragen vermag, hat vom Turnen nicht nur nichts zu fürchten, ſondern er wird auch bald wahrnehmen, daß die geweckte und erhöhte Regſamkeit ſich auf alle inneren Kräfte gleichmäßig überträgt, und daß der Knabe, der nur erſt Einen Gegenſtand mit Luſt und Eifer zu erfaſſen gewöhnt iſt, aller ſeiner übrigen Thätigkeit dieſelbe Form geben wird. [21])

Ueberhaupt aber zeugen Bedenklichkeiten dieſer Art von großer Unkunde des Weſens der Zerſtreut-

heit bey Kindern und in den frühern Lebensaltern, überhaupt. Wirklich zerstreuend und die Aufmerksamkeit zersplitternd ist niemals das mächtig und würdig Anziehende, das den ganzen Menschen Ergreifende, das in unwiderruflicher Ordnung an gewisse Tage und Stunden geknüpfte; sondern das Zufällige, das Regellose, das vereinzelt und abgerissen Daliegende, alles, was mit einer Halbheit und Schlaffheit hingeschlottert wird, die vonselbst zu Nebengedanken einladen: also die elende Leserey der seichten Unterhaltungsschriften, die die Langeweile für die Langeweile schreibt, das Herumtreiben in Wirthshäusern und öffentlichen Gärten, auf den Gassen und Märkten, das Herumliegen in unsern entarteten Schauspielhäusern, die, statt ernste und heilige Tempel vaterländischer Gesinung zu seyn, sich herabgewürdigt haben, mit ungesunden und unsittlichen Reizungen die jugendliche Einbildungskraft abzuspannen, den Geist frühzeitig für jede Anspannung höherer Art unfähig zu machen, und das gedankenlose Hindämmern zu erzeugen, in dem Kraft und Klarheit der Seele wie in bodenlosen Morästen versinken. Dieser wahrhaft furchtbaren Zerstreutheit, die von den sogenannten höhern

Stunden ausgegangen iſt, arbeitet die Turnkunſt mit Macht entgegen. Sie beſchneidet nicht nur die Muße zu derley ſchaalem Zeitverderb: ſondern ſie giebt auch durch ſich ſelbſt der Sinnesart des Knaben einen Ernſt und eine Tüchtigkeit, daß er ſich mit Ekel abwendet von dem, was ſein eignes Gefühl als undeutſch erkennen muß. Viele von uns erleben es hoffentlich noch, daß das ganze Volk ſich ſchaamroth wegkehrt von jenen Tummelplätzen verlarvter Sünden, und da höheren Genuß ſucht und findet, wo ſeine innerſte Kraft verjüngt und verjüngend emporblüht. [24])

Nicht anders verhält es ſich mit den vorgeblichen Einflüſſen der Turnkunſt auf die Schulzucht, ja auf alle reiferen Lebensverhältniſſe. Die bängliche Furcht vor ungebührlich verlängerten Flegeljahren bezeichnet ſich ſelbſt hinlänglich. Gegen die Flegeljahre, wie man die Uebergangspunkte im Kindesleben mehr ſcherzend, als tadelnd benamen hört, eine gewiſſe Unbeholfenheit und Unbehäbigkeit, die aus einem Uebergewicht unbeſchäftigter, ungeregelter Körperkraft bey tüchtigen, rührigen Kindern entſpringt, giebt es grade nur Ein Mittel, den Turnplatz, wo dieſe Kraft ihre Anwendung findet, und dadurch in ihr Gleichgewicht zu

rückgewieſen wird. Die Angſt aber vor übergroſſem Jugendgefühl, vor kecker Ungebundenheit und widerſpänſtigem Trotz iſt nur als Bekenntniß verzagter Schwäche von der andern Seite erklärlich. Daſſelbe mußte man hören, als die deutſche Jugend zum erſtenmal zu einem edeln und gerechten Kampf aufgeboten wurde. Wie ſchreckliches von baldiger gänzlicher Verwilderung des Menſchengeſchlechtes wurde auch damals verkündiget, nur daß Eigennutz der Zurückbleibenden und Furcht vor dem Willen der Fürſten, die ihre Jugend beſſer zu würdigen wußten, viel loſe Zungen in Feſſeln hielt, bis der Erfolg ihnen ein ewiges Verſtummen auflegte. Iſt nun ſchon der Kriegsdienſt eine Schule des Gehorſams, der Ordnung, der regelmäßigſten Beſtimmtheit: ſo iſt es der Turnplatz in ungleich höherm Grade, weil hier bey derſelben ſtrengen Anlage des Ganzen die unvermeidlichen Zufälligkeiten der Feldzüge wegfallen, die oft für Augenblicke alle Bande aufzulöſen drohen.

Wahr aber iſt es, daß der Turner durchgängig mit einem eigenthümlichen Nachdruck und einer Beſtimmtheit auftritt, von der der durch franzöſiſche Tanzmeiſter verſchniepelte Zierbold nichts

weiß. Hierin ist ein Uebermaaß sehr wohl denkbar: denn jede verzügliche körperliche Entfaltung strebt nach außen: und darum kann sie, wo sie nicht durch Geist und Gesinnung schon vollkommen beherrscht ist, in Derbheit und Plumpheit ausarten. Da es nun einmal unmöglich ist, gleich mit dem vollendeten Maaß zu beginnen, so muß man allerdings sehr zufrieden seyn, wenn das Uebermaaß sich auf diese Seite hinneigt, statt zu der süßen und glatten Leichtigkeit, der schaalen und kahlen Geschmeidigkeit, die Franzosen besser als Deutschen zusagt. Auch steht, durch alle Geschichte bekräftigt, der Satz für ewige Zeit fest, daß erst die gesättigte Kraft zur Anmuth zurückkehrt.

Dennoch hat man die schlechte Haltung einzelner Turner als einen Gegenstand betrachtet, der großen Lärm verlohne; und man hat nicht ermangelt, die Schuld ohne Weiteres auf die gegenwärtige Gestalt des Turnens zu wälzen. Ob aber der Knabe, bevor er den Turnplatz betrat, sich nicht um vieles schlechter getragen? Ob seine turnerische Ausbildung eben erst angefangen, oder bereits ihr Ziel erreicht habe? Und welches denn eigentlich die Uebungen seyen, die eine solche Un-

gestalt nothwendig herbey führen könnten? Das fragte man nicht erst: es kam ja nur auf rohes Absprechen an. Darum kümmerte man sich auch billig um die Erfahrungssätze nicht, die jene dreiste Behauptung widerlegten: daß natürlich schöne Haltung unter den Deutschen durchaus selten ist, daß aber schon unzählige Knaben und Jünglinge den edelsten, den freyesten und würdigsten Anstand von den Turnplätzen heimgebracht, ja ihn größtentheils erst dort empfangen haben. Derjenige, dem es dabey auf ruhige Ausmittelung der Wahrheit ankommt, wird sich bald überzeugen, daß der Kunst selbst nur das letztere als Verdienst, nicht das erstere als Vorwurf zugerechnet werden könne. Uebereilt ist jedes Urtheil, das vor Vollendung des Ergebnisses ausgesprochen wird: daher sollte auch in dieser Beziehung nur von dem völlig Ausgeturnten ein Schluß gemacht werden. Bleibt auch bey diesem ein Mißverhältniß bemerkbar, ohne daß frühere Verwahrlosung nachzuweisen wäre, so ist gewiß, daß Geist und Leib nicht im gehörigen Gleichgewicht neben einander fortgebildet sind, indem jener hinter diesem zurückblieb, und von ihm abhängig wurde.

Und so führt auch dieses uns auf die Nothwendigkeit der engsten Verbindung des Turnplatzes mit der Schule zurück, da die einzige wirkliche Gefahr beym Turnen, daß die geistige Ausbildung in ein Mißverhältniß zur körperlichen gerathen könne, nur unter dieser Bedingung vollkommen vermieden werden wird.

Ueber die Art dieser Verbindung kann dann erst etwas allgemein Gültiges ausgesprochen werden, wenn die vollkommenste Einheit das gesammte Schulwesen durchdrungen hat. *) Bis dahin kommt alles darauf an, daß vielseitige Erfahrungen gesammelt werden, daß dazu das Wort von allen Seiten her mit Ernst begehrt werde, und daß ein empfehlendes aussprechen der Würde des höchsten Bestrebens dazu nachdruckvollen Antrieb gebe. Nichts schadet dem scheinbar Neuen mehr, als wenn ihm die kräftige Durchführung versagt wird, die die Sache verdient; nicht bloß in der Meinung der Menge, über die man sich leicht trösten kann, sondern dadurch, daß die Mangelhaftigkeit, die Unzulänglichkeit der Maaßregeln leicht den falschen Schein auf die Sache selbst zurückwirft, während diese, in ihrer Entwicklung gehemmt, sich nirgends in ihrer wahren Gestalt zu zeigen vermag.

Ueberall, wo dieser erste Einschnitt in das Turnwesen mit dem erforderlichen Nachdruck geschieht, wird Zeitersparniß der erste sichere Gewinn seyn: und sobald es sich vonselbst versteht, daß jeder Knabe mit einem gewissen Alter dem Turnplatz überantwortet wird, dürfte eine so geringe Stundenzahl für die Woche ausreichend befunden werden, daß damit die ohnehin nothwendige Zeit für Leibesbewegung so gut wie ausgekauft seyn würde.

Soll nun aber der höchste sittliche Zweck des Turnlebens, nicht bloß eine löbliche äußerliche Fertigkeit, wirklich erreicht werden: so darf der Lehrer der Turnkunst nie ausschließlich Turnwart seyn, sondern sowie die Kunst als Theil des großen Erziehungswerkes gefaßt werden soll, so muß darauf jeder das Turnwartes ganze öffentliche Thätigkeit hinweisen, und das geschieht nur dadurch, daß dieser auch als Lehrer in irgend einem Gebiet der Wissenschaft ausgezeichnet vor seinen Schülern dastehe. Hierin liegt der große und wesentliche Unterschied des Turnwartes vor allen sogenannten Meistern in einzelnen Künsten, mag man sie nun Fechtmeister oder Tanzmeister nennen, oder wie man sonst will: und diejenigen, die von Turn-

meisten schämen, wissen recht wohl, daß sie da ein nichtswürdiges und beleidigendes Wort brauchen. Jeder Meister muß eben Meister seyn in seiner Kunst: vom Turnwart dagegen ist es nicht zu fodern, daß er irgend eine Uebung selbst zeige: als Knabe, als Jüngling muß er sie allerdings wohl inne gehabt haben: als Turnwart hat er nichts eigends auszuführen, sondern das Ganze zu überschauen, zu lenken, zu beseelen mit seinem Geiste: ja ein Greis könnte mit herrlichem Erfolg Turnwart seyn, wenn er sich frisch und jugendlich genug dazu erhalten hat. Allerdings kann es Schwierigkeiten und Stockungen geben, wo es gut ist, wenn er einzutreten im Stande ist, sowie es entscheidende Augenblicke in Schlachten giebt, wo die Wirkung unübersehbar groß ist, wenn der Befehlende, so lange es gilt, die Pflichten des Feldherrn mit der Pflicht des gemeinen Kriegers vertauscht. Aber solche Augenblicke, damit sie in Kraft bleiben, müssen wie in Schlachten so auch auf dem Turnplatz bedächtig ausgespart werden: für den gewohnten Gang hat der Turnwart seine Vorturner, durch die er das Einzelne leitet. Ihm selbst kommt nicht die höchste Fertigkeit zu, sondern die klarste Einsicht und der kräf-

tigſte Wille. [26]) Um dieſe Würde zu behaupten, muß ihm aber der vollſtändigſte und unmittelbarſte Ueberblick über das ganze Schulweſen zuſtehn, weil nur unter dieſer Bedingung der wahre Zweck der hier angerathenen Vereinigung erreicht werden kann. Nur wer ſo, gleichmäßig von innen heraus und von außen herein gebildet, und über beydes geſtellet iſt vermag mit Deutlichkeit zu beurtheilen, in wieweit das geſuchte Gleichmaaß ausgemittelt iſt, auf welcher Seite noch ein tadelhaftes Uebergewicht liegt, in welche Beziehung auf einander die verſchiednen Uebungen zu ſtellen ſind, welche Umgeſtaltungen in der geiſtigen Bildung durch dieſe Erweiterung des Schulkreiſes bewirkt ſind; und wenn ſich einmal ein ſtörendes Mißverhältniß eingeſchlichen hat, ſo weiß er alsbald, vonwannen Abhülfe kommen kann. Ja, wenn wir auch an möglichen Mißbrauch denken wollen, grade dieſe zweyfache Verpflichtung bewahrt ihn ſelbſt vor Einſeitigkeit, und zwingt ihn, vor Allem in ſich das richtige Verhältniß zu bewahren, das er nach außen hin fördern ſoll. Und dieß iſt unſtreitig der Weg, auf dem am ſchönſten und am freyeſten in Eins zuſammenſchmelzen wird, was man noch immer ſo gern als

unverträgliche Grundstoffe, als zwey widerstrebende Welten darstellen mögte. Schon ist hier und dort ein glücklicher Anfang gemacht, der erwünschte Früchte bringt, und die Schwierigkeiten, die man sogern in der Sache oder im Auffinden eines solchen Turnwartes sich und andern einredete, thätig widerlegt. Der vortreffliche, vollkommene Lehrer ist überall selten. Den Turnwart aber, wie wir ihn wollen, bilden uns die Turnplätze selbst. Fange man nur damit an, solche Männer ernstlich zu fodern, und sie werden bald gefunden seyn.

Wir haben bisher nur von Formen gesprochen, von äußern Veranstaltungen, in denen sich ein ächter und reiner Vaterlandssinn gestalten soll, und das Leben, das die Turnkunst erzeugt, als eine solche dargestellt. Es ist wahr, daß grade in so festen und lebenvollen Verbindungen auch eine falsche Richtung zu besonderer Kraft gedeihn könne, daß wenigstens das Rechte und Wahre nicht durch eiserne Nothwendigkeit an den Turnplatz gebannt sey, und daß die Hauptsache am Ende doch einzig von der Gesinnung des jedesmaligen Turnwartes abhänge; diese also, die wieder unabhängig sey vom Turnplatze, trage die wahrhaft bildende, er-

bende Kraft in sich, die man der Turnkunst beyzulegen sich bemühe. Hiebey waltet nur Ein großer Irrthum ob, indem man vom Turnwesen allein behauptet, was im gleichen Maaße alle die edelsten und würdigsten Gestaltungen im öffentlichen, im häuslichen und im wissenschaftlichen Leben trifft, sodaß also die zaghaften Besorgnisse jener Zionswächter keineswegs zu weit getrieben, sondern in viel zu engen Grenzen gehalten seyn würden. Denn allerdings, was sich wahrhaft Grosses und Dauerndes im Menschenleben gebildet hat, das sind ewige Gedanken, die, in die irdische Wirklichkeit eingeführt, alle ihre Bedeutung, ihre ganze Kraft und Würde nur durch den Geist gewinnen, der sich in ihnen verkörpert hat, und durch sie werkthätig wird. Das aber ist das erhabene Gesetz der Freyheit, das die ursprünglichen Formen des menschlichen Geistes von dem todten, unfehlbaren Zwang eines Räderwerkes unterscheidet. Nicht die Dinge um uns, wie man so gern zur Beschönigung der eignen Schlechtheit oder Schwäche vorbringt, haben zwey Seiten, sondern der Mensch kann gut oder böse, kann sittlich oder unsittlich seyn, je nachdem er will: und so wie ihn keine Macht auf Erden zum Bösen

zwingen kann, ſo kann ihn auch keine daran hindern, wenn er ſelbſt anders will. Gefahrlos und vor jeder Ausartung ſicher iſt nur das Lebloſe, das Unbeſeelte. Je bedeutender und heilbringender aber eine Erſcheinung für die Menſchheit werden kann, deſto mehr iſt auch von ihr zu fürchten, wenn ſie zu frevelm Mißbrauch erniedrigt wird. Darum können auch alle Veranſtaltungen und Einrichtungen des Staates, wie tief und weiſe ſie gedacht ſind, dem Volke wie zum Segen, ſo auch zum Fluch ausſchlagen, ſobald ihre Verwaltung Verräthern an der Menſchheit in die Hände fällt. Ja das Edelſte, dasjenige, an dem ſich freye Begeiſterung entzünden kann, muß auf dieſe Weiſe am zerſtörendſten und verderblichſten losbrechen. So haben kirchliche, ſo haben kriegeriſche, ſo haben bürgerlich friedliche Volksverbindungen zu allen Zeiten gewirkt, bey allen Völkern, verwildernd und erziehend, erſchütternd und befeſtigend, vernichtend und aufbauend, je nachdem die Menſchen wollten. Soll dieſe Möglichkeit mit einem Mal ausgerottet werden: ſo fange man damit an, daß Kirchen und Schulen geſchloſſen werden, die die wahren Rüſthäuſer der ſittlichen Kraft ſind; und das letzte ſey, daß man das

Ganze Volk in Banden ſchlage, damit Ein Allmächtiger und ſeine Schergen ſicher geſtellt ſind vor dem Adel des Menſchen, der ſich nie zum willenloſen Uhrwerk entwürdigen läßt.

Aber die Aufgabe des Staates iſt eine andere! Hier kann nicht gefragt werden, was eine Form des Lebens ſchade, ſondern was ſie nütze: denn nicht nach ihrer Entartung, ſondern nach ihrem wahren Weſen und Seyn betrachtet der ſie, in deſſen Händen das Glück von Millionen ruht. Man mißdeute nicht, als ob der Staat nur das Gute fördere, ohne dem Schlechten mit Macht zu wehren. Hier iſt von dem Grundzweck ächter Staatsweisheit die Rede, aus dem das weitere ſich ergeben muß. Dieſer kann nie ein verneinender ſeyn, der Staat ſein vielfältiges Leben nicht daran verſplittern, daß er den Menſchen hindert ſchlecht zu ſeyn; ſondern zuſammen faßt er es in dem großartigen Streben, den Menſchen zu veredeln, und Menſchenalter über Menſchenalter zu erheben. Das aber iſt nur dann möglich, wenn er ausgeht von dem Grundgedanken, daß der Menſch an ſich rein und gut ſey, und auf dieſer Ueberzeugung ruht der ganze Gedanke der Staatserziehung.

Als der Staat die erste Schule gründete, erkannte er sie dadurch an als eine Form, die der sittlichen Natur des Menschen entspreche: er baute sie auf die Gewißheit, daß es Männer gebe, die, keinem andern als dem Vernunftgesetz unbedingt gehorchend, im Stande seyn würden, dasjenige zu vermitteln, was der Staat bezweckte. Denn auch hier kann das Höchste nur freye Willensleistung, nimmermehr Gebot einer Erdenmacht seyn. Ein gewisser Umfang von Sprachkenntnissen, eine gewisse Reihe von Wahrheiten aus dem Gebiet der Welten- und Seelenlehre, eine gewisse Anzahl geschichtlicher Thatsachen, Namen und Jahresbestimmungen kann der Lehrer von seinen Schülern als vorhanden setzen, und eben so kann der Staat Forderungen dieser Art an den Lehrer stellen: einem gewissen Umfang von Erkenntniß muß er genügen, und was dieser in sich schließt, auf anders übertragen können. Mehr aber als dieses Unbedeutendste mag weder der Lehrer vom Schüler, noch der Staat vom Lehrer erzwingen. Und doch ist diese Masse, diese äußere Menge des zu Lernenden und zu Lehrenden nur das Leere, keineswegs das Höchste des Unterrichts. Wenn es dem Lehrer an sittlicher Kraft und

Würde, so kann zwar ein schöner Vorrath von Kenntniſſen aufgespeichert werden, ohne daß doch dadurch das innere Leben des Lehrlings im geringſten gefördert würde. Dasjenige aber, wodurch das Gelernte erſt Bedeutung und Würdigkeit erlangt, die ſittliche Rückwirkung auf den ganzen Menſchen, erzwingt kein Machtwort, kein Gebot und keine Strafe; und das äuſserlich Erworbene muß als einziger Gewinn kärglich genügen. Wenn aber der Lehrer, nicht zufrieden mit dieſer fruchtloſen Unterlaſſung des Guten, geradezu Böſes ſtiftet, wenn er die Lehre von Gott zu blindem Aberglauben oder toller Glaubenswuth, wenn er die Geſchichte zur Heuchelei, die Sprachforſchung zur Geiſtesertödtung, die Größen- und Formenlehre zu gänzlicher Gemüthsabſtumpfung entweihet, ſo fällt ein ſolcher Einzelner ſofort unter dem Geſetz, und iſt der bürgerlichen Strafe unterworfen, die einem ſolchen Treiben entſpricht.

Alle dieſe Bedingungen, unter denen die Schule ihrer höchſten Zwecke verfehlen, ja etwas aufgemacht Verderbliches an deren Statt unterſchieben kann, finden gleiche Anwendung auf den Turnplatz, dem eben ſo gut ein ſittlicher Gedanke

zum Grunde liegt, wie der Schule, und der darum sich nicht minder entfernen kann von seiner wahren Bestimmung wie diese. Unter seiner eignen höchsten Bedeutung bleibt er, wenn er nichts leistet, als einen gewissen Grad körperlicher Entwicklung herbeizuführen. Strafbar wird die Richtung, die in Rohheit, Gesetzlosigkeit und was man sonst von dieser Art nennen will, hinauslauft. Wo einem Turnwart dergleichen nachzuweisen ist, verfällt er dem Strafgesetz nicht weniger, als der gewissenlose Lehrer. [26])

Wie nun, wenn der Staat, diese möglichen Entartungen der Schule erkennend, ja zu der Ueberzeugung gelangend, daß sie ihres Zweckes öfter verfehlen, als ihn erfüllen werde, nie eine Schule hätte gründen, oder die gegründeten hätte einziehen wollen? Wer würde es leugnen, daß in diesem Verzweifeln an dem Guten der Staat bereits sich selbst vernichtet hätte? Was vom Ganzen gilt, ist auch von seinen Theilen wahr. Die bedeutendsten Unterrichtsmittel, Sprache, Formenlehre, Größenlehre, sind diejenigen, die die meisten Köpfe verschroben und verwirrt haben: sie sind aber auch diejenigen, die die meisten er-

hellt, erwärmt und begeistert haben. Es gilt ganz gleich, auf welcher Seite wir dermalen noch die größere Anzahl sehn: genug, daß einmal erkannt ist, welchen Nahrungsstoff jene Gebiete umschließen. Nun giebt es auch recht unschuldige Lehrgegenstände, die allgemeiner Bildung nicht eben sehr wuchern, aber auch nie zu verderblichen Erfolgen führen, wie etwa unser gemeines Tafelrechnen und was man gemeinhin unter Erdkunde versteht. Sollen darum diese unbedeutenderen Dinge über jene ein Uebergewicht bekommen? Oder soll nicht vielmehr das Bedeutendere als solches erkannt, und mit verdoppelter Sorge, mit erhöhter Aufmerksamkeit seinem edleren Ziel zugeleitet werden?

Ein solcher Theil des Ganzen ist auch die Turnkunst. Daß sie zu den wahrhaft bedeutenden Gegenständen des Unterrichts gehöre, das hat niemand unverfänglicher anerkannt als ihre Gegner. Denn woher sonst dieß überall wiederhallende Geschrey, diese verbissene Wuth, dieser offne Ingrimm, womit sich nicht bloß gemeine Buchmacher, womit sich selbst Männer von Wissenschaft und Leute auf nicht unbedeutenden Stufen im Staat erhoben haben, um wenigstens das zu hintertrei-

ben, daß der Staat der Turnkunst nicht Allgemeinheit gebe!

Hat schon Einer dieser Menschen geleugnet, daß eine gesunde Seele in gesundem Leibe ein unschätzbares Gut sey? Hat Einer geleugnet, daß ein öffentliches Volksleben des Volkes höchstes Glück sey? Hat Einer es geleugnet, daß die Tugenden, die der Turnplatz entwickelt, unerschütterliche Stützen des Staates und des Thrones sind? Ebensowenig hat Einer gezeigt, daß all dieß Treffliche mit Unrecht vom Turnen erwartet werde, daß das Turnen auf einem unsittlichen Grund ruhe, oder auch nur, daß diese Vortheile alle auch auf andern Wegen erreichbar seyen. Und was haben diese Leute denn gethan? Aus unbiblischem Geschwätz, aus luftigen Schwindeleyen und aus nichtswürdigen Lästerungen haben sie sich Leitern zu zimmern gesucht, um das Gebiet der Großen zu erklimmen, und diesen unterzuschieben, was nur für kleine Seelen gehört. Diese sind es, die den Staat und die gesetzliche Ordnung höhnen, wenn sie aussagen, daß die Turnkunst beyde bedrohe. Sie leugnen des Staates sittliches Bestehn wie seine sittliche Kraft. Sie machen allen Menschenwerth, allen Volkswerth

zum Dunstbilde, und sind der Erreichung ihrer Absichten gewiß, sobald es ihnen gelingt, den Deutschen um seinen deutschen Sinn zu betrügen.

Diesen rein und lebendig zu bewahren in den ersten Beginnen der öffentlichen Erziehung, die für den Knaben die einzig wohlthätige und heilbringende ist; zu verhüten, daß er weder einschrumpfe unter häuslicher Beengung, noch verdunste in unzeitigem Hinausstreben über Zeit und Vaterland, bleibt des Turnlebens letzte und höchste Bestimmung und es gilt dabey ganz gleich, auf wieviel Turnplätzen sie vollständig erfüllt werde, so lange der Satz fest steht, daß alle Veranstaltungen des Turnlebens auf dieß Ziel hinführen, und daß es nur auf diesem Wege mit Sicherheit und zur rechten Zeit erstrebt werden könne. Hierin theilt die Turnkunst das gemeine Geschick aller Unterrichtsgegenstände, ja alles Edeln und Vortrefflichen, das in der Anwendung höchst selten bis zu den Ergebnissen durchdringt die es seinem Wesen nach zu Tage fördern könnte; und darum gebührt ihr die gleiche Anerkennung, die gleiche Ausscheidung dessen, was in ihr wesentlich ist, von dem Zufälligen, das die Menschen erst hineintragen.

Zu diesem höchsten Zweck mußte die Allgemeinheit, die Oeffentlichkeit, die Selbstthätigkeit eines frühbegründeten jugendlichen Zusammenlebens als unerläßliche Bedingung aufgestellt werden. Das Vaterländische wurzelt nur in vaterländischem Boden: Erde und Himmel, Sonne und Luft, Feld und Wald, Berg und Thal gestalten es im Kampf mit dem Willen des Menschen: kein Haus, kein Saal ist der rechte Ort, zu beleben und lebendig zu erhalten, was hoch über Menschenwerk und Menschenwillkühr schwebt. Nur in freyer Natur, unter Sturm und Sonnenschein, unter Hitze und Frost, bey Tag und bey Nacht, am Herzen der großen Mutter kann das Gedeihn finden und Kraft erlangen, wo ein jeder frey hinzutreten darf, und der Himmel, der sich über uns wölbet, beständiger, allschauender Zeuge ist. So erst gewinnt ein großes Zusammenleben Wirksamkeit und Bedeutung: eingesperrt in Wänden würde es sich selbst erdrücken. Alles was sich anknüpft an diese freudigste Kraftentwicklung theilt ihr inneres Leben: es ist nichts mühselig, drangvoll Angelerntes: es ist ein selbständig Errungenes, und es verwebt sich durch sich selbst in That und Gesinnung, in Wort und Werk.

für Gegenwart und Zukunft mit des ſo aufſtehenden Kindes wahrſtem Weſen.

Da aber alles Vaterländiſche und Volksthümliche eine geſchichtliche Grundlage hat: ſo bedarf es des lebendigſten Umſchwunges geſchichtlicher Erinnerungen, die einzeln im Volke zerſtreut ſind, um ſich, nicht in Unbeſtimmtheit und Allgemeinheit zu verlieren. Bedürfte es ihrer aber auch nicht, freye Liebe und Dankbarkeit würden nie ermüden, das Andenken großer Männer, groſſer Geſinnungen und Thaten unter den Nachlebenden friſch und wirkſam zu erhalten. Eine wahrhaft volksthümliche Vergangenheit beſitzen nur noch wenig Gegenden unſers Vaterlandes, und auch dieſe nur Bruchſtücke: manche Gauen ſind durchaus verarmt daran, und die Noth des Tages hat die Herrlichkeit der alten Sagenwelt getödtet. Keine Volksbildung geht ſprungweis, keine rückwärts. Darum würde es wenig frommen, wenn man durch Lieder von alten Mähren, die unſere Zuſtände nicht mehr berühren, herbeykünſteln wollte, was wir näher und ſichrer erreichen können. Bleibe es alſo den Schulen anheimgeſtellt, auf

ernſtem und gründlichen Sprachwege unſerer Jugend den Hort des Nibelungenliedes wieder zu heben, und ſie ſo zu klarer Geſchichtserkenntniß unſrer urſprünglichen Zuſtände zurück zu führen. Was davon dem Leben noch angehört, wird uns ſo unfehlbar ſicheres Schrittes zurückkehren. Was aber das Volk unmittelbar ergreifen ſoll, muß anderer Art ſeyn: es muß in feſter, ununterbrochner Beziehung auf die Gegenwart ſtehn, und deren Geſtalt mit bedingt haben. Die Jahrhunderte, die dazwiſchen liegen, zählen dem Volke nicht, wenn keine Lücken den Faden des Zuſammenhanges zwiſchen Damals und Jetzt zerriſſen haben. Aber Jahre üben die Gewalt von Jahrhunderten über Begebenheiten, die das Volk nie als die ſeinigen erkannte. So leben überall Sagen, die an Oertlichkeit gebunden ſind. Wollt ihr die Geſchichten vom Tell verſtummen machen, dann verſchüttet erſt die hohle Gaſſe, zerſprengt die Tellenplatte und ſchöpfet den Vierwaldſtädter See aus. Tilgt alle Trümmer unſrer Ritterburgen, wenn die deutſchen Ritterſagen verſchallen ſollen. Ja, das alte Winfeld bewahrt noch Hermanns Namen und den Ruhm der Rö-

merbezwinger, nachdem die Wälder gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet ſind, in ſeinen Hügeln fort.

Eine Sage, die zugleich allgemein und volksthümlich wäre, beſitzen wir nicht mehr. Ueberall hat Ausländerey und verkehrtes Streben das heilige Band zerriſſen, und was in uns leben ſollte, das müſſen wir erſt in beſondern Lehrſtunden uns gedächtnißweis einprägen laſſen. Wohl dem, deſſen glücklichere Natur es ſich nach dieſem Beginn noch wahrhaft anzueignen vermag! Trete denn die Geſchichte an die Stelle des vielleicht auf immer Verſcherzten, gewiß nur durch die Geſchichte zurück zu rufenden. Knüpft ſie ſich feſt und bedeutend an an das Gegenwärtige, ſo wird ſie, von dieſem ſichern Stützpunkt aus, Schrittweis ſich dem Frühern nähern, und wenn keine neuen Geſchicke dazwiſchen ſtürmen, dem Volke alle ſeine urſprünglichen Erinnerungen wieder erobern, indem ſie die neuerworbenen durch Verwebung mit dem allgemeinſten Volksleben unvergänglich macht.

Sowie der Deutſche alles neu zu beginnen hat, ſo muß er auch ſeinen Volksgeſchichten einen

ſiſchen Anhalt ausmitteln; und den hat ihm die alles Gute fördernde Zeit in den großen Befreyungskriegen gegen Frankreich herrlicher dargeboten, als man je zu hoffen wagte. In dem Kreis weniger Jahre iſt hier alles beyſammen, was eine Erinnerung Erhebendes, Reinigendes und Veredelndes in ſich aufnehmen kann.

Damit aber die Geſchichte lebendig bleibe im Volke, darf ſie nicht bloß in Büchern geleſen, in häuslichen Kreiſen erzählt, in Schulen gelehrt werden: ſie bedarf eines Tempels, eines öffentlichen Heiligthumes, wo die Heldenſagen im Geſange aufblühn, wo Zeit und Ort auf bedeutende Erinnerungen hinweiſen, und die heitere Feſtlichkeit der Umgebungen ſelbſt das Angedenken erhöht. Ein ſolches Heiligthum vaterländiſch volksthümlichen Gedächtniſſes iſt der Turnplatz: auch die Bühne kann es in gewiſſem Sinne werden, wenn ihre Ausartung nicht ſchon zu tief gewurzelt iſt: ein würdigeres iſt nie zu denken, als die Stätte, wo die Jugend des Volkes ihre erſten Kräfte erprobt, wo ſie der Gedanke des Vaterlandes zuerſt mächtig anhaucht, und in dieſem Zwecke ſelbſt

eine Weihung gegeben iſt, die das Höchſte in ſich aufzunehmen fähig iſt.

Und daß dem ſo ſey, hat das Leben bereits anerkannt. Der Anfang und der Schluß des Turnjahres fällt zuſammen mit den beyden ſchönſten Tagen unſerer Zeit, mit der im heldenkräftigen Verein aller Deutſchen erſiegten Völkerſchlacht und dem erſten Siegereinzug der Deutſchen in die feindliche Hauptſtadt. So ordnete Jahn es an; und an jedem achtzehnten October ſteigen nun von den Turnplätzen die Dankesfeuer auf; und ſie haben ſchon die Erwiederung manches freundlichen Flammengruſſes entzündet, wo ohne dieſen Aufruf die wahren Feſttage des Volkes unbeachtet und ungefeyert im Werkelleben untergegangen, Erinnerung und Dank allmälig erloſchen wären.

Darum lebt auch ſchon jetzt unter den Turnern frommes und begeiſtertes Andenken an die Helden des Vaterlandes in Geſängen und Liedern ein friſches, unvergängliches Leben fort. Was ſonſt geleſen wird, wird dort geſungen, nicht von Einer Kunſtſtimme in Prunkſälen zur Ausfüllung des ſtockenden Geſpräches, ſondern von hunderten

freudiger jugendlicher Kehlen, aus innrer Luft, unter Gottes freyem Himmel. Körner und Schenkendorf sind heimgegangen zu verwandten Sänger- und Heldenseelen. Aber was sie gedichtet haben, blüht auf den Turnplätzen unverwelklicher, als was die todten Schriftzüge aufgenommen haben. So vervielfältigt sich von hier aus in unendlichem Wiederhall, was der Einzelne Wackeres gedacht, empfunden, ausgesprochen hat; es hört auf, Einzelbesitz zu seyn, und wird zum edelsten Volksgut erhoben. Dann können die Lieder auch uns werden, was sie ihrem göttlichen Ursprung nach sind, Spiegel der reinsten Menschlichkeit, und Himmelsflammen, alle Herzen für das Höchste und Heiligste zu entzünden.

Der Turnplatz selbst bedarf keiner andern Weihung mehr, als die That ihm giebt. Jeder Ort ist ein ehrwürdiger und heiliger, der zur Grundlage eines großen Werkes erkoren wurde: der auf dem sich Bürgertugend zu freyer Gestaltung herverbildet, gewinnt mit jedem Jahr an hoher Würdigkeit, weil immer reichere, immer vielseitigere Ereignisse auf ihn in Beziehung treten, weil immer mehr wackere Naturen aus ihm hervorgehn

und das Maaß ſeiner Wirkungen ſich bis ins Unendliche ſteigert. Iſt mit Recht die Stadt, die einem großen Mann das Daſeyn gab, ſtolz auf einen ſolchen Sohn: ſo iſt es mit beſſerm Recht die Schule, der Turnplatz, der dieſen Kräften den erſten Spielraum gab. Und geht der einzig ſchöne Gedanke, den Jahn einmal aufblitzen ließ, in Erfüllung, Frieſens irdiſcher Hülle in Mitten des Berliner Turnplatzes eine würdige Ruheſtätte in mütterlicher Erde zu bereiten: dann iſt dieſem Orte die höchſte menſchliche Weihung, und allen Turnplätzen ein herrlicher Mittelpunkt gegeben. [27])

Aber nicht dieſe geſchichtliche Würdigkeit allein ſchwebt über ihnen. Im Leben des Deutſchen hat das Chriſtenthum ſich zum heiligſten und thatenreichſten Ernſt verklärt. Luther und ſeine Mitkämpfer haben dem Menſchlichen ſeine Einheit mit dem Göttlichen wiedergegeben, und das beſeligende Licht eingeführt in das Jahrhundert. Sowie der Deutſche ſein Tagwerk mit Gott beginnt und mit Gott ſchließt, ſowie alles Große und Bedeutungsvolle ſeine Weihung durch die Kirche empfängt, und der Menſch es ſich dadurch erſt als wahres Gut beſtätigt erkennet: ſo iſt das

Gleiche auch auf den Turnplätzen geſchehn. Und wohl geziemt es ſich für eine Stätte, die geweiht iſt durch Vergangenheit und Zukunft, daß das Göttliche ſelbſt in Geſang und Gebet die Gegenwart anhauche, daß das Gefühl vereinter Andacht an erinnerungsreichen Tagen, zu ſinnvollen Zeitabſchnitten alle Herzen von dort zu Gott erhebe, daß das freudige Bewußtſeyn ſelbſterrungener Kraft ſich mildere in dem innigen Gefühl menſchlicher Bedürftigkeit, und die Ueberzeugung tief begründet werde, wie auch der Gewaltigſte hienieden ein ſchwankendes Rohr iſt im Winde, ein dürres Laub im Herbſtſturm, ein Nichts vor der Herrlichkeit des Ewigen.

Anmerkungen und Belege.

Rühre nicht, Bock, denn es brennt.

Die nachſtehenden Anmerkungen und Belege wurden nöthig befunden, weil der Gegenſtand dieſer Schrift ein geſchichtlicher iſt, und der Zuſammenhang der Darſtellung kein Abſpringen auf Einzelheiten erlaubte. Leider haben wir es hier meiſtentheils mit unſauberm Stoff zu thun gehabt, und mehr als einmal hat uns die Polemik angewidert, die hier geführt werden mußte. Aber das ganze Büchlein iſt nicht zu des Verfaſſers Freude geſchrieben. Darum weiß er auch recht gut, wie das Meiſte der folgenden Bemerkungen aufgenommen werden wird. Er hat mit keinem der Männer, über die unerfreuliche Dinge zu ſagen waren, je in Verbindung geſtanden, er kennt keinen von ihnen; ſie ſind ihm gar keine Perſonen. Aber was er als Recht und Wahrheit erkannt hat, das hat er nicht aus ſchwächlichen Rückſichten, zum Nachtheil einer guten Sache unterdrücken mögen; und das wird er auch nach Erſcheinung dieſes Buches kräftigſt zu behaupten und zu verfechten wiſſen.

---

1) Es ſoll niemandem verhohlen werden, daß hier von dem ſeichten und verkehrten Erziehungsweſen die Rede iſt, das ſich in Deſſau zuerſt regte, in Campe's Anſtalten um ſich griff, in Schnepfenthal aber ſich am vollkommenſten

entwickelte und feſtſetzte. Von hier ſollte denn auch die wahrhaft todtgeborene Gymnaſtik ausgehn, die aber in Deutſchland höchſtens ein Weilchen bey Prinzenerziehung und bey Winkelanſtalten, die im Mitmachen ihre beſte Empfehlung ſuchten, Eingang fand; nach ein Paar Wintern vermoderten die Gerüſte, und die Sache war glücklich vergeſſen. So habe ich die Gymnaſtik zuerſt kennen gelernt.

Nur zwey öffentliche Anſtalten habe ich gekannt, denen es beyden heiliger Ernſt war, den Menſchen nach allen ſeinen Beziehungen zu ſeinem Urbild heran zu heben, und die darum auch die Leibesübungen als weſentlichen Theil des Ganzen aufgenommen haben, das Pädagogium zu Kloſter Berge und das Conradinum auf Jenkau bei Danzig. *) Das Letztere habe ich in den Jahren 1810 bis 1814 mit trefflichen Freunden vereinigt mitgeleitet. Es war vielleicht der einzige Punkt in Deutſchland, wo ſich in jenen ſchweren Jahren frey leben, frey handeln und wirken ließ, in deſſen glückſeelige Abgeſchiedenheit keine franzöſiſche Verpeſtung gedrungen iſt. Wir

*) Straß, Nachricht von der Einrichtung des Pädag. zu Kl. Berge, S. 30 und Jachmann, Beſchr. des Conradinums im Archiv deutſcher Nationalbildung. Heft 3. S. 285.

vernahmen von Jahn und seiner Turkunst erst in den Kriegesjahren, und wissen daher aus eigner Erfahrung, wie unbrauchbar für jeden höhern Zweck die früher bekanntgewordnen Anleitungen sind.

Beyde Anstalten, die einzigen ihrer Art in Deutschland, haben ein gleiches Geschick gehabt: sie sind beyde Opfer der Zeit geworden, Kloster Berge in dem Jahr der beginnenden Franzosenherrschaft, Jenkau, nachdem es alle Schrecknisse wiederholter Kriege überstanden hatte, im Jahr der Befreyung Deutschlands. Heilig aber bleibe das Andenken zweyer Stiftungen, die, wenn die Zeit ihnen freundlicher gewesen wäre, die Stützpunkte ächter öffentlicher Erziehung geworden seyn würden.

2) Bey Vousier in der Gegend von Mezieres. Das schönste Denkmal in einfach rührenden Worten hat Jahn in der Vorr. zur deutschen Turnkunst, S. VII. dem Heldenjüngling gestiftet: „Keinem zu Liebe und keinem zu Leide: — Aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.“ Ueber sein Verdienst als Lehrer und Erzieher hat Wilhelm Harnisch im Erziehungs- und Schulrath Heft 5 S. 108--128. geredet. Möchte Turte dem schon öffentlich ausgesprochenen Wunsch einer vollständigen Lebensbeschreibung seines Freundes willfahren!

3) Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt von Friedr. Ludw. Jahn und Ernst Eiselen. Berlin, 1816. Voraufgegangen waren zwey kleinere Schriften von Bornemann: der Turnplatz auf der Haasenheide, 1812. und Lehrbuch der von Friedr. Ludw. Jahn unter dem Namen der Turnkunst wiedererweckten Gymnastik, 1814. Gleichzeitig erschien ein Lehrbuch der Turnkunst von Elias in Bern, das bey uns noch ganz unbekannt geblieben ist, und doch manche schätzbare Beyträge enthalten dürfte, da vielleicht in keinem deutschen Lande die Turnkunst sich alle Zeit so lebendig erhalten hat, wie in der Schweiz. Hinterdrein gekommen ist Zeller mit seinen Grundlinien der Turnkunst. Königsb. 1817 und nach lange vorher eingesammelter Vorausbezahlung Guts Muths Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Frankfurt am Mayn 1817. Durch welche Verkehrtheit der bekannte Verfasser, dem niemand Kenntniß des Einzelnen absprechen wird, sein ganzes Buch verdorben hat davon wird weiter unten gesprochen werden. Vorläufig verweisen wir auf die einsichtsvolle Beurtheilung von With. Harnisch im Schulrath Heft 10. S. 121 — 130. Schwerlich wird seine Arbeit als Leitfaden auf einem ächten Turnplatz Eingang finden: für den Turnlehrer mag

auch neben Jahn einzelnes Nützliches erhalten. Als Ergänzung zu Jahns Turnbuch ist die gleich treffliche Schrift des Obersten von Pfuel, über das Schwimmen. Berlin. 1817. zu betrachten. Kleinere achtungswerthe Beyträge sind gegeben von Benda im Schulrath. Heft 2. S. 95. und von Zerrenner im neuesten deutschen Schulfreund. Th. 5. S. 29. ff. Th. 6. S. 31. ff.

4) Da der Raum fehlt, hier alles aufzuzählen, was von Preußischen Landesbehörden zur Förderung der Turnkunst ruhmwürdiges gethan ist, so begnüge ich mich, statt alles andern das mir zunächst liegende mitzutheilen, ein Paar Stellen aus einer Verordnung des Königl. Consistoriums für Schlesien vom 31sten Julius 1816, die ganz im Geist und Sinn des göttlichen Mannes abgefaßt ist, dessen Worte dieser Schrift einleitend vorgesetzt sind.

„Die Gesanglehre und die Turnkunst, „womit die Gegenstände des öffentlichen Unterrichts und der Jugendbildung seit einigen „Jahren vermehrt sind, haben einen so „wohlthätigen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht, daß wir es „uns zu einer besondern Angelegenheit machen, „nach der Absicht der höhern Staatsbehörden, die allgemeine Aufmerksamkeit

„und Theilnahme der Provinz darauf hinzu
„lenken.“ — — —

„Wir empfehlen die Turnübungen als ei
„nen wesentlichen Gegenstand de
„allgemeinen Volksbildung, und wün
„schen, daß sich zu ihrer weitern Verbreitun
„alle mit uns vereinigen, die sich überzeug
„haben, daß eine gesunde Seele auch gern i
„einem gesunden Körper wohnt, daß es zu
„vollkommnen Bildung des Menschen gehört
„nicht in Schlaffheit und Weichlichkeit erfun
„den zu werden, sondern auch seiner leiblichen
„Kraft vertrauen zu dürfen, und daß wir da
„kunstvolle Gebilde, womit der Schöpfer un
„sern Geist umgeben hat, auch in seiner ei
„genthümlichen Schönheit und Tüchtigkei
„ver ihm darstellen. Besonders fordern wi
„die Herren Kreis-Landräthe, Superinten
„denten, Pfarrer und städtischen Behörden
„auf, diesen Gegenstand mit Ernst zu betrei
„ben, und auch dadurch das Beste der auf
„wachsenden Generation zu befördern, wobe
„wir nur noch bemerken, daß wer eine gründ
„liche Belehrung darüber wünscht, solche in
„folgender Schrift finden wird: die deutsch
„Turnkunst von F. L. Jahn und C. Ei
„felen.“ u. s. w. *)

*) Sollte es wahr seyn, daß noch ganz kürzlich jemand
in einem gedruckten Flugblatte den Turnplatz

5) Eines genüge für mehreres! Die nachstehenden Worte (zuerst mitgetheilt im Anzeiger der Deutschen. 1817. Nr. 259.) sind von Friedrich Jacobs. Doch wer hätte den herrlichen Mann nicht auch ohne Nennung seines Namens erkannt!

Würdigung der Turnkunst.

Die Einführung der Leibesübungen, als einer nothwendigen Ergänzung der bisher allzu einseitig beschränkten Erziehung, ist, wie bekannt, bey der Zerstörung der fremden Gewalt, deren Andenken wir heute feyern, von Vielen mit Begeisterung empfohlen und mit dem tödlichsten Eifer betrieben.

---

einen Balgplatz umgetauft habe: so muß das wohl von einem Menschen geschehen seyn, der von den Staatseinrichtungen und Verordnungen in Preußen überall nicht unterrichtet ist, und der darum auch nicht weiß, daß die Turnplätze bey uns zu den öffentlichen Instituten gehören. Denn daß jemand davon Kenntniß haben, und dennoch sich erfrechen könnte, eine von hohen Behörden dringend anempfohlene, geförderte und geschützte Veranstaltung mit Schimpfnamen zu belegen, ja sie kurzweg nach demjenigen zu benennen, was sie am allerwenigsten seyn soll, ließe eine Geringschätzung aller Sitte und alles Anstandes voraussetzen, die wir auch dem gemeinsten Tagblattsfudeler nicht zutrauen mögten.

von nicht Wenigen auf alle Weise erschwert, mit Hohn befehdet, und mit öffentlicher und geheimer Mißgunst verfolgt worden.

Die Nothwendigkeit jener Uebungen in ihrem ganzen Umfange, ihre Wirksamkeit bey der Entwickelung des Menschen und seiner Kräfte, zur Bildung und Befestigung eines tüchtigen Charakters, ist nicht erst seit der angegebenen Zeit, sondern lange vorher, von uralten Schriftstellern des ersten Ranges, auf die genügendste Weise dargethan worden. Niemandem fiel ein, dagegen zu streiten. Auch ließ man es hingehn, wenn Lehrer der Alterthümer bemerklich machten, daß das wackere Wesen der Alten in der Palästra gehegt und genährt worden; daß es keinem edlen Jünglinge verstattet gewesen, sich diesen Uebungen zu entziehen; und daß die Unbehülflichkeit, die Unbeholfenheit und Verlegenheit, die man oft an geistvollen und gelehrten Männern wahrnahm, wohl größtentheils aus dem Mangel einer mit den geistigen Uebungen gleichlaufenden körperlichen Uebung und Ausbildung entspringen möge.

So vorgetragen, als eine alte Sage, erschallte das Wort in den Hörsälen, ohne Anstoß zu geben, weil es sich im Leben nicht geltend machen, nicht zur That werden wollte. Mit dem Wissen der Rechten zufrieden, ließ man es, mit wenigen Ausnahmen, die hier nicht in Anschlag kommen, bey der alten, armseligen Beschränkung auf Reiten

Fechten und Tanzen, womit denn nicht ſowohl die Ausbildung des Körpers, als vielmehr der Gefallſucht und Eitelkeit bey der vornehmen Jugend vollendet wurde. Endlich aber ſchienen die Banden der alten Gewöhnung zu reißen. Die Noth rief alle Kräfte auf; die Begeiſterung erſetzte, was die Erziehung mangelhaft gelaſſen hatte; und jetzt leuchtete ein, daß jenes Leben der Kraft durch dauernde Einrichtungen genährt und erhalten werden müßte.

Da ward von geſunden Sinnen und vom ſchlichten Verſtande auch die Turnkunſt nach Würden geehrt, und ihre Verbreitung, als eines kräftigen Mittels gegen die Schlaffheit der Zeit, lebhaft gewünſcht. Der verneinende Geiſt aber, der ſich der Schlaffheit erfreut, ſchwieg noch, lächelte ſtumm in ſich hinein und harrte der Zeit.

Die Zeit kam nur allzu bald. Das Andenken der Knechtſchaft, unter welcher Fürſten und Völker geſeufzt hatten, ſchwand nur allzu ſchnell; die Wunder, die an uns geſchehn waren, wurden vergeſſen oder verkannt, ja freventlich herabgeſetzt. Der Strom der alten Gewohnheit ergoß ſich wieder mit unbändiger Gewalt. Das heilige Feuer auf dem Heerde des geſammten Vaterlandes erloſch in ſchnöder Vernachläßigung: nur Einzelne retteten Funken deſſelben in dem Heiligthum eines frommen und vaterländiſch geſinnten Herzens, trauernd ſich wegwendend von dem ſo ſchnell erkalteten Al-

kare, um den ſie gehofft hatten, alle Völker deut
ſcher Zungen in einem heiligen Bunde verſammel
zu ſehen.

Jetzt konnte der böſe verneinende Geiſt ſich
gefahrlos regen, und wie er frech die Begeiſterung
jener gierreichen Tage der Befreyung läugnete, ſo
lehnte er ſich auch höhnend gegen ihre Erzeugniſſe
auf; verläumdete jede freye Geſinnung; verſpot
tete den deutſchen Sinn; ſchuf Gaukelſpiel ſchrek
kender Geſpenſter aus Spinneweben, und äng
ſtigte furchtſame Gemüther durch Bauchrednerey.

Was in Beziehung auf andere Dinge ver
wandter Art geſchehen, laſſen wir jetzt zur Seit
liegen; nur von der wackern Turnkunſt ſo
die Rede ſeyn. Wie dieſe in den Tagen de
Hoffnung ſelbſt — der Hoffnung, die gehegt z
haben, kein edles Gemüth auch jetzt, nach de
Täuſchung, ſich ſchämt — wie in jenen unver
geßlichen Tagen ſchon hie und da die Turnkunſt
wenn ſie ihre Hülfe bot, ſchnöde zurückgewieſe
und ihr der Eingang nicht geſtattet ward in ganze
Reichen, die auch an dem heutigen Tage, wo un
ſere Berge flammen, im Dunkel verhüllt liegen
dieß iſt uns allen bekannt, und iſt von uns alle
mit Trauer vernommen worden. Nach Gründe
frug man umſonſt. Denn was man, die wahr
Geſinnung bedeckend, zur Schau trug, zerfiel
ſich ſelbſt, als ein eitler Schein, wie es denn au
nur zum Schein erſonnen worden.

Der wahren Ursachen jener Befeindung einer löblichen Kunst sind mehrere, und nicht bey Allen die nämlichen. Eifersucht gegen Preußens Ruhm, von wannen sie ausgegangen, lag bey Vielen zum Grunde; obschon es die allerschlechteste Art von Eifersucht ist, sich aus Groll des Guten zu entäußern und dem Gegner die Freude des Besitzes nur durch faule Worte verkümmern zu wollen. Doch wirkten auch andere Ursachen nicht weniger; wie denn in Preußen selbst jene Kunst auf das Feindseligste geschmäht worden ist. Geringere Ursachen werden hier, wie billig, übergangen; wozu wir die vielleicht von Einem oder dem Andern verschuldete Ueberschätzung der Zukunft rechnen, die, durch nichtigen Tadel zuerst veranlaßt, nun wiederum der Tadelsucht neue und schärfere Waffen bot. Hier mag nur das Wichtigere erwähnt werden; das, was uns von dem beschränkteren Gegenstande auf ein weiteres Gebiet und zu allgemeinern, wenn schon nicht erfreulichen, Betrachtungen führt.

Daß die Kunde von den Siegen der deutschen Heere nicht überall in den Grenzen Germaniens mit gleicher Freude vernommen worden, hat der Augenschein gelehrt; auch die nächsten Folgen derselben wurden mit der verschiedensten Theilnahme aufgenommen. Von dem, was Einzelne in ihrem besondern Verhältniß verstimmte, so wie von dem Zorne ganzer Völker, soll hier nicht die

Rede seyn; aber unverkennbar ist es, da
Stimmung der höhern Stände und derer,
Theil an der Regierung nahmen, von de
Volkes wesentlich verschieden gefunden w
Die augenblickliche Hoffnung einer Verschme
von jenen mit diesem in denselben Gesinnu
woraus ein ganz neues Leben der Völker
Staaten hervorgegangen wäre, wurde sehr
auf das Vollständigste vernichtet. Es blieb
wie es immer gewesen war, und die Bande
Vereinigung, welche die Noth bewirkt hatte,
sich fast in demselben Augenblicke, wo die
endigte. Statt dessen, was vertrauungsvo
hofft worden war, geschah das Unerwart
Wir mögen Keinen beschuldigen, wie sehr
immer der Schein die Beschuldigung rechtfer
möchte, daß ihm die Vorliebe für französi
Gewaltherrschaft alles verhaßt gemacht habe,
sich aus der Asche desselben entwickelt hatte.
Das war nur allzu sichtbar, daß in den Gemüt
der Vornehmen ein widriger Niederschlag
Vorliebe für willkürliche Gewalt überh
zurückgeblieben war. Immer mehr und
that sich kund, daß sie das große Beyspiel, we
ihnen die Vorsehung gegeben hatte, auf die
verkehrteste Weise, nicht zur Warnung, son
zur Nachahmung gebrauchten; daß sie unm
nach dem Genusse der verbotenen Frucht lüst
wenn sie auch Tod und Verdammniß bringen so

Mit Mißgunst hatten sie diese Frucht in den Händen der Unterdrücker gesehen; nun sie in die ihrigen übergegangen war, schienen sie entschlossen, ihren Besitz auf alle Weise zu vertheidigen. Die großmüthigen Entsagungen, die edeln Verheißungen der Nothzeit wurden, als eine Fehlgeburt, lächelnd zur Seite geschoben. Vergessen sollten sie werden, und, wo möglich, die ganze Zeit der Eintracht und — Herablassung. — Die Anmaßung der Völker, durch entschlossenen Muth und Opfer aller Art, auch der theuersten, die fremde Gewalt gebrochen und die einheimische Macht entfesselt zu haben, durfte ja nicht genährt, sie mußte vor allen Dingen in Vergessenheit gebracht werden. Darum mußte die Feyer der großen Tage des Vaterlandes erschwert, ihres öffentlichen religiösen Glanzes beraubt, durch kaltes Fernstehen der Vornehmen geschwächt, auch wohl durch Spott entwürdigt werden; damit das Volk, das bey großen Vereinen sich auch etwas dünken will, von einander fließe in seine dumpfe Heimath, und dort, kämpfend mit der alten heilsamen Noth, die Zeit erwarte, wo es zu neuen Opfern an den blutigen Altar des Vaterlandes beordert werde.

Am wenigsten durfte man den Dünkel der tapfern Jugend dulden, oder die Ansprüche begünstigen, die sie mit gutmüthiger Leichtgläubigkeit auf manches hohe Wort der Mächtigen gründete: von einer Wiedergeburt der Nation in ihrer

Gesammtheit, von Einh it des deutschen Volk
von einem unerschütterlichen Rechtsstande in d
wahrhaft freyen, aller Willkür entrissen
Lande. Bey solchen Gesinnungen, die mehr o
weniger klar in den Gemüthern Vieler und
Einflußreichsten lagen, wie hätten sie nicht m
scheelen Augen jene Vereine betrachten sollen,
denen eine wackere Jugend, unaufgefordert u
unbelohnt, nur aus Liebe zu dem, was sie
nöthig erkennt, sich im freyen Gebrauche ih
Kräfte übt; sich stärkt gegen die Mühen des
bens in Frost und Hitze, und, auf eignen Füß
stehend, den Turnfreund zur Seite, der Gefa
in das Auge sehen lernt ohne Zagen? Vor eine
solchen Sinn, der vor nichts erschrickt, als v
dem Schändlichen und Schlechten, und sich v
nichts bangt, als vor dem Höchsten und Erhabe
sten, vor welcher Rohheit, wozu die Palästra d
Alten und die Turnkunst der Neuern führt, be
die Rohheit gemeiner Menschen zurück, indem
in ihr die Verkünderin einer rohen und unerträ
lichen Zeit die Verläuferin von Aufruhr und G
waltthaten sieht.

Nur so viel aber kann diesen Gegnern zuge
standen werden, daß die nichtige, der Gewaltherr
schaft so gefällige Geschmeidigkeit, die sich de
eignen Vernunft um fremder Thorheit und Schlech
tigkeit willen entäußert, zu jedem Gebrauche be
quemer ist, nur nicht da, wo es Adel der Seel

Uneigennützigkeit und Muth gilt. Wahrlich, was eine gesetzmäßige Regierung zu fürchten hat, ist nicht die Tüchtigkeit des Volkes, sondern seine Laster, vornehmlich die Weichlichkeit, der Eigennutz, die blinde kriechende Unterthänigkeit, die sich nicht selbst zu bestimmen erkühnt, die entmannte Feigheit, die weder sich selbst, noch den Thron zu schützen vermag, und in dem Augenblicke der Gefahr sich wegschleicht von den wankenden Fahnen, und — dem glücklichen Sieger zu Hülfe eilt. — Aber so unbesieglich ist die Macht der Gewohnheit, so gering die Wirksamkeit der Erfahrung, daß man die Sicherheit der Staaten noch immer lieber dem gefügigen Laster als dem freyen Muthe anvertrauen will, und das Ideal eines Volkes in einer Herde erblickt, die mit gesenktem Haupte, stumm und stier, oder dummnachblökend Einem verschnittenen Führer folgt. Freylich möchte bey so gedankenloser und dumpfer Folgsamkeit der träge Hirt sich sorglos dem Schlafe überlassen, wenn er nur überzeugt wäre, beym Erwachen die Herde nicht durch einen panischen Schrecken zerstreut und den ganzen, so wohlgezognen Staat aufgelöst zu finden. Solch ein Auflösen ist nicht zu fürchten da, wo Jeder gelernt hat, seiner eignen Kraft zu vertrauen, um die Freyheit, das Recht und den auf beyden ruhenden Thron zu vertheidigen. Denn nicht das Gerüst, das man Thron nennt, sondern die Götter, die

ihn tragen, Gerechtigkeit, Wahrheit und Frey-
heit, und den, in welchem sich diese Tugenden
persönlich offenbaren, achtet sich der Bürger zu
schützen berufen. Nur unter solcher Obhut fühlt
er sich, und unter Bürgern, die sich fühlen und
achten, stehen rechtmäßige Throne unerschüttert. —
Daß die Fürsten Deutschlands diese Wahrheit
nicht bezweifeln, und die Freyheit höher achten,
als Augendienerey, glauben wir willig und gern;
aber auf der Höhe, auf welcher sie stehen in ihrer
Entfernung von dem Volke, müssen sie oft die
Fernröhre ihrer Umgebungen leihen, die für andere
Augen als die ihrigen gemacht sind.

Fest und unerschütterlich steht der Satz, daß
das, warum Staaten sind, auch das Prinzip,
(Zweck), aller Regierungen seyn muß: Beförde-
rung der Menschheit. Jedes andere ist des-
potisch und sündhaft, wie es sich auch immer schmü-
cken mag; und wie alles Sündhafte, bereitet es
früh oder spät den Tod. Jener höchste und ein-
zige Zweck aber wird schlechterdings verkannt, wo
es dem Bürger nicht verstattet ist, alle seine Kräfte
nach den verschiedensten Richtungen hin auszubil-
den. Nur in dieser Ausbildung kann die Mensch-
heit ihre Herrlichkeit entfalten, und ihren ange-
stammten Adel geltend machen. Der Geist ist ge-
bunden an den Leib. In einem tüchtigen
Menschen muß beydes gesund und kräftig, und
der dienende Theil dem gebietenden ein überall

taugliches Werkzeug seyn. So kehren wir zu der löblichen Kunst zurück, von der wir ausgegangen sind. Den Freunden der Menschheit ist sie eine willkommene Erscheinung, und der unermüdliche Eifer, mit dem sie, unter vielem Widerstande und Schwierigkeiten aller Art, dennoch verbreitet wird, ein wohlthätiges Zeichen einer bessern Zeit. Sie kann Feinde haben nur unter denen, die eine freye und edle Entwickelung der Menschen fürchten und hassen.

6) Nach öffentlichen Nachrichten bestehn ausserdem bereits im Königreich Würtemberg, in der Pfalz am Rhein, im Kurfürstenthum Hessen Cassel, im Großherzogthum Hessen Darmstadt, im Bayreuthischen, im Herzogthum Sachsen Gotha, im Fürstenthum Lippe Bückeburg unter dem wackern Faust, in den Freystaaten und Städten Bern, Hamburg, Bremen und Frankfurt am Mayn Turnanstalten: ob aber auf höhere Verfügung, oder als Unternehmung wohlgesinnter Einzelner, darüber sind wir nicht unterrichtet. Die Jahrbücher des Turnwesens, die wir von Berlin aus zu erwarten haben, werden darüber Auskunft geben. Wir knüpfen hier ein Paar Turnerische Fragen an, die wir gern beantwortet sähen:

Ist bereits in den Königreichen Hanover und Sachsen etwas für das Turnen geschehn?

Welche Katholische Landesbehörde wird die erste seyn, die das Turnen thätig fördert? Und welche die letzte?

Wie kommt es, daß die Juden, die sich sonst mit wahrer Wuth in alle Christlichen Verhältnisse eindrängen, an mehrern Orten die Turnplätze gänzlich meiden?

7) „Schmalzgesellen sind feige und feile Gemüther, die jeder Zeit dessen Lied singen, dessen täglich Brod sie essen. Sie behaupten: die Fürsten herrschen nur aus angeborenen Rechten, und haben gegen das Volk keine Pflichten, sondern nur Rechte über dasselbe: es sey auch nie ein Fürst des Volkes wegen da, sondern nur das Volk wegen der Fürsten. Darum widersetzen sie sich allen Verfassungen, und weissagen von bevorstehendem Mord und Todtschlag." Karsten im Weim. Oppos. Blatt. 1818. Nro. 2.

8) Ohne eine Beyspielsammlung so widriger Art zu geben, die der darnach Lüsterne sich selbst aus der Allgem. Zeitung, dem Oesterreicher Beobachter, dem Hamburger Correspondenten und der zuletzt nachhallenden Berliner und Breslauer Zeitungen zusammenlesen mag: — sogar die Hallische Litteratur-Zeitung hat sich bereits in ein solches Hin- und Herberufen mit ein Paar Berliner Winkelschriftstellern eingelassen, und sind sie der-

malen bis ins dritte Glied vorgeschritten; — soll hier nur Ein Fall berührt werden.

Als Jahn, von französischen Spähern umlagert, seinen Turnplatz eröffnete, gab er seinen Turnern das wohl erwogene Turngesetz:

„Welcher Turner irgend etwas erfährt, „was für und wider die Turnkunst und unsre „Uebung derselben Freund oder Feind spre„chen, schreiben und wirken: muß davon so„gleich Anzeige machen, damit zu seiner Zeit „und an seinem Orte aller solchen Kunden „— mit Glimpf oder Schimpf — könne ge„dacht werden."

Das Gesetz hatte Jahrelang zum Guten gewirkt, und war als rein und wohl gedacht von den Eltern anerkannt, die ihre Söhne dem Turnplatz übergeben hatten. Da las man plötzlich in der Casseler Allg. Zeitung 1816. Nro. 145. in einem vorgeblichen Schreiben aus Berlin: dieß Turngesetz habe daselbst großes Mißfallen erregt; es lege den Keim zur Verderbtheit und Falschheit gegen Eltern und Verwandte in die Herzen der Turner; es erinnere an die Grundsätze der Spanischen Inquisition; ein so schlechtgesinnter Sohn könne nie ein guter Staatsbürger werden, u. s. w. Der zu erwartende Wiederhall dieser nichtswürdigen Deutung blieb nicht aus, und wahrscheinlich derselbe Sudeler, dem jener Cassele

Aufsatz angehört, hat neuerdings in einem eignen namenlosen Pamphlet auf nicht ganz 130 Seiten an dreyzehn verschiednen Stellen, von der Cassirer Lüge ausgehend, sein hohles Geschrey erneuert.

Fragt man der Sache nach, so glaubt man zwar willig, daß der verkappte Briefsteller sich an diesem Gesetz schwer geärgert haben mag, so wie er denn wahrscheinlich vieles sagt, das er nicht gern zu verständiger Männer Kunde gebracht sähe: von den Eltern aber, die ihre Söhne auf den Turnplatz schickten, — und nur deren Unwillen kann hier in Rücksicht kommen, da diese zunächst betheiligt seyn würden, — hat niemand sie dieses Gesetzes wegen zurückgenommen, weil sie alle die Schändlichkeit dieser Auslegung erkannten. Aber auch ihre Dummheit übersteigt allen Glauben. Um Eltern, Verwandte und Freunde heimlich belauern und aushorchen zu lassen, soll Jahn eine offenkundige Verfügung durch den Druck bekannt machen! Wer die Stirn hat, Dinge der Art zu verbreiten, der muß entweder selbst ein ausgemachter Dummkopf seyn, oder in dem Wahn stehn, daß er in ganz Deutschland allein keiner sey. Dann ist er aber etwas schlimmeres.

Den geschichtlich nothwendigen Ursprung dieses Turngesetzes, den in Berlin jeder kennt, der sich in redlicher Absicht um das Turnen ge-

kümmert hat. wies Harnisch im Schulrath, Heft 4. S. 174. längst nach. Aber seine wohlthätigen Folgen dauern überall und zu jeder Zeit fort, indem es manches gesunde und verständige Urtheil zu des Turnwarts Kunde bringt: indem es manchen veranlaßt, seine unreifen Ansichten nicht an den Straßenecken zur Schau zu stellen, sondern sie demjenigen mitzutheilen, der am fähigsten ist, diese Zweifel aufzulösen, und besonders einen Schwall der nichtsnützigsten Klätscherenen, Entstellungen und Lügen vor der Geburt erstickt, weil allerdings das böse Gewissen sich durch dieß Gesetz von allen Seiten beobachtet fürchtet, während es auf den graden und rechtlichen Mann nur erfreuliche Beziehungen hat.

9) Wir wollen hier nicht von einzelnen Klatschblättern reden, deren Herausgeber gar keine Gesinnung haben, sondern von dem guten oder bösen Willen ihrer Mitarbeiter abhängen, und darum sich ungescheut in jedem Augenblick widersprechen. Wir halten uns lieber an das würdige Haupt dieser ehrsamen Zunft, den durch die gründliche Tiefe seiner Unwissenheit, so wie durch die wahrhaft erhabene Dreistigkeit seines Aburtheilens und Mitschwätzens in ganz Deutschland Gottlob! einzigen Komödienverfertiger von Kotzebue. In Uebereinstimmung mit dem ihm längst nachgewiesenen Abscheu gegen alles Große und Edle, hat er sich denn auch in seiner neu eröffneten lit-

terarischen Klatschbude, deren Bedarf er ganz aus eignen Mitteln bestreitet (nur Billets Weimarischer Straßenbuben finden Aufnahme. s. Nr. 4.) alsbald gegen das Turnen vernehmen lassen. Mit einem glänzenden Probestück seiner bekannten Logik hebt er an: Weil der letzte Krieg gegen Frankreich so rühmlich wie möglich, und ohne die Turnkunst geführt ist, so ist die Turnkunst auch entbehrlich! Ihm den knabenhaften Schnitzer in seinem Schluß zu demonstriren, achten wir uns zu gut. Das aber konnte freylich derjenige, der sich außer dem Schuß hielt, nicht wissen, daß manches edle Leben, manche frische Kraft und Gesundheit dem Vaterlande erhalten seyn würde, wenn alle die trefflichen Jünglinge und Männer, die der Geist in den Kampf trieb, sich von Kindheit auf zur Ertragung der Mühen und Beschwerden des Krieges hätten vorbereiten und abhärten können. Auch ist es eine Lüge, daß der Krieg ohne die Turnkunst geführet sey: so viel Turner sind mitgegangen, als waffenfähig waren, und ob diesen dabey ihre Kunst förderlich gewesen ist, darüber müssen sie selbst und ihre Oberen befragt werden, nicht der Komödienverfertiger von Kotzebue.

Wenn aber derselbe sich in allerley Bedenken versteigt, ob nicht über dem Turnen das Studium der griechischen und lateinischen Sprache vernachlässigt werden dürfte, so muß man ihn um seiner

selbst willen ernstlich bitten, davon künftig ganz zu schweigen. Wir können den besorgten Nichtswisser versichern, daß das Studium der alten Sprachen in Deutschland so fest begründet ist, daß es sogar durch seine, des Herrn von Kotzebue, Anempfehlung nicht mehr um seine Anerkennung und Achtung gebracht werden kann. Eine psychologische Aufgabe wird es aber bleiben, wie doch grade dieser Mensch dazu komme, ein gründliches Studium anzupreisen, dem sein ganzes litterarisches Treiben ununterbrochen den frechsten Hohn gesprochen und vielfach geschadet hat? Etwa so wie veraltete Buhlerinnen zur Frömmigkeit?

Endlich erhebt sich unser Komödienverfertiger zu der Dummdreistigkeit, gegen Jahn den Sprachmeister spielen zu wollen; und so wie er denn die ergötzliche Eigenthümlichkeit hat, nicht gern eine Seite vollzuschreiben, ohne den Ruf seiner bekannten Unwissenheit neu zu begründen, so genügt er denn seinem Genius auch hier. Er findet zu bekritteln, daß Jahn gewisse „neue Worte" brauche, (ein nicht ganz verwahrloster Schulknabe kann Herrn von Kotzebue sagen, daß es „Wörter" heißen müsse) und als erstes Beyspiel führt er das Wort Schemen an. Luthers Bibelübersetzung gelesen zu haben, wird ihm kein vernünftiger Mensch zumuthen. Daß er aber auch Bürgers, Stollbergs, Göthes Werke nicht gelesen hat, das befremdet selbst bey ihm.

Daß er dennoch aburtheilt über alt und neu, dafür iſt er eben der Komödienverfertiger von Kotzebue.

Nichts deſto weniger hat er Recht, gegen das Turnen zu eifern. Als das Schandwerk, das er deutſche Geſchichte nennt, auf der Wartburg verbrannt wurde, waren wohl Turner dabey; und derſelbe wackere Geiſt droht ſeinem geſammten deutſchzüngelnden Franzoſenthum, ſeinen tugendſamen Laſtern und all dem ſittlichen und äſthetiſchen Schmutz, mit dem er unſre Bühne entweiht und entdeutſcht hat, baldigen ſchmachvollen Untergang. Prahle er immerhin damit, daß er aus ſicherm Schlupfwinkel auf die Franzoſen geſchimpft habe: Schimpfen auf die Franzoſen macht den deutſchen Mann nicht, und ſteht dem ſchlecht an, deſſen ganze Schriftſtellerey ein ununterbrochnes, freylich gehörig verplumptes und vertölpeltes Franzoſenthum iſt. *)

---

*) Dieſe meine offenherzige Meinung über den verächtlichſten litterariſchen Charakter, der je das deutſche Schriftweſen geſchändet hat, war bereits niedergeſchrieben, als wir durch die Iſis unterrichtet wurden, welch ein Gewerbe unſer, wie es ſchien harmloſer und tugendſamer Komödienverfertiger nebenher betreibt. Bonaparte hatte allerdings in Paris ſein eignes Bureau der Spionerey für das deutſche Schriftweſen, und mag dabey von Meindeutſchen bedient geweſen ſeyn.

10) Nur zwey Stellen dieſer Art ſind uns bekannt geworden: ſie ſollen hier beyde vollſtändig mitgetheilt werden, damit niemand auf den Einfall gerathe, als ſey irgend eine namhafte Einwendung gegen die Turnkunſt unberückſichtigt geblieben. Die Namen der Verfaſſer ſollen aber nicht genannt werden, weil der beſſere Leſer der Nachweiſung nicht bedarf; dem ſchlechten Volk aber, das gründliche und geiſtreiche Bücher ſelten lieſt, durch uns nicht verrathen werden ſoll, hinter wie achtbare Namen ihre faule Sache ſich verkriechen könnte.

Aber dafür war er auch Bonaparte, und ſeine Helfershelfer wird niemand anders, als Schurken nennen. Herr von Kotzebue erfrecht ſich, ſich einem eben ſo großen, als gerechten und edelmüthigen Fürſten zum geheimen Aufpaſſer über deutſche Geſinnungen und Urtheile, zum Angeber derer, die das Glück haben, ſeiner Ehrlichkeit zu mißfallen, aufzudringen; und das von Weimar aus, von dem Orte, wo Geiſtesfreyheit vonjeher einheimiſch geweſen iſt?? Die Sache iſt ſo neu, ſo unerhört, daß man ſeinen Sinnen kaum trauen mag. Soviel aber iſt klar, daß wir dieſen Menſchen mit Unrecht einen Exfranzoſen genannt haben: denn ſo tief erniedrigt ſich der Franzoſe nicht. Aus der Gemeinſchaft mit den Deutſchen hat er ſich ſelbſt genugſam ausgeſtoßen. Wir werden ja ſehen, wo ihn das richtende Urtheil der Zeit wieder einrangirt.

„Die sogenannten [?] Turnanstalten, die in ganz Deutschland immer mehr Eingang finden, suchen die physische Kraft der Jugend auf eine thätige Weise zu beschäftigen und dadurch zu entwickeln. Es ist nun zwar keinesweges unsere Absicht, das Verdienst des herrlichen und kräftigen Mannes zu schmälern, der diesen Anstalten einen neuen frischen Schwung verschafte. Sein Bestreben ist dankenswerth, und seine Bemühungen leisten vielleicht Alles, was sich jetzt leisten läßt. Aber dennoch stehen diese Uebungen in unserm ganzen übrigen Leben zu abgesondert, sie sind nirgends lebendig und thätig an die übrigen Verhältnisse des Daseyns angeknüpft, sie stehen in keinem durchgreifenden Zusammenhange mit unserer Lebensweise, und daher wird der Einfluß, wenn nicht die größern Verhältnisse sich ändern, kaum von großer Bedeutung seyn. Die Jugend lebt, wie sonst, wird zu Hause verzärtelt, kümmerlich für das eigene Fortkommen und für die Bedürfnisse des Staats zugerichtet, wie sonst, das Leben enthält keine Gründe, die sie anspornen könnten, die natürliche Trägheit zu überwinden, und nun wird sie aufgefodert, ein paarmal wöchentlich sich zu balgen [???], zu springen, zu klettern. Es ist besser, als wenn nichts geschieht; aber es sieht dennoch einer Krankendiät ähnlicher, als einer gesunden Speise. Die gymnastischen Spiele der Griechen waren von einer ganz andern

Art, sie waren mit ihrem ganzen Leben aufs innerste verknüpft, es waren keine Anstalten, ein kümmerliches, in sich versunkenes Daseyn zu unterstützen, vielmehr freye, schöne Ergötzungen, heitere Spiele mit dem überwundenen Leben, körperlich brach aus diesen Spielen die Anmuth des Lebens hervor, wie geistig in der Kunst; sie waren selbst Theile der heiligen Kunst und mit der Religion auf eine Weise verknüpft, die wir in unsern Tagen kaum begreifen. Dasselbe läßt sich von den Ritterübungen sagen, von dem Turniren und Toastiren der christlichen deutschen Helden, was mit der ganzen religiösen Poesie des Lebens zusammengeschmolzen war. Solche Uebungen müssen in unsern Tagen kriegerischer Art seyn, sie müssen ein öffentliches Gepräge haben, allgemein seyn, dem Kriege selbst ein freyeres, heiteres Ansehn mittheilen, sie müssen mit der nationalen Gesinnung verschmelzen, und mit dieser gedeihen, wenn sie mehr als bloße Sprünge werden sollen.“

Da der Turnplatz die letztern wesentlichen Anforderungen alle erfüllt, ist im Grund aller Streit in der Sache schon ausgeglichen. Die andere ausführlichere Gegenrede ist diese:

„Im Begriffe, hier Etwas wider die Jahnischen Turnübungen zu sagen, denke ich mir gar wohl, wie leicht es geschehn könne, daß, wenn ich einst als Augenzeuge das Leben und Regen der

Hasenheide betrachte, alle die hohe Erwartung, womit ich hinzutrete, noch weit von der Wirklichkeit übertroffen werde. Ein außerordentlicher Mann treibt Nichts halb; mithin ist mehr, als wahrscheinlich, es werde auch in Jahns Turneinrichtungen schon hinsichtlich auf den nächsten Zweck überraschende Bedeutsamkeit liegen. Und den Blick weiter auf alles dasjenige gewendet, was Jahn an das Außenwerk zu knüpfen weiß, und wodurch sich die ganze Anstalt zu einer Bewahrerin der Volksthumsidee, also zu einem rechten Widerspiele einer lateinischen Gesellschaft erhebet, mag ich wahrlich nicht für mich stehen, ich werde eine Zeitlang davon hingerissen, und in allem, was ich früher gegen das Jahnische Beginnen dachte, irre geworden seyn. Aber zurückgekehrt in die Ruhe meiner Wohnung, d. i. meines Denkgebäudes, werde ich doch wieder glauben, die Anstalt sey noch nicht ein wahrhaft deutsches Werk; sie habe der Zweckmäßigkeit genug in sich selbst, nach außen der Zweckmäßigkeit zu wenig, da es doch deutsche Art sey, bis auf den letzten Zweck zu gehen, und ihm jeden Theil seiner Bestrebungen unterzuordnen, solchergestalt, daß man zwischen Zweck und Bemühung Verhältniß setze; der Hellene, werd' ich denken, sey Mensch des Spieles, der Deutsche zeige im Völkergemälde den Mann der Zwecke. Um Gottes Willen keine Palästra! des andern Nachtheiles zu geschweigen, den unsre

Lobpreiser paläſtriſcher Körperbildung nicht zu kennen ſcheinen, iſt die Paläſtra in deutſchen Augen ſchon als Anſtalt verwerflich, die keine oder zu wenig Gedanken an ernſte Zwecke unterhält. Wenn Huſarentracht deutſche Volkstracht wird, dann iſt die Paläſtra auf Vierthelswege, deutſch zu werden. Die Jugend muß bey allem, wozu man ſie anhält, einen ernſten Zweck, und zwar ſo unmittelbar, als möglich, vor ſich erblicken. Wie viel dem jugendlichen Thun Zweckloſigkeit nöthig iſt, verbleibt ihm ohnehin, und der Schöpfer hat gleich bey der Anlage eines jungen Menſchenweſens auf erziehende und einſchränkende Hände gerechnet. Fehlen dieſe, ſo ſind die Eigenheiten der Jugend augenblicklich im Uebermaße vorhanden. Eine nicht erzogene Jugend iſt keine menſchliche Jugend. Erſt in kunſtmäßig geſchaffener Verhältniſſe wechſelſeitigem Beſchränken und Heben wird der Menſch, was er von Natur ſeyn ſoll. Kurz, die wahre, deutſche Turnkunſt iſt Gewandtheit zu Zwecken. Der Deutſche will an Arbeiten, nicht am Spiele geübt ſeyn. Spiel mag er nur dann, wenn Nichts weiter, als Spiel, ſein Zweck iſt. (S. Tacit. Germ. 24. *)

*) Bey Tacitus heißt es: „Nackte Jünglinge, die „die Sache wie ein Spiel nehmen, ſchwingen ſich „ſprungweis zwiſchen Schwerdtern und entge„gengekehrten Lanzen. Uebung giebt ihnen

Was unter den übungsthätigen Händen eines Deutschen hervorgehet, es muß ein Fruchtfeld seyn, ein beschränktes Meer, erhobener Sumpf, geebneter Berg. Die Turnkunst ist ein drittes Hohlwesen (Formalismus) neben dem der Formalästhetik und der Formalsittenlehre, eine Formalascetik, so gut, als die anachoretische Hohlheit. (Es ist von Anwendung gegen Jahns Turnkunst, was Rochlitz schreibt: „Biedere Deutsche thun nicht leicht etwas ohne sichern Zweck, und nichts lieber, als wodurch sie mehre sichere Zwecke zugleich erstreben, am allerliebsten aber, wo sich mit besondern, irdischen, allgemeine, geistige vereinigen lassen. So ich. Gehen, um zu gehen, mag der Italiener; gehen, um zu verdauen, der Holländer: ich mußte daneben noch ein literarisch-artistisches Ziel für meine Reise ausmitteln.“) Bete und arbeite, saget deutsch ein goldnes Wort. Der junge Mensch, welcher von seinem Tage nach altkindlicher Sitte dem hohen Vater Rechenschaft ablegt, und sich sagen darf, er sey der

---

„Kunstfertigkeit, Kunstfertigkeit Schönheit der „Bewegung: aber nicht um Gewinn und Sold: „doch gilt Ein Lohn des kühnen Spieles, die „Freude der Zuschauer.“ — Tacitus Worte lehren hinreichend, daß unsre Altvordern schon dieß Spiel, wie andere, z. B. das Würfelspiel, mit sehr viel Ernst, d. h. als Deutsche betrieben.

Anweisung des lieben Mannes, der ihn lehrte, ein ersprießliches Werk zu schaffen, mit zuthätigem Willen folgsam gewesen, hat sich fürwahr ein beseligenderes Zeugniß gegeben, als der, welcher rühmen kann, daß er am Recke, am Barren, im Schocken, bey'm Seilsprunge, bey'm Querneu u. s. w. Tüchtigkeit bewährte. Man spöttele hier ja nicht Etwas weg, was ich vielleicht nicht deutlich auszusprechen weiß, dessen Abwesenheit aber zuverlässig den ganzen Menschen schlechter machte. Wie noch zur Zeit die Jahn'sche Turnkunst vorliegt, enthält sie kein Maaß, was ihre Vollendung vor dem Zusammenfallen mit der vollendeten Seiltänzerkunst eben so sicherte, als z. B. Sparsamkeit — die wahre Sparsamkeit, nicht die ersten Anfänge des Geizes, die man unter demselben Namen befasset — durch ein in ihrem Wesen liegendes Maaß, als durch eine ewige Scheidung, vom Geize getrennt ist."

„Wenn ich verlange, die Jugend solle Etwas Besseres thun, als turnen, so bin ich weit entfernt, ihr den Genuß körperlicher Bewegung schmählern zu wollen. Bewegung ist für die Jugend noch nöthiger, als Lernen, und schaffet häufig reicheren Lernstoff, als der Lehrer dem sitzenden Lehrlinge auftafeln kann. Aber ich will mit der bestimmtesten Ausdrücklichkeit, die körperliche Bewegung, wozu man die Jugend anleitet, müsse Arbeit, d. i. zweckvolle Beschäftigung, seyn.

Das zu Setzende gesetzet, und ich sollte entschei
den, welches von beyden ich lieber wollte, daß mei
Vater mich als Kind in eine Turnanstalt geschick
oder mir statt dessen ein Stück des Gartens zu
Bestellung angewiesen hätte, ich wählte das Le
tere, und wäre überzeugt, daß mir nimmer de
Boden des Turnplatzes die vielen guten Entschlüss
und ideenartigen Empfindungen wecken konnte, di
mir der Boden entstehn ließ, worauf ich schon al
junger Erdbürger mich übte, der still und geheim
nißvoll erziehenden Mutter den uralten Dienst de
sittigen Lebens zu weihen. Ich sehe wohl, wi
leicht es ist, Andeutungen dieser Art lächerlich z
machen; aber sie mögen nur von dem belebende
Geiste eines Jahn durchdrungen werden, und e
stellet auch Etwas hin, wogegen sich die jetzige
Turnübungen als eine große Nichtigkeit ausnehmen
Es schlage Jemand vor, ein Mächtiger solle sein
Untergebenen zum Landbaue ausführen, sein Ge
danke wird schon als Gedanke beachtet werden
aber der, von welchem Plutarchos in den Apo
phthegmen sagt: oftmals führte er seine Exercitien
wie zum Feldzug und zum Feldbau, thut das Ver
lachte, und erwirbt sich daß einen ewigen Namen.
Jahn selbst ist auf dem besten Wege zu der Um
bildung, die seiner Anstalt, wenn sie sich eines
allgemeineren Beyfalles erfreuen soll, wiederfah
ren muß. Jahn möge sich nur klar machen, was
er eigentlich will, so oft er von einer Uebung sagt,

ſie ſey nicht turneriſch. Es ſchwebt ihm ein Maaß vor, was im Gebiete der Leibesübung diejenigen Formen hervorbringen, die den weſentlichen Zwekken menſchlicher Thätigkeit entſprechen und ſo beytragen, den Sinn für's Gegründete zu entwickeln, indem ſie überall auf das Weſen der Menſchheit und der daraus entſpringenden Verhältniſſe zurückdeuten. Das Regen der Kinderwelt bilde nach verjüngtem Maaßſtabe das Leben eines Menſchenvereines ab. Man bereite der Jugend die Nothwendigkeit, das ſelbſt zu erfinden, wovon ſie einſt in den feſten Formen der Geſellſchaft umfangen wird."

„Man hat wohl die Turnkunſt als Mittel geprieſen, dem Körper Anſtand zu geben. Aber ein angeformter Anſtand hebet nur den wahren auf; er iſt buhleriſch oder ſklaviſch. Den wahren Anſtand bringet ganz allein die Natur durch hinauswirkenden Adel großer Geſinnung hervor. Edle Denkart iſt unverträglich mit Plumpheit, weil ſie keine Behaglichkeit, und mit Süßlingsweiſe, weil ſie keinen Bubiſmn kennet."

motus doceri gaudet Ionicos
matura virgo, et fingitur artibus:
jam nunc et incestos amores
de tenero meditatur ungui. *)

*) Das ſoll doch wohl nicht gegen die Turnkunſt, ſondern einzig gegen die bisher beliebten und

„Etwas von folgender Art wird man doch nicht sagen: Zehntausende sollen Jahre lang turnen, weil unter ihnen Einer ist, der einmal in die Nothwendigkeit geräth, umkommen oder sich von einem Felsen hinablassen zu müssen? Statt Bürger durch Turnanstalten zu retten, erhält man lieber Bürger durch Abstellung so vieler Zerstörungsanstalten. Schaffet z. B. Mittel, daß jeder Staatsbürger — was eine der ersten Sorgen sittenpflegender Regierungen seyn muß — heurathen könne, so bedarf es nicht der verheerenden Bordelle."

„Aber möchten nicht mindestens die Turnübungen zu einer sehr wohlthätigen Erholung dienen können? Ich denke, selbst hierzu sind sie schlecht geeignet. Was erholen soll, darf nicht vorgeschrieben seyn, und bisweilen ist es sogar schädlich, einem Körper, welcher Bewegung nöthig hat, die Form der Bewegung bestimmen zu wollen. Nur die freyeste Wahl kann treffen, welche Bewegungsweise dem Körper jederzeit die zuträglichste sey. Sogar Spiele müssen sich Kinder selbst erfinden, wenn sie ihren Bedürfnissen frommen sollen. Auch Aufsicht darüber ist nur in abwehrender Art, um Unanständigkeiten, Halsbrechungen

---

geübten französischen Buhl- und Bühnentänze, wie Jahn sie richtig nennt, gesagt seyn?

u. s. w. zu verhüten, zweckmäßig. Eine gute häusliche, — die einzige gute Erziehung, die es überhaupt giebt, *) — macht Aufsicht über die Freystunden der Kinder ganz unnöthig: es wird wenigstens für den Mehrtheil der Fälle richtig seyn: Mache dein Kind verständig und wohlgesinnt, und laß es zu seiner Erholung laufen, wohin es will. Die freye Wahl führt noch außerdem, daß sie Bedingung jeder wahren Erholung ist, vielfältiges Gute mit sich.“

12) Wer öffentlichen Lehranstalten vorgestanden hat, der weiß, daß bey Geschäften dieser Art die Unvernunft der Eltern, die sich befugt glauben, in alle Gegenstände der öffentlichen Erziehung miteinzureden, weit mehr zu thun giebt, als je Schlaffheit, Trägheit oder Unart der Lehrlinge vermag. Denn diese sind mit seltnen Ausnahmen zu allem Guten willig, solange Erwachsene ihnen nicht den Kopf verdreht haben. Ich habe schätzbare Erfahrungen dieser Art gemacht, als ich in Jenkau den griechischen Sprachunterricht in seine gebührenden Rechte einsetzte. Mit dem Turnen geht es grade ebenso. Hier nur Ein

*) Die völlige Unhaltbarkeit dieses gar zu häuslichen Gedanken scheint der eigentliche kranke Fleck zu seyn, durch den dieser ganze Aufsatz dem sehr geistreichen Verf. verunglückt ist.

Beyspiel, das von einem eifrigen Turnfeinde öffentlich gemacht ist, um dadurch der Sache selbst zu schaden.

Ein Vater bemüht sich auf den Turnplatz, und findet sein neunjähriges Söhnlein wohlgemuth auf der Spitze des Kletterbaums. Der Alte fängt an zu zittern, und zweifelt nicht an augenblicklichem Herunterstürzen des Kindes. Doch der beherzte Mann wußte sich zu fassen. „Er habe," berichtet er wohlgefällig selbst, „dem (ganz unverzagten) Kinde Muth zugerufen, weil ihm das für den Augenblick das Beßte geschienen, aber es ihm, nachdem ihn Gott wieder gesund zur Erde kommen lassen, auf das nachdrücklichste verwiesen. Der Anblick sey ihm um so überraschender gewesen, da er gar nicht gewußt, daß der Knabe schon solche Wagstücke betreibe, da er geglaubt, er tummle sich ohne weitere Kunst auf dem Turnplatze mit den Kindern seines Alters."

Aus diesem Gewäsch soll folgen, daß das Turnen ein böses und halsgefährliches Ding sey! Der gesunde Menschenverstand würde etwas dieses folgern. 1) Daß der gute Vater seinen Sohn auf den Turnplatz schickt, um ihn sich vom Halse zu schaffen, ohne sich im geringsten vorher erkundigt zu haben, wie es dort zugehe. 2) Daß der gute Vater auch nachher es der Mühe nicht werth achtet, nach-

zufragen, was sein Sohn denn eigentlich auf dem Turnplatz vornehme. 3) Daß der verständige Vater voraus setzt, die Turnkunst werde ohne alle weitere Kunst geübt. 4) Daß dieser so wohl unterrichtete Vater bey seinem ersten Erscheinen auf dem Turnplatz die Dummdreistigkeit hat, sogleich in die bestehende Ordnung einzuschreyen. (Beträchtlich geschrieen haben muß der Mann, denn auf dem gemeinten Turnplatz stehn die Kletterbäume in bedeutender Entfernung von den Schranken. Oder hat er sich gar innerhalb der Schranken so etwas erlaubt? Desto besser!) 5) Daß, wenn der Sohn auf des Alten unnützes und unerwartetes Anschreyen wirklich außer Fassung gekommen, gestürzt und verunglückt wäre, ihm nicht die Turnkunst, sondern des vorsichtigen und bedachtsamen Vaters kluge Maaßregel den Hals gebrochen hätte. 6) Daß der Vater, der seinem Sohn verweist, was er auf des Lehrers Geheiß thut, seinen Sohn zum Ungehorsam verführt. 7) Daß derjenige, der Dinge dieser Art ausklatscht, sich zum Unvernunftsgenossen jenes unvernünftigen Vaters macht.

13) Im Jahr 1817 hatten sichs zwey Berliner Bücherschreiber beykommen lassen, das Turnen öffentlich, besonders von Seiten seines Einflusses auf die Gesundheit, verdächtig zu machen. Das Königl. Ministerium des Innern, gewohnt, auch das Schlechteste zum Wohl des Ganzen zu

lenken, fand den an sich unbedeutenden Anlaß g
eignet, die absichtlich von dieser Seite über da
Turnen ausgesprengten Irrthümer und Unwah
heiten von Grund aus zu vertilgen, und ernannt
zu diesem Zweck eine Untersuchungskommission
Der amtliche Bericht des Ober-Medicinal- un
Regierungsrathes, Professor von Könen, en
hielt das Ergebniß, daß alle jene Vorbringunge
durchaus grundlos, leer und nichtig seyen, lächer
liche Ausgeburten müssiger Schwätzer, wo nicht
schlimmeres. Herr von Könen wurde darau
vom Ministerium beauftragt, die Ergebnisse seine
Untersuchung zur Kunde des mit falschen Vorspie
gelungen geäfften Volkes zu bringen, und diesen
genügte er in seiner trefflichen kleinen Schrift
Leben und Turnen, Turnen und Le
ben. Ein Versuch durch höhere Ver
anlassung. Berlin. 1817.

Damit war es keineswegs gemeint, alle fer
nere Prüfung der Sache abzuschneiden: vielmeh
gab die Gründlichkeit und Gediegenheit der Kö
nenschen Schrift selbst die schönste Veranlassun
dazu. Indeß war die Sache, wie sichs gehörte
so gestellt, daß man gleichfalls einsichtsvoller un
denkender Arzt seyn mußte, wenn man sich etwa
nigen Widerspruch erlauben wollte. *) Aber bal

*) Wenn dennoch ein gewisser Wilhelm Schee
rer in einer aus Zeitungen, Journalen, Kla

gab ſich das vollkommenſte Zuſammenſtimmen aller der Männer kund, die hier eine Stimme haben konnten. Der Verf. dieſer Schrift hat ſelbſt jede Gelegenheit benutzt, die Urtheile trefflicher und bewährter Aerzte einzuziehn: er hat ſie alle mit Herrn von Rönen einſtimmig gefunden, der ſich beſonders auf Galenus und Reil bezieht. Wenn es aber auch nur Einen unter dieſen gäbe, der anderer Meinung wäre, ſo würde dieſer längſt damit hervorgetreten ſeyn, da ja hier nicht von bloßen Syſtemen und Theorien die Rede iſt, ſondern von Geſundheit, Menſchenwohl und Menſchenleben. Da nun noch kein Arzt gegen das Turnen geſprochen hat, ſo darf darauf die Folgerung gegründet werden, daß ſie alle ohne Ausnahme ſeinen wohlthätigen Einfluß auf den menſchlichen Leib anerkennen. Denn wer in Din-

---

ſchereyen und Unwahrheiten zuſammengebettelten Sudeley Miene macht, Herrn von Rönen widerlegen zu wollen, ſo iſt das bloß lächerlich. Er iſt nämlich Einer von denen, die früher gegen das Turnen geſchrien hatten, und denen alſo jene Schrift äußerſt unangenehm kommen mußte. Solche Leute aber überzeugen zu wollen, daß ſachverſtändige Männer eine Sache beſſer verſtehn als unwiſſende Schwätzer, wäre eine ganz vergebliche Mühe. Es iſt beſonders zu bemerken, daß dieſer Menſch ſich erfrecht hat, Aufſätze trefflicher Männer zu verfälſchen, z. B. den von uns in der fünften Anm. mitgetheilten.

gen von dieſer Wichtigkeit anderer Sinnes wäre, und gleichwohl nicht öffentlich dagegen aufträte, der würde pflichtvergeſſen handeln.

14) Wie der an ſich durchaus richtige Begriff der Einfachheit mißverſtanden und verdreht werden kann, davon giebt eine hie und da recht vernünftige Beurtheilung des Jahnſchen Turnbuchs in der Jenaer A. L. Z. 1817. Nro. 70. S. 85. ein lehrreiches Beyſpiel. Wer darüber mitreden will, muß doch einige praktiſche Einſicht mitbringen, und unterſcheiden gelernt haben, was der Turnplatz vom Lehrling fodert, und was er dem Geübteren, Rüſtigeren geſtattet.

15) Dieſe deutſchen Fechterſchulen, die die Zeit der ſchönſten Blüthe unſeres Bürger- und Städtelebens bezeichnen, die Kayſerlicher Bevorrechtung und Beſtätigung genoſſen, und einer bedeutenden Reihe von Schriftwerken, darunter einem unſeres großen Albrecht Dürer, das Daſeyn gaben, verdienen gar ſehr eine geſchichtliche Beleuchtung und Darſtellung. Beyträge hat Jahn ſelbſt im Turnbuch S. 278 — 285 gegeben. Dieſe Schulen ſind ein redendes Zeugniß mehr, daß Deutſchland von jeher in dem Maaß öffentlicher körperlicher Erziehung entbehrte, in welchem es ſich ſelbſt zu verlieren in Gefahr ſtand. Sie ſind aber auch ein Beweis dafür, daß unſre Turnübungen nichts dem Volke willkührlich Aufgedrungenes,

sondern die Zeit gemäße Gestaltung eines ursprünglichen Volksbedürfnisses sind.

16) Niemand hat sich wunderlicher in diese Soldatenspielerey verwickelt, als der dabey gewiß sehr unschuldige Gutsmuths. Gleich auf der ersten Seite seines Buches stellt er die aller Geschichte und aller Sprache höhnende, abgeschmackte Behauptung auf: die Turnkunst unterscheide sich von der Gymnastik dadurch, daß sie nicht, wie diese, einen rein erziehlichen Zweck, sondern überall den des künftigen Soldaten habe! Wer ihm doch wohl das Recht gegeben hat, über ein Wort, das nicht ihm, sondern der Sprache gehört, so dictatorisch zu verfügen? Oder wollte er sich bloß den Dank gegen Jahn, dem er das Wort abgeborgt hat, erleichtern? Wie er übrigens durch diese wunderliche Unterscheidung sein ganzes Buch unbrauchbar gemacht hat, das lehren die treffenden Bemerkungen von Harnisch im Schulrath, Heft 10. S. 127.

17) Es verdient angemerkt zu werden, wie lächerlich die Turnfeinde sich in diesem Punkt widersprechen. Denn während einige das Turnen aus Unkunde darum tadelten, weil es ein leeres Laufen und Springen sey ohne feste Beziehung auf Leben und Gesinnung: so erklärte umgekehrt Herr von Kölln in den freym. Blättern, das Turnen tauge nur so lange, als es alle moralische Ausbildung fern von sich halte: später-

hin läßt er vermerken, daß er unter moraliſcher Ausbildung politiſche Geſinnung verſtehe, und zwar ſolche, die mit beſtehenden Geſetzen in Widerſpruch ſey. Jene Behauptung und dieſe ihr gegebene Deutung gäbe zu mancherley Betrachtungen über des Herrn von Kölln Begriffe von moraliſcher Ausbildung Anlaß, die mit den beſtehenden in Widerſpruch zu ſeyn ſcheinen. Aber einem Manne wie ihm zu widerſprechen, von dem nach ſeinem eigenen Zeugniß (deutſcher Beobachter 1817. Nro. 588.) eben ſo viel Heil der Welt ausgegangen iſt, wie von Herrn von Deyn, und der in den feeym. Blättern die vom Miniſterium eingeſetzte Commiſſion über das Turnweſen ſo nachdrücklich zurecht weiſet, darf ſich nicht herausnehmen, wer von ſeinen vielen Schriften ſo erſtaunlich wenig geleſen hat. Er läuft ſonſt Gefahr, daß Herr von Kölln ihm aus Gott weiß welchem Buche beweiſet, daß er auch ſeines Gegners Meinung wenn auch nicht grade gehabt, ſo doch längſt ausgeſprochen habe.

18) Die ganze Verfaſſung, die der Turnſchaar durch die Abtheilung in Riegen, ſo wie durch die Einſetzung der Vorturner und Anmänner gegeben worden, iſt darum muſterhaft und im würdigſten Sinne gedacht. Sie gewährt alle die längſt erkannten Vortheile, die das frühere Verhältniß der ältern zu den jüngern Schülern in der Schulpforte hatte, und ſchließt alle die ſittli-

chen Nachtheile aus, die sich dort wohl miteinschlichen.

19) „Nur in der Oeffentlichkeit kann ein öffentliches Leben erblühen, was uns so Noth thut; nur wo der Geist öffentlich gepflegt wird, kann ein Volksthum, jedes Jünglings heißestes Streben, erwachsen; nur wo alle mitarbeiten, kann etwas Großes und Allgemeines gedeihen: — und wie Heimlichkeit alles verdirbt, und nie zum Ziel führt, so muß und kann uns allein durch Oeffentlichkeit ein Heil erstehen, sowohl im Studenten-, als im Volksleben.“ Buri v. Gießen.

(S. Frommanns Burschenfest auf der Wartburg S. 67. 68.)

„Bewahrt euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht nur auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur so viel beyträgt, als ihm sein Standort gestattet. — Ihr seyd jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeiblich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zweck verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als in sofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur in sofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darin werden könnet. Ihr habt nicht

zu bereden, was im Staat geſchehn oder nicht ſoll: nur das gezieme euch zu überlegen, wie ihr einſt im Staat handeln ſollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studentenweſen thun, und alles andre, als eurer Beſchäftigung, als eurem Weſen fremd, ausſchließen, auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde.“

Oken. (Ebendaſ. S. 23.)

„Die Jünglinge gelobten ſich Bruderſinn und Eintracht, Aufhebung aller Spaltungen und Ordensverbindungen unter ihnen, und als unmittelbare Folge dieſer Eintracht zeigt ſich unter den Studierenden in Jena eine große Sittlichkeit und ſtrenge Beobachtung landesherrlicher Geſetze, deren Aufrechthaltung vorher ein vergebliches Beſtreben der Behörde war.“

Aus dem amtlichen Bericht des Großherzogl. Weimarſchen Staatsminiſters Freyherrn von Fritſch, Weimar den 10. Nov. 1817.

Wir haben es nöthig geglaubt, zu eigner Rechtfertigung hier die einſtimmigen Urtheile eines Burſchen, eines Lehrers der Hochſchule Jena und eines Staatsmannes zuſammenſtellen, die alle drey als unmittelbar unterrichtete, glaubhafte und ehrenwerthe Zeugen daſtehn. Denn wir wiſſen, was allerley Volk, Chriſten und Juden, denen dort ihr Recht geſchehn iſt, aus jener ſchönen und wohlgeſinnten Feyer herauszudeuteln ſich abgemüht

haben. Hiebey iſt nur das zu bemerken, daß niemand geſchrien hat, als die, über welche Feuergericht gehalten iſt, Saul Aſcher, Kamptz, Kotzebue, Scheerer ꝛc. ꝛc., daher alſo dieſe Thränen! Uns aber wird es ſo wohl kein Ehrenmann verargen, daß wir dieſe Revolutionsrichter als ganz verwerfliche und untaugliche Zeugen zurückweiſen, und denen glauben, die als Unterrichtete und Partheiloſe mit Ernſt, mit Würde und mit Wahrhaftigkeit reden.

20) Es bedurfte hierüber nicht mehrerer Worte, da derſelbe Gegenſtand ſchon von mehrern einſichtsvollen Männern behandelt iſt: wir verweiſen vor allem auf eine Schulſchrift von Welcker gegen den franz. Sprachunterricht auf unſern Schulen, und auf Radloffs Abhandlung über Frankreichs Sprach- und Geiſtes-Tyranney. Leipzig. 1814. Das Verdienſt, unſer Unterrichtsweſen im Ganzen zuerſt von dieſem krebsartigen Auswuchs befreyet zu haben, wird wohl gleichfalls dem Preußiſchen Staat vorbehalten ſeyn, obgleich Verfügungen dieſer Art in den kleineren deutſchen Ländern viel leichter in Wirkſamkeit zu ſetzen wären. Einen kräftigen Anfang hat der Ober-Präſident Sack gemacht, indem durch ſeine Verordnung wegen des Schulweſens in den Preußiſchen Rheinprovinzen vom 7ten December 1815. A. §. 10. die franzöſiſche Sprache dort bereits aus allen öffentlichen

Schulen, aus den allgemeinen Stadtschulen und den Gymnasien, so wie aus den Elementarschulen verwiesen ist. Solche Siege über uralte Vorurtheile sind Bürgerkronen werth.

Ueber den Werth einer Volkstracht hat niemand ausführlicher und eingreifender geredet, als der herrliche Justus Möser in seinen patriotischen Phantasien. Th. 1. S. 24. 149. Th. 2. S. 60. 71.

21) Der erste unter den Vorstehern gelehrter Schulen in unserm Vaterlande, der die Nothwendigkeit der engsten Verbindung zwischen Lehranstalt und Turnplatz auszusprechen wahrhaft und unbefangen genug war, ist der würdige Schulrath und Director Friedrich Koch in Stettin, in seinen Erinnerungen an Johann Bugenhagen. S. 70.

22) Diese abgeschmackten Sätze hat der schon erwähnte Jenaer Beurtheiler S. 93. aufgestellt. Dabey ist noch eine ganz eigne Beschränktheit dieses und anderer Mitsprecher zu beachten, die die Turnkunst dadurch lächerlich zu machen suchen, daß sie ihnen unverständliche Kunstausdrücke, vom Turnplatz in ihre freylich unturnerischen Redensarten mengen. Lachen erregen sie dadurch vielleicht: bey Gebildeten aber freylich nur über ihre eigne Geschmacklosigkeit und Plattheit.

23) So wie über die ärztlichen Folgen der Turnkunst nur der ächte Arzt gehört werden sollte:

so ist über die erziehlichen nur der gediegne Lehrer und Erzieher zu reden befugt: nicht Herr von Kotzebue, Herr Wilhelm Scheerer und anderes dergleichen Gegengift gegen gründliche Jugendbildung. Die Rechte der Erfahrung, auf die solche Schwätzer pochen, erkennen auch wir mit Freuden an. Nur müssen diese Erfahrungen nicht hinter den Theetischen und an den Straßenecken und nicht von Tagblattfudlern zusammengeherbt seyn. Ich will niemandem eigne erfreuliche Erfahrungen aufdringen, da ich bey den Turnfeinden hoffentlich den Vorwurf der entsetzlichsten Befangenheit mir verdient habe. Wer aber nachzufragen berufen ist, der frage Männer, wie Bellermann und Bernhardi in Berlin, Kayßler und Manso in Breslau, Strack in Bremen, Jachmann in Danzig, Kohlrausch in Düsseldorf, Vömel in Hanau, Thiel in Königsberg in der Neumarkt, Becher in Liegnitz, Häbler in Marienburg, Schröer in Marienwerder, Straß in Nordhausen, Böttling in Rudolstadt, Ilgen in Schulpforte, Koch in Stettin. Diese Männer sind durch Einsicht und Erfahrung berufen, das öffentliche Urtheil zu bestimmen: sie können den, der belehrt seyn will, belehren, wie die Turnkunst auf die geistige Bildung, auf das äußere Betragen ihrer Schüler wirkt. Diese können es auch bezeugen, ob sie gegen geheime Laster der Jugend, die alle Erzieh-

ung im Voraus vergebens machen, ein unfehlbar
tes Verbannungs- und Hemmungsmittel giebt, a
das Turnen. Wer aber das Innere des Schüler
lens kennen gelernt hat, der wird mir darin be
stimmen, daß aus diesem Grunde allei
schen alle Knaben eines gewissen Alters zum Tu
nen genöthigt werden sollten, wenn ihnen der eig
Trieb fehlte.

24) Nichts Oeffentliches ist bey uns tiefer ve
sunken, als was wir Bühne nennen. Denn hi
soll weder ein sittlicher, noch ein künstlerischer Zwe
erreicht werden: der erhabene Zweck der Bühne i
vollkommen erreicht, wenn sie einer müssigen Men
ohne bedeutende Langeweile über einen Abend we
geholfen hat. (S. Göthes Perlen auf Erden zu
Faust.) Dazu ist denn freylich Kotzebue un
Müllner und Werner und wie die Leute sonst
heißen, gut genug! Götz von Berlichingen und E
mont, Tell und Wallenstein, Fouqués vaterlän
dische Schauspiele, Arnims Befreyung von W
fel, zum Theil Brentanos Gründung von Pra
diese und noch manches Werk von wahrhaft vater
ländischem Gehalt läßt man sich des guten Ton
wegen alle Jahr Einmal gefallen, um sich bald wi
der an gewohntem Schmutz zu laben. Daß G
über den herrlichen Gedanken, den er in seinem L
ben, Th. 3. S. 316. ausspricht, nicht erfüllt ha
ist ein unersetzlicher Verlust. Daß Shakespe
are's geschichtl. Trauerspiele von der brittischen

Bühne verſchwinden, ſchändet das Volk: ſo wie das Glück, das Oelenſchläger macht, dem vaterländiſchen Sinn der Dänen Ehre bringt. An ein beſſer werden bey Uns iſt dann erſt zu denken, wenn die Darſtellungen auf der Bühne aus einem alltäglichen Zeitvertreib in eine feine und edle Feſtlichkeit verwandelt werden.

25) So ſteht auf allen katholiſchen Gymnaſien ein auch ſonſt unzweckmäßiges Herkommen der freyen und regelmäßigen Theilnahme am Turnen entgegen. Es beſteht nämlich — wenigſtens in Weſtpreußen, Schleſien, Böhmen und Oeſterreich — die Einrichtung, daß der Sonnabend Nachmittag auf den katholiſchen Gymnaſien nicht ſchulfrey iſt, wegegen der ganze Mittwoch ohne Lehrſtunden gelaſſen wird. Das Unſchickliche und Unzweckmäßige darin, daß mitten in der Woche ein voller Tag, dem kein Gottesdienſt Haltung und Bedeutung giebt, ohne geregelte Beſchäftigung bleibt, braucht dem erfahrenen Beurtheiler nicht erſt nachgewieſen zu werden. Die gewöhnliche Entſchuldigung, daß die jungen Leute dadurch für ſich arbeiten lernen, mögte für die oberſte Ordnung allenfalls hingehn: für die überall ohne Vergleich ſtärker beſuchten untern wäre ſie eine lächerliche Anrede; und jene ſchöne Uebung der Selbſtthätigkeit findet ja in den ſechswöchigen Herbſtferien der katholiſchen Gymnaſien weiten Spielraum. Dennoch würde eine ſolche Unzweck-

mäßigkeit schwerer zu beurtheilen seyn, wenn sie auf einem ehrwürdigen Grunde beruhte. Aber sie ist, wie wir aus den lautersten Quellen wissen, nichts besseres, als ein zufälliges Ueberbleibsel von Jesuitereinrichtungen. Dieser Orden selbst ist zum Heil der Welt von den meisten Regierungen ausgerottet: es kann nicht die Absicht seyn, daß auf ihn allein gegründete, schon an sich nachtheilige Anordnungen fortbestehn und fortschaden sollen. Von der hier besprochenen tadelhaften Einrichtung war vermuthlich der wahre Grund den wenigsten bekannt. Da dieser ganz nichtig ist, wird es wenigstens im Preußischen wohl nicht mehr lange vergebens gewünscht werden, daß durch Abstellung derselben die Uebereinstimmung mit den evangelischen Gymnasien gefördert, und unsern kathol. Glaubensbrüdern der Besuch des Turnplatzes, dessen sie nicht minder bedürfen als wir, nicht länger beschränkt werden möge.

20) Darum kann für die Landjugend nichts mehr und lebhafter gewünscht werden, als daß der Geistliche oder der Schullehrer des Ortes zugleich Turnwart sey: denn so können die höhern Zwecke des Turnens hier allein erreicht werden. Ein schönes und nachahmungswürdiges Beyspiel hat der Schulinspector Meissow zu Biederitz bey Magdeburg gegeben: der erste, soviel uns bekannt ist, der die Turnübungen in das Landleben einführte, und sie nach den Verhältnissen des Land-

mannes, die von denen des Städters gar sehr verschieden sind, mit richtigem Urtheil bedingte. Dieser würdige Mann hat sich selbst darüber auf eine höchst erfreuliche Weise in Zerrenners neuestem deutschen Schulfreund, Th. 6. S. 56 flg. ausgesprochen. Die Päpste hatten ihre guten Gründe, alles zur Niederdrückung der ritterlichen Waffenspiele des Mittelalters aufzubieten. Denn sie vertrugen sich nicht mit dem Uebermuth, mit dem der römische Hof Völker und Fürsten niederzutreten trachtete. Giebt es auch jetzt vielleicht noch in beyden Kirchen Pfäfflinge, die ähnliches brüten, so wagen sie sich doch nicht mehr ans Licht, weil sie wohl fühlen, daß ihre Zeit vorüber ist: ja, in Schlesien haben schon katholische Landschullehrer Turnplätze eröffnet. Um so mehr sind die Geistlichen der evangelischen Kirchen, deren ganzer Wirkungskreis freyer und öffentlicher ist, für diesen Zweig der Volksbildung zu wirken verpflichtet, und von ihnen lassen sich vorzügliche Erfolge erwarten.

Nicht mehr so selten ist es, daß Männer von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung auf gelehrten Schulen den Turnübungen vorstehn: Götling in Rudolstadt und Schulze in Liegnitz waren, soviel wir wissen, die ersten. Ihre Zahl wird sich bald bedeutend mehren, da das Turnen bereits in das Leben unsrer Hochschulen einzugreifen begonnen hat, und Jünglinge von reifender Geistes-

kraft mit Feuereifer nachzuholen bemüht sind, wa
sie als Knaben ohne ihre Schuld versäumt haben.

Auch verdient hier bemerkt zu werden, da
der Befehlshaber der Garde Landwehr in Breslau
einige zwanzig Mann »inturnen läßt, um dies
sodann als Vorturner bey dem übrigen Theil seine
Untergebnen anzustellen. Herr Wilhelm Schee
rer hatte die Dummdreistigkeit, die Unnützlichkei
des Turnens daraus zu erweisen, daß „bey den
Soldaten noch gar nicht die Rede da
von sey!" So wohl unterrichtet finden wir fas
alle, die gegen das Turnen laut geworden sind!

27) Am Ende der Rennbahn, dem Mittel
punkt der Hasenheide, wo alle Wege zusammen
laufen, sollte Friesens Grab gewölbt werden
neben ihm seine ihm vorangegangenen Turn- und
Kampfesgenossen Pischon und Zenker ruhen,
die siegend an der Gehrde gefallen, und dort von
Jahn in einem alten Hünengrabe bestattet sind;
über den drey Jünglingen sollte von unbehauenen
Steinen eine Riesenpyramide aufgethürmt werden,
emporragend über alle Wipfel der Hasenheide, und
ringsher meilenweit in das Land hinein geschauet.

„Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt,
„es werde nun durch That oder Wort oder sonst
„hervorgebracht, muß aus sämmtlichen verei-
„nigten Kräften entspringen: alles Verein-
„zelte ist verwerflich." Hamann.

Bücher-Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung

Josef Max und Komp. in Breslau,

sind nachstehende, sehr zu empfehlende Bücher erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands für die dabei gesetzten billigen Kurantpreise theils gleich vorräthig, theils auf Bestellung schnell zu haben:

Arndt, Ernst Moritz, Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann seyn und mit Gott in den Streit gehen soll. 8. 1813. (In Kommission.) 6 Gr.

Inhalt: 1) Von dem Bösen und dem Uebel. — 2) Von Zwietracht und Krieg. — 3) Von des Menschen Herrlichkeit. — 4) Von des Menschen Verworfenheit. — 5) Von gerechtem und ungerechtem Kriege. — 6) Von dem großen Ty-

tannen. — 7) Von dem fremden Volke. — 8) Von der Sünde und dem Unglück. — 9) Von dem Vertrauen auf Gott und von der Eintracht. — 10) Von der Liebe und Verträglichkeit. — 11) Von Soldatenehre. — 12) Von Freiheit und Vaterland. — 13) Von Bescheidenheit und Demuth. — 14) Von Güte und Milde. — 15) Von Habsucht und Grausamkeit. — 16) Von der Mannszucht. — 17) Von der Gottesfurcht. — 18) Von der Hingebung. — 19) Trost und Verkündigung. — Anhang von Liedern: Geistliche Lieder, Freiheitslieder, Kriegslieder.

Bredow's, G. G., Nachgelassene Schriften. Mit dem Bildniß (gezeichnet von J. Schall, gestochen von Bolt) und dem Leben des Verfassers, herausgegeben von J. G. Kunisch. gr. 8. 1816. 31 Bogen stark. Auf feines Velindrukkpapier. Ladenpreis 2 Rthlr. 12 Gr. Herabgesetzter Preis bis Ostern 1818. 1 Rthlr. 22 Gr.

Die anerkannten Verdienste des verehrten Historikers sollten uns überheben, ein Werk hier noch besonders zu empfehlen, welches, außer daß es einen Beweis von der vielseitigen Tüchtigkeit seines Verfassers gibt, dem Publikum zugleich die letzte literarische Verlassenschaft eines Mannes überliefert, der durch seine geschichtlichen Werke in den Bildungsanstalten der Jugend eben so

lange fortleben wird, als die deutsche Trefflichkeit seines Sinnes, die sich in den Zeiten des fremden Drucks, in freimüthiger Rede mehr als einmal bewährte, seinem Namen ein dauerndes Gedächtniß sichert. Hier stehe nur noch das Verzeichniß des Inhalts, dessen Reichhaltigkeit dem schön gedruckten Buche bei Lesern von allen Ständen eine freundliche Aufnahme sichert. — 1) Meister Adam. — 2) Andreas Gryphius. — 3) Herr Peter Squenz oder Pyramus und Thisbe, Schimpfspiel in 2 Handlungen, nach Andreas Greif. — 4) Philipp Nericault Destouches. — 5) Die falsche Agnes oder der poetische Dorfjunker, Lustspiel nach Destouches. — 6) Erzählungen von Oliver Goldsmith. — 7) Shakespeare und seine Dramen, von Johnson. — 8) Gedichte. — 9) Dionysios Schilderung des Erdkreises. Aus dem Griechischen.

Denkwürdigkeiten der Königin von Hetrurien, Tochter Karls des Vierten, Königs von Spanien. Von ihr selbst verfaßt. A. d. Franz. von A. v. P. 8. 1814. Geh. 6 Gr.

Gaß, Dr. Chr. J., (Konsistorialrath und Professor) Ueber den christlichen Kultus. 1) Beschaffenheit und Mängel des protestantischen Kultus. 2) Der katholische Kultus. 3) Vergleichung des Kultus in beyden Kirchen. 4) Das Wesen des Kultus und seine

Theile. 5) Von der Predigt. 6) Von den Sakramenten. 7) Von den Grundsätzen für die Anordnung des Kultus oder von der Liturgik. 8. 1815. Geh. 20 Gr.

Gaß, Dr. Chr. J., Jahrbuch des protestantischen Kirchen- und Schulwesens für Schlesien. gr. 8. 1818. (Unter der Presse.)

Hagen, Fr Heinr. von der, Nordische Helden-Romane. 1ster bis 3ter Band. Wilkina- und Nislunga-Saga, oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 8. 1814. Geh. 4 Rthlr.

Dessen: Nordische Helden-Romane. 4r Bd. Volsunga-Saga, oder Sigurd der Fafnirstödter und die Nislungen. 8. 1815. 1 Rthlr. 4 Gr.

Hagen, Fr. H. v. d., Die Edda Lieder von den Nibelungen; zum erstenmal verdeutscht und erklärt. 8. 1814. Geh. 21 Gr.

Hagen, Fr H. v. d., Der Nibelungen Lied, zum erstenmal in der ältesten Gestalt, nach der St. Galler Handschrift herausgegeben und mit einem vollständigen Wörterbuche versehen. Zweite verbesserte Aufl. gr. 8. 1816. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dessen: Irmin, seine Säule, seine Straße und sein Wagen. Einladung zu Vorlesungen über Altdeutsche und Altnordische Götterlehre. gr. 8. 1817. Geh. 12 Gr.

Harniſch, Dr. W., Anweiſung zum Rechnen, vollſtändig erweitert und mit einer Beiſpielſammlung verſehen von M. Heinrich Mücke. gr. 8. 1817. 14 Gr.

Dieſem Werke ſchließen ſich an:

Mücke, M. H., Einhundert und Zweiundzwanzig Tafeln mit Eintauſend und Fünfundzwanzig zweckmäßigen Aufgaben und deren Auflöſungen, zu Uebungen im ſchriftlichen Rechnen. Zugleich als Anhang zu der Anweiſung zum Rechnen von Dr. W. Harniſch u. M. Heinr. Mücke; aber auch für andere Unterrichtsweiſen brauchbar. gr. 8. 1817. 16 Gr.

Himmel, Fr. H., Sammlung neuer deutſcher Kriegslieder, verfaßt von Vorbſtädt, Collin, Theod. Körner, Baron Lüttwitz, Carl Müchler, Eliſa von der Recke und Tiedge. Mit Begleitung des Pianoforte. 4. 1814. Geheftet. 1 Rthlr. 4 Gr.

Erhebend durch ihren Sinn, hinreißend durch die tief empfundenen Melodien unſers verewigten Himmel, haben dieſe Lieder beſondern Werth als Erinnerung an Theodor Körner, den Begeiſterten, der ſein blühendes Kämpferleben im Schwanengeſange des Gebets aushauchte, in einem treuen Tode für die erſtehende Freiheit. Ein Denkmal

ſind ſie, das er ſich und allen geſetzt hat, welche für die heilige Sache des Vaterlandes, des Rechts und der Ehre glüheten und ſtritten.

Inhalt: 1) Lied an den Kronprinzen von Preuſſen, von Lüttwitz. — 2) Gebet während der Schlacht, von Theodor Körner. — 3) Lützows wilde Jagd, von Theodor Körner. — 4) Reiterlied, von Theodor Körner. — 5) Lied eines deutſchen Patrioten, von Tiedge. — 6) 7) und 8) Der Kämpfer für das Recht, in drei Liedern, von Eliſa von der Recke. — 9) Des deutſchen KämpfersSiegesfeier, von Derſelben. — 10) Siegesfeier, von Collin. — 11) Des Vaterlandes Auferſtehungsfeſt, Trinklied von Bordſtädt. — 12) Lied der Nachtwächter in Berlin, von Karl Müchler.

Kayſſler, Adalbert, (Dr. und Profeſſor) Einleitung in das Studium der Philoſophie. In ſechs Vorleſungen. 8. 1812. 1 Rtlr.

Inhalt: 1) Von dem Weſen und dem Scheine. 2) Von den verſchiedenen Arten der Erkenntniß. 3) Von der Idee der Offenbarung oder von der abſoluten Form. 4) Von der Philoſophie der alten Zeit. 5) Von der Philoſophie der mittleren Zeit. 6) Von der Philoſophie der neuen Zeit.

Krüger, Dr. Daniel, (reſidirender Domherr, Domprediger u. ſ. w.) **Ueber Volksſchulen und Elementarunterricht. Ein Beitrag zur Bildung der Lehrer. Zunächſt vielen der ehemaligen Zöglinge des hieſigen katholiſchen Schullehrer-Seminarium gewidmet.** 8. 1818. 32 Bogen ſtark. 1 Rthlr. 22 Gr.

Ohne uns über den Werth dieſes trefflichen Buches weitläuftiger hier zu verbreiten, begnügen wir uns, deſſen Inhalt zu bemerken, und alle Freunde des Volksſchulweſens auf dieſe neue Darlegung eigner, vielſeitiger Erfahrungen im Fache der Erziehung, beſonders aufmerkſam zu machen. Es enthält:

Einleitung ſtatt der Vorrede. — 1) Die Elementarſchulen wie ſie waren, wie ſie ſind. — 2) Die Schullehrer-Seminarien in ihrer gegenwärtigen Einrichtung, im Allgemeinen. — 3) Anſicht von den Pflichten des Schullehrers in ſo fern er auch gewöhnlich Kirchendiener und Gerichtsſchreiber zu ſein pflegt. — 4) Die Elementarſchulen als öffentliche Anſtalten zur Erziehung. — 5) Ueber die Lehrweiſe auch Methode des Unterrichts genannt. — 6) Von den häuslichen und geſelligen Verhältniſſen des Schullehrers.

Nacht, die, von Ligny. Zur feierlichen Aufstellung der Ehrentafeln am zweiten Gedächtnißtage unserer Gebliebenen. Den Lebendigen eine Posaunenstimme, den Wunden eine Kühlung, den Todten ein Thränenopfer. gr. 8. 1817. Geh. 4 Gr.

Rhapsodien eines Denkers über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit. Neue Ausg. gr. 8. 1817. Geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

„Diese Sammlung von ungefähr funfzig Aufsätzen — sagt der Beurtheiler in der Hallischen Literatur-Zeitung, Jahrgang 1812. No. 78. — empfehlen wir als eine gesunde, Geist und Herz stärkende Nahrung. Es lebt in ihnen ein streng sittlicher Geist. — Religion, Kirche, Kunst, Staat, öffentliche Sittlichkeit, Gesetze, insbesondere Strafgesetze und deren **Ausübung, sind die Hauptgegenstände.**“

Schubarth, zur Beurtheilung Göthe's. 8. 1818. Geheftet. 16 Gr.

Göthe's gefeierte Produktionen und vor allen sein Werther, Meister, Faust und die Wahlverwandschaften, welchen, als hervorstechenden Grundrichtungen, alles Uebrige mehr oder weniger sich anschließt, sind in obiger Schrift von einer durchaus neuen, ganz eigenthümlichen Ansicht aufge-

faßt, und freimüthig aber gründlich gewürdigt. Ein liebes Geſchenk für jeden Freund des größten deutſchen Dichters, werden dieſe Blätter dazu beitragen, einem Genius näher zu treten, der bis jetzt entweder blind vergöttert, oder doch nur ſehr ungewiß und ſchwankend beurtheilt wurde.

Schulrath, der, an der Oder, für Vorſteher der Volksſchulen, Lehrer an denſelben und andere Freunde und Beförderer des Volksſchulweſens in vierteljährigen Lieferungen, herausgegeben von Dr. Dan. Krüger, reſidirendem Domherrn, Dompredigter, Schulen-Inſpektor ꝛc. **und Dr. Wilhelm Harniſch,** erſtem Lehrer am proteſtantiſchen Schullehrer-Seminarium. 1te 2te 3te 4te Lieferung. gr. 8. Breslau 1815 = 1816. Jede Lieferung koſtet 16 gr. 2 Rthlr. 16 Gr.

(Von der 1ten und 2ten Lieferung eine neue verb. Auflage.)

Taciti, C. Corn. Equiti Romani, Germania. Recensuit, varietate lectionis instruxit, annotationemque G. G. Bredovii integram addidit Fr. Passow. 8. 1817. 12 Gr.

(Partie-Preis für Schulen bei 20 Exempl. auf einmal à 9 Gr.)

Es ließ ſich vorausſehen, daß eine Ausgabe wie die vorſtehende, gleich nach ihrer Erſcheinung mit dem allgemeinſten Beifall aufgenommen wer-

den würde. Und wirklich veranlaßten ihre bedeutenden Vorzüge, daß bereits mehre Gymnasien der Nähe und Ferne sie als Schulbuch eingeführet, und ansehnliche Bestellungen darauf gemacht haben. Der Herr Herausgeber hat nicht nur den Bre[illegible]'schen Abdruck nochmals kritisch durchgesehen, sondern auch durch eine sehr reichhaltige Zugabe von Noten und Anmerkungen mit fortlaufender vollständiger Vergleichung fast aller Editionen, diesen neuen Abdruck auf eine solche Art ausgestattet, daß die Germania in der gegenwärtigen Gestalt nicht nur für den philologischen Forscher als genügend zu achten, sondern überhaupt und mehr noch als eine erschöpfende, fest- und fortbestehende Schulausgabe angesehen werden kann.

Vermächtniß, das, oder hinterlassene Papiere meines Freundes N. Herausgegeben von J. Nowak. 8. 1810. Geheftet. (In Kommission.) 8 Gr.

Diese kleine, mit Sinn und Empfindung entworfene Schrift wird gemüthlichen Lesern eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Franz Passow's

Leben und Briefe.

Eingeleitet

von

Dr. Ludwig Wachler.

Herausgegeben

von

Albrecht Wachler.

Breslau,
Verlag von Ferdinand Hirt.

1839.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorrede des Herausgebers.

Eine heilige Pflicht gegen zwei Vollendete wird durch die Herausgabe dieses Werkes erfüllt. Der Plan und die Einrichtung desselben sind das Eigenthum meines seligen Vaters, welcher unter seiner unmittelbaren Leitung die Briefe von liebender Hand auswählen, ordnen und zu einem zusammenhängenden Ganzen verbinden ließ. Als Niebuhrs Leben erschien, freute er sich der, seinen Andeutungen völlig entsprechenden, Anlage und wies auf dieselbe als Vorbild hin. Aus seiner Feder ist nur das einleitende Vorwort; seine zunehmende Kränklichkeit und viele nicht vorhergesehene Hindernisse und zeitraubende Schwierigkeiten verzögerten die Vollendung des Buches, dessen innerer Werth ihm auch jetzt, sechs Jahre nach Passow's Tode, die verdiente Theilnahme und Anerkennung sichern wird.

In den Briefen ist möglichst wenig gestrichen worden, damit die ganze Persönlichkeit des Verewigten, wie sie sich selbst zu geben pflegte, in lebendiger Wahrheit aus ihnen hervortrete. Sollte manches Wort und manches schärfere Urtheil jetzt noch Lebende verletzen können, so lag dies außer der Berechnung und Absicht des Herausgebers. Einzelne Verhältnisse sind absichtlich nicht näher erörtert worden, um alten Groll nicht auf's neue aufzuregen und schonende Persönlichkeit walten zu lassen im Geiste des edlen Vollendeten, der in seiner, größtentheils wörtlich beibehaltenen, Selbstbiographie nur sich selbst, nicht Andere richten wollte und mit uns der Ueberzeugung lebte, daß wer in sein Inneres geschaut — wie es durch diese Briefe Jedem verstattet ist — seine reine Gesinnung wohl anzuerkennen geneigt sein und sie höher stellen werde, als seine Uebereilungen und Fehler, durch welche er allerdings nur sich selber geschadet und seines guten Rechtes in einigen Fällen sich begeben hat.

Das in dem Gefängniſſe, über deſſen Veranlaſſung das Schlußwort Auskunft ertheilt, geführte Tagebuch konnte entweder nur in ſeiner jetzigen, faſt vollſtändigen Geſtalt, in welcher es vieles nur der Familie und den nächſten Freunden Bedeutſame enthält, oder gar nicht aufgenommen werden. Aber es erſchien zur Ergänzung einer ſonſt ſehr fühlbaren Lücke unentbehrlich. Für ſeine Eigenthümlichkeit, wie für einzelne Wiederholungen in den Briefen, die ſich vielleicht hätten vermeiden laſſen, wird billige Nachſicht in Anſpruch genommen.

Eine tiefer eingehende Würdigung des Charakters, der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen und der öffentlichen Lehrthätigkeit Paſſow's lag nicht im Bereiche dieſes Werkes. Seiner Anlage nach mußte dies Anderen überlaſſen bleiben. Dr. Schober in Neiße hat des ihm theuren Lehrers ſtets bereitwilliges und geiſtig anregendes Entgegenkommen als ein Einzelner im Namen aller ſeiner Schüler zu rühmen gewußt (Programm des Gymnaſium zu Neiße vom Jahre 1833). Die Gymnaſien-Direktoren Dr. Linge in Hirſchberg und Dr. Held in Schweidnitz haben Gedächtnißſchriften über Paſſow's literäriſche Wirkſamkeit verheißen, und das Erſcheinen des vorliegenden Buches wird vielleicht manches der Oeffentlichkeit bisher Vorenthaltene an das Tageslicht fördern.

Paſſow's ſehr ähnliches Portrait iſt nach Zeichnungen von A. Bräuer und König auf Veranſtaltung des mit dankbarer Verehrung gegen den Verewigten erfüllten Verlegers von Wilds kunſtgeübter Hand lithographirt worden und kann als in hohem Grade gelungen empfohlen werden.

Allen denen, welche bei der Durchſicht und Abſchrift der Briefe mit nicht geringem Zeitaufwande freundliche Hülfe geleiſtet, ſagt der Herausgeber den herzlichſten Dank!

Glatz, den 28. Mai 1839.

A. Wachler,
Paſtor.

Vorwort.

Eines geliebten Abgeschiedenen Bild in seinen Hauptzügen sich zu vergegenwärtigen, ist Bedürfniß des menschlichen Herzens; durch Befriedigung desselben wird der Schmerz über ein verlornes [illegible] gerechtfertigt, und in der anschaulichen Erinnerung selbst liegt ein Trost und eine Mahnung zur Dankbarkeit für den reichen Genuß, der dem Ueberlebenden verwilligt worden ist.

Die Entwickelung und Gestaltung des geistigen Grundwesens eines durch edle Selbständigkeit ausgezeichneten Mannes bedarf sorgfältiger Nachweisungen, und sein äußeres und häusliches Leben kann nur durch Vollständigkeit in bedeutsamen Einzelheiten, welche seinen schönen Sinn, sein reines und weiches Gemüth anschaulich offenbaren, allgemeinere Theilnahme gewinnen. Die treue Darstellung eines reich begabten, zu gediegener Selbständigkeit gebildeten und in fruchtbarer Wirksamkeit für Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft, fortschreitende Tüchtigkeit und Kraft zu allem irdischen Guten und Schönen entfalteten geistigen Lebens gewährt hohen Genuß und mannichfache Belehrung. Durch wohlbegrün-

dete Erfahrungen über die im Menſchen liegenden Kräfte und über den großartigen Ertrag, welchen bei reifendem Bewußtwerden derſelben die Macht eines reinen und beharrlichen Willens hervorzurufen vermag, erſtarket der Glaube an die höhere Beſtimmung der Menſchheit; aufrecht erhalten und erwärmt von dieſem Glauben hat die Selbſterziehung des ſich ſelbſt achtenden Menſchen gedeihlichen Fortgang, und die Schaar derer, die durch Beiſpiel und Lehre in Wort und Schrift den Unmündigen Führer, Warner und Beſchützer ſeyn ſollen, gewinnt an Umfang und geſegnetem Einfluß.

Paſſow war eine von den ſeltenen Naturen, über deren herrliche Vorzüge nicht nur unter denen, welchen das Glück beſchieden war, in ſeiner näheren Umgebung zu leben, ſondern unter allen Stimmberechtigten vollkommenes Einverſtändniß herrſcht. Sein geiſtiges Leben war durchdrungen von dem göttlichen Geiſte der Liebe, der Wahrheit und der Gerechtigkeit; dieſem wurde er nie untreu, wenn gleich die Anſichten von irdiſchen Angelegenheiten manche Umſtaltung erfuhren, wie es einem, in ſeinem Streben nie ſtillſtehenden, zu dem Höheren berufenen Gemüthe geziemt. Er war in den letzten Jahren geneigt, den Gang ſeines Lebens von der ihm heller bewußten Zeit friſch kräftiger Jugend an zu verfolgen und das Werden ſeines Verhältniſſes zur Welt und Menſchheit zu erklären, und über die Geſtaltung ſeiner Ueberzeugung und Grundſätze, beſonders inſoweit dieſelben in Menſchenbildung eingreifen, Aufſchluß und Rechenſchaft zu geben; ſein früher Tod hat dieſes Vorhaben vereitelt. Einigen Erſatz für die Entbehrung dieſer Zuſammenſtellung der Erfah-

rungen und Selbſtbetrachtungen gewähren ſeine Briefe, in welchen ſich das Bild ſeiner Lebenszuſtände treu und ziemlich vollſtändig abſpiegelt; er ſchrieb ſie mit Liebe; und ihrer ſind ſo viele zum Behufe umſichtiger Benutzung mitgetheilt worden, daß aus denſelben ſein Leben und Streben, ſeine Leiden und Freuden, ſeine Anſichten, Wünſche, Hoffnungen und Beſorgniſſe mit ſeinen eignen Worten dargeſtellt werden können und nur ſelten ein fremder Zuſatz erforderlich wurde. Schade, daß die an ſeinen guten Vater gerichteten Briefe nicht mehr aufgefunden werden konnten; ſie wären allein hinreichend geweſen zu ſeiner Biographie; denn in dem trefflichen Manne liebte und verehrte er ſeinen liebſten, treueſten Freund und Rathgeber, verbarg ihm keinen Gedanken, keinen Wunſch und keine Thatſache. Mit dieſen, wahrſcheinlich aus Grundſatz vernichteten Hülfsmitteln wären keine Lücken geblieben, die nun, wenn auch bei reicher Auswahl von andern Seiten, nur zu bemerklich ſind.

Alles, was anſtößig befunden werden möchte und das Gepräge vorübergehenden augenblicklichen Eindrucks trägt, iſt beſeitigt worden; der Grundſatz, nur das zu veröffentlichen, was der Abgeſchiedene, deſſen geiſtig ſittliche Eigenthümlichkeit dem Herausgeber aus vieljährig vertrautem Umgange genau bekannt iſt, dazu geeignet erachtet haben dürfte, leitete die Auswahl, und nichts, was ſein Urtheil mißbilligt haben würde, iſt aufgenommen worden.

Ein biographiſcher Grundriß, von Paſſow ſelbſt entworfen, mit erforderlichen Ergänzungen, ſoll als überſichtlicher Leitfaden für die folgende urkundliche Sammlung gelten.

Nicht bloß Liebe für den Verstorbenen bestimmte den Entschluß, diese zunächst einem ihm befreundeten engern Kreis angehörigen Erinnerungen an sein fruchtbares Daseyn zu verallgemeinern, sondern die Ueberzeugung wirkte mit, daß Viele heilsame Nahrung für Geist und Herz in denselben finden und des irdischen Lebens höhere Bedeutung daraus gläubig erkennen werden.

Dr. Ludwig Wachler.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Erste Jugendzeit bis zur Universität. 1786—1804. Seite 1.

1. Autobiographie Passows bis zum Jahre 1804. S. 3.
2. G. Brem, über Passows Lehrjahre im Vaterhause, von 1786—1802. S. 6.
3. Briefe von der Schule 1802—1804. S. 15.
   — an die Mutter. S. 19—25.

II. Leben auf der Universität bis zur Anstellung in Weimar. 1804—1807. S. 21.

1. Autobiographie Passows bis zum Jahre 1807. S. 29.
2. Briefe an Hubtwalker. S. 30, 33, 36, 38, 43, 44, 51, 53, 59, 64, 71.
   — an Friedrich Jacobs. S. 31, 41, 42, 63, 71.
   — an Präzeptor G. Brem. S. 33, 35, 47, 57, 73.
   — an die Mutter. S. 40, 45, 68, 70.
3. Gedichte von Passow, als Beilagen der Briefe. S. 54—57, 62, 73.

III. Leben in Weimar. 1807—1810. S. 79.

1. Autobiographie Passows bis zum Jahre 1810. S. 81.
2. Briefe an die Mutter. S. 82.
   — an Hubtwalker. S. 82.
   — an Präzeptor Brem. S. 83, 89, 103, 115.
   — an Heinrich Voß. S. 86, 89, 92, 107, 114, 117.
   — an Friedrich Jacobs. S. 87, 91, 100, 105.
   — an Frau von Voigt. S. 94.
3. Mittheilung aus der Allgemeinen Schulzeitung (Nr. 87 ff.) vom Jahre 1811 über Passow und Schulze. S. 121.

IV. Leben in Jenkau und Berlin. 1810—1815. S. 123.

1. Autobiographie Passows bis zum Jahre 1815. S. 125.
2. Briefe an Frau von Voigt. S. 127, 147, 156, 170, 183, 184, 187, 189, 192, 198, 201, 203.
   — an Göttling. S. 130, 153.
   — an Fritz Jacobs. S. 132, 159, 164, 168, 174, 178, 180, 190, 200.
   — an Heinrich Voß. S. 133, 143, 146, 147, 196, 197, 204.
   — an Frau Hofrathin Voß. S. 193.

V. Leben in Breslau. 1815—1833. S. 209.

1. Autobiographie Passows bis zum Jahre 1831. S. 211.
2. Briefe an Frau von Voigt. S. 213, 227, 229, 231, 236, 238, 240, 241, 296, 303, 316, 319, 320, 333, 335, 347, 349.
   — an Heinrich Voß. S. 216, 220, 222, 243.

Briefe an [illegible]. S. 223.
— an Friedr. Jacobs. S. 231. 234. 248. 250. 251. 258. 292. 295. 306. 314.
— an [illegible]. S. 232. 234. 252. 261. 267. 269. 273. 276. 305. 311.
— an seine Frau (auf einer Reise mit Wachler nach Weimar im J. 1819). S. 237. 238.
— an Luise (auf einer Reise im Jahre 1821). S. 282.
— an Luise (auf einer Reise mit Wachler nach [illegible], 1823). S. 299. 300. 301. 302. 303.
— an Luise (auf einer Reise zu seinen Eltern im J. 1825). S. 308. 309. 310. 311. 312.
— an Luise (auf einer Reise nach [illegible] im Jahre 1830). S. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 344. 345. 346. 347.
— an Frau [illegible]. S. 293. 314.
— an Albrecht Wachler. S. 323.

3. Bruchstücke aus Passows Tagebuche im Gefängniß (1821). S. 264–281.
4. Reise zum Jubiläum seines Vaters (1829). S. 324.
Briefe an seine Frau. S. 324 f.

VI. Schlußwort. S. 331.

VII. Uebersicht der von Passow herausgegebenen selbständigen Schriften, sowie der in Gesellschaftsschriften, Journalen &c. veröffentlichten Abhandlungen, Aufsätze und Recensionen. Eine Beilage von L. G. Newack. S. 337.

Franz Passow's Portrait,

nach Zeichnungen von Bräuer und König, lithographirt von Wolf in Berlin, leistet durch sprechende Aehnlichkeit auch den strengsten Ansprüchen vollständig Genüge. Saubere Abdrücke sind auf weißem Papier für 20 gGr. (25 Sgr.), auf chinesischem Papier für 1 Rthl. in den namhaftesten Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu haben.

Erste Jugendzeit bis zur Universität.

1786 – 1804

UNIV.
MONAC.

Paſſows Eltern waren: der Hofdiakonus und Inſtruktor der Herzogl. Mecklenburg-Schweriſchen Prinzen und Prinzeſſinnen, Moritz Joachim Chriſtoph Paſſow, älteſter Sohn des ehemaligen Präpoſitus Johann Friedrich Paſſow zu Hagenow, daſelbſt geboren 1733 d. 13. May, und Wilhelmine Margarethe geb. Beuſt, einzige Tochter des Predigers Johann Chriſtoph Beuſt zu Seedorf in der Priegnitz ohnweit Lenzen, geboren 1764 d. 6. April, beide verheirathet und in Ludwigsluſt anſäßig ſeit dem 4. November 1785, Franz Ludwig Carl Friedrich, geboren 1786 den 20. September, das älteſte von 13 Kindern, von denen 4 in frühеſter Jugend ſtarben, erhielt unter den Augen eines im Geſchäft der Jugendbildung erfahrenen Vaters und einer eben ſo zärtlichen als einſichtsvollen Mutter eine ſorgfältige Erziehung. Er war ein zartes, ſehr hübſches Kind, ſehr lebhaft, aber nie eigenſinnig; ſo einnehmend freundlich, daß er leicht alle Herzen gewann. Der Vater war bei aller Liebe ſehr ſtreng; er ſuchte durch mancherlei Uebungen die große Lebhaftigkeit des Kindes zu mildern: um es zur Geduld zu gewöhnen, zeigte er ihm manchmal irgend eine ſchöne Sache in der Ferne; die Mutter mußte es, wie es auch jauchzte und ſprang, ſo lange halten, bis es die Winke verſtand und ruhig die Gabe erwartete; dies Spiel währte aber nicht lange — es rührte ſich bald nicht mehr beim Anblick des Gewünſchten, das es nun gleich erhielt. — Einſt hüpfte und hinkte er als kleines Kind an des Vaters Seite und hielt ſich an ſeinen Rock; wie er deshalb einen Verweis bekam, ſagte er: Ich kann nicht ſtehn, ich habe nur ein Bein! Der Vater führte ihm das Unrecht an das Herz, ein Glied zu verleugnen, und welch ein Unglück es ſei, nur ein Bein am Körper zu haben. Bewegt und reuig antwortete er endlich: Ich weiß es ja, ich habe drei Beine. — War es Betroffenheit, oder wollte er in kindiſcher Unſchuld durch die Zugabe ſein Unrecht wieder gut machen? — Er war ſehr reinlich und ordentlich und wußte ſich immer ſelbſt ſehr gut und angemeſſen zu beſchäftigen. Der Mutter Liebe zu ſchönen Blumen theilte er früh, und ſie hat ſich bis an ſein Ende erhalten. — Die ſchönen Anlagen in und um Ludwigsluſt waren die Freude ſeiner erſten Jahre. Der große grüne Raum zwiſchen dem Schloß und der ſchönen Kirche, von Lindenalleen umgeben, war der gewöhnliche Spielplatz; Mohren, Zwerge, Sänger, Läufer und Soldaten ergötzten ihn täglich. Das ſchöne Holz war damals noch reich belebt durch vieles, ſorgſam gehegtes Wild mancherlei Art; auch

hielt man da einen alten zahmen Bär und einen Wolf. Die Schweizerei, die Fasanerie und ein großer Kaninchenberg, von Wasser umgeben, waren seine Lust. Viele Schwäne und Fontainen verschönten die Wasserpartien, deren er noch als Mann mit vielem Vergnügen gedachte, vorzüglich eines Bassins mit 21 kleinen Fontainen, die in hellen Mondnächten auf dem dunklen Laubgrund wie schwebende Elfen schimmerten.

Der Vater wurde 1793 als Superintendent nach Sternberg versetzt und nahm dort bald, seiner vielfachen Geschäfte wegen, einen Hauslehrer für den Knaben an, und ihm zur Gesellschaft einige Söhne benachbarter Eltern ins Haus, die gemeinsamen Unterricht mit ihm genossen. Seine noch lebenden jüngern Brüder waren, der eine 6, der andere 12 Jahr später geboren; dadurch schloß sich Passow inniger an die ihm nächststehenden Schwestern, und an weiblichen Umgang so wie an herzliche Liebe gewöhnt, blieb ihm ein seltenes Zartgefühl und rührende Herzlichkeit eigen gegen Alle, die er lieb gewann. — Er war, ohne Anregung zu bedürfen, sehr fleißig; es blieb ihm daneben noch Zeit genug, die frühern Lieblingsbeschäftigungen fortzusetzen, Blumen zu pflegen und Raupen und Schmetterlinge zu sammeln und zu beobachten. Er hielt sich ein eigenes Buch dazu, worin er aufzeichnete, an welchem Orte, auf welcher Pflanze und zu welcher Zeit er sie gefunden; forschte eifrig nach ihrem Namen und pflegte sie in kleinen Kästchen mit Glasdeckeln. Er faßte überhaupt jedes Spiel gleich von einer ernsten Seite auf und erhob es zu einer nützlichen Beschäftigung. Bei dieser Gelegenheit kam ihm der Vater mit Rösels trefflichem Werke über die Schmetterlinge zu Hilfe, und sein gutes Gedächtniß bewahrte die Ergebnisse und das Interesse für diese Beschäftigung bis in die reifern Jahre. Dieses Vergnügen am Sammeln und Ordnen zeigte sich schon in seiner frühesten Kindheit: damals füllten seine kleine Kommode mancherlei Gewürze, auch Cacaobohnen, Johannisbrot u. dergl., über jedem ein weißes Zettelchen mit dem Namen; auch wußte er recht gut, woher jedes kam und wozu es gebraucht wurde. Später sammelte er schöne Muscheln, Bernstein, Erze und dgl., und diese Sammlung soll recht ansehnlich gewesen sein und merkwürdige, auch seltene Sachen enthalten haben; denn die zahlreichen Gastfreunde seiner Eltern freuten sich an des Knaben Neigung, und jeder brachte ihm einen kleinen Beitrag, oder schickte ihm aus der Ferne irgend ein seltenes Stück. Bei der spätern Rückberufung des Vaters nach Ludwigslust als Oberhofprediger sind diese Sammlungen in andere Hände übergegangen und nicht so sorgfältig bewahrt und beachtet worden, als sie wohl verdient hätten.

Sein trefflicher Lehrer, Ernst Brehm, jetzt Präpositus zu Gägelow bei Sternberg, weckte und nährte des Knaben frühe Liebe zum Alterthum. Im 16ten Jahre wurde er dem Gymnasium in Gotha übergeben. Kattwasser, Döring, Lenz, Ariet, wirkten, Jeder in seiner Art, einflußreich auf ihn

ein; vor allen aber Friedrich Jacobs, der damals in der vollen Kraft seiner Thätigkeit stand. Er wurde bald sein höchstes Vorbild als Mensch, als Lehrer und als Gelehrter; die Verehrung für ihn wuchs mit der Fähigkeit, ihn zu begreifen; das Wohlwollen des Mannes gegen den Jüngling ging in dauerhafte Freundschaft über. In Gotha, der freundlichen Stadt, die so reich an heiterer Geselligkeit war, sah er zuerst seine künftige Lebensgefährtin, Louise Wichmann, ein höchst liebenswürdiges Mädchen von seltener Ausbildung mannigfaltiger Anlagen. Ihr seelenvoller Gesang zog zuerst seine Aufmerksamkeit auf diese übrigens so bescheidene Erscheinung. Bei näherer Bekanntschaft stieg seine Verehrung und Bewunderung und spornte ihn zu verdoppelter Thätigkeit, um ihrer Freundschaft immer würdiger zu werden; er lernte in kurzem Italienisch und Spanisch, da auch ihr beide Sprachen lieb und bekannt waren. Ihr Umgang machte diese Zeit zur seligsten seines Lebens. Sie charakterisirte ihn schon damals mit wenig Worten, welche passend blieben für sein ganzes Leben: Er ist so männlich und so kindlich, so heiter und so innig, so fromm und so treu.

Schreiben des Präpositus C. Brorm an Friedrich Simonis, Pastor in Kuchow, über Franz Passows frühere Lehrjahre im Vaterhause, von 1799 bis 1802.

Ungeachtet aller in meiner Persönlichkeit wohlgegründeten Bedenklichkeiten verlangst Du, lieber S., dennoch wiederholt, von mir genauer zu erfahren, wie unser P. so bemerklich in diesen Jahren an meiner Seite, und wie Du meinst auch unter meinem etwaigen Einfluß, zu der Geistesentwickelung und besonders den philologischen und litterarischen Kenntnissen gelangt sei, welche damals, als in solchen Jahren nicht gewöhnlich, so manche Kundige mit Dir bewunderten. So wenig ich nun auch in dieser Hinsicht mir anrechnen darf, so könnte es doch wohl sein, daß mein eigenes Dir bekanntes derzeitiges frisches, jugendliches Streben nach geistiger und wissenschaftlicher Förderung auch das Seinige in etwas habe anregen können.

Wir Beide, Du und ich, lebten nach Art damaliger Zeit in philosophischen Studien, und besonders hatte uns die Kantische Philosophie sehr lebhaft ergriffen. Wiewohl also daneben auch Locke, Leibniz, Hume, Jacobi meine vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, so waren doch darüber die alten Lieblinge, die Klassiker, und auch die damals eben in so schöner Jugendfrische blühenden deutschen Musen keineswegs abseiten gelassen. Und nichts konnte Deinem Freunde wohl erwünschter sein, als ein jüngeres Talent, dem er sich mittheilen, und an dem sich sein fröhliches Streben durch tägliche Mittheilung kräftigen und thätig erweisen könnte. Und dies wurde ihm denn vom Himmel ja in Fr. P. in so reicher Fülle gewährt. — O lieber S., sein frühes Dahinscheiden that mir, und thut mir noch weh, — sehr weh! — Und er, wie mein Fritz, sehen wir nun, dem schon nahe dem Hafen Schiffenden, gleich den Dioskuren, wie zwei hohe verklärte Jünglingsgestalten neben einander an dem Abendhimmel des Lebens.

Freilich werde ich Dir jetzt wohl nur einige, vielleicht zu flüchtige und — da ich einmal in die Sache eingegangen — doch auch zu umständliche und ausführliche, zum Theil auch wohl unerhebliche Nachrichten mittheilen können. Sie sind ja aber auch nicht eben unmittelbar fürs Publikum, sondern nur zunächst für Dich, den Freund, bestimmt. Und manches mußte auch dir gerade wohl mich interessiren, was selbst Du vielleicht schon gleichgültiger ist. Auch ist von Dir billig zu bedenken: Ueber die schöne, interessante Jugendzeit eines Individuums ist gerade am schwersten, etwas Interessantes

zu sagen; — es sei denn von ihm selbst. Und läuft daher doch meistens Alles nur auf Kleinigkeiten, oder auch auf Allgemeinheiten oder Gemeines, z. B. über Erziehung, Unterricht, Methode hinaus; wodurch man doch jenen Mangel am geschichtlich Erheblichen nur sehr mäßig und ungenügend ersetzt. Wie gern ich mich übrigens ganz aus der Erzählung gelassen hätte, das weißt Du. Aber das ist nun einmal bei der Verkettung seines frühern Lebens mit dem meinigen schlechterdings unmöglich; und theile ich ja auch nur meine individuellen Ansichten und Erfahrungen darüber mit. Und einmal angefangen, mußte doch meines Ermessens jeder Umstand, der auf Passow's Individualität und Bildung einigermaßen Einfluß haben können, und jede Aeußerung seiner Anlagen und Fähigkeiten unter diesen Umständen, wenigstens berührt werden. Ueberdem wird auch wohl die Erinnerung aus seiner und ja auch meiner Jugendzeit um so mehr Reiz für mich gewinnen, da nun gar das Bild des Verklärten darüber schwebt. Werfen uns doch jetzt auch überall die Sterne, die uns zu der Zeit, woraus ich Dir erzählen soll, noch so viel heitere Hoffnungen für dies Leben zuwarfen, jetzt nur noch freundliche Erinnerungen zu! —

Wie ich also im Frühlinge 1798 nach Sternberg in das Haus des damaligen Superintendenten, Consistorialraths Passow kam, um ihm, bei seinen vielen und mannigfaltigen Geschäften eines Mecklenburgischen Superintendenten, als Gehülfsprediger einen Theil seiner Amtsgeschäfte abzunehmen; so wurde mir daneben vom Vater ganz besonders der Unterricht und die Erziehung des ältesten, ihm so sehr am Herzen liegenden Sohnes Franz übertragen, der, schon von der Wiege an mit vorzüglich zärtlicher väterlicher und mütterlicher Liebe behandelt, auch als Erstgeborner der Gegenstand freundlicher Hoffnungen war. Von den übrigen damals vorhandenen noch kleinen Geschwistern folgten ihm zunächst drei *Töchter*. Referent erinnert sich noch ganz wohl: der erste Eindruck, den Franz auf ihn machte, war nicht besonders günstig. Bei einem, schon im 13ten Jahr, nur geringem Wachsthum, schwächlichem, etwas verzärteltem Körper mit eingezogener Brust, hatte er, vermuthlich durch einen der frühern Lehrer, ein verschlossenes, selbstgefälliges, unbehülfliches, nicht kindlich hingebendes, etwas pedantisches Wesen angenommen, welches auch vielleicht durch zu bemerkliche sorgsame Aufmerksamkeit auf ihn genährt sein mochte. Wie er denn auch von Kindern gleichen Alters und ihren Spielen gar nicht besonders angezogen zu werden schien. Manches dieser Art könnte mich Anfangs, ich gestehe es, besorglich und bedenklich machen. — Wie aber Referent durch ein heiteres, offenes, aufgewecktes und dabei festes und sicheres Benehmen mit Ernst und Pünktlichkeit in Arbeiten und Pflichten bald Vertrauen gewann, so ergab der Schüler sich ihm auch immer mehr mit völliger Anhänglichkeit und Resignation. Ja, wenn Anfangs Manches oft mit Strenge zu wenden und zu ahnden war, und Franz dann mit seinem schönen, geistvollen Angesicht, seinem tiefen, offenen, klaren Auge, etwas vorgebeugtem Körper und niederhängenden Armen, ergeben vor ihm stand, so war's ihm unmöglich, ihn nicht etwas zu lieben. Und wie sich dann bald auch nicht gemeine Anlagen: leichte Fassungskraft, treues Gedächtniß, rege Phantasie, feines Gefühl ꝛc. entwickelten und offenbarten, so mußte der Lehrer auch sehr lebhaft inne werden und sich sagen: Hier sind Keime und Kräfte, die all deine Sorgfalt, all deine Pflege auffordern und zu belohnen versprechen. — Und wenn auch das neue Pfarrgeschäft mit seinen noch ungewohnten Arbeiten und Vorbereitungen manche Zeit und Aufmerksamkeit

in Anspruch nahm, so erzeugte doch die Beschäftigung mit Franz immer mehr Lust und Liebe und hatte mannigfaltigen Einfluß auf des Knaben Studien.

Nicht sichtbar war Franz der Gegenstand zärtlicher Aufmerksamkeit von Vater und Mutter. Diese, eine feel thätige, geist-, sinn- und kunstreiche Frau von regem, tiefem Gefühl und nicht gemeinem Dichtungstalent, hatte auf seine Bildung und Richtung gewiß mannigfaltigen Einfluß. Der gegen seine Kinder ungemein weiche Vater, ein sehr verständiger, erfahrener, in Leben und Geschäften gewandter und äußerst pünktlicher, dabei biederer und humaner Mann, dessen Zeit und Kräfte aber in Sternberg durch seinen weit umfassenden Wirkungskreis sehr in Anspruch genommen waren, konnte den Unterricht des Sohnes nur im Allgemeinen unter einiger Aufsicht haben, unterhielt sich aber in Mußestunden oft und gern mit ihm, und wirkte dadurch auch gewiß viel auf seine Denk- und Sinnesart und sein Urtheil über Menschen und Leben.

Die frühern beiden Lehrer hatten ihre Schule unter dem ehemaligen Professor Wehnert in Parchim gemacht, der die damals gangbare philanthropistische Manier liebte und in Mecklenburg beliebt zu machen suchte. Der bisherige Unterricht schien daher auch ziemlich nach dieser, obwohl pädagogisch gängelnden, doch leichten, oberflächlichen, spielenden Methode eingerichtet gewesen zu sein.

Doch kam ich schon Manches gewonnen. Die Grundzüge in einer nachmaligen festen, schönen Handschrift, auch Uebung in Naturgeschichte, Geographie, Rechnen u. s. w. Auch waren Sammlungen von Schmetterlingen, Mineralien, Wappen u. s. w. angelegt. Dazu kam eine ziemliche Belesenheit in deutschen Kinderschriften, woran es der Vater auch nicht fehlen ließ; und war dadurch wenigstens auch schon einige Gewandtheit im deutschen Ausdruck erreicht, wiewohl ohne Grund und Regel.

Aber in den alten Sprachen stand es sehr dürftig. Da war zwar im Lateinischen Manches gelesen, besonders in Chrestomathien; aber sehr oberflächlich, — und blutwenig bemerkt und beachtet. Der Sinn wurde meistens nur geahnet und errathen, oft ohne Rücksicht auf genus, numerus, tempus, casus. Vocabeln waren ziemlich im Kopf; aber selten wurden einige, und nur zufällig richtig zusammengefaßt. Selbst im Declinieren und Conjugieren war wenig Uebung und Sicherheit. — Auch Griechisch war schon Einiges gelesen, und die Formenlehre getrieben; mußte aber von vorn angefangen werden. — So fand ich denn auch bei der unlustigen und mißlichen Verkenntniß und vielleicht auch der lässigen, leichten, verfahrenden Art, womit Alles getrieben, zu den alten Sprachen noch gar keine rechte Lust und Neigung vor. Vielmehr hatte das Spiel mit den Sammlungen das meiste Interesse. Und schien überhaupt Alles bisher nur mehr auf Unterhaltung und leichte Beschäftigung angelegt gewesen zu sein; und kam also nur darauf an, dem noch unbefriedigten Geiste und Talente angemessenere Nah-

rung und einen Gegenstand zum Ringen und Streben, zur Uebung und Erkräftigung zu gewähren und ihn dabei in einer bestimmten, geregelten Thätigkeit und Anstrengung mit Lust und Liebe zu gewöhnen.

Der Vater sah auch wohl ein, wie er sagte, wie das Alles bisher nur auf Spielerei hinausliefe. In unserer Unterredung wurde bald entschieden, daß doch die alten Classiker in Geist und Wort die Grundlage jeder tüchtigen modernen Bildung legen müßten, die dann durch den Geist des Christenthums eine nur noch höhere, schönere Weihung erhalte (so wie denn freilich auch vice versa), ja, daß der Geist der Zeiten nach manchen Aberrationen sich doch immer wieder an jenen anlehne. Und er vertraute dem Lehrer des Sohnes bald ganz in seinem Plane des Unterrichts und der Erziehung.

Da wurde nun mit aller Kraft und Lebendigkeit Griechisch und Lateinisch hervorgehoben, zunächst mit Cornelius Nepos und Jacobs' Elementarbuch begonnen. Dabei tüchtig Formenlehre und mündliche Zusammensetzung mit dem Griechischen geübt; die Begriffe wurden, ebenfalls durch lebendiges Fragen, durch Vergleichungen, Anwendungen u. s. w. möglichst verdeutlicht; und besonders Anfangs nur schriftlich kleine Pensa aufgegeben, worauf aber zur Uebung schriftlicher Kraft eine so genaue und tüchtige Vorbereitung so lange gefordert wurde, daß nicht nur Sinn und Meinung des Schriftstellers bestimmt und klar herausgebracht und angegeben, sondern auch von jedem Worte, sowohl seiner Bedeutung, als Casus und Stelle u. nach, genaue Rechenschaft gegeben werden mußte. War dabei irgend etwas dunkel oder zweifelhaft, so mußte es nothwendig bei der Präparation angemerkt und schon vor dem Lesen bestimmt angegeben werden, mit wie? und warum? — Widrigenfalls wurde scharf getadelt und [illegible]; auch wohl jedes unrichtig behandelte Pensum so lange wiederholt aufgegeben, bis Fleiß und Sorgfalt sichtbar und treueste Zuverlässigkeit nicht zu tadeln war. Ausgezeichnete Stellen wurden bis zu einer gewissen Fertigkeit im Lesen und Uebersetzen wiederholt, auch wohl zur Uebung memorirt; — so wie lautes, deutliches Lesen schon zur Vorbereitung [illegible] empfohlen war.

Das ging nun freilich zuerst Alles sehr langsam. Und wenn auch dabei anfänglich einige Strenge des Lehrers nöthig war, und bei seinem lebhaften Interesse an der Sache nicht wohl fehlen konnte (so daß selbst der gute Vater zuweilen einige Unzufriedenheit damit nicht ganz zu verbergen vermochte), so waren doch die Fortschritte dabei bald unverkennbar, und gereichten dem Lehrer schon nach dem ersten Vierteljahr oft zur ermunternden Freude. Zumal nun auch P. selbst fühlte und sich bewußt wurde, daß er etwas Tüchtiges und Dauerndes treibe, besonders wuchs auch Anstrengung, Lust und Liebe zum Weiterkommen.

Nicht lange, so konnte schon zum Homer und Virgil, Xenophon, Terenz und Cicero geschritten, und so auch in den Plato, Plutarch, Tacitus u. s. w. geführt werden. Bei jedem wurde nun auch Anfangs das Lexikon beseitigt, Flüchtigkeit und Uebereilung verhütet; desto reißender waren bald die Fortschritte, desto erfreulicher zeigte sich die Leichtigkeit, womit fortgefahren werden konnte. So daß P. nicht wenige der besten Griechen und Römer schon im älterlichen Hause nicht bloß gelesen, sondern ziemlich studirt und von ihrer Art und Kunst einige Kunde genommen hatte; und daß er das letzte Jahr auch neben den Schriften der Lehrstunden auf mein Anrathen noch

manche Alte und Neue für sich selbst las und auch nebenher seine litterarische Kenntniß vermehrte.

Unser Gesichtspunkt war dabei hauptsächlich, und ein ziemlicher Takt leitete vielleicht nicht unglücklich — an den alten Mustern Geist und Geschmack zu bilden, wissenschaftliche Kenntnisse und möglichst klare Entwickelung der Begriffe daran zu knüpfen — auch gelegentlich kritisches Gefühl und Urtheil etwas anzuregen, — dabei möglichst die Abwege des Zuviel und Zuwenig zu verhüten, und das Speciellere und Weitere der Zukunft und den Geweihteren zu überlassen. Und schien sich auch hier zu bewahrheiten das: nur eine Sache recht tüchtig und gründlich vorgenommen, bereitet auch die übrigen vor, und fördert mehr, als mehrere oberflächlich behandelt.

Die Elemente der Mathematik, die Grundzüge der Geschichte, die ersten Begriffe der Philosophie u. s. w., auch französische, englische Sprache wurden nun auch um so interessanter und leichter. Dabei wurde Sorge getragen, daß die Religion ihren heiligen himmlischen Strahl über Alles verbreitete.

Der eigentlichen, bestimmten Lehrstunden waren nicht gar viel, aber diese wurden sehr ernstlich, thätig und lebhaft gehalten. Mehrere Zeit wurde zum eignen Arbeiten, Vorbereiten, Wiederholen u. verwandt. An schönen Sommertagen wurde auch dann und wann im Hausgarten eine Lehrstunde über Virgil, Theocrit gegeben, und dann abwechselnd im Auf- und Abwandeln des Ganges darüber verhandelt und gesprochen; — auch wohl, den lieben Horaz unter dem Arm, zum nahen grünen Stadtwall gegangen, und dort in einer Bucht vor den Blicken der Vorübergehenden verborgen, an einem klaren, über Steinchen dahinrieselnden Bächlein auf dem Rasen gelagert, eine Ode gelesen, oder eine andre recitirt.

> Quo pinus ingens albaque populus
> Umbrum hospitalem consociare amant
> Ramis, et obliquo laborat
> Lympha fugax trepidare rivo.
>
> Od. II. 3.

Was das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler um so inniger machte, war, daß sie fast immer bei einander blieben, in einem Zimmer arbeiteten, in einem schliefen, gemeinsame Spaziergänge machten, und so fast unzertrennliche Gefährten wurden.

Da durch eine vielleicht zu sichtbar gewichtige Aufmerksamkeit auf und gegen ihn auch anfänglich die seinige etwas zu stark auf sich selbst, auf Kosten kindlich oder jugendlich heiterer Unbefangenheit gerichtet schien; so suchte der Lehrer seine stille Beobachtung absichtlich möglichst zu verbergen, ja wohl zuweilen eine recht bemerklich scheinbar gleichgültige Nichtbeachtung blicken zu lassen.

Was aber diesem ganz besonders am Herzen liegen mußte, war der Anfangs so schwächliche, wohl etwas verweichlichte körperliche Zustand des Schülers. Darum wurden täglich, zuerst kleine, allmählig immer weitere Fußwanderungen in die Umgegend unternommen; auch auf benachbarte Höfe und Dörfer. Da ging es denn oft über Stock und Stein, Berge, Wiesen, Zäune, Gräben, schmale Stege, und es traf sich auch wohl durch Sturm und Regen, so wie im Winter durch Schnee und über Eis. Kleine Unbequemlichkeiten dieserhalb bauten größern vor, und schützten eben gegen diese. Wenn auch die Eltern Anfangs zuweilen ein wenig bedenklich schienen,

so wurde doch Franz dabei bald, ungeachtet der größern Geistesthätigkeit, zu meiner Freude recht zusehends körperlich fester, größer, gewandter. Wie er denn auch in diesen Jahren, so wie auch nachher in Gotha, nie eigentlich krank gewesen. Außerdem wurde er dadurch recht bemerklich auch außer der Bücherwelt befreundeter und bekannter mit der Natur und den Vorkommenheiten des alltäglichen gewöhnlichen Treibens und Lebens.

Hatte Referent sich späterhin in Anspruch seines ihm mit Geist und Seele immer befreundeter gewordenen Schülers irgend etwas vorzuwerfen, so war es etwa eine Anfangs vielleicht zu lebhafte, eifrige Schärfe in gelegentlichen Rügen und besonders in Forderung fleißiger, genauer, pünktlicher Behandlung des aufgegebenen Pensums, — ein Vorwurf, den ihm die liebende Erinnerung auch noch zuweilen in Ansehung seines eigenen, vor einigen Jahren auf dem Gymnasio in Schwerin so früh verewigten, hoffnungsvollen — einzigen Sohnes macht. — Jedoch erinnere ich mich noch, daß, wenn Passow, der auch gewöhnlich mein Tischnachbar war, sich dort zuweilen einer Unachtsamkeit schuldig machte, oder sich auch sonst in Gesellschaft der Eltern und anderer Erwachsener etwas jugendlich vorlaut und vorwitzig äußerte, und ich dann wohl durch ein zu scharfes Wort oder eine zu dämpfende, kurze Bemerkung sein empfindliches Gemüth etwas zu hart verletzte, und er dies dann mit niedergeschlagenen Augen und so bescheidener, hingebender Resignation entgegennahm, — daß ich dies baldmöglichst durch irgend eine ermunternde Wendung und trauliches, offenes, heiteres Entgegenkommen zu mildern suchte. Und auch jenes lebhafte entschiedene, bestimmte, mitunter scharf rügende Benehmen, — weit entfernt, sein Gemüth von mir abzuwenden, machte es im Gegentheil mir nur um so mehr zugethan; da er bald inne wurde, wie gedeihlich unser Beisammensein doch im Ganzen für Leib und Seele sich erwies.

Und wenn dagegen Referent, der zugleich an, durch und mit P. lernte, sich irgend ein Verdienst um ihn zuschreiben dürfte, so wäre es wohl nur die Gewöhnung zu einer geordneten Selbstthätigkeit, Selbstständigkeit und Selbsthülfe in körperlicher, geistiger und wissenschaftlicher Hinsicht, — und möglichste Beseitigung aller einengenden Gängelei bei Uebung und Entwickelung eigner Kräfte, auch vielleicht ein ziemlich richtiger Takt, daß dem jugendlichen Geiste und Talente angemessene Gegenstände gegeben wurden, — mit dem damals auch eigenen, sehr lebendigen, anregenden Interesse des Lehrers daran, — und einer aufgeweckten, fast immer fragenden, oft auch nur hindeutenden, aufmerksam machenden Methode des Unterrichts; wodurch denn freilich die auch noch schlummernden Fähigkeiten des Geistes und Gemüths wohl einigermaßen geweckt und zu Fertigkeiten werden konnten. An den hohen und herrlichen Gegenständen, den Geisteswerken erster Klasse, mußte da wohl durch gemeinsames Ueben und Streben, gegenseitiges Geben und Nehmen, auch wechselseitig Geist an Geist und Leben an Leben sich in mancher Hinsicht fördern und bilden.

Auch mochten noch verschiedene andere Umstände nicht ganz ohne Einfluß auf Passows derzeitige Förderung bleiben:

1. Des Lehrers, schon damals an klassischen Werken in alten und neuen Sprachen gar nicht unerhebliche Bibliothek, worin Passow manche Stunde für sich im Stillen blätterte, und am Ende oft besser Bescheid wußte, wo jedes Buch zu finden, als der Besitzer selbst, — worüber er sogar einen, noch vorhandenen Catalogen anlegte, — und die an sich, wie auch ihre Vermehrung, zu mancher litterarischen Unterhaltung Anlaß gab, — auch zu eigner Sammlung der Art Neigung erweckte.

Mit welcher Freude und Theilnahme wurden dann die eben damals mit jeder Messe neu erscheinenden neuen Meisterwerke von Göthe, Schiller, Wieland, F. H. Jacobi, J. Paul u. s. w. aufgenommen, die ja noch jetzt als leuchtende Sterne erster Größe an unserm litterarischen Horizont schimmern. — Mit welcher Begierde besonders die Auctions-Pakete aus Berlin und Hamburg eröffnet, und der Inhalt Stück vor Stück gemeinschaftlich gemustert, wenn sie manch lange gewünschtes Buch, namentlich auch eine geachtete und geliebte Ausgabe eines alten Classikers wohlfeilen Kaufs in die Hände des Lehrers oder des hocherfreuten Schülers brachten. Da wurde dann oft am Morgen dem Schlafe abgebrochen, um noch vor der Arbeit von den neuen Gästen genauere Kunde einzuziehn. Und vergebens raunte Lichtenberg ins Ohr: Ein L. d'or in der Tasche ist besser, als funfe auf dem Bücherbrett! —

2. Auch die Examina und Lehrproben, welche mindestens jedes Halbjahr in Gegenwart der geachteten und geliebten Eltern gehalten wurden. —

Wenn da Alles so wacker, frisch und fertig von Statten ging, und der fröhliche Wachsthum auch ohne Maaß an den Thürpfosten erkennbar war, und besonders der Vater recht sichtbar froh umher sah, wenn über das Gelesene auch in lateinischer Sprache verhandelt ward, so wurde der Actus gewöhnlich mit gemeinschaftlichen Umarmungen geschlossen, und die Abendstunden darauf mit einem gemeinsamen heitern Spaziergange, auch wohl einem frohen häuslichen Mahle verlebt.

3. Oefters auch, wenn wissenschaftlich gebildete Freunde des Hauses zum Besuche da waren, mußte wohl P. seine schriftlichen Arbeiten producieren; und sie wurden auch wohl veranlaßt, mit und auf unser kleines Auditorium zu achten, um dort durch Aufgaben und Fragen eine nähere Kenntniß unsers Fleißes und seiner Fortschritte zu gewinnen. Wenn P. sich dann da in seiner gewohnten Atmosphäre recht an seinem Platz fühlte, und durch bescheidene Unbefangenheit, Fertigkeiten und Gewandtheit in den Sprachen, Geistesgegenwart und litterarische Kenntnisse einiges Befremden erregte, daß ihm zuweilen ein ermunternder parce zugerufen, auch wohl ein etwas unmäßiges Lob ertheilt wurde; so konnte freilich der Lehrer nur mildernd das bisherige Streben rühmen, und seine Hoffnungen für die Zukunft aussprechen, — dann aber nur mit ähnlicher demüthiger Empfindung und Gebehrde dabei stehn, wie — etwa Joseph gewöhnlich in der Weihnachts-Scene vorgestellt wird. —

4. Auch wurde um diese Zeit ein erstes innigeres Freundschaftsverhältniß sehr ermuntert, dergleichen P. noch bisher mit keinem Jünglinge in der Art eingegangen, mit Philipp Wehnert, dem Sohn des weiland Professors und Rectors des Gymnasiums in Parchim, — wie auch mit einem Freudenfeld daselbst. Beide waren Jünglinge von Gemüth und Talent, die gleiche

Neigung und Liebe zu gleichen Studien mit P. verband; beide ausgezeichnet in der ersten Klasse des Parchimschen Gymnasiums, wo auch P. zuweilen bei Besuchen hospitirte. Da Wehnerts Vater ein Freund des Passowschen Hauses war, so hielten sie sich oft wochenlang bei uns auf, nahmen Theil an den Lehrstunden, präparirten sich gemeinschaftlich darauf, lasen auch für sich Gemeinsames, theilten sich ihre Kenntnisse, Gefühle, Hoffnungen mit, stellten auch wohl den Lehrer durch Fragen über schwierige Stellen im Horaz, Plutarch u. s. w. auf eine freundliche Probe *).

5. Was aber in Passows Jugendleben besondere Erwägung verdient, ist folgender Umstand. Schon war hin und wieder mit dem Vater darüber berathen, wie ersprießlich es sein, und wie Unterricht und Umgang an Leben gewinnen würde, wenn noch einer oder der andere Jüngling guter Bildung von nur ungefähr gleichem Alter zur Theilnahme aufgenommen werden könnte. Da traf es sich nun, daß der Klosterhauptmann, Rittmeister von Lowzow (ein Jugendfreund und früherer Dienstgenosse des nachmaligen Feldmarschalls Fürsten von Blücher), in der Nachbarschaft meiner Heimath mich angelegentlich ersuchte, es zu vermitteln, daß der G. R. Passow seine beiden ältesten Söhne zum Unterricht ins Haus nähme, wovon der älteste zum Studiren, der andere zum Militär bestimmt war. Die Sache gelang, und der älteste, Fritz von Lowzow (jetzt Landrost und erster Bb. Beamter in Stavenhagen), schloß sich bald mit Lust und Liebe unserm gemeinschaftlichen Streben an. Darauf erfolgten bald mehrere Anträge der Art an den Vater. Es kam durch die Mehrzahl dieser jungen Leute ein neuer, frischer, fröhlicher Jugendsinn ins Haus, wobei nur die gute Hausfrau recht viel Sorge und Mühe hatte. Mehrere dieser Jünglinge sind nachher gebildete, tüchtige Männer in verschiedenen Lebenslaufbahnen geworden. Für die weniger Vorbereiteten wurde sofort noch ein zweiter Lehrer angestellt. — Aber auf Passow hatte dies gemeinschaftliche frohe Jugendleben entschiedenen Einfluß, und gab ihm in mancher Hinsicht, was ihm bisher noch fehlte.

Der Unterricht gewann neue Erwunterung, und Leben, Sitte und Streben frisches Gedeihen. Nur wer nicht mit vorwärts wollte oder konnte, saß zuweilen unbehaglich und verdrossen. Sowohl was vorbereitet gelesen als was schriftlich gefaßt war, wurde meistens erst von dem Fähigen beurtheilt und verbessert, ehe der Lehrer zurechtwies, wo Etwas ohne Grund oder unnöthig monirt, oder Etwas fahrlässig nicht beachtet und übergangen.

Da auch außer den Lehrstunden unsre Mehrere auf einem Zimmer arbeiteten, jeder an seinem besondern Pult, so mußte Alles in möglichster Stille vorgenommen werden, und durfte ohne sonderliche Noth Keiner den Andern fragen, oder sonst stören, bis zu einer bestimmten Zeit, wo wieder allgemeine Mund- und Bewegungsfreiheit war, wodurch denn auch Jeder genöthigt wurde, seine Aufmerksamkeit genauer und schärfer zu fixiren, so wie seine Gedanken bis dahin fest zu halten.

*) Beide andern Jünglinge sind späterhin leider verunglückt. Wehnert ertrank in einem Landsee. Freudenreich ist nachher, durch die poetisch religiöse Schule und manch Modenmenschbild verlockt, in das Element der kathol. Kirche versunken — und endlich zu einem Geist, der nicht aus Gott ist, abgefahren.

Auf jede üble Angewöhnung, z. B. Krummſitzen, Schaukeln, Schnauben u. ſ. w., jede Unordnung, Läſſigkeit, Unreinlichkeit in Kleidern, Büchern, Papieren u. ſ. w. wurde wachſam geachtet; und da auch unſrer vier in einer Nebenkammer beiſammen ſchliefen, ſo wurde auch hier jedes Ungebührliche, z. B. Schnarchen ꝛc., möglichſt verhütet.

Nichts aber wurde unter uns ſchärfer bemerkt und verabſcheut, als Unlauterkeit der Geſinnung und beſonders überliſtende, gleißneriſche Falſchheit, in welcher Geſtalt ſie ſich auch äußere; und dagegen nichts angelegentlicher verlangt, gelehrt und gelobt, als ein unbefangenes, ſicheres, heiteroffenes, gerades Weſen und Betragen gegen einander mit Beſcheidenheit und Anſtand. Und da kann ich mir noch lebhaft vorſtellen, wie P. zuweilen bei Offenbarwerdung irgend einer hinterhältiſchen Schleicherei und Verſtellung recht innig entrüſtet ſeinen Ingrimm mit eigenthümlichem Naſenrümpfen und ſatyriſchem Lächeln, auch mittelſt eines unwilligen Worts, mit einem gewiſſen Zucken des ganzen Körpers zu erkennen gab, und ihr auch wohl mit einem gewiſſen Trotz und Stolz entgegen trat.

In den Winterabendſtunden wurde nach dem Abendeſſen oft unten im Wohnzimmer unter Theilnahme der Eltern, vorgeleſen, — worin P., wiewohl er etwas aus tiefer Bruſt ſprach und auch tief in ſich aufnahm, ungeachtet einiger Eintönigkeit, doch eine intereſſante, angenehme Manier angenommen hatte, — oder auch Muſik gemacht. Und oft ſpielte auch der Lehrer, wenn ſeine Schüler ſchon zur Ruh gegangen waren, dieſe noch in ſanfteres Entſchlummern. — So wurden im Ganzen recht frohe Tage unter Arbeit und Luſt verlebt.

Auch die Spaziergänge und körperlichen Uebungen belebten ſich nun mehr. Da wurde nun auf grünen Plätzen Ball geſchlagen, der Bock geworfen, in die Wette gelaufen, geſprungen, geklettert, — zu einer mit Buſch und Baumgruppen ſchön bewachſenen und mit friſch, grünen Raſenplätzen und Hügeln abwechſelnden Halbinſel im See über einen ſumpfigen Zugang mit Steinen und Holz ein ſicherer begrünter Weg gedämmt, — und dann auf dieſer kleinen Inſel meiſtens Jagd geſpielt, oder Schanzen vertheidigt und eingenommen u. ſ. w.; indeß der Lehrer, wenn er nicht ſelbſt daran Theil nahm, oder Rath ertheilte, oder kleine Händel ſchlichtete, ſich unter Mitfreude an dem frohen, regen Leben, zugleich am Ufer gelagert, an einem Dichter ergötzte. — Wohl mußte er zuweilen lächeln, wenn P. das Loos getroffen, ein Wild zu machen und ihm einmal die Rolle des Haſen zugefallen, die er dann wo möglich gegen den Wolf oder Eber umzutauſchen ſuchte, oder ſich auch ſo zu verſtecken wußte, daß er erſt nach dem Zeichen der aufgehobenen Jagd zum Vorſchein kam; — wie er denn überhaupt lieber pugna, als cursu einen Wettkampf beſtand.

In abendlichen geſelligen Zirkeln, wo auch zuweilen andere junge Leute einer Penſion in dem Städtchen zugegen waren, pflegte wohl P., — und er ließ ſich auch durch die Gegenwart und Aufmerkſamkeit der bejahrten Gäſte nicht in der angenommenen Rolle ſtören, — den Profeſſor zu ſpielen; — wo er dann hinter einer Stuhllehne, als ſeinem Katheder, an die im Umkreis ſitzenden jungen Commilitonen Vorleſungen hielt, die aber gewöhnlich ein wenig ins Satyriſche ausſchlugen, ſowohl im Allgemeinen, als auch in einzelnen bemerklichen Beziehungen.

So ging nun Passow im Herbst 1802, 16 Jahr alt, mit einem recht guten Fundament zum weitern Anbau, oder einem schon lebendigen, kräftigen Keim zu fernerer Entwickelung, rüstig und wacker an Leib und Seele, nach Gotha, welches uns längst durch illustre Namen — wie Döring, Jacobs, Schlichtegroll, Lenz, Kaltwasser u. s. w. (auch Löffler, der damals in der ersten Klasse wöchentlich einige Stunden Religionslehre vortrug) wie ein freundliches Gestirn aus der Ferne glänzte.

Die Reise dorthin, worauf Referent nach dem Wunsche des Vaters ihn begleitete, war für uns wie eine Wallfahrt zu einem Gnadenorte, ja eine rechte Himmelfahrt. Unser Weg ging über Braunschweig und Wolfenbüttel. Alles erschien uns hier wie mit einem begeisternden Zauberlichte durch den Gedanken umgeben: hier haben Lessing, Jerusalem, Leisewitz, Ebert u. s. w. gelebt, hier gearbeitet, hier gelustwandelt, diese Gärten, diese fernen Berge gesehn, hier des Lebens und der Natur sich gefreut. Der gute, liebevolle Prinz Adolph von Mecklenburg, der damals eben in Braunschweig studirte, wies uns zum Abend seine Theaterloge an, und machte des Nachmittags mit P. eine Spazierfahrt in die Umgegend, indeß Referent bei Eschenburg, dem Sänger von: „Dein gedenk ich ꝛc.", und dem würdigen Abt Bartels schöne, erhebende Stunden verlebte. Auf dem Wege von Braunschweig nach Wolfenbüttel huldigten wir in einer Lindenlaube, deren Matthisson in seinen Briefen als einer merkwürdigen und ausgezeichneten erwähnt, seinem Genius; besahen im Fluge die Wolfenbüttelsche Bibliothek, und gedachten dort mit innigerregtem Gefühl des Hochgefeierten, der hier einst weilend mit F. H. Jacobi philosophirte, und manch damaliges Ungethüm bekämpfend, am Ende seinen Nathan schrieb und im höhern Fluge über jede theologische Staubwolke die zu belastende, drückende Staubhülle abgeworfen; und kamen nach noch mancher interessanten Bekanntschaft und Erfahrung in Blankenburg, Ihlefeld, Nordhausen, Sondershausen u. s. w. an einem Abende spät in Gotha und in dem Lenzischen Hause an, wo Passows künftiger Aufenthalt bestimmt war.

Wir wurden von Lenz und seiner Gattin mit sehr viel Wohlwollen und Liebe aufgenommen, und Referent in manche freundliche Zirkel geführt, worin er sich von den lieben, geistvollen Schlichtegrolls und dem herrlichen Jacobs ganz besonders angezogen fühlte. Und die Paar Tage in einem so gebildeten, freundlichen Umgang verflogen wie ein heitrer Traum.

P. wurde von dem würdigen Director Döring nach abgelegten schriftlichen Proben in meiner Gegenwart examinirt, und erhielt nach einer nur kurzen, aber meisterhaften und gründlichen Prüfung zum Bescheid: Ja, das ist brav und lobenswerth, und seit meinen Directorats-Jahren erst der dritte Fall, daß ich einen Ankömmling gleich in die Selecta aufnehmen kann. — Tages darauf ward mir vergönnt, in Dörings Lehrstunden über den Horaz, wo er in lateinischer Sprache einen so geübten als gewählten Vortrag hielt, und auch in Jacobs griechischer Lehrstunde zu hospitiren, wo Passow auch schon aufgerufen wurde, — meines Erinnerns — aus dem Sophokles zu interpretiren, welches dann auch nach guter Präparation mit seiner gewohnten Unbefangenheit recht klar geschah, daß der treffliche Lehrer bemerklich seine Zufriedenheit zu erkennen gab.

So ließ denn Referent seinen lieben Angehörigen, indem er ihm sein χαῖρε! — und νῆφε! — zurief — in dem freundlichen Gotha, in so begei-

ternder Umgebung, und kehrte verhältnißmäßig über Weimar, Jena, Halle ins Vaterhaus zurück.

P. fühlte sich in Gotha in seinem rechten Elemente, wurde dort bald für die humanistischen Studien bestimmt und gewonnen, und verlängerte seinen Aufenthalt daselbst bis auf zwei Jahre, da er den Vater versicherte, daß kein anderer Ort ihm den geliebten, geistvollen und vielseitig gebildeten Jacobs ersetzen könne. Es gingen auch sowohl durch Lenz, als besonders durch Jacobs, mit dem der Vater auch noch späterhin über die Studien des Sohnes öfters Briefe wechselte, die erfreulichsten Nachrichten ein.

Referent, dem Passows Briefe aus Gotha leider verloren gegangen, erinnert sich nur noch Einiges, was dem Vater während der Gothaer und Leipziger Studienzeit einiges Bedenken erregte:

1. Ein schon in Gotha eingegangenes — vielleicht zu frühes und schon einige Jahre später durch eine besonders glückliche Fügung begünstigtes — zartes, inniges Verhältniß mit seiner nachmaligen ersten Gattin, Louise Wichmann, einer nahen Verwandten von Lenz, — welches eine persönliche und nachher auch litterarische Spannung mit diesem herbeiführte.

Da Philipp Wehnert bald nach Gotha gefolgt war und sich daselbst vorzüglich Lenzen angeschlossen, so hatte dies auch bald ein Mißverhältniß mit jenem frühern Freunde, und durch diesen sogar zufälliger Weise auch mit einem Oheim desselben, dem damaligen Professor und Bibliothekar Koppe in Rostock, zur Folge. Letzterer hatte von Passow in einem Mecklenburgischen Blatte durch mancherlei Neckereien, Anspielungen und Anzüglichkeiten sehr empfindlich gereizt und verletzt; wodurch sich denn dieser verleiten ließ, sich bei Gelegenheit wiederum, wenn auch nur in Reminiscenzen, etwas jugendlich über ihn und sein ihm besonders theures: „Gelehrtes Mecklenburg" zu belustigen. Er pflegte nachher noch zuweilen darüber zu lächeln, daß man sich nur überall, und wie man sich dagegen verwahren zu müssen geglaubt.

2. Daß er sich in Leipzig nicht zur Theologie bequemen wollte, sondern sich ganz den Humaniora hingab; — welches der Vater für die Zukunft zu mißlich hielt. — Jacobs beruhigte diesen aber mit den Worten: er solle auf sein Wort ihn nur völlig gewähren lassen.

3. Daß er sich als ein lebhafter Anhänger der modernen poetisch philosophischen Schule erwies. — Jacobs erwiderte: Man richte sich mit seiner Kleidung, zumal da über den besten Zuschnitt wenig Einstimmung sei, doch immer ein wenig nach der Mode. Es komme nur darauf an, wer sie trage, und wie dieser sie sich anzueignen und anzulegen wisse. Die Classiker würden schon den gesunden Sinn bewahren.

4. Daß er in einem Gartenhause vor Leipzig eingemiethet, zu sehr auf eigene Hand studiere und zu wenige Collegia höre. — Jacobs beruhigte leicht: Die Voße, Wolf u. s. w. hätten's nicht anders gemacht.

Noch einige charakteristische Züge mögen diese Erinnerungen schließen: P. äußerte schon in seinen Jünglingsjahren, und auch späterhin, wo ihm Referent einmal auf dem Lebenswege die Hand reichen konnte, Freude am geselligen, sokratisch-frohen Lebensgenuß im Kreise gleichgesinnter, trauter Freunde, inter rorantia pocula, von geistreichen Gesprächen und heitern

Scherzen gewürzt, — wo er recht innig behaglich und von Herzen froh sein konnte. So hörte ich auch von einem seiner Freunde aus Gotha, daß er da wohl einmal inter convivatores seines Gleichen mit Rosen bekränzt ein Lied des Anakreon aus treuem Gedächtniß recht schön und ermunternd zu deklamiren gewußt. — Aber nie verließ ihn, auch in der heitersten Stimmung, ein gewisser stiller Ernst, und Maaß und leiser Takt für das Schickliche, da er denn wohl durch eine humoristische Bemerkung auch Andere zu mäßigen und in den Schranken der Grazien zu erhalten wußte. Selbst Referent erinnert sich noch sehr wohl, daß, wenn er einmal in frühern Jahren bei solcher Gelegenheit, nach dem dulce desipere in loco, seiner Laune so gerne Lauf ließ, und da wohl ein Wort, ein Einfall oder Ausfall über die Grenzen des Decori sprang, — daß, und wie da Passow wohl zuweilen bei aller Anhänglichkeit und Ergebenheit, doch mit Schweigen und bedenklichem Lächeln vor sich nieder blickte. — So bewies er auch mit edlem Stolz und Selbstgefühl besonders gegen alles gemeine, einander überlistende, falsche, tergiversirende Wesen und Treiben einen rechten Widerwillen und Unwillen, und pflegte dagegen wohl mit festen, etwas stampfenden Schritten aufzutreten.

Nicht leicht ist Referent eine so bestimmte, kurze mit Besonnenheit und Auswahl gebildete Art des Ausdrucks und der Rede vorgekommen, wie sie P. selbst im Gespräch und in gewöhnlicher Conversation sich zu eigen gemacht.

Eigenthümlich war ihm auch ein stilles in sich gekehrtes Genießen der schönen oder erhabenen Natur. Und wenn wir oft in frühern Zeiten auf Spaziergängen und Reisen an Himmel und Erde solchen Genuß hatten; so sagte meistens ein bloßes inniges: Herrlich! — oder auch nur ein stiller Händedruck das einstimmige Gefühl.

Schon als Jüngling war er mit regem Gefühl für alles Große, Edle, Schöne sehr empfänglich. Wie wir im Virgil in die schöne Episode von Euryalus und Nisus lib. IX. gekommen waren, mußte in einer Art Begeisterung über die Vorbereitung hinaus gelesen werden. Es ging im Strom und ohne Anstoß mit erhöhter, zuweilen wankender Stimme vorwärts. Aber, wie die Stelle kam:

> Tum super exanimem sese projecit amicum
> Confossus placidaque ibi demum morte quievit.
> Fortunati ambo! ... Nulla dies etc.

so verließ die Stimme. Die Bücher mußten zugeschlagen werden. Die Stirne sank auf den am Lesepult ruhenden Arm. Und eine lange, tiefe Pause feierten der Schüler, und auch mit ihm der Lehrer, die hohen gefallenen Opfer.

Auch für Musik, — diese Muttersprache Psyche's, — und ihre verhallenden Töne hatte P., wiewohl es ihm zur praktischen Uebung derselben in den Jahren unsers Zusammenlebens an Zeit und Neigung fehlte, doch ein sehr leises, empfängliches Ohr. Es ist mir hier noch eine liebe Erinnerung, wie P. einmal am späten Abende, wie schon Alles zur Ruh gegangen und ich eben noch Matthissons Lied: „Wenn in des Abends letztem Scheine," nach der Comp. von Zumsteeg zur Harfe sang, stille lauschend, schon Weste und Strümpfe über dem Arm, hinter mir dage-

sessen und nach dem letzten Laut im Vorübergehn mir leise über die Haar streichelnd mit freundlichem: Gute Nacht! zur Ruhe eilte.

Religion aus höherer Liebe und ein inniges ewiges Leben in Gott — diese wahre Verklärung des irdischen Lebens, ohne welche dies doch am Ende nur noch bloße Werkeltage ohne alles erhebende Sonntagslicht hat! — wurde, und war dir immer sehr heilig, — wie uns denn auch schon damals, — obgleich noch in kritischer Zeit, — der Erlöser nicht bloß in seiner Dornenkrone, sondern auch im Strahlenglanz himmlischer Glorie heilig verklärt erschien.

Doch, lieber S., wohl schon zuviel des Ueberflüssigen? Verzeih dem Freunde! auch dem Alter! — Wissentlich ist doch der Wahrheit nichts vergeben, und der so leicht verschönenden Erinnerung keine Dichtung gestattet.

Und wenn denn nun auch diese Rückerinnerungen weiter zu gar keinem Nutzen und Gebrauch dienen könnten; so haben sie mich doch oft recht lebhaft in eine freundliche Vergangenheit zurückversetzt; — ja, so haben sie mir doch Dein Bild, lieber Franz, aus den andern Zeiten wieder recht lebendig vor die Seele gebracht; und feierte ich noch oft dabei in wehmüthiger stiller Trauer das zu frühe Aufhören Deines irdischen Lebens und Wirkens. Hättest Du mich überlebt, Du würdest wohl, nach manchen Aeußerungen, ein besseres und gediegeneres Wort über unser ehemaliges Ja- und Miteinanderleben gesprochen haben.

O, wie ich Dich noch vor einigen Jahren über die Grenze unsers Landes begleitete, und wir uns zuletzt ins feuchte Auge sahen — hofften wir noch Beide, es wäre dies doch nicht schon bis zum Wiedersehn über die Grenze des Erdenlebens hinaus. — Anders war es über den Sternen bestimmt! — Du bist mir nun auch in höherer Hinsicht vorbei- und vorangeschritten; — und doch vielleicht jetzt oft näher? — — und lachst mich auch jetzt noch so liebend wie sonst zu Dir?! — Tiefes Schweigen! — Aber ein Tropfen, der mir auch jetzt noch beim Schreiben, als schiebe ich mit diesem Schlusse noch mehr von Dir — auf die Hand fällt — sei mir ein Zeuge und Siegel unsrer treuen Vergangenheit und — wills Gott — auch unsrer Zukunft! —

Briefe von der Schule.

An die Mutter.

Gotha, am 31. October 1802.

So ungewohnt, wenn gleich keineswegs unangenehm, wie hier anfangs alles war, so bin ich jetzt doch an alles schon so gewohnt, als ob ich es nie anders gekannt hätte. Nur bisweilen, wenn ich allein auf meinem Zimmer sitze, kömmt mir's wie ein Traum vor, daß ich wirklich in Gotha, daß ich wirklich funfzig Meilen weit von den Meinigen getrennt bin; aber keineswegs ist das Erwachen aus diesem Traume unangenehm; ich finde mich dann wirklich an einem Orte, der lange das Ziel meiner Wünsche gewesen war, sehe mich den Schüler von Männern, die ich längst innig geliebt und verehrt hatte, und deren Umgang mich immer mehr zur Tugend ermuntert, und mich anfeuert, immer mehr Kenntnisse zu erwerben, um mich einst als einen würdigen Sohn meiner Eltern, als einen nützlichen Bürger des Staats zeigen zu können. Sehr viel trägt die Bekanntschaft mit einem Mecklenburger, Kämmerer aus Güstrow, den einzigen, der außer Pauli und mir hier ist, dazu bey, mir meinen hiesigen Aufenthalt angenehm zu machen. Obgleich sein Aeußeres sehr wenig versprechend ist, so zeichnet er sich doch durch seinen Charakter und seine Talente merklich vor seinen Mitschülern aus; vielleicht trägt auch das, daß wir Landsleute sind, etwas dazu bey, unsre Freundschaft zu befestigen. Er hat viel poetisches Genie, und mehrere Arbeiten, die er mir vorgelesen hat, waren recht artig. Unser Haus ist noch durch einen jungen Franzosen aus Paris selbst, Luzaine de Ribossin, vermehrt worden. Er spricht gar kein Deutsch und scheint, wenn gleich viel Beweglichkeit und Leben, doch ziemlich wenig Geist zu besitzen.

Gotha, am 1. December 1802.

Wie angenehm, beste Mutter, mir die letzten Zeilen von Dir waren, da ich grade seit einem Monat keine Briefe erhalten hatte! — Aber wie soll ich Dir für Dein mir so theures Geschenk, für das Kleid, das Du Dir selbst entzogen hast, danken? Gewiß, ich kann es nicht anders, als wenn ich mich stets bestrebe, mich so mancher Aufopferung, so vieler Zärtlichkeit und Liebe würdig zu machen! Ich lebe hier so zufrieden und glücklich fort, wie ich angefangen habe. Fortdauernde Arbeit macht mich fähig, wenn ich sie vollbracht habe, entweder in Spaziergängen, oder im gesellschaftlichen Umgang der Freunde solcher Erholungen desto froher und wahrer zu genießen; und zugleich erhält eine solche Abwechselung mich gleich gesund an Seele als an Leib. Den Einfluß des veränderten

Klima hab' ich weniger empfunden, als ich es mir gedacht hatte. Die Winter sind hier fast rauher, als in dem um drei Grad nördlicheren und dem Meere um ebensoviel näheren Sternberg; denn Gotha liegt am Fuße der sehr rauhen, unfreundlichen Thüringer Waldes, in einer weiten Ebene, von keinen Holzungen und Bergen gedeckt. Ich wollte indeß doch nur, daß es erst ernsthaft fröre, indem mich das jetzige regnigte, schmutzige Wetter stets an das Haus fesselt. Zu meinem Frühstück habe ich monatlich 1 Rtlr. 6 gGr. festgesetzt, was auf den Tag 1 gGr. macht. Ich esse nämlich des Morgens um 10 und des Abends um 5 eine Semmel, die 1 Sechs. kostet; denn wohlfeiler kann ich nicht abkommen.

Gotha, am 28. December 1802.

Das schöne und kostbare Geschenk, durch welches Du und Vater mir eine so große und dauernde Freude gemacht habt, war auf der andern Seite niederschlagend für mich, indem ich bedenke, wie viel ich Euch, geliebte Eltern, schon ohnehin koste, und wie wenig ich noch die Möglichkeit vor Augen sehe, mich in der That dafür dankbar zu beweisen. Es ist mir aber auch eine neue Aufmunterung, meine Zeit hier so anzuwenden, daß ich einst den Meinigen Freude machen kann. Doch wenn sage ich Dir das noch? Du weißt es ja selbst, welche Verbindlichkeiten ich auf mir habe, mit welchem Rechte Du es von mir fordern kannst, daß ich ein brauchbarer Mensch für die Welt werde. Du weißt es, daß ich unter der Führung des vortrefflichen P. Peyem den Grund dazu gelegt habe, und daß es nur auf meinen Willen ankommt, darauf zu bauen. Gewiß werden mir dann, wenn ich meine Pflicht erfülle, die Tage, die ich noch in Gotha zu durchleben habe, schnell, und so glücklich wie bisher, hinfließen. Gewöhnlich gefällt in meinen Jahren anfangs jede neue Lage wegen ihrer Neuheit und verliert mit dieser auch alle ihre Reize. Bey mir ist es umgekehrt. Zwar ging ich mit äußerst gespannten Erwartungen hierher, allein meine Erwartungen wurden übertroffen und werden es noch immer mehr. An Herrn Rath Lenz finde ich einen zweiten Vater, an mehreren andern meiner Lehrer ebenso herzliche, theilnehmende Freunde. Und was bedarf es mehr, um glücklich zu seyn, wenn man unter edlen Menschen lebt! Wenn schreibe ich Dir heute mehr, allein mit den 13 Briefen, die mit dem Deinigen eintreffen, siehst Du wohl, daß ich noch alle Hände voll zu thun habe, sie noch heute zur Post zu liefern, die in einer Stunde abgeht.

Gotha, am 13. Januar 1803.

Unbeschreibliche Freude machte mir Dein lieber Brief vom 2ten Dec. v. J., doch das brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Viel würde es zu meiner Glückseligkeit beigetragen haben, wenn ich die Weihnachtsferien in Sternberg hätte zubringen können; doch ich muß mich mit der Unmöglichkeit der Erfüllung eines solchen Wunsches und mit der Hoffnung beruhigen. Undankbar würde es gegen Dich und meinen Vater, undankbar gegen den Hrn. Rath Lenz und die andern trefflichen Männer seyn, deren Umgang mich so glücklich macht, wenn ich mich schon wieder von hier weg wünschte; aber sehr natürlich ist es auch, wenn ich mich gern in die Lage, an den Ort zurückträume, wo mir zuerst das Leben lieb ward, wo mir meine Tage ruhig und unbeneidet dahinflossen und durch aufblühende Freundschaft verschönert wurden. Noch einmal hab' ich an Freudenfeld geschrieben. Vielleicht antwortet er, vielleicht nicht. Auch Wehnerten hat er in zwei Monaten nicht geschrieben. Ich kann mir sein Wesen nicht erklären. In-

daß ich' wohl, daß Schwärmerei nie der Grund einer beständigen Freundschaft seyn kann; und daß sie, je langsamer sie anfängt, desto länger dauert; man nimmt sich dann allmählig mehr nach dem Freunde, man entdeckt neue Berührungspunkte und ein Herz schmiegt sich inniger in die Fugen des andern. Alles dies mußte bei einer Freundschaft, wie die meinige mit Freudenfeld war, natürlich verloren gehn, und glücklich ist der, welcher am neuen Freunde nachher das findet, was er anfangs nur wähnte und damals schon hätte sehn sollen. Freudenfeld fand wahrscheinlich so wenig in mir, als in Wehnert, was er erwartet hatte, uns nach seinem Ton zu stimmen. Vielleicht gefiel ihm unser ruhiger schlagendes (aber darum schlechteres?) Herz nicht, und daß solche Herzen auch warm für Freundschaft fühlen, das beweisen Wehnert, Kammerer und ich; und ich befürchte in der That, daß sein zu weiches Herz nie gefühlt ist. Dazu kommt noch Prof. Dahls letzter Brief, worin er auf meine Bitte, mir einige Nachricht von Freudenfeld zu geben, dies auf eine gute nicht nachtheilige, aber auch nicht vortheilhafte Art thut (und ich weiß, daß Dahl ihn ganz kennt), da doch von Freudenfeld, wenn er auf die richtige Bahn geführt wurde, sehr viel zu erwarten war. Was die hiesigen Gesellschaften betrifft, so werd' ich sie fernerhin besuchen, weil ich wohl weiß, wie gut es mir ist. Ich muß aber zugleich gestehen, daß das Frauenzimmer hier in Gotha das einzige ist, was unter meiner Erwartung geblieben. Jedes Frauenzimmer besucht wöchentlich regelmäßig zwei Gesellschaften, die außerordentlichen abgerechnet. Wie kann damit die höchste Zierde des Weibes, die Häuslichkeit bestehen? Wie viel Zeit muß nicht allein der Putz schon wegnehmen! Ihre vom Oberhauptmann v. d. Lühe so gepriesene Bildung besteht darin, daß sie französisch und englisch können, aber — nicht einmal deutsch sprechen. Zudem affectiren sie ein gewisses, ich möchte sagen, kindisches Wesen, indem sie kleine Spiele in den Gesellschaften mit den jungen Herren spielen, die aber so steif und ermüdend gespielt werden, daß man nur sehr wenig Beobachtungsgeist und Physiognomik bedarf, um zu sehn, wie alles mehr aufs peinlichen, als amüsiren abgesehn ist. — Doch es möchte scheinen, als wollte ich schmähsüchtig werden! Die junge rauhe, aber gesunde Witterung ruft mich oft aufs Freie. Auf das gefährliche Vergnügen des Eises hab' ich ganz Verzicht gethan. Vielleicht aus Eitelkeit. Denn ich laufe nicht Schnittschuh' und ich habe nicht Lust es zu lernen, weil es nicht im Stillen geschehn kann, und ich wünke mich auf der öffentlichen Bahn vielleicht im Anfang dem Gelächter von Menschen aussetzen, die ich vielleicht in wichtigern Sachen auflachen könnte. Mit poetischen Versuchen hab' ich mich hier noch gar nicht beschäftigt (mit metrischen Uebersetzungen ausgenommen). Ich werde Dir bald die noch schuldige Abschrift meines ersten kleinen Versuchs senden, nachdem ich ihn noch etwas correcter gemacht habe. Du warnst mich vor der Sucht Schriftsteller zu werden. Wenn ich Neigung dazu hätte, so würde es sich jetzt schon zeigen. Aber lieber bin ich wenigen auf eine nicht unehrenvolle, als vielen auf eine schimpfliche Art bekannt. Meine schreib' ich Dir heute noch mehr, allein der Brief muß, noch eh' ich ins Kloster gehe, zur Post.

Gotha, am 19. Januar 1803.

Vor allem sage ich Dir meinen besten Dank für die vaterländischen Produkte, die die letzten Briefe begleiteten, und die mir darum noch lieber waren, weil sie aus Mecklenburg kamen. Von den Mettwürsten habe ich schon mit Pauli und Kämmerer einen guten Theil verzehrt, aber etwas ist noch übrig, weil wir immer nur des Sonntags Abends davon zu essen pflegen, ehe wir Licht anstecken. — Für

Deine zärtliche Sorgfalt wegen meiner Wäsche und dergl. sage ich Dir meinen aufrichtigsten Dank, obgleich ich von manchem keinen Gebrauch gemacht habe. Denn Du weißt es noch wohl, daß ich gar nicht verwöhnt bin, und daher die Abwechselung der Jahreszeiten verhältnißmäßig weit weniger empfinde, als jeder andre. Zum Tanze hab' ich häufig genug Gelegenheit, sowohl weil in den wöchentlichen Thorgesellschaften nicht selten getanzt, als auch weil meine Verbindung mit dem Lanzischen Hause Ursache ist, daß ich außerdem auch dann und wann in kleine Familienbälle gebeten werde. So wenig Neigung ich nun auch zum Tanzen habe, so kann ich mich doch nie ganz ausschließen; indeß bin ich doch sicher, es nie bis zum Uebermaaß zu treiben. — Gestern war ich in Gesellschaft beym Hofrath Stieler, wo ich die, wie Du Dir denken kannst, mir höchst interessante Bekanntschaft von — Sophie Mereau machte. Sie hat sich nämlich seit einiger Zeit von ihrem Manne, dem Professor Mereau in Jena, getrennt und einige Monate in Weimar zugebracht. Eine Freundin von ihr, eine Rathin Geißler, ein Frauenzimmer von außerordentlichem, besonders dichterischem Talent, und was sie noch liebenswürdiger macht, von der äußersten Bescheidenheit, so daß sich nur einige ihrer vertrautesten Freundinnen rühmen dürfen, etwas von ihrer Arbeit gelesen zu haben, lud sie hierher zu sich ein, und da sie diese Einladung annahm, reiste Professor Jacobs nach Weimar und holte sie herüber. Sie soll fast 30 Jahr alt seyn, aber man hält sie für ein Mädchen von 18. Uebrigens ist es sehr leicht, sie zu erkennen. Ihr schlanker, fließender Wuchs, ihr ätherischer Gang, und vor allem ihr Gesicht, das zwar nicht regelmäßig schön, aber voll Grazie und Zartheit ist, verkündet beim ersten Blick die liebliche Dichterin. In allen Künsten, die sich des näheren Schutzes der Musen freuen, zeichnet sie sich aus. Sie spielt das Clavier und singt besonders vortrefflich. Sie tanzt ganz ohne Kunst, aber desto schöner, indem sie nur zu schweben scheint. Sie ist indeß nicht so zurückhaltend mit ihren Talenten, wie Madame Geißler. Es gefällt ihr hier in Gotha sehr wohl, und sie wird es wohl sobald nicht wieder verlassen, vielleicht gar zu ihrem beständigen Wohnsitz wählen. Das wäre recht gut. Denn Gotha, das so reich an ausgezeichneten Männern in allen andern Arten der Wissenschaften ist, kann seit Schaz und Gotters Tode, und Manso's Abgang auch nicht einen einzigen Dichter von Bedeutung aufstellen. Diesmal sende ich 16 Briefe ab. Der Tod der Professorin Wehnert hat mich recht erschreckt. Der alte Herr wird sich wohl nicht viel daraus machen, aber deste mehr dauert mich der Sohn, der seine Mutter außerordentlich liebte, und dessen erster Brief nach ihrem Tode fast Spuren von Wahnsinn an sich trug. —

Gotha, am 13. Octbr. 1803.

Wenn ich Dir nicht schon längst einmal hätte wieder schreiben wollen, so wäre mir es jetzt durch das schöne Geschenk von Dir, das mich am Morgen meines 18ten Geburtstages überraschte, zur Pflicht geworden. Wie theuer mir dieß Andenken seyn muß, darf ich Dir nicht erst sagen, da Du weißt, wie sehr ich Ramlers Correctheit bewundre, die doch nie dem Schwung seiner Ideen und Gefühle Eintrag thut. Wie viel theurer ist es mir noch dadurch geworden, daß ich Dir es verdanke; und wie innig hat mich die Liebe meines guten Vaters, meiner theuren Geschwister, meiner ehrwürdigen Großmutter bei dieser Gelegenheit aufs Neue gerührt! — Wenn ich Dir meinen innigen Dank dafür sage, so sei zugleich fest überzeugt, wie tief es mir den festen Vorsatz eingeprägt hat, durch Geist und Herz mich einst dieser Liebe würdig zu machen, denn das ist noch der

einzige Weg, meine wahre Dankbarkeit für das zu bezeugen, was mit so viel Aufopferung für mich geschieht. Sehr rührend ist mir aber auch die Art gewesen, wie Lenzens mir an diesem Tage Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Theilnahme gegeben haben, und es ist mir ein neuer Antrieb, ganz das Verhältniß mit diesem trefflichen Manne zu erhalten, welches vielleicht eine unzeitige Aufwallung von meiner Seite auf einige Zeit unterbrochen hat, das ich aber nach Vaters Briefe sogleich wiederherzustellen bemüht war, und zu meiner herzlichen Freude ist jene fatale Spannung nun mit einer gänzlichen Vergessenheit bedeckt. Ich glaube indeß, bei dieser Gelegenheit ziemlich an Menschenkenntniß gewonnen zu haben. Es liegt überhaupt in meinem Charakter, den empfindlichsten Gram keinem, nicht mir selbst, kund werden zu lassen, wenn ich ihn nicht ganz glaube verdient zu haben, und doch macht mich allemal ein solches Zurückhalten noch viel unglücklicher. Dazu kömmt, daß eine Kleinigkeit, die jeder andre nicht einmal achten würde, die heftigsten Eindrücke auf mich macht, die mich zerstören müßten, wenn nicht eine eben so leicht zu erregende Freude ihnen das Gegengewicht hielte, und doch stehe ich dafür, daß die, welche mit mir umgehn, diese Abwechslungen nie bemerken werden. Ich schreibe es einer gewissen Reizbarkeit, nicht der Nerven, sondern des Herzens zu, die durch heftige Anspannung entstanden. Lange hatte ich mich nach einem Freunde gesehnt, der eine Leere meines Herzens, der ich mir auf eine dunkle Weise bewußt war, ausfüllte. Du kennst die jungen Leute, die mein täglicher Umgang waren, und weißt es, wie wenig sie ein Herz befriedigen konnten, das Liebe suchte. Pauli wäre gewiß am ehesten dazu fähig gewesen, wenn er mehr Festigkeit besessen hätte. Wehnert schien mir eine Zeitlang mein, freilich unbestimmtes, Ideal zu erreichen. Aber unsre Köpfe harmonirten nur, das Herz blieb leer. Freudenfelds Bekanntschaft zeigte mir einen liebenswürdigern Menschen als Wehnert, doch da ich auch an ihm bald dieß bald das zu tadeln hatte, so war ich bald wieder freundlos. Hier in Gotha lernte ich viele junge Leute kennen; Kämmerer schien mir in aller Rücksicht der vorzüglichste; aber sey es, er konnte mir doch ein Etwas, das sich nur empfinden läßt, nicht gewähren, alle übrigen konnten es noch weniger. Das machte eine höchst nachtheilige Wirkung auf mich. Ich fing an, im Stillen an der Menschheit zu verzweifeln. Ich entzog mich der lebenden Welt und lebte nur mir und — meinen peinigenden Ideen. Mein Herz war oft gespannt bis zum Brechen, und dieß ewige unbestimmte Trachten hätte meiner Gesundheit nachtheilig werden müssen. Beim Osterexamen erhielt unsere Classe einen neuen Zuwachs. Ich war einer der ersten geworden, und diese Auszeichnung erwarb mir die Achtung der Neubintukommenden, aber sie legten mein kaltes, leidenschaftliches Wesen für eine Art Stolz aus und keiner liebte mich, denn ich liebte sie nicht, weil ich nicht ahnete, daß mein Schutzengel nahe wäre. — Einst warf ich einen ungefähren Blick auf meinen Bünau, den ich ganz übersehn hatte, weil — er ein Adelicher war. Seine schönen, blauen Augen, seine sanfte, rührende Physiognomie erschütterten mich auf eine sonderbare Art. Ich bemerkte bald, daß er mich vor meinen Mitschülern auszeichnete; wir näherten uns einander allmählig und liebten uns. Nun waren meine schönen Träume Wirklichkeit; ich fühlte keine Leere in meiner Brust; mir lächelte die Welt wieder, weil Heinrich mein Freund war. Jeder Tag, den ich mit ihm durchlebe, ist mir eine neue Quelle von Seeligkeit, und was würde er mir ohne ihn seyn? Der Gedanke, ganz seiner Liebe werth zu seyn, ist mir ein mächtiger Sporn zu jedem Guten und wie reich belohnt mich seine Zärtlichkeit! Der Name Freundschaft ist zu schwach für unser Verhältniß, zu menschlich und irdisch. Es ist die

höchste, himmliche Liebe, wenn doch ein Wort es fassen soll! — Du sollst ihn nur sprechen, ihn nur sehn, und wunderst Dich nicht über die Leidenschaft, mit der ich an ihn gefesselt bin. Wenn ich Dir nur sagen könnte, warum er mir so theuer ist. Es ist nichts Aeußeres. Ein höheres Wesen muß uns für einander geschaffen haben, und was Gott vereint, trennt kein Sterblicher! — Liebe Mutter, wunder Dich nicht über meine begeisterte Freundschaft; würdest Du mich lieben können, wenn Dein Sohn nicht zu höhern, schönern Gefühlen, als zu denen der Menge, fähig wäre! —

Am 14ten.

Das, was ich gestern Abend schrieb, sollte ich Dir billig nicht senden, liebe Mutter. Du siehst doch nichts weiter daraus, als daß ich mich lebhaft für einen jungen, Dir fremden Menschen interessire und auch in ihm einen warmen Freund finde. Aber das ist so etwas alltägliches, daß ich davon ganz hätte schweigen können. Aber wie wäre es möglich, Dir das zu schildern, was Bünau ist, was er mir ist, was ich ihm bin. Ich wage keine Schilderung meines Ideals mehr. Denn ich bin glücklich, weil ich fühle, was ich nie so gefühlt habe, und weil ein edler, trefflicher Mensch mich versteht. Du hast mich deswegen in Deinen frühern Briefen ermuntert, wenn ich Neigung zur Poesie fühlte, sie nicht zu vernachlässigen. Ich fühlte sie leider! in meiner Lage nicht. Seit einiger Zeit, da mir ein neues Leben blüht, hab' ichs gewagt, meine Gedanken dem Zaum des Rhythmus zu vertrauen. Beifolgendes Büchlein enthält die ersten Blumen einer von der Begeisterung der Liebe genährten Fantasie. Ich sende Sie nur Dir, denn ich bin selbst am besten von ihrem geringen Werth überzeugt, wenn mich gleich mein Bünau, der einzige, der sie sonst gelesen hat, bei einigen vom Gegentheil überreden wollte. Aber ich sehe sie als die treueste Geschichte meines Herzens an, und die bin ich Dir vor allem schuldig. Das erste Stück kennst Du schon. Die drei folgenden habe ich auch in Sternberg aufgesetzt. Das in zweien besungene Mädchen ist Louise in Köln, die mir, wie Du weißt, damals vorzüglich lieb war. Meine Neigung für sie hat mir den Weg vielleicht zu einem höhern Schwung geöffnet. — Die folgenden habe ich alle hier in Gotha aufgesetzt. Der Menelas der Alkhia ist eine Aufgabe unsers Professor Jacobs. Die übrigen folgen ohngefähr nach der Zeit, wie ich sie gedichtet. Die Ballade aus dem Spanischen (nach Percy's englischer Uebersetzung) habe ich mit meinem lieben Heinrich übersetzt. Das neuste sind die beiden größern Stücke p. 53 und 61; das, welches ich bis zuletzt aufgespart habe, ist mir das theuerste; weil ich es ganz im Gefühl der innigsten Liebe aufsetzte, obgleich ich jetzt wohl sehe, daß ich mir zu freyen Lauf gelassen habe, und daß das Ganze wohl zu steif ist. Ob die Uebersetzungen aus Latein. und Griech. Dichtern Dich anlecken werden, sie zu lesen, bezweifle ich fast. Ich habe sie im Grunde nur angehängt, das Bändchen voll zu machen. — Verzeih nur, daß sie so lange nach Deinem Geburtstage eintreffen; aber freuen wird es mich, wenn Dir dies oder jene dieser Kleinigkeiten einen vergnügten Augenblick machen sollten.

Wenn meine kleinen poetischen Versuche Dir nicht ganz mißfallen, so haben sie völlig ihren Zweck erreicht, den einzigen egoistischen Zweck, den ich bei ihrer Verfertigung haben konnte. Du weißt es ja selbst, wie sie entstehn, und es würde eine Art geistiger Selbstreinigung seyn, wenn man sich in manchen Situationen abhalten ließe, Gedanken und Gefühle dem Papier zu vertrauen. Dann

fühle ich recht innig, wie wahr ein großer Aesthetiker sagt: Liebe, Glaube und Kunst ist eins. — Liebe ist die Poesie des Lebens und keine Poesie ist ohne Liebe. Es scheint, als wenn nur dann die Saiten der Seele sich zu entzückenden Harmonien stimmen, wenn die kalte Vernunft nicht mehr die glühende Sinnlichkeit unterdrückt; wenn im Menschen auch das menschliche herrscht. Wem gab uns nur die Natur die Sinnlichkeit, wenn wir sie als ächte moralische Stoiker besiegen sollten? Keine Kraft ruht vergebens in uns: alle müssen wir läutern und erheben. Aber keine ist an und für sich göttlich, daß wir uns ganz ihr hingeben sollen. Ich stand in dem Wahn, daß ich nur den Verstand bilden solle, und ließ alles andre gut sein. Jetzt bin ich noch zur rechten Zeit meinen Irrthum gewahr geworden, den ich nachher erst recht kennen gelernt habe, und das danke ich vorzüglich meinem Freunde. Du siehst, liebe Mutter, wie er mir immer im Kopfe liegt, und daß ich keinen Brief schreiben kann, ohne den theuren Namen zu nennen. Gewiß mußt du es schon überdrüßig sein, da Du ihn nicht kennst; sonst würdest Du nie genug von ihm hören können, so wie ich, wenn er nicht bei mir ist, nie genug an ihn denken kann. Wie glücklich bin ich, daß ich täglich fünf Stunden lang an seiner Seite den Musen opfern kann. Auch die trockensten Sätze der Logik werden mir angenehm, weil er sie mit mir hört; so wie alles eine gewisse Heiligkeit gewinnt, was mit dem Guten in Verbindung steht. Werde ich mich einst von ihm trennen können? — Ich hatte oft geglaubt, ein festes Herz zu haben, und nun sehe ich, daß es ein Wahn ist, der ganz von dem Willen eines andern abhängt. Und doch möchte ich jene stolze Unabhängigkeit nicht wieder für diese süße Abhängigkeit eintauschen. — Bisweilen ist wohl der Wunsch in mir rege geworden, in Kurzem einst mein Leben zu beschließen; in einem Lande, das mich so glücklich gemacht hat, das mein Glück umschließt; doch dies sind nur schöne Träume; aber wer träumte nicht gern? — Liebe Mutter, hast Du schon Schillers Braut von Messina und Goethes natürliche Tochter gelesen? Denn D. Veeem besitzt hoffentlich schon beide Meisterwerke. Wie ich die natürliche Tochter las, hielt ich sie für das höchste, was die deutsche Sprache hervorbringen konnte. Ohne ihr nur das mindeste von ihrer hohen Schönheit zu rauben, bin ich doch eines andern inne geworden. Ein Ungenannter hat zwei Trauerspiele: die Templer auf Cypern, und die Kreuzfahrer unter dem gemeinschaftlichen Titel: die Söhne des Thals, geschrieben; und das ist nach meinem Gefühl der Triumph der deutschen Sprache, und der Verfasser (den man nicht kennt, der aber vermuthlich ein junger Niedersachse ist) das größte Dichtergenie aller Zeiten.

Ich schreibe Dir schon wieder, denn ich weiß, daß Du gerne von mir selbst es hörst, daß ich froh und glücklich bin, und daß ich das neue Jahr mit eben der Zufriedenheit zu durchleben anfangen, womit ich das entwichene beschlossen habe. Wir haben hier den Wechsel des Jahres auf Gothaische Art gefeiert, mit warmem Punsch und Backen bis nach 1 Uhr, um von der Gegenwart zu scheiden und die Zukunft zu begrüßen. Ich habe vielleicht keinen schönern Abend erlebt. Obgleich der größte Theil unsrer Gesellschaft ungewöhnlich zur Lustigkeit gestimmt war, so war es mir unmöglich, mit einzustimmen. Obgleich solche Zeitabschnitte etwas ganz Willkührliches sind, und der eine Tag dazu nicht mehr oder minder geschickt ist, als der andere, so haben doch die einmal sanctionirten in meinen Augen eine ganz besondere Heiligkeit; es scheint mir, als ob ein solcher Zeitwechsel, in dem Augenblick des Uebergangs den

Schleier der Zukunft auf einen Augenblick lüpfte und uns einen freiern Blick in die Ferne vergönnte. Genug, mir schien es den Abend so, und was eine unwiderstehliche Gewalt über mich besitzt, Musik und Gesang, vollendeten die höchste Spannung meines ganzen Wesens. Die Mlle. Wichmann, deren ich vielleicht schon früher erwähnt habe, indem sie schon seit Pfingsten hier ist, ein äußerst zartes, feinfühlendes weibliches Wesen, die nicht beym ersten Blick imponirt, aber in der Folge der Bekanntschaft desto fester und gewisser anzieht, besitzt in beiden Künsten die höchste, vollendetste Geschicklichkeit, die ich nie so gefühlt und genossen habe, als damals. Alle andern waren fast ausgelassen. Sie allein schien meine Empfindungen zu verstehn; so wußte sie jede Saite meines Herzens anzuschlagen, so zart traf sie meine leisesten Gefühle. Wir sprachen wenig; aber was sie sprach, war nur Seele. Was ich empfand, kann ich Dir nicht sagen; aber dies Gefühl wird mir unvergeßlich bleiben. Ich bin wohl glücklich gewesen, aber nie so überschwenglich, noch nie hab' ich ein Herz gefunden, das so harmonisch mit dem meinen tönte. Und das mußte ich nun entdecken, da ich schon ein halbes Jahr lang täglich mit dem lieblichen Wesen umgegangen war, dessen Umgang ich nur noch wenig Wochen genießen werde! — Nun kenne ich doch zwei Menschen hier, die ich lieben kann, und könnte ich einen größern Schatz finden? — Vor einigen Tagen war ich allein mit Mlle. Wichmann. Sie spielte die Melodie des Göthischen Liedes: Kennst Du das Land rc. auf der Guitarre, und sang meine Parodie an Minna dazu, welche ihr M. Lenz, ohne daß ich es wußte, mitgetheilt hatte. Sollte ich nicht stolz darauf seyn, daß ein liebenswürdiges Mädchen Verse von mir auswendig weiß und singt? Am andern Tage gab ich ihr diese Zeilen:

> Kennst Du den Genius, der durch die Nacht
> Der Trennung liebevoll dem Freunde lacht?
> Im [illegible] Kranz [illegible] sein Bild,
> Wenn süße Schwärmerei den Busen füllt,
> [illegible] voll der Trauernden [illegible]
> Auf [illegible]. Kennst Du den Genius?
>
> Kennst Du den Gott, der des Olympus Höhn
> Entzückt, auf Engelsschwingen, umwehn,
> Der des Unendlichen Entfaltung [illegible]
> Geheimnißvoll die Lust am [illegible] [illegible]!
> Kennst Du den Gott, der in den [illegible] lebt,
> Mit Lorbeer des Geweihten Stirn umwebt?
>
> Kennst Du die Stimme, die durch Trümmer glüht
> Im heilig [illegible] Stunden [illegible]
> Ihr Reich, der [illegible] zum Aether schwingt,
> Sich um die Stirn des [illegible] schlingt,
> Und Mißlaut schmilzt in Götterharmonie?
> Sie blühet Dir — Poesie! Kennst Du sie? —

So spiel' ich — mit mir. Was ich von deutschen Dichtern habe (Schiller, Salis, Matthisson, Schlegel und Ramler), lese ich unaufhörlich, und ich kann mich nicht eher davon losreißen, als bis ich es auswendig weiß, und mir es dann hersagen kann. Noch eins, kennst Du das Gedicht von Schlegel: Lebensmelodieen? sonst schick' ich Dir es; denn es darf dem besten Schillerschen nicht weichen.

Leben auf der Universität

bis zur Anstellung in Weimar.

1801 — 1807.

Passow ging 1801 nach Leipzig, oder vielmehr zu Gottfried Hermann. Durch Jacobs bey gediegenster Fülle der Gelehrsamkeit am vollendete Anmuth des Vortrags gewöhnt, fand er nur in diesem Lehrer wieder, was ihn ganz zu fesseln vermochte, höchste Klarheit, Schärfe, Bestimmtheit in allem. Gleich im ersten Vierteljahre seines Studentenlebens nahm Hermann ihn in seine Griechische Gesellschaft auf, in der er Seidler, Weiske, Gräfe, Hand, Linge und Thiersch als ältere Genossen vorfand. Diese musterhaft geleiteten Uebungen beschäftigten ihn zwei Jahre fast ausschließlich. Vorlesungen außer bey Hermann hörte er eigentlich nicht: der Griechischen Sprache widmete er sich schon jetzt mit entschiedener Vorneigung. Einen großen Theil dieser Zeit verlebte er auf einem freundlichen Dorfe, Gutritzsch, von wo ihn nur regelmäßiger Besuch der Griechischen Gesellschaft oder gesellige Mittheilung mit den philologischen Freunden in die Stadt rief, deren Wechsel und Vorgang ihn gleichfalls vielfach förderte.

Seine Lust an Wanderungen und Reisen ließ ihn dazwischen Sachsen und Thüringen nach allen Richtungen durchpilgern. Ein Besuch in Dresden im Frühjahr 1803 wurde bedeutend für ihn. Hier that sich ihm plötzlich die antike und moderne Kunstwelt in Skulptur und Malerei mit nie geahneter Herrlichkeit auf. Er ging in demselben Sommer noch einmal auf längere Zeit nach Dresden. Mit dem Studium der Kunst und ihrer Geschichte verband er mit gekoppeltem Eifer das schon in Gotha begonnene der neuern Sprachen; doch wurde alles auf das Alterthum zurückbezogen. Wohlwollender Rathgeber wurde ihm Böttiger.

Inzwischen hatte auch seine literarische Thätigkeit begonnen. Schon 1803 erschien ein Cyclus von Sonetten, zu dem ein Freund den Namen lieh (Meinen an Heliodora. Herausg. von Friedrich Ziegler. Helmstädt bey C. G. Fleckeisen 1803.). Es war seine erste und einzige anonyme Schrift. In Dresden versuchte er sich mit einer Uebersetzung der Küsse des Johannes Secundus (1807.), die als kecker Entwurf nicht ganz mißlungen seyn mochte, und noch nach Jahren sich Göthes freundlicher Erwähnung zu rühmen hatte.

Im Frühjahr 1807 zog ihn die Wanderlust wieder nach Weimar, nach Gotha; in Weimar war durch Heinrich Voßens Abgang eine Lehrstelle am Gymnasium erledigt. Man fragte ihn, ob er sie annehmen würde. Was konnte ihm erwünschter seyn? Unterm 3. Mai 1807 wurde er zum Professor der Griechischen Sprache am Weimarischen Gymnasium ernannt.

Leipzig, November 4.

Lieber Hudtwalker*).

Ich habe erst Zeit bedurft, mich an meine neuen Verhältnisse, an meine neuen schon wichtigern Pflichten, endlich mich an das Lokale von Leipzig zu gewöhnen. Letzteres leider! ist mir bisher noch nicht geglückt, und wird mir auch wohl nie glücken. Wenigstens wünsche ich dies Letztere nicht. Denn meine Denkungsart müßte dazu erst eine Richtung bekommen, die ich nicht schön und gut nennen kann. Die größere Zahl der Studenten zerfällt hier in zwei scharfbegrenzte Classen. Die einen sind die auswärts berüchtigten Leipziger Studenten. Süße Herren, stets freundlich, nie Freunde; stets geschäftig, nie beschäftigt; lebendig von außen, kalt und todt von innen, kurz Naturen, die mir von Natur zuwider sind. — Die andern sind grade das Gegentheil, roh aber wissenschaftlich thätig. Ihre entsetzliche Rohheit macht mir es durchaus unmöglich, nur ein Wort mit diesen Menschen zu wechseln. Beyde haben indeß einen Berührungspunkt, den höchsten Grad von moralischer Verderbtheit, die sich auch den Physiognomien sehr leserlich eingeprägt hat. Wenn Du hier einen ganzen Tag die volkreichsten Plätze durchwandelst, wenn Du alle Kirchen, das Schauspiel und Concert besuchst, Du wirst am Abend des Tages nicht sagen können, daß Du ein unbefangenes, blühendes, angenehmes Frauenzimmer, von welchem Stande es sey, gesehn hast. — Diese angenehmen Umgebungen machen mir denn freilich mein Zimmer sehr theuer, wo nichts von der Art mein ästhetisches Gefühl beleidigt und wo ich mir ungestört eine schönere Welt hinzaubern kann. — Umgang habe ich, wie Du hieraus schließen kannst, wenig. Mit Kämmerer habe ich höchstens litterärische Berührungspunkte, und das will nicht viel sagen. — Bünau, so lieb ich ihn auch wegen seines äußerst guten Charaktershabe, kann mir doch nicht ganz genügen, und mancherlei Umgang mit jungen Edelleuten wird ihn zum ächten Leipziger Studenten machen, das sehe ich leider schon jetzt sehr deutlich zum voraus. Er kömmt zuweilen zu mir, ich aber fast gar nicht zu ihm, weil ich immer besorge, Gesellschaft bey ihm zu finden, die mich anekelt. — Am meisten Umgang habe ich mit Pauli, der ein Mensch von äußerst zartem, reinem Gefühl und durchdringendem Verstande ist; es trifft sich so gut, daß ich alle Collegia mit ihm höre. Wir trinken alle Abend zusammen Thee und lesen dabey die besten Dichter aus lebenden Sprachen. Meine Collegia sind folgende: als Theolog: Exegese des neuen Testaments bey Beck. Kirchengeschichte bey Rosenmüller, und gradisch beym jungen Prof. Rosenmüller. Als Philosoph: Systematischer Abriß der Kantischen, Fichteschen und Schellingschen Philosophie bey Gesner und ein latein. Disputatorium bey Beck. — Als Philolog: Polybius bey Beck, Cicero de legibus bey Beck, Oedipus Rex bey Hermann. Ueberdem bin ich Mitglied von Becks lateinischer

*) Spalerbin Senator in Hamburg.

Gesellschaft und Hermanns philologischer Sozietät, in der ich nächstens eine Bearbeitung von **Sophokles Aias** vorlesen werde. Für Becks lat. Gesellschaft commentire ich jetzt **Theokrits 23ste** Idolle. Beck ist übrigens eine alte Schlafmütze. Aber Hermann ist ein göttlicher Kerl! Wenn er nur nicht soviel Tabak rauchte. Neulich hat er in einem Tag die Ilias bei 36 Pfeifen durchgearbeitet. — Wie ich das erstemal bei ihm war, unterhielt er sich stehend mit mir; wie er aber hörte, ich komme von Gotha, schob er mir gleich einen Stuhl hin, welches mir so schnurrig vorkam, daß ich an zu lachen fing. Ihm mußte es auch wohl etwas lustig vorkommen und so schlugen wir beyde ein lautes Gelächter auf. Nun noch eine Bitte, durch deren Gewährung Du mir einen unbeschreiblichen Gefallen thun wirst. Jacobs hat in seinen Sophokles von Brunck mehrere Conjecturen von sich, Wackefield und andern geschrieben. Kannst Du Dir nicht unter irgend einem Vorwand sein Exemplar auf eine kurze Zeit leihn (denn in einer Stunde höchstens kannst Du alles auszeichnen) und mir alles, was er beigeschrieben hat, schicken? Solltest Du mir diesen Gefallen erzeigen wollen, so bitte ich Dich nur noch, immer ipsissima verba Jacobs zu behalten, und bey den Conjecturen ja die von Jacobs darübergesetzten Accente nicht zu vergessen. Daß das mit viel Accuratesse geschehn muß, weißt Du wohl. Gern will ich Dir, wo ich kann, einen gleichen Gefallen thun. Sollte z. B. Jacobs künftig Halbesjahr den Oedipus Rex lesen, so kann ich Dir eine Menge herrlicher ungedruckter Conjecturen von Hermann dazu schicken. Grüße Spiel, Bohn, Haumann u. s. w.

Thomaskirchhof Nr. 96, 2 Treppen [illegible]

Leipzig, am 10. November 1804.

An Hofrath Jacobs.

Sie erlaubten mir bey meiner Abreise von Gotha, Ihnen bisweilen schriftlich von mir Nachricht geben zu dürfen. Sehr glücklich macht mich Ihre Erlaubniß, deren ganzen Werth ich kenne, denn Sie waren ja mein Lehrer, und ich danke Ihnen so unaussprechlich viel, und längst würde ich davon Gebrauch gemacht haben, wenn ich der Stimme meines Herzens unbedingt hätte folgen können. Aber theils weiß ich aus mir selbst zu gut, wie tausende jede Ihrer von Berufsgeschäften freien Stunden in Anspruch nehmen, denen ich die Minuten nicht rauben durfte, die Sie vielleicht dem Durchlaufen meiner Zeilen widmen würden; theils war auch mein, nicht bloß dem Lokalen oder dem Aeußern überhaupt nach, verändertes Leben, von manchen kleinen, an und für sich geringfügigen, aber durch ihre Menge und ihr Wesen viel Zeit raubenden und unangenehmen Störungen begleitet, der Grund. Ueberdem fühle ich, wie schwer es ist, sich von einem Orte zu entwöhnen, dem ich mir so schönen, wenn gleich noch unbestimmten Hoffnungen entgegen ging, wie ich vor zwei Jahren Gotha zum ersten Mal mit meinem väterlichen Hause vertauschte, von einem Orte, der mein jugendliches frohes Vertrauen so reich belohnte, durch Erfüllung mir selbst nur halbklarer Wünsche jenen Hoffnungen eine so schöne Form gab, und manches Gute in mir weckte, was vielleicht nur durch ein solches Zusammentreffen von Dingen aufgeregt werden konnte. — Es mag wohl sehr sonderbar klingen, aber ich fühle es innig, daß nur die äußern Umgebungen von Gotha in einem andern Styl hätten seyn dürfen, um meiner damals noch sehr bildsamen und für alles Aeußere empfänglichen Denkungsart eine ganz andere Richtung zu geben. — Alles ist leider hier ganz anders wie dort, und kann nur Einem Zwecke, dem einer weitern, wissenschaftlichen Bildung genügen. Das, was ich

hier für schönere Seelenkräfte gewinnen mag, werde ich Leipzig nie danken, denn hier ist nichts, was ich mit Liebe umfassen könnte, und ich habe doch wohl danach gesucht. Ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß ich schon am Grabe des Alters der Ideale stehe. So wenig ich mir sonst von Aristippischer Denkweise anmaßen kann, so ist es mir doch hier leicht gelungen, durch etwas Stolz und durch etwas Phantasie mich ziemlich über das wegzusetzen, was mir anfangs unangenehm war, und das Fehlende in mir zu finden, oder wo möglich es mit der Zeit aus mir selbst zu entwickeln, so daß ich hier gewiß recht leidlich leben werde, denn das Einzige, was ich mir wünschte und mir doch auf keine Weise selbst geben kann, Lehrer, die mich nicht zu sehr fühlen ließen, wie glücklich ich zwei Jahre lang in dieser Hinsicht war, habe ich gefunden. Wie viel Hermann mir hier seyn wird, können Sie ohnstreitig besser beurtheilen, als ich, denn in seinen Schriften fand ich bisher viel zu viel Resultate, auf deren Grund ich nicht dringen konnte, und die für mich also keinen Werth haben konnten, weil ich doch unmöglich auf seine Worte schwören konnte. In seinen Vorlesungen aber über Sophokles König Oedipus, so wie in einem privatissimum, worin er praktische Uebungen in der griechischen Sprache angestellt, den einzigen Collegien, die er liest, läßt er sich zu den Bedürfnissen seiner Zuhörer herab, und erörtert, freylich außer systematischer Ordnung, welche allein eine vollkommene Anschauung des kühnen Gebäudes seiner Metrik gewähren könnte, manchen wichtigen Satz aus der Metrik und der höhern Grammatik weitläufiger. Besonders wichtig ist mirs, daß er mich in sein philologisches Seminar aufgenommen hat, von dem ich mir vorzüglichen Nutzen verspreche. Es ist Schade, daß Beck durch seinen Vortrag so sehr verliert. Er wird gewiß niemanden Liebe für die Sprache der Grazien einflößen. Bey ihm höre ich auch ein Exegetikum über die Apokalypsis. Aber für meinen Cursus als Theolog habe ich Leipzig nie gewählt. Ein freydenkender Theolog würde hier schwerlich geduldet seyn, gelehrte sind hier freylich von jeher gewesen. Obgleich ich auch das nicht vergessen werde, daß Sie mir vom Besuchen philosophischer Vorträge wenigstens für den Anfang abriethen, so hat mich doch eine andere Ihrer Aeußerungen, sich vor allem mit dem herrschenden System bekannt zu machen, bewogen, bey einem jungen Mag. Gesner einen nicht sehr weitläuftigen, aber leicht faßlichen und ziemlich unpartheiischen Abriß der Kantischen, Fichtischen und Schellingschen Philosopheme zu hören. Sehe ich auch für die Gegenwart keinen sonderlichen Gewinn daraus, so glaube ich doch soviel für die Zukunft dadurch zu erreichen, daß ich mich an schwerere Vorträge allmälig gewöhne, und mich mit einem bestimmteren philosophischen Denken vertraut mache, welches ich schon besitzen müßte, wenn mein Wunsch sich realisirte, auch die Akademie Würzburg zu besuchen. Folgt Voß und Martini-Laguna ihrem Rufe, so dürfte die Lockung, und das wohl mit allem Recht, unwiderstehlich werden. Beck wird seine Verdienste bald mit seiner Ausgabe des ganzen Sophokles krönen, und so die Ehre der Deutschen retten, die bisher ihre Ausgaben des schönsten der Dichter aus Frankreich oder England haben mußten. Deutsche waren seine einzigen glücklichen Uebersetzer und Nachahmer und ein Deutscher sollte nicht auch nach dem Kranze der vollendetsten Ausgabe streben? Aber ich bin wohl sehr inconsequent mit meiner Aeußerung im Anfange meines Briefes. Sie zu bitten, auch nur durch ein Paar Worte mir selbst einmal zu sagen, daß ich Ihnen noch nicht ganz fremd worden sey, wäre wohl zu viel gewagt. Und aus wessen Munde kann ich von Ihnen nicht hören? — Erlauben Sie mir nur, Ihnen fernerhin von Zeit zu Zeit sagen zu dürfen, wie unwandelbar meine Verehrung für Sie ist. —

Leipzig, am 20. Nov. 18[illegible]

An Präpositus Breem.

Ich freue mich, daß ich endlich einmal manche unangenehme Beschäftigungen und Zerstreuungen soweit überwunden habe, daß ich zu angenehmern übergehn kann, unter denen das Schreiben an Sie zu den vorzüglichsten gehört. Daß mir der Abstich zwischen Leipzig und meinem geliebten Gotha bemerklich und nicht angenehm seyn mußte, war vorauszusehn. Menschen, Gegenden, alles, alles ist hier ganz anders, und ich wollte es wäre nicht so gar anders. Indeß wenn ich mich auch nie an Leipzig gewöhnen werde (was Gott verhüte), so gefalle ich mir hier in meiner unabhängigen, ruhigen Abgeschiedenheit von allem, was um mich lebt und webt, recht wohl. „Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz." Göthe; und werde ich mich nicht durch jene Außendinge bewegen lassen, meinen hiesigen Aufenthalt abzukürzen, der mir (besonders im Praktischen beider Sprachen) von großer Wichtigkeit seyn wird. Als Theolog ist hier durchaus nichts zu machen. Wir haben hier nur gelehrte Theologen und können keine andere haben, so lange der jetzige, bigotte, unaufgeklärte, von einem intriganten Italiener Varesi beherrschte Churfürst lebt. Beck ist ohnstreitig der erste; auch in diesem Fach, so wie in der Philologie und Geschichte besitzt er eine ungeheure Masse sehr gründlicher und geordneter Gelehrsamkeit. Aber es ist auch kein kälterer Mensch denkbar, und dieß Unbelebte tritt in jedem Worte nur zu lebendig ans Licht. Ich höre ihn die Apokalypsis erklären, aber auf eine Art, wie ich dieß begeisterte Gedicht nicht zum zweiten Mal exegesiren hören möchte. Desto neugieriger bin ich auf die Herdersche Uebersetzung und seine Bemerkungen darüber. Aber ich muß gestehn, daß die Schriften des neuen Testaments durch ihr schreckliches Griechisch mich sehr abschrecken, und daß ich Luthers Uebersetzung unendlich viel edler und schöner finde, der Sprachreinheit nicht zu gedenken. Ich kann mich nie enthalten, an eine Stelle, ich glaube im Pausanias, zu denken, wo von den metrischen Orakeln der delphischen Mantis gesagt wird, es sey doch sonderbar, daß Foibos Musagetes schlechtere Hexameter mache, als seine Söhne hienieden, die Dichter. — Besonders wichtig sind mir die Uebungen in seiner lateinischen Gesellschaft. Jedes Mitglied, deren zwölf sind, wählt sich einen Schriftsteller zur Bearbeitung, die lateinisch abgefaßt und dem Prof. bogenweise vorgelegt wird; alle sechs Wochen kommt an jeden die Reihe, und dann liest er seinen Commentar vor, gegen welchen ihm dann jeder seine Zweifel oder Bemerkungen mittheilt, und darüber disputirt. Ich habe mir für die Zeit meines Hierseyns Xenophons Symposion, Platons Symposion und Faidros und die XXIV bis XXVIIste Dissertation des Maximus Tyrius, als ein System der platonischen Liebe, gewählt. Professor Hermann, bey dem ich ein herrliches Collegium über den Oidipus Tyrannus des Sophokles höre, hat mich auch in seine philologische Societät aufgenommen, die dieselbe Einrichtung, wie die Beckische hat, nur daß Sprach- und Schreibübungen im Griechischen damit verbunden sind. Hier erkläre ich den Aias und die Trachinierinnen des Sophokles. — Hermann, der eben den Orpheus herausgegeben hat, und jetzt an einem ungeheuren Commentar zu Aischylos Agamemnon arbeitet, ist gerade das Gegentheil von Beck und hat manche entfernte Aehnlichkeit mit Jacobs, nur daß er die Gabe der Mittheilung gleich im Anfange der Bekanntschaft voraus hat. Er kommt immer in vollem Reithabit mit Sporen und Reitpeitsche in die Collegia, und in der philologischen Societät würde ein Fremder schwerlich den Präses an etwas anderm, als dem überwiegenden Maaße der Gelehrsamkeit erkennen; denn man geht mit ihm völlig ungenirt um, und bey einem Alter von 28 Jahren sieht er noch sehr jugendlich aus. Er ist

überhaupt der einzige Professor, der allgemeine Liebe hat, obgleich er bisweilen beissende Sarkasmen sagt. Bey Platner höre ich nichts, weil Jacobs bey meiner letzten Anwesenheit in Gotha mir rieth, kein anderes philosophisches Collegium als über den neuesten Idealismus zu hören. Er sagte, wenn man sich ein neues Kleid machen liesse, wähle man doch am liebsten den neuesten Schnitt, so lange man noch nicht über den besten aufs Reine gekommen wäre. Darum höre ich hier beym Dr. Gerner, einem jungen, denkenden Mann, einen kurzen Abriß der Kantischen, Fichteschen und Schellingschen Philosopheme. Gerner ist ein Schüler von allen Dreien. — Jacobs, der sehr an den Augen litt, wie ich in Gotha war, arbeitet jetzt an einer Uebersetzung des ganzen Demosthenes mit weitläuftigen Einleitungen und Anmerkungen. Wer ihn nur aus seiner Rede auf den verstorbenen Herzog kennt, muß hier ein Meisterstück erwarten. — Schiller hat ein Lustspiel aus dem Französischen übersetzt, auch soll er ein allegorisches Drama für den Empfang der russischen Prinzeß gedichtet haben. — Daß der junge Dr. Bode in Weimar, Uebersetzer von Racines Mithridat und Dantes Inferno, gestorben ist, wissen Sie vielleicht schon. Mir geht sein Tod besonders nahe, weil ich ihn kannte. Ich wollte ihm gerade auf seine Aufforderung eine Uebersetzung einiger Canzonetten des Petrarca für seine Polyhymnia senden, als ich aus Gotha seinen Tod erfuhr. Nun mögen sie ruhn, denn in Journale, wie die Irene, Eunomia rc. möchte ich sie nicht einrücken lassen. Kennen Sie schon F. Schlegels romantische Dichtungen? Sie haben mich unbeschreiblich hingerissen durch das zarte, kindliche, liebende Wesen, das jene schönen Zeiten charakterisirt und hier wieder erweckt scheint.

Vielleicht interessirt Sie diese Kleinigkeit als erster Versuch eines der interessantesten weiblichen Geschöpfe, der ich Ihnen, wenn ich nicht irre, einigemal erwähnt habe. Daß es der erste Versuch einer blühenden Phantasie ist, ist wohl unverkennbar aus manchen Härten, die aber, wenn mich keine Partheilichkeit blendet, dem Ganzen ein so warmes Colorit von Leben und Natur aufhauchen, als es schwerlich aus den glattesten Versen hervorgehn würde. — Die erste Stanze, gleichsam das Thema, ist Ihnen gewiß aus Göthes Egmont, Act 3, Scene 2, erinnerlich.

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll seyn,
Langen und bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Thränen ach! fließen auf Erden so viel,
Kummer beschleicht so mancherlei Gefühl,
Schwermuth macht Herzen zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.
Rosen des Frühlings im Garten verblühn,
Freude und Jugend und Anmuth verglühn,
Hoffnung und Schimmer und Ahnung sich trübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Geister [illegible] den heiligen Bund,
Liebend betheuert ihn der lebende Mund,
Ewiger Treue das Herz sich ergiebt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.
Sinke die Fackel, es winke das Grab,
Alles was blühte, es sinke hinab,
Glücklich, wenn Liebe den Scheidetrunk giebt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

An Hubtwalker.

Leipzig, den 30. Nov. 1804.

— — — — —

— — — — — — — —

Die Theologie ist scheußlich, die Jurisprudenz noch scheußlicher, nicht zu vergleichen mit diesen glänzt die Medizin mich als ein ganz eigenes Scheusal an. — Ich wollte, alle Fakultäten wären gebannt von der schönen Erde, dann würde sie doppelt schön seyn, das heißt dem Wesen, nicht bloß dem Namen nach, wie das in Würzburg geschehn ist. Wenn ich gleich Studiosus Theologiä heiße, so protestire ich jedennoch hiemit feierlichst dagegen, daß Du mir auf jeder Adresse dies vorwirfst! Ich will nur Herr Passow und nichts von Studiosus seyn! —

Leipzig, 8. Jan. 1805.

An Herrn Präpositus Breem.

Daß Sie, mein geliebter Lehrer und Freund, nun die letzte, schönste Blume in den Kranz Ihres Lebens geflochten haben, daß Sie zu Ihrem Glücke nun nichts mehr außer sich suchen dürfen, daß Liebe all Ihr Seyn und Denken, Ihnen Eine ewige Richtung gebrüd, zu einem vollendeten Ganzen verschlang, ist ein zu reicher Gegenstand, um das zu erschöpfen, was sich darüber sagen ließe, und zu heilig, als das ich so etwas wagen dürfte. Wer kann Ihnen mehr darüber sagen und schöner, als Sie sich jetzt selbst. Sie haben sich selbst einen herrlichen Frühling in den Winter geschaffen, und ein liebliches Blümchen inniger Theilnahme läßt mich auch einen süßen Vorfrühling genießen. Gewiß, Sie gönnen dem bescheidenen Veilchen auch ein Plätzchen zwischen Ihren erblühenden Himmelsrosen. Sie haben den Göthischen Vers, den ich Ihnen schrieb, schön gedeutet; aber Sie haben ihn zu schön gedeutet, als daß er noch ferner die Ueberschrift meines jetzigen Lebens seyn kann. Sie sehn sich jetzo am Ziele des Irdischen, und da weh'n keine Erdenhauche, da steht der Oelbaum still und hoch die Palme, und die Ruhe ist schön. Meine Ruhe ist lethargisch. Keine frischen Hauche kühlen hier und regen das stockende Leben, und ein schnell vorübergeflohener Frühling mahnt mich desto nachdrücklicher, daß der Winter kommen ist. Ich sollte gar nicht mehr von Blättern sagen, denn im Winter bleiben nur die Nadeln! Der schöne Traum meiner Kindheit ist dahin und ich war mir seiner nur sehr, sehr kurze Zeit bewußt; nun will mich niemand mehr als Kind ansehn. Ich lebte in Gotha ein heitres, harmloses Leben. Viele Menschen waren mir herzlich gut und die ernste, romantische Gegend rührte manche Saite meiner Seele, die bisher geschwiegen hatte, und mein äußeres Leben weckte ein harmonisches inneres, und beyde antworteten sich freundlich. Wie ganz, ganz anders ist es hier. Ich sehe hier das Leben nicht aus dem Spiegel meiner Seele, nur — durch's Fenster, und ich mag nicht hinein. Es ist hier alles äußere schnell genug erstarrt, und glüht es auch nach Innen fort, wer steht mir dafür, daß es länger Bestand haben wird, denn hier ist keine Seele, an der ich erwarmen kann. Hätte ich die, gewiß alles wäre besser. Aber strahle die Sonne noch so klar herunter, sie erwärmt nicht. Sonst war es so süß, die Gegenwart zu umfassen; jetzt kann ich sie, zeitlich und örtlich, nicht weit genug entfernen. Und Ruhe finde ich nur beym göttlichen Sauberten und dem guten Sohn des Telamon, und wenn ich mit Petrarca im felsigen Vaukluse oder mit Dante in der Hölle seyn kann, und, allen Göttern sey's gedankt! tief in mir. Wenn ich da seyn darf, bin ich ganz glücklich, denn eine reiche, holde Erinnerung bewahrt mir da manches glühende Bild der Vergangenheit und mahlt es verklärt in die Zukunft. So umschweben

mich Hoffnung und Erinnerung und keine kömmt je allein. Das kann mir kein Sturm entreißen, und könnten auch alle Hoffnungen in ihrer Knospe welken, das Gedächtniß der alten Tage ist eine ewige Aurora, die auch die Nacht umarmt, und oft schöner ist, als der Tag. Benennen mögen andere meinen Sinn und wie sie wollen. Ich freue mich der Sache und beneide sie nicht um ihre Vernunft, und nehme mir das göttliche Vermächtniß Posa's:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insekt
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume, daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter lästert.

Hier, lieber Freund, darf ich das Niemand hören lassen, daß doch noch wohl etwas Schöneres denkbar ist, als die Vernunft, so uns von den unvernünftigen Thieren unterscheidet. Immer genossen könnte Kuchen auch leicht die Zähne verderben, und da ist denn freilich Brodt in der Wirthschaft vorzuziehn.

Rausche, rausche, lieber Bach,
Durch mein liebes Thal,
Tausend Stimmen werden wach,
Stiller Lust und Qual.

Und den theuren Namen schrieb
Ich in diesen Baum:
Ach! sie ewig ferne blieb
Und es war nur Traum.

Und in Thau'n ausgeweint
Schwieg der ew'ge Gram,
Bangen, Hoffen, [illegible] vereint
In die Seele kam.

Und ich sah ihr schönes Bild
In den lichten Höh'n,
Sanft und schweigend, engelmild
Mir vorüberwehn.

Viele Tage saß ich so
An dem lieben Quell:
Zeit auf Zeit vorüberfloh,
Ach so schnell, so schnell.

Oft auf grüner Rasenbank
Träumt' ich hier ihr Bild,
Wie das Laub niedersank
[illegible] sich so mild.

Sehnend nach der Sonnenflur
Wandte sich mein Blick,
[illegible] aus dem [illegible]
Strahlte mir zurück.

Wenn Lust und Sternenreihn
[illegible]
[illegible]
[illegible]

An dem Himmel fand' ich sie,
[illegible]
Und mit Seelenmelodie
In das [illegible]

Und in [illegible] Schein
[illegible]
Und sie lief den Sternenreihn,
[illegible]

Schlang um mich den weichen Arm,
Küßte mir den Mund,
Schmolz fort, und all mein Harm
Ward in mir gesund.

An Hudtwalker.

Januar 9.

Ich entferne mich gern und fast stets von Leipzig (nicht im physischen Sinn, denn meine Spaziergänge haben sich erst zweimal außerhalb der Vorstädte erstreckt, eine Tour nach Halle ausgenommen, wovon ich gestern wiederkomme), und dabey gewinne ich für meine Stimmung unendlich. Müßte ich in Leipzig seyn, so wäre es hier nicht auszuhalten. Ich wollte Schleiermacher predigen hören, aber er predigte nicht. Ich lernte ihn aber doch kennen, und war bey ihm. Er ist im Aeußern ein Lenz, aber im Innern etwas anders. — Besonders interessirte mich bey ihm ein schönes Gemälde von Friedrich Schlegel. Ein herrlicher, kraft-

voller Kopf, mit griechiſcher Naſe und dunklen, dichten, langherabhängenden Locken, und kein Zug von Polemik in dem lieblichen Geſicht. Schleiermacher verſicherte, A. Schlegel habe an keinem ſeiner Werke länger als höchſtens 6 Wochen gearbeitet, und er habe noch nicht Ruhe genug, länger bei Einem zu verweilen. Wolf ſah ich zuerſt im Collegium. Sein Rieſengeiſt hat ſich eine ebenſo ungeheure Hülle angeſchafft. Er iſt viel größer und ſtärker wie Kaltwaſſer und ſein Kopf noch um ein Beträchtliches größer als Göthe'n ſeiner, beſonders Stirn und Naſe. Aber was für kraftige Züge! Seine Collegia taugen nichts, denn er iſt immer zerſtreut, aber ſo zwiſchendurch entſchlüpft ihm bisweilen unvermerkt eine Bemerkung, die für 20 Stunden entſchädigt. Ich hatte anfangs nicht die Abſicht zu ihm zu gehn, aber er gefiel mir ſo unbeſchreiblich, daß ich es doch that. Ich war nachher einen Mittag bei ihm, wo ich ſeine Töchter kennen lernte, die alle beide unausſprechlich artig ſind. Der Aelteſten hat er die Cenſur der in Halle herauskommenden Schriften übertragen. Dann beſuchte ich bei Steffens; er iſt 27 Jahr alt, aus Norwegen gebürtig, und war vorher Profeſſor in Kopenhagen. Ich höre bei ihm Theologie a priori und Naturphiloſophie. Ein ſchönerer Vortrag iſt wohl nicht denkbar, ob ihm gleich die Sprache noch Schwierigkeiten machte, und die Sachen waren eben ſo herrlich. — Er und Wolf zieht mich allein nach Halle, aber die beiden ziehen mich auch mächtig genug an.

Lieber Hudtwalker, daß Du mir italieniſch zu ſchreiben verſprachſt, freute mich zwar ſehr, doch muß ich es jetzt verbitten, weil Du es mit dem Lexikon thun willſt. Die Qual kann ich Dir unmöglich machen, und ſo thue ich Verzicht darauf. Ueber den Punkt, der mich vor allen intereſſirt, und Dir doch auch nicht ganz gleichgültig iſt, ich meine, meine Reiſe nach Göthe, kann ich Dir gar nichts Beſtimmtes melden, aber doch, daß meine Hoffnung noch groß iſt, und daß es ſich in wenig Tagen entſcheiden wird. — Wenn Dir Plüskow geſagt hat, mein Vater ſey mit meiner Verbindung nicht ganz zufrieden, ſo hat er Recht gehabt zum Theil, zum Theil aber Unrecht. Meine Wahl tadelt mein Vater nicht; alles was er — nicht durch mich — von Luiſen weiß, hat ihn mit immer Achtung für das herrliche Mädchen erfüllt, und das hat er mir nicht verhehlen. Aber daß ich, ein Menſch von nur 18 Jahren, ſo raſch und eigenwillig ein ewiges Band knüpfte, das war ihm gar nicht recht, und ich würde es ſelbſt an jedem getadelt haben, nur an mir nicht, da ich mich kannte und meine Luiſe wie mich. Mein Vater fürchtete zum, meine Leidenſchaft würde durch die Trennung in eine unruhige Sehnſucht ausarten, wie es in den erſten Zeiten meiner unglücklichen Liebe war; ich würde alle andern Verhältniſſe darüber vergeſſen, mich immer unglücklich fühlen, wo Luiſe nicht mit mir wäre, ich würde allem ernſten Wirken abſterben und dergl., was bei einer geringern Gewißheit, geliebt zu ſeyn, hätte eintreffen müſſen. Deshalb forderte mein Vater, ich ſollte dieß ganze Band zerreißen. Aber ich widerſetzte mich ſo ſtark dagegen, als es meine Liebe gegen meinen Vater geſtattete, deſſen ausgezeichnete Zärtlichkeit gegen mich ich in dieſer Forderung nicht verkannte, und ſiehe endlich. — Nicht eine Sorgen für meine Gemüthsruhe entließ er mich. Aber Nachrichten, die er aus Leipzig von mir erhalten hat, haben ihn ganz beruhigt; er hält jetzt, daß jene Sorgen eitel waren, und daß meine Liebe wohlthätig auf mich wirkt. Nun wünſcht er nicht, daß wir uns oft ſehn ſollen. Ich habe demnach ihm geſchrieben, er möge mich nach Göthe reiſen laſſen, und erwarte nun ſeine Antwort. — Ich würde Dir von der Geſinnung meines Vaters nie ein Geheimniß gemacht haben, wenn

ich gewußt hätte, daß ich mich Dir entdecken dürfte. Nicht als ob ich Deine Verschwiegenheit einen Augenblick in Zweifel gezogen, nein! weil ich — verzeih mir den Zweifel — nicht wußte, ob es Dich nicht langweilen würde. Ich glaube, daß Du — wie manche andere — mein ganzes Verhältniß, weil es nicht in den gewöhnlichen Lebenslauf eines Menschen gehört, lächerlich oder verächtlich fändest; und darum wollte ich mein besseres Gefühl und meine reinere Ueberzeugung, die keiner Bestimmung von außen bedarf, in mir verschließen. Dein letzter Brief sagt mir, wenn ich Dich recht verstand, das Gegentheil, und darum schweige ich nicht länger und bin offen gegen Dich, wie ich es sonst nur gegen Thümmel bin. — Ich freue mich, daß Du Luise gesehn hast, und daß sie Dich nicht ohne Interesse gelassen hat. Ich las neulich in Jean Pauls Flegeljahren: Für den Freund könne es nichts herrlicheres geben, als die liebende Geliebte des Freundes. Ich wollte, Du könntest mir oft schreiben. Du habest Luise gesehn. Es liegt ein ganz eigner Himmel von Genuß für mich darin. —

Leipzig, 8. März 1805.

Lieber Hudewalker,

Schreib mir doch einmal, bist Du ein Schlegelianer oder ein Antischlegelianer? Ich bitte Dich nur um Gotteswillen, schreib mir nichts von einer aurea mediocritas, die hasse ich tödtlich, und alle, die auf ihr wandeln, sind geschlechtslose Amphibien. Ich weiß wohl, daß so gewisse Leute das schrecklich unverschämt, arrogant u. finden, Einem ganz anzugehören, und daß sie sich in die scheinheilige, demüthige Hülle eines Skeptikers verstecken. Aber man muß nur tüchtig auf diese Leute losgehn, die so vornehm auf uns Partheiische herabsehn, und man wird bald die Löwenhaut herunter reißen. Wahrlich diese Leute mit ihrer Bescheidenheit sind grade die Schamlosesten. Denn wer Einem folgt, der sagt weiter nichts, als: ich halte das für gut und schön was der Eine sagt, und das ist eine sehr feine Grobheit. — Aber die Herren Skeptiker sagen nichts geringeres, als wir sind im Stande, alle Systeme zu kennen und so zu beurtheilen, daß wir für uns das Wahre und Schöne herausfinden können. Das ist grobe Grobheit. Und hinter ihrem Skeptizismus steckt nichts, als daß sie nicht Kraft genug haben, einen festen Gedanken zu haben, als daß sie selbst nicht wissen, was sie wollen. Und darum achte ich die Negativisten viel höher, als jene vernünftigen Seelen mit ihrem vernehmen Ich. Ich studiere nicht mehr Theologie. — Wenn man mich nach einem löblichen Herkommen fragt: was studieren sie? und nun eine der vielen Fakultäten zu hören glaubt, so würde ich schwerlich mit einer bestimmten aufwarten können, und ich wüßte nichts anderes zu antworten, als: Wissenschaft. Du mußt nicht glauben, daß ich etwas gegen die Theologie hätte. Aber theils schien mir es widersinnig, sie mit der Philologie zu verbinden, da beyde Wissenschaften nur das Zufällige in der Form mit einander gemein haben, daß grade die Haupturkunden der einen in der Sprache geschrieben sind, welcher die andere die höchste Classicität verkennt. Der Kern aber, oder der Geist beyder, Religion und Sprache (und am Aeußern mag ich nicht hängen bleiben) sind doch sich so gewaltig entgegengesetzt, daß sie es nicht einmal e diametro sind; theils weil die Theologie unsinnig gelehrt wird, denn ich weiß wahrhaftig nicht, wie man durch Exegese, Dogmatik, Kirchengeschichte, Moral, Hermeutik und Religion lernen soll, theils weil man von einem Theologen fodert, daß er entweder vom Katheder oder von der Kanzel lehren soll. Aber fürs Katheder würde ich nicht gelehrt genug, für die Kanzel nicht populär genug seyn. Und was noch schlimmer ist, ich bin zu

sehr Schwärmer, um nicht fürchten zu müssen, durch meine Ansichten von Theologie gräulichen Anstoß zu geben; auch müßte ich dann Katholik werden, denn mit Ueberzeugung könnte ich Protestantismus nicht lehren, das heißt ich kann ihn gar nicht lehren. — Aber für mich werde ich die Theologie als Lieblingsbeschäftigung mit wahrer Liebe studieren. — Ueberhaupt sehe ich jetzt ein, daß ich mit einem Leichtsinn die Akademie betreten habe, der unerhört ist; ohne mir auch nur im mindesten bestimmt zu denken, was ich denn eigentlich auf der Universität wollte, und ich würde wahrscheinlich noch immer aufs Gerathewohl lostappen, wenn Schellings Methodologie mich nicht zuerst auf den Gedanken gebracht hätte, aus mir heraus in mich herein zu gehn. — Ich bemerke eben, daß ich in einen entsetzlichen ernsthaften Styl verfallen bin. Ich will Dir sagen, woher diese Thränen: weil ich grade nichts weniger als ernsthaft gestimmt bin, und ich die Reactionen außerordentlich lieb habe. Darum will ich auch, daß die Frauen Philosophie und die Männer Poesie treiben sollen. Denn die Frauen sind selbst Poesie, ein Gedicht, d. h. die vollendete sichtbare Form des Schönen. Wir aber sind nichts weniger als poetische Geschöpfe, darum sollen wir aber eben durch die Gegensätze das zu ergänzen suchen, was uns von Natur fehlt.

Es freut mich, lieber H., daß Deine Liebe zu Göthe wächst. Bey mir hat er bereits alles andere ausgestochen. Wehnert hat, so viel wir ihn auch anfeindeten, darin sehr recht gehabt, daß er ihn auch über Schiller setzte. Doch, lieber H., wollen wir uns unsrer Blindheit nicht schämen, denn wir beyde sind doch durch unser eigenes Gefühl und eignes Urtheil sehend worden, hingegen Wehnert ward es — wenn Du Dichs noch entsinnst — durch eine Fußreise nach Jena, und nachdem er Göthen genug angebetet hatte, fing er erst an ihn zu lesen; wir sind in umgekehrter Ordnung zu Werke gegangen, lasen erst und beteten dann an, und das glaube ich war klüger. — Wegen des Ariosto und Tasso — ergebe ich mich Dir. Tasso ist unter aller Kritik. In Gotha hatte ich von beyden nur weniges gelesen, und ich interessirte mich für den Tasso mehr, weil er als Mensch unendlich interessanter ist, denn Meister Ludwig. Das, sehe ich aber wohl ein, war eine schändliche subjective Ansicht. Ich habe nun mit Gössel beyde Dichter nach einander fortgelesen und da ist mein Urtheil denn sehr anders ausgefallen. Jetzt schäme ich mich, daß ich habe so sanft urtheilen wollen, wo ich hätte schweigen sollen. Jetzt bin ich mit Gössel über den göttlichen Shakespeare mit großem Eifer her. Makbeth, Hamlet, Romeo. Two gentlemen of Verona. Tempest. The merry wifes of Windsor. Measure for measure. Twelfth night und Comedy of errors haben wir schon beendigt. Und vor Ostern sollen noch einige der sogenannten historischen Schauspiele gelesen werden. Du siehst, wir sind nicht träge, und der Shakespeare, so viel Mühe er auch erst macht, giebt Flügel. Aber die Lustspiele stechen unendlich ab gegen die Trauerspiele, und die Trauerspiele wieder gegen die historischen, von denen wir den King John angefangen haben, das Göttlichste, das ich kenne. Wenn Du den King John liest, wird Dir auch im 7ten Bande von Göthes Schriften p. 216 eine herrliche rührende Deutung erhalten. Daß Du Dir unsers göttlichen Hermanns Viger angeschafft hast, freut mich. Wenn Du herkömmst, will ich mit Dir zu ihm gehn, und da sollst Du ihn erst recht lieb gewinnen. Mit dem Brunckischen Sophokles ist es wirklich schlimm. Wenn ich ihn nicht gelegentlich einmal bey einem Antiquar aufspüre, weiß ich Dir darin nicht zu rathen. Das ist aber immer noch möglich. Schreib mir nur, wie viel Du

wohl dran wenden willst, denn man muß schnell dahinter her seyn. — Bey den Antiquaren fällt mir ein, daß ich in diesen Tagen einen genialen Streich gemacht habe, worüber ich von Kämmerer viele Strafpredigten habe erdulden müssen. Aber hier heißt's:

Sibilat mihi populus. Ast ego ipse *.
Plaudo domi — —

Ich habe nämlich die beyden herrlichen Opera, Voſſens Homer und Knebels Properz — beyde prächtig conditionirt — an einen Antiquar verhandelt. — Aber nun höre, was mir der Schaafskopf dafür gegeben hat. 1. Orphica, recensuit G. Hermannus; 2. Schlegels Athenäum, alle 3 Bände; 3. Die Söhne des Thales; alle 3 Werke nagelneu und noch ungebunden. Daß Du mir nicht auf die Lucinde raisonnirst, ehe Du sie wirst gelesen haben, bitte ich mir sehr aus. Aber sobald Du einmal 1 Rtlr. 8 gGr. übrig hast, rathe ich Dir, Dir die Lucinde zu kaufen. Es wird Dich nicht reuen. Komme ich nach Gotha, so bringe ich sie mit, sie mit Luisen zu lesen, denn ich bleibe dann wenigstens 3 Wochen in Gotha. Ich begreife gar nicht, wie eure Mad. Müller Beyfall finden kann. Ich habe sie im Spiegel von Arkadien und in der Donaunixe Hauptrollen spielen sehn. Es war zum Tollwerden. — Heute wird Zanchen zum 1 Stenmal gegeben — und am Montag über 8 Tage die letzte Oper. — Dann kömmt die treffliche Dresdner Truppe, die das Sommerhalbjahr hierbleibt. Die beyden ersten Stücke werden ſeyn: Die Stricknadeln von August Bok, und Wilhelm Tell. — Von Weißen Tellenfeier (hic, proh dolor! viermal repetirt ward!) hast Du wohl gehört. Der Text von Mahlmann und die Musik von Bierey sind beyde ein Paar Minusgrößen. — Ein göttlicher Streich des Leipziger Publikums! Wie es das erstemal gegeben ward, und ein hinterer Vorhang aufging, der eine sehr splendide Dekoration zeigte, gerieth alles in solche Begeisterung, daß man aus Leibeskräften anfing die Dekoration zu beklatschen, gerade wie in Tiecks Kater die Dekoration herausgerufen wird. Diesen Schildbergerstreich findet hier eben niemand lächerlich. — Da mir aber das Klatschen zu lange dauerte, kriegte ich ein Paar Studenten zusammen, und wir fingen ein gräuliches Gepfeife an, was denn auch die gehoffte Wirkung that. Heute Abend zieht die Societas graeca in die blaue Mütze. Da muß ich schon mit, obgleich man sich wohl etwas ennuyiren wird. Die blaue Mütze nämlich ist ein öffentlicher Ort, wo des Sonntags Billard gespielt, gegessen und getanzt wird. Ich werde mich aber hüten zu tanzen, denn ich mögte um keinen Preis eine Leipziger Dame anrühren, so gräßlich und häßlich sind sie hier allesammt. — Wenn ich nächstens schreibe, wirst Du erfahren, ob ich nach Gotha kommen werde.

Beste Mutter!

Wenn Du auch vielleicht aus zärtlicher Sorge für mich noch fürchtest, daß der Mangel an Ruhe und Zufriedenheit, der mir im Anfange meines akademischen Lebens alles in einem finsteren Lichte zeigte, nicht so gänzlich und auf immer von mir gewichen ist, so hoffe ich doch, daß die Folge jeden Zweifel bey Dir vertilgen soll, und Dir deutlich machen, daß ich mich wahrhaft jener unfreundlichen Ansicht vom Leben schäme. Alles wirkt im Anfang mit verzehrender Heftigkeit auf mich, und erhält mich eine Zeitlang in jener Stimmung; aber durch die Zeit wird alles gemildert und geläutert, auf den wahren Weg geführt und auf eine wohlthätige Art mit meinem übrigen Wesen verwebt. So hat mich auch mein anfänglicher Trübsinn gewiß zu manchem Guten geführt, und mich über manches erheben, was ich sonst suchte und liebte, indem er mich in andere Dinge

tiefere Blicke thun ließ, und einen mir bisher eigenen Leichtsinn zu Boden drückte. Das was Du mir vom Dichter gesagt hast, war mir nicht mehr fremd. Es waren schon seit längerer Zeit diese Ideen in mir rege, und darum habe ich mich lange nicht poetisch ausgesprochen. Das Gedicht an Breem habe ich wider Willen der Musen gedichtet. Vater schien es zu wünschen, und Breem freuet sich vielleicht meines guten Willens wegen, ob ich gleich weiß, daß es schlecht und im höchsten Grade manierirt ist. — Mein Gemüth ist noch zu jugendlich. Hat es auch von außen Frieden, so ist es doch innerlich wie ein guter Wein, der erst ausgähren muß, um klar und still zu werden. So geht es mir. Ich umfasse meine Vorbilder noch mit zu großer Innigkeit, und strebe, ihnen ganz ähnlich zu seyn, da der Dichter doch nur sich selbst wiedergeben soll. Aber weil mein Selbst noch nicht ganz geläutert ist, kann ich es noch nicht aussprechen, und darum will ich schweigen, bis ich das eigene Göttliche in mir vollendet fühle, und ich die Welt, rein aufgefaßt, wie aus einem ungetrübten Spiegel eben so rein wieder reflektiren kann. Mein Ideal vom Schönen ist überdieß durch das Studium von Göthe und Petrarca so hoch gerückt, daß ich mich nicht entschließen kann, jetzt ein Gedicht zu schreiben, weil ich es doch gleich wieder vertilgen würde, im Gefühl seines Abstandes vom Vorbild. Wenn mein Auge erst heiterer, mein Blick tiefer und ruhiger ist, kann ich vielleicht glücklicher versuchen, was ich jetzt nicht wagen darf. — Was ich doch noch dichte, wenn ich mich zu mächtig getrieben fühle, das sollst Du gewiß sehn. Von meiner Reise nach Gotha, von der ich nur wünsche, daß recht schöne Sonntage sie begünstigen mögen, erwarte ich keinen geringen Genuß. Die Menschen, mit denen ich die zwei schönen Jahre meines Schullebens eng verbunden war, und die Gegenden, deren hoher romantischer Reiz mich so oft entzückte und vielleicht mit auf meine ganze Stimmung wirkte, wo überdem noch so mancher Platz eine höhere Bedeutung für mich hat, und an alles sich Erinnerungen so mannigfacher Art anknüpfen, alles dieß wiederzusehn, hat einen hohen Reiz für mich, den ich ganz kennen lernte, wie ich im vorigen Herbst wieder in Mecklenburg war. Auch konnte ich keine schönere Zeit wählen, als die, in der selbst das Leblose sich wieder zu beleben scheint.

Leipzig, 6. April 1805.

An Hofrath Jacobs.

Ich würde nur etwas zu oft gesagtes und darum nichts mehr Sagendes wiederholen können, wenn ich Ihnen mit Worten meine Freude über Ihren Brief ausdrücken wollte. Auch weiß ich, daß Sie den stille dankenden Handdruck wohl so gut verstehn, als den Aufwand glänzender Worte, den ich nicht geben kann, auch nicht geben möchte, weil das Gefühl des Mißverhältnisses dessen, was in diesen liegt, zu dem, was in ihnen liegen sollte, sehr schmerzhaft für mich seyn würde. Warum sollt' ich also die Zeit damit verderben, denn Ihnen ist sie theuer, und mir muß sie es seyn. Sie erlauben mir, Ihnen von mir zu schreiben. Wahrlich, so arm der Gegenstand mir erscheint, der ich am vertrautesten mit ihm bin, ich würde auch ohne Ihre Aufforderung Ihnen schwerlich von einem andern gesagt haben, über die gewöhnlichen Regeln des Anstandes mich hinweg setzend, und einen höhern mir williger nicht zu verletzen, denn was konnte ich Ihnen von allem, was außer mir, wohl sagen? Wenn sich meine Ansicht von dem, was um mich lebt, auch so wenig durch Zeit als durch Gewohnheit, in eine mir befremdende umgewandelt hat, so kann ich dieß doch von den Einwirkungen sagen, welche meine veränderte Lage anfangs auf meine Stimmung machte, vielleicht machen mußte. Wenn ich in meinem nun freyeren Leben, dessen Beschränktheit mir erst durch

jenes Trugbild von Ungebundenheit in ihrer ganzen Kraft klar ward, so an dem mich örtlich und zeitlich zunächst umgebenden hätte verweilen wollen, wie ich es anfangs that, so würde mich der Geist von Leipzig, die Entfernung von allen genaueren Verhältnissen, und meine Armuth an Freunden in der höheren Bedeutung des Worts, vielleicht alles das haben vergessen lassen, was ich jetzt dankbar anerkenne, weil es mir nur in wissenschaftlicher Rücksicht theuer war und das Weitere unberührt ließ. Es war mehr die Folge eines gewissen Mismuths, der durch Entbehrung so manches Gewohnten in mir rege ward, als eine wahre und würdige Anschauung meiner höhern Zwecke und Bestimmungen, welche mich treiben, nach einem freyern und höhern Gesichtspunkte zu streben, von welchem aus betrachtet die Gewölke, mich nicht beunruhigend, unter mir weg zögen und jeder große Flecken mir klein erschiene, sowie das über mir im gleichen Verhältnisse deutlicher und näher. — Ich weiß nicht, ob in diesem Streben selbst die Erreichung jenes erwünschten Zieles liegt. Ich fand es darin, und wußte es weiter auf keine Art zu definiren, eine Unbestimmtheit zwar, die mich argwöhnisch gegen das gefunden Geglaubte machen könnte; aber ich würde den Frühling auch mit blinden Augen, glaub' ich, an den milden Lüften erkennen können. Jenem Herausgehen aus mir selbst, um tiefer in mich zurückzukehren, danke ich ein Leben, das ich nur mit Undank erträglich nennen konnte, das mir allein darum unschätzbar seyn muß, weil es mich zu einer sehr nothwendigen Selbstbeschauung führte, die schon eher nicht am unrechten Orte gewesen wäre. Eine, wie mir es scheint, daraus nothwendig quellende Wirkung war, daß ich die Theologie, die ich in vollem Ernst als Brodt- oder Nebenstudium, wie man es nennt, treiben wollte, in dieser Hinsicht aufgab, ohne als integrirenden Theil des Sprachstudiums die heiligen Bücher zurückzulegen, und auch aus eigenem Interesse. An eine Verbindung zwischen Theologie und Philologie mag ich gar nicht denken. Abgesehen von der Erfahrung, finde ich zwischen beyden Wissenschaften nur ein, und ganz zufälliges Band, — daß die wichtigsten Urkunden der Einen in einer Sprache geschrieben sind, welche ein Bestand von derjenigen ist, die von der Andern klassisch angenommen ist. Das ist doch lose genug geknüpft. Wie innig Philosophie und Aesthetik mit Philologie verbunden sind, fühlte ich eben so innig, und darum strebe ich zugleich den Schleier wegzuheben, der mir jene noch ziemlich dicht verhüllt, und in dieser auf dem Wege fortzuschreiten, den Sie mir bahnten. Zwar ist er jetzt gefährlicher, und ich bin in dringender Gefahr abzuirren, da mir ein Führer fehlt, und es nicht so ganz leicht ist, so lange man selbst noch leicht ist, sich keiner Schule zuwehn zu lassen, zumal wenn Herren am Eingang stehen, die jede Saite einer jugendlichen Brust anzuschlagen verstehen; aber ich traue meinem guten Genius darin, daß er nicht mir ferne bleiben wird. Vielleicht ist auch in der Jugend etwas Hingeben an ein Ideal besser, als vornehmer, arroganter, resignirender Eklektizismus, und ein etwas unsicherer Pfad, als die breite Mittel- und Landstraße, wo man freylich ausweichen kann, und nie anzustoßen befürchten darf. — Es war mir sehr schmeichelhaft und erfreulich zugleich, daß Sie sich noch so gütig einiger poetischer Versuche von mir erinnern, die ein unverdienter Zufall etwas lauter werden ließ, als sie gefällt hatten. — Ich weiß aber nicht mehr, ob es der Geist der Dichtung war, der mich auf diese Art mich aussprechen ließ. Gewiß war viel schlecht oder gar nicht bekämpfte Subjectivität im Spiele. — Ich habe seit längerer Zeit wenig oder gar nicht gedichtet (ich gebrauche das stolze Wort nur der Kürze wegen), so viel es mich auch zuweilen kostet; denn es ist mir immer, als wäre es noch nicht an der Zeit, und fehlte mir noch die Tiefe und Fülle der Ruhe, die Welt wie sie ist, nicht wie sie mir

erscheint, aufzufassen, und sie eben so rein wie aus einem untadelhaften Spiegel zu reflectiren. Ich nähre mich darum mit der ewigen Götterspeise meiner Lieblinge, die ich nicht weiter nennen darf. Nur den freundlich heitern Cervantes kann ich noch nicht so umfassen, wie ich gern möchte, weil ich da noch zu oft mit dem Stoff zu kämpfen habe. Gerne möchte ich einst ein nicht unwürdiges Dankopfer für alle diese Genüsse im Musentempel aufhängen! — Hermann trägt mir seinen herzlichsten Dank für Ihre Observationes in Aeschylum auf. Besaß er sie auch schon, so gewann doch ein Exemplar von Ihrer Hand noch an Werth. Ich habe mich unbeschreiblich über Ihr Urtheil von Hermann gefreut. Sie hatten alles so deutlich gesagt, wie ich mir es dachte, und nichts auf der Welt konnte meine innige Verehrung gegen ihn erhöhn, als Ihre Worte. Da ich einen Theil der schon angefangenen Ferien in meinem geliebten Gotha verleben werde, so darf ich wohl hoffen, daß Sie mir in jenen halcyonischen Tagen einige Ihrer minder beschäftigten Augenblicke schenken werden, und in der frohen Aussicht schreibe ich nicht weiter.

An Hudtwalker.

Ich werde Dir viel zu erzählen haben, das ist gewiß. Denn meine Ansichten über manches in der Welt sind hier anders worden — nicht durch äußere Einwirkung, worauf ich stolz, nur durch mich selbst. Denn ich stehe hier im Grunde sehr allein, wenn ich schon Freund von trefflichen, kraftvollen Menschen geworden, die auch einmal etwas rechts werden wollen. Pauli vor allen und einer, der Gräfe heißt. Aber in der Lucinde lebt von doppelter Freundschaft. Die eine ist diese, wo sich alle kräftigen Jünglinge zu einem Ziel verbrüdern, gemeinschaftlich darauf einzuwirken. Die Freundschaft ist — unerschöpflich und schließt sich an jeden Guten an. An dieser Freundschaft bin ich reich, und das ist mein Stolz. Die andre höhere ist nicht nöthig Dir zu bekennen. Daran bin ich hier arm. Pauli ist der einzige, der mich versteht. Wir lieben uns unbeschreiblich, aber wir sprechen uns nicht mehr. Du verstehst dieß nicht, aber in Gotha sollst Du es verstehen lernen. Ich werde die Lucinde mitbringen. Da sollst Du sie lesen, und wenn Deine kritischen Ahndungen dann noch nicht verfliegt sind, so wollen wir Fr. Schlegels Gesundheit in einem trinken, was Du nach Lesung der Lucinde mit Freuden wirst. Ich muß Dir doch schreiben, daß — daß — daß — Michaelis ein Buch von mir ans Licht treten wird. Was? räthst Du schwerlich — eine Uebersetzung des größten Theils des Petrarca, bei Fleckeisen in Helmstädt. Es wird den beyden Schlegels dedicirt. — Das Dedications-Sonett lautet so:

Verschwunden sind die alten Glanz-Epochen,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Ein [illegible]
[illegible]
Und in [illegible]
[illegible]

Doch [illegible]
[illegible]
[illegible]

Denn [illegible]
[illegible]
[illegible]

Ich kann heute keinen Gedanken fassen, Lieber! Ich habe mir meine Reise nach Gotha schon so oft, so lebendig geträumt, habe sie für gewiß gehalten, wie ich noch genug hätte zweifeln können, und nun ist mir einemmal die Gewißheit so neu, so entzückend, daß ich kaum im Stande bin zu fassen und alle Gedanken in ein buntes lachendes Chaos von Liebe und Freude und Jugend und Frühling verschwimmen. Alle das Glück, das ich in der Vergangenheit genoß und dessen Erinnerung durch einen bleichen Schein mein jetziges dunkles Leben erhellt, strahlt nun in voller Glorie als Hoffnung mir verklärt entgegen, und alle die einstigen Seligkeiten blühn in einer göttlichen Gestalt vereint auf. O lieber Hudtwalcker, ich bin sehr glücklich! — Wie ich in Gotha leben werde, das kann ich noch gar nicht fassen. Es ist, als würde ein neues Element, eine Himmelsluft um mich herströmen, an die ich mich erst gewöhnen müßte.

Gotha, 25. Mai 1825.

— — — Obgleich wir schon einen langen kalten Winter getrennt gewesen sind, obgleich unsere jetzige Trennung nicht mehr die erste war, fiel mir doch, wie ich Deinen Wagen nun ohne mich durch die einsame Ebene fortrollen sah, alles dumpfer und schwerer aufs Herz als im vorigen Herbst, wo doch meine Stimmung durch manches sehr schwermüthig, aber doch durch zwei engelschöne Sonnen verklärt war. Es war wie eine schmerzliche, aber schon vernarbte Wunde, die an derselben Stelle wieder aufgerissen, heftiger schmerzt. Mir war es, als ginge erst unsre Trennung an, und wurden wir zum erstenmal von einander entfernt. Lieber H., ich tröste mich jetzt damit, daß Du gegen den Herbst in Leipzig alles das durch Deine Erscheinung widerlegen wirst, was ich sonst noch dachte, und daß wir dann zusammen nach Gotha reisen, wohin Du mich nun schon einmal geleitet hast.

Leipzig, 27. Juni.

— — — — Die wichtigste, freilich nicht frohe, Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, ist die, daß ich seit etwas länger als 8 Tagen von Gotha wieder hier bin. Du weißt, daß ich lange, lange geschwelgt habe, und mein Glück genossen wie nie zuvor. Was mir der Abschied von Luisen geworden ist, kannst Du nur denken, nein nicht denken! — Wiedemann brachte mich bis Weimar. Wir waren dort noch einen Tag zusammen im Park, in Belvedere; aber fast ist mir mein geliebtes Weimar verhaßt geworden durch die Last, die auf meiner Seele drückte. Ich habe mit Wiedemann noch wieder eine kleine Strecke zurück und wäre gerne ganz wieder umgekehrt nach Gotha. Nachher mochte ich mich nicht wieder hinein nach Weimar. Es war mir, als ginge ich zwischen geliebten Gräbern. Ich eilte nach Jena, wo ich zwei Tage bei Zimmermann blieb. In meiner schrecklichen Spannung, die alle meine Organe zum Zerreißen anzustrengen schien, machte ich nun den Weg bis hier (9 Meilen) in einem Tage, indem ich ganz leicht angezogen war und den ganzen Tag ein Platzregen herabgoß (es war ein Dienstag, vielleicht erinnerst Du Dich des schrecklichen Wetters); 7 Meilen ging ich, ohne nur still zu stehn. In Lützen trank ich eine Flasche Bier und ging wieder weiter. Ich war Morgens um 4 aus Jena gegangen und war $^{3}/_{4}$6 hier. Eben sollte das Schauspiel angehen. Ich kannte die Sommertruppe noch nicht, war aber so neugierig auf sie, daß ich nicht erst zu Hause ging mich umzukleiden, sondern gerade ins Theater, wo die Hausfreunde, ein noch ungedrucktes elendes Stück von Iffland, vorkam. Ich stand nun auch noch meine 3 Stunden. Da war ich aber auch beinahe empfindungslos. Ich

ging nun zu Hause und gleich zu Bette. Ich war krank. Meine Stimmung war schrecklich. Zugleich litt ich an einer Augenentzündung. So ging die erste Zeit meiner Rückkehr langsam und traurig vorüber. Zwei Briefe, die ich von Luisen in dieser Zeit erhielt, waren die einzigen lichten Strahlen, die in mein Dunkel leuchteten. Doch war mir die Krankheit gut. Sie schlaffte meine Nerven langsam ab, die fürchterlich gespannt waren, und meine wenige Empfänglichkeit für alles außer mir bewahrte mich vor Eindrücken, die meinen Schmerz nur neu gezeigt hätten. Ich fand allmählig meine Ruhe wieder, und so wie meine physischen Kräfte wiederkehrten, kehrten mir auch Ruhe und Seelenstärke wieder in einem Maaße, wie ich sie nie empfunden hatte. Ich bin jetzt wieder ganz wohl und sehe heiter in die Zukunft, weil die Vergangenheit so göttlich war. Wenn auch mein ganzes Leben von heute an eine Kette von Leiden seyn sollte, ich würde mich doch für den glücklichsten Menschen halten und dem Himmel für das Loos danken, das er mir zugetheilt hat. — Ich werde diesen Sommer ein üppiges schwelgerisches Leben führen, das heißt: Ich höre nur Ein vierstündiges Collegium (Aeschyli Prometheus Vinctus bei Hermann), die philologischen Societäten bei Beck und Hermann ausgenommen. Mein Zimmer hat durch einige Rosen, Levkoien und einen blühenden Orangenbaum recht viel gewonnen. Das ist das Äußere. Aber nun denke Dir meine himmlische Ruhe. Um halb 5 stehe ich auf. Dann habe ich von 5—11, 6 Stunden lang, nichts zu thun. Das heißt, ich kann blos für mich arbeiten. Um 11 bey Hermann. Um 12 zu Tische. Um 1 zum Fechten. Nun habe ich wieder von 2 Uhr bis 10; dann gehe ich zu Bett, ganze 8 Stunden in einer Reihe frei. In diesem Sommer hoffe ich etwas zu lernen. Du kannst Dir's nicht denken, wie himmlisch es ist, so den ganzen Tag nur von sich abzuhängen, ohne abgerissen von dem Buche, von der Arbeit zu verweilen, die mich grade anzieht. Ich werde es immer so machen und besser dabey fahren, als bey einem Haufen Collegien. Wie es heißt, geht Wolf aus Halle nach München. Ist das wahr, so gehe ich nächste Ostern nicht nach Halle, sondern nach Heidelberg oder Jena, aber ohne ein einziges Collegium zu hören. Ich danke Gott, daß ich in meinem Fuchssemester mindestens gelernt, alle Collegia zu verachten. — Jetzt liege ich immer über Platos Republik (den Kriton hab' ich schon zum zweitenmal durch). — Ich bin nun wieder außerordentlich wohl, und wenn ich eine Reihe Stunden gearbeitet habe und aufstehe, ist mir immer, als ob ich an Lebenskraft und körperlicher Energie zugenommen hätte, und das ist ein himmlisches Gefühl. — Vertrauten Umgang hab' ich fast gar nicht. Nur blos mit Einem Menschen, der gar nichts weiß, das ist wahr, und sich alle Woche ein paar Mal schlägt. Aber er hat ungeheuren Kopf, und wir haben uns beyde sehr lieb und vertragen uns eben darum herrlich miteinander, weil unsre Charaktere so durchaus verschieden sind. Das weiß ich gewiß, daß mein vertrauter Umgang mit ihm mich noch in einige Schlägereien verwickeln wird, weil er mit den Umständen sehr gespannt ist, und diese angenehme Aussicht läßt mich meine Fechtstunden beschleunigen, die ich doch (zu meiner Ehre sey's gesagt) eigentlich aus dem Grunde nahm, weil ich diese Kräftigung und Schmeidigung des Körpers als ein zuverlässiges Gut allseitiger humaner Entwicklung (im alten Sinne) Bildung ansehe, viel mehr als Reiten, welches keine solche Geistesgegenwart, keine Aufmerksamkeit und starke Erfindung der schlummernden Kräfte fodert. Uebrigens darf Dich, was mir vom Schlagen entfahren ist, nicht ängstlich machen, und Du mußt nicht glauben, ich könne gelegentlich ein Renommist werden. Da würdest Du mir Unrecht thun.

Ich komme eben aus dem Theater zurück, und wie Iffland den Abbé l'E[illegible] machen sähe, wird schwerlich von einem anderem schreiben. Ich weiß nicht Du das Stück kennst. — Es ist von Bek aus dem französischen des H. Bo[illegible] (dem Verfasser von Je tolles le bessey) übersetzt, also neue, doch nicht ken[illegible] sondern ein Drama larmoyant. Aber das muß ich sagen, es so spielen sehn das ist der höchste theatralische Genuß, den man haben kann. Alle Rollen w[illegible] den grade zu vortrefflich gespielt. Ich wollte nur, daß ich Dir das all[illegible] recht beschreiben, daß Du es mit genießen könntest. Freylich ist das eine Un[illegible] lichkeit. Ich habe nie von der Illusion im Theater viel gehalten; aber ich [illegible] nun, daß ich sie noch gar nicht gekannt habe. Was ich genoß, war gar [illegible] Kunstgenuß. Gott bewahre mich! ich glaubte mit den Menschen zu leben [illegible] Bürger von Toulouse zu seyn, wo das Stück spielt; kaum schäme ich mich nicht zu gestehn, daß ein Kopebuesches Stück mich Thränen gekostet hat. — [illegible] ßerdem habe ich Iffland spielen sehn: 1. Geheimerath von Bernau, in B[illegible] Puls. 2. Hirschfeld, im gutherzigen Alten. 3. Nathan, in Lessings Na[illegible] 4. Lorenz Stark, in der deutschen Familie. 5. Den Essigkrämer [illegible] gleichnamigen Stück. 6. Hr. Mekling, im gleichnamigen Stück. — [illegible] wird nun noch den Geheimenrath in seinen Hausfreunden, den Regulu[illegible] Collins Regulus, den Franz Moor, den Wallenstein und noch drei [illegible] bestimmte Rollen geben. Denk Dir, wie ich mich darauf freue. Denn k[illegible] Vorstellung wird versäumt. Aber der Abbé l'Epée wird doch wohl sein Tri[illegible] bleiben. Im August wird Madame Fleck aus Berlin und vorher noch Ma[illegible] Gebdhaar aus Breslau Gastrollen geben. Aber auch ohne diese fremden [illegible] ßen Künstler kann unser Sommer-Theater einen hohen Genuß gewähren, [illegible] wir treffliche Schauspieler besitzen. Ochsenheimer hat nach Gall das a[illegible] bildetste Darstellungsorgan unter allen deutschen Schauspielern, und nach Jf[illegible] hab ich nichts ergreifenders gesehn, als sein Spiel. Opiz, Christ, Schirm[illegible] Bösenberg und Hastner spielen trefflich. Die übrigen doch gut. Unser [illegible] liches Personale ist nicht so reich. Madame Hartwich leistet viel, aber Jagemann ist sie nicht. Mlle. Christ ist klein, aber ihr Spiel ist ni[illegible] reizend, wie ihre Figur. Die übrigen Schauspielerinnen sind mittelmäßig. [illegible] durch zweckmäßige Vertheilung der Rollen wird dieser Mangel weniger auffa[illegible] und schneidend. Gute Nacht. Morgen schreib ich die noch leeren Blätter [illegible] Denn den Dir macht wird gar keine Freude, mich der Kürze zu befleißigen, [illegible] kann ich in einem Briefe nicht wohl eine leere Seite leiden. Das nimm[illegible] Dir auch ad notam, wenn Du mir schreibst, was hoffentlich bald, recht[illegible] seyn wird.

Diesen letzt verflossnen Winter bin ich recht arm an Poesie gewesen. [illegible] zwei Kleinigkeiten, mehr Spiele als Gedichte, sind aufgekeimt, und meine [illegible] ins Freyhaus zu schicken, oder ihr etwas mit Gewißheiden aufzutreiben, [illegible] nicht. Wenn sie gutwillig nichts geben will, so kann sie's ganz für sich beh[illegible] Ich fühle, daß der Sommer reicher seyn wird. Es ist auch natürlich. Jede [illegible] (wenn ich auch physisch die größte Kälte ertragen kann) wirkt unange[illegible] auf meinen Geist und hindert alles schnelle Aufkeimen. Der Sommer [illegible] mich von den kalten Banden, und Fantasie und alle Kräfte wirken frey und [illegible] gebunden. Dazu hat mir mein Leben in Gotha so volle Ströme von Lebens[illegible] eingehaucht, daß das Lied wohl wieder einmal ausbrechen darf. Mit me[illegible] deutschen Petrarca wird es nun wohl Michael nichts werden. In Gotha [illegible] das Manuscript vollendet werden, und ich habe dort auch keinen Federzug [illegible]

gethan. Ich hoffe, daß Deinen Vetter Calderon Dich zum Spanischen treiben wird. Der Calderon ist etwas göttliches, wie Du wohl weißt, und was Du auch wohl weißt, eine wahre Seltenheit. Darum siehe, daß wenn Dein Vater auch nicht mehr Zeit hat darin zu lesen, der Schatz, denn es ist ein wahrer Schatz, nicht ungenutzt daliege. Vom Handel schreib mir nichts wieder, aber die Stelle wird in Gottesnamen übersehlagen, und daß die Hamburger den Dom stürmen, ist abscheulich. Daß er zu nichts nütz? proh dolor! O tempora, o mores! Nutzen und ewig Nutzen. Zeit möchte ich werden. Das ist ächt niedersächsisch. Vale. —

Leipzig, 2. Juli 1805.

An Präpositus Boeckm.

Ihren letzten Brief, mein verehrter, geliebter Vater, erhielt ich durch Boeck in Gotha, und Sie können denken, wie unter diesem schönen, heiteren Himmel auch jedes Wort von Ihnen mir theurer, bedeutungsvoller ward. Ich bin nun schon seit einiger Zeit wieder hier, aber die Weide selbst durch ihre schönen, belebenden Gegenden und der frische Hauch, den sie meinem Leben sandte (obgleich ihre unmittelbare Folge eine kleine, aber schmerzliche Unpäßlichkeit war), vereinigt mit manchen interessanten Bekanntschaften, die ich zum Theil wieder, zum Theil zum ersten Male machte, und manche sehr schöne Erinnerung aus jenen Tagen, die mir das Bild vergangener neu und kräftig belebten, wirken noch und werden noch lange fortwirken in mir, manches, das mich sonst mit Mißmuth erfüllte, liebevoll verdecken, und manches, das hier anders sein sollte, verschönen, denn Erinnerung reflectirt sich bei mir so leicht in Hoffnung. Diese Zeilen werden, noch den letzten meines guten Vaters, Sie in einem neuen Leben finden (oder ich will das: neu, ganz vergessen). Wenn man den Todten keine Thränen weinen soll, so darf man auch dem Glücklichen noch wenigst Glück wünschen. Nur das fühle ich, wie nämlich bereits eine solche Empfindung ausspricht. Gewiß verstehen Sie mich ganz und erlassen mir eine Pflicht, deren schlechte Erfüllung mich, wenn ich mich an diese wagte, nur mit mir unzufrieden machen müßte. Nur diese Worte nehmen Sie mit hinüber, wenn Sie auch das Höchste nun Ihr eigen nennen, auch das Kleinere, das Ihnen sonst wenigstens für Augenblicke Freude machte, auch jetzt nicht zu verschmähen und einem Menschen, dem Sie so unendlich viel waren und immer sein werden, Freund und Lehrer zu bleiben. Ich würde meine Bitte gespart haben, wenn ich nicht zum Voraus wüßte, daß sie überflüssig ist, aber eine solche ist für den Dankenden so süß. Ich werde in wenig Tagen Leipzig verlassen, aber nur die Stadt, die nie Reiz für mich gehabt hat, und diesen Sommer eine Viertelstunde von hier in einem sehr anmuthig gelegenen Dörfchen wohnen, wo ich in Mitten eines kleinen englischen Gartens, zugleich mit einem Freunde von mir ein sehr schönes Gartenhaus mit mehreren Zimmern inne habe. Da ich nur 8 Stunden wöchentlich, einzig mit physisch. Collegien, besetzt habe, ist mir dieß Leben um so möglicher, bequemer und nutzreicher. Ich habe nie noch das schöne Gefühl, alle meine Arbeiten aus freier Wahl und einzig darum zu thun, weil ein etwas in meiner Seele mich unwiderstehlich dahin treibt, in dem Maaße auch so vollkommen gewollen, wie jetzt. Alles was ich thue, wird mir so nicht nur ein noch erhöhter Genuß, sondern scheint mir jetzt gar keine Arbeit mehr. Alles ist mir nun eine heitere Erholung. Und meine Zeit ist mir nun durch keine Incidente von Stunden, wo ich passiv lernen muß und an bestimmte Geschäfte gebunden bin, verkürzt, der ganze Tag liegt alle Morgen wie ein großes unbeschriebenes Blatt vor mir, das ich ganz so füllen soll, wie mich

der Genius treibt. Die ländliche Ruhe ist mir noch etwas nie genossenes, ja ich gestehe, daß ich mir sonst das Landleben immer nicht sehr lockend gedacht habe. So wenig sich für das spätere praktische Treiben (Leben mag ichs nicht nennen) diese Ansicht in meinem Innern geändert hat, so viel Reiz hat es für meine jetzige Lage und Stimmung, vereinigt mit dem Individuellen meines Eutritzsch (der Name ist das am wenigsten poetische bei der Sache). Ich könnte mir es sehr wünschen, immer so zu leben, versteht sich, daß ich mir kein hohes citharaque carens Alter wünsche. —— Das Theater würde mich hier unbeschreiblich anziehn, wenn die Wahl der Stücke besser wäre. Schillersche erscheinen noch bisweilen, Goethesche sehr selten und Shakspeares geharnischter Geist geht kaum einmal im Jahr über die Bretter hinweg. Erlauben Sie mir, daß ich Sie noch auf zwei neue litterärische Producte aufmerksam mache, wenn Sie es etwa nicht schon durch sich selbst werden sind, die aber beyde mehr als litterärische Merkwürdigkeit, denn als Kunstwerke interessiren. Das eine ist: Κυλλήνιον. Ein Jahr in Arkadien. Es sind zehn zyklisch verknüpfte Idyllen vom regierenden Herzog von Gotha. Eine reiche, üppige Phantasie, die doch rein bleibt, obgleich dies bey dem gewählten Gegenstande, der dem Herzog sehr am Herzen liegt, fast Bewunderung verdient; manches neue Bild und eine lobische Weichheit in Sprache und Periodenbau fesseln den Leser, aber ein gänzlicher Mangel an innigem und tiefem Gefühl verdirbt alles Geniale des Werks wieder. Das andere ist: Jean Pauls Freyheitsbüchlein. Jean Pauls Correspondenz mit dem Herzog von Gotha, wegen der Dedikation zu seiner Vorschule der Aesthetik, welcher von der philosoph. Fakultät in Jena der Druck versagt ist, den nun der Herzog selbst erlaubt hat. Es ist alles ein ungeheures Jagen nach Witz, doch nicht ohne Originalität. Der Herzog läßt besonders seine Minister sehr herhalten. Aber der merkwürdigste Brief ist auf Jacobs Vorstellung unterdrückt, in welchem der Herzog mit verzehrendem Spott über mehrere Lehrer in Jena herfällt. Ich habe den Brief bey Jacobs gelesen, der ihn besitzt. Empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und versichern Sie sie der ganzen Verehrung, welche ich so gerne der Frau zolle, welche das Glück meines geliebten Lehrers gründet.

Beste Mutter.

Wenn mich der Schluß meiner übrigens sehr angenehmen Gothaischen Reise auf ein 8 Tage nicht außer Stand gesetzt hätte, zu arbeiten, so würde ich um so eher Deine beyden Briefe, deren einen ich noch hier, nicht so gar lange vor meiner Abreise, den andern durch Both in Gotha empfing, schneller beantwortet haben, je reichhaltigern, interessantern Stoff Du mir selbst angegeben hattest. Ich freue mich jetzt, dieß nachholen zu können, theils weil es Interesse für Dich hat, theils weil es mir selbst Freude macht. Daß Dir Schillers Wilhelm Tell im Vergleich mit den übrigen Trauerspielen des Dichters minder gefallen hat, ist mir gar nicht auffallend gewesen, da Du selbst hinzufügtest, Du habest das Stück nur Einmal und nur flüchtig lesen können. So wie das wahrhaft Schöne beym ersten Anblick kalt lassen kann, aber bey wiederholtem Anschauen immer neue Reize gewinnt, und das bis ins Unendliche fort, so geht mir es auch mit manchem Gedicht, so ist mir es besonders mit Wilhelm Tell gegangen; durch oft wiederholtes Lesen bin ich wirklich so weit gekommen, den Tell allen Schillerschen Stücken vorzuziehn. So etwas, das einem großen Theil nach auf individuellen Gefühlen und Stimmung beruht, in Worten auszusprechen, andern seine dabey gehabten Empfindungen zu versinnlichen, zumal wenn ich weiß, daß ich zu

jemand rede, der schon in der Hauptsache von mir abweicht und einem andern Hauptgefühl angehört, ist sehr schwer. Ich glaube nicht (und will es nicht), daß meine Worte Dich anders stimmen werden wegen des Tell: aber ich liebe Gedankentausch auch besonders über Dinge dieser Art mit Personen, die anders darüber denken, als ich, unbeschreiblich. — Ich verstehe unter Trauerspiel nicht ein Drama, dessen Held stirbt, wie man gewöhnlich erklärt, sondern mit den ältesten griechischen Kunstrichtern, denen die Besten der Neuern gefolgt sind, „die freye selbstständige Kraft des Menschen, den höchsten Adel der Menschheit, zur Anschauung gebracht durch den Kampf mit dem unwillkührlichen äußern Schicksal, gleichviel ob er siege oder unterliege." Ist dieß Erste befolgt, so muß der Totaleindruck poetisch seyn, das heißt der Zuschauer (der sich im Helden idealisirt dargestellt sieht) über sich selbst erhebend, groß und befriedigend, Mitleid, aber nicht Grausen erregend (denn was andre als göttliche Gefühle erweckt, ist unpoetisch, welches drei der schönsten Schillerschen Stücke betrifft, die Ideale, die Götter Griechenlands und die Resignation, weil ihre Summe in den Staub hinabzieht, statt zum Himmel zu erheben). Es muß gleichsam aus dem Tode Leben hervorgehn: wie z. B. in der Jungfrau von Orleans, Goethes Egmont und allen seinen übrigen Trauerspielen. Es ist Schillern aus seinem frühern Leben ein dunkles Colorit seiner Poesie geblieben. Darum enden seine meisten Tragödien mit Vernichtung, z. B. Carlos, Wallenstein, Maria, die Braut von Messina. Nicht so im Tell. Wir haben in ihm ein herrliches Bild kräftiger Männlichkeit. Seine Leiden rühren, aber das Stück endet nicht mit weichlicher Rührung oder düstrer, ungestillter Schwermuth (wie Kabale und Liebe, das sonst so schön), sondern mit stärkenden Gefühlen. Darum ist gewiß der Gegenstand weislich und des Dichters würdig ausgewählt. — Zunächst muß nun auf die Charakterzeichnung und die Anwendung einzelner Personen gesehn werden. Ich weiß, man tadelt es, daß der Hauptheld zu wenig auf der Bühne erscheint. Aber dann hätte Schiller Tells Charakter ganz verzeichnen müssen. Als stumme Person durfte er nicht erscheinen, viel reden durfte er nicht, weil das seinem ganzen Menschen widersprechen würde. Darum tritt er nur selten und plötzlich wie ein rettender Gott aus seinem Dunkel hervor, kämpft und verschwindet wieder wie ein Gott. Er ist die große Triebfeder des Ganzen, selten zeigt er sich, aber wo er erscheint, wird er als solche erkannt und das genügt. Darum sind hier alle andern Personen nur schöne reizende, mannigfach abwechselnde Nebenfiguren, die durch ihn erst Licht und Farbe erhalten. Der Wüterich Geßler steht neben dem schwachen Harras, ihnen gegenüber als ein Ganzes die verschworenen Schweizer. Hedwig, Walther und Wilhelm malen eine schöne Scene von Häuslichkeit; Bertha und Rudenz beleben durch die große Feder der Weiten, ihre Liebe, das rauhe kriegerische Leben, und der alte sterbende Attinghausen erscheint wie ein Märtyrer der Freyheit. — Tells Handlung konnte immer noch gesetzwidrig scheinen, und Verachtung statt Bewunderung hätte dann den Helden getroffen. Darum die fast müßig scheinende Einführung des Johannes Parricida, in dessen Geschichte der Gegensatz zwischen Vaterlandsretter und Meuchelmörder rein ausgesprochen wird. Nun so jeder Mißlaut aufgelöst war, durfte Tell die Krone erhalten und das Stück schließen. Schöner wäre es wohl gewesen, wenn Tells Bekränzung den Schluß gemacht hätte und die Verbindung zwischen Bertha und Rudenz, nebst der Freygebung ihrer Knechte vorausgegangen wäre. So wäre das Interesse im Steigen erhalten und das letzte Wort wäre das Centrum des Ganzen gewesen, Tells Apotheose. — Nur im Anfang die Gesänge des Fischers, Jägers u. s. w. konnte ich mit dem Ganzen nicht wohl verknüpfen (und im Trauerspiel darf nichts

überflüßig und unzusammenhängend seyn, sey es an und für sich noch so schön). Jetzt denke ich mir, diese ruhige Scene soll dem ebenfalls friedlichen Ende entsprechen, und mit diesem eine schön abstechende Einfassung der mitten inne liegenden kriegerischen und bewegten Acte machen. Meisterhafte Sprache, Ausdruck und Versbau sind zu innig mit jeder Schillerschen Arbeit verbunden, als daß sie hier fehlen könnten. — Dieß sind ohngefähr die Gefühle, deren ich mir bey letzter Lesung in Gotha, wo ich den Tell mit Luise Wichmann las, uns unsre Ansichten mitzutheilen, bewußt geworden bin. Manches konnte ich freylich nur andeuten, und darum fürchte ich, in manchem Dunkel geblieben zu seyn. Im Ganzen wirst Du wohl von dem Haupteindruck, den er auf mich gemacht hat zur Anschauung kommen. Ich habe Luise Wichmann genannt, und darum wähle ich keinen weitern Umweg, auf sie zu reden zu kommen, denn ich glaube Dich so recht verstanden zu haben, wenn Du etwas ausführlicheres von mir über die Menschen zu hören wünschest, die mir in Gotha interessant und Dir durch mich bekannt geworden waren. Von ihrem Aeußern kann ich Dir wenig sagen, denn auch die bekanntesten Gesichter kann ich nicht beschreiben. Aber ihr Gesicht ist sehr interessant, ohne schön zu seyn. Ihre Augen himmelblau. Ihre Haare tiefblond und hängen tief in einzelnen Locken auf die Stirn. Ein Gemisch von Ernst und Freundlichkeit, Wehmuth und Muthwillen charakterisiren. — Sie ist schlank, aber voll und blühend, ihre Bewegungen sehr angenehm, da der Fehler ihres Wuchses so unbedeutend ist, daß ich erst darauf aufmerksam gemacht, ihn bemerkte. — In ihrer frühen Jugend von ihrer Mutter, die einer großen Wirthschaft vorstand, sich fast ganz allein überlassen, einsam, ohne Schwester und Gespielinnen, hatte dieß manchen Nachtheil, aber vielleicht überwiegenden Vortheil für sie. Es machte sie verschlossen im höchsten Grade, weil sie keine Mittheilung kannte, und eigen bis zum Eigensinn, weil sie nicht gewohnt war, mit andern Menschen in Gesellschaft zu leben. Dieß mußte sich, wie sie späterhin in die große Welt kam, abschleifen und ging in eine schöne, aber unbewegliche Selbstständigkeit über. Dieses ist geblieben. — Sie gefiel sich in ihrer Einsamkeit allmählig, lebte nur unter ihren Blumen und in ihren Träumen, die besonders immer das außer der Erde Gelegene zum Gegenstand gehabt, woraus ein mächtiger Hang zu wehmüthiger Schwärmerei und Nachsinnen über übersinnliche Dinge entstanden. Gewiß würde sie dieß zu weit geführt haben, wenn nicht ihr seltnes Talent für Musik und Gesang ein Gleichgewicht zwischen Ernst und Frohsinn bewerkstelligt hätten. Um ihr 14tes Jahr gab ihr Vater das Institut auf, und von dem Augenblick an ward sie die einzige Sorge der Mutter, die nach dem Tode des Vaters ihr und ihrer Schwester ungetheilt zu Theil ward. Sie lernte alle Handarbeiten in großer Vollkommenheit, Italienisch, Englisch und Französisch, vor allen Clavier, Guitarre und Singen. An Gesang habe ich noch nichts vollkommneres gehört, und nicht ich allein, damit Du mich nicht partheiisch hältst, was ich allerdings etwas bin, aber hier grade nicht. Sie las wenig, aber immer nur Bücher, die sie von ihrer Mutter zum Lesen erhielt; besonders schreibt sie Jacobi's Schriften viel Einfluß auf ihre Denkart zu. So bildete sich allmählig ihr feines, zartes und doch entschiedenes und muthwilliges, gleichsam durchsichtiges Wesen, woraus ihr ganzes Gemüth geformt ist. Nähere Bekanntschaft mit Jacobi, Leisewitz (der Verf. des Julius von Tarent), von dem sie mehrere sehr schöne interessante Briefe hat, und Rambach gab ihrer Denkart mehr Festigkeit, ohne sie zu ändern. Dabey behielt sie aber etwas kindliches, schüchternes, das mir anfangs mißfiel, mir aber nachher vorzüglich werth an ihr ward, jemehr ich sie von allen Seiten ausgezeichnet, fast angebetet sah. Man sucht sie in allen

Gesellschaften, aber sie meidet jede, wozu sie nicht der Wohlstand gradezu nöthigt.
Nur eine Freundin hat sie in Hannover, von der sie bisher unzertrennlich war,
und die sie endlich bewegt hat, in kurzem zu ihr nach Gotha zu kommen. Auch
diese muß eine sehr schöne Seele seyn. Ich habe viele Briefe von ihr gelesen.
Aber ich gestehe gern, daß meine Charakteristik etwas verworren ist. — Sie ist
ächt weiblich. — Sie hat mir oft geschrieben, aber unter der Bedingung, alle
Briefe zurückzuschicken, wofür sie mir auch die meinigen wiedergiebt. Auch in
Gotha habe ich sie oft gesehn und gesprochen, mehreres mit ihr gelesen und sie
manches singen hören. Sie hat mir versprochen, mir oft Aufsätze über leichte
philosophische und ästhetische Gegenstände auszuarbeiten. Zuerst soll ich einen
darüber haben, daß die Frauen keine gelehrten Kenntnisse haben dürfen. Ich
glaube es verantworten zu können, wenn ich Dir einen oder den andern zuschicke,
damit Du sie mehr aus ihr selbst, als durch mich kennen lernst, den Du doch
vielleicht nicht ganz unbefangen glaubst, weil ich es zu lange nicht war, und ich
weiß gewiß zum voraus, daß Du den sanften, milden Geist lieb gewinnen wirst.

Vom 3. Juli.

An Hudtwalker.

— — Daß die Erinnerung an Deine Liebe für mich nicht wenig Ursache ist,
mich heiter und in Frieden zu erhalten, lieber H., das weißt Du wohl! — Ich
hätte fast gewünscht, Du wärst nicht in Gotha gewesen, weil ich an jedem Orte
Deine Gesellschaft besser, inniger und ungestörter hätte genießen können, als an
dem einzigen, wo Liebe meine ganze Seele füllte, und mich von jedem andern
Gefühl zurückrief. Daß Du nicht über Leipzig nach Heidelberg gehst, ist sehr
traurig. Im August bin ich gewiß nicht in Gotha. Aber es wäre doch herrlich,
wenn ich meinen Plan mit Heidelberg noch ausführte, und Wichmanns auch hin-
zögen? — — — Sieh! mein Vater hat auch schon 10 Kinder und wenig Ver-
mögen und Du weißt, wie mir vor Mecklenburg graut, und überdem werden
Juristen noch mehr, viel mehr gesucht als wir armen Philologen. Und doch war
es kein bloßer Leichtsinn von mir, wenn mir dies alles noch keinen traurigen Au-
genblick gemacht hat. Im Vertrauen auf mein redliches Streben nach einem
würdigen Ziel und im Gefühl eigner Kraft und innern Werthes werde ich ruhig
allem dem nachstreben, was mir groß und schön scheint. Unbesorgt, was her-
vorgehe, vertraue ich der Zukunft meine Sachen und überlasse dem Schicksal den
Erfolg meiner Bestrebungen, weil ich ihn mir doch nicht selbst geben kann. Dei-
nen nächsten Brief darfst Du nicht mehr nach Leipzig addressiren, denn er würde
mich nicht mehr finden; das mag Dir wohl parador vorkommen, aber höre nur,
ich ziehe eine Viertelstunde von hier auf ein äußerst reizendes Dorf, wo ich mit
Schneider, von dem ich Dir schon eben schrieb, ein sehr schönes Gartenhaus mit
zwei Stuben und Kammern und einer Küche, das mitten in einem kleinen engli-
schen Garten liegt, gemiethet habe. Der Weg bis Leipzig ist reizend und kurz
und die Lage draußen himmlisch. Unsre beyden Zimmer sind sehr schön mit einer
Menge Italienischer und Schweizer Landschaften von Oeser, dessen Tochter der
Garten zugehört, ausgeschmückt. Das Haus ist selbst rings mit Reben und
Caprifolien umzogen, das uns rings umher in die Fenster rankt, und die nächsten
Gebüsche im Garten sind lauter [illegible], Rosen, Syringblüthen und Jasmin.
Denke Dir die liebliche [illegible], wenn mein [illegible] nach dem
kömmt. Es muß [illegible] wie in Italien. Links vom Garten [illegible]
nen eine Treppe hoch und unten haben wir einen großen Gartensaal, wo wir

fechten, wenn es im Freyen nicht angenehm ist) sehn wir Leipzig, das Rosenthal und mehrere Spitzen von Dorfkirchen. Von der andern Seite übersehn wir das ganze Dorf, und weit in das Feld hinein, bis an eine alte Kirche, die einsam auf einem hohen Berge liegt, und wo Thekla und Max Piccolomini begraben sind, daher sie auch die Theklakirche heißt. Ich bin einmal eines Sonntags hingeritten, denn es wird noch immer Gottesdienst darin gehalten, obgleich das Dorf eine halbe Stunde davon liegt. Die einsame und hohe Lage, die weite Aussicht und die Erinnerung an Thekla, der Kirchhof um sie her auf der Spitze des Berges, dessen Gräber alle mit wilden Rosen überdeckt sind, geben allem umher etwas schaurig schönes, und ich will öfters hin.

An Hofrath Jacobs.

Leipzig, 6. Juli 1808.

Wenn ich froh bin, mich jetzt von einer, mehr schmerzhaften, als bedeutenden Augenkrankheit wieder ganz, und einigermaßen von den Beschäftigungen frey zu sehn, welche, nach einer Reihe dem heitersten Lebensgenuß hingegebener Wochen, sich in der ersten Zeit nachher nicht nur ungewöhnlich häufen müssen, damit die Wissenschaft uns kein trauriges oder finstres Gesicht zuwende, sondern auch freywillig herzuströmen, weil die Freude alle Kräfte frisch anspannte und sie nun mit doppelter Energie zur Aeußerung hervortreibt, so ist es gewiß nicht der kleinste Grund, daß diese Freyheit (wenn ich anders von Freyheit hier reden darf, da mich höchstens meine Krankheit etwas Gefesseltes fühlen ließ) mir es erlaubt, Ihnen wieder einmal zu schreiben. Bloß die Erinnerung an die Güte, mit der Sie jetzt wieder Ihrer Muße manche Stunde nahmen und mir schenkten, mußte mich treiben, Ihnen bald, recht bald für ein so kostbares Geschenk zu danken. Aber so wenig mich in einer weiten, reichen Aussicht eine Gruppe einzeln mehr hinreißen kann, als der gewaltige Eindruck, mit dem das herrliche Ganze auf mein Gemüth einwirkt, eben so wenig vermag ich ein Einzelnes, sey es auch für sich noch so groß, noch so schön, von dem tiefen Gefühl zu sondern, das mich jedesmal bey dem Andenken an Sie, und also sehr oft, ergreift, das mich aber jedesmal mahnt, davon lieber zu schweigen, als etwas mir so gar nicht Genügendes zu sagen. So traurig dieß Gefühl mich auch oft auf der einen Seite macht, so viel erhebendes hat es doch auf der andern, indem es mir der treueste Bürge für die Dauer und die Fülle dessen ist, was ihm zu Grunde liegt. Dazu ließ mich jetzt auch mein Versprechen nicht länger ruhen, Ihnen unsers Hermann Emendationen zum Oedipus Tyrannus zu schicken, die ich um so weniger länger verzögern wollte, da Sie grade jetzt dieß Trauerspiel zum Gegenstand eines feststehenden, häufigern und dauernden Studiums ausgewählt haben, und ich mir es denken kann, welch' ein schöner Genuß es für Sie seyn muß, Ihre Ideen über manche dunkle Stelle mit denen eines Mannes zu vergleichen, der Ihre Freundschaft ganz in dem Maaße besitzt, in welchem er es verdient. Hermanns Ausgabe des Aeschylus (und seine Vorlesungen sind gewiß noch kein vollkommen ausgezeichnetes Bild von ihr) muß etwas fast unerhörtes werden, und ich wüßte wenig voluminöse Schriftsteller, die sich einer solchen Ausstattung erfreuten. Wenn die Valckenaere und Hemsterhuise ein griechisches Drama wählten, um einen Grundstein zu haben, auf dem sie die unendliche Fülle ihrer Sprachgelehrsamkeit und ihres Scharfsinns auslegen konnten, so daß die Basis selbst verdeckt und vergessen ward, wenn sie einen Autor edirten, um ein Compendium philologicum zu liefern, und also, wie mich dünkt, den falschen Weg wählten und fehlten, so

ſchlägt Hermann mit demſelben Reichthum und Fleiß und mit überwiegendem Tiefſinn den entgegengeſetzten Weg ein. Sein Buch wird gewiß die ganze Philologie umfaſſen, und ſie in ſich wie in einem Brennpunkt zuſammendrängen; aber ſie wird bei ihm der Grund ſeyn, auf dem der hohe Geburn des Furchtbaren wieder frey und ſicheren Schritts dahin ſchweben wird. Ich glaube, daß es noch lange nicht erſcheinen wird, aber wenn es erſcheint, wie Minerva ſtrahlend und gewappnet. Was uns noch vom Sommer übrig iſt, oder vielmehr was wir noch ganz zu erwarten berechtigt ſind, werd' ich auf einem nahen, angenehmen Dörfchen in einem recht reizenden Gartenhauſe genießen, von dem mich nur Hermanns Collegium, die Beſchäftigungen unſrer Societas latina bey Beck und Graeca bey Hermann und nicht ſelten der Tempel der Thalia in die Stadt rufen werden. Bey den wenigen beſtimmten Arbeiten, die ich jetzt habe, wußte ich keine Lage, die ein ruhiges, ungeſtörtes Lernen ſo ſehr begünſtigt und ſelbſt anreizt, als dieſe ſchöne, ländliche Stille, in der ſelbſt jedes Geräuſch an Ruhe und Frieden erinnert, da ich ſie mit allen Hülfsmitteln und Genuſſen einer litterärischen und glänzenden Stadt leicht vereinigen kann. Auch hoffe ich dort, wo mich nur die Natur umgiebt, wo alſo alles um mich her ſchön durch ſich und noch ſchöner durch die tiefe Bedeutung iſt, die ich in allem leſe, reinere Lebenspoeſie zu athmen, als hier, wo ich nur Menſchenwerke ſehe, die todt und bedeutungslos ſind, wie alles, was von Menſchen ſtammt, die Wundergebilde einiger weniger Göttlicher ausgenommen, die ihren Geiſt ſchon bei der leiſeſten Berührung jedem Dinge mittheilen und dadurch reichlich für das Unheil der Menge ſchadlos halten. Ich bin noch immer nicht ſo glücklich geweſen, den Index Lucianeus für Sie aufzutreiben. Aber da ich in Leipzig bin, wo nichts ſo gut und nichts ſo ſchlecht iſt, das nicht feil wäre, ſo hoffe ich, daß ich nicht lange mehr genöthigt ſeyn werde, Ihren Wunſch unerfüllt zu laſſen. Wahrſcheinlich treten Sie nun bald Ihre intereſſante Reiſe in den ſchöneren Süden an, zu der Sie, wie ich Sie das letzte Mal ſprach, ſchon beynah feſt entſchloſſen waren. Wäre ich noch in Gotha, ich würde Sie ſehr ungern reiſen ſehn, denn ſo wie ich mir die Gegenden von Würzburg und Heidelberg denke, müſſen ihre Reize einen jeden von ſeinem Vaterlande abziehen. Mir kommt es vor, als müßten alle Menſchen nach Süden zuſtreben, wie gegen ein Centrum.

Eutritzſch, 15. Juli.

An Hudtwalker.

—— Ich erinnere mich, daß ich das letztemal in Gotha gegen Dich öfter geäußert habe, daß ich meinen alten abgeſchmackten Haß gegen die Rechtswiſſenſchaft in Achtung gegen dieſelbe verwandelt habe, und daß ich ſie eben ſo hoch rangire als die Philologie, Theologie, Medicin ꝛc., ſo wie ich alle Wiſſenſchaft als gleich heilige Zelle eines edlen Baumes anzuſehn gelernt habe aus der Methodologie. Aber das Gewerbe — und das iſt der Handel — darf immer nur als Mittel zu höhern Zwecken angeſehn werden. Darum ſoll man es nicht verachten, beſonders der Kaufmann, der eigentlich wahre Achtung verdient auch kein Mittel, ſondern einzig das dürfen wir achten, was wir um ſein ſelbſt willen treiben, wie man z. B. dichtet, um zu dichten, nicht des Honorars wegen, oder denkt, um zu denken und dergl. — Handelt man wie gewöhnlich, um Geld zu verdienen, ſo wäre der ganze Handel zu verdammen. Aber ich laſſe ihn nicht ſo auf, ſondern ſehe ihn wie einen Vermittler höherer Bildung, fremden Empfindungsgutes und fremder Produkte zur Erhöhung des Lebensgenuſſes an. Mit

tel bleibt er aber immer, und schwerlich wirst Du ihn aus einem höhern Gesichtspunkt fassen und ihm also auch keinen höhern Rang geben können. Was ich in Heidelberg will? Ich bin überzeugt, daß man da mit dem größten Nutzen studiert, wo man am liebsten studiert. Daß Voß in Heidelberg ist, ist mir lieb. Komm ich hin, so werd' ich allerdings seinen Umgang suchen, aber Professoren nach, meine Wahl nie mehr bestimmen. Ich liebe Heidelberg. Ich glaube, ich würde dort mich sehr frey und froh fühlen, und dann sollte es mit der Arbeit schon gehn, versteht sich, ohne Collegia zu besuchen. Diesen Winter will ich schon gar keins mehr hören, auch nicht bey Hermann, so sehr ich ihn auch achte. Höchstens werde ich an Jacobs über diesen Punkt schreiben. Vor ungefähr 14 Tagen habe ich einen überaus angenehmen Tag in Halle verlebt; ich war zu Fuße hinüber gelaufen, ohne eigentlich zu wissen warum? — Ich ging, wie Du wohl denken kannst, zu Wolf; wir kamen auf Göthe zu sprechen. Er sagte mir, Göthe sey jetzt im Bade zu Lauchstädt, könne aber nach aller Aerzte Aussage dieß Jahr nicht mehr zu Ende leben. Wie ich Abschied nehmen wollte, bat er mich, zum Abendessen wieder zu kommen; er habe einige Gesellschaft, die mich gewiß interessiren würde. Wie ich hinkam, fand ich von Hallensern Schütz, Schleiermacher, den Kapellmeister Reichardt, Steffens und Knapp, aber außer diesen Doktor Gall und — rathe einmal! — G-o-e-t-h-e-n. Er sprach viel mit mir, denn ich würde gar den Muth nicht gehabt haben, ihn auch nur mit einem halben Wörtchen angeredet zu haben. Um so mehr freute ich mich, daß er mich anredete, denn sprechen mocht ich herzlich gern mit ihm. Beym Weggehn sagte er mir: ich solle ihn besuchen, wenn ich nach Weimar käme; aber ich möchte die Reise nicht zu weit hinaussetzen, sonst suchte ich dort wahrscheinlich vergebens, aber auf jeden Fall hoffe er, mich wiederzusehn. Wolfen bin ich unmenschlich gut geworden für diesen merkwürdigen Abend, den er mir dazu so überraschend bereitete. Ich bat Göthen um ein Blatt für mein Stammbuch, wo ich es jedoch nicht will hineinbinden lassen. Er schrieb mir aus seiner Elegie Eufrosine die Worte der Weihung auf:

Sey mir lange nur Lust und ehe mein Auge sich senket,
Wünsch ich Dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn.
Göthe.

Ich werde das Blatt sehr heilig halten, denn ich sehe Göthen wohl nicht wieder. Es ist mir theuer wegen der großen Hand, die es geschrieben hat und durch seinen Inhalt, ein mächtiger Sporn, diesen Inhalt einst mehr zu verdienen als jetzt. —

Ich lebe hier himmlisch. Auch halten wir uns unsern eignen Weinkeller. Alle Abend wird eine Stunde an einem äußerst sonderbar phantastischen Garten gearbeitet, den wir selbst dicht unter unsern Fenstern angelegt. Ich wollte ich könnte in Gotha seyn, wenn Du dort bist! — Komm doch über Leipzig.

N. S. Hier lege ich Dir einige Kleinigkeiten von mir bey.

Die Freunde.

Heinrich von Bünau.

Ein lustig Mädchen [illegible]
In dem [illegible]
Der schlanken Pappeln hohe Schatten winken
Hinabzureiten an den kleinen Strande.

Und gern hinirrend an dem Blumenstrande,
Wie tausendfach die Krümmen sich auch schlingen,
In rosenfarbnen Träumen zu versinken,
Folg unermüdlich ich dem Silberbande.

Doch bald verwandeln sich in Schilf die Bäume,
Der leichte Sand verschlingt die heitre Welle,
Und die getrübte Flut schleicht murrend weiter.

Ich lieb'. Doch schäm' ich mich nicht jener Träume,
Die Perlen seh' ich noch, die reine Quelle,
Und suche wieder einen solchen Leiter.

Martin Hudtwalcker.

Das Loos der Erde, Wiedersehn und Scheiden,
Auch unserm Leben ward es zugewogen,
Schon glänzt die letzte Stral' im Regenbogen,
In heitrer Ahnung schlummern unsre Leiden.

Auf neue deuten freundlich alle Freuden,
Wir fühlten uns zu Einem Ziel gezogen,
Und auch noch auf den sturmbewegten Wogen
Erglänzt Ein Leitgestirn ewig uns beyden.

Es wird uns leiten zu den goldnen Auen,
Wo längst schon unsrer Kindheit erstes Träumen
Sich ein geliebtes Vaterland erfinden.

Und sollen wir sie nicht hienieden schauen,
Dann strahlt ihr Urbild uns in jenen Räumen,
Wo wir auf ihnen uns auch wiederfinden.

Eduard von Thümmel.

Zwei Wandrer wallen hin auf Einem Pfade,
Die Morgendämmrung schlummert auf den Fluren,
Nacht birgt noch beyden ihre Spuren,
Allein wallt jeder fort des Wegs gerade.

Da kommt die Sonn' empor vom Wellenbade,
Sie sehn sich, ahnen freundliche Naturen,
Und schnell aufblüht der Bund, zwei Dioskuren
Zu wall'n bis zum Letheischen Gestade.

Die Liebe war uns Sonne der Erkennung,
Daß schnell im Freunde wir den Freund gefunden
Und leicht entwich des kalten Morgens Trübe.

Drum zittert unser Bund vor keiner Trennung,
Denn weil das Ewige uns hat verbunden,
So muß er glühen ewig wie die Liebe.

Moriz Paule.

Dem Kommenden kamst Du liebend entgegen
Und heitrer Ruhe, da ich mit Dir verbunden,
Auf leichten Schwingen neigten Jugend Stunden
Und Helle ward, wo Dunkel noch gelegen.

Doch folgend Deiner Seele innerm Regen
Bist Du nach kurzem Lenz wieder verschwunden,
Nicht achtend unser beider tiefe Wunden,
Kann Liebe Dich zur Liebe nicht bewegen.

Kennst Du das Mährchen wohl von den Karfunkeln,
Die, wenn am Tag sie Sonnenlicht getrunken,
Den Schein bewahrend in der Nacht noch strahlen?

So will ich, schwelgend in Erinnrungsstrahlen
Dein Licht, das einst in meine Brust gesunken,
Treulich bewahren, mir zum Trost im Dunkeln.

Leopold Bucher.

Dem Knaben rauschte Dir schon Aganippe,
Du walltest spielend unter Lorbeerblüthe,
Und still daheim im friedlichen Gemüthe
Floß heiliger Begeistrung klare Nippe.

In bunten Blumen schwand Dir jede Klippe,
Nur Ruhe sahst Du, ob der Sturm auch wüthe,
Nur Lenz, ob auch die Rose schon verglühte,
Und Nektar ward der Thau auf Deiner Lippe.

Doch nur vereinigt mit dem ewgen Triebe,
Luft, Erde, Meer und Sterne zu umfangen,
Entquillt das Göttliche der zarten Milde.

Mit Sehnsucht nährte früh Dich schon die Liebe,
Von ihr sollst Du den Genius empfangen,
Daß er das Schöne zur Gestaltung bilde.

Karl Friedrich Schneider.

Wenn auf das Centrum die Gedanken zielen,
Dann muß, je näher sie zum Kerne dringen,
Ein Strahl harmonisch an den andern klingen,
Ob sie aus fernen Polen auch zusammen fielen.

Sie werden dann vereint in Strahlen spielen,
Mit Einer Glut den todten Stoff bezwingen,
Hervor ans Licht verborgne Kräfte schwingen
Und in einander ihre Flammen kühlen.

Dir ward die kühne, große Kraft verliehen,
Mein reicher Herz zerfloß an glühnden Flammen
Und Deinen Ernst sucht mein Gefühl zur Stütze.

So werden schöner wir als Eines blühen,
Denn Flammengluth und Heldenkraft zusammen
Sind erdburchzuckende gewalt'ge Blitze.

Carl von Plüskow.

Keime nur fort so und wachse und liebevoll blicke die Sonne,
Senke der nährende Thau immer sich nieder auf Dich.
Wenn die Blüthe dann quillt, komm wieder zur delphischen Grotte
Und aus der heiligen Nacht tönt Dir ein freudiges Wort.

Luise.

Vom Frühling reden schon der Bäume Sprossen,
Die Farben steigen aus des Dunkels Grüfte,
Der Winter birgt sich in den alten Klüften,
Und rings sind Blumenkelche aufgeschlossen.

Doch fühl' ich noch kein Frühlingswehn ergossen,
Noch athm' ich keine lauen Liebeslüfte,
Kein offner Kelch noch hauchet Blüthenhüfte,
Von Liedern ist der Wald noch nicht durchflossen.

Da nahest Du. Und Liebeshauch und Töne
Und Farben, Düfte, Klänge kehren wieder,
Und Lenz und Liebe lacht von lichten Höhen.

Die Blume strebt empor, daß sie Dich kröne,
Nur Dich zu feiern, tönen rings die Lieder,
Und, Liebe! will Dir jeder Hauch zurufen.

Eutritzsch.

An Präpositus Brcem.

Je weniger Sie, mein geliebter und verehrter Freund, wie ich noch aus den alten Zeiten weiß, das Briefschreiben lieben, um so schätzbarer ist mir auch in dieser Rücksicht jede Zeile, mit der Sie mich erfreuen. Sie haben mir sonst so manche Stunde Ihres Lebens geopfert, daß ich wohl hoffen darf, Sie werden mir in Zukunft noch dann und wann eine schenken, ob sich schon Ihre nächsten Umgebungen gewiß so schön runden, daß ein Blick in die Ferne Ihnen nichts schönres mehr zeigen kann, als die Nähe Ihnen beut. Sie wußten wohl, daß die Versichrung, ich sey Ihrer Marie nicht mehr Fremdling, mich erfreuen würde, darum gaben Sie sie mir. Wollte nur Gott, ich hätte hier eine Seele, die mir dann und wann auch etwas von Ihnen sagen könnte; aber den Wunsch muß ich schon bis dahin ersparen, wo mich ein Blick von Ihrem Werth und von Ihrem Glück überzeugen wird. — Ich freue mich, daß Sie meiner jungen Muse hold sind. Hätte ich beym Dichten irdische Zwecke, oder überhaupt nur Zwecke, so dürfte der leicht einer der Ersten seyn, Ihnen zu gefallen und einigen wenigen, die Ihnen änlich sind. Bey meiner Ansicht aber können das nur zufällige Folgen anerkannten redlichen Strebens seyn. Alle, denen ich von meinen poetischen Versuchen gezeigt habe, sagen mir, daß ich das Mystische zu sehr liebe. Ich glaube es, denn so lange die Ideen von Kunst noch nicht reif sind, ist es wohl natürlich. Man fühlt in jedem Dunkel eine Unendlichkeit, eine ganze Traum- und Farben- und Tönewelt, und da das mit in die Poesie gehört, so freut man sich oft, wenigstens den schönen bunten Schleier gehascht zu haben. Aber wenn man die Nymfe selbst erst anschaut, wird man ja wohl den Schleier von selbst wegwerfen. Ich mag nach keinem bestimmten Muster arbeiten; es beengt mir auch das Schönste, Höchste, mein Jedeal, und raubt mir die Freyheit. Nur nach Göthe, glaube ich, könnte ich mich formen, wenn ich wollte. Nichts ergreift mich so wie die einfachste, schmuckloseste Zeile von ihm; ich finde in jeder unendlich viel Poesie. Er ist mir in jedem einzelnen Theil, vom höchsten Kothurn an bis herab auf das leichteste Epigramm, und eben so im Ganzen, fast Ideal. In ihm finde ich auch den griechischen Geist in anspruchloser deutscher Hülle, den andere durch die Form haschen wollen. — Haben Sie schon A. W. Schlegels neueste Arbeit, die Elegie Rom gelesen? Man sagt, vielleicht nicht mit Unrecht, ich sey

partheiisch für die Schlegel: aber dieses Gedicht muß, denk' ich, den Unbefangensten entzücken, wenn nicht die deutsche Bibliothek alle seine Sinne mit Blindheit befangen hat. Auch als prosodisches Kunstwerk ist diese Elegie merkwürdig, indem es der erste mir bekannte größere Versuch ist (sie besteht aus 296 Versen), den Hexameter und Pentameter ganz vom Trochäus zu reinigen, an den in zwanzig Jahren kein Mensch hoffentlich mehr denken wird. Da mich Schlegel von der Möglichkeit der Verbannung dieser Rhythmen überzeugt hat, werde ich gewiß keinen Hexameter mit Trochäen wieder machen, und dasselbe habe ich mir von meinen Freunden versprechen lassen; — wir werden doch nicht die einzigen Muthigen seyn? — Wer die Reihe kleiner belletristischer Schriften in der Bibliothek der schönen Wissenschaften recensirt hat, ist mir nicht bekannt. — Der Aufsatz über Ifland ist vom Herausgeber, dem M. Dyk selbst; von diesem ist auch im neuesten Stück der ignorante, über den trefflichen Gries so ungerecht absprechende, überhaupt auf keine andere Basis als auf eine gute Masse von Gemeinheit gegründete Aufsatz: über die Nachahmung italiänischer Sylbenmaaße im Deutschen. Ich bin noch sehr gesonnen, etwas dagegen gelegentlich in der eleganten Zeitung drucken zu lassen. Ich habe viel und nicht grade das leichteste (einen großen Theil des Canzoniere des Petrarca) übersetzt und glaube in manchem richtiger zu seyn, als Dyk, der nie selbst übersetzt hat und nicht der tiefe Geist ist, auf dessen Behauptung a priori ich Werth legen möchte. Hermann arbeitet nicht für dieses Journal. Er kennt seinen eigenen und den Werth der Zeit zu gut, um (wie Lenz) viel Zeit mit Rezensionen zu zersplittern. Er liefert blos dann und wann etwas in die hiesige Litteratur-Zeitung. Sein letztes war die Rezension von der neuen Matthiäischen Ausgabe der Homerschen Hymnen. — Auch Jacobs ist abgetreten von der Bibliothek der schönen Wissenschaften. — Haben Sie schon Schillers Theater? Es verdiente allein wegen eines herrlichen Bildnisses der Johanna, nach einem Originalgemälde gestochen, daß Sie sich es anschaffen. In derselben Gestalt wie Schillers Trauerspiele werden von Ostern 1806 an, vier Bände in jeder Messe, Göthes sämmtliche Werke bei Cotta herauskommen. Die erste Lieferung soll, wie mir gesagt ist, den Meister enthalten. — Man erkennt aber in diesem successiven Erscheinen längst existirender Geistesprodukte, die nun füglich könnten mit Einemmal wieder abgedruckt werden, recht die deutsche Armuth und den deutschen Geiz im Bücheranschaffen. — Ich wünschte nur, Schiller hätte seine herrliche Laufbahn mit etwas würdigerem als mit der Huldigung der Künste beschlossen. Zwar preisen viele dieses „lyrische Spiel" sehr, mir scheint aber Schiller bei dieser Arbeit allein an die theatralische Darstellung gedacht zu haben. Darum ist die Diction schön genug, um für den Moment zu ergreifen; aber ich vermisse den Gehalt, der bleibenden Werth und Klassicität giebt. Eben so fängt es mir an mit einigen Schillerschen Gedichten zu gehen, die sonst unter meine liebsten gehörten, z. B. mit den Idealen und den Göttern Griechenlands, die mich lange durch ihre göttlich schöne Form geblendet hielten, um in jenem das alltägliche, in diesem das ganz unpoetische, und mehr als unpoetische zu erkennen. Einige hingegen, wie der Spaziergang, das Eleusinische Fest, die Stanzen an Göthe, das Reich der Formen, so klar und himmelblau sie auch sind, enthüllen mir immer neue geheime Reize. In andere, sehr bewunderte wieder, weiß ich gar keinen rechten Zusammenhang zu bringen und kann nur Stellen schön finden, besonders in der Glocke. — Ich bin es schon gewohnt, daß man mir unaufhörlich Ketzereien gegen den guten Geschmack verwirft, wenn ich beym Oberon und Wielands andern Gedichten tödtliche Langeweile empfinde, und wieder bei Tiecks himmlisch zarter Genofeva oder beim geistreichen Kater ganze Tage

verweilen mögte, daß ich mich nicht scheuen darf, Ihnen, der Sie mit nachsichtigem Auge auf meinen jugendlichen Geschmack und meine immer ziemlich scharf begrenzten Meinungen blicken, zu sagen, was ich bey diesem und jenem Werke empfinde. Auch sind Sie nicht, wie ein Mann, den auch Sie kennen, der mir jede Meinung als Arroganz auslegt, wenn sie nicht mit einem demüthigen „es scheint mir" anfängt, und mit einem ähnlichen „doch ich irre vermuthlich" schließt. — Das erste versteht sich von selbst, und wenn ich das letzte bey meinem Urtheil glaubte, würde ich mich sehr hüten, es laut werden zu lassen. — Sie wissen vielleicht schon von meinem Vater, daß ich auch für diesen Winter mein Eutritzsch nicht verlasse. Das Lokal von Leipzig ist mir von jeher nicht lieb gewesen. Hier in meiner schönen Einsamkeit hat durch einen nicht unthätigen, also auch nicht genußarmen Sommer alles seine eigene, schöne Bedeutung gewonnen, daß ich mich nicht losreißen mögte. Eutritzsch ist ein für die Geschichte der deutsche Poesie sehr merkwürdiger Ort. Man zeigt hier das Gartenhaus, in dem Lessing als Leipziger Student sein erstes Gedicht gemacht hat. Und in derselben Qualität hat Goethe, als Freund des Hauses, in welchem ich wohne, oft 8 Tagelang auf meinem Zimmer gewohnt und Stellen aus dem Werther ausgearbeitet, namentlich aus dem Briefe vom 16. Juni, wo er die Gruppe von Kindern beschreibt, denen Lotte das Abendbrodt austheilt, und die Knaben, die hinten auf den Wagen klettern. Das hat er hier nach dem Leben kopirt und frisch auf das Papier geworfen. Mich dünkt, diese Construktionsmethode spricht aus dem ganzen Werther, so entfernt sie auch von allen seinen spätern Schriften ist. Außerder Bitte, Ihrer Gattin meine vollste Achtung zu versichern, wüßte ich Ihnen hute nichts mehr zu schreiben, denn Sie selbst sind Schuld daran, daß ich mich Ihrer Liebe, auch ohne besondere Bitte um sie, gewiß halte.

An Hudtwalker.

Ich habe sehr, sehr lange geschwiegen, lieber H. Ein Trost dabey ist mir's, daß Du so meinem trefflichen Schneider so viel Du gewollt von meinem zeitheeigen Lebenshaft hören können, denn er war ja diesen ganzen Sommer hindurch mein unzertrennlicher Gesellschafter, Gefährte, Freund, Bruder. Ich habe von ihm schon Nachricht, daß ihr euch seht, und durch Englisch und Fechten schon gegenseitige Berührungspunkte gefunden habt. Gewinne ihn Dir so ganz, wie Du ihn nur gewinnen kannst. Das Beste, was ich in Leipzig hatte, habe ich durch ihn verloren. — Um Deine Reise, besonders um Schellings Bekanntschaft konnte ich Dich beneiden. Doch wollte ich, Du hättest mir von S. mehr geschrieben, besonders von seiner Frau, oder vielmehr seiner Geliebten, der ehemaligen Gattin von A. W. Schlegel. — Deinen schönen Shakespeare kenne ich; ich besitze den, welcher hier bey Fleischer in 12 Bänden herauskommt; es sind aber erst 4 Bände, 9 Comedien enthaltend, heraus. Indeß geht es schnell vorwärts. An Eleganz steht er dem Deinigen unendlich nach; aber übrigens ist er mir lieber, weil er nicht den ganzen, oft unstimmigen Schwall der englischen Commentatoren und Kritiken, sondern nur eine, von einem hiesigen Gelehrten mit viel Geschmack und Judicium getroffene Auswahl des hellen und brauchbaren aus jenem unergründlichen Pfuhl enthält. Desto mehr beneide ich Dich um die Stücke von Calderon. Die exaltacion de la cruz (sonst auch denuncion al cruz) und la devota de la flor hat A. W. S. im 10ten B. des Span. Theaters übersetzt. Das erste ebendas muß im Spanischen ein wahrhaft göttliches Stück seyn. Das

Band und die Blume ist unendlich lieblich, südlich süß, zart, voll Liebe und Sehnsucht.

is silly sooth
And dallies with the innocence of love

wie Dein Shakespeare sagt, den ich gerne, gerne mit Dir genösse! — Das schönste Stück von Calderon ist der Principe costante, den ich habe, aber er ist gräulich schwer. Jacobs hat mir von der herrlichen Acquisition geschrieben, die er durch einen vollständigen Calderon und Lope de Vega für die Gothaische Bibliothek gemacht hat. — Schaff' Dir doch ja die kleinen Gedichte von Shakespeare an. Ich habe die schöne Cookes pocket edition von ihnen, so wie von Otway, Gray und Goldsmith. Es sind drei Nummern mit eleganten Kupferchen und kostet auf Velin nur 1 Rtlr. 6 gGr. sonst auf Schreibpapier nur die Hälfte. — Kennst Du schon A. W. S. neueste Arbeit, die Elegie in Rom? Alle, die ich darüber spreche, brummen über sie, aber ich brumme nicht mit. Wie ich das erste Distichon:

Hast Du das Leben geschlürft an Parthenopes üppigem Busen,
Lerne nun auch den Tod über den Trümmern der Welt,

gelesen hatte, war ich schon außer mir. Es war gar keine menschliche Stimme, die aus diesen göttlichen Rhythmen zu mir sprach, und wenn auch wegen der Dauer und Länge des Stücks gegen das Ende meine Begeisterung sank, so hob er sie doch gegen den Schluß durch die göttliche Wendung an die Staël mit Riesenkraft wieder empor, und ich erinnere mich lange keines Kunstwerks, welches ich mit diesem hohen einigen Gefühl und mit dieser vollkommenen Befriedigung weggelegt hätte. Mag er der Staël immer geschmeichelt haben, das Weib, dessen Bild er am Ende darstellt, war der höchsten Hymne würdig. Ich weiß nicht, ob ich Dir gemeldet, daß ich mit Fleckeisen in Helmstädt dahin einig war, daß spätestens Weihnachten der 1ste Bd. von ohngefähr einem halben Alphabet fertig seyn sollte. Aber vor ohngefähr 3 Wochen hab ich es ihm rund abgeschrieben. Ich las mein Manuscript, eh ich es wegschickte und da mich doch eine kleine Bangigkeit ergriff, einigen stellenweise vor und gab es andern zur Durchsicht. Da sie alle wider mein Erwarten zufrieden waren, beschloß ich es noch nicht drucken zu lassen, denn jetzt wollte ich nur damit debütiren. Es soll noch 1—2 Jahr liegen und reifen, und dann soll mit einemmale der ganze Petrarca und nicht mehr anonym erscheinen. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich mir entgegendrängen, davon aber schon manche besiegt ist, geben mir unendlichen Muth, und ich thue mehr als Gries, als A. W. S. in den Blumensträußen, und Tieck in den Canzonen des Servent, wenn ich einen lesbaren deutschen Petrarca gebe, denn ich bringe den italienischen Dichter auch um keine Sylbe, um keinen Reim verringert, von der höhern Treue nicht zu reden. — Ich übe jetzt in müßigen Viertelstunden Tassos Amyntas, ein schönes zartes Spiel, von dem alles das nur in höherm Grade gilt, was A. W. S. von Guarini und den Gedichten sagt. Ich bin seit einiger Zeit mit dem Herausgeber der eleganten Zeitung, Mahlmann, bekannt und liefere ihm bisweilen Sachen. Nächstens kömmt mit meinem Namen das einliegende Gedicht, an Abälards Grabe gesungen. Ich schreibe Dir den wunderschönen lat. Text bey. Auch erhältst Du ein himmlisches ital. Gedichtchen, das mir Luise vor einiger Zeit geschickt hat. Ferner schicke ich Dir das erhabene Dies irae, dies illa, wovon am Ende des Faust drittehalb Verse vorkommen. Ich habe es nebst vielen andern schönen kathol. latein. Gedichten, die ich alle übersetze und ein Freund von mir schon zu componiren anfängt, von einem alten kathol. Geistlichen, den ich darum anging. Er war äußerst bereitwillig und freuet sich sehr, wenn ich oft zu ihm komme. Ferner schicke ich Dir ein süßes

sicilianisches Bienenliedchen. Durch den Dialekt findest Du Dich hoffentlich durch. Ich habe es von Seume, der es in den Gegenden des alten Hybla zuerst singen gehört und sich aufgeschrieben. Es ist wohl noch nicht in Deutschland bekannt, und kömmt grade aus seiner schönen Heimath. Ferner schicke ich Dir, um einen Abstand gegen so viel entzückendes süßes zu machen, etwas Balladenmäßiges von meiner Wenigkeit. Ich habe keck eine der schwersten, handlungsärmsten, gleichwohl schönsten Motiven des Griechischen gewählt und ich hätte verhersehn können, daß mirs wie dem Ikarus gehn würde. Jene erst erwähnten Schätze wirst Du hoffentlich nicht ohne Schneider genießen. — Das nächste Mal schicke ich Dir das Salve regina mit, vielleicht mit meiner Uebersetzung. — Bald nach Neujahr erhältst Du meine erste litterarische Arbeit, eine Dir unerwartete. Der Titel ist:

Memnon an Heliodora

Herausgegeben
von
Friedrich Ziegler
Helmstedt
bey C. G. Fleckeisen
1808

Es wird in klein Oktav sauber mit latein. Letteren gedruckt und ohngefähr 6 Bogen stark. Ich bekomme 50 Rtlr. Zuerst kömmt eine ganz kurze, dunkle Elegie. Dann ein Zueignungs-Sonett an meine Luise, das ein Akrostichon enthält (Louise Wichmann, grade 14 Buchstaben, also herrlich zum Sonett geeignet), dann folgen an 70 Sonette. Liebe ist der Gegenstand aller. Alle sind auf einen Faden gereiht, den aber nur Luise entdecken dürfte. Viele sind sehr dunkel. Dann folgen 7 ganz kurze Gedichte (Sonette und Distichen), Zueignungen an Göthe, Fr. Schlegel, Tieck, A. W. Schlegel, Matthissen, Werner und Arnim, meinem ehemaligen sehr geliebten Lehrer. Den Schluß machen Anm., worin besonders von dem Wesen des Sonetts gehandelt wird. Ich weiß, daß mein Büchlein, wenn es gar recensirt wird, gräulich wird mitgenommen werden, besonders von Berlin und Halle aus. Aber ich habe es sehr lieb. Außer diesem liegen noch zwei opuscula zum Druck fertig. Eins ist eine herametrische Uebersetzung des Persius, die ich erst stückweise im Merkur oder der Eunomia werde abdrucken lassen. Die andere ist Dir wenigstens par renommée bekannt, denn Du erinnerst Dich noch wohl, daß ich vor 1½ Jahre Popes Eloisa to Abelard zu Luisens Geburtstag in ottaven übertrug, weißt vielleicht auch, daß wir in diesem Punkt beyde unsre lange verborgene, gegenseitige Liebe gegenseitig erkannten. Ich liebte es nun so unaussprechlich, feilte immer fort daran und jetzt hat es die Politur, die es in meiner Hand gewinnen kann. Finde ich einen Verleger, der es prächtig drucken lassen will, so kommt es bald mit meinem Namen heraus, und wird Luisen, aber offen, dedicirt. Du siehst, faul bin ich nicht, auch hat es an eignen Gedichten nicht gefehlt, von denen aber ein honorables Publikum lange noch nichts sehn wird. Dieß sind aber alles nur bunte Schilderungen, die um meine Hauptsache, meine Via philologia herumflattern und spielen. — Philologisches kommt gewiß sobald noch nichts, wenn Du nicht den Persius rechnen willst. Aber es liegt mir ein großes Werk in der Seele, ein unverschämtes wirst Du vielleicht denken, nämlich — erschrick nur nicht — eine Uebersetzung des Homer — Vossens unsterbliches Werk ist gleichwohl nur ein verunglückter Versuch. Er hätte viel aus Bürgers Jambenübersetzung lernen können. Ich will zwischen Vossens Gothurn und Bürgers Soccus treten, denn beyde haben Extreme gefaßt. Ich will die Hexameter, die besonders Vossens neueste Bearbeitung

athmet, wieder in den blauen, heitern, stillen, lauen, ionischen Himmel auflösen; ich will dem Homerischen Hexameter seine leiseren, minder hörbaren, aber unendlicher strömenden Wellen wiedergeben; ich will die Kritik und Erklärung Homers genauer studieren; ich will den Trochäus ganz verbannen. Du siehst, der Wille ist gut. Aber vielleicht gehören 100 Jahre dazu. Ich habe vieles übersetzt, aber immer nur einzelne abgerissene Verse, und will mich überhaupt nie hinsetzen, um in einer Reihe fort zu übersetzen, sondern immer nur einzelne Verse, wie ein guter Genius sie mir eingiebt; darum kann ich nie wissen, wann und ob mein Plan und Ziel erreicht werden wird. Ich wünschte, daß Voß die Vollendung nach dem Ideal, was mir inwohnt, erleben möchte. Ihm sollte es und keinem andern dankbar geweihet werden, und er sich der Früchte freuen, deren Saamen er gestreuet hat. Aber ich weiß, ich erlebe das selbst nicht. — Mein ganzer heutiger Brief, in dem ich mich, bey einer Tasse sehr guten Thee, recht ausgesprochen habe, ist ein Gemisch jugendlicher Tendenzen, überquillender innrer Lebenskraft, kecker Entwürfe und goldner Auen für die Zukunft. Nimm in ihm meine wahrste Stimmung hin. Luisens Liebe hat an ihren heißen Strahlen, besonders bey meinem letzten Aufenthalt in Gotha, alle meine innren Kräfte mit Macht hervorgetrieben, und die Erinnerung und Sehnsucht halten mich in einer milden, nie endenden Spannung, die durch jeden ihrer Briefe neue Nahrung gewinnt. So lange das seltene, wunderbare Mädchen ist, kann ich nicht vergehn. Aber wenn sich ihr zartes, der ewigen Menschheit schon so nahes Wesen, nun in das große All zerfließend auflöst, dann werde ich von der Erde schwinden, wie der Schatten, wenn das Licht verlischt; aber ich fürchte den Augenblick nicht, ich hoffe dann ein Atom meiner verklärten Freundin zu werden. Gerne ließe ich auf Erden etwas von meinem Namen zurück; das treibt mich auch zu rastlosem Eifer, besonders aber der Gedanke, durch jedes glückliche Streben Luisens werther zu werden. — Wenn ich Luisen nicht liebte, könnte ich auch meine Freunde nicht lieben. Gewiß ich liebe sie sehr (Dich und die fünf, die Du weißt), aber ihr seyd doch nur Sterne von der Sonne erhellt, und wenn die unterginge! — Mein Brief, lieber H., wird Dir wahrscheinlich einige Freude, hinreichendes Interesse und vieles Lächeln erregen. Aber sieh, ich muß mich Dir schon geben, wie ich bin, weil Du mein Freund bist, und das mußt Du nicht vergessen, wenn Du auch über manches anders und richtiger denkst als ich, und manches, was ich in heiligem Ernst schrieb, ein bischen belächelst. Bleib mir gut mit allen meinen Fehlern und Schwächen und Gebrechen, sie kommen meistens aus einem Herzen voll Liebe.

Funebria Petri Abaelardi.

Chorus Monacharum.

Requiescat a labore
Doloroso et amore
Unionem coelitum
Flagitavit.
Jam intravit
Salvatoris adytum

In obscura tumbae cella
Alma micat justo stella.
Instar ipse sidorum
Refulgebit,
Si volebit
In fulgore dominum

Von dem Kampfe ruh im Schlummer,
Ruhe von der Liebe Kummer!
Lange war der Himmel Thron
Dein Verlangen,
Eingegangen,
Bist Du zu dem Heiland schon.

In des Grabes dunkeln Nächten
Leuchten Sonnen dem Gerechten,
Strahlend selbst ein goldner Stern
Wird er blinken,
Wenn er winken
In der Glorie sah den Herrn.

Heloise.

Salve victor sub corona
Sponse in aeterno trono,
Militum [illegible]
Quae [illegible]
Tua [illegible]
Vidua in tenebris.

In aeterno mihi junctum
Amo dignior defunctum.
Beatorum [illegible]
Mors [illegible]
Qui pugnavit
Inquietum animum.

Tecum fata sum perpessa,
Tecum Dominum [illegible]
Et in Sion veniam
Salva [illegible]
Duc ad lucem
[illegible] animam.

Sancti, precibus favete,
Consolare Paraclete!
Audio! sonat gaudia
Canticum
Et sonorus
Angelorum cithara.

Reiche Dir im Siegeskranze
Bräut'gam im Himmelsglanze!
Unter Deinen Strahlen wacht,
Die Dich feiert,
Nonnumschleiert,
Deine Wittwe tief in Nacht.

Meiner Liebe Flammen leben,
Ihm, der ewig mir gegeben
Ging zu seligen Chören hin.
Heil erworben,
Dir gestorben,
Hat der liebekranke Sinn.

Mit Dir hab ich Qual gelitten,
Mit Dir fleht ich fromme Bitten,
Will mit Dir gen Sion ziehn.
Von dem Leide
Zu der Freude
Führe den befreyten Sinn.

Hört ihr Heiligen mein Flehen!
Brüder, Tröster, meine Wehen!
Horch! im Jubelklang schon glühn
Chorgesänge,
Wehen Klänge,
Die aus Engelharfen blühn.

Chorus Monachorum.

Requiescat [illegible]!

[illegible], 23. Sept. 1805.

An Hofrath Jacobs.

So unaussprechlich groß die Freude ist, die Sie, mein innig verehrter Lehrer, mir durch jede Zeile von Ihnen schenken, weil Sie dadurch die schöne Hoffnung immer neu in mir beleben, daß noch, weder Zeit noch eine reichere, lebensvollere Welt in Ihnen oder um Sie her, mein flüchtiges Bild Ihnen entführte, so war doch eines in Ihrem letzten Briefe, was mich betrübte, die Nachricht von Ihrem Verlust*). War ich auch unfähig, Ihre Gefühle ganz zu theilen, weil mir erst jetzt durch Sie die Verlorne nahe gerückt ward, und weil ein günstiges Verhängniß meinem Herzen noch nichts theures entriß, so daß ich keinen Anspruch auf volles Mitgefühl des Schmerzes machen darf, — war doch die Gewißheit Ihrer Trauer hinreichend, aus dieser mir nähern Quelle den Ihrigen ähnliche Empfindungen zu locken. Gewann der Charakter der Genüsse, deren Ihre schöne Reise Ihnen gewiß viele und herrliche gewährt hat, auch nun ein anderes Wesen, so wirkte dieß doch auch ohne Zweifel auf Ihren Schmerz, und verwob allmählig beydes zu einem heitern Ganzen, das eine eigene, verschönernde Atmosphäre ausspannte über die schönen Gegenden, die, vor noch nicht zu langer Zeit, auch Ihre Freundin umfingen. — Daß Sie Eine von den neuen Pflanzschulen deutscher Kunst, Heidelberg, besucht haben, weiß ich aus der Zeitung für die eleg. Welt. Gewiß haben Sie Würzburg, vielleicht auch Erlangen gesehen? — Während Sie so die südlichen Länder, „mir die gelobten," genossen, habe ich, obgleich dem

*) Tod der Amalie Reichardt.

Pole näher, doch auch ein wahres Eldorado gefunden, an Wörlitz und seinen elysischen Zaubergärten, die wirklich vergessen machen, daß man unter unserm kargen Himmel wandle, so reich ist jeder Moment an Genüssen, und so ausheimisch und zart wieder ein jeder einzelner von diesen. Ich mögte den Wörlitzer Garten mit seinen reichen Blumenfeldern, schattigen Hainen, fremden Prachtgebäuden, aus mancherlei Zeiten und Ländern, und den alles gleichsam mit sich verschmelzenden Canälen gerne Matthissons poetischem Charakter vergleichen, der hier Leben und Nahrung getrunken zu haben scheint. Auch haben grade die Berührungspunkte zwischen dieser, mit tausend Blumen überwobenen Poesie und jenen poetischen Blumenauen sehr häufigen, und, erstere wenigstens, sehr gewichtigen Tadel erfahren. Gern gestieh ich es aber, daß ich mich in keiner Rücksicht von ihm angesprochen fühle, weil ich im Park nicht ein Object für ein oder zweistündige flüchtige Anschauung finde, nach der freilich ein Chaos die einzige Reminiscenz bleiben mag, ohngefähr wie mich's angreifen würde, wenn ich einmal einen ganzen Morgen, ohne inne zu halten, den Hesperus lesen wollte. Und bey Matthissen scheint mir dasjenige, welchem ich Wörlitz verglich, nur das Lebenselement eines jugendlichen Blüthengeistes, den jede andre Verhüllung, — denn eine feinere, durchsichtigere, ahnungsreichere, und darum manchem Auge gar bedeutungslose, giebt es wohl nicht —, unserm Blick entziehen und zerdrükken würde. Ich lernte ihn selbst kennen. Freylich fand ich den Dichter nicht mehr, den ich auch, nach seinen neuesten poetischen Arbeiten, nicht suchte. Es scheint, als ob der Geist der seinigen mit dem Frühling des Lebens seinen Reiz verlieren, und in etwas, dem bloß praktischen Sinne allein zusagendes, übergehen mußte. Aber er selbst ist gleichsam zum Gedicht worden, und die Atome, die die Umhüllung seiner Poesie bildeten, haben auch ihm die Form gegeben, in der er als Mensch erscheint. Auf fernere productive Kraft hat er die Ansprüche aufgegeben, und seine Anthologie bezeichnet gleichsam diese über sich gewonnene Resignation. Es mag aber einen harten Kampf kosten und viel Aufrichtigkeit gegen sich selbst erfodern, sich so bestimmt zu sagen, die Jahre der Kraft seyen vorüber und des Geistes Ueberleben seiner selbst hebe an; eine Zeit, die jedem, den Aurora nicht entführt, früher oder später kommen muß; aber eine Nothwendigkeit, die mir als der einzige, aber auch als ein schwerer, schrecklicher Widerspruch in der Natur erscheint; indem da erst die edelsten Genüsse und die heiligsten Pflichten des Lebens für uns angehen, wo jene anfangen, ihren Werth für uns zu verlieren, und wo wir aufhören, diesen unsere volle blühende Kraft weihen zu können, deren bestes Theil wir früher aufwenden mußten, um das Ziel zu erreichen, zu dessen würdiger Behauptung wir der ungeschwächten, ungetheilten Energie bedürfen. Ich weiß nicht, ob jedem Gemüth dieß, was mir so widersprechend scheint, in eben dem Maaße unnatürlich und widersinnig, möcht' ich sagen, ist. Aber ich bin fest überzeugt, daß mein Gefühl hiervon, wenn auch keineswegs aus Grundsatz, doch unwillkürlich dadurch mächtiger in alle Triebräder meines Lebens eingreift, und mich zu solchem Genusse zieht, der nicht nur vereinigt mit der Kraft, entzückt. Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Herakles noch einmal zu überreichen, verändert und in meinen Augen verbessert. Der alte Herakles hat ein Glück gehabt, das er gewiß nicht verdiente, Ihnen nicht zu mißfallen, eine Freude, die ich nur in reifen Jahren erringen zu können hoffte, und die mir als ein hohes, aber schönes Ziel vorschwebt, und von Wieland, dem ich ihn in meiner krankhaften, befangenen Stimmung zu schicken wagte, der öffentlichen Bekanntmachung werth geachtet zu werden. Das erstere wünsch' ich auch dem neuen, dem Sie es nur dann verzeihen würden, daß er sich zu Ihnen ge-

drängt hat. Ich fand, wie ich jenen neulich einmal wieder las, nicht nur im Mechanischen, z. B. dem Reim oder der Ausführung einzelner Stellen, Unreinheiten, Unbedeutendheiten, ja für mich selbst — Unverständlichkeiten, sondern auch gegen das Ende einen Mangel an innerm Zusammenhange und Motivirung, indem die verschiedenen erzählten Ereignisse, statt nothwendig auseinander zu entspringen, ohne diesen gleichsam chemischen Proceß nur mechanisch aneinander gereiht waren. Jetzt habe ich alles dieß nothwendiger zu machen gesucht, und die Apotheose bleibt so, kraft der Jugend, die sie, selbst gegen das Fatum, würde herbeygeführt haben, nicht das müßige Anhängsel, welches sie, als ein historisches Factum, ein Werk des Schicksals allo, allerdings war. — Wenn ich mich aber jetzt erinnere, wie ich vor anderthalb Jahren mit nicht geringerer Selbstzufriedenheit auf den alten, wie jetzt auf den neuen Herakles sah, dann sehe ich, daß es diesem nach einiger Zeit nicht besser als jenem ergehen wird, und daß ich das, was ich jetzt mit Ernst dichtete (erlauben Sie mir das große Wort, damit ich nicht umschreiben darf), um zu dichten, dann in kurzem nur noch für ein Exercitium halten werde. So ist es mir bisher immer ergangen, und ich sehe die Grenze nicht, weil ich sie mir nicht einmal objectiviren kann. Es kann seyn, daß ich, wenn ich zurückblicken wollte, die Tiefe unter mir schon tiefer finden würde; aber so lange die Höhe über mir ihr Gewölbe nicht mir näher ausspannt, habe ich weder Lust noch Zeit zu dieser Reflexion, und die Gewißheit, daß mein Ideal mir ewig Ideal bleiben wird, schreckt mich nicht: sie ist mir vielmehr lieb, weil sie mir die Ueberzeugung giebt, daß ich nach etwas göttlichem strebe, dessen reinster Genuß in steter Anschauung ohne Besitz gegründet ist. Ich wollte, ich hätte noch wie sonst die schöne Gelegenheit, und alles dieß von Ihnen lernen zu können; es würde jetzt erst seinen vollen Gehalt für mich entfalten, als damals, wo meine Schwingen noch kraftloser und ungeübter waren. Ich wußte kein Mittel, schneller und leichter und sicherer auf dieser Bahn vorwärts zu kommen. Aber ich sollte nicht undankbar seyn gegen mein Schicksal, es wäre das zugleich Undank gegen Sie, dessen Werk jeder Keim zum Guten in mir ist. Möge doch einst die Zeit kommen, wo Sie sich gerne als den Schöpfer meines innern Lebens anerkennen! Der Stolz, Ihr Schüler zu seyn, ist der mächtigste Sporn, Ihr nicht unwerther Schüler zu werden. —

Herakles

Ahnungstrunken, voll vom Vorgef[illegible]
Kampferrungener Unsterblichkeit,
Ferne noch vom hohen [illegible],
Seufzend in dem Joch der Endlichkeit,
Zog Alkmenens hoher Sohn zum Streite,
In des jungen Weltalls öde Weite,
Einst des edeln Ringens Götterlohn
Zu empfangen an Kronions Thron.

Wie dem kühnen Segler seine Sterne
Leuchten auf dem pfadelosen Meer,
Also dämmern ihm aus dunkler Ferne
Der Verklärung Götterstrahlen her.
Feig will er dem Eurystheus nicht weichen,
Bis zu des Olympos [illegible]
Er der Jugend [illegible],
Um die Stirn das [illegible] sich wand.

Und wie kaum ihren [illegible]
Niedersankte in der stillen Flut,
Und die dunkle Flor begann zu liegen,
Stand er zweifelnd an dem Scheideweg:
„Will kein Sternchen mir die Pfade deuten,
Schirmend mich kein Genius geleiten?
Irrend, wie das Boot in Windeswehn,
Soll, der Wogen Spiel, ich untergehn? — “

Aber fern in Osten wird es helle,
Junge Rosen keimen aus der Glut,
Aus des Lichtes, aus der Farben Quelle
Strömt ihm neu des frischen Lebens Muth;
Feiernd mit des Tages Jugendschöne
Wehn, im Strahl Aurorens, goldne Töne,
Wie aus dichter Rosen Purpurnacht,
Schwellend Philomelas Lied erwacht.

Wie von [illegible] sanft gehoben
Fliehen, weich umhüllt vom Morgenthau,
Kranzumschwingt, zwei Genien von oben,
Niederschwebend aus dem ew'gen Blau,
So erglänzt des Frühlings erste Hore,
Wenn, durch blumendurchflochtne Thore,
Segenspendend, von den heitern Höhn
Ihre klaren Blicke niedersehn.

Strahlend in der Jugend Blüthenkleide
Von der Liebe Zauberreiz umhüllt,
Glänzend in dem Rosenkranz der Freude,
Nahete das eine Götterbild.
Sehnsucht hauchen ihre jungen Lippen,
Und, wie Morgenwehn um Aganippen,
Wie der Rosenbüsche [illegible],
Löset jeder Laut sich in Gesang.

„Siehst Du dort des hellen Thales Gelände?
Unter Blumen spielt der Silberbach;
Echo tönet aus dem Felsgewinde
Liederreichen Philomelen nach.
Grenzenlos, bis in des Aethers Bläue,
Dehnet, schirmend, sich der Felsen Reihe,
Deren Häupter abendliches Glühn,
Himmelsrosen, duftgekrönt, umblühn.

„Dorten, in dem schönen Heimathslande,
Wohnt in Blumen Lieb' und Sympathie;
Freude wallet an der Bächlein Strande,
Und der Jugend Kränze welken nie.
Dorten hebt sich freundlich meine Hütte;
Dich auch winkt sie in die heitre Mitte,
Mit den Glücksbeglückten Dich zu freun,
Glücklich mit den Glücklichen zu seyn.

„Nicht zum Himmel soll Dein Flug sich heben
Sanft, in seliger Genügsamkeit,
Beut dir schönre Wonne dieses Leben,
Beut dir edlere die Menschlichkeit.
Daß die Stolzen nach dem Himmel ringen,
Nimmer können sie ihr Ziel erringen;
Denn, freiwillig, von den Himmelshöhn
Fällt das Glück herab dem Glücklichen.

„Liebe wird der Menschheit sich verbinden,
Freude weiht das leichtgewebte Band,
Volle Kränze wird das Glück Dir winden;
Doch die Göttlichkeit nur ist ihr Pfand.
Nur das Glück kann sich den Göttern gleichen,
Und du sollst nicht dem Kroniden weichen,
Wie der heitern Fackel helles Glühn
Grabesschatten dunkel überziehn. —"

Also sprach sie. Freud' und Lieb' entflammten
Rasch des hochentzückten Jünglings Blick,
Aufgelöst in seiner Seele Gluten,
Schwang sein Arm sich um das hohe Glück, —
Und er küßt das zarte Göttersiegel,
Kraft umschlingt die hohe Stirn und Milde,
Wo nicht volle Rosen üppig blühn,
Aber süß der Gottheit Wangen glühn.

„Erdensohn, spricht sie, kann ich dir nicht spenden
Eines Gottes himmlische Brust?
Mag zum Irdischen sich nimmer wenden,
Nicht der Sinne schnell entweichend Lust
Krönet die Stirn des hohen Unsterblichen;
Nur der Seele unzerstörter Frieden
Leuchtet in der Götter goldnem Saal,
Führt zu des Olympus Nectarmahl.

„Durch Gefahren leiten meine Wege,
Spät erst führen sie an's Licht hervor,
Und durch dornenüberstreckte Stege
Steigst du zur Unsterblichkeit empor.
Kämpfe männlich, rette, dulde, siege,
Harre muthvoll, bis, am heiligen Tage,
Dir, erhaben über Raum und Zeit
Zeus Kronion deine Palme beut.

„Nicht am Staube soll die Seele weilen;
Rastlos schwinge sie den Ätherflug,
Rauschend zu der Sonn' empor zu eilen,
Hingetragen von der Geister Zug.
Löst sich einst die reife Frucht vom Stamme,
Läutert sie des Grabes hehre Flamme,
Einig leuchtend mit der Menschlichkeit,
Wirst du schaun den Glanz der Göttlichkeit.

„Aus dem Staub, der himmelwärts gerungen,
Steigt das Glück herab von Himmelshöhn;
Der nur, welchen Nacht und Tod umschlungen,
Sieht die Palme lächelnd niederwehn.
Nahe schon dem Rande der Zerstörung
Oeffnet sich die Knospe der Verklärung,
Und es strahlt der neuen Gottheit Glanz
Hell um seinen welken Todtenkranz.

„Dem entziehn sich deine Siegeskronen,
Weihn dich, verheißend, dem Genuß:
Denn, im Kreise der Unsinnigen
Lohnt dir einst der schönsten Göttin Kuß.
Doch verhüllt der Zukunft dunkler Schleier
Der Kytherea holde Feier.
Ringe muthig, und der Kampf siegt,
Welcher noch auf deinem Schicksal liegt! —"

Und er sieht, wie im [illegible]
Schwer das blütenvolle Thal verhüllt:
Aber von der fernen Berge Spitzen
Leuchtend eine schön're Sonne winkt.
Umgestaltet fühlt er den Traum der Sinne,
Kindlich bricht das Bild der süßen Minne,
Und es blicken Geister rings betrübt,
Wo der Blick sich trunken erst verlor.

Und gedenk dem Haus entsprossnen Stamme,
Dessen Blut zu Heldenthaten weiht,
Schwört er, bei des Herzens heil'ger Flamme,
Ew'ge Reinheit ihr und Heiligkeit.
Lächelnd opfert am Altar der Tugend
Bricht er seine hoffnungsvolle Jugend:
Weltbefreiend in Gefahren treu
Er die unbewehrte Brust dem Streit.

Irrend wallt er so durch viele Lande,
Wallt er über große Meere hin.
Duldend trägt er harter Knechtschaft Bande,
Muthig streckt er Ungeheuer hin.
Nur das Höchste soll ihm nicht gelingen:
Nur sich selber kann er nicht bezwingen,
Und es schmelzt den ungebeugten Muth
Ungebeugter Liebe Flammenglut.

Groß, ein kaltes Atom, tritt Iole
Ihm verderblich in den Siegesflug.
Vor dem angebeteten Idole
Sinkt der Fittig, der ihn glücklich trug.
Seines Herzens ungetrübter Frieden
Flieht dem Rächerarm der Eumeniden.
Träge ruht das Schwert, der Lanze Schaft,
Muthlos beugt sich seine Heldenkraft.

Ferne von der Heimath Höh'n, wo trüben
Sich des Oeta grauer Scheitel hebt,
Wird er, flüchtig irrend, hingetrieben,
Wie ein dunkles Schicksal ihm gewebt.
Nieder sinkt er in das Grab der Flammen,
Die mit Macht hoch über ihn zusammen,
Fernhin leuchtend von den Felsenhöhn,
Wie des Meers empörte Fluthen wehn.

Aufgelöset gehn die kranken Glieder
Langsam nun zum Element zurück;
Doch die freye Seele kehret wieder,
Heiter schaut, und heitrer stets sein Blick.
Freudig, was der Sterbliche verschuldet,
Büßet der Verklärte nun und duldet:
Und er fühlt, wie aus des Grabes Nacht,
Jünglingsschön, ein neuer Tag erwacht.

Kräfte, die im innern Busen schliefen,
Drängen freudig sich ans Licht hervor;
Und aus seiner großen Seele Tiefen
Hebet schweigend sich der Gott empor.
Schon versiegen seine Todeswunden;
Dämmernd sind die Erden schon entschwunden.
Lichter strahlet ihm der Sonne Pracht,
Und vom Himmel flieht die alte Nacht.

Heitres Echo's Mund [illegible] [illegible]
Jetzt auf seinem schimmervollen Thron,
Donnert [illegible], [illegible], und Aeolus
Schwebet [illegible] zu der [illegible] Thron.
[illegible] [illegible] die [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] im [illegible]
Und zum [illegible] [illegible]
[illegible] ihn der [illegible] Götter Ruh.

Es sollte mich freuen, geliebte Mutter, wenn unter den Dir gesandten Gedichten eines mindestens und das andre sich fände, was Dich freundlich ansprache, und in Dir die heitre Stimmung erweckte, die in mir von jedem die Erzeugerin war. Aber einem jeden Menschen scheint auch in der Poesie sein eigenes Lebenselement angewiesen. So wie der muntre Fisch vergehn würde, wo sich die Lerche in Lust und Freude singt und umherkehrt, so geht es auch der Seele wohl in den Werken unsrer Dichter. Ich kann mir nun einmal nicht helfen, daß ich bey des so bewunderten Wieland kalter Helligkeit und Zierlichkeit, so wie bey seinen feinen lüsternen, ja zweideutigen Späßen, immer frieren und gähnen werde; selbst Schillers pomphafte Rhetorik, an der die Worte freylich unnachahmlich schön sind, läßt mich, je länger sie mich beschäftigt, desto kälter und unbefriedigter. Und wiederum kann ich nicht leugnen, daß ich mich nur von drei Dichtern, und zwar von recht sehr und häufig getadelten, Göthe, Jean Paul und Tieck, ganz ergriffen und mit allen Geisteskräften beschäftigt fühle. Nur hier finde ich die strengen Regeln des Geschmacks und der Kunst, die ich eben so sehr in Schiller bewundere, mit dem innigen Gefühle und der reichen schönen Phantasie, welche beyde bey Schillern einer Art von Philosophie weichen, die nur in Prosa reizend und schön ist, im treuen Bunde. Ich habe Dir heute einige Blätter aus Jean Pauls Titan beygelegt. Ich kenne dieß Buch erst seit kurzem, gestehe aber, daß ich es jetzt hoch über alles stelle, was unsere Sprache hervorgebracht hat. Hätte ich es selbst, so würde ich Dir es ganz schicken, um, wo möglich, auch Dir die herrlichen Stunden zu verschaffen, die es mir bereitet hat. Nun mußte ich, um diesen hohen Genuß wenigstens einigermaßen mit Dir zu theilen, mich begnügen, Dir Auszüge zu geben. Die Geschichte selbst, so reich und anziehend sie ist, wollte ich nicht excerpiren. Ich habe statt dessen den Charakter aus dem Buche gehoben, der mich vor allen andern unbeschreiblich ergriff, und die einzelnen Züge, die ihn darstellen, gesammelt. Ich habe keinen fremden Menschen geliebt wie diese Liane und werde auch keinen mehr so lieben, denn einen edlern find' ich nie. Sie soll die Schutzheilige meines künftigen Lebens seyn, und das Ideal, in dem sich alles Zarte, Schöne und Erhabene vereint. Ein solches Bild in der Seele ist ein herrlicher und sicherer Schatz, den mir nichts rauben kann, denn es steht so hoch, daß die Wellen der Zeit, und die engen Verhältnisse des kleinen Lebens es nie erreichen, nie entgöttern können. — Und wäre mir auch ein hohes Alter beschieden, diese Gestalt würde mir immer ebenso schön und blütenjung wie jetzt vorschweben. — Schreib mir, ob auch Dich die mitgetheilten Züge aus dem Bilde des Engels entzückt haben. Ich bemerke, daß alle Leser Jean Pauls entweder seine enthusiastischen Verehrer oder seine unerbittlichsten Gegner werden; aber grade auf Frauenzimmer scheint er besonders zu wirken, so wie auf die männlichen Seelen, wo die Phantasie jung und reich ist. Fühlst Du bey Lesung der Blätter etwas dem meinigen Aehnliches, bey Lianens Leben, Lieben, Leiden und

Sterben, ſo behalte ſie und bewahre ſie mir auf; ſprechen ſie Dich aber nicht an, ſo ſchickſt Du ſie mir wohl gelegentlich wieder.

Ich freue mich, meine geliebte Mutter, in dem Beweiſe Deiner liebevollen Sorge, den Du mir erſt kürzlich wieder durch Ueberſendung ſo manches Angenehmen und Nützlichen gabſt, einen Anlaß zu einem Briefe zu finden. Denn, wie es mir immer bey aller Freude ein ſehr ſchmerzliches Gefühl ſeyn würde, wenn ich Einige der geliebten Meinigen, aber nicht alle wieder ſehn ſollte, ſo wandelt mich bey jedem Briefe ein trübes Gefühl an, daß meine Arbeit mir immer faſt nur zu Einem zu reden vergönnt. — Ein Menſch, den ich ſehr liebte, ich mag ſagen, der mich lieben lehrte, den ich aber ſeit langſt mir verloren glaubte, iſt mir wiedergegeben — Freudenfeld. Ich lege Dir ſeinen Brief bey, den Du mir wohl gelegentlich wiederſchickſt. Das ſpaniſche Motto würde Deutſch heißen:

So blühn erwacht die Roſe früh am Morgen,
Und ſtirbt, um wieder Leben zu erblicken,
Ein Reich hält Wiege ihr und Grab verborgen: So — —

Ich bin begierig, auch ſein äußeres Leben zu erfahren. Hoher milder Ernſt und ächte Poeſie ſprechen mich aus jedem ſeiner Worte an. Fühle ich mich auch weit unter ihm, ſo kann ich ihm doch muthig meine Hand wieder reichen. Bin ich auch noch nicht er, ſo verſtehe ich ihn doch ſchon, und vor 4 Jahren war auch das nicht der Fall. Die Verringung zwiſchen ihm Weimar und mir macht mich jetzt noch lächeln. Freudenfeld träumte von jeher nur für das Schöne und Große. — — — — — Und über die Stumpfheit, die damals auf allen meinen Organen lag, zu reden, kömmt mir ſelbſt am wenigſten zu. — Ich freue mich, wenn auch nicht mir nahe, in der Ferne mindeſtens mir Punkte erworben zu haben, an denen mein Auge mit Liebe weilt. Schneider, Dümmel, Bucher, Freudenfeld, um Gotha nicht zu gedenken. Würdige Freunde, glaub' ich, ſind das kräftigſte Mittel, eigne Wunde zu verbinden. Das freundliche Land um mich erſcheint mir immer kleiner und unbemerklicher, je höher ich ſteige und je univerſeller mein Blick wird. Mein äußeres Leben iſt hier vom innern völlig geſchieden. Ich ſehe das Leben als ein Kunſtwerk an, das mit heiligem Ernſt und raſtloſem Streben und Bemühn in der Werkſtatt der Seele ſoll gebildet werden. Aber gleichwie ein Gemälde oder Gedicht, je ſorgfältiger es gearbeitet iſt, um ſo weniger Spuren von der Anſtrengung ſeines Künſtlers tragen darf, eben ſo wenig darf, was in mir ſchafft und wirkt und bildet, es darf nur ſein Reſultat — Heiterkeit, ins Menſchenleben hervortreten. So ſcheine ich das Leben leicht und ſpielend zu nehmen, aber ich nehme es nicht ſo. Indeß iſt mein Zweck erreicht, ſorglos und fröhlich zu erſcheinen. Meine eigne Stimmung bleibe für die, die mich lieben und meine Anſichten theilen. Ich bin glücklich, ſehr glücklich dabey, ſo ungeſtört in mich verſinken zu können, indem ich nicht vergeſſe, der Welt zu geben, was der Welt iſt, eine Tugend nämlich, die mir leider! zu lange fremd geblieben iſt. Duldung. In meiner erſten Heftigkeit gefiel ich mir darin, alles was mir mißfiel, zertrümmern zu wollen. Ich freue mich, daß die Periode überſtanden, und vor dem Genius der Liebe oder Menſchlichkeit, und wie der tauſendnamige Engel ſonſt noch heißt, gewichen iſt. Es iſt doch ſchöner, recht viele Menſchen und endlich alle zu lieben, als ſich in manchen Stücken über manche erhaben zu fühlen. Phyſiſchen Winter ſpüren wir hier wenig, aber mein Nervengebäude fühlt dennoch die Jahreszeit. Mir iſt, als ob die feinſten Fühlfäden meiner Seele nur im Sommer thätig wären, und beym Froſt ſich in ſich zurück-

zögen. Ich wünsche mir eine südliche Heimath, Spanien, oder Italien, wo alle meine Sehnsucht ihren Hafen hat. Jemehr meine physische Organisation sich entwickelt, je reizbarer scheint mein Nervensystem zu werden. Ich bin eben so empfänglich für unbegrenzten Schmerz, wie für unbegrenzte Freude. Aber in mich zurückdrücken kann ich beyde, ja sie nicht einmal aussprechen, wollte ich sehen. Mögen beyde verschwisterte Flammen ungestört in mir loben, dort erregen sie in Niemand Trauer oder Neid. Ob ich mich schon in voller Kraft fühle, und mir zuweilen ist, als müßte ich in den vollen Strömen des Lebens, die in mir wallen, vergehn, so kann und mag ich mir es doch nicht verbergen, daß meine Reizbarkeit, und die nie hervorbrechende Glut in mir, mich kein hohes Lebensalter hoffen lassen, eine Ueberzeugung, die jedoch nur dieß in mir bewirkt, daß ich desto eifriger strebe, etwas (in oder außer mir) zu schaffen, das mich überlebe; denn das Leben ist doch nur die Form von uns, die immerhin verbrechen werde, wenn wir die Gestalt empfingen.

Dresden, 17. Mai 1801.

An Hofrath Jacobs.

Es bedarf wohl einiger Entschuldigung, mein geliebter und verehrter Lehrer, daß ich den Coder vom Juvenal und Persius fast über die Zeit behalten habe, welche Ihre Güte noch überdieß so reichlich zugemessen hatte, und das um so mehr, je größer meine Freude war, meinen Wunsch so schnell und so überraschend durch Sie erfüllt zu sehen. Zwar fehlte ich Sie völlig mit kleinlichen, kaum dem Gelehrten interessanten Details verschonen; aber auch ohne diesen besondern Anlaß würde ich des Grundes meines Zögerns, eines sinnverwirrenden Aufenthalts in Dresden und der Umgegend wegen, während welcher Ihr Brief hier eintraf, gedacht haben, weil er leicht Folgen für meine künftige Bildung haben kann, und weil er mich plötzlich auf einen Scheideweg gestellt hat, wo ich zwar gleich selbst bestimmt habe, aber wo mir Ihr Urtheil, Ihr Rath über alles theuer seyn würde. — Ich glaube einmal von Ihnen selbst gehört zu haben, daß Sie nie in Dresden waren. Um so unpartheiischer werden Sie mir rathen, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt, meine Bitte zu erfüllen, denn mich hat das viele Schöne in dieser Stadt wohl zu sehr entzückt, um mir völlige wählende Kaltblütigkeit und Unbefangenheit gelassen zu haben, das Resultat meiner Reise zu prüfen; dieses ist, sobald als möglich, spätestens Johannis, nach Dresden für immer einzuschränken. Es sieht zwar etwas sonderbar aus, nach anderthalbjährigem Aufenthalte auf der Academie, während deß ich mich noch dazu nur das erste Semester als fleißigen Studenten gezeigt habe, diese schon wieder zu verlassen; das ist indessen meine geringste Sorge. Ich habe seit vorigem Sommer nur Hermanns Collegium, aber äußerst unentbehrlich, und die von ihm und Weck errichteten beiden philologischen Gesellschaften besucht, diese indeß regelmäßig, weil sie meinen Zwecken entsprachen, und ich froh war, mich so genöthigt zu sehen, nicht bloß zu sammeln, sondern auch einiges zu verarbeiten und zu ordnen. Diese Arbeiten und Hermanns Umgang waren das einzige Aeußere, was meine Kenntniß bereichern und meine Ansichten reifen konnte. Hermanns publicum, das bisher fast immer den Aeschylos zum Gegenstand hatte, schien mir den Zeitverlust nicht zu ersetzen. Seine trefflichen, die Philologie immer mehr zur Wissenschaft umbildenden, allgemeinen Bemerkungen, die mir neu waren, als ich nach Leipzig kam, machten mir seine Vorlesungen über den Odip ungemein wichtig. Allein im andern halben Jahr kamen alle dieselben wieder, und natürlich, weil er sich nach dem größern Theile seiner Zuhörer richten muß, die nur ein Collegium zu hören pflegen, und den denen er alle seine Regeln als neu

aussehen darf. Seine, wenn auch trefflichen, Emendationen, konnten der Sache auch den Ausschlag nicht geben. So blieb ich weg und ging nur zuweilen hin, wenn er mir sagte, daß er einen neuen Gegenstand weitläufiger abhandeln werde. Was nun die Hülfsmittel anlangt, die unsere Bibliotheken darbieten, so steht es traurig damit aus. Die eine hat nichts, und die andere, die viel hat, ist so unvergleichlich eingerichtet, daß es unmöglich ist, einigen Nutzen aus ihr zu schöpfen. Trifft sich's nun unglücklicherweise, daß man noch für dieß oder jenes, z. B. für Beschäftigung mit den südlichen Sprachen, Poesie u. s. w. Sinn hat, so ist man ganz verlassen und hat nur sich selbst. Die Poeten an der Pleiße sind übrigens bekannt genug. — Dieß verlier' ich an Leipzig. In Dresden finde ich zwar keinen Hermann: indeß, wenn ich immer hätte so rechnen wollen, so wäre ich ohnstreitig noch in Gotha. Ich finde aber dafür eine Bibliothek, die nicht des Namens, sondern des Gebrauchs wegen da ist, die grade in allen den Theilen der wissenschaftlichen Cultur, die mir am Herzen liegen, überflüssig reich belegt ist (der Apparat zum Persius z. B. besteht aus 61 Ausgaben, 17 Uebersetzungen und 5 kleinern Schriften über diesen Dichter). Ich finde ferner die herrliche Antikensammlung, die Mengsischen Gypsabgüsse (Böttiger hält im nächsten Winter auch seine archäologischen Vorlesungen wieder, die, wenn man die Materialien, die wohl niemand so gesammelt geben kann, von seinen Kunsturtheilen sondert, gewiß nicht weniger werth sind) und, mir bis jetzt fast das liebste unter allem, die Gemäldegallerie. Ich mögte nicht jedem, den der Name Philolog ziert, sagen, daß diese Werke plastischer Kunst mir, der ich auch den Wunsch hege, mich einst um diesen Namen bewerben zu dürfen, das Leben in Dresden so wünschenswerth machten. Aber Sie finden gewiß nichts Lächerliches oder überspanntes darin, wenn ich glaube, daß wir den griechischen Geist nie klar erblicken werden, so lange wir uneingeweiht sind in die Werke ihrer bildenden Künstler. Wer es fühlt, daß die Kunst in allen ihren Zweigen nur Eins ist, nur in verschiedenen Organen redet, der wird gewiß nicht bei der Poesie stehen bleiben. Es kommt mir vor, als wenn jemand glaube, er könnte den Geist der epischen Dichtung trefflich auffassen, ohne sich je um die tragische Kunst, als ein wieder für sich bestehendes Ding, gekümmert zu haben. Und sollten wir wohl zu dieser Kunstweihe gelangen können, sollte unsere Ansicht sich wohl, frey von Einseitigkeit, zu einem organischen Ganzen erheben können, ohne das Studium der modernen Kunst mit der antiken zu verbinden? Der Sophokles ist mir in vielem, und nicht grade im schlechtesten, näher getreten, seit ich Göthe gelesen und mich mit Shakespeare und Calderon bekannt zu machen angefangen habe. Erscheint mir so auch das Gebiet der Philologie, der ächten, göttlichen, in einer furchtbaren Unendlichkeit, von der ein Menschenleben wohl nur einen sehr, sehr kleinen Theil durchfliegen kann, so bin ich doch noch zu jung, um mich durch den Anschein einer Unmöglichkeit schrecken zu lassen, und ich denke recht oft an den schönen Wahlspruch des Leonardo da Vinci:

Vogli sempre poter quel che tu debbi.

Und wenn ich auch ganz vergesse, welcher Theil des menschlichen Wissens mich am meisten und liebsten beschäftigt, sehn Sie, so fällt mir's oft recht schwer auf's Herz, wenn ich bedenke, wie es das Hauptbestreben des Undings, das man Pädagogik nennt, ist, uns recht früh aller Sinnlichkeit zu entwehnen, und baldigst aus uns hinauszuschaffen, was uns doch die Natur anerschaffen hat. Sie nun gar zu pflegen, zu nähren und freyes Gefühl für schöne Form werden zu lassen, konnte vielen sündlich vorkommen. Aber ich mögte das Schöne, die schöne Form, gerne ganz begreifen, fassen, verstehen lernen, so lange die zarten Fühlfäden des Sinnes noch nicht abgestumpft oder verknorpelt sind, und wo kann man das in

ganz Deutschland wie in Dresden, wo sich die Natur mit der Malerei, Sculptur, Architektonik und Musik vereinigt hat, ein zweites Florenz oder Rom zu begründen! — Glauben Sie, daß ich in der Hauptsache irre, daß die wirkliche Ausführung meines Plans nachtheilige Folgen für mich haben könnte, dann schreiben Sie mir es gewiß, wenn Sie nur irgend dazu kommen können. Mir ist sonst das sich rathen lassen etwas recht verächtliches, aber der Beifall, den Sie vielleicht meinem Entschluß geben, würde mich doppelt froh und sicher bey meiner Wahl machen, so wie Ihre mögliche Mißbilligung, mir von Ihnen mitgetheilt, mir nicht weniger unbeschreiblich wichtig seyn würde. — Zum Persius, um den Sie sich, noch ehe ich Gelegenheit fand, Ihnen selbst davon zu schreiben, schon ein so großes Verdienst erworben haben, bin ich diesen Winter ganz unerwartet durch eine Stelle in Ihrer Anthologie gekommen, wo der 14te Vers des Prologs zu einem Vers des Antip. Sid. [illegible] citirt ist. Sie veranlaßten mich nachzuschlagen, mein Nachlesen (ich hatte den Persius zuvor nur dem Namen nach gekannt) zum Weiterlesen, und sein edler, stoischer Geist, der in seinem gediegenen Styl den ursprünglichen Charakter seiner Nation so recht kraftvoll ausspricht, fesselten mich so an ihn, daß ich mir vornahm, mich länger und ernstlicher mit ihm zu beschäftigen. Und er giebt auch hinlänglichen Stoff zu jahrelangem Studium. Aber eben darum, weil man sonst im Anfang so leicht in Gefahr kommt, über etwas unbedeutendes viel Wesen oft zu machen, scheint mir der Persius recht für Anfänger gemacht, weil man nie leicht zu viel sagen kann; dazu kommt, daß er so leicht zu übersehn ist. Wenn ich erst so weit bin, daß ich darauf denken darf, einiges wirklich auszuarbeiten, so bitte ich Sie um Erlaubniß, Ihnen dann und wann Stücke davon vorlegen zu dürfen. Ich wollte nur, Sie hätten sich auch auf die Art den Dank des künftigen Herausgebers des Persius erworben, wie deren, die sich den Juvenal gewählt haben. —

Gotha, im May 1807.

An Herrn Präpositus Breem.

Nach langer Zeit und nach manchem Wechsel erhalten Sie, verehrter Freund, wieder einige Zeilen von mir, damit Sie nie einen Augenblick zweifeln, daß mein Herz noch mit der ganzen alten Innigkeit an Ihnen hänge, und daß kein Wechsel der äußern Dinge einwirken konnte auf die liebevolle Erinnerung, die mir von Ihnen aus den Zeiten meines innern Werdens und Entfaltens nachgeblieben ist und ewig bleiben wird, so lange sich das Bessere in mir über dem immer mehr um sich greifenden Strome der Gemeinheit und Selbsterniedrigung erhält. Grade jetzt, da der Theil meiner geistigen Bildung, zu dem Sie die ersten und leisesten Funken anfachten, mir ein Glück verschafft hat, auf das ich noch lange nicht zu hoffen wagte, es mir zu einer Zeit verschafft hat, wo sich überall nur traurige Aussichten dem suchenden Blick darboten, grade jetzt fühl' ich mich mächtiger als je wieder zu Ihnen hingezogen, geliebter Lehrer, Ihnen zu danken für die Sorge, die Sie um den jungen Geist trugen, der ohne Sie wohl nie seine wahre Bestimmung erreicht hätte, und Ihnen zu sagen, daß bis jetzt keine gemachte Erfahrung oder der Umgang mit der Welt, den ich seither mehr gesucht habe als anfangs, im Stande gewesen, den idealischen Gefühlen der Jugend, jeder Liebe und jedem Haß, etwas des ersten Feuers, der ersten Kraft zu rauben. Und so, hoffe ich, soll es immer bleiben. Sehr viel verdanke ich dem Schicksal. Kein Ueberfluß, aber das Glück ungestörter Ruhe hat mich bisher begleitet, so daß die zartesten Keime der Seele sich frey entfalten konnten. Mir sind keine schönen Träume der

Jugend vernichtet; darum iſt auch noch alles Liebe in mir und muß es bleiben, weil meine Herzenswünſche erfüllt ſind. Meine Ideale von Freundſchaft ſind nicht erreicht zwar, aber ich habe das nie einmal gewünſcht, und herrliche Menſchen gefunden, die mich verſtehen, und die zu verſtehen ich ſtolz bin. Die erſten Schwärmereien von Liebe, die in den edelſten Gemüthern am leichteſten die Quellen unendlichen Schmerzes und geiſterſchlaffenden Sehnens werden können, fanden einen würdigen Gegenſtand, und gaben dadurch meiner Seele das eine Zeit lang entbehrte Gleichgewicht wieder, es zugleich für jede Zukunft begründend; denn ich darf es Ihnen wohl ſagen, was Sie vielleicht ſchon ahnen, daß ich ſchon ſeit drei Jahren in der Liebe des zarteſten, fülenvollſten weiblichen Weſens ein Glück genieße, das über alle alten Träume iſt, ein Glück, das vielleicht bald aufhören wird, ſchönes Geheimniß weniger Freunde zu bleiben. Und mehr als alles dieß, die liebende Natur hat mir die reiche Fantaſie und den heitern Sinn verliehen, den ich Dichterſinn nennen möchte, der mir die Welt in ewigem Frühlingsglanz erhält, und auch dem Greis noch wohlverdiente Roſen in die ſilbernen Locken flicht. — Und ſchon jetzt, ein zwanzigjähriger Jüngling, manchem verehrten Manne näherer Verhältniſſe werth zu ſcheinen, iſt das allein nicht genug, ein junges Herz mit Freude und mit edlem Stolz zu erfüllen? — Ich werde nur noch kurze Zeit in Gotha, dem Mittelpunkt meiner ſchönſten Wünſche und Erinnerungen, bleiben, um bald in ein neues Amt zu treten, dem ich mit Zuverſicht und Freude entgegen gehe. Sie erhalten, ſobald ich in Weimar eingewohnt und im Stande bin, meine künftigen Verhältniſſe beſtimmt zu überſehen, darüber und über mein bisheriges wiſſenſchaftliches Leben etwas Ausführlicheres, als ich jetzt geben kann. Daß ich nur recht bald auch von Ihnen höre, Ihrem häuslichen Leben und Ihren Opfern im Muſentempel. Ihrer Marie meine herzlichſte Verehrung!

Gotha, 17. Mai 1807.

An Hudtwalker.

Wenn man die Höhe erreicht hat, ſieht man gern noch einmal in das durchwanderte Thal zurück, auch ſogar dann, wenn die Sehnſucht den Blick vorwärts zieht. So geht es auch mir, ſo oft eine neue Epoche meines Lebens anfängt. Das ſind immer Momente, in denen Gedanken und Empfindungen reichlicher quillen, wie die Baumtriebe im Frühling, und wir müſſen die Bruſt ſuchen, in die wir unſer gedrängt Gefühl übertragen können. In ſolchen Perioden hab ich ſchon öfter nach der Feder gegriffen, mein alter Freund; aber etwas mir ſelbſt unbekanntes feſſelte immer meine Hand. Aber jetzt, da mich alles Aeußerliche ſchon in Deine Nähe verſetzt, und mich ſo vieles mit ſtummer Rede an Dich und unſere Freundſchaft mahnt, iſt der Trieb mächtiger als der Gegendruck. Hier alſo die kurze Geſchichte meines innern und äußern Lebens von der Zeit an, wo ich Dir fremd geworden bin. Ich brachte den Winter 1805 — 1806 einſam in Eutritzſch hin. Ich ſah wenig Menſchen. Aber dieſe Zeit war fruchtbar für meine Wiſſenſchaft und wichtig für mein Leben unter Menſchen, denn in dieſer großen Abgeſchiedenheit fühlte ich ihre Entbehrlichkeit für mich, und ich fühlte eine gewiſſe Scheu ſich verlieren, die mich ſonſt immer unter Unbekannten und in größern Zirkeln befangen machte. Mit friſcher Lebensfreude und neuem Muth reiſte ich im Frühling 1806 auf einige Wochen nach Dresden. Dieſe Reiſe ward für mich entſcheidend. Ich trat hier in eine Kunſtwelt, deren Exiſtenz, geſchweige denn ihre Herrlichkeit, ich nie geahnet hatte. Mir gingen neue Organe auf und ich fühlte, was mir noch zu meiner Bildung fehle. In den erſten Tagen ſtand mein Entſchluß, nach Dresden zu gehn, feſt in mir. Das akademiſche Studium ſchien

mir schon lange jedem, der den Brodwissenschaften entsagend, einem idealen Ziel entgegenstrebt, nicht sowohl unnütz als verderblich und ich hatte auch schon lange in Leipzig nur noch Hermanns societas graeca besucht. Ich blieb nur, weil ich keinen für mich zweckmäßigern Ort wußte. Nun war er gefunden und Leipzig ekelte mich an. Ich ging auf kurze Zeit zurück und gewann bald meines Vaters Einwilligung. Eh' ich nach Dresden abging, mußte ich noch einmal nach Lauchstädt, von einem Freunde — Bucher — Abschied zu nehmen. Den Abend ward Göthes Ifigenia von den Weimarschen Schauspielern — die den Sommer dort spielen — aufgeführt. Ich war entzückt von dieser seelenvollen Darstellung. Da ich Geld genug bey mir hatte, miethete ich mir gleich ein Zimmer, Dresden trat vor der glänzenden Gegenwart in den Hintergrund; ich machte mich mit den Schauspielern bekannt, unter denen ich einige herrliche Menschen fand, und lebte so sechs Wochen einzig der dramatischen Kunst. Ich werde diese Tage immer den schönern meines Lebens beyzählen. Endlich in der Mitte des Julius erwachte das Bild von Dresden mit neuer Zaubergewalt in mir. In drei Tagen fand ich mich wieder unter meinen Antiken und Gemälden, in der schönsten Natur und im Schooß des Katholizism in seiner höchsten Herrlichkeit. Ich schloß mich innig an einige Maler und einige junge Gelehrte, die ganz in meinem Sinne und meinen Verhältnissen lebten. Ich warf mich ausschließlich auf das Studium der bildenden Kunst und erwarb mir gute Kenntnisse, indem ich zugleich meinen Geschmack an den herrlichen Mustern bildete; denn kein Tag verging, dessen Frühstunden ich nicht mit meinen Freunden auf der Gemäldegallerie oder unter den Antiken verlebt hätte. Inzwischen interessante Reisen, ins Riesengebirge bis Breslau, nach Prag, nach Berlin ꝛc. Aber eben das Studium der plastischen Kunst erhellte meine Ansichten über die Poesie, indem ich das Gebiet beyder, das sich so leicht in einander verliert, unterscheiden lernte, und ich schreite nun beherzter und sicherer auf dem mir von der Natur angewiesenen Pfade fort, denn ich fühle seitdem göttlichen Beruf in mir, das Reich der Sprache mir zu erobern, Dichter und Philolog, eins durch das andere, zu seyn. So lebte ich fast ein Jahr, bis diese Ostern. Vielleicht wunderst Du Dich, immer noch kein Wort über meine Liebe gehört zu haben. Und wirklich trat die Zeit über, die ich in Dresden lebte, wo eine große Revolution in mir vorging, ihr geliebtes Bild in ein heiliges Dunkel zurück. Ich schrieb selten. Der Tod der Mutter änderte nichts, auch im Aeußern nicht. Die alte Sehnsucht glimmte nur noch in der Asche. Da kam dieser schöne Frühling, und glühendes Leben und Liebe mit ihm. Einige rührende Zeilen von Luise, in denen sie zum erstenmal dem Wunsch, mich nach zweijähriger Trennung wiederzusehen, leise süße Accente gab, fachten die Glut zur Flamme an. Ueberdieß hatte ich erreicht, was ich in Dresden erreichen wollte. Ich beschloß die erste Hälfte dieses Sommers in Gotha, die zweite — falls ich Göthe fände, wie ich hoffte — in Weimar zu verleben. — Ich schwang meinen Wanderstab aufs Neue, Sehnsucht und Liebe beflügelten meine Schritte, und in $3\frac{1}{2}$ Tagen waren die 29 Meilen von Dresden bis hier durchmessen. Und wie soll ich Dir nun von den Gefühlen sagen, mit denen ich nun Luisens ganzes Wesen zu einem Grad der Vollendung entfaltet sah, den ich mir nie zu erträumen vermogt hätte? — Wie von den Blumentagen, die ich seitdem verlebe? Denn kaum die Nacht trennt uns, und noch habe ich — 6 Wochen bin ich nun hier — niemand besucht als Jacobs, Lenz und Löffler, der mein Verhältniß weiß und uns sehr liebt. Meine Absicht nach Weimar zu gehn, hat aber eine sonderbare Wendung gewonnen. Ich fuhr mit Luise, der ältesten Löffler, die ein sehr interessantes liebes Mädchen geworden ist, und dem Dr. Buddeus zur Aufführung

des Taſſo, vor 14 Tagen, nach Weimar. Wir blieben den andern halben Tag noch, und ich ging zu Göthe. Er erinnerte ſich gleich meiner von Halle. Ich hegte die ſchönſte Hoffnung. Ich ſagte ihm meinen Plan, von Joh. bis Mich. in Weimar zu leben, und meinen Wunſch, ihn dann als meinen Lehrer anſehn zu dürfen. Aber er antwortete mir, er ginge im Juni ſchon ins Carlsbad, wo er bis Ende des Auguſts bliebe. Du kannſt denken, wie wenig erfreulich mir das war. Er fragte mich indeß, welchen Lebensplan ich verfolge, und ließ mich ihm von meinen Arbeiten Rechenſchaft ablegen. Mit Entzücken glaubte ich in ſeinem Geſicht zu bemerken, daß er mein Ziel als würdig erkenne und daß er mit mir zufrieden ſey. Ich blieb faſt zwei Stunden bey ihm. Beym Weggehn reichte er mir ſeine Hand, und ſagte: ich hoffe Sie dennoch bald wieder in unſrer Nähe zu ſehn. — Indem ward ein Fremder hereingeführt, und ich mußte mich entfernen, ohne mir über ſeine letzten räthſelhaften Worte Licht erbitten zu können. Am letzten Mittwoch erhielt ich das Unerwartetſte. — Ich erhielt einen Brief vom Miniſter von Voigt aus Weimar, der Herzog von Weimar habe ihm befohlen, mir hiermit die durch den Abgang des Profeſſor Voß nach Heidelberg erledigte Profeſſur der griechiſchen Sprache am Weimarſchen Gymnaſium zu übertragen, die ich ſogleich am 1. Juli d. J. antreten ſolle; war Erſtaunen mein erſtes, ſo war Freude doch mein zweites Gefühl. Ich finde mich unerwartet, ohne eignes Dazuthun und Bewerben in Weimar, dem Ziel meiner ſchönſten Wünſche, noch nicht ein und zwanzig Jahr alt, auf eine ſehr ehrenvolle, ſehr leichte — denn ich habe wöchentlich nur 16 Stunden — und ganz meinen Wünſchen entſprechende Art verſorgt. Denn ich habe nichts als den griechiſchen Sprachunterricht in den 3 oberſten Claſſen, die alte Literaturgeſchichte und die Correctur der deutſchen Aufſätze, vereinigt mit Aeſthetik in der erſten Claſſe. — Und alles dieſes muß ich Göthes Einfluß vermeſſen. Wie herrlich öffnet ſich die Zukunft vor mir, lieber Hudtwalker. Luiſe iſt nun in wenig Monaten mein Weib, und alles was ich je entzückend und göttlich geträumt hatte, in meinen ſeligen Armen. Aber wenn das Glück mich ſo früh ſchon mit ſeinen glänzendſten Gaben überſchüttet, wenn ich der Glückliche bin, dem das Leben angerechnet wird, ob er es gelebt hat, ſo fühle ich eben darin die göttliche Beſtimmung, nach dem Höchſten ringen zu ſollen. Und das will ich auch eifriger und kühner, als ich es je gewollt habe. Ein glücklicher Menſch bin ich ſchon, aber nun will ich auch ein herrlicher, großer werden. — Verzogen hat mich das Glück beynah. Noch faſt Knabe gab es mir eine himmliſche Geliebte, die — ſoviel herrliche Frauen ich auch ſeitdem ſah und kennen lernte — dennoch in ſtiller unbewußter Hoheit über allen glänzt. Und in der erſten Blüthe des Jünglingsalters bemerkt mich der größte Mann des Jahrhunderts und wirkt in ſtiller Thätigkeit für mich. Ueber das Gefühl meines Liebesglücks darfſt Du nicht reflectiren wollen; denn dieſe Vereinigung von hinſchmachtender Weichheit und jugendlicher Energie, der berauſchendſten Liebesglut und unbegreiflich hoher Jungfräulichkeit, vom fröhlichſten Muthwillen und idealiſcher Stille der Seele in einer weiblichen Bruſt kennt niemand als ich. Aber Du, der Du Göthen zu würdigen weißt und ihn anbeteſt wie ich, Du kannſt Dir wohl das Gefühl denken, von ihm mich vor ſo vielen Jünglingen ausgezeichnet zu ſehn. Schreib mir bald und wünſche mir Glück, lieber Bruder. Und jetzt — damit Du vollſtändige Ueberſicht über mich bekommſt, noch dieß über meine Studien: an Sprachen hab ich portugieſiſch, ſchwediſch und arabiſch angelernt; in der Kunſtgeſchichte, alten und neuen, nicht wenig gethan. Geſchrieben hab ich noch nichts. In acht Tagen indeß erſcheint von mir eine Ueberſetzung der Küſſe

des Jo. Secundus mit beygedrucktem lateinischen Text in Leipzig bey Fleischer. Ich schicke Dir ein Exemplar, sobald ich die meinigen habe. Künftige Ostern erscheint in dem selbigen Verlag meine Uebersetzung des Persius mit einer neuen Recension des Textes und weitläuftigem Commentar. Der Petrarca beschäftigt mich noch immer, doch halte ich sein Erscheinen vielleicht noch einige Jahre zurück. Diesen Sommer habe ich eine Tragödie: Egelinde angefangen; den Stoff habe ich aus einer köstlichen altspanischen Romanze genommen, daher auch die Form die der spanischen Tragödie ist. Unter Göthes Augen soll sie vollendet werden. Endlich sammle ich zu einer Ausgabe des Sophokles. Du siehst, die jugendliche Kraft, nach dem Erhabensten zu streben, wohnt mir noch bey, und sie verläßt mich erst mit dem Leben! — So viel von mir! — Nun, lieber Hudtwalker, antworte mir recht bald und laß mich recht viel von Dir hören; besonders daß Du nicht in das Filisterwesen herabsinkst, zu dem Deine Wissenschaft eine so starke Tendenz hat. In Heidelberg warst Du in den besten Händen. Auch in Göttingen wirst Du es gewiß seyn. Werde nur kein Filister! — Aber ich fürchte nichts für Dich, Lieber. Wenn ich erst in Weimar wohne und meine Luise mit mir, so komm und besuche mich. Etwa in den nächsten Michaelis-Ferien? — Du bist so nah, und Gotha und Jena und so manches muß Dich außer uns locken. Geh zum Dr. Gelenius, grüß ihn von mir, sag ihm meine Anstellung und daß ich mit Theilnahme seine treffliche Arbeit über Ovids Fasti gelesen. Sobald ich in Weimar wäre, bäte ich ihn, Briefe mit mir zu wechseln. —

An Hudtwalker.

6. Juni.

Wenn das, was meine Trennung von S. nothwendig machte, so etwas gewesen wäre, das sich allenfalls in Worte fassen ließe; wenn unsere Disharmonieen nicht eben so zart wie anfangs unser Zusammenstimmen gewesen wären, so würde ich die Sache in Gottes Namen ihrem eignen Ausgang anheim gestellt haben. Aber unsre Mißverständnisse waren das feinste Gift, das reinem Wasser glich, und doch an der innersten Seele des Lebens nagte. Darum, weil ich das bestimmt fühle und mich so wenig, als S., mit einem Verhältniß beflecken wollte, das seine Blüte verloren hatte und nur noch erkünstelt war, riß ich dieß schwache Band zuerst, wie immer unbekümmert, welch böser Schein beym gemeinen Uebelwollen mich treffen mußte. Dieß unaussprechliche und die Ueberzeugung, Du würdest — falls Du unsre Trennung wüßtest, von selbst einen höhern Grund ahnden, aus Achtung gegen mich sowohl als gegen S., ließ mich von der ganzen Sache gegen Dich schweigen, so wie ich überhaupt gern von harmonischen Verhältnissen zu geliebten Menschen, aber nie ohne Schmerz und Scham von Mißverständnissen mit solchen rede, und je zarter diese Dissonanzen sind, desto brennender ist der Schmerz und die Scham, denn ich fürchte immer die noch mir heiligen Namen der in meiner Liebe Todten zu entweihn, durch Worte, die frevelnd die Todtenmale von ihren Grüften reißen. Darum sage ich Dir nichts weiter über Schneider, denn er ist mir werth und theuer wie zuvor. — Ob unsre Correspondenz fortwähret, steht wie billig Deiner Willkühr anheim, da Du vieles gegen mich hast, ich nichts gegen Dich. Freylich muß ich sie beendigt ansehn, da ich keine anständige Mittel in meinen Händen sehe, die Bitterkeit gegen mich, von der Du mir meldest, zu abouciren, und wahrscheinlich ist Dir selbst nicht übel damit gedient, da Du andern lieber über mich hast glau-

ben wollen als mir, und viel Nachrichten über mein Leben — die Du selbst durch Dummheit entstellt nennst — Dich in Deiner üblen Meinung bestärken konnten; die behalte Du denn in Gottes Namen, da Du einmal hast zweifeln können. Ich könnte Dir etwas diesen Punkt betreffendes sagen von Urtheilen über Dich, das Dich beschämen müßte; aber da ich Deine Freundschaft damit zu angeln verschmähe, ist es unnütz und wäre nur Flimmer. Ob Du Recht thatest, S., dessen Leidenschaftlichkeit Du kanntest, ohne das Wesen unserer Verbindung zu ergründen — gegen mich beizutreten; ob es einem Freunde nicht zugekommen wäre, bey den mehr erwähnten Nachrichten über mich, mich gleich selbst darüber zur Rede zu stellen (falls Dir dran gelegen hätte, mich Dir und mir selbst zu erhalten) und welche Antwort der Eingang Deines Briefes verdient hätte, darüber magst Du nicht sowohl mir als Deinem eigenen Gefühl Rechenschaft geben. — Wenn Du mir hierauf wieder schreiben willst, so soll mir es immer lieb seyn. Auch Deine Leichtgläubigkeit verdammt Dich nicht bey mir. Meine Adr. ist jetzt: Professor Passow in Weimar.

Leben in Weimar.

1807 – 1810.

Es begann für ihn eine schöne, an Studien und Erfahrungen reiche Zeit. Goethe und Wieland in unmittelbarer Nähe; ihnen zur Seite Einsiedel, Knebel, Fernow, Meyer, auch Herder und Schiller noch aus naher Vergangenheit wie mitlebend. Fand auch ein näheres Verhältniß eigentlich nur mit Knebel und Fernow statt; so wirkte doch auch ein zufälliges Gespräch, ein anregendes Wort, ja ein bloßes Begegnen der Uebrigen für den leicht erregbaren nicht minder begeisternd. Dazu kam in einem fast gleichaltrigen Freund und Landsmann, Johann Schulze, ein Amtsgenoß, mit dem zu arbeiten Lust und Freude war. Manches mag freilich von den jugendlichen Lehrern in ihrem Eifer versehn, manches übereilt seyn: aber der Wille war gut, der Erfolg bedeutend, wenn auch von diesem ein nicht geringer Antheil dem guten Glück anheim fallen mag, das in dem kurzen Raum dreier Jahre eine ungewöhnliche Anzahl der trefflichsten, durch die Folge bewährter Jünglinge im Weimarschen Gymnasium zusammenführte. Es genügt, hier Wilhelm Stark, der als Professor der Theologie in Jena erkrankt, Göttling in Jena, Weber in Bremen, Ulrich in Gotha, Diann und Marezoll in Gießen zu nennen. Gewiß ist, daß nicht leicht Schüler ihren Lehrern ihre Anhänglichkeit damals und in spätern Jahren auf würdigere Weise ausgedrückt haben.

Gearbeitet hat P. in dieser Zeit (1809) die Uebersetzung und Erklärung des Persius, über deren weitschichtiger Anlage der Commentar zu den letzten fünf Satiren unbeendet blieb, die Bearbeitung, Ausgabe und Uebersetzung des Musäos (1810) und des Pongos (1811). Außerdem bot die nachbarliche Jenaische Litteratur-Zeitung erwünschten Anlaß zu mancherlei kritischen Versuchen philol., pädag. und ästhetischen Inhalts dar. Vieles, ja das Meiste, war unstreitig unreif und hastig zusahrend: doch wurde auch manches wahre Wort ohne Scheu und Rücksicht herausgesagt, und da nichts Bezügliches sich hinter Namenlosigkeit verbarg, stand es wenigstens frei, Repressalien zu nehmen, wovon denn auch nicht selten Gebrauch gemacht wurde.

Im Jahr 1810 erging an ihn vom Rath der damals freien Stadt Danzig ein Ruf zum zweiten Director des Conradinums zu Jenkau, einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt eine Stunde von jener Stadt, die aus dem großen Vermächtniß eines H. von Conradi zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründet war, und welcher der, nur das Beste erstrebende, Präsident Hufeland einen mehr humanistischen Charakter zu geben wünschte. Der Antrag wurde angenommen, nicht bloß beengter äußerer Lage wegen, mehr, weil sich von dorther ein freierer Wirkungskreis zu eröffnen schien. Zwar fehlte es auch in Weimar an Freiheit nicht, aber sie mußte usurpirt werden, und das verleidete sie zuletzt.

Weim…

Seitdem Du keinen Brief von mir gehabt hast, beste Mutter, hab ich an…
Erfreuliche und manches für den Moment Schmerzliche erfahren; alle…
hat einen fröhlichen Ausgang genommen, und ein 21jähriger Jüngling steh…
dem Ziel, das ich als Mann zu erreichen hoffte, und beydes hab ich e…
Lehrer der Jugend und Einwohner des geliebtesten Orts zu werden, den ich…
als einen heiligen, als den Tempel deutscher Poesie angesehn hatte. Ich…
mein Glück mit gerührter Seele:

> Es ist so groß, so weit was vor mir liegt,
> Und hoffnungsvolle Jugend lockt mich wieder
> In unbekannte lichte Zukunft hin! —
> Schwelle Brust! — O Witterung des Glücks
> Begünst'ge diese Pflanze doch einmal!
> Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
> Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüten.
> O daß sie Frucht! o daß sie Freuden bringe!
> Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
> Aus ihren frischen, reichen Aesten breche!!
>
> Göthe im Tasso.

So wunderlich ich mir auch zuweilen, im Gefühl meiner eignen Jugen…
komme, wenn Eltern mir ihre Söhne (die oft von meinem Alter, auch …
drüber, sind) vorstellen und mir empfehlen, so erhebt mich doch das Ve…
das mir würdige Männer bey meiner ganzen Anstellungsgeschichte bezeigt…
von der andern Seite wieder zu ruhigem Selbstvertrauen und zu der U…
gung, daß ich meinen Platz mit Nutzen und Segen ausfüllen werde.…
kommen auch so kleine Rücksichten, wie z. B. daß meine sogenannte Freyh…
zu Ende ist und dergl., nicht in Rücksicht kommen. Im Director Lenz h…
einen warmen, erfahrenen und edlen Freund gefunden, von dem ich mi…
leiten lasse; denn in den eigentlichen Verhältnissen des Lebens bin ich no…
Fremdling und bedarf eines verständigen Führers. Meine frühern Verbin…
mit Menschen waren rein idealisch und nur Folgen unsrer gegenseitigen N…
Jetzt treten nothwendige Verbindungen ein, wo ich mir die Liebe auch vo…
schen, an die mich keine Seelenverwandtschaft kettet, erhalten muß. In…
auch hier mein Herz schon mehr als ein Haus gefunden, wo es erqu…
Genuß schöpfen kann.

Weimar, 7. Juli…

An Hudtwalker in Hamburg.

Ich freue mich, daß wir uns gefunden haben. Da Du meinen Br…
misverstanden, ist daran kein Zweifel mehr. Ueber mein neues Amt sc…
Dir gerne. Die Idee, Lehrer vieler Jünglinge zu werden, und die Gefü…
Ansichten, die mir spät aus dem Leben und mancher Erfahrung zu Theil …

recht früh in empfängliche Gemüther zu legen, war mir immer die schönste, und — wie Du weißt — der Zweck meiner Zukunft. Und die gegenwärtige Vereinzelung oder Realisirung jenes Ideals hat nichts äußeres, was das Wohlgefallen am Allgemeinen aufheben, oder mindern könnte. So wenig die bürgerliche Einrichtung selbst auch nach meinem Sinn ist, so seh ich sie doch, da ich sie nicht vernichten kann, als den jetzt einzig sichern Grundstein an, auf dem das Gebäude des Lebens sich bis zum in sich vollendeten Kunstwerk erheben kann. Die Vorträge, die ich erst diesen Montag angefangen habe, sind wöchentlich 17, und wie Du gleich sehn wirst, alle mir nah verwandt. Ich lehre in der zweiten Classe: 4 Stunden Griechisch. Bis Michaeli Plato und Moschus. Lucians Timon. Von Michaeli an: Herodot und Homers Odyssee. 2 Stunden alte Geschichte. 1 Stunde deutsche Stil- und Declamirübungen. — Und in der ersten: 4 Stunden Griechisch; jetzt: Herodot und Sophokles Antigone. Ersterer macht Mich, den vier auf einander folg. Plat. Dial. Lysias, Charmides, Hippias Maior und Phädros Plato. An der Ant. hab' ich bis Ostern und nehme dann Aristophanes Wespen oder Frösche. Du kannst denken, daß ich diese Stunden mit Liebe gebe, denn Voß hat einen Grund gelegt, auf dem sichs gut fortbaut. 2 Stunden lateinisch; jetzt Sallusts Catilina, hernach die römischen Elegiker und Satiriker. 2 Stunden Encyclopädie des griechischen Alterthums; jetzt Litteratur-, dann Kunstgeschichte, Mythologie und Geographie; auf 3 Jahre berechnet. 2 Stunden Philosophie der Sprache. Ich fange mit der Poesie als der zuerst gebildeten Sprache an, und werde zuerst Geschichte der Poesie nach einem köstlichen Aufsatz im Athen. Bd. 3. Stück 1. p. 67—86, der sich aufs herrlichste ausführen läßt, vortragen. Diese ist meine Lieblingsstunde, denn die Poesie bleibt die Heimath meiner Seele, und alles, was ich über dies bessere Vaterland fühle, auszusprechen, und manchen Jüngling zu sehn, der gerne darauf hört, und vielleicht durch mich veranlaßt, nicht die Freyheit, sondern die Schönheit zum Prinzip seines Lebens macht, ist unnennbar süß und begeisternd. In diesen Stunden wird mir das Katheder zum Dreifuß, und ich fühle mich recht als Göthes Mitbürger (dessen Sohn hiesiger Primaner ist). — Göthe ist noch nicht hier, kommt aber im August, da er seinen Plan mit Wien aufgegeben hat. Ich sehe aber, daß er schon alles vorbereitet hat, mich an sein Haus zu knüpfen. Seine jetzige Frau hat mir das schon zu verstehn gegeben. Und nicht umsonst! — Einen zweiten gesellschaftlichen Berührungspunkt hat mir eine Landsmannin von Dir, eine hier lebende Hofräthin von Schopenhauer gegeben, die Du vielleicht kennst. Ihr Haus ist das einzige, was Göthe besuche, und wo man ihn ganz Göthe findet. Im Winter ist er und noch einige Weimaraner, z. B. Einsiedel, Meyer, Kernow, Weiffer, alle Abende des Donnerstags und Sonntags bei ihr, wo er zum Entzücken liebenswürdig seyn soll. Noch vor seiner Reise hat er gleich nach meiner Berufung die Schopenhauer gebeten, auch mich zu diesen Cirkeln zu ziehen. Außer den genannten, bei Schopenhauer und der Jagemann, hab ich noch wenig eigentliche Bekanntschaften, suche auch keine, weil mir diese genügen. Die Jagemann wohnt mir vis-à-vis; ich spreche sie täglich, wenn auch nur italienisch aus dem Fenster. Sie scheint eine vollendete Universalität des Charakters und die Gabe, unwiderstehlich liebenswürdig zu seyn, so bald sie will, mit Göthe gemein zu haben, den sie darum nicht lieben kann. Schön ist sie noch sehr, reizender vielleicht als je, aber wohl nicht lange mehr. Ihre Stimme aber hat unglaublich verloren, und da Luise ihre immer herrlicher gebildet hatte, kann sich die J. gar nicht mehr mit ihr messen. Im August geh ich wieder nach Göthe und bleibe dort 4 Wochen. Denn so lange hab ich Ferien. Wie

wärs, wenn Du die 2 Tagereisen von Göttingen dahin machtest — ? —. Ich habe dem Wunsch meiner Eltern, meiner Jugend wegen meine Verbindung bis Ostern auszusetzen, nachgegeben, obwohl ungern, aber dann soll mich auch gewiß nichts hindern. Ich erwarte in diesen Tagen einen meiner Dresdner Freunde, einen schwedischen Maler, der auf Göthes Einladung diesen Winter hier arbeiten wird. Er ist nicht nur Künstler, sondern noch mehr als Mensch unbeschreiblich liebenswürdig und wechselt schon seit einiger Zeit mit Luise Briefe, denn er betet sie wirklich an. Im August geht er mit nach Gotha und malt sie mir dann als heilige Cäcilia, in einer von uns schon in Dresden dazu ersonnenen Glorie von Lilien, ganze, schwebende Figur und lebensgroß. In diesen Tagen bekomme ich auch vom hiesigen Hofbildhauer Weisser, der ein recht tüchtiger und kräftiger Mensch ist, einen Abguß von Göthes schöner Büste, von Friedr. Tieck vor einigen Jahren hier gearbeitet. Von meinem Jo. Secundus erhältst Du eins der diesen Augenblick bey mir vom Verleger angelangten Exemplare. Ich wünsche, daß Du sie köstlich finden mögest. Im Ganzen bin ich zufrieden mit meiner Arbeit. — Von meiner Uebersetzung des Persius ist der erste Bogen gedruckt, sie wird gegen Ostern fertig. Doch erscheint schon Michaeli eine den bloßen, aber sehr veränderten Text enthaltende Ausgabe. — In 2—3 Jahren kommt meine Hauptausgabe dieses Dichters, die den Casaubonischen Commentar ganz, Auszüge aus allen andern und meinen eignen, ziemlich starken, enthalten soll. Es wird ein tüchtiger Quartband daraus werden. — Mein Petrarca muß noch ein Paar Jahr warten. — Ich habe große Lust, ein Sophokleisches Stück — die Antigone oder Coloneus, weil diese zwei sich durch Interesse der Handlung auszeichnen — für das hiesige Theater zu bearbeiten. Eh ich aber etwas beginne, warte ich Göthes Ankunft ab. Fernow will mich bereden, ein Stück von Alfieri zu bearbeiten, aber ich mag nicht. Kennst Du schon Corinne ou l'Italie von Frau von Staël? — Gestern schickte die Jagemann, ob ich nicht kommen und mir von ihr etwas vorlesen lassen wollte. Sie hat mir ein großes Stück aus der Corinne gelesen, und ich finde es so herrlich, daß ich sie mir gleich für Luise verschrieben, die mir im August denselben Genuß wieder und schöner verschaffen soll. Ich liebe die Jagemann recht wegen der unbedingten, kindlich frommen Verehrung, mit der sie an Luise hängt, und ich bin ihr auch gewiß nur durch mein Gefühl für diesen Engel interessant worden. Sonst ist von neuen Sachen nicht viel zu rühmen, bis auf Heinrich von Kleists (des Verfassers der Familie Schroffenstein) Amphitruo, ein erhabnes und tiefer Bedeutung volles Kunstwerk. Ich gestehe Dir, daß die göttliche Erscheinung des Titan mein innres Auge mit solchem Glanz erfüllt hat, daß mir nun alle andern J. Pauliana wie Flecken in diesem erhabenen Gedicht vorkommen. — Der Titan stehe unmittelbar neben Meister und Lucinde. So viel Fehler im einzelnen sind, so erhaben ist der Gedanke, der das Ganze beherrscht und wäre das auch nicht, die göttliche Liane schwebt wie ein stiller Regenbogen versöhnend über der ganzen, oft uneinigen Dichtung und löset — auch wo sie vom Schauplatz getrieben ist — alles Gefühl in reiche Liebe und süße Wehmuth auf, deren schwächliches Uebermaaß inzwischen Schoppes kraftvolle Laune und genialische Unbeholfenheit ausgleicht. Die Kunst, das Wesen der Personen an die kleinsten Eigenheiten zu knüpfen und diese immer wieder zu gebrauchen, z. B. Albanos und Roquairols Stimmen und Lianens und Idainens Gestaltähnlichkeit, Lindas Homeroblepsie und dergl., wodurch man unwillkührlich gezwungen wird, alles für historisch zu halten, ist ihm eigen wie niemand. Aber in seinen übrigen Schriften ist der, im Titan concentrirte Glanz, in einzelnen Fragmenten nur sichtlich. — Aber H., das Du mir die griechische Sprache liegen läßt, muß ich

tadeln, recht sehr, auch wenn ich nicht Professor graecae linguae wäre. Glaubst Du denn zu der rein menschlichen Bildung, der Du doch wohl nachstrebst, der Griechen entbehren zu können? — Nun schreib mir bald eine ebenso lange Epistel.

N. S. Ich trete jetzt auch mein Amt als Rezensent an der Jen. Litteratur-Zeitung an; zuerst werde ich Königs, Nassers, Ortmanns und Meisters Persius in einer Rezension vornehmen. Hernach Kleists Amphitruo.

Herrn Pastor Breem. Weimar, 24. Juli 1807.

Sie haben mich unaussprechlich erfreut durch Ihren Brief, den ersten seit langer Zeit; in dem ich aber alle Ihre frühere Theilnahme an meinem Leben und Treiben gedoppelt wiederzuerkennen glaube, besonders in demjenigen, was Sie mir — eigentlich aus Misverständniß meines Briefs — zur Warnung vor übereilter ehelicher Verbindung sagen. So nahe, wie Sie verstanden hatten, seh' ich sie noch keineswegs, weil ich nicht gesonnen bin, mich durch Leidenschaft für meine Luise zu einem Schritt hinreißen zu lassen, der die glückliche Sorglosigkeit und die heitre poetische Ruhe Luisens vernichten oder doch stören könnte. Wir sind beyde durch lange Trennungen zu sehr an geistige Gemeinschaft gewöhnt, und Luisens männlich gebildete und denkende, und weiblich fühlende und liebende Seele läßt mich leicht des hohen Reizes ihres belebten Gesprächs, ihres entzückenden Gesangs und ihrer schönen Gestalt vergessen. Schildern will ich sie Ihnen nicht, Ihnen nichts von der schwärmerischen Tiefe ihrer Gefühle sagen, noch von den neuern Sprachen, die ihr fast Muttersprache sind, noch von ihrem entschiedenen Talent für Musik, oder ihrem reinen Sinn für die deutsche Poesie erzählen, die sie in ihrem ganzen Umfang kennt, noch auch von der vollendeten Anmuth ihres ganzen Wesens, das sich in allem Conventionellen so leicht und gefällig, im Gespräch mit den wenigen, die ihr Vertraun besitzen, so innig und so bestimmt bewegt. Nur dieß frage ich Sie, ob ein junges reizendes Wesen, dessen ganze Seele in den Träumen südlicher Phantasie und italienischer Dichtung gewebt und Sehnsucht getrunken, wenn sich mit Einemmal die schönste Gelegenheit darbeut, in interessanter Gesellschaft dieß gelobte Land zu durchreisen, wenn alles nur auf ihre Einwilligung ankommt und sie auf alles dieß Schöne lächelnd und mit Entzücken verzichtet, um ihrem Geliebten wenige Tage länger zu sehn, der dieß Opfer nicht eher erfahren darf, als bis aller Widerruf unmöglich ist, ob dieß Mädchen weniger als Anbetung verdient? — — In acht Tagen werd' ich Luisen wiedersehn, weil ich dann nach Gotha und Schnepfenthal reise. — Wie wohl mir es hier geht, wie ganz ich die Erwartungen erfüllt finde, die ich mich berechtigt glaubte von Göthes Wohnsitz zu hegen, wie leicht mein Amt und wie angenehm alle meine äußern Verhältnisse sind, habe ich meinem Vater ausführlicher geschrieben. — Wieland freylich ist nun auch fast für den Umgang unbrauchbar. Zwar spricht er entsetzlich viel und immer mit einer gewissen Eleganz, aber es fehlt Allem der lebendige Geist, der bey Göthe schon aus der leisesten Bewegung spricht. Inzwischen ist mirs nicht uninteressant, zuweilen ein müßiges Stündchen mit ihm zu verplaudern; und ihm kann man keine größere Freude machen, als durch einen Besuch. Er übersetzt an Ciceros Briefen, deren erster Band Ostern erscheint, doch — beyläufig bemerkt — übersetzt er alles Griechische und bey weitem das meiste Lateinische, was er geliefert hat, nicht aus dem Original, sondern aus französischen und englischen Versionen, wie er mir selbst gestanden hat, wodurch denn seine Sachen wohl schlecht werden muß

ten. Von claſſiſchen Sprachen verſteht er faſt nichts. — Göthe kommt im September aus Carlsbad; wie ſeine Gedichte und Schriften mir Eins in Allem, und Alles in Einem waren, wird es nun auch der Menſch ſeyn, einer der am wenigſten begriffenen; aber auch an Herz und Seele gewiß der erſte des Jahrhunderts. — Werthe Freunde ſind mir der Geh. Rath Einſiedel und der Profeſſor Fernow; erſterer der trefflichſte Ueberſetzer des Terenz und jetzt mit dem Plautus beſchäftigt; letzterer durch ſeinen Aufenthalt und mehrere geſchätzte Schriften über Kunſt und italieniſche Litteratur bekannt. Auch Meyer iſt ein ſehr intereſſanter Mann. F. und G. und noch einige kommen hier wenig in Conſideration und verdienen es auch im Grunde nicht. Sie werden durch meinen Vater eine kleine Arbeit von mir erhalten haben. Möge ſie Ihres Beyfalls nicht ganz verfehlen. —

An Heinrich Voß.

Weimar, 6. Decbr. 1807.

Seitdem mein Glück mich an den Ort, in die Verhältniſſe geführt hat, in denen Sie vor mir gewirkt und genutzt hatten, war es mein lebhafter Wunſch, Ihnen näher als dem Namen nach bekannt zu ſeyn. Zwar mir konnte Ihr ſchönes Streben nicht unbekannt bleiben, da ich manche Ihrer Arbeiten las und ſah, da mir überdieß der Eifer zu ſtatten kam, den Sie für den Theil des Wiſſens erweckt hatten, der mir zugefallen iſt. Aber ich wünſchte auch Sie zu überzeugen, wie auch ich das Beſte will, und zur Zeit kann ich davon nur noch meine Freunde überzeugen. Ich weiß jetzt, daß es auch Ihnen erfreulich ſeyn wird, von mir ſelbſt die Verſicherung meiner Achtung und herzlichen Zuneigung zu empfangen. Wie ſollte ich alſo die Realiſirung eines ſo lebhaften Wunſches noch aufſchieben, da ſie in meine Hände gegeben iſt? — — Das gemeinſchaftliche Ziel unſere Studien, worüber unſere Anſichten ſich zu meiner Freude innig verwandt zu ſeyn ſcheinen, gleiche äußre Beſtimmung unſers Lebens, gleiches Alter und beynahe gleiche Heimath ſogar, alles was zur innigen Verbindung edler Gemüther mitwirkend beytragen kann, treibt mich, Ihnen meine Freundſchaft anzubieten, und läßt mich mit froher Zuverſicht von Ihrer Seite Erwiederung einer Zuneigung hoffen, aus der ein ſchöner Bund zwiſchen uns erwachſen zu wollen ſcheint. Ihnen iſt meine erſte Arbeit bekannt geworden, und ich danke Ihnen für Ihr liebevolles Urtheil über ſie, das mir erſt recht werth geworden iſt, ſeitdem ich weiß, von wem es gefällt worden. — Ich habe jetzt eine Ueberſetzung des Perſius beendet, die ich bald Ihrem freundſchaftlichen Urtheil unterwerfen werde. Jetzt beſchäftigt mich eine dramatiſche Behandlung von Meleagers Aufopferung durch Althäa. Denn ich kann mir das Studium des klaſſiſchen Alterthums nur im Verein denken mit der vaterländiſchen Poeſie, und dieſe als ein Reſultat von jenem. Laſſen Sie mich recht bald von Ihren gegenwärtigen Beſchäftigungen hören. Mögen Ihnen Zeit, Luſt und Befinden die Vollendung Ihres Aeſchylos oder der beyden verheißenen Shakespeariſchen Stücke nicht lange mehr verſagen! Rathen Sie mir, wenn Sie die dargebotene Freundeshand nicht verſchmähen, ſo oft Sie mich auf Abwegen zu ſehn glauben, und ſeyn Sie dann von mir im Voraus überzeugt, daß ich es auch nicht an Bemerkungen fehlen laſſen werde, wenn Sie mir Gelegenheit dazu bieten ſollten. Ihrem verehrten Vater, den ich vor vierthalb Jahren bey Ewalds in Gotha zu ſehen und zu ſprechen die Freude gehabt habe, empfehlen Sie mich angelegentlichſt, und Sie, Theurer, empfangen dieſe wenigen Zeilen mit eben der Geſinnung, mit welcher ſie gegeben ſind.

An Jacobi. Weimar, 27. Januar 1803.

So ſchmerzlich auch meine Gefühle bey Ihrem letzten, aus dem nun ganz entgötterten Gotha geſchriebenen Briefe waren, weil dieſer mir die vollſte Gewißheit brachte, daß Sie die Gegenden verlaſſen würden, die mir zuerſt durch Sie theuer und ein Ziel meiner Wünſche, nachher noch manches ſchönen, unvergänglichen Glückes Quellen wurden: ſo freute es mich doch unbeſchreiblich, daß Sie meiner noch gedachten in den letzten verworrenen und verwirrenden Tagen vor dem Abſchied, in denen ſich alle Bilder des Vergangenen mit einemmale und lebhafter als je, der letzten aufloderndn Flamme des Lichtes gleich, vor die Seele zu drängen und entferntere Geſtalten dem Blicke gänzlich zu verhüllen pflegen. Damit haben Sie mich zugleich zu der ſchönen Hoffnung berechtigt, aus dem Kreiſe Ihres gegenwärtigen Wirkens nicht verbannt zu ſeyn, und darum will ich nicht bloß meine Erinnerung an Sie und meine Liebe in jene Sphären ſenden. Wenn es auch die Neuheit der Umgebungen und der vorher nicht gekannte Reiz, unmittelbar auf viele Gemüther in den höchſten Beziehungen des Daſeyns einzuwirken, geweſen ſeyn mag, was mir meine gegenwärtige Beſtimmung gleich anfangs werth und anziehend machte: ſo iſt ſeitdem doch manches noch hinzugekommen, was jenes Frühere nicht aufhob und mir noch mancherley andere Geſichtspunkte andeutete, aus denen allen ſich das erfreuendſte Licht auf den längſt von mir erwählten Stand ergießt: und gar manches, was ich nur ahnete, fand ich von dem ſichern Organ der Erfahrung in Ihrer Abſchiedsrede ausgeſprochen; ſie verbürgt mir die ſchöne Zukunft, die ich meinem gewiß redlichen Beſtreben ſelber längſt verſprach. Ich fühle mir auch keine Feſſeln von außen angelegt, was ich früher wohl zuweilen gefürchtet hatte; denn ich ſehe nicht, wie der lautere Strom inneren Lebens, ächter Begeiſterung und treuer Liebe durch die feſten, unbeweglichen Ufer angehalten werden ſollte. Sie geben ihm Form und Geſtalt, aber zu durchbrechende Hinderniſſe bauen ſie nicht: und ſollte ſein Lauf einmal ſtocken, ſo ſtieg der Grund davon wohl aus dem eigenen Schooß des Stromes auf. Mein irdiſches Theil zwar iſt um ein merkliches feſter mit dem Stoff verbunden: aber eben dadurch ſcheint der innere Geiſt freyer geworden vom Element und ſeine Flüge ſicherer beginnen zu können. Statt den Blick zu beſchränken, ſcheint mein jetziges Leben ihm nur einen univerſellern Kreis zu öffnen: denn was ich ſonſt liebte, darf ich ja noch lieben, und was mir vorher unerreichbar gedäucht hatte, bewegt ſich nun wie freywillig herbey, durch eine innere Harmonie angezogen zum großen Bau des Lebens. Den Werth meiner frühern und auf mich allein bezogenen Exiſtenz verkenne ich zwar nicht und werde immer mit Freude der unbegrenzten Freyheit jener Vergangenheit gedenken, weil ſie die Wurzel der Gegenwart iſt; aber zurückſehnen werde ich mich nie in jene Tage, die für ſich ſelbſt einſam und egoiſtiſch hinfloſſen und nur als Mittelzuſtand und Vorbereitung gut, ja nothwendig waren. Zur äußern Vollendung meiner menſchlichen Beſtimmung fehlt mir nur noch Eines, das letzte und höchſte Ziel des phyſiſchen Daſeyns, das ich mir auch bald, noch im nächſten Frühling, anzueignen denke. Es iſt vielleicht auch Ihnen bekannt geworden, — ich wenigſtens habe vor keinem ein Geheimniß daraus gemacht — daß ich ſchon ſeit längerer Zeit durch gleiche Neigung mit Luiſe Wichmann innig verbunden war. Nun ſoll in Kurzem die Kirche ihren Segen über den Bund der Herzen ausſprechen, und mit den andern Blumen des erwachenden Jahrs will ich mir die ſchönſte pflücken. Ueber meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen hab' ich Ihnen wenig zu ſagen. Sie haben Sich früher für den Lauf und Fortgang derſelben

liebevoll interessirt und so würden Sie auch jetzt Sich selbst sagen können, was ich treibe und denke, wonach ich strebe; denn wie sollte auch daran etwas geändert werden können? Der Sinn freylich, mit dem es geschieht, ändert sich hoffentlich von Augenblick zu Augenblick, soll es mindestens. Aber eben weil ich ihn noch zu progressiv fühle, kann ich dieses Geschöpf jedes neuen gelebten Moments nicht so lange feyen, um mir selbst, geschweige einem andern, treue Rechenschaft davon ablegen zu können. In einigen Arbeiten, denen vielleicht ein größeres Publikum bevorsteht, wird er sich überdieß wohl von selbst abdrücken. — Meine Uebersetzung des Persius wird sich in einigen Monaten Ihrer Prüfung zum zweitenmal unterwerfen. Sie ist bereits aus meinen Händen in die des Buchdruckers gewandert, und zum Theil in neuer Gestalt zu mir zurückgekehrt. Jetzt habe ich eine Verdeutschung der reizenden Fiammetta des Boccaccio versucht und bin schon ziemlich damit vorgerückt. Ich liebe das Original so sehr, daß ich hoffen darf, eine nicht ganz unwürdige Nachbildung zu gestalten. Außerdem ist die Idee, Meleagers Tod durch seine Mutter dramatisch zu behandeln, rege in mir geworden und zum Theil auch schon realisirt. Diese Arbeit ist eigentlich das, wenn auch noch sehr unreife, Produkt meiner fortwährenden Beschäftigung mit den griechischen Tragikern und aus mancherlei Ideen über die Vereinigung des antiken Geistes mit modernen Formen und Idiomen hervorgegangen. Denn das Studium des Alterthums hat für mich das höchste Ziel, in mir wieder schaffend zu werden und mit der Zeit etwas hervorzubringen, was nur durch die Beimischung dieses Lebenselements gedeihen kann; und so scheint mir ein Unternehmen dieser Art nicht nur nicht getrennt von dem wahren philologischen Studium, sondern sogar eine nothwendige Frucht desselben. Was hier von meinen nächsten Umgebungen lokal oder sonst zufällig ist, stimmt so sehr mit mir selbst zusammen, daß ich mich gern auch den Eindrücken des äußern Lebens hingebe, die ich überall sonst möglichst meiden zu müssen geglaubt hatte. Es ist gewiß nichts bloß Eingebildetes, wenn ich kräftigere Begeisterung für alles Schöne an dem Orte finde, wo die ersten Männer des Jahrhunderts lebten und leben, wo sie lehrten und dichteten, dem sie durch ihre Graber auf immer angehören und wo sie sich durch sie eine Gegenwart bereiteten, die nie Vergangenheit werden kann. Sie stehen auf einem neuen Boden, der noch wohl nicht classisch heißen kann. Der folgenden Generation wird er es freylich seyn, wenn Sie nur in keiner Rücksicht von sichern Gütern ungewissen Aussichten Opfer darbringen müssen. Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, welche Freude es mir seyn würde, von Ihnen selbst zu hören, daß Sie Ihrer seegensreichen Wirksamkeit nichts entgegengestellt finden, daß Ihnen in dem fremden Lande ein neues Vaterland geworden ist, und daß das Leben dort wirklich so schön ist, wie es unter dem mildern Himmel und in dem ersten der Männer des Zeitalters, zwischen den vereinigten Reizen der edelsten Künste und der lieblichsten Natur seyn sollte. Zwar könnten wir fürchten, auf diese Weise gänzlich Ihrem liebevollen Andenken entrückt zu werden: aber ich denke, daß sich ein edles Gemüth des Würdigen und Edeln um so lebendiger erinnert, je glücklicher und anmuthiger es sich selbst umgeben fühlt, dagegen der gemeine Sinn dessen, was sein Interesse anregen konnte, nur dann gedenkt, wenn drükkendes Entbehren von außen ihn treibt. Ich bin kühn genug, die Erfüllung jedes geliebten Wunsches für Sie vom Himmel zu erflehn und dennoch zu hoffen, daß Ihnen bleiben wird die Erinnerung an mich und wieviel Sie mir waren, als ich Ihnen noch näher seyn durfte. Aber das letzte hört nie auf, und ich darf es sagen, daß Sie mir jetzt oft näher zu stehn scheinen, als damals, und ich Ihnen. Es ist mein lebhaftes Verlangen, Sie einmal in München wieder-

zuſehn, und Sie mündlich von meiner unvergänglichen Liebe und Verehrung überzeugen zu können!

An Heinrich Voß.

— — — Hören Sie nun noch, was eigentlich mich hindert, ſchon heute meine Meinung über die Details Ihrer Ueberſetzung zu ſagen. Es iſt kein anderer Grund, als daß ich mich, auf Veranlaſſung meiner Eltern, raſch entſchloſſen habe, mich in einigen Wochen ſchon mit einem lange geliebten, liebenswürdigen Mädchen, einer jungen Hannoveranerin, zu verbinden: und da iſt denn freylich noch manches zu ordnen und einzurichten, was mich jetzt verwirrt und ſtört: dazu der lebhafte Wunſch, nur bald an das Ziel gelangt zu ſeyn, das ich mir bisher noch zu fern gedacht, um eine andere Sehnſucht danach zu fühlen, als nach den freundlichen Sternen über mir. — Sie fragen mich, ob ich mit Falk, Riemer, Jariges, Schütze bekannt bin. Die beyden erſten kenne ich faſt nur von Perſon: Jariges auch ſoweit nicht, doch ſchätze ich ihn aus ſeinen Recenſionen, und ich habe ihm durch Schütze, mit dem ich einigen Umgang habe, das Manuſcript meiner Ueberſetzung der Fiammetta übergeben. Mein Umgang iſt ſehr begränzt: von meinen Jahren einen Freund finde ich hier nicht. Mit deſto größerer Neigung fühl ich mich zu unſerm vortrefflichen Gen.-Sup. Voigt gezogen, und auch den feſten, treuen Fernow ſchätze ich ſehr hoch. — Am herzlichſten befreundet iſt mir aber das Haus des Reg.-Rath Voigt. Er iſt ein Mann von außerordentlichem Verſtand und Witz, dabey von ſeltner Geiſtesreinheit und durchaus klarer Einſicht in alles Menſchliche. Sie, eine Frau von einer Tiefe des Gefühls und einer Güte des Herzens, die beyde ohne Grenzen ſind, dabey von einer umfaſſenden und wahren Bildung des Geiſtes, wie man ſie ſelten mit ſoviel Gemüth und ſo vollkommner Anſpruchloſigkeit finden mag. Wenn ich Ihnen nun noch die gewandte und unterhaltende, geſellige Hofräthin Schopenhauer nenne, allenfalls noch die Jagemann und den Schauſpieler Wolf, der raſtlos ſtrebt, eine gewiß edle und ſchöne Natur aus der Tiefe früher Verführung und entſetzlicher Verderbtheit wieder emporzuarbeiten: ſo wiſſen Sie den ganzen Kreis meiner Bekanntſchaften. Ich finde überall wenig Menſchen, die ich, die mich anſprechen, und in meiner Luiſe finde ich ſoviel vereinigt, daß ich das Bedürfniß eines weitern Cirkels nicht fühle. — Viel Genuß gewährt mir, wie Sie denken können, das Theater. — Was Wernern anlangt, ſo bin ich über den ganz Ihrer Meinung. Er hat mir entſetzlich mißfallen, weil ich ihn nicht Einmal wie das anderemal geſehn habe, und dieſer Wechſel entſprang nicht etwa aus einem leichten, reizbaren Temperament, ſondern aus einem unangenehmen Beſtreben, überall zu gefallen. Es hing alſo von jedem ab, ob er ihn frivol bis zur tiefſten Gemeinheit, oder andächtig bis zur modernſten Sublimation haben wollte. So ſind auch alle ſeine Trauerſpiele gewiſſermaaßen nur Gelegenheitsgedichte, die freylich unendlich ſchöne Einzelheiten haben. Mehr aber kann auch ein ſo zerſtücktes Herz nicht geben.

Weimar, 29. Nov. 1808.

An Herrn Präpoſitus Vreem.

Seit langer Zeit, mein theurer Lehrer und Freund, haben Sie kein Zeichen von meinem Leben, meiner Liebe und meinem Andenken an Sie geſehn. Aber für die Zeit, die keine Geſchäfte hatte, wußte ich mir ſo manche und viele zu machen, daß mein Briefwechſel ziemlich ſtockte. Auch das Leben, das in Weimar ſo ſchön iſt, hat gerechten Anſpruch auf eine oder einige Stunden des Tages.

Aber jetzt drängt und treibt mich das übervolle Herz wieder, und ich sehne mich danach, im vertraulichen Gespräch mit Ihnen dem Strom der Gefühle einigen Raum geben zu können. Weil ich voraussetzen kann, daß Sie von allem Historischen, was mich betrifft, schon von Sternberg aus unterrichtet sind, erzähle ich Ihnen nichts von unsrer Reise, soviel Stoff auch die reizenden Gegenden von Hannover, Grubenhagen, im Eichsfeld ꝛc. und ein sehr interessanter heiliger Zufluchtsort in Göttingen dazu hergeben mögten. Die ganze Reise ist nun schon weit in die Vergangenheit zurück getreten, und zum festen Bilde geworden, das jeden wieder auf ihm verweilenden Blick mit seinen Licht- und Schattenpartien durcheinander ruhig erheitert und erfreut. Denn ich bin hier schon so ganz in mein eignes Leben zurückgekehrt, daß jede andere Weise mir fremd, und nur in so fern gut erscheint, als solche Wechsel die wohl von Zeit zu Zeit stockenden Kräfte in neuen Kreislauf setzen und auffrischen. So bin ich auch mit größrer Liebe und kräftigerem Willen an meinen schönen Beruf zurückgekehrt, und habe vielleicht schon manchen Keim, mir selbst unbewußt, wieder ausgestreut, der einst herrlich hervorgeht, und seine blühenden Zweige durch einen unendlichen Kreis erstreckt. Unsere Schule hat nun ihre neue Gestalt erhalten, und am nächsten Montag werde ich die Selecta mit meiner ersten Vorlesung über den gefesselten Prometheus des Aeschylos eröffnen. Die neue Organisation ist fast ganz mein und meines Freundes Schulze Werk. Ich habe meinem Vater einiges über die Behandlung der Lehrgegenstände mitgetheilt, und ich würde mich freuen, wenn Sie es anfähen und billigten. Unser — ich meine darunter Schulzen und mich — unser Wille ist der beste, und in den Disciplinen, die wir durch alle Classen vortragen, d. h. in der griechischen und in der deutschen Sprache, hoffen wir nichts gemeines zu leisten. Wir erleben schon jetzt die Freude, sichtlich zu wirken, von unsern Schülern geliebt, und von unsern Mitbürgern für das erkannt zu seyn, wonach wir streben. Möge nur die nächste Generation besser, energischer seyn, als die jetzige in Thatenlosigkeit und Feigheit versunkene: glücklicher wird sie dann gewiß seyn, und auch ich hoffe noch Bürger des erneuten Deutschlands zu werden, und wer das nicht mit mir hofft und nicht selbstthätig zu werden bereit ist, der kann keine größere Sünde begehn, als zu leben. Meine ganze Seele ist jetzt dem herrlichen Spanien zugewandt. Wie jämmerlich und possenhaft erscheint die französische Revolution, die auch so manchen deutschen Kopf verrückte, wie unbedeutend schon neben dem einzelnen kühnen und glücklichen Unternehmen des Grafen Romara in Dänemark? (Auf dem Hinmarsch der Spanier war Romara in Göttingen; er besuchte die Bibliothek, und als ihm hier der alte brave, deutsch gesinnte Heyne vorgestellt wurde, redete Romara ihn in altgriechischer Sprache an, und unterhielt sich darin über eine Stunde mit ihm, so daß Heyne selbst gestand, mitunter in Verlegenheit gewesen zu seyn, mit der Fertigkeit und Reinheit des Ausdrucks zu antworten.) Und was in der ganzen Völkergeschichte kann verglichen werden mit dem großen, einmüthigen Entschluß, der die ganze Nation, die zu schlummern schien, wie durch den Druck Einer Feder, gegen die frechen Unterdrücker ihrer Freyheit waffnete und unbesiegbar machte? Züge, wie von dem Bischof, der die ganze Generalität einer Division bewirthete, und ihnen selbst den vergifteten Wein zutrank, dürfen neben die colossalsten Züge aus dem Alterthum gestellt werden. Aber wie viele große Thaten werden uns verschwiegen bleiben! — Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch die betrübte Nachricht melden, daß Göthe — seitdem ihm Napoleon das Schandkreuz der Ehrenlegion ins Knopfloch gehenkt hat, — sich beträgt, wie es einem solchen Legionär ziemt! Ich lege Ihnen die Abschrift eines Buches bey, die ich einmal

aus Liebe zu dem Buche in Entrüſch machte, und die ich Ihnen ſchon in Schwerin verſprach. Die Aufſätze, unter denen Tiecks Name nicht ſteht, ſind von einem jungen, ſchon im Jahr 1798 fünfundzwanzig Jahr alt geſtorbnen Berliner: Wilhelm Heinrich Wackenroder, von dem ſonſt nichts exiſtirt, als eine dieſen Herzensergießungen ähnliche Sammlung von Aufſätzen: Phantaſien über die Kunſt, für Freunde der Kunſt. Herausgegeben von Ludw. Tieck (der auch eigne Aufſätze beygefügt hat). Hamburg 1799. — Auch an Tiecks wunderſchönem Roman: Franz Sternbalds Wanderungen, hat Wackenroder Antheil gehabt. — In den Phantaſien ſind beſonders herrliche Aufſätze über Tonkunſt von Wackenroder. Ich bin gewiß, daß Sie den Geiſt in den Herzensergießungen liebgewinnen werden. Laſſen Sie mich recht bald von Sich hören. Es wird mir nun alles noch verſtändlicher und anziehender werden, ſeitdem ich alle Ihre äußern Umgebungen kennen gelernt habe. Grüßen Sie Ihre liebe Gattin von mir und meiner Luiſe herzlich.

Weimar, 27. Dezember 1800.

An Herrn Hofrath Jacobs in München.

Wenn die Dauer der Zeit ſonſt verbundenes zu trennen und zu entfernen pflegt, ſo geht mir es mit Ihnen, verehrter Meiſter und Freund, umgekehrt. Denn je längere Zeit verfloſſen iſt, ſeitdem ich Ihnen nicht geſagt habe, wie ich mit jeder Stufe fortſchreitender eigner Bildung mehr erkenne, was mir Ihre Lehre und Ihr Umgang geweſen iſt; ſeitdem ich Ihnen nicht treuen Bericht abgeſtattet von dem, was ich zeither gewollt, vielleicht zum Theil erreicht habe: deſto unwiderſtehlicher wird in mir das Verlangen, mich Ihnen wieder mittheilen, auch von Ihnen wieder einige freundliche Zeilen gewinnen zu können. Daß ſich in meinem äußern Leben gar manches geändert und verſchönert hat; daß der volle Beſitz meiner Luiſe ſo ziemlich jeden Wunſch erſchöpft hat, den ich allenfalls noch an die Erde hätte thun können, wiſſen Sie wohl ſchon; und ich wüßte nicht, was ich hinzu zu fügen hätte, da die Sache alles ſagt. Im Auguſt reiſte ich mit meiner Gattin nach Mecklenburg zu meinen Eltern, die ich nicht wiedergeſehn hatte ſeit meinem Abgang von der Schule: wurde aber durch ein kaltes Fieber, das Luiſe ſich von der Oſtſee geholt hatte, gezwungen, dort zwei Monate zu verweilen, ſo daß ich erſt zu Ende des October über Hannover und Göttingen — wo ich noch einige angenehme Tage zubrachte — hierher zurückkam, dadurch ſo ziemlich getröſtet für die erzwungene lange Abweſenheit, daß ich den geräuſchvollen Tagen entgangen war, die hier die Schande unſers Vaterlands und das Verderben der Menſchheit in häßlichen, grellen Bildern aufgeſtellt hatten. Doch hätte ich mit dieſem Briefe an Sie wahrſcheinlich nicht bis jetzt gewartet, wenn die drei Monate meiner Reiſe keinen Hiatus in meine Zeit gebracht hätten. Seitdem aber lebe ich ungeſtört wieder mir und meinen Geſchäften, und alles, ſelbſt die Jahreszeit, treibt die Thätigkeit zu Einem concentriſchen Punkt zuſammen, die eine Weile durch den Wechſel fremder Gegenſtände zu ſehr nach Außen gelockt war. Was zuerſt meine regſte Theilnahme und Anſpannung aller Kräfte in Anſpruch nahm, war die nun zu Stande gebrachte neue Organiſation des Gymnaſiums, zu der ich durch einen unſerm Herzog übergebenen Aufſatz über den bisherigen Zuſtand der Anſtalt den Anlaß gegeben hatte; was mir für meine Perſon aber dieſe Verbeſſerung noch erfreulicher machte, war, daß eine dadurch erforderlich gewordne neue Lehrſtelle durch meinen vertrauteſten Freund, einen Doctor Schulze, gleichfalls einen Mecklenburger, einen Schüler Weiſſe, beſetzt wurde. Da mich ſchon mehrere Jahre vorher gleiches Alter, gleiche Studien, Gleichheit aller Lebensanſichten mit dieſem talent-

vollen, vielfach gebildeten jungen Mann innig verbunden hatten und ich kein größeres Glück wußte, als in Gemeinschaft mit ihm zu einem würdigen Zweck handeln zu können, bot ich natürlich alles auf, seinen jugendlichen Kräften hier die erste Anwendung zu verschaffen, wo ich ihn, er mich unterstützen, ermuntern, anspornen konnte; und mir wurde die unaussprechliche Freude, meines Freundes Werth auch hier anerkannt und ihn zu meinem Mitarbeiter berufen zu sehn. Es wurde also vor allem eine Selecta errichtet; aber nicht — wie in Gotha — eine Klasse, die diesen Namen nur zur Schau trägt und nichts weiter ist, als was auf andern Schulen anspruchloser Prima heißt, die Klasse, wo academische Reife erlangt wird. Eine solche Prima hatte unser Gymnasium schon und die wird ihren alten Namen mit keinem vornehmern vertauschen. Aber wir sahn die Nothwendigkeit einer höhern Klasse für diejenigen ein, die nach etwas höherm streben, als nach dem wenigen, was hinreicht, sie durchs Leben zu bringen; in denen sich ein wissenschaftliches Streben und Drang zu eigener Thätigkeit regt. Nach diesen Gesichtspunkten nehmen wir nur solche in unsre Selecta, die schon reif sind für die Academie, denen aber das bloße Hinlängliche nicht genug ist. Es gehn also nach wie vor bey weitem die meisten aus Prima ab, und nach dem, was wir hier über die Tendenz der Selecta erklärt haben, gereicht es niemand zum Präjudiz, nicht bis dahin gelangt zu seyn. Denn man kann ein durchaus musterhafter Schüler seyn, ohne sich für die practischen Uebungen dieser Klasse zu eignen. Aus dieser Bestimmung der Selecta ergiebt sich nun von selbst, daß der ganze wissenschaftliche Unterricht schon mit Prima geschlossen werden muß und daß für die höchste Klasse nur noch Sprachstunden übrig bleiben, und diese sind dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen gewidmet. Von dem lateinischen Unterricht lassen Sie mich schweigen. Ich so wenig als mein Freund habe genug Antheil daran, um ihn ganz zu kennen. — Dagegen erzähle ich Ihnen den Plan, den ich mit meinem Schulze für den griechischen Sprachunterricht entworfen habe, und den wir jetzt mit aller Kraft durchzuführen bemüht sind: denn diese Sprache haben wir ausschließlich an uns zu reißen gewußt, weil es uns Bedürfniß ist, aus Einem Stück zu schneiden, ohne zu kleben und zu leimen. Wir haben fünf Klassen für das Griechische. In der untersten, in Quarta, wird ausschließlich das mechanische getrieben; wir lesen. Doch verstehn wir darunter mehr, als bloße Buchstabenkenntniß: wir lehren nicht sowohl fertig (was nicht einmal gelehrt, nur angeübt werden kann), als vielmehr richtig und gut lesen, wovon die Fertigkeit aber unerläßliche Bedingung ist. Deßhalb werden die Quartaner mit den allgemeinern Regeln der Prosodie soweit bekannt gemacht, daß sie jedes Wort prosodisch richtig aussprechen können und ihnen zeitig der Sinn für den Klang der Sprache aufgeht. Denn da dieser Eindruck bey jeder Sprache der erste ist, glaubten wir ihn auch zuerst bilden zu müssen; unrichtig scheint uns aber auch diese Bildung nicht, weil bey den Griechen auch das Alleräußerlichste so zum Wesen gehörte, daß mir schon die Reinigung der griechischen Aussprache eine Reinigung des Sinnes überhaupt scheint. Denn sie ist ja in den redenden Künsten das, was in den darstellenden die Form. Mit diesen Grundzügen der Methode verbinden wir natürlich die Grundzüge der Accentlehre, in so weit diese auf die Aussprache Einfluß hat. Um aber den Verstand nicht ganz brach zu lassen, machen wir unsre Quartaner mit den sogenannten septem partibus orationis bekannt. Denn da sonst überall in den unteren Klassen diese allgemeine Grammatik versäumt wird und auch dadurch eine große Unklarheit bey den Latein Lernenden entsteht, daß sie Subst. deklinirn und Verba conjugiren müssen, ehe sie eine Idee von der Bedeutung dieser Redetheile, ihrem Verhältniß zu sich selbst und zu an-

dern partibus haben; ſo waren wir darauf bedacht, unſere lieben Griechen bey Zeiten vor ſolcher Verworrenheit ſicher zu ſtellen. — Wer dem bisher geſagten genügt, wird nach Tertia geſetzt. Hier wird die ganze Formenlehre nach Buttmanns vortrefflicher neueſter Grammatik und meines Freundes Thierſch in Göttingen Tabellen über das griechiſche Paradigma in halbjährigen Curſen vorgetragen. (Kennen Sie die letztere Arbeit? hat ſie auch Ihren Beyfall? — Ich finde ſie ungemein brauchbar und wünſche ſie auf allen Schulen eingeführet. In Göttingen, Kl. Bergen und Merſeburg iſt es auch ſchon geſchehn.) Um das hier theoretiſch gelehrte gleich in Ausübung zu bringen, wird daneben der erſte Curſus Ihres griechiſchen Elementarbuchs geleſen, der uns um ſo mehr zu ſtatten kommt, da Sie ſtete Rückſicht auf Buttmann nehmen. Auch laſſen wir in Tertia gleich leichte Verſuche im Vertiren aus dem Deutſchen ins Griechiſche machen; doch nicht ſchriftlich, weil die Aufgaben hier natürlich ſo leicht bleiben müſſen, daß ſie nur dann üben, wenn man ihrer Anwendung eine Schnelligkeit und Leichtigkeit giebt, die nur bey der mündlichen, extemporanen Löſung möglich wird. — So ausgerüſtet mit der ganzen Formenlehre kommen ſie nach Secunda; hier wird der zweite Curſus des Elementarbuchs und die Odyſſee geleſen. In gramm. Rückſicht wird hier vorzugsweiſe die Lehre von der Wortbildung vorgetragen, und wir arbeiten dahin, daß die Secundaner nicht nur mit den allgemeinen Regeln von den Umgeſtaltungen der Primitiva bekannt werden, ſondern auch daß ſie ſo ziemlich alle Stammwörter der griechiſchen Sprache in den Kopf bekommen. Eben dieſer etymologiſchen Rückſichten wegen haben wir die Odyſſee eingeführet. Die Uebungen im eignen griechiſchen Ausdruck werden mündlich fortgeſetzt. In Prima leſen wir die Ilias und eine Schrift des Xenophon; jetzt die Memorabilien, womit der eigentliche ſyntaktiſche Unterricht verbunden wird. Darum haben wir den zierlichen Attiker dem Herodot, oder was ſonſt vorgeſchlagen werden könnte, vorgezogen. Mit der Ilias aber verknüpfen wir das nöthige von den Dialekten. Nach dieſem Plan reichen die vier Klaſſen völlig hin, den jungen Leuten die griechiſche Sprache gründlich und zuſammenhängend vorzutragen, und wir können ſie ſo mit gutem Gewiſſen entlaſſen. Diejenigen aber, die mehr wollen und Idee von wiſſenſchaftlicher Behandlung der Sprache haben, werden nach Selecta genommen. Da in den frühern Klaſſen erreicht iſt, was zur Gründlichkeit gehört, ſo arbeiten wir hier auf Erweiterung der Kenntniſſe hin, auf eigentlich gelehrte Anſichten, und leiten zu praktiſcher Anwendung des Gelernten, ſowie zum eignen Forſchen, weßhalb auch hier ſchon von kritiſcher Bearbeitung und Behandlung des Textes die Rede ſeyn darf. Für die Lectüre haben wir uns einen poetiſchen und einen proſaiſchen Cyklus gebildet. Jener beſteht aus erleſnen Hymnen des Pindar und einzelnen Stücken des Sophokles, Aeſchylus, Ariſtophanes, auch wohl des Euripides; dieſer aus ausgewählten Stellen des Herodot und Thukydides, Dialogen des Platon und Reden des Demoſthenes, unter denen wir von einem halben Jahr zum andern wechſeln. Hier werden die Stylübungen ſchriftlich geliefert, weil es hier wirklich die Abſicht iſt, den griechiſchen Styl zu bilden: in den andern Klaſſen ſollte durch das mündliche Vertiren nur Gewandtheit in der Sprache erreicht werden; denn mehr zu fodern von künftigen Geſchäftsleuten ſind wir nicht berechtigt. Aber ein Weimarſcher Selectaner beſtimmt ſich ſchon für etwas höheres. Die vorzüglichſte Uebung aber beſteht darin, daß ein jedes Mitglied einen ihm beliebigen Autor für ſich nach allen Rückſichten bearbeiten, und darüber alternirend zu geſetzten Stunden, unter Schulzes und meinem Vorſitz, disputiren muß. — Schon ehe es möglich wurde, dieſen Plan ganz ſo, wie ich ihn Ihnen hier vorgelegt, ins Werk zu richten, hatten wir die Freude, dem griechiſchen Sprachſtu-

dium Antrieb und Sporen durch die Liebe zu geben, mit der wir es ſelbſt trieben: durch dieſe neue Organiſation aber hat alles noch raſchern Schwung gewonnen und wir ſehen ſchon jetzt frühe ſchöne Früchte unſers redlichen Strebens. — Rathen Sie uns, wo Ihre reifere Erfahrung, Ihre tiefere Einſicht Lücken und Mängel findet in unſerm Plan. Niemandes Stimme kann mir darin wichtiger ſeyn als Ihre, da ich ja weiß, mit welchem Erfolg Sie einſt in Gotha lehrten. Aber auch niemandes Beyfall könnte mich mehr erfreuen, würde mich ſicherer, muthvoller auf der betretenen Bahn fortſchreiten machen. Meine ganze Seele hängt an dem ſchönen Gedanken, durch Enthüllung des helleniſchen Alterthums, Entwicklung des helleniſchen Geiſtes das wenigſtens im Einzelnen herzuſtellen, was den Deutſchen im Ganzen ſchmachvoll abhanden gekommen — Begeiſterung für Vaterland und Freyheit. Müßte ich je die Hoffnung ſchwinden laſſen, das zu vermögen; würde mir es ſo klar werden, dieß Streben ſey ohne Erreichung: ſo würde die Freude am Leben dahin ſeyn, die mich jetzt heiter ſeyn läßt bey allen den Schrecknissen, die ſich jedem zeigen, der die Zeit und ihren Geiſt betrachtet und nicht in kaltem Egoismus oder in ſtumpfſinniger Sklaverei dahin träumt. Darum iſt mir auch mein Beruf ſo werth, ſo erhaben, weil mir die Bildung einer neuen, ſo Gott will beſſern und dann auch gewiß glücklichern Generation mit anvertraut iſt und ich nicht wiſſen kann, wie unendliche Folgen aus einem einzigen mit Wahrheit und eignem Gefühl geſprochnen guten Worte ſich über ganze Menſchenalter verbreiten können. Und in Weimar beſonders wird man jetzt zur äußerſten Anſpannung jeder Kraft getrieben: denn die Vergangenheit fängt an, hier ſo gewaltig, ſo rieſenhaft zu werden, daß man wohl alles thun muß, in der Zukunft ein Gegengewicht zu geſtalten. Auch unſer Fernow iſt nun todt, und Görbe wankt. Es wäre ein unerträglicher Gedanke, wenn wir das unwiederbringlich nennen müßten, was ſchon dahin iſt, und bald dahin ſeyn kann. Aber noch iſt nichts verloren und eben der fruchtbare Druck der eiſernen Gegenwart, hoff' ich, ſoll große Kräfte hervortreiben. Unſer Fürſt gehört zu den wenigen, die noch mit Feſtigkeit an der guten deutſchen Sache hängen und das Volk iſt gut und empfänglich. — Sie ſehn, mein theurer Lehrer, Ihr Schüler hat von Ihnen gelernt, nichts kleines zu wollen. Möge er im Erreichen eben ſo glücklich ſeyn. Sie begreifen, daß meine öffentliche Thätigkeit meiner litterariſchen manchen Abbruch thut: es iſt aber ſo beſſer, als wenn es umgekehrt wäre. Und dann bin ich auch ſo glücklich, daß meine litterariſche Thätigkeit im Grunde mit meiner bürgerlichen eine und dieſelbe iſt. Inzwiſchen bin ich mit dem erſten Theil des Perſius, der außer der Ueberſetzung und dem Text eine Abhandlung über das Leben und die Schriften des P. und Anmerkungen zur erſten Satyre enthält, ſo weit fertig, daß 20 Bogen gedruckt ſind und das Ganze in ein paar Wochen in Ihren Händen ſeyn wird. Ich laſſe vielleicht auch bis Oſtern eine Ueberſetzung des Muſäus drucken. Beſonders beſchäftigt mich ſeit einem Jahr die Geſchichte der griechiſchen Litteratur, die ich im Grunde noch ganz unbearbeitet finde. Denn ſo viele biographiſche und bibliographiſche Notizen auch angehäuft ſind: ſo gar nichts kenne ich, worin der organiſche Zuſammenhang in der geſammten Bildung der Nation entwickelt und an den uns erhaltenen Werken dargeſtellt wäre. Mit der Zeit mögte ich mich an eine ſolche Darſtellung wagen; aber ich muß noch vieles leſen, ſammeln und denken, ehe ich ächt hiſtoriſche, alſo unumſtößliche Reſultate geben kann. — Aber ich ſehe, wie viel ich Ihnen ſchon von mir geſagt habe: faſt mehr, als die Sitte erlaubt. Aber ſeyn Sie nachſichtig, wie Sie es oft waren, und verzeihn Sie dem Verlangen, recht lange mit Ihnen reden zu können.

Weimar, 24. Februar 1809.

An Frau von Voigt.

Ihr letzter Brief, werthe Freundin, hat Luisen und mir so viel Freude gemacht, daß wir nicht anders können, als Ihnen, jedes für sich, in zwei Antworten danken. Was Sie uns von Ihrem gegenwärtigen Befinden sagen, ist uns recht beruhigend gewesen, so viel Sie auch unsern guten Wünschen noch übrig lassen. Aber die würden doch nie ganz erfüllt werden können, durch kein zeitiges Glück; und darum genießen wir schon dasjenige erfreut mit Ihnen, was Sie jetzt Ihren Freunden in Dresden schuldig zu seyn glauben, wenn es auch eigentlich wohl Ihr eignes Werk ist. Daran knüpfen Sie die schöne Hoffnung für uns, Sie bald wieder in unsrer Mitte zu sehn. Ihre Nähe, glaube ich, würde für uns um das doppelte ihres Werths gesteigert seyn, da wir erfahren haben, was es heißt, sich einer so lieben Gewöhnung zu entwöhnen. Und auch Sie würden vielleicht mit neuer Liebe zu uns zurückkehren, und unsern kleinen Kreis durch Fr. v. Riebecker und den wackern Abeken nicht wenig verschönt finden. Ueberhaupt leben wir jetzt so ungestört, so unabhängig, wie es in einem Staat nur möglich ist. Von den alten Collegen hab' ich mich mit guter Manier ganz abgelöst; und das einzige langweilige Verhältniß, die Bekanntschaft mit der Schopenhauer, hat die vielgewandte Frau selbst auf die drolligste Weise erleichtert. Ich sehe sie fast gar nicht, außer wenn sie mich holen läßt, und etwas von mir haben will. Denn für entsetzlich gutwillig ꝛc. hält ihr tiefer Blick mich gewiß. Auch könnte es manchem so scheinen, der hört, daß ich die Anordnung und die Anfertigung eines Katalogs von Fernow's Büchern auf mich genommen habe, was mir manche Stunde raubt. Ich thue es aber auch darum, damit sich wenigstens einer von Fernows Weimarschen Freunden nach seinem Tode anders als gemein zeige. — Vom Theater kann ich Ihnen allerlei erzählen. Seitdem Goethe es wiederbekommen, hat Becker seinen Abschied genommen, und geht Ostern einstweilen nach Berlin, dann wahrscheinlich über Dresden nach Breslau. Vermuthlich wird der liebe Deny seine meisten Rollen übernehmen. Den Arkas hat er schon nach seinen geringen Kräften tapfer verhunzt. Um aber auch gegen nichts Gutes undankbar zu seyn, müssen wir uns der Ordnung freuen, die seit jener Zeit in der Abwechslung der Vorstellungen herrscht, indem nun regelmäßig Montags Komödien, Mittwochs Trauerspiele, Sonnabends Opern gegeben werden. So haben wir in ununterbrochener Reihe Wanda, Nathan, Tell, die Jungfrau, Iphigenia, Egmont, Wallensteins Tod, Antigone, Tasso, Maria Stuart gesehn. Phädra, Göz und Clavigo werden die drei nächsten Mittwochen ausfüllen. — Die Antigone wurde zum Geburtstag der Herzogin gegeben. Der Plan war ganz der der herrlichen Antigone des Sophokles (die Sie vielleicht aus Solgers gediegener Uebersetzung kennen), und auch im Einzelnen erinnerte so manches Wort und Bild an das Original, daß man ohne sondersliche Mühe merken konnte, es solle eine Uebersetzung des Sophokles seyn. Wenn ich Ihnen aber sage, daß Herr Rochlitz in Leipzig der Bearbeiter ist, so werden Sie den Grimm begreiflich finden, den ich gegen diese Bearbeitung hege. Daß Rochlitz nicht nur keinen griechischen Buchstaben lesen kann, sondern daß er auch von nichts so fern ist, als von antikem Sinn, das ist wohl ziemlich ausgemacht. Nun unterfängt sich ein solcher Mann aus deutschen Uebersetzungen eine neue zusammen zu betteln, und scheut sich gar nicht, mit unverzagter Hand wegzuschneiden, was seiner Jämmerlichkeit zu gewaltig war: ja — was ärger ist — nach seinem bessern Leipziger Geschmack umzumodeln, was er nicht verstand, und mit großmüthiger Freigebigkeit aus eignen Mitteln zuzubüßen, wo ihm der heilige Alte nicht poetisch genug war. Sie haben wirklich keine Idee

davon, was das für Zeug ist. Gleichwohl triumphirte Sophokles recht sichtbarlich über den Rochlitz; denn es zeigte sich recht augenscheinlich, daß dieser Herkules die ganze Pleiße hätte durch das Stück leiten können, und daß es ihm gleichwohl nicht gelungen seyn würde, seine Göttlichkeit hinauszuschwemmen. Indeß muß man auch sagen, daß die Wolf als Antigone Wunder gethan hat, und man könnte leicht auf den Gedanken einer unmittelbaren Inspiration kommen. Daß in neuerer Zeit keine antike Rolle so gespielt worden, ist das wenigste, was man sagen kann. Die Ismene wurde von der Unzelmann auch mit recht viel Sinn und Zartheit gespielt. Den Kreon verdarb Haide total, und auch Graff als Tiresias leistete nichts besonderes. Doch übertraf Oels als Hämon alle Erwartung weit. Der Chor war unwissenderweise, wie in der Braut von Messina wissender, zu zwei Halbchören gemacht, deren Stimmführer Wolf und — der liebe Deny waren. Ein Freund von grellen Contrasten würde dabey seine reiche Rechnung gefunden haben: denn Wolf spielte mit einer herrlichen Würde und Einfalt. Von Lustspielen ist nichts neues oder bedeutendes vorgekommen, etwa den Talisman von Contessa, eine Fortsetzung des Räthsels, ausgenommen: denn die Mitschuldigen sind ungenießbar, seitdem Herr Deny den Süller macht. — Von den Opern kann ich Ihnen keine Relation geben. Ueberhaupt bin ich jetzt höchst selten anders, als Mittwochs im Theater, und überhaupt sehr fleißig, wovon ich Ihnen vielleicht nächstens ein gedrucktes Document schicken kann. — Auf der Redoute bin ich inzwischen gewesen, um den großen, von Göthe und Falk angeordneten Aufzug auch zu sehn. Schlimm ist inzwischen, daß vor der Redoute entsetzlich viel davon gesprochen wurde — sonderlich von den Aufgezogenen — nachher aber alles sehr still blieb. Auch war's lumpig. Einer unserer Schüler, Herr Burkhardt, zog als Chorführer voran, dann kamen das Feuer (Fr. Reizenstein) und das Wasser (Fr. v. Linker), erste von einem antiken Schmied, Hr. Riemer (bei weitem die schönste Maske), letztere von einem Fischer, Hr. Arthur S., gefolgt. Dann Erde und Luft, Fr. Täuber und Götz, mit einem Jäger und Vogelsteller, Charles Bertuch und der junge Brunnquell, der sich gut ausnahm. Dann ein absonderlicher Genius, Pr. Oken, dann vier Kanephoren, unter denen sich Dem. Sporch hervorglänzen machte, tragend einen Lorbeer (Tasso), einen Palmzweig (Herder), einen Apfel (Tell), einen Lilienstengel (Oberon), die beste Idee des Aufzugs; dann vier Psychen, dann ein schlimmer Astrolog, Werenburg; dann ein wandelndes Bureau, auf dem der Kopf des Trägers als Büste stand (ganz artig), dahinter Falk als incroyabler Poet, Gedichte austheilend; dann Werner als Knecht Ruprecht, horribel anzusehn; dann der Stern, darin die heiligen drei Könige, Mad. Schopenh., Frau Falken und das liebe Adelchen; dann ein Trupp Bauern und Bäuerinnen, unter denen sich besonders Fr. von Göthe bemerklich machte. Sonst war noch zu betrachten ein Aufzug von einigen Schauspielern, eine erst am Morgen der Redoute von der Jagemann gefaßte, und mit Geist und Glück ausgeführte Idee, von der vorher gar nicht, aber nachher desto mehr und desto günstiger gesprochen ist. Es waren nur fünf Paare, die Jagemann und Wolf, als Thekla und Max, die Wolf und Unzelmann, als Jungfrau und Lionell, Lorzing und die Elfermann, als Rudenz und Bertha, die Unzelmann und Stromeyer, er Titus (er war wirklich wunderschön), sie eine weibliche Rolle aus derselben Oper, endlich Röpke und die Beck in Carricaturrollen; aber ihr Anzug war ungemein gut gewählt, und sie machten ein erfreuendes Ganze. Sie bewegten sich vor der Herzogin vorbey, und jedes sagte ihr einige von Wolf zweckmäßig ausgewählte Verse aus seiner Rolle. — Diese wirklich schönen Gestalten, die ohne Lachen erfreuten und erheiterten, hielten schadlos für den Ueberdruß des großen Aufzugs,

der nur an Anmaßung, Leerheit und Gefallsucht der respektiven Interessenten erinnerte. Ramdohrs Ausfall auf den Friedrich hab' ich nicht gelesen, weil ich mit meiner Zeit und meinem Gelde nicht zu eleg. und freym. Blättern reiche, wohl aber Friedrichs Antwort, die er an Schulzen geschickt, und die dem elenden Schwätzer das Handwerk legen wird, denk ich. Kügelchens Bilder haben auch mich sehr erfreut. Göthes und Herders, besonders aber Schillers und Knebels Porträts haben mich außerordentlich angezogen.

Weimar, 17. September 1809.

An Heinrich Voß in Heidelberg.

Messen Sie, mein theurer Voß, die Freude, die mir Ihr letzter lieber langer Brief gemacht hat, nicht nach der Langsamkeit meines Dankes und meiner Antwort. Sie hatten mir nie in so behaglichem und heiterm Gefühl des Wohlseyns und des Gernschreibens geschrieben, und es spricht dann doch so ungleich lebendiger, frischer an's Gemüth. Freylich hätte ich Stimmung, die Sie dadurch in mir anregten, gleich festhalten und zur Antwort benutzen sollen: aber ich Armer lag wieder mitten im Fieber, und durfte auch nicht dictiren. Darauf kam eine Reise dazwischen, zwar nur in die Lüneburger Heide, die aber gleichwohl meiner Luise und mir so wohl gethan hat, wie Ihnen hoffentlich Ihre zweite nach Baden, und die mich doch auch mitunter zu recht interessanten Menschen geführt hat, nach Göttingen, Hannover, Braunschweig; auch zu Ihrem liebenswürdigen Freunde Baudissin, der mir in kurzer Zeit sehr werth geworden ist. Nun bin ich seit fast 14 Tagen wieder hier, und in erneuerter, frischer Thätigkeit; und nun wird auch Ihr Brief wieder hervorgeholt, um ihn noch einmal zu genießen und ihn zu erwiedern, so gut ich eben: ob ich gleich immer fürchte, daß mein Organ des Ausdrucks Ihnen mitunter böotisch vorkommen mag: mir selbst gehts wenigstens so damit, wenn ich das Gesagte mit dem vergleiche, was ich eigentlich, und wie ich es haben sagen wollen. Indeß scheinen Sie mich noch nicht misverstanden zu haben, und darum bin ich schon weniger scheu. Das beweist mir besonders unsere Correspondenz wegen meines Verhältnisses zum Göthischen Hause, von dem heut jedoch kein Wort; denn das hat Zeit, bis wir uns sehen. Kommen Sie denn dieß Jahr noch mit August Göthe zu uns? Ich wollte, Sie könnten so rasch antworten, als ich die Frage herschreibe. Ich baue recht fest darauf und hoffe zuweilen sogar, daß der Brief Sie gar nicht mehr vorfinden wird. Bei allem dem kann ich es nicht lassen, noch einmal den schriftlichen Weg zu wählen, weil ich so lange nicht mit Ihnen sprechen konnte. Sind Sie bey meinem Musäos gewesen? Haben Sie ihn schon von einigen Makeln gesäubert? Daß ich auch daran unermüdlich feile, kann Ihnen schon die Vergleichung der kleinen Probe zeigen, die bei der Recension des Danquard steht. Die Hauptarbeit beginne ich erst, wenn ich Ihren Tadel und Ihre Verbesserungen in Händen habe. Jacobs hat mir einiges kritisches über den Text geschrieben, den auch der wackere Wunderlich jetzt für mich durcharbeitet: denn durch einige Stellen weiß ich allein mich gar nicht durchzuhelfen. Von Handschriften scheint nicht viel zu hoffen zu seyn: die verglichenen conspiriren überall, wo es Schwierigkeiten giebt. Gleichwohl hat Bast mir verheißen, alle Pariser codd. des Musäos, Koluthos und Tryphiodoros für mich zu vergleichen. Vielleicht daß von dorther noch etwas Bedeutendes kommt. Ich mögte auch Sie fragen, wie Sie Vs. 213, 125 und 298 lesen würden. Ueber 213 habe ich nichts. ἀλέεινε hat Huschke mir zu 125 vorgeschlagen, und gefällt mir

das auch noch am besten. Aber 298 schwanke ich auch noch wegen der Erklärung. Jetzt scheint's mir noch am besten ξυντομένης auf ἅλα zu beziehn (wenn man nicht ξυντομένῳ lesen will), Brunck's Conject. διφᾶν aufzunehmen und — was mein eigen ist — ἀνάπλεων vom Abtakeln des Schiffes zu verstehn: so werden Sie auch übersetzt finden; ich mögte aber gar gern hierüber Ihre Meinung wissen. Ves. 312 habe ich δὴ τότε καὶ mit Weglassung des κεν vermuthet, und es durch einen Venetianischen cod. bestätigt gefunden; 187 macht auch das ἀμφιβόητος Schwierigkeiten. Nach Dorv. ad. Char. p. 273 ist wenigstens περιβόητος immer: berühmt, vielbesprochen, berufen, auch verrufen; ich aber kann mich nicht überzeugen, daß unser ἀμφιβόητος nicht umrauscht; umbrandet sey, ohngeachtet Antipater Sidon. 2, 2 auch dagegen ist. Einige andere Zweifel finden Sie in der Rec. des Danquard berührt. "Vielleicht haben Sie etwas erweiternd und bestätigend, oder auch widerlegend hinzuzufügen. Zu Ihren Bemerkungen zum Sophokles! In der Antigone 126 kann ich mich noch nicht in Ihre und Solgers Auslegung finden. Ich will die Stelle in der Recension ausführlich behandeln. Dagegen vortrefflich und einzig wahr erscheint mir, was Sie über Aj. 674 sagen. Lobecks mitunter stupend gelehrte, aber freylich ohne Sinn für den Dichter gearbeitete Ausgabe tritt der Conjectur von Musgrave und Jacobs bey. Eben der scheinbare Widerspruch, der in Ihrer Auslegung ist, ist an einer andern Stelle, die mir nicht gleich beyfällt, von Lobeck selbst gelehrt erläutert und eine ganz verwandte Stelle des Val. Flaccus citirt, wo die fibula vectem laxat, nämlich nachdem sie gelöst ist: ganz ebenso beruhigen des Sophokles gewaltige Hauche das Meer." Daß ich Ihnen nicht ungerecht gegen Gruber scheine, ist mir lieb, und ich freue mich, daß Sie gemeinschaftliche Sache gegen den Sonnenbergischen Götzendienst machen wollen; denn der ist unerträglich. Ich habe Sonnenberg gekannt, kenne alle seine Verhältnisse bis zu seinen geheimsten Herzensangelegenheiten genau, und habe ihn als Mensch ungemein geschätzt und bedauert. Aber als Dichter ist er mir durchaus verhaßt, und fehlt ihm alles, diese Prätension zu behaupten. Die Recension von Schlüters Agricola war nicht von Schulze, sondern auch mein Werk. Ich wollte Sie fragen, ob Sie das gefällte Urtheil billigen: Sie sind mir halb entgegen gekommen, und scheinen nicht unzufrieden mit ihr. Ich wünschte es darum zu wissen, weil Schlüter in der Vorrede zum ersten Theil der Annalen 30 Seiten durch auf meine Rec. schimpft, und ich mir bewußt bin, nie eine Kritik mit so ganz unbefangenem und vorurtheilsfreyem Gemüth geschrieben zu haben. Eichstädt hatte mir auch die Annalen zur Recension geschickt; ich habe sie ihm aber wegen der Vorrede zurückgegeben, mit der Bitte, dem Recensenten zugleich eine strenge Prüfung meiner Recension mit der Schlüterschen Vorrede aufzugeben. Denn mein eigner Richter wollte ich nicht seyn, und überhaupt will ich von nun an allen Streit vermeiden, wenn mir gleich von Leipzig aus wahrscheinlich gerechter Grund dazu wird gegeben werden: denn Beck war ein Busenfreund von Lenz, und dann hab ich seiner Lit. Zeitung eben keinen Weihrauch gestreut: dazu sein Grimm gegen Jena. Ja er hat sogar die Stellen gegen Lenz nicht durch die Censur lassen wollen; nach meiner jetzigen Ansicht hätte der Mann mir einen Gefallen gethan, wenn er sie gestrichen. — Neulich war im Morgenblatt eine Anzeige von meinem Persius, in der mir meine polemische Rüstigkeit mit Recht vorgeworfen wurde, mit deren Urtheil ich aber sonst ganz zufrieden seyn konnte. Wenn ich mich nicht ganz irre, lieber Voß, so sind sind Sie der Verfasser, und auf den Fall meinen aufrichtigen Dank. Wegen Schlüters Rec. schreiben Sie über eine specielle Sache: über das Streben, sich beym Uebersetzen von seinem Vorgänger verschieden auszudrücken, und misbilligen

es. Daß ich ganz Ihrer Meinung bin, wissen Sie; Schulze ist es aber auch: wir wechseln unsere Ideen über diese Gegenstände zu oft mit einander aus, als daß wir in den Hauptpunkten verschiedener Meinung seyn könnten. In der von Ihnen gerügten Stelle des Tacitus aber, wo Schlüter inimicus durch Feind, ich durch Widersacher gegeben habe, hab ich das mit Bewußtsein gethan, weil im lateinischen aufs bestimmteste der Privatfeind bezeichnet ist, und weil ich den vollen Klang des Adjektivs inimicus so leicht wiederhallen lassen konnte. Schulzen war indeß auch die Rec. des Agricola von Böckh für die Heidelb. Jahrb. angetragen, die er auch übernommen hatte, zumal er ihn jetzt in Prima erklärt. Aber ich zweifle sehr, daß er sie macht. Die Fortsetzung des Winckelmann, bey der er mit der höchsten Gewissenhaftigkeit und mit unendlichem Fleiß verfährt, nimmt ihm viel Zeit. Dazu hat er durch den unbedingten Beyfall, den er als Kanzelredner findet, wenigstens auf einige Zeit, eine zu äußerliche Richtung bekommen, was sich aber schon wieder geben wird. So hat er seinen Sallust wohl ein Jahr lang mit keinem Auge angesehn; auch Wagners Cäsar liegt schon eine gute Weile bey ihm zur Recension. Noch ist nichts von ihm in unserer L. Z., als die Anzeige vom 2ten Bande der Schleiermacherschen Predigten, von der aber Eichstädt eine lange und vortreffliche Einleitung weggeschnitten hat. Was Sie mir über Ihr Verhältniß zu der Redaction der Heidelberger Jahrbücher für Philologie sagen, ist mir nicht wenig unangenehm: denn bey jedem neuen Stück hoffte ich bisher auch neue Beyträge von Ihnen zu finden. Aus derselben Stelle schließe ich, daß Böckh mir übel will, was mir nicht lieb ist, da ich seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn aufrichtig schätze, so wenig ich seine Ausfälle billigen kann. Die Divina comedia des Prof. Schreiber scheint auch mir ein erbärmlich Ding, und kann ich in das Lob des Jenaer Recensenten nicht einstimmen; aber Böckhs Ausfall dagegen ist mit Recht zurückgewiesen worden. Was ist aber das für ein Platonisches Werk, das ich nach seiner Meinung recensirt habe? Wenn ich hier ihm auch keineswegs das Monopol zugestehe, so werde ich doch noch lange nichts Platonisches recensiren, und hab es auch noch nicht gethan. Mit dem Demosthenes hingegen denke ich mich recht innig vertraut zu machen, und habe in Celle jetzt nichts gethan, als seine Staatsreden gelesen; denn dieser mächtige Geist hat meine ganze Seele ergriffen und wie viel Trost giebt er in diesen entsetzlichen Zeiten! Ich habe fast Lust, einen politischen Katechismus aus dem ganzen Demosthenes zusammen zu tragen. Ohne ein Wort Zusatz von mir würde er verständlich seyn; aber wo dürfte das gedruckt werden, und würde man es nicht für neue Arbeit halten, weil die kraftvollsten Sachen so ganz und gar auf unsern Zustand passen? — Den zweiten Band von Persius werde ich noch einige Zeit zurückhalten, weil mir noch immer neue Hülfsmittel zufließen, und überdieß ein vollständig ausgearbeiteter Commentar zum Persius von Heinrich Valesius gefunden ist, der jetzt in Paris gedruckt wird. Seine Erscheinung warte ich auf allen Fall ab. Jetzt habe ich auch einen ungedruckten Scholiasten aus Erlangen bekommen. Unerwartet war mir das, was Sie über den zweiten Band von Schlegels Calderon schreiben, da ich wohl von Abeken gehört hatte, daß Sie mit dem ersten nicht zufrieden waren. Dießmal kann ich Ihnen aber nicht ganz beystimmen. Mich hatte die neue Welt entzückt, die der erste Band vor mir entfaltete, und ich hatte Spanisch gelernt, um mehr von Calderon lesen zu können. Aber jemehr ich las, je geringer wurde meine anfangs unendlich hohe Meinung von ihm, und ich bitte es dem Shakspeare noch immer ab, daß ich den Calderon einmal neben ihn stellen konnte. Ich weiß nicht, ob ich irre; aber bey unerreichbaren, einzelnen Schönheiten sind ich doch im Ganzen viel Monotonie in der Idee der kaum angedeuteten Charaktere; in der Ver-

wickelung, besonders der Lustspiele, und in den Bildern und Gleichnissen, die immer wiederkehren. Die historischen Stücke, wie die gigantische Brücke von Mantible, bleiben mir allerdings die liebsten und stehn mir immer noch sehr, sehr hoch, und ich werde nie aufhören, mich von Zeit zu Zeit dieser Farbenpracht zu freuen. Aber mit Schlegeln bin ich in diesem zweiten Bande sehr unzufrieden. So fleißig und treu, so lesbar, rein deutsch und dichterisch schon der erste Band: so nachläßig und willkührlich, so schwerverständlich, holperig und abstoßend ist der zweite gearbeitet. Man sieht gar zu sehr die Eilfertigkeit der Arbeit, und wie er sich einer großen erworbenen Gewandtheit zu sehr bewußt war, um mit dem vorher so großen und rühmlichen Fleiße zu arbeiten. Sie sollten nur einen Act mit dem Original vergleichen, um sich von den unzähligen Quid pro quos und nicht seltenen Unrichtigkeiten, besonders aber davon zu überzeugen, daß Schlegel etwas viel vortrefflicheres hätte geben können, wenn er gewollt hätte, und das ist kein geringer Vorwurf. Recensiren mag ich ihn eben darum nicht. Ich schätze ihn viel zu hoch, um ein hartes Wort gegen ihn auszusprechen, das ohnehin seine Gegenpartei gar zu schief ausdeuten und schlecht benutzen könnte: und ihn glimpflich zu entlassen, wäre gegen meine Ueberzeugung. Mir ist der gewiß von der Natur unendlich reich begabte Tieck schon dadurch fast verhaßt geworden, daß seine Arbeiten ohne Ausnahme so sichtbare Spuren von Uebereilung und Obenhinarbeiten an sich tragen: und was will daraus werden, wenn die ausgezeichnetsten Männer ihm das nachthun? — Daß ihm das eine Recension auf eine würdige Art sage, wünsche ich gar sehr; aber ich finde es mir nicht geziemend, das Organ dieses Tadels zu werden. Dagegen werde ich den neulich erschienenen Band von Friedrich Schlegels sämmtlichen Schriften recensiren. Der Friedr. Schlegel steht mir doch noch höher, als sein Bruder, dem er an Geist und Kenntnissen gewiß nicht nachsteht, aber weit vorangeht an Charaktergediegenheit, Ernst und einem unendlichen Streben nach dem höchsten Ziel. — Aber ken hab ich noch nicht wiedergesehn seit meiner Rückkehr. Er ist noch immer in Rudolstadt, kommt aber in diesen Tagen zurück; vielleicht bringt er mir schon Nachricht über Ihr Kommen. In Heidelberg sehn Sie mich dieß Jahr nicht; ob ich aber nicht die künftigen Hundstage so gut anwende, ist eine andere Frage. So viel ist gewiß, daß ich die herrlichen Rhein- und Neckargegenden recht bald kennen lernen muß.

Weimar, 26. September 1809.

An Hrn. Hofrath Jacobs.

Zu spät erfuhr ich, daß Sie, mein innigst verehrter Freund, uns um ein gutes Theil Wegs näher gerückt sind, ohne doch Weimar selbst — etwa auf einer Reise nach Jena — zu berühren: sonst hätte ich es möglich machen müssen, Sie an eben dem Ort wiederzusehen, wo ich Sie das erstemal sah, und dann so oft, aber immer mit den gleichen Gesinnungen der Liebe und Verehrung, und wo ich Sie nun so sehr vermisse. Da aber grade jetzt gehäufte Schularbeiten für das bevorstehende Examen mich halten und ich den sehnlichen Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft mit Ihnen aufgeben muß, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen wenigstens schriftlich zu sagen, wie erfreut ich gewesen bin, Sie uns einmal wieder so nahe gewußt zu haben, und wie unendlich nahe mir es geht, daß mir auch diese kleine Entfernung eine Scheidewand bleiben muß, die nur ein Paar Zeilen an Sie durchläßt. — Daß ich diese mit einem herzlichen Dank für Ihre letzte Zuschrift anfangen muß, ist darum fast unverzeihlich von mir, weil das schon längst hätte geschehn sollen. Aber ich bin die erste Hälfte des Sommers viel krank gewe-

ſen und habe deßhalb einen großen Theil der andern auf einer Reiſe nach Nieder-Sachſen verwenden müſſen, die mich wieder in den alten Stand zurückgeſetzt hat, ſo daß alles wieder ſeinen friſchen, nun doppelt angetriebnen Lauf geht. Vielleicht haben Sie das ſchon in Gotha gehört und ſo Sich Selbſt mein Schweigen erklärt. Was Sie beſonders an meinem Perſius tadeln, meine zu große polemiſche Rüſtigkeit, fange ich ſelbſt allmälig zu bereuen an, und war mir ſchon Ihre Aeußerung darüber ſo wenig befremdend, daß ich von Ihre Freundſchaft eine Zurechtweiſung darüber faſt erwartet hatte. Hätte ich vorausſehn können, als ich mein Manuſcript abſchickte, daß die beyden, gegen die ich mich beſonders waffnen zu müſſen damals glaubte, den Abdruck dieſes erſten Bandes, der eine gar nicht, der andere kaum erleben würde, ſo hätte ich gewiß geſchwiegen. Beck hat die luſtige Maasregel nehmen wollen, die letzte Stelle kraft ſeiner Cenſorgewalt nicht durch den Druck zu laſſen; jetzt würde ich ihm danken, wenn er ſeine, ich weiß nicht durch wen gehinderte Abſicht durchgeſetzt hätte. — Den zweiten Theil meiner Arbeit werde ich noch eine Weile zurückhalten: aus mehrern Gründen. Der Perſius ſoll mir wieder ein wenig fremd und neu werden, erſteres, weil alle meine Freunde meine jetzige Anſicht von dieſem Dichter für vorgefaßt und durch meine eigne Individualität befangen halten; ich will alſo ſehn, ob die Zeit etwas daran wird ändern: letzteres, um mit neuer Kraft und regerer Liebe weiter zu arbeiten, als ich in dieſem Augenblick nicht zum Perſius, ſondern zur Bearbeitung meines Lieblingsdichters in mir ſpüre. Ueberdieß fließen mir noch immer neue Hülfsmittel zu, ſo wie ich ſchon jetzt zum zweiten Bande drei Handſchriften mehr und einen unedirten Scholiaſten habe; und ganz kürzlich hab' ich von Vaſt erfahren, daß in Frankreich ein Commentar des Heinrich Valeſius zum Perſius [illegible]en iſt, der jetzt unter Boiſſonnades Aufſicht gedruckt werden ſoll. Den will ich vor allen Dingen abwarten. Die Zwiſchenzeit werde ich theils mit dem Studium des Muſäos und ſeiner Zeitgenoſſen, namentlich dem Ariſtänetos, der den Muſäos gar oft erklärt, theils mit den Gnomikern hinbringen. — Die Ausſtellungen, die Sie mir an meiner Ueberſetzung des Muſäos gemacht haben, ſind mir unſchätzbare Fingerzeige, die ich mit Ausnahme einiger weniger treulich befolgen werde. Ich hoffe, durch unermüdliches Nachbeſſern dieſe kleine Arbeit — ait venia verbo — der Vollkommenheit, der unſerm gegenwärtigen Standpunkt möglichen nämlich, nicht der abſoluten, ziemlich nahe bringen zu können. Den Text will ich, ſo berichtigt wie möglich, beyfügen und außerdem einen Brief an den jungen Voß, der mir treue Dienſte beym Ueberarbeiten dieſes Verſuchs leiſtet und den ich in Kurzem hier erwarte. Ich will in dieſem Briefe meine Ideen über die Pflichten eines Ueberſetzers, ſowie über den Zweck und die Würde einer ſolchen Arbeit darzulegen verſuchen, ſowie auch hier über den Muſäos im allgemeinen, wie über einzelne Stellen deſſelben, das beybringen, was ich zur Begründung meines Textes werde ſagen müſſen. Beſonders denke ich die Idee durchzuführen, daß die erſte Bearbeitung der griechiſchen Sprache durch Dichter und danach ihre organiſche Entfaltung, die in Ihrer Rede über die Dialekte ſo herrlich gezeigt iſt, alle Uebertragung in unſre verkrüppelte, ſchlechtgeborne und noch ſchlechter erzogene entſetzlich erſchwert und daß ſie eigentlich es iſt, die Ueberſetzungen, wie die Voſſiſchen ſind, etwas ſteifes und unbehelfnes geben muß, was man unverſtändig genug der Perſon des Ueberſetzers beyzumeſſen pflegt. Zu einer zweiten Arbeit an den Gnomikern wage ich es, abermals Ihre Güte in Anſpruch zu nehmen. Ich werde nämlich, um Ihnen vor allem meinen Plan darzulegen, eine neue Auflage der vergriffnen Brunckſchen Gnomiker, aber aus einem andern Geſichtspunkt, als Elegiae graecae monumenta, veranſtalten. Hieraus ergiebt ſich ſchon, daß ich die Tage und

Werke des Heſiod und die Sentenzen der Komiker ausſchließe, die in andere Corpora gehören. Das ſollte nun freylich auch mit dem Simonides von Amorgus, dem Pſeudo-Pythagoras, Pſeudo-Phokylides, Naumachius und Panyaſis geſchehn. Aber weil dieſe kleinen Gedichte nicht ohne Werth ſind, ſie nirgends anders beſſer hinpaſſen und ich den Abgang der Brunckſchen Sammlung erſetzen will, ſo ſollen ſie als Anhang — vielleicht mit einigen andern noch — beygefügt werden. — Aus dem ſchon geſagten ergiebt ſich nun ſchon, daß ich den Brunckſchen Plan auch erweitern und namentlich die köſtlichen Bruchſtücke des Hermeſianax und Phanokles, des Alexander von Aetolien u. a., die man überdieß nur mit groſſen Koſten zuſammt dem Athenäus und Stobäus haben kann, aufnehmen muß. Den Kallimachus ſchlieſſe ich als für ſich beſtehenden Dichter aus, wenn nicht etwa eine Wiederholung der Valkenärſchen Bearbeitung wünſchenswerth ſcheinen ſollte. — Vorangehn ſoll eine allgemeine Notiz über die griechiſche Elegie und die vorhandnen Dichter derſelben, nebſt dem nöthigen litterariſchen. Kennen Sie Conrad Schneiders Abhandlung über dieſen Gegenſtand in den Heidelberger Studien im neuſten Stück ſchon? Die Arbeit ſcheint mir ſo trefflich, daß ich Schneidern bitten werde, ſie lateiniſch für meinen Zweck bearbeiten zu dürfen, wenn er es nicht ſelbſt übernehmen will. — Den Text der Dichter werd' ich ſchwerlich ganz nach einer vorhandnen Recenſion ſtehn laſſen können: denn auch die Brunckſche iſt gar inconſequent. Hierüber bin ich noch nicht ganz einig: beſonders beym Hermeſianax iſt die Sache ſehr bedenklich. Ihr Rath würde mir gar wichtig ſeyn. Uebrigens werde ich auch Brunckς unordentliche Folge der Dichter umwerfen und ſie in chronologiſche Ordnung ſtellen. Dann wird noch viel im vollſtändigen Sammeln alter vorhandnen Fragmente zu thun ſeyn, da Brunck nur die gröſſern Stücke hat. Was endlich die Anwendungen betrifft, ſo ſollen die Brunckſchen ganz wiederholt werden und gehe ich beſonders darauf aus, alle die und da zerſtreuten kritiſchen Beyträge möglichſt vollſtändig zuſammen zu tragen. Da wo die citirenden Alten den Namen des Dichters anführen, iſt das Auffinden nicht ſchwer, wenn man Fleiß und Mühe nicht ſcheut. Sehr ſchlimm iſt man freylich daran, wo der Name nicht daben ſteht. Sollten Ihnen Stellen der letztern Art aufſtoßen, die Ihnen mit Wahrſcheinlichkeit einem der bisher gehörenden Dichter beyzulegen ſcheinen, ſo würde mir die Mittheilung derſelben um ſo wichtiger ſeyn, je weniger ich hier von mir ſelbſt hoffen darf. — Auf bloße Erklärung und Bearbeitung in usum scholarum werde ich mich nicht einlaſſen: dieſe Art von Behandlung iſt mir noch zu fremd, und ſie ſcheint mir die ſchwerſte. Ich werde mich alſo gröſtentheils auf kritiſche und grammatiſche Berichtigung des Textes und auf daraus vielleicht hie und da entſpringende Sprachbemerkungen beſchränken, doch auch — wenn Sie und andre es billigen — nichts wirklich gutes aus Klotz zum Tyrtäus, Bandini zum Theognis, Köler zum Simonides, Glaudorf, den Ruhnkeniſchen, Jgenſchen und Weſtonſchen Comment. zum Hermeſianax u. ſ. w. übergehn; ein da, wo ich ſelbſt nichts Bedeutendes kann, durch zweckmäßige Anordnung und treue Benutzung des vorhandnen wenigſtens brauchbares und in ſich, wenn auch eben nicht durch mich brauchbares Buch zu liefern. — Finden Sie das Ganze auf eine angemeſſene Art entworfen? vermiſſen Sie vielleicht noch dieß und jenes? z. B. die herrlichen metr. Ueberſetzungen des Grotius, die ſich allerdings noch leicht aufnehmen ließen? Ich darf es Ihnen nicht erſt wiederholen, wie aufmerkſam ich jedem Rath von Ihnen horchen werde. Nun aber habe ich noch ein doppeltes Anliegen dieſerhalb. Beſitzt die Münchner Bibliothek handſchr. Sachen, deren Benützung meiner Ausgabe höhern Werth würden geben können, und wie würde ich mir den Gebrauch derſelben am beſten verſchaffen können? — Was ſich in Paris befindet,

wird Wast vergleichen und mir alles brauchbare mittheilen. Um so mehr liegt mir daran, alles was mir näher ist, zu benutzen. Hoffnungsvoll sehe ich den Animadvers. in Athen. entgegen, die uns der Meßkatalog von Ihnen verheißt, ob sich vielleicht schon dort Schätze für meinen Zweck finden werden. Oder bewahren Sie vielleicht in Ihren Collectaneen noch Verbesserungen für die Elegiker auf, denen Sie selbst noch keine allgemeinnützige Bestimmung gegeben? Ich würde dann meine zweite Bitte seyn lassen, mir zu erlauben, daß ich das davon zuerst mittheilen dürfte, was Sie in diesen Umgebungen dargelegt sehn mögten. — Soviel über meine litterarischen Plane! Es sind im Grunde die einzigen, die wir heut zu Tage vernünftiger Weise bauen dürfen. Alle höhern würden doch im Grunde als todeswürdig betrachtet und behandelt. Aufgeben kann man sie darum nicht; aber man muß sie für sich allein behalten. Daß es Ihnen persönlich wohl geht und so die gute Grundlage zu allem bessern nicht hat leiden müssen, hat mir C.-Rath Günther gesagt. Wie gern hätte ich mich selbst davon überzeugt! Kehren Sie glücklich unter unsern herzlichsten Wünschen heim und bleiben Sie mir freundlich zugethan.

Weimar, 9. November 1809.

An Herrn Pastor Breem.

Fast während meines Sommeraufenthalts in Celle gelangte Ihr lieber Brief vom 21. May zu mir, und zugleich auch die Nachricht, daß meines guten Vaters so liebevoll gehegte schöne Hoffnung, Sie wieder in seiner nächsten Nähe zu sehn, eine vergebliche gewesen. — — — Wenn Sie meinem Persius vorzugsweise Ihre freundliche Aufmerksamkeit schenken wollen, so werden Sie mich dadurch sehr erfreuen. Ich habe die Arbeit mit Liebe gemacht, und darf darum vom Leser wenigstens Aufmerksamkeit verlangen. Wenn Sie die Stelle gegen Lenz, die ich weggelassen hätte, wenn sein Tod so nahe zu vermuthen gewesen wäre, besonders zu berücksichtigen versprechen: so mögen Sie doch ja nicht vergessen, daß das Verhältniß, was zwischen mir und ihm obgewaltet, nie aufgehört hat, ein Scheinverhältniß ohne alle Wesenheit zu seyn, wie ich allenfalls aus den zahlreichen Briefen beweisen könnte, die ich von ihm aufbewahre. Ihm fehlte es überall an Kraft, Klarheit, Gleichstimmung und Ruhe, um sich im Verhältniß des Lehrers behaupten zu können. Ich bin ihm, so lang ich in Gotha war, zuweilen recht gut gewesen: aber geachtet hab' ich ihn nie, weil er sich keine Achtung erwerben konnte, und sein zweideutiger, hämischer Charakter machte ihn mir viel früher verhaßt, als es eigentlich zum Bruch zwischen uns gekommen. Unser Director hat seine treffliche Bibliothek geerbt, die ich weidlich benutze, und so kommt es wunderlich genug, daß er diese ganze kostbare Sammlung im Grunde nur für mich angelegt hat; denn er brauchte sie wenig, der Director gar nicht, ich aber desto mehr. — Jetzt beschäftigt mich mit besonderer Liebe eine größere philologische Arbeit, die einige Jahre meines Lebens ausfüllen wird. Ich bin nämlich dabey, alle die zahlreichen und größtentheils unerreichbar schönen Bruchstücke der griechischen Elegiker zu sammeln, um sie mit einem ziemlich weitläufigen Commentar, einer historia critica elegiae graecae und ausführlichen Untersuchungen über das Leben aller einzelnen dahin gehörigen Dichter ans Licht zu stellen, unter dem Titel: Elegiae graecae monumenta. Wahrscheinlich werden es zwei starke Bände. Jetzt bin ich dabey, alle griechischen Prosaiker in Bezug auf diese Arbeit durchzulesen, theils um alle die zerstückten Fragmente, theils die eben so versprengten historischen Notizen vollständig zu erhalten. Mühvoll ist die Arbeit und

mitunter nicht angenehm; denn besonders die gesammten Scholiasten, Rhetoren, Sophisten und Kirchenväter, in denen grade das meiste steckt, Zeile für Zeile durchzulesen, ist grade nicht angenehm: auch vor dem voluminösen Galenus scheue ich mich. Aber das Angenehme ist doch überwiegend: überdieß werde ich viel dabey lernen und zugleich ein Werk liefern, das auch dem Gelehrtesten willkommen seyn muß. Mögte ich nur die ganze Außenwelt so lange vergessen können: vielleicht erscheint das Buch schon in einer bessern Zeit. Wir arbeiten unermüdlich daran, uns und unsre Schüler derselben würdig zu machen, und wir haben schon mehr als eine schöne deutsche Blume aus ihrem Keim gelockt. Mögte alles so schön, so gut und erfreulich seyn als meine nächsten Umgebungen! Da ich jetzt nichts besseres habe, schicke ich Ihnen wenigstens eine kleine Gelegenheitsrede meines Freundes Schulze, hinter der Sie einige griechische Zeilen von mir finden.

Der lastende Grabstein redet also: Verweile Wanderer,
Volle Thränen zum Todtenopfer zu spenden.
Einen gemeinsamen Schmerz, die zarte Blüthe eines reinen Knaben umschließe ich,
Die ihr achtzehntes Jahr noch nicht erfüllt hat.
Eh' er zum vollaufblühenden Alter der Reife gelangt,
Riß der neidische Tod ihn hinab in die Schattenwelt.
Theuer den Sterblichen und den Unsterblichen nicht minder werth
Ging er furchtlos hinab in die grauenvolle Nacht.
Aber willig schied er vom Licht der Sonne nach bangen Leiden
Voll Sehnsucht nach dem lange vorangegangenen Vater,
Stillen Schmerz der Mutter, Trauerklagen seinen Brüdern zurücklassend
Und allen den Freunden, mit denen er im Leben vereint war.
Frommer Seele, fest in Sinnesreinheit, vertraut mit den Musen,
Beschloß er untadelig des Lebens schweres Werk.
Einst von den Menschen geliebt, jetzt von ihnen zurückgesehnt,
War dieser Schmerz der erste, den er bereitet hat, und auch der letzte.

ἡ στήλη βαρύθουσα λέγει τάδε· μεῖνον, ὁδῖτα,
δάκρυ' ἀπὸ βλεφάρων σπεισόμενος θαλερά.
κοινὸν ἄχος κατέχω, παιδὸς καθαροῦ τέρεν ἄνθος,
ὀκτωκαίδεν' ἔτη οὐκέτι συντελέσαν.
πρὶν δ' εἰς ἡλικίης πολυανθέος ἦμαρ ἵκεσθαι
βάσκανος εἰς Αἴδην ἥρπασε μιν θάνατος.
ἥδιστος θνητοῖς οὐδ' ἀθανάτοισιν ἀπεχθής
εὐσπλάγχνως σκοπὴν δειμαλέην ὑπέδυ.
καὶ γὰρ ἑκὼν φοίβοιο φάος λίπε, πολλὰ μογήσας,
ἱμείρων πατρὸς δηθὰ κατοιχομένου,
ἄλγεα μητρὶ λιπὼν, στοναχάς τε κασιγνήτοισιν.
ἠδ' ἑτάροισιν, ὅσοις ζωὸς ἐὼν ἐμίγη.
εὐσεβέων, καθαρὸν θέμενος νόον, οὔτι γ' ἄμουσος,
αἰὲν ἀμωμήτως ἐξεπόνησε βίον,
πᾶσι δ' ἐπ' ἀνθρώποισι φίλος ποτὲ, νῦν δὲ ποθεινός
πρώτην τήνδ' ἀνίαν καὶ πόρεν ὑστατίην.

Der Brief ist einige Tage älter geworden als er [illegible], und ich benutze nun auch noch in Eile die zum Couvert weiß gelassene Seite, Sie von einem Werk zu benachrichtigen, das so eben fertig geworden ist und Ihre Bibliothek sogleich zie-

ren muß. Es iſt das der neue Roman von Göthe die Wahlverwandtſchaften. Ich ſage wenig, wenn ich es an klaſſiſcher Vollendung das erſte Werk unſerer Litteratur nenne. Eilen Sie nur es zu erhalten: Sie werden mir danken für die treibende Haſt meiner Empfehlung. — Einen behaglichen Genuß geben auch W. Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Litteratur und Kunſt: wenig neues und eignes: aber das alte wohl geordnet, und mit Klarheit, Genauigkeit und Eleganz vorgetragen. Einen ächt deutſchen Genuß aber gewähret der ſchon zur Oſtermeſſe erſchienene 1ſte Band von Fr. Schlegels Gedichten. Der ächte Deutſche muß ſie zu ſeinem Handbuch machen, und ich hab' es gethan. Mit Freude läſt Ihr letzter Brief mich ahnen, daß wir über Deutſchland gleiche Geſinnungen, gleiche Hoffnungen, gleiche Wünſche und gleichen Schmerz im tiefſten Buſen tragen!

Weimar, 9. März 1810.

An Hofrath Jacobs.

So unbedingt und ohne Zweifel rechne ich ſchon auf die unveränderliche Dauer Ihrer Liebe, Ihrer Theilnahme, vielverehrter Lehrer und Freund, daß ich ziemlich lange Zeiten hingehn zu laſſen wage, ohne Sie durch ein äuſſerliches Zeichen meiner zu erinnern, ohngeachtet Ihre letzten freundlichen Zeilen aus Gotha und das mir unbeſchreiblich theure Geſchenk Ihres Athenäus mich oft und laut dazu aufforderten. Aber ich bin mir meiner innigſten Gefühle, meiner vollſten Anhänglichkeit für Sie zu lebendig bewußt, als daß ich je zu der Furcht kommen ſollte, Sie möchten andern Glaubens ſeyn. Jetzt hab' ich durch den längern Aufſchub ſo viel gewonnen, daß ich Ihnen für den Athenäus nicht mehr wie für ein vielverheißendes, aber noch nicht geöffnetes Kältchen, ſondern wie für einen Schatz danken kann, von deſſen hohen Werth mir immer längere Bekanntſchaft immer bedeutendere Proben gegeben hat; und wenn ich auch gleich beym erſten Aufſchlagen des Buchs wußte, daß es nicht anders ſeyn könnte, ſo iſt doch die Freude und der Dank wahrer, wenn man recht genau weiß, wofür alles man dankt. Daß dieß Exemplar von Ihnen ſelbſt gekommen iſt, macht es mir freylich doppelt lieb. Ich wollte Ihnen eine Kleinigkeit von mir mitſenden, aber die Leipziger Preſſen ſind vielbeſchäftigt und gehn langſam. Es wird alſo erſt nach Oſtern zu Ihnen gelangen und hat auch keine Eile; das Gedicht des Muſäos, Text und Ueberſetzung, die aber faſt keinen Vers ſo behalten hat, wie Sie ſie im Manuſcript geleſen haben, nebſt einigen Textverbeſſerungen und kritiſchen Bemerkungen. Dazu eine, ich denke ziemlich vollſtändige, Zuſammenſtellung alles deſſen, was ſich bey den Alten über den Namen Muſäos überhaupt findet, die Fragmente des alten Myſtagogen dieſes Namens und eins und das andere beyläufig. Ueber die entſetzlich ſchwere Stelle um V. 300, über die Sie mir ſchon im Allgemeinen einige Winke gegeben, hab' ich meinem treuen und biedern Freund, dem Profeſſor Voß in Heidelberg, eine Erklärung zu danken, die, von mir weiter ausgeführt, Ihren Beyfall zu gewinnen hofft. — Gegenwärtig beſchäftigt mich mein Plan mit den griechiſchen Elegikern, von dem ich Ihnen nach Gotha ausführlich geſchrieben habe, viel und angenehm. Schon darin, daß man durch etwas nie zuvor vollſtändig geſammeltes eine bisher wenig im Zuſammenhang betrachtete Seite des Alterthums wie neu geſtaltet und wohl verbunden immer beſtimmter hervortreten ſieht, liegt [illegible] ein höherer noch in dem eignen Werth aller der Dichter, die mich beſchäftigen, vorzüglich in der milden Weisheit und der allſeitigen Lebensanſchauung des überköſtlichen Theognis. Nirgends wüßte ich auch die

hellenische Welt- und Lebensansicht so unmittelbar und so zusammenhängend ausgesprochen, als in diesen ältesten subjectiven Poesien, denen noch die ganze gesunde Menschennatur in ihrem ungetrübten und ungefärbten Zustand poetisch erschien, ohne erst, wie die spätern vom Antimachos an, zur Einseitigkeit individueller Stimmung oder Leidenschaft die Zuflucht nehmen zu müssen. Und auch die spätern luxurianten Dichtungen des Kritias und des Alexandros von Aetolien sind doch nicht ohne pikanten Reiz. Wenn auf diese Weise dem höhern philologischen Sinn volle Genüge geschieht, geben die Sprache selbst und der Zustand des Textes auch den niederen philologischen Hinsichten reichliche Nahrung. Als Probe des Ganzen werd' ich noch in diesem Jahr den Text des Theognis mit kurzen kritischen Anmerkungen drucken lassen. Vor allem scheint mir es nothwendig, hier zu der alten, von Brunck mit verwegner Willkühr gestörten Ordnung und Stellung der Verse zurückzukehren, da es wohl ohne Zweifel ist und sich aus manchem Citat bey den Alten beweisen läßt, daß die gegenwärtige Zusammenreihung der Gnomen des Theognis uralt ist, und daß es ganz wohl in seinen Zweck paßte, einzelne Sentenzen früherer Dichter mehr oder minder umgemodelt, in seinen bedeutungsvollen Kranz zu reihn, der eine systematische Aufeinanderfolge verschmähte. Schon die ganz auffallenden Varianten, die sich da finden, wo Brunck nur ungeschickte Interpolation neuer Abschreiber aus dem Solon und Tyrtäos sah, hätten ihn, dünkt mich, behutsamer machen sollen. Was auch bey Brunck unverzeihlich ist, das ist seine Vernachläßigung mancher richtigen Vorarbeit, wie er z. B. die Collation des höchst wichtigen cod. Vatican. in Wolfg. Sebers Ausgabe gar nicht gekannt hat. — Bey der Anordnung des Textes wünsche ich besonders über eins Ihr Urtheil, über den hier zu machenden kritischen Gebrauch des Stobäos, der den Theognis unzähligemal und mit wichtigen Abweichungen vom gewöhnlichen Text citirt. Müssen diese mitunter sehr schönen Lesarten hinter die vorhandnen Handschriften treten, oder haben sie den ersten kritischen Rang? Ich bin fast vom letztern überzeugt: aber Ihr Urtheil wird im Stande seyn, mich auch anders zu bestimmen. Ueber einige schwierige Stellen behalte ich mir es vor, ein andermal ein Endurtheil von Ihnen zu erbitten. — Ueber den Tyrtäos werd' ich als Gegner unseres Freundes Thiersch auftreten: denn, ob er mir gleich die gesammten Acten des Processes geschickt hat, den er gegen die Aechtheit seiner Elegien angeregt hat, so hoffe ich doch, sie als Schützling zu erhalten. Böckh hat sich auch gegen Thiersch erklärt, und von Hermann weiß ich bereits dasselbe. Neben meinen litterarischen, beschäftigen meine Berufsarbeiten mich mit großer, immer wachsender Liebe: denn immer schönere Früchte zeigen sich und belohnen, je länger je süßer, für jeden Kraftaufwand. Hätten wir nur ein anderes Haupt, als unsern herzlich guten, aber zum Dirigiren ganz unfähigen Lenz. Mit Entsetzen hab' ich des braven A. Schr. Recension der Aretinschen und andrer neuen baitischen Fehdeschriften gelesen. Wie muß Ihnen zu Muthe seyn, den Dank von einem Lande zu erhalten, dem Sie Licht und Wärme zu bringen, mit Liebe und mit Kraft begonnen hatten. Gewiß, wir wären werther, Sie zu besitzen, denn Liebe und Verehrung zollen wir Ihnen auch in der fernsten Ferne mit vollem Maaß, und darin finden wir Freude und einzigen Trost für Ihre Entbehrung. Das gilt von uns allen hier, vor allen aber von Ihrem Franz Passow.

Weimar, 12. May 1810.

Heute, lieber Voß, machen Sie sich nur auf einen recht langen Brief gefaßt. Es ist ein recht heiterer, blauer Sonntagsmorgen, und von der festlichen, geschäftlosen Ruhe um mich her will ich mein Theil recht gut und heiter anlegen, ihm einem Briefe an Sie widmen, da ich Ihnen überdieß allerlei zu schreiben habe. Was zuerst unsere Sophokliesrecensionen angeht, so danke ich Ihnen vor allem wegen der vielfachen Freude und Belehrung, die ihre Kritik des Bothe mir gebracht hat: ich hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn sie noch einmal so lang geworden wäre. Was Sie über den Bau des Trimeters, und besonders über die vielbesprochene Cäsur an der fünften Stelle sagen, dünkt mich vortrefflich, und was Sie über die latere Interpunktion der Griechen sagen, ist mir recht aus der Seele geschrieben. Das ist gerade so herrlich in der griechischen Sprache, und allegorisch für alle hellenische Kunst, daß die Klarheit des Wortes so groß ist, und jedes Verhältniß unmittelbar durch die Sprache ausgedrückt werden kann, wo bey uns, auf dem halben Wege zur Plastik stehn gebliebnen, Accent, Mimik, Zeitintervalle und was sonst alles zu Hülfe genommen werden müssen, um nur verständlich zu werden. Daraus würde sich auch wohl manches in der Epigraphik und Paläographie der Griechen überhaupt erklären lassen, wo man jetzt wohl nur Zufälligkeit und Mangelhaftigkeit sieht, ohne zu ahnen, daß uns kaum faßliche Trefflichkeit des Sprachausdrucks dahinter steckt. — Uebrigens ist dem Bothe in aller Hinsicht durch Ihre Recension so vie Ehre wiederfahren, wie nur möglich, und ist er Ihnen gar großen Dank schuldig für die Gewissenhaftigkeit, mit der Sie jedes seiner Worte erwogen, und für die Milderung, die Sie seinem oft ganz unbändigen Wesen haben angedeihen lassen. Daß Sie von Erfurdt nur das Neueste anzeigen wollen, ist recht schön von Ihnen; auch würden Sie fürs Ganze nichts fördern, wenn Sie an den frühern Bänden Mängel und Misgriffe zeigten, die ihm selbst nicht mehr verborgen sind, und die er in den letzten Stücken wohl zu vermeiden weiß. Den Solger umschnurrt er, wie jeden Uebersetzer, aus Beschränktheit bis zur Unbilligkeit. Gegen einen solchen Ketzer glaubt er sich, so gutmüthig er sonst ist, alles und jedes erlaubt. Daher in der kleinen Antigone das grobe Plagium an Solger; mit einem ähnlichen hat er ebendaselbst mich beehrt: denn die Veränderung des Exangelos in dem Chor. Ant. 1293. Br. hab ich ihm mündlich mitgetheilt und ihre Nothwendigkeit ihm theils aus der Symmetrie der Strophe, was er wieder zu Markt bringt, theils aber aus der Bedeutung des Chores und der bloß erzählenden Rolle des Exangelos demonstrirt. Dieß letztere hat er weggelassen, weil ihm scheinen mögte, als streife das an Poesie. Nun leg ich zwar kein so großes Gewicht auf solche Bemerkungen, daß ich darüber im Ernst mit ihm rechten mögte; aber es verdrießt mich, wenn ein Mann, der sich gewiß entsetzlich, schwindlich hoch über mich hinausrückt, sich nicht zu vornehm glaubt, sich mein Besitzthum kurzweg anzumaßen. Zudem kann ich ihm nur eine sehr relative Superiorität über mich zugestehn, da er ein 10 Jahr länger, und mit der vollkommensten Absonderung von allem übrigen Göttlichen und Menschlichen Griechisch treibt. Auch ist zu befürchten, daß er ganz unfähig ist, irgend ein Herz zu erwärmen und zu begeistern für das Alterthum, weder durchs lebendige Wort, noch durch den todten Buchstaben, und darum stelle ich mich schon jetzt in mancher Hinsicht neben ihn, und will's in zehn Jahren noch ganz anders thun. Darum glaub ich auch, daß es nicht eben übel seyn würde, wenn Sie ihm bey billiger Anerkennung seiner wahren und achtungswerth großen Vorzüge auch seine nicht geringen Mängel mit aller Ihrer prächtigen Gutmüthigkeit zu Gemüthe führten. Was Sie über Solgers Sophokles geschrieben, ist auch

leider mir immer merklicher geworden, je länger ich seine Arbeit studirt habe, und ich gestehe, daß mir es die Recension peinlich gemacht und fast verleidet hat. Es ist entsetzlich schwer, das viele lobende, das ihm gebührt, mit dem vielen zu tadelnden, das ich mir nicht mehr läugnen kann, ins rechte Gleichgewicht zu stellen, ohne daß das eine ein unbilliges Uebergewicht über das andere gewinnt. Aber ich habe mirs gelobt die Arbeit nicht aufzugeben, und werde einige Schritte vorwärts gethan haben in meinen Ansichten, wenn ich sie gemacht habe. Einen Termin aber mag ich mir noch nicht setzen: denn so lang ich nichts mir genügendes sagen kann, wart ich. — Ueber den Oed. Tyr. wenigstens ein Paar Zweifel: vielleicht können Sie noch bey Ihrer Recension Rücksicht darauf nehmen. 414. 15 Erf. kann ich mit dem vorausgegangenen in keinen vernünftigen Zusammenhang bringen wegen καὶ λέληθας, worin entweder eine ganz übel angebrachte Steigerung, oder eine ebenso unpassende Copula liegt. Darum läs' ich am liebsten: οὐδ' οἶσθ' ἀφ' ὧν εἶ, καὶ λέλ., wo es dann gut harmonirt mit dem frühern: Du glaubst das ganze Unglück zu kennen (die Pest), aber das wahre kennst du noch nicht. Du glaubst zu wissen, wo du wohnst (im Auslande), aber du irrst. Du glaubst zu wissen, welche die Verhältnisse deiner Gattin zu allen ihren Blutsverwandten sind, du irrst wieder. Du glaubst deine Eltern zu kennen (das Korinthische Königspaar), aber auch darin irrst du. Die Frage: ἆρ' οἶσθ' ἀφ' ὧν εἶ; würd' ich nur dann paßlich finden, wenn der Teiresias ihm die Dunkelheit seines Geschlechts oder seine Unkunde darüber hätte vorwerfen wollen, wie 439. Noch aber glaubt Oedipus seine Eltern zu kennen, und darum kann ich die Frage nicht verdauen. Sollte aber meine Aenderung zu keck seyn, so interpungiren Sie nur so: ἆρ' οἶσθ' ἀφ' ὧν εἶ, καὶ λέληθας ἐχθρὸς ὢν τ. σ. α. υ. κ. γ. ἄνω; Du meinst deine Eltern, Verwandte zu kennen, und weißt gleichwohl nicht, daß du ihr Feind bist? Die Frage also der höchste Grad bitterer Ironie. — Dann V. 425 gleich darauf. Hier hat Brunck eine Conj. von Markland im Text, die mir trefflich scheint, obgleich Erfurdt zum Alten zurückgekehrt ist. 421 — 22 war die Rede von seiner blutschänderischen Vermählung. Darauf deutet nach der alten Lesart und nach Vauvill. von Erf. aufgenommene Erklärung das ἐξισώσει wieder; dann wars aber kein πλῆθος ἄλλων κακῶν. Die andern Schrecknisse waren vielmehr, denk ich, seine Blindheit und Verbannung, Jokastes Tod, der Untergang der beyden Brüder und der Antigone. Darum muß man wohl zur Conj. von Markland zurück, oder auch erklären: eine Menge von Leiden, die dich mit deinen Kindern gleich machen werden, nämlich eben an Jammer und Elend, aber nichts von der mensura patris ad fratrem, geschweige denn sponsi ad filium. Sehn Sie, ob Sies brauchen, oder mich eines bessern belehren können. Uebrigens mag ich hier den Teiresias bei weitem nicht so gern leiden, als den in der Antigone. — Ich wollte, Sie recensirten den Solger noch für die Jahrbücher, denen einmal eine ingens fultura Noth thut. Gott, wie dummes Zeug liest man jetzt darin! Ihre Recension des Pseudo-Faust hat mich noch etwas erquickt. Daß Sie von dem Götheschen kein Wort sagen, nicht einmal von der Unverschämtheit, neben den ein solches Dingelchen, so einen Wicht zu stellen, ist Recht. Der Herr Doctor hätte sich was darauf einbilden können, doch an Göthes Faust erinnert zu haben, und neben dem göttlichen, wenn auch eigentlich nur zehntausend Klaftern drunter, genannt zu seyn. Wie kommt's, daß Schlegel, Böckh, Creuzer, Grotefend ꝛc. gar nichts rechts mehr zu den Jahrbüchern geben? Daß soviel unwichtiges Gestrüpp und gar nichts rechts philologisches mehr recensirt wird? Wie treffliche Sachen enthielten die ersten Stücke, und nun die jetzigen daneben! Da die Jahr-

bücher keine allgemeine Litt.-Zeitung sind, noch seyn wollen, sollten sie sich doch mit dem Merkwürdigsten und Besten begnügen, und könnten alle andere kritische Blätter an Interesse übertreffen. Wer mag nur über den Attila so grausam gefaselt haben? Den Attila selbst ausgenommen, hab ich kürzlich nichts abgeschmackteres vor Augen gehabt. Die Ortbocpemetreia mag aber auch ein theures Buchlein seyn. Lassen Sie Sich nur von Abeken, der heute das Blatt von mir bekommt, nichts über Ihre Recensien einreden, die mich eben in die Stimmung gesetzt hat, in der Sie sie geschrieben. Besonders der Veßfuß und sein Gebrüder hat mich gar sehr ergetzt; ich muß doch das ganze Buch einmal zu sehn bekommen: besonders kann ich aus der Correspondenzprobe noch gar nicht klug werden, wie die eigentlich gemeint ist. Ihrem Schreiber werd ichs zwar immer verdenken, daß er einen Popanz zum Novalis ausstopfte (Göthe hat ja auch stumpfe und dumpfe Anbeter genug, und sollte dafür sein Name büßen?), und auch das geb ich Ihnen nicht zu, daß Tieck den 2ten Band von Novalis hätte zurückbehalten sollen, der mich gar oft erfreut und mit Liebe und Andacht erfüllt hat, was selbst Göthe dagegen sagen mag; aber daß er, wie Sie mir schreiben, die kraftvollen und würdigen Kritiken der baiischen Lärmtrommeln in unserer Litt. Zeitung verfaßt hat, das giebt mir freylich eine gar vortheilhafte Meinung von dem Mann, und bitte ich ihn im Herzen den früher gehegten Unwillen ab. Wenn nur der Erfolg so gut ist, als der Wille. Daß diese Angelegenheiten schon vor die bürgerlichen Gerichte in Baiern gezogen sind, hat man mir aus Gotha geschrieben, und ich hoffe bald von Jacobs und Thiersch mehr zu erfahren. Aber ich traue dem ganzen Wesen in Baiern nicht: der Aretin hätte so ungeheure Sachen schwerlich gewagt, wenn er nicht eines tüchtigen Rückhalts gewiß ist. Ich fürchte, es stecken französische Einflüsse dahinter, und was helfen da gute Sache und sonnenhelles Recht! Ihrem Makbeth sehn wir verlangend entgegen, und meine Luise dankt Ihnen im Voraus für das schöne Geschenk. Er wird sich wohl mit meinem Musäos kreuzen, dem ich auch posttäglich entgegen sehe. Wissen Sie schon, daß Ihnen und Schlegeln hier ein schrecklicher Rival erwächst in Falk, der den Coriolan vertirt, rectificirt, interpretirt und was weiß ich alles. Ich denke aber, Sie bleiben nicht beim Makbeth, und geben noch mehreres ebenso, etwa den Coriolan, oder auch den wohl kaum unächten und schönen ionischen Perikles. — Will denn C. Schneider seinen Aeschylos drucken lassen? Den kennen Sie freilich sein Wesen ruhig treiben lassen, und ich wüßte auch kaum, wen nicht? Ihr schöner Person von Stolberg, wovon uns Abeken aus Ihrem Briefe vorgelesen hat, muß auch nun ein rechter Quell der Begeisterung für Sie geworden seyn. Neulich haben wir einen ganz merkwürdigen und wirklich großen Theatergenuß gehabt, durch ein Trauerspiel von Werner: der vier und zwanzigste Februar, das an demselben Tage gespielt wurde. Sie wissen wohl, Werners sonstige Karfunkelpoesie ist gar nicht für meinen Gaumen; aber der 24ste Februar ist eins der meisterhaftesten Werke, die ich kenne. Ich würde Ihnen hier mehr davon schreiben, wenn Sie's nicht besonders wo zu lesen bekämen. Ich will nämlich der erste seyn, der nach Jariges Katastrophe wieder über das hiesige Theater zu schreiben sich erkühnt, und zwar eine ausführliche Kritik jenes Stückes und seiner Aufführung fürs Pantheon, wozu ich schon, wie Sie noch hören sollen, gewissermaaßen auctorisirt bin. Das Pantheon fängt nicht übel an. Kestlers Briefe aus der Schweiz, das Stück aus Oehlenschlägers Palnateke, besonders aber Fouqué's Galgenmännlein mit den Halbbellern ist gar artig und ergötzlich. Ins dritte Stück kommen einige kleine Stücke aus den griechischen Elegikern von mir, aber noch in ziemlich allgemeinen Umrissen, sehr lesbar, aber schon viel

vollendeter in meinem Kopf. Eben hab ich eine Kleinigkeit lateinisch abgefaßt. Beck in Leipzig schrieb mir vor einiger Zeit, und bat um einen Beitrag für den ersten Band seiner Acta soc. philol. Lips., der Ostern erscheint. Da ich grade nicht wußte, was ich ihm schicken sollte, fiel mir ein, daß ich seit ohngefähr drei Jahren, so lang ich hier bin, dann und wann fehlende Wörter oder Bedeutungen, Berichtigungen, Redensarten und dergl. in meinen Schneider eingetragen hatte. Da nun auch schon Ahlwardt ein eigen Programm, Supplemente zu Schneiders Lexikon, geschrieben (worin er, falls Sie's nicht selbst haben, gut gezeigt hat, daß Oed. T. 471. Erf. ἀναμπλάκητοι und in der Antistr. mit Bothe περιξ zu lesen, da ἀναπλάκητος, trotz Hermanns Gegenreden, eine vox nihili ist), sah ich nach, ob ich wohl auch schon etwas brauchbares zusammenhätte, wo ich denn nicht wenig erstaunte, zum Buchstaben Alpha ohngefähr 100 ganz fehlende Wörter aus größtentheils sehr guten Schriftstellern, als Homer, Hesiod, Pindar, Aeschyl, Herodot, Sophokles, Aristophanes, Thukydides, Demosthenes, — dann aus Nonnus, Thryphiodor, aus Jul. Pollux mit wichtigen Auctoritäten, aus Athenäus, Stobäus, der Anthologie u. s. w. mit gehörigen Nachweisungen von mir verzeichnet zu finden. Ich schrieb also zusammen, was sich auf den ersten 100 Seiten an neuen Wörtern und Formen fand, ohngefähr 350 Stück, demonstrirte die Nullität einiger von Schneider auf guten Glauben recipirten Wörter, wogegen ich wieder andre von seinem oft vorschnellen Zw. befreite, und schickte den Convolut an Beck, womit ich glaube gezeigt zu haben, daß ich, wenn ich noch 20 Jahre Griechen lese, d. h. lebe, ein besseres Lexikon werde schreiben können, als das Schneidersche ist, dessen Werth ich dankbar erkenne, dessen übereilte, mangelhafte und unphilosophische Einrichtung und Ausführung mir aber auch aus vielfachem Gebrauch nur zu bekannt ist. Für den 2ten Band der Acta, wo nicht für ein hiesiges Programm, werd' ich eine kleine Commentation de vitiis Lexicorum Graecorum ausarbeiten. Uebrigens werd' ich die lexikographischen Studien ununterbrochen fortsetzen, besonders in Bezug auf Vollständigkeit der Formen und Bedeutungen, auf richtigere Aufeinanderfolge und Genologie der letzteren, wovon Schneider kaum eine Ahnung zeigt, auf Etymologie, wo Schneider von Riemern erschrecklich viel hätte lernen können, auf Prosodie, woran der einzige Koes in seinem kleinen Homer. Lex. zum ἄλφα gedacht hat (da wars freylich leicht), und dann auf die Verwandtschaft mit unserer Sprache: endlich auf das Alter jedes Worts, so weit sich nachkommen läßt, und auf genügende Beweisstellen. Ob ichs erlebe, aus so unendlichen Bestandtheilen ein Ganzes erwachsen zu sehn, liegt im Schooße der Götter; will man aber so was bedenken, so käme nichts Großes zu Stande. Ich stelle mich also Ihnen als künftigen Lexikographen dar, und zwar solls kein Handwörterbuch, sondern ein kritisches und großes und tüchtiges werden, oder nichts. Gewiß, wenn ich nicht gar zu bald davon muß, hinterlaß ich etwas brauchbares, was ich dann dem besten meiner Schüler vermache: so muß doch mit der Zeit eine vollständige Uebersicht des ganzen köstlichen Sprachschatzes möglich werden; Böttiger in seiner Biographie des armen, kleinen Häkelchen im Merkur stellt die Lexikographie als eine Art von Fegefeuer oder Vorhölle dar. Was meinen Sie von einem solchen Philologen, und wie artige Folgen ließen sich daraus auf Böttigers ganze philologische Bildung ziehn? Ich werde die Zeit auf keine Weise bedauern, die ich diesem Studium widme, und wie kann es langweilig seyn, den ganzen Schatz der göttlichen Sprache vor sich entstehn zu sehn, und wieviel ist daran geknüpft von historischer und philologischer Kritik? — Hieran schließe ich aber nun gleich eine Bitte, wenn Sie bey Ihrem Studium gelegentlich auf etwas stoßen, wo-

durch der Schneider ergänzt werden kann, ſo ſchreiben Sies als kurze Nachweiſung auf ein Blättchen, und wenn ſo eins voll geworden iſt, ſchicken Sie mir's beiläufig: es ſoll nichts daran verloren gehn, und ich habe mich noch mit einigen Freunden, mit Thierſch, Wunderlich, Hand, Weiske dazu verbunden, oder will's noch, für die ich dann wieder Eins oder das Andere ſammle, und wenn Sie etwas Aehnliches brauchen können, dürfen Sie wohl auf meinen Eifer rechnen. — Nun hab ich Ihnen noch Eins zu ſchreiben, das ich recht abſichtlich und künſtlich bis zuletzt geſpart, weils mir das Liebſte iſt, und Ihnen auch nicht anders ſeyn wird. Mein Verhältniß zu Göthe hat ſchon zu einigen gegenſeitigen Aeußerungen Anlaß gegeben: Sie nahmen herzlichen Antheil an allem; ich brach zuletzt ab, weil ich Ihnen das bedeutendſte nicht gerne eher ſagen wollte, bis wir einander perſönlich kennen würden, da hier meine Perſönlichkeit ſehr zu berückſichtigen war. Darum ſollten Sie die Hauptſache von mir mündlich hören. Aber ein unerwartetes Zuſammentreffen hat Licht gebracht, ſo daß ich Ihnen nun alles ſchreiben kann. Sie wiſſen wohl, daß die bewegliche und geſchwätzige Madame Schopenhauer alle Winter gewiſſe Repräſentationsthees hält, die ſehr langweilig ſind, beſonders ſeit Fernows Tod, zu denen ſich aber alles Gebildete oder Bildung Vorgebende drängt, weil Göthe häufig dort zu ſehn war. Als ich nach Weimar kam, beſuchte ich denn dieſe Dame auch; ſie lud mich zu ihren Thees, und ich beſuchte ſie den ganzen Winter, aller Langenweile zum Trotz, weil ich Göthe dort zu ſehn und ihn zuweilen ſprechen und erzählen zu hören mich erfreute, ſelbſt wenig Theil nehmend, weil der ewig mit aufgeſperrtem Maul lachende und jachternde, frivole Ton der Thees nicht in mein Fach gehört. Als im Herbſt darauf (1808) die Thees wieder angehn ſollten, kommt die Schopenhauer zu meiner Luiſe, und nach einigen Umſchweifen eröffnet ſie ihr: ſie bedaure gar ſehr, mich nicht wieder zu ihren Thees laden zu können, denn Göthe habe ihr erklärt, er würde in keine Geſellſchaft kommen, wo er mich wiſſe, und aus ihren Thees ein für allemal wegbleiben, wenn ich käme. Was die Schopenhauer bey dieſem Zumuthen hätte thun ſollen, will ich nicht urgiren, dafür iſt ſie Madame Schopenhauer. Zugleich bat ſie um Gottes Willen, Luiſe möchte verhindern, daß ich Göthen nicht zur Rede ſetzte ꝛc., die ganze Sache ſolle unter uns bleiben. Das verſprach Luiſe gleich in meinem Namen, weil ſie über meine Meinung keinen Augenblick im Zweifel war, und verbat die Thees fortan auch für ſich. Als ich zu Hauſe kam, erfuhr ich die wunderliche Geſchichte, und ſie kränkte mich tiefer als ich damals ſelbſt glaubte, weil ich das Verfahren immer unedel fand, und Göthe Leute um ſich duldete, mit denen ich mich in aller Rückſicht vergleichen durfte. Aber ich war lange gewohnt, Göthen nicht nach dem Geſetz zu denken, das uns andern Erdenſöhnen unſern Werth oder Unwerth ſtreng zumißt: weil ich in ſo vieler Hinſicht den Außerordentlichen bewunderte, ſo geſtand ihm mein Gefühl, alle perſönliche Kränkung unterdrückend, auch hier, wiewohl mit einigem Widerſtreben, das Recht anders zu verfahren, als die gewöhnlichen Zweifüßler, die die Frucht der Erde eſſen, ruhig zu. Ihn zur Rede zu ſetzen, wäre mir auch ohne die gegebene Zuſage nicht eingefallen: ich glaubte, ihm mißfalle etwas an mir, das er vielleicht ſelbſt nicht ausſprechen konnte, und daß er das ſo beſtimmt und entſchieden ausſprach, konnte ich ſeiner herrſchenden Natur gerade nicht verargen. Hinfort auf Diſcretion hoffend, zog ich mich, um ihn nirgends durch Zuſammentreffen mit mir zu verletzen, ganz auf mich ſelbſt und auf 2, 3 vertraute, bewährte Freunde zurück, von aller guten Geſellſchaft ohnehin durch dieß Prodchen aus der beſten zurückgeſchreckt. Ich verſchloß die Sache übrigens in mir, und erzählte ſie niemandem, als Schulzen, und — wo ich

nicht irre — dem guten, mir von Kindheit auf befreundeten Pückler; selbst Aberken weiß sie von mir noch nicht. In dieser Passivität und gänzlichen Zurückgezogenheit, wodurch ich die Verehrung, die ich gegen Göthe bewahrte, jetzt am richtigsten auszudrücken glaubte, vergingen ungefähr anderthalb Jahre. Im vorigen Jahr kam ein alter Freund meines Vaters, der auch mir schon seit längerer Zeit wohlwollte, der Oberst von Hinzenstern, vormaliger Gouverneur des Prinzen Bernhard, nach Weimar und ließ sich hier nieder. Dieser vortreffliche Mann wurde einer der wenigen, mit denen ich umging, der mich näher kennen lernte, und mich lieb gewann. Er wünschte, daß ich mehr Theil nehmen mögte am geselligen Leben, was ich ablehnte, ohne doch mich berechtigt zu fühlen, ihm den Grund zu sagen. Vor einigen Wochen kommt er zu mir, als ich gerade aus bin, und zwischen ihm und meiner Luise entspinnt sich ein Gespräch über mein verschlossenes und zurückgezogenes Leben. Da er sich so gar liebevoll über mich äußert, fühlt Luise sich getrieben, ihm zu eröffnen, was wir als Geheimniß behandelt hatten, und sie erzählt ihm den ganzen Hergang. Hinzenstern ist außer sich, kann dergleichen von Göthe nicht begreifen, und hält alles für Erfindung der Schopenhauer, beschließt indeß der Sache auf den Grund zu kommen, es koste was es wolle. Er horcht hie und da auf, und hat die Freude zu sehn, daß das, was uns als Geheimniß übergeben, und von uns mit der äußersten Schonung behandelt war, in allen adlichen Häusern längst bekannte und angenommene Sache war (ob durch das Göthesche Haus, ob durch die Schopenhauer verbreitet, weiß ich nicht, verlang es auch nicht zu wissen), und dazu weiß man auch den Grund jenes meines Bannes, den die Schopenhauer nicht zu wissen sich gegen uns gestellt hatte: „Göthe sey deshalb aufgebracht auf mich, weil ich öffentlich in der Schule seine Gedichte getadelt und auf sie geschimpft habe." Hinzenstern sagte mir, wie weit er in seinen Nachforschungen gediehn war. Als dieser schöne Grund aber hervorkam, da weiß ich nicht, ob ich das höchst lächerliche oder das ganz nichtswürdige einer solchen Lüge am stärksten fühlte. Mir stieg das Blut aber auch vor Freude zu Kopf, daß der Grund nicht in mir selbst, daß er ganz außer mir, daß er in einer Unmöglichkeit lag. Denn daß ich anders, als mit höchster Liebe von einem Göthischen Gedicht sprechen könnte, ist pure Unmöglichkeit. Ich sagte Hinzenstern, soviel ich wußte und konnte, und soviel es zu meiner vollsten Rechtfertigung bedurfte; und das war mit wenig Worten gethan, denn Hinzenstern kennt mich. Nun aber versprach er, alles daran zu setzen, Göthen über seinen Irrthum aufzuklären: er fühlte sich und mich und alles Recht und alle Sitte gekränkt, und das konnte der wohlbesonnene, aber tief und stark fühlende, unermüdliche Mann nicht so mit ansehn. Er mußte alles Mißverständniß lösen: Einsiedel und einige andere riethen ihm zaghaft ab: aber er ließ sich nichts einreden. Im Vertraun auf Göthes rechten Sinn und auf die gute, reine Sache, für die er sprach, ging er zu Göthe, erzählte ihm die ganze Sache, wie man mich in steter Unwissenheit mit der Hauptsache erhalten habe, wie ich die ganze Sache aus ruhigem Selbstgefühl, nicht aus schuldigem Bewußtsein auf sich habe beruhn lassen, wie er den ganzen Vorgang erfahren habe, und wie sehr unrecht mir geschehn sey. So wie Hinzenstern erwartet hatte, nahm Göthe die Sache, äußerte sich freundlich über mich, und wie sehr es ihn freue, ein solches Mißverständniß so, und durch einen solchen Mann gelöst zu sehn, und versprach ihm, mir zu zeigen, daß ihn nichts mehr von mir entferne. Hinzenstern kam ganz außer sich vor Freude angelaufen, und da ich nicht zu Hause war, erzählte er Luisen, wie gut sich Göthe gezeigt und geäußert habe. So verging wieder eine Zeit von 8 Tagen; endlich am letzten Mittwoch ließ Göthe mich und

Luiſe zu Tiſch bitten. Es war ſonſt niemand geladen, und er ließ es ſich recht ſichtbar angelegen ſeyn, mir auf jede Weiſe aufs deutlichſte zu zeigen, daß keine Spur der alten Mißſtimmung und Entfremdung in ihm übrig ſey. Die drei Stunden, die wir mit ihm zubrachten, waren mir freylich in mancher Rückſicht peinlich; es war mir alles ſo fremd und neu und unerwartet: aber es iſt auch wieder ein gar ſüßes Gefühl, ſich von einem immerwährend bewunderten und verehrten Manne nach ſo langer Zwiſchenzeit nicht mehr verkannt zu ſehn, zu ſehn, wie der einzig verehrte Mann es ſich ſelbſt angelegen ſeyn läßt, jede Spur natürlicher Scheu durch Freundlichkeit und Milde und Hervorſuchen ſolcher Dinge, die mir die nächſten, liebſten ſeyn mußten, wegzutilgen. So zähl ich dieſe drei Stunden auch wieder den ſchönſten meines Lebens bey. Ich kehrte heitrer, als ich je gehofft hatte, recht innerlich befriedigt und in ſchöner Genüge wieder heim, nun auch der ganzen Zwiſchenzeit, obgleich ſie mir erſt jetzt recht dumpf und bänglich erſcheint, nicht mehr zürnend. Geſtern Nachmittag bin ich wieder allein bey ihm geweſen und habe ihm meinen Perſius gebracht, von dem ich ihm ſchon am Mittwoch allerlei hatte ſagen und erzählen müſſen. Er ſprach ganz herrlich über das Alterthum: es wird in ſeinem Munde jedes Wort ſo bedeutend, und was er ſagt, iſt ſo unausſprechlich wahr, daß man es ſelbſt ſchon, nur nicht ſo klar gedacht zu haben glaubt. Aber, lieber Voß, da ſchreib ich Ihnen im Strom der Freude lauter Sachen hin, die Sie eben ſo gut und beſſer wie ich wiſſen. Morgen geht Göthe nach Jena auf eine ganze Zeit; aber er hat mir ſelbſt den Anlaß und die Erlaubniß gegeben, ihm dorthin zu ſchreiben, und in den Oſterferien marſchir' ich ſelbſt nach Jena, und ſeh ihn dort wieder, und den alten biedern, energiſchen Knebel, der mir herzlich wohl will. Als ich aus Göthes Nähe ausgeſchloſſen war, hab ich mich nie unglücklich gefühlt, das weiß der Himmel: obgleich ich meinen höchſten Wunſch, und meiner Meinung nach fürs ganze Leben, verfehlt hatte, ſo fühlte ich mich ſelbſt zu rein und zu unſchuldig dabey, um zu trauern, und der ſtete Kampf, der dadurch unbewußt in mir blieb, dieß gewaltſame Zurückdrängen manches Gefühls hat vielleicht wohlthätig auf die feſtere Ausbildung meines Charakters gewirkt. Jetzt fühle ich erſt lebendig, was es heißt, von einem angebeteten Geiſt auch perſönlich gekannt und freundlich in ſeinem Andenken lebend zu ſeyn, wie das anregt und innerlich treibt und drängt, wie im erſten Frühling nach langem Winter, in welchem freylich die innere Freyheit nie erſtorben war, wo aber doch ein belebender Hauch fehlte, nachdem die Sehnſucht im Stillen geſtrebt hatte, ohne daß die ſtarre Freyheit davon wußte oder wiſſen wollte. Und ſollte ich Göthe niemals wiederſehn, dieſe zwei Beſuche bey ihm genügen für ein Leben: es ſind ein Paar ganz köſtlich helle Punkte, die mir nichts wieder trüben noch verdunkeln ſoll. Aber ich muß mir wohl Gewalt anthun, lieber Voß, ſonſt geht der Brief in alle Ewigkeit fort, denn das Kapitel möchte ſobald noch nicht erſchöpft ſeyn. Was ich noch nicht geſagt habe, das können Sie ſelbſt Sich nun hinzudenken. Wir ſind nun gewiß, daß ſich auch hier unſere Gefühle ganz gleich geſtimmt begegnen; — Ihnen, beſter Voß, iſts nun einmal nicht beſtimmt geweſen, das Dunkel zu erhellen, aber ich denke es immer mit herzlichem und gerührtem Dank, daß Sie es zuerſt gewollt haben, und ich weiß auch, daß Sie's eben ſo gut erreicht hätten, wären Sie hier geweſen. Das hab' ich auch Hinzenſtern geſagt, der ganz glücklich iſt, mich ſo glücklich über Göthe zu ſehn. Gewiß, liebſter Voß, das vergeß ich nie, daß Sie daſſelbe gewollt haben. Nun aber kommen Sie recht bald, mit doppelter Sehnſucht ſeh ich Ihnen jetzt entgegen, denn erſt jetzt werd ich Ihrer ſo recht innig froh werden. Es war noch etwas Geſpanntes, etwas Fremdes unter uns,

jetzt merk ich recht gut, wo das gelegen hat, aber nun ist auch das wie weg gehaucht. Wir sind jetzt in allem gleich gesinnt, weil wir es in den schönsten und edelsten Verhältnissen des Lebens sind. Es ist mir heut auch schon ein paarmal angewandelt, mit einem Du dazwischen zu fahren; es wird also wohl an der Zeit seyn, dabey zu bleiben, und so wie ich den ersten Schritt zu unserm Briefwechsel gethan, der mir nun schon so manche gute Stunde geschenkt, so will ich auch hier den ersten Schritt gethan zu haben mir nicht nehmen lassen. Ich bin heute beym Schreiben viel zu warm geworden, um noch höflich seyn zu können, und wem ich so recht aus meinem innersten Herzen heraus schreibe, der muß mir auch auf alle Art verbunden und verbrüdert seyn, und das Zeichen durch die Sprache ist so schön. Was besseres aber kann ich Dir nun nicht mehr schreiben, darum ist es endlich Zeit, ich schließe. Du hast einen langen Brief bekommen, und ich wünsche nur, daß er Dich in eben so freudiger Stimmung finden möge, als worin er geschrieben ist.

Weimar, 18. Mai 1810.

An Heinrich Voß.

Ich schreibe Dir, lieber Voß, in einem nicht erfreulichen Zustand peinlicher Unentschiedenheit über eine wichtige Sache, von der meine nächsten Jahre, vielleicht mein ganzes Leben, abhängen werden; und bey wenig Gelegenheit, Lust und Gabe zu äußerlicher Mittheilung, die in solchen Lagen zuweilen erquickt und erleichtert, weiß ich nichts besseres zu thun, als meinen Freunden, vor allen also auch Dir, darüber zu schreiben, um Euch wo möglich ein Theilchen meiner Unruhe zuzuwälzen. Alles dreht sich um das Eine, daß meines Bleibens in Weimar vielleicht nur noch kurze Dauer ist, und ich mich bald ziemlich weit von allem verschlagen sehe, was mir persönlich lieb oder sonst meinem Geist nahe ist. Der Danziger Magistrat nämlich hat mich in diesen Tagen zum zweiten Director und zum Professor der Philologie an das ihm zuständige Conradinum zu Jenkau, zwei Stunden von jener Stadt, unter so glänzenden und anziehenden Bedingungen berufen, daß ich mir selbst es schuldig war, einen Antrag dieser Art einiger Rücksicht zu würdigen. Die tausend Thaler baar, die dort einen Theil meiner Besoldung ausmachen würden, sind es gewiß nicht, was mich hier anziehn könnte, obgleich ich auch die bedenken muß, da ich nicht mehr für mich allein stehe, und meine 400 Rthlr. wenig mehr, als nichts sind. Es ist kein gutes Gefühl, sich von dem leidigen Gelde so schmählich bedrängt zu sehn, wie mirs hier mitunter passiren muß, da ich kein eigen Vermögen habe, und wandelt mich wohl zuweilen ein recht Al-Hafisches Schaamgefühl an. Ganz verwünscht aber ist es, wenn man bey jeder mit Liebe begonnenen Arbeit auch gezwungen ist, an den baaren Profit zu denken, und hilfts mir wenig, daß es andern ehrenwerthen Männern nicht besser ergangen ist, z. B. Heinsen, an dessen sprudelndem und kochendem Briefe ich mich eben erbeutere, und den eleganten Zuschnitt der Müllerschen dagegen unschmackhaft finde (die Metapher ist schlecht gerathen). So ist mirs aber bisher noch immer ergangen, und ist darum alles, was ich gemacht habe, schlechter geworden, als wenn ich es in andrer Lage unternommen hätte. Die Idee freylich wurde immer in frischer Begeisterung empfangen; aber bey der ruhigen Ausführung war die Einwirkung des Realen nicht ganz abzuwenden. Was mich am meisten lockt, das ist der herrlich freye Wirkungskreis, der sich mir dort eröffnet. Zwar ist schon ein erster Director da, Jachmann, der über Kant geschrieben; aber dem bin ich völlig koordinirt, und macht er auf gelehrtes

Wiſſen überall keine Anſprüche. So haben wir alle Unterlehrer zu ernennen, und können wir uns alſo mit der Zeit dort einen gar angenehmen kleinen Gelehrtenſtaat bilden und unermeßlich viel wirken. Wie uns, Schulzen und mir, die Hände hier gebunden ſind, wie man unſerer wohlgemeinten Thätigkeit jedes Hinderniß in den Weg legt, davon, lieber Voß, laß mich ſchweigen, es hat mir manche trübe Stunde gemacht. Und dennoch gehe ich nicht von hier, wenn man nur etwas für mich thun will. Der Herzog iſt verreiſt und kommt erſt Ende der Woche zurück, ſo lange kann nichts geſchehn; dann muß ich ſchnelle Entſcheidung haben. Ich hoffe und rechne auf nichts. Wenn man von ſeiner ſtillen Warte ruhig zuſieht, wozu das Geld hier verbraucht wird, ſo hat man gerechten Grund zu zweifeln, daß etwas für was wahrhaft Gutes geſchehn kann. Schulze legt ſeine Stelle nieder, ſobald ich gehe, und es beginnt eine neue Ordnung der Dinge. Güldenapfel ſteht Tag und Nacht auf der Lauer, und wird er ſchon einbringen in unſern Schafſtall; unſre Selecta wird zuſammenſtürzen, wie alles Gute, was Du gegründet, wir weiter geführt haben. Jahre werden vergehn, bevor die neue Geſtaltung bis zu der feſten Bildung gelangt iſt, die jetzt durchzuherrſchen begonnen hat. Welch ein bitteres Gefühl es mir ſeyn wird, eine herrliche Anſtalt zu verlaſſen, der ich meine ganze Kraft nicht vergebens gewidmet, wo ich geliebt werde, und gewiß Gutes bewirke, ſie grade jetzt zu verlaſſen, wo ſie die Mühe von drei raſtloſen, zuerſt freudeloſen, durchaus mühevollen Jahren zu belohnen anfängt, wo man anfängt, mich nicht mehr ſo zu verkennen, wie man lange gethan hat, wo man Achtung gewinnt für meine mir früherhin übel genug ausgedeutete Strenge und Conſequenz, und nun dieſen geliebten Wirkungskreis fremden, liebloſen Händen zu überlaſſen, das mag ich mir noch nicht denken. Das iſt ein gewaltiges, aber es iſt eigentlich auch das einzige Band, das mich an Weimar knüpft. — — — — Göthen, den ich kaum gewonnen, nun ſchon wieder zu verlieren, ſchmerzt mich innig. Aber das iſt kein Grund zu bleiben. Ich kann mein Leben an keinen einzelnen Menſchen binden; ſelbſt an Göthe nicht. Die Stunden, die ich mit ihm verlebt, bleiben mir in alle Ewigkeit; die hab ich einmal tief in meinen Buſen gelegt, und werden ſie da fortwirken und forttreiben. — Und auch das iſt doch ein wahrer Schmerz, daß ich Dich, mein theurer Voß, dann vielleicht nie von Angeſicht zu Angeſicht ſehn werde. Wer einmal dorthin verſchlagen wurde, ſcheint mir abgeſchnitten von aller menſchlichen Geſelligkeit, ſoweit er ſie nicht in ſeinen eignen Ringmauern um ſich verſammeln kann. So traurig ſteht es mit mir, ſo ganz niedergeſchlagen bin ich und werd ich bleiben, bis ich weiß, ob ich meinen Wanderſtab nehmen und pilgern muß ins ungelebte Land. Rath oder Troſt verſteh ich nicht anzunehmen, ich bin von jeher zu eigenſinnig und zu iſolirt geweſen. Von Dir würde er ohnehin zu ſpät kommen; denn mein Loos iſt hoffentlich gefallen, wenn Du dieſen Brief erhältſt. Warte alſo lieber einen zweiten Brief ab, der geſchrieben werden ſoll, ſobald ich weiß, was aus mir werden wird; dann aber antworte mir bald, und preiſe das Geſchick, das mich getroffen haben wird. Geſtern faſt zu gleicher Zeit hab ich auf — gräulichem Druckpapier, da Du nachfrägſt, Deinen Shakespeare und Deinen Brief vom 9ten erhalten. Herzlichen Dank für beydes, aber weiter auch nichts. Du kannſt Dir denken, wie einſeitig meine Gedanken ſind. An Arbeiten iſt rein nicht zu gedenken. Ich zeichne ein bischen, was mir ſonſt ſelten genug einfällt, und verſuche dies und das zu leſen, was gar nicht recht von Statten geht. — Göthe iſt heut morgen nach Carlsbad gereiſt, ehegeſtern war ich noch bei ihm in Jena. Es wäre mir unmöglich geweſen, ohne Abſchied von ihm wegzuziehn. Es war doch ein harter Augenblick, als ich wieder ging, und er mir freundlich

seine Hand reichte, und ich mir sagte, es sey vielleicht das letztemal meines Lebens, daß ich den angebeteten Mann sähe. — Leb wohl, lieber Voß. Verzeih das wilde Geschreibsel. Du bist wohl nie in dieser Lage gewesen. Verzeih auch das, daß die unstäten Zeilen Dich vielleicht auch auf einige Augenblicke aus Deiner Ruhe scheuchen. Aber von dem, was mich im tiefsten bewegt, kann ich auch meinen Freunden nichts erlassen.

Weimar, 14. Juni 1810.

An Herrn Präpositus Vreem in Schwerin.

Eingedenk des bedeutenden und segenreichen Einflusses, den Sie, mein theurer Lehrer und Freund, durch Wort und That und Beyspiel auf mein ganzes Leben gehabt haben, betrachte ich es als Pflicht, Ihnen jeden neuen Wechsel meiner Verhältnisse sofort selbst kund zu thun: denn bey wem darf ich wärmere Theilnahme hoffen, als bey Ihnen, die Sie ja die unsichtbare und erste Triebfeder alles dessen sind, was mir in meinem Leben erfreuliches begegnet. Auch jetzt stehe ich auf einem entscheidenden Punkt, wo mein ganzes äußeres Leben eine neue Gestalt gewinnt, und sollten Sie auch schon durch meinen guten Vater vorläufig davon unterrichtet seyn, so werden Sie doch auch von mir gern hören, daß ich in wenig Wochen Weimar verlasse und als zweiter Director an das Conradinum nach Jenkau bey Danzig abgehe. Ihnen den ganzen Gang der Sache, Ihnen alle die vielfachen und wohlgeprüften Gründe darzulegen, aus denen ich einen in mehrerer Hinsicht anziehenden und geliebten Wohnort, einen schönen und erfreulichen Wirkungskreis mit einem entlegenen Winkel der Erde vertausche, gebricht mir in diesem Augenblicke die Zeit, da mancherlei Geschäfte auf mich eindrängen; auch wird Ihnen mein Vater das Wesentliche davon mittheilen können. Was ich verlasse, weiß ich und fühl ich tief: aber ich weiß auch, warum ich den in mancher Rücksicht kühnen Schritt gethan, und darum bin ich Ihres herzlichsten Glückwunsches gewiß. In Jenkau meine Tage zu beschließen, ist meine Absicht übrigens keineswegs: es müßte mir denn ein sehr kurzes Lebensziel gesteckt seyn. Jetzt ist es meine Absicht, dort ein 8 bis 10 recht thätige Jahre zu verleben, wenig zu schreiben, und desto mehr litterarisch einzusammeln und anzukaufen, dann aber in mein deutsches Vaterland heimzukehren, und irgendwo, wo möglich am Rhein oder Main oder Neckar, meine Tage in ruhiger Beschaulichkeit und steter wissenschaftlicher Thätigkeit mit meiner Luise heiter zu beschließen. Freylich ist es verwegen, zu unserer bewegten Zeit soweit vorwärts zu schauen in eine zweifelhafte Zukunft, und wer weiß, ob in 10 Jahren nicht der ganze Occident so entmenscht und im Hellas ein neues junges Leben wiederentzündet ist, daß alles wieder zurückstrebt nach dem classischen Boden an den Gestaden des Eureas und Ilisses und Anapos! Ueberhaupt scheint mir jetzt das Allerunwahrscheinlichste das Wahrscheinlichste zu seyn, und darum kein Blick in die Zukunft zu kühn. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft nun auch in meiner neuen Lage, die uns allerdings geographisch weiter auseinander bringen, aber bey mir wenigstens auf die Gesinnung keinen Einfluß haben wird, und bey Ihnen, denk ich, auch nicht. In den nächsten Wochen werden Sie durch meinen Vater eine kleine Arbeit von mir erhalten, der ich diese Zeilen vorausschicke, um ihr den freundlichsten Empfang vorzubereiten, eine Ausgabe und Uebersetzung des ersten kleinen Epos von Hero und Leandros, welches dem Grammatiker Musäos zugeschrieben wird, mit einer Einleitung, die sich besonders mit dem alten fabelhaften Mystagogen Musäos und mit dem Zeitalter meines Gedichts

beſchäftigt, und mit kritiſchen und lexikaliſchen Bemerkungen am Ende; denn zu ſolchen exegetiſchen, wie mein lieber Perſius nothwendig macht, giebt Muſäos nirgends Anlaß; der Text aber hatte noch einige häßliche Flecken, die ich, wo nicht ganz getilgt, ſo doch ihrer Austilgung näher gebracht zu haben glaube. Für die Einleitung und Ueberſetzung bin ich Ihrer Theilnahme gewiß; das übrige freylich kann nur für den Intereſſe haben, der ſelbſt etwas ähnliches zu arbeiten geſonnen iſt. — In dieſen Tagen habe ich mit einem Leipziger Buchhändler contrahirt über eine Ausgabe und Ueberſetzung des Erotikers Longos, die ich dieſen Winter und Frühling ausgearbeitet habe, und die nun noch in dieſem Jahr als Taſchenbuch erſcheinen ſoll. Damit werd' ich eine Weile meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſchließen, da ich das Schreiben hinfort nicht als Erwerb zu betrachten brauche, und dann zunächſt mit einer großen lateiniſchen Ausgabe des Theognis hervortreten. Haben Sie die herrlichen Wahlverwandtſchaften geleſen? Ich glaube faſt, da mein Vater mir ſchreibt, daß ſie in unſerm Hauſe zu Sternberg vorgeleſen ſind. Die öffentlichen Urtheile ſind höchſt gemein: Bouterweck in der Halliſchen Litter. Zeitung hat ſich bis zur tiefſten Niedrigkeit herabgeſtimmt: Delbrück in der Jenaiſchen zeigt viel guten Willen, aber iſt ohne Ahnung von der Tendenz des Ganzen, und die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften iſt und bleibt die Bibliothek der ſchönen Welt. Nur im Morgenblatt iſt ein Aufſatz: Fragmente über die Wahlverwandtſchaften, von meinem Freund, dem Profeſſor Ideken in Rudolſtadt, der die Sache ſelbſt trifft, und den Göthe ſo ausgezeichnet hat, daß er ſelbſt einen beſonderen Abdruck davon veranlaßte. Sie wird Ihr eigner Genius ohne Leitung am beſten geführt haben.

Weimar, 15. Juli 1810.

An Heinrich Voß.

Nur ſo viele und ſo fremdartige Geſchäfte und Störungen, als jeden bedeutenden Schritt im Leben zu umdrängen und zu verbittern pflegen, konnten mich hindern, ſo lange mit der Antwort auf Deinen letzten Brief zu ſäumen, daß ein anderer vielleicht gefürchtet hätte, Du möchteſt dieß Schweigen mißdeuten: ich aber nicht. So gerne ich geſehn, daß mein Muſäos Dir eine ungetrübte Freude gemacht hätte, ſo danke ich Dir doch, daß Du mir unverhohlen geſagt haſt, was Dir unangenehm, ja kränkend geweſen iſt. Verſtehe ich Dich recht, ſo tadelſt Du nur das Unbedachte der von mir gewählten ſtarken Ausdrücke, die in Bezug auf Deinen Vater ſowohl als auf Hermann auf eine meiner Sinnesart unwürdige Weiſe ausgelegt werden können: denn daß ich rein von der Anmaßung war, Deinem hochverehrten Vater durch einen bloßen Machtſpruch widerſprechen zu wollen, ja, daß ich ſeiner Recenſion der Orphica eigentlich gar nicht gedachte, als ich jene Worte raſch niederſchrieb, und es mir beſonders nicht einfiel, dem graden, einfachen Hermann, mit dem ich nur wenig perſönlich verbunden bin, und in der Hauptanſicht unſerer Wiſſenſchaft gar nicht harmonire, Weihrauch wider meine Ueberzeugung ſtreuen zu wollen, wirſt Du gewiß ſchon meinem geſunden Menſchenverſtand zutrauen, weil das eine wie das andre lächerlich ſeyn würde; aber vor einem ſolchen Argwohn muß mich Dein eignes Herz am ſicherſten ſchützen, das dem meinigen ſo etwas nicht untrauen wird. Daß meine Aeußerung gemißdeutet werden kann, ſehe ich jetzt, da Du mich darauf hingewieſen haſt: als ich ſie in der reinſten Ueberzeugung und in voller Unbefangen

heit niederſcheid, konnte ich das unmöglich ahnen, und was kann auch nicht gemißdeutet werden? Was übrigens die Sache ſelbſt betrifft, ſo biſt Du zu ſelbſtſtändig, um mir zu verargen, von Hermanns Gründen, trotz Deines Vaters nicht detaillirtem und mir alſo nicht verſtändlichem Widerſpruch, überzeugt zu bleiben, und dieſe Ueberzeugung mußte ich ſo ſtark ausſprechen, weil Hermanns Behauptung, Nonnos habe dem Muſäos, Koluthos, Tryphiodoros ꝛc. zum metriſchen Kanon gedient, die Baſis meiner ganzen Demonſtration über des Grammatikers Muſäos Lebenszeit bildet, und ich wieder vier Jahrhunderte zu viel auf dem Nacken hätte, wenn ich, durch mir allerdings hiſtoriſch bekannte, aber mir nicht zu eigen gewordne widerſprechende Meinungen ſofort ſcheu gemacht, mich zweifelhafter ausgedrückt hätte. So vereinigte ſich alſo mit meiner lebendigen Ueberzeugung, die frey heraus zu ſagen mich nie etwas hindern wird, das momentane Bedürfniß, ſie aufs entſchiedenſte laut werden zu laſſen, mir jene unglücklichen Worte abzulocken, über die ich nun aber auch kein Wort mehr hinzufüge, weil es deſſen hoffentlich nicht mehr bedarf. Daß ich mitunter nicht genug abwäge, wenn ich ſchreibe, daß das rege, mitunter gewaltſame Gefühl zuweilen überſprudelt, glaub ich gern, die Jahre werden hoffentlich das Maaß bringen. — Jetzt ſieht es ſchon wild um mich aus: meine Bücher ſind ſchon zur Hälfte gepackt, und mit jedem Tage verſchwindet ein gewohntes Stück unſers Hausraths nach dem andern, ſo daß ich mich von Stunde zu Stunde fremder und unheimlicher in Weimar fühle. Dabey fehlt es an Geſchäften nicht, ich habe faſt alle meine Stunden doppelt genommen, weil ich bis Ende dieſes Monats beendigen will und muß, wozu ich mir Michaelis erſt als Ziel geſetzt hatte, und weil meine Collegen den September durch für mich vacanzen müſſen. So iſt mir ein groſſer Theil des Tages weggeſchnitten. Die übrige Zeit muß ich das Einpackweſen dirigiren, und eine Unzahl Abſchiedsbriefe ſchreiben, und — ein Buch fertig machen. Ich hatte nämlich, eh' ich meinen Ruf nach Jenkau erhielt, mit einem Leipziger Buchhändler eine Ueberſetzung und Ausgabe des Longos verabredet, die ich mir zwar nicht vorausbezahlen laſſen, von der aber ſchon ein Paar Bogen gedruckt ſind, die alſo fertig werden muß. Ich hatte die Arbeit bloß des Honorars wegen unternommen, weil ich mußte; nun muß ich die Beendigung derſelben der Zeit abſtehlen: Du kannſt alſo denken, wie reif ſie ausfallen wird. Uebrigens iſt ſie das letzte, was ich in dieſer Art arbeite, und beſſer als der eben erſchienene Longos von Krabinger, einem Schüler von Aſt, den ich nebenbey recenſire, ſoll ſie doch noch werden. Doch will ich den Krabinger ſehr mild beurtheilen, um meinem Longos gleich milde Beurtheilung zu verdienen. Hier doch noch eine beiläufige Frage: Der Dr. Adolph Wagner in Leipzig, den ich nicht kenne, der aber ein guter Freund von Schulze iſt, hat ſich mindeſtens vor einem Jahr gegen dieſen geäußert, er wünſche meinen Perſius in den Heidelberger Jahrbüchern zu recenſiren, und hatte ich damals, durch Schulzes Vermittelung, ihm durch den Verleger ein Recenſionsexemplar zuſtellen laſſen. Seitdem iſt er mit Schulzen aus aller Bekanntſchaft gekommen, und die Recenſion auch nicht erſchienen; kannſt Du vielleicht von Böckh oder Boeſch auf eine paſſende Weiſe erfahren, wie es damit zuſammenhängt, und ob von Wagner, der ein guter Kopf ſeyn ſoll, und deſſen Cäſar mir nicht mißfällt, noch etwas zu erwarten iſt? Wenn Du Solgern zur Anzeige des Muſäos anwerben könnteſt, würdeſt Du mich ſehr erfreuen; ſonſt weiß ich wahrhaftig nicht, von wem ich recenſirt ſeyn möge unter unſern Jena-

ſchen Recenſircollegen; denn Ahlwardt läßt ſich, wie es ſcheint, nicht mehr auf Ueberſetzungen ein. Solgers Sophokles wird nun hier nicht mehr fertig, aber es ſoll auch die erſte Arbeit in Jenkau ſeyn, und erhält Eichſtädt ſie ſicherlich noch vor Ende dieſes Jahres. — Jetzt arbeite ich auch noch an einer Abſchiedsrede, weil ich meine lieben Schüler nicht ſo ſtumm verlaſſen mag, und ein ſolches herzliches letztes Wort gar zu viel wirken kann, obgleich ich wohl fühle, wie mich die Arbeit und noch mehr der Vortrag angreifen wird, da ich ohnehin äußerlich und innerlich genug bewegt bin. Ich ſehe wirklich unſrer Abreiſe mit Sehnſucht entgegen, weil dann doch alles gelöſt iſt, und die Unruhe der Reiſe wird mir im Vergleich mit meiner jetzigen wahre Erholung ſeyn; und wie will ich vollends die drei Wochen in Eger in breiteſter Behaglichkeit faullenzen. Wir reiſen am 28ſten Juli bis Rudolſtadt, und wollen Nachmittag und Abend noch recht prächtig mit Abeken in der herrlichen Gegend genießen. Am 30ſten kommen wir in Eger an, und dann reiſen wir über Carlsbad, Dresden, Frankfurt, Berlin, wo ich noch manche intereſſante Bekanntſchaft zu machen hoffe, beſonders in Berlin, wo ich noch nie geweſen bin, und noch keinen der vielen dort verſammelten trefflichen Männer kenne, außer Wolf. Gegen den Herbſt bin ich dann in Danzig, und da ſollen alle Kräfte zuſammengenommen werden, wie noch nie, weil es wahrſcheinlich noch nie ſo nöthig geweſen iſt; denn ich bin ſchon genug darauf gefaßt, dort die ganze Einrichtung der Anſtalt, Lehrer, Methode, den herrſchenden Geiſt und was ſonſt dazu gehört, nicht nach meinen Wünſchen zu finden; dagegen ſehe ich mit Freuden den regen Eifer der Danziger, der von dem großen nervus rerum gerendarum gar nachdrücklich unterſtützt wird, und habe überdieß von der ganzen Organiſation jener Nordländer aus mehrern Gründen eine ſo vortheilhafte Meinung, daß ich die beſten Hoffnungen nähren darf. Was mir das liebſte, iſt, daß mir ſchon ein oder zwei Mitarbeiter verſprochen ſind, die ich mir ſelbſt wählen ſoll, um ſo mit gedoppelten Kräften ans Werk zu gehn. Obgleich man in Danzig wünſcht, daß ich erſt das Ganze in Ocularinſpection nehme, und dann beſtimme, wen wir haben müſſen, ſo ſehe ich doch ſchon gut genug, wo der Schuh drückt, und will darum, auch um ſo raſch gehn zu können, wie nur möglich, gleich jetzt die nöthigen Erkundigungen einziehn. Das ſoll zum Theil durch dieſen Brief geſchehn, denn wenn Euer ſchöner häuslicher Kreis nichts dawider hat, ſo möchte ich Euch gern eins ſeiner Glieder, nämlich Deinen Bruder Abraham, wenigſtens für einige Jahre entreißen. Ich kenne wohl junge Gelehrte genug, mit denen ſichs gut lebt, und die das übrige wiſſen; aber dem einen fehlt dieſes, dem andern jenes, um mit ihm in ein ſo nahes Verhältniß treten zu mögen, wie ſich in unſerer faſt kloſterlichen Abgeſchiedenheit in Jenkau zwiſchen den einzelnen Gliedern bilden muß, wenn man einander nicht, was Gott verhüte, gradehin zurückſtoßen und dadurch das anmuthige Geſellige der Lage in die läſtigſten Verhältniſſe umgeſtalten will. Obgleich ich Deinen Bruder gar nicht kenne, ſo hab ich doch ein ſo herzliches und in ſeinen Umgebungen ſo wohl gegründetes Vertrauen zu ihm, daß ich mir nichts lieberes wünſchte, als wenn er ſich entſchließen könnte, mein Collega, mein eng und brüderlich verbundner Freund und mein thätiger Mitarbeiter zu werden, obgleich ich wohl begreife, daß ein ſolcher Entſchluß nicht ohne Aufopferung gefaßt werden kann. Indeß läßt ſich auch gar manches dafür ſagen, und glaube ja nicht, daß bloß Eigennutz, wenn auch ein ſehr verzeihlicher, oder Eifer für mein Conradinum mich zu dieſem

Antrag an Deinen Bruder treibt: ich glaube, daß auch sein Bestes damit zusammenhängt. Sich dann und wann unter fremden Menschen eins zu versuchen, hat immer sein Gutes, und grade der jetzige Zustand des Contradictoriums ist ganz geeignet, die noch ruhenden Kräfte eines jungen, vielverheißenden Mannes zur vollsten praktischen Thätigkeit herauszubilden und ihn schnell für einen wichtigen Beruf, eine größere und freyere Sphäre zu bilden. Daß man seine jungen Jahre grade nicht in der Göttinger Bibliothek oder sonst an einem locus classicus zu versitzen braucht, um einst als ein wahrhaft großer Mann hervorzutreten, davon giebt Euer Vater ein so glänzendes Beispiel, daß ich über die Entlegenheit von Danzig nichts zu sagen brauche. Die Gegend, namentlich von Jenkau, soll sehr schön und durchaus gesund, die Menschen brav und zuverlässig seyn, und wie ein herzlicher, treuer Freund Deinem Bruder in mir gewiß ist, brauche ich nicht erst zu versichern. Ueber die Bedingungen der Stelle würde ich erst aus Danzig das gewisse melden können; freye Wohnung und Heizung sind ihm gewiß, und wenn ich recht rechne, wird sein baares Jahrgehalt 600 Rthlr. machen, welches für einen einzelnen Mann in Jenkau nicht grade wenig ist. Die ihm zufallenden Lehrgegenstände werden alle ins Gebiet der Sprache, der Litteratur und des Alterthums gehören; daß die Zahl der Stunden nicht überhäuft werde, will ich schon verhindern. Außerdem aber hat er noch besondere Inspection über 6—8 Zöglinge, womit wahrscheinlich noch zufällige Einnahmen verknüpft sind. Das ist alles, was ich jetzt von der Stelle sagen kann; aber sobald ich nur weiß, ob Dein Bruder will und ob Deine Eltern nichts dawider haben, soll er sogleich, wie ich in Danzig anlange, nähere Auskunft über alles erhalten: Reisegeld wird ihm leicht auszumitteln seyn; ob ich ihn aber schon zu Michaelis d. J. werde in Jenkau sehn können, ist eine Frage, die ich noch nicht beantworten kann; ich werde indeß alles aufbieten, daß wir nicht bis Ostern zu warten brauchen. Bitte nur Deine Eltern und Deinen Bruder in meinem Namen recht herzlich um ihre Einwilligung, es soll ihm schon gut gehn bey uns, und für immer ist diese Entfernung gewiß nicht. Ich selbst denke an nichts weniger, als meine Tage in Jenkau zu beschließen, und Deinen Bruder, fürchte ich, werden sie uns nur zu bald wieder wegrufen, wenn er sich nur erst thätig gezeigt und als würdiger Erbe seines Namens bewährt hat. Ich wollte, ich könnte hier noch Antwort von Dir erhalten, aber ich glaub es kaum, und will freylich auch nicht, daß ein übereilter Entschluß durch meinen Wunsch veranlaßt werde. Schreibe mir darum nur lieber nach Franzensbad bey Eger, oder auch nach Dresden, wo ich zwischen dem 29sten und 30sten Juli seyn werde. Adresse: Hrn. Münzsecretär Kummer. Von mir erhältst Du aus Eger noch einen Brief, der etwas ordentlicher ausfallen soll, als dieser; denn wenn ein so übermäßig in sich lebender Mensch wie ich nun mit einemmal in lauter Außendingen und Außenwelt leben muß, wird er wie eine bey Tage aufgestörte Nachteule und etwas stark confus. Wenn Du das Laufen und Lärmen um mich herum und unter den Fenstern sähest und hörtest (denn das Elend zu erhöhn ist heute Jahrmarkt und ich wohne am Markt), Du würdest auch um alle Gedanken kommen; ich schließe also, da ich ohnehin nach Jena will, um dem Jahrmarkt zu entrinnen und von meinen Freunden Abschied zu nehmen. — Eben ist Hand in Leipzig hier zu meinem Nachfolger ernannt.

Aus der Allgemeinen Schul-Zeitung.

Zweite Abtheilung 1831, Nr. 2.

Zu dem glücklichen Flore der Anstalt (des Gymnasiums zu Weimar) in der bezeichneten Periode trugen besonders die beiden Professoren Franz Passow und Johann Schulze bei. Passow ward an Heinrich Voß Stelle berufen, und trat im Sommer 1807 bei uns ein, als zwei und zwanzigjähriger junger Mann, unmittelbar aus Hermanns Schule kommend. In stürmische Begeisterung wußte uns dieser kräftige Geist durch sein Feuer, seine gediegene, klare, glänzende Gelehrsamkeit, seinen schönen, geschmackvollen, präcisen Vortrag, durch die Frische, die Beseeltheit, den Adel seines ganzen Wesens zu versetzen, und die innigste Anhänglichkeit, die reinste Achtung, der strengste Respect gegen ihn war von den ersten Wochen seiner Thätigkeit an in unserer Mitte begründet. Ihm ist es gewiß in den drei Jahren, welche er unter uns wirkte, niemals begegnet, daß irgend einer seiner Schüler sich eine Unart, eine Insubordination, oder ein Attentat auf die persönliche Achtung des Lehrers zu Schulden kommen lassen; und gleichwohl wirkte er lediglich durch das Ansehn seiner wissenschaftlichen Gediegenheit, ohne Worte und Schelte: er brauchte einen Schüler nur anzusehn, um sofort dessen Zerstreuung zu fixiren, Unruhe zu beschwichtigen, Störung, welcher Art immer zu entfernen. Durch diese ruhige, edle Haltung erwarb er sich in dem Maße aller Zöglinge Zutrauen, daß sie ihm selbst jede Differenz, die sie mit andern Lehrern bekamen, mittheilten, und sie zu schlichten baten. So stand er für das ganze Gymnasium als ein hochgeschätzter Halt und Hort da, und es konnte sich die Ueberzeugung begründen, daß ohne ihn die Anstalt nicht gedeihen könne. Deßwegen ward auch sein Verlust, als er im Juli 1810 als Mitdirector an das damalige Conradinum zu Jenkau bei Danzig abging, als eine Todeswunde für die Anstalt empfunden, und es herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit unter den Schülern. Und dieser Mann stand selbst erst auf der Schwelle des männlichen Alters; es war eine zarte Gestalt; weder derbe, imponirende Formen, noch eine affektirte Zurückhaltung und Vornehmigkeit, noch ein heimliches lauerhaftes Benehmen, nichts als das unbefangene, offene, ganze Haben seines Wesens, wie es war, das allein war es, wodurch er so erfreulich, so folgenreich, so gewaltig wirkte. Es steht gewiß kein Satz fester in dem Codex pädagogischer Erfahrung, als daß ein Lehrer Alles gewinnen kann, wenn er wissenschaftlich fest und ge-

fattelt, wenn er ſittlich rein und fleckenlos iſt, und dann ſich giebt, wie er iſt. Eine ſolche Faſſung ſeines Perſönlichen giebt ihm dann den unſchätzbaren Rückhalt, daß es ihm nicht vorkommen kann, durch eigne Schuld des Wiſſens und des Willens zu fehlen; er kann keine wiſſenſchaftliche Blöſien geben, was, wenn es öfters vorkommt, unwiderruflich ſeine geiſtige Superiorität über die Jugend untergräbt; und ſie kann ihn nicht in den Verdacht einer heimlichen Tücke und falſcher Geſinnung ziehn, was der giftigſte Wurm des Lehreranſehens iſt. Lieber einmal derb und zornig dreingefahren, auch wenn man ein wenig über das Maß gehen ſollte; ſobald nur der reine, klare, offene Mann daſteht, ſo wird ihm auch eine fliegende Hitze nicht ſchlimm angerechnet u. ſ. w.

Leben in Jenkau und Berlin.

1810 — 1815.

Allerdings war in Jenkau völlige Unabhängigkeit gegeben; in thätiger Verbindung mit dem Director Jachmann und einigen andern sehr tüchtigen Lehrern wurde sie benutzt, um den alten Sprachen das Uebergewicht zu geben, das ihnen in jeder gelehrten Schule gebührt: darin gingen sie einen Schritt weiter, daß sie, nach Heinrich Stephanus Rath, den Unterricht mit der griechischen Sprache begannen, worin einige benachbarte preußische Gymnasien folgten; die Anfänge waren vielversprechend, zu vollständiger Erfahrung zu gelangen war ihnen nicht beschieden. Demnach wurde gründlichster Unterricht in der Muttersprache, in der Mathematik, und geregelte Leibesübungen mit Nachdruck erstrebt. Zumeist aber war es die Noth des Vaterlandes, die alle bewegte, und der auch sie an ihrem Theile durch Kräftigung der jugendlichen Gemüther zu begegnen wünschten. So entwickelte sich dort in stiller Abgeschiedenheit ein erfreuliches Leben, während in Danzig selbst französische Satrapen ein heilloses Wesen trieben, und die niedergeknechtete Freistadt um Sittlichkeit und Wohlstand brachten.

Doch von den ausgesäeten Früchten sollten sie nichts reifen sehen. Die Umgegend von Danzig wurde 1813 einer der Schauplätze des großen Befreiungskriegs; die lange Belagerung der Stadt unterbrach zwar die Thätigkeit der Anstalt nicht, selbst da nicht, als das russische Hauptquartier in den Institutsgebäuden seinen Sitz wählte. Leider aber waren alle Hülfsquellen des Conradinums durch den Krieg erschöpft, und als zu Anfang des Jahres 1814 die Stadt von ihren Zwingherren befreit wurde, mußte die Anstalt auf unbestimmte Zeit aufgelöst werden. Lehrer und Schüler zerstreuten sich. Passow schied mit dem herben Gefühl, einige Jahre vergebens gearbeitet zu haben; für sich freilich hatte er manche unschätzbare Lebenserfahrung gewonnen, und das Glück des wiedergebornen Vaterlandes mußte ihn über mehr als Einen schmerzlichen Verlust trösten.

Zu litterarischen Arbeiten war in Jenkau wenig Muße gewesen; ein Archiv deutscher Nationalbildung, mit Jachmann unternommen, in welchem das praktisch Begonnene wissenschaftlich begründet werden sollte, brachen die Zeitverhältnisse mit dem vierten Heft ab. Eine Schrift über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher (1812) aber bereitete manches vor, was in der Folge zu einem bedeutendern Werke führen sollte. Auch riefen die Ereignisse des Jahres 1813 wieder dichterische Anklänge hervor, die natürlich mit dem Moment verschollen.

Passow ging im Frühjahr 1814 nach Berlin, um von dort als Freiwilliger nach Frankreich zu eilen. Die inzwischen erfolgte Einnahme

von Paris vereitelte dieß Vorhaben. Nachdem er wegen seiner Wiederanstellung im Preußischen erwünschte Zusicherungen empfangen hatte, besuchte er seine lange nicht gesehene Heimath wieder, begab sich dann an den Rhein, den er von Cöln bis Schaffhausen verfolgte, sah alte Freunde wieder, gewann sich neue, lebte besonders in Heidelberg im Vossischen Hause unvergeßlich lehrreiche Wochen, besuchte die Schweiz, und kehrte durch Schwaben, Franken und Sachsen im November nach Berlin zurück.

Die ihm hier noch eine Weile vergönnte Muße konnte er nicht schöner benutzen, als zum Besuch der Vorlesungen, die Fr. Aug. Wolf in jenem Winter hielt. So gelang es ihm im reifern Alter noch, was er lange gewünscht hatte, dieses außerordentlichen Mannes Schüler zu werden, und sich seines anregenden Umganges vielfach zu erfreuen. Außerdem wurde ihm durch nähere oder entferntere Verbindungen mit trefflichen Männern, wie Niebuhr, Süvern, Buttmann, Solger, Bernhardi, Rühs, Woltmann, Hirt, Schleiermacher, Böckh, Ideler, Bekker, Köpke, Zumpt, Walch, Döderlein, sowie durch das Wiederzusammentreffen mit den Weimarer Freunden Göttling und Osann, dieser Aufenthalt in Berlin zu einem seiner anziehendsten Lebensabschnitte; hier wurde ihm die philosophische Doctorwürde ertheilt.

Indeß wurde ihm im Frühjahr 1815 die ordentliche Professur der alten Litteratur an der Universität Breslau übertragen, ganz gegen sein Erwarten, da er nie über das Schulleben hinausgedacht hatte, ja selbst gegen seine Wünsche, da er diesen Beruf von Weimar aus sehr lieb gewonnen hatte, und er sich die zum akademischen Lehrer erforderlichen Eigenschaften nicht zutraute.

Franzensbrunn bei Eger, 8. August 1810.

An Frau von Voigt.

Daß ich, kaum acht Tage aus Weimar und hier noch nichts weniger als eingewohnt, doch schon nach Papier und Feder greife, um Ihnen, werthe Freundin, wenigstens einige freundliche Worte zu schreiben, könnte ich mir zu großen Gunsten bei Ihnen auslegen. Aber ich will gleich offenherzig seyn und Ihnen gestehn, daß Sie vielleicht noch keine Nachricht von uns erhielten, wenn das Wetter etwas angenehmer und das Badeleben im Ganzen hier uns etwas entsprechender und wohlbehaglicher wäre. Von unsrer Reise sage ich Ihnen nichts: daß ich mich in dem Augenblick, in welchem ich von meinen Schülern den letzten Abschied zu nehmen bangte, mit einer mir völlig unerwarteten Begleitung mehrerer derselben bis Rudolstadt aufs angenehmste überrascht sahe, wissen sie vielleicht. Eine größere Freude ist mir seitdem nicht geworden. Von den Gegenden, die wir durchreist sind, nichts, weil Sie die wahrhaft anziehenden, durch immer neuen Wechsel erfreuenden Thäler und Höhen von Thüringen kennen, und von den breiten, langweiligen Bergrücken, den nie endenden, niedrigen Waldungen, den unbedeutenden Erhöhungen und Vertiefungen des Voigtlandes und des Erzgebirges, die die Aussichten nur versperren, statt sie zu eröffnen, so wenig zu sagen ist, als von den unfreundlichen Schindeldächern in Schleiz, Hof, Adorf und Asch. Unser erster Empfang in Franzensbrunn war der traurigste, den ein Sterblicher erleben konnte: Nachts um 10 im heftigsten Regen und dazu Luise an Zahnweh leidend. Auf unser Fragen nach dem General Metsch wurde uns endlich kund, der sey schon seit 8 Tagen fort, übrigens sey kein Zimmer für uns bestellt, und würden wir überall keins mehr erhalten, so vollgepfropft sey jeglicher Winkel. Indeß brachte es meine Beredtsamkeit und die lebhafte Schilderung unseres kläglichen Zustandes bei einem menschlichen Gastwirth noch dahin, daß er uns für diese Nacht eine Streu in seiner Gaststube bereitete, obgleich diese schon von einem Dutzend schnarchender Kärner occupirt war, und uns vom andern Tag an eine Stube verhieß. Wie weit es mit dem Menschen kommen kann, haben wir da gelernt: denn wir schliefen die Nacht ganz leidlich auf unserm Streh und in so lauter Umgebung. Das Zimmer, das wir jetzt inne haben, ist freilich auch so beschaffen, daß es kaum die Nothwendigkeit erträglich machen kann; indeß sind wir hier doch allein, und können uns ungestört das Bessere herwünschen und herträumen. Die Anlage von Franzensbrunn an sich ist recht schön und besteht aus wahrhaften Palästen, aber ihr Umfang ist noch viel zu gering: die Gegend höchst trübe, zunächst ebene, flache, schwarze Torfmoore, von unabsehlichen, schnurgraden Gräben einförmig durchschnitten: im Hintergrunde waldige Berge, die aber mehr finstere Sehnsucht erregen, als sie angenehm begrenzen und dem innern und äußern Sinn erquickliche

Ruhepunkte geben; die Promenaden abscheulich: jeder leidliche Punkt wenigstens Ein Stunde weit. Und nun die Gesellschaft! Meist böhmischer, polnischer und russischer Adel: deutsch hört man fast gar nicht, und wo es noch gehört wird, ist es eben so lahm und undeutsch, als das herrschende französisch unfranzösisch ist. Man sieht sich hier umgeben von den Namen Stahremberg, Schwarzenberg, Kinsky, Colloredo und andern, die einst würdig den alten, heiligen, solcher Sterblichen würdigen Thron umstanden. Aber ihre Nachkommen scheinen unter den Händen muthwilliger Paweden gewesen zu seyn. Nur die Fürstin Kinsky und ihre Tochter erfreuen allenfalls durch die imposante, herrschende Schönheit der Mutter, und die gefällige, aber bedeutungslosere der Tochter im Vorbeigehn. Die Gespräche, die man hört und mitführen kann, scheinen für die Brunnendiät ganz passend; sie sind so nüchtern, wie in der Welt möglich, und spannen keine Geisteskraft an, weil sie wirklich ganz mechanisch geführt werden könnten. Meine gänzliche Ungeschicktheit, über nichts etwas zu sagen, wird mir in solcher Atmosphäre erst recht fühlbar, und habe ich mitunter rechtes Mitleid mit mir selbst. Um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht Schuld bin, wenn ich mich hier ganz einsam fühle, will ich Ihnen sagen, daß derjenige, mit dem ich mich noch am liebsten unterhalte, sich mir und ich mich ihm nicht anders als in französischer Zunge verständlich machen kann, weil er so wenig deutsch versteht, als ich russisch. Sie sehn, ich habe es nicht verschmäht, den tiefsten Ton menschenmöglicher Toleranz im Umgang anzuschlagen. Indeß will ich nicht verschweigen, daß eine und die andre zufällig angeknüpfte Bekanntschaft mit der Zeit anziehend werden könnte. So haben wir heute einen Freiherrn von Conradi und seine Frau kennen gelernt, die wunderbar genug in Jenkau unsere nächsten Grenznachbarn seyn werden, und dessen Oheim jene Anstalt gegründet hat, ein Paar recht angenehme Menschen, die sowohl durch ihre Persönlichkeit, als durch ihre Erzählungen vom Leben in und um Danzig unsern guten Muth für die Zukunft gestärkt und erhöht haben. Von großen Geistern findet sich niemand, als Himmel und Prof. Kiesewetter aus Berlin; Gentz und Tiedge mit Frau von der Recke sind nicht mehr hier: welche Armuth! In Eger bin ich einen Nachmittag gewesen: die halbe Stadt mit ihren besten Kirchen ist im vorigen Jahr niedergebrannt und macht den traurigsten Eindruck. Ich stieß auf eine große Messe, die dem heiligen Bernhardus gehalten wurde und mit dem möglichsten Pomp ausstaffirt war. Aber wieviel hätte ich hinzu, und wieviel hinweg denken müssen, um zu dem Gefühl zu gelangen, das mich in andern katholischen Kirchen erfüllt hat, und das ich hier, unter so vielen Trümmern der Vergangenheit, von so mancher bedeutenden Erinnerung umgeben, gewiß wiederzufinden gehofft hatte. Dem Scharfrichter in Eger, von dem hier überall keine Notiz genommen wird, soll der nächste schöne Nachmittag gewidmet werden, und erhalten Sie in unserm nächsten Briefe genaue Relation über diesen Wundermann, den wir eigentlich nur in der Glorie kennen, mit der Goethe alles umgiebt, was in seine Nähe kommt: etwa unsere bewegliche, kunstreiche Freundin, ausgenommen, der das alles nichts anhat. — Aber über allen diesen Nebendingen hätte ich beinah vergessen, dessen zu gedenken, wonach Sie gewiß zuerst gefragt hätten, weil es der Grund unserer Reise in diese menschenreiche Einsamkeit gewesen war, der Wirkung des Brunnens und des Bades selbst, und mit der freilich können wir schon jetzt in jeder Hinsicht zufrieden seyn, was gewiß viel Unangenehmes vergütet, da wir nicht mehr zweifeln dürfen, unsern Zweck hier zu erreichen. Die Brunnenpartie früh morgens ist übrigens höchst langweilig; immer dieselben Gesichter in einem engen Raum zusammen gedrängt, und dazu entweder Regen oder scharfe Octoberkälte. Ueberhaupt ist die Lage von Franzensbrunn der Gesundheit

sehr ungünstig, wegen der rauhen Luft, die die verhältnißmäßig hohe Lage herbeiführt, und die durch keine nahe Berge abgewehrt wird wie in Carlsbad, und noch mehr wegen der ewigen dicken Nebel, die aus den großen Torfmooren aufsteigen, aber den malerischen Vortheil haben, daß sie in den Frühstunden die Unbedeutendheit der Gegend theilweis verhüllen, theilweis zeigen, wodurch manches aus dem Zusammenhang gerissen, fremd und interessant erscheint; auch ändert sich die Scene so mit jedem Augenblick, und bewirken die Nebel selbst, wenn des Morgens Sonnenschein ist, recht schöne Beleuchtungen. Denn das reiche, die Formen auflösende, duftige Licht, wie sichs auf den Schweitzerlandschaften gewöhnlich findet, ist offenbar das vortheilhafteste für unsre Umgebungen, und hat die Natur selbst, wie es scheint, dieß ästhetische Bedürfniß begünstigen wollen. Weniger als alles aber gefällt mir die erzwungene Unthätigkeit, in der ich hier meinen Tag hinschleppen muß, sodaß es mir jetzt eine wahre Erquickung ist, wenn ich einmal einen Brief schreiben kann. An Lecture fehlt es ganz; zwar ist am Brunnen auch eine Bücherboutike aus Eger, die aber nichts feil hat, als Wiener Nachdrücke des Buchhändlers Haas, und nicht eben alle nach besonderer Auswahl veranstaltet. Das beste darunter waren Goethes sämmtliche Werke in vierzehn Großoctavbänden sauber brochirt, und viel schöner und gefälliger gedruckt, als Cotta's Ausgabe, überdieß vor jedem Band eine ganz leidliche Contenzeichnung, und die Wahlverwandtschaften, Pandora's Wiederkunft, sowie die Gedichte auf die letzten Weimarschen Maskenzüge, schon mit einbegriffen: dazu der Preis nur zehn Rthlr. Sächs. Es ist durchaus jedem zu rathen, sich diesen Nachdruck zu kaufen, der auch hier reißend abgeht, und wollte ich nun, ich hätte die Cottasche Ausgabe nicht. Pandora's Wiederkehr habe ich mir noch aus Weimar mitgenommen und mich an der reichen Sprache, sowie an der lieblichen Allegorie gar sehr erfreut. Wir sind nun bestimmt, von hier in 14 Tagen über Carlsbad und Teplitz nach Dresden zu gehn, und nicht den graden Weg über Zwickau und Freiberg zu nehmen. Wenn das Wetter uns wohl will, gehn wir dann von Teplitz nach Außig und von dort die Elbe bis Dresden hinab. Von hieraus werden wir noch einige kleine Partien, meistens ins Bayreuthische machen: besonders nach dem Kloster Waldsassen, von dessen schöner Bauart und Lage man hier viel Rühmens macht. Daß wir nicht eben rühmen können, es gefalle uns hier, werden Sie Sich wohl Selbst folgern aus dem bisher Gesagten; darum aber zweifeln Sie nicht an unserer guten Laune: wir sind es genug gewohnt, außer uns wenig Freude zu suchen, und das kommt uns hier zu statten. Ich denke recht viel und gern nach Weimar zurück: die letzten Eindrücke, die ich dort empfangen, haben mir innig wohlgethan, und alles Unfreundliche, als in der Zeit entstehend und mit der Zeit vergehend, so weit in den Hintergrund gerückt, daß es der milderen Stimmung nicht schadet, und mich doch auch vor aller Sehnsucht dorthin zurückzukehren bewahrt. Nur der Mittelzustand, mich so ganz außerhalb alles thätigen Vereins mit Staat und Welt zu fühlen, hat etwas peinliches für mich, so daß ich mir ein wenig vogelfrei vorkomme, und mein Verlangen nach Jenkau wächst. — Ich schließe nach Ablauf einer kurzen Zwischenzeit am 8. August. Die Resultate unseres Hierseyns sind so ziemlich dieselben geblieben; doch ist manches unangenehme durch längere Gewöhnung und durch etwas erweiterte Bekanntschaften gemildert worden. Gestern waren wir in Waldsassen und sind aufs höchste überrascht durch die herrlichen Klostergebäude, die an architektonischer Schönheit denen in St. Blasien und Einsiedeln nachstehn mögen, an Zweckmäßigkeit aber, über die jedoch nirgends die Schönheit vernachläßigt ist, in ihrer Art einzig seyn dürften, und noch ein recht lebhaftes Bild des ehemaligen Lebens geben, weil das Kloster erst seit 6—7 Jahren aufge-

haben ist. Die Kirche aber übertrifft durch ihren edeln, großen Styl und durch ihre verschwenderisch reiche, gleichwohl nirgends überladene innere Verzierung das Prächtigste, was ich in der Art gesehn habe, weit, und mag es wahr seyn, was ich hier von verschiedenen mehr Gereisten gehört habe, sie sey in dieser Hinsicht die erste in Deutschland. — Ich sende Ihnen diese Fragmente eines Briefes, denen meine Frau noch einige beifügen wird, durch eine Gothanerin, deren Umgang uns hier viel werth gewesen ist, weil sie die erste Bekannte war, auf die wir trafen, und für die manchen angenehmen Stunden, die wir ihrer Gesellschaft verdanken, wünschen wir ihr durch Ihre Bekanntschaft wenigstens eine gleiche zu verschaffen. Auch werden Sie von ihr hören können, was Sie vielleicht noch außer dem Gesagten über uns interessiren könnte, und das Gesagte selbst vollständiger, ausführlicher, lebendiger, als durch den todten Buchstaben. Lassen Sie sich es besonderes Geschäft seyn, mein Andenken in Weimar bei den Wenigen zu erhalten, die mir freundlich zugethan sind: bei Ihnen will ich schon selbst Sorge dafür tragen.

Um die Besorgung der Einlage darf ich Sie wohl bitten. Heut haben wir hier einen Hahnenschlag erlebt, wobei es übrigens nicht so sentimental und langweilig herging, als im Kotzebueschen, und am Ende der dicke Himmel den Topf zerschmetterte.

Franzensbrunn bei Eger, 8. August 1810.

Ich freue mich, mein theurer Göttling, daß unser Longos mir gleich in den ersten Wochen meiner Reise den erwünschtesten Anlaß zu ein Paar freundlichen Zeilen an Sie giebt. Denn der Brief als vereinzelte Rede gehört einmal dem Gebiet der subjectiven Prosa an, und empfängt also sein Daseyn von etwas Aeußerlichem, Zufälligem. Wozu hätte ich Ihnen auch noch besonders schreiben sollen, wie lieb Sie mir in dem letzten Jahr unsers Beisammenlebens geworden sind, wie ich Ihrer immer mit gleicher Liebe und Theilnahme gedenken werde, wie tief mich am letzten Abend in meiner schon verödeten Wohnung Ihr Schmerz, Ihre Thränen bewegt haben. Gern hätte ich Ihnen das damals ganz ausgesprochen, wenn ich dafür hätte Worte finden können, und ich nicht der äußersten Anspannung aller Kräfte bedurft hätte, um die gewaltsame Auflösung so vieler, mir theurer und heiliger Bande mit Fassung zu ertragen. Sie, mein guter Göttling, gehn, wie es scheint, demselben schönen Beruf entgegen, zu dem ich früh innige Liebe faßte, dem mich zu widmen mir früher gelungen ist, als ich nach den Regeln der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit hoffen durfte. Ich weiß keinen bessern Wunsch für Sie, als daß Sie im dritten Jahr Ihrer bürgerlichen Thätigkeit, das ich eben zurückgelegt hatte, so liebend und so geliebt wie ich im Stande seyn mögen, den ersten Uebungsplatz Ihrer Thätigkeit zu verlassen, und daß Sie Sich nach so kurzer Anstrengung solcher Schüler erfreuen mögen, wie ein liebevolles Geschick mir in Ihnen, in Ulrich, Paulßen, Weber und andern unserer Freunde zugeführet hat. Dann liegt selbst in dem schmerzhaften Gefühl der Trennung etwas mit Nichts zu vergleichendes Beglückendes, das man nicht vertauschen möchte um den gleichgültigen, schmerzlosen Abschied nach gemeinen oder bedeutungslosen Verhältnissen. Die ruhige, beschäftigungs- und geschäftslose Muße, die mir hier zur Stärkung nach dreien sorgenreichen, angespanntthätigen, nicht ganz müheloſen Jahren und für eine vielleicht beschäftigtere, bewegtere Zukunft verordnet ist, thut mir in so fern wohl, daß ich, weil ich einmal nicht vorwärts arbeiten soll, und der an Regsamkeit gewöhnte Geist nie ganz still stehn will, desto ungestörter in

die Vergangenheit zurückſinken kann, ruhig zu überſchauen, was ich im Verein mit meinem guten Schulze gefördert, gewirkt und auch vernichtet habe: denn das Vernichten iſt meiſtens nothwendiger als das Auferbauen, da wir nur das Falſche, Fehlerhafte, das wir abgewendet oder verhütet haben, als unſer eigenthümliches Verdienſt betrachten dürfen, während das poſitive Gute und Vortreffliche, was ſich inzwiſchen erzeugt und entfaltet hat, das freie, unbeſtrittene Eigenthum unſrer Schüler bleibt. Wo wir alſo durch einen ſolchen Erfolg unſerer Bemühungen belohnt werden, da geben wir den Anſpruch willig auf, einen Schüler gezogen zu haben; aber deſto inniger freuen wir uns, eines Freundes gewiß verſichert zu ſeyn, der ſich mit früher Neigung an uns ſchließen, der mit uns das große Werk allgemeiner, höchſter Bildung uneigennützig angreifen, der einſt unſere Stelle erſetzen wird, wenn uns der Lauf der Natur oder unzeitiges Geſchick abruft von unſerer Bahn. So ſehe ich in Ihnen, lieber Göttling, mit Freude das treue Bild meines frühern Strebens wieder, wie Sie Sich durch eigne Kraft aus falſcher Richtung emporgearbeitet haben zum unvergänglich Wahren, das Sie nun feſthalten und mit Ihrem Theuerſten, mit Blut und Leben behaupten und verfechten werden. Wenn Sie davon ein Theilchen auf mein Beiſpiel, meine Lehren zählen, wie Ihr Blatt in meinem Stammbuch mir andeutet, ſo nehme ich das darum gerne an, weil es Ihrem Herzen größere Ehre bringt, als meinem Verdienſt um Sie. Aber das Verdienſt, hoffe ich, ſoll mir unbenommen bleiben, Sie dereinſt, nach Ablauf Ihrer akademiſchen Studien, wieder in meine Nähe und in den Wirkungskreis zu ſetzen, in welchem allein Ihre Anlagen zu ihrer wahren und ſchönſten Reife gelangen können. Ich preiſe die Veränderung meiner äußern Verhältniſſe, inſofern ſie mich in den Stand ſetzen wird, ſo zu handeln, wie ich geſinnt bin, was ich bisher nicht konnte, und weil ſie mir es möglich machen wird, manches junge Talent in den Boden zu verpflanzen, der ſo köſtliche Pflanzen gedeihn laſſen und zeitigen wird. Denn nur in früher Thätigkeit bildet der Menſch ſich zur ächten Thätigkeit hinauf, und was man Freiheit nennt im Gegenſatz mit bürgerlichen und Staatsverhältniſſen iſt Thorheit, von ſolchen ausgeſonnen, die nur äußere Zügelloſigkeit lieben. Um aber doch mit der letzten Seite des Briefes endlich auf ſeinen Anlaß zurückzukommen, ſende ich Ihnen auf dem beiliegenden Blatt noch einige Bemerkungen zu den beiden letzten Büchern des Longos, die mir hier noch eingefallen ſind, und die Sie dem Commentar einverleiben werden. Uebrigens wird hier die philologiſche Muſe durch nichts begünſtigt. Sollten Sie Neigung haben, Sich noch länger mit den Erotikern zu beſchäftigen, ſo empfehle ich Ihnen beſonders den ſinnreichen Heliodoros, aus dem ein herrlicher Roman des Cervantes und das uralte deutſche Volksbuch von Theogenes und Chariklea hervorgegangen iſt. Für die Kritik iſt, auch nach Koray, noch manches zu thun, und eine geiſtreiche neue Ueberſetzung wäre ſehr dankenswerth. Vielleicht ſind Sie in dieſem Augenblick Walchs Schüler; ich wünſche Ihnen Glück zu einem ſolchen Lehrer und ihm zu einem ſolchen Schüler; Ihretwegen wollte ich, es könnte für längere Zeit ſeyn: Walchs und meinetwegen muß ich das Gegentheil wünſchen. Sagen Sie Ulrich, Faber, Weber, den beiden Göring, Schenk, Oſann und allen, die meiner in Liebe gedenken, recht viel herzliches von mir, beſonders auch dem würdigen Gen.-Sup. Voigt; wäre es nach ſeinem Willen gegangen, ſo ſchriebe ich Ihnen jetzt nicht aus weiter Ferne. Behalten Sie mich ſo lieb, als Sie mir immer theuer bleiben werden, und Ihrer guten Mutter verſichern Sie meine aufrichtige Hochachtung.

Zenkau bei Danzig, 1. November 1810.

An Herrn Hofrath Jacobs.

Ich weiß nicht, ob Sie, mein hochverehrter Lehrer und Freund, einen Brief, den ich Ihnen aus Eger geschrieben, noch in München, oder ob Sie ihn überhaupt bekommen haben; denn erst gegen Ende des August erfuhr ich in Dresden durch Uhden, daß Sie Ihrer Vaterstadt, Ihren Freunden, einem ruhigern, Ihrer würdigen Leben wiedergeschenkt seyen. Wie herzlich ich die Freude der vielen theile, deren Schmerz und Unwillen ich bisher getheilt habe, das lassen Sie mich nicht erst in Worte fassen, in denen das wärmste Gefühl lau werden muß. Genug, daß es so ist, daß wir Sie wieder unter Menschen wissen, die durch den schuldigen Zoll der Liebe und Verehrung sich Ihres Besitzes werth machen, daß ich wieder mit Freude nach Gotha zurückdenken kann, welches so allen Werth und allen Reiz für mich verloren hatte. Meinen Entschluß, von Weimar zu gehen, würde es freilich bedeutend erschwert haben, wenn ich damals schon geahnet hätte, wie bald Sie wieder ein Nachbar meines bisherigen Wohnsitzes werden würden, und doch mußte ich gehn und fange sogar schon an mich zu freuen, daß ich gegangen bin. Darum soll es mir im Grunde lieb seyn, wenn Sie meinen trostlosen Brief aus Eger nicht erhalten haben; sonst muß ich Sie jetzt bitten, seinen Inhalt gänzlich zu vergessen; er war in der unweisesten Stimmung von der Welt geschrieben, zu deren Entschuldigung ich nichts zu sagen weiß, als daß Wolf ihr Urheber gewesen ist. Ich bin anderthalb Monate in meiner neuen Lage und in dieser Zeit mit dem Charakter der Danziger, besonders aber mit dem Geist und den äußeren Verhältnissen unsers Instituts bekannt genug geworden, um mich zu überzeugen, daß Wolfs apodiktische Urtheile über meine gegenwärtigen Umgebungen übereilt und oberflächlich gewesen sind. Unsre Anstalt hat eine schöne und gesunde Lage auf einer ziemlichen Höhe mit weiten Blicken auf die Ostsee und in das innere Land; die Gebäude sind ansehnlich, in edelm Styl gebaut und so solid, wie es der nordische Himmel verlangt. Mein College, der Director Jachmann, besitzt alle die achtungswerthen und liebenswürdigen Gaben, die einem Mann in seiner Lage zukommen, wenn ihm auch Gründlichkeit in den Lehrgegenständen abgeht, die man von dem Director einer Lehranstalt zu fordern pflegt. Das war die Veranlassung, daß man mich mit ehrendem Vertrauen zum andern Director berief und mich ihm völlig coordinirte, sodaß alles eigentlich Pädagogische, Oekonomische, Polizeiliche unter ihm, alles auf Unterricht Bezügliche unter mir steht. Ob nicht das Ganze gewinnen muß, wenn so vielfache und verschiedenartige Geschäfte unter zwei Männer getheilt werden, kann wohl kaum noch gefragt werden, da der Gewinn in die Augen springt und die schlechte Direction der meisten deutschen Gymnasien, z. B. des Gothaischen und Weimarschen, einen Hauptgrund in den fremdartigen Geschäften hat, die dem Director aufgebürdet werden. Unser übriges Lehrerpersonale ist ansehnlich, und gut besoldet genug, zeigt auch allen möglichen guten Willen; aber weiter läßt sich auch nichts rühmen, und werden hoffentlich bald mehrere derselben zu Pfarren befördert werden, wo es nicht schwer seyn kann, ihre Stellen etwas angenehmer zu besetzen, sodaß wir auch von dieser Seite die besten Aussichten haben. Die Oberlehrerstelle war ohnehin bis zu meiner Ankunft offen gelassen, und hoffe ich einen sehr wackern jungen Philologen, den Doctor Walch in Jena, für sie zu gewinnen. Die Zöglinge, deren Zahl sich jetzt auf ungefähr 50 beläuft, sind bei weitem dem größten Theil nach zwischen 10 und 13 Jahren, weil das Institut im Kriege alle seine ältern Zöglinge verloren hat und eigentlich eine ganz neue Epoche für dasselbe im Beginnen ist. So wird es mir möglich, früh auf den Geist des Ganzen zu wirken und sind wir dadurch in großem Vortheil vor den Gymnasien,

daß wir zugleich erziehen und so unsre Lehrvorträge in steter Verbindung mit dem Leben und der Ausführung erhalten können, wobei uns sehr begünstigt unsre äußere, von keinem Publicum dependente Lage und das Vertrauen der Danziger, deren richtigen, anspruchslosen und unbefangnen Sinn ich nicht genug rühmen kann, uns ihre Kinder schon in den Jahren der zartesten Bildsamkeit, der vollsten Empfänglichkeit zu übergeben. Jachmann hatte vortrefflich auf die sittliche und allgemeine Verstandsbildung gewirkt, aber freylich war nur eine geringe Masse von Ideen und Kenntnissen in Umlauf gebracht: indeß wo der Geist aller so fleißig urbar gemacht und vor jeder bösen Einwurzelung bewahrt ist, da faßt die Aussaat des positiven Wissens bald sichere Wurzel und genießen wir schnell anregende Belohnung unsrer Sorgen und Mühen. Die griechische Sprache kannte man fast nur dem Namen nach: kaum 6 bis 8 Zöglinge hatten einen sehr schlechten Unterricht in der Grammatik gehabt und waren sofort zum Platon und Thukydides geführt! Daß mein Antrag, es keinem Zögling zu gestatten, sich von dem griechischen Unterricht loszumachen, was ich erst wenige Zeit vor meinem Abgang von Weimar erreichte und was in Gotha vermuthlich durch Dörings Schuld noch sehr lange nicht zu erreichen seyn wird, ohne Bedenken bewilligt, von einem Senatsausschuß bewilligt wurde, der nur aus reichen Kaufleuten besteht, mag Ihnen zum Beweis dienen für die Tüchtigkeit und Liberalität unserer Administration, die unsre nächste und zugleich die höchste Instanz ist, was wieder den Gang der Geschäfte mehr, als sich sagen läßt, fördert. Daß wir aber kein studirtes Collegium über uns haben, hat die unschätzbare Folge, daß dem Directorat überlassen bleibt, was sich sonst die Consistorien anmaßen, und wieviel Gutes die beim besten Willen durch ihre Förmlichkeit hindern, davon habe ich in Weimar Beispiele erlebt, die komisch wären, wenn die Sache nicht gar zu ernsthaft wäre: denn die innersten Zustände einer solchen Anstalt kann einmal niemand besser kennen, als wer sie dirigirt. Wie viel hier für die so oft vernachläßigte physische Erziehung geleistet werden kann, leuchtet ein, und dadurch, daß ich selbst mich dieser Sache vorzüglich annehme, denke ich zu verhüten, daß sich von Philanthropie hier keine Spur hervorthun soll. An geselligem Umgang gebricht es nicht: allein Jachmanns Haus könnte uns genügen und unsre künftigen neuen Mitarbeiter werden sich gewiß gern anschließen an uns. Ueberdieß ist die Verbindung mit der unfernen Stadt ununterbrochen und es wäre mancher deutschen Stadt, die sich hoch gebildet glaubt, zu gönnen, von unsern Reichsstädtern Anspruchslosigkeit, Rechtlichkeit, Duldsamkeit, ja reinen Sinn und Takt in conventionellen Dingen zu erlernen. Der litterarische Verkehr ist allerdings gering, wenn wir auf die ephemeren Producte der Zeit sehn: aber weiter erstreckt sich auch diese Beschränkung nicht. Ich selbst bin in den Stand gesetzt, mir manches wichtige Werk mehr anzuschaffen und überdieß habe ich die nicht unebne Bibliothek des Instituts zu verwalten, für die ein ziemlich beträchtlicher Fond bewilligt ist. So werde ich, da ich meiner Berufsgeschäfte Herr zu werden weiß, auch in meinen eignen, mir so sehr am Herzen liegenden Studien und in meiner litterarischen Thätigkeit, die ich nur sehr ungern aufgegeben hätte, in nichts gehindert werden, während meine Situation mir ungestörter, zusammenhängender, überlegter zu arbeiten gestattet. Dieß führt mich sogleich dazu, Ihnen einen litterarischen Plan vorzulegen, den hier ein praktisches Bedürfniß in mir erzeugt hat, dessen Ausführung aber zu mehr als einer Hinsicht von Ihnen abhängt. Um den griechischen Sprachunterricht hier von allen Seiten betreiben zu können, war das erste, daß ich griechische Stylübungen anordnete und selbst übernahm; in Weimar hatte mein Freund Schulze sie besorgt und ich mehr über ihren Zweck und ihren Nutzen, als über ihre Methode nachgedacht. Hier mußte

ich mein Auge zunächſt auf ihre Ausführbarkeit richten und ich überzeugte mich bald, daß der Zeitverluſt für Lehrer und Schüler unberechenbar ſeyn würde, wenn nicht ein Werk, ungefähr wie Dörings Materialien zum Ueberſetzen ins Lateiniſche, die mancherlei Schwierigkeiten höbe. Nun hat uns vor einiger Zeit der Meßkatalog ein Werk dieſer Art von Ihnen angekündigt, das aber aus dem letzten von dieſer Michaelismeſſe wieder verſchwunden iſt. Sollten Sie, und darüber erbitte ich mir einige Auskunft von Ihnen, die Ausführung noch auf eine unberechenbare Zeit aufgeſchoben, ſollten Sie ſie gar aufgegeben haben, ſo würde ich dieſe Lücke in unſrer ſcholaſtiſchen Litteratur einſtweilen auszufüllen ſuchen, da ich doch für das Bedürfniß des Augenblicks viele der dazu nöthigen Vorarbeiten nicht ſcheuen darf: denn mir liegt zuviel daran, die griechiſchen Stylübungen hier recht bald zu einer gewiſſen Fertigkeit zu treiben, da ich von mir ſelbſt weiß, wie äußerſt wichtig ſie ſind. Ich würde das Ganze ungefähr wie Döring ſeine Materialien zu lateiniſchen Stylübungen zu vier Curſen ausarbeiten, mir aber hierbei eine ähnliche Regel ſchreiben, wie Sie beim griechiſchen Elementarbuch, daß ich, alle eigene Compoſitionen ausſchließend, die Texte aus den beſten griechiſchen Proſaikern wählte, dieſe aus einem eignen Geſichtspunkt überſetzte, und das nöthige an Vokabeln, Conſtructionen und ſonſtigen grammatikaliſchen Nachweiſungen in Bezug auf Buttmann und Matthiä aus dem Original unter den Text ſtellte. Von Döring würde ich nur darin abweichen, daß ich keine zuſammenhängende Darſtellungen liefern würde, was ermüdet und nicht paßt, da jedes Penſum ſoviel möglich ein abgeſchloſſenes Ganzes werden muß; ferner, daß ich die Uebergänge von einem Curſus zum andern vielleicht etwas beſſer motivirte, und endlich daß ich den erſten Curſus mit einem ordentlichen griechiſchen Speccius (aber wahrhaftig mit keinem Haaſiſchen) nach den Abtheilungen des erſten Curſus Ihres Elementarbuches begänne, damit beides in Parallele gebracht werden kann beim Unterricht. Sonſt ſcheint mir Dörings Anleitung ſo zweckmäßig, daß ich ſie eigends in Bezug auf dieſen Zweck zu ſtudiren angefangen. Zur Regel würde ich mir es dabei machen müſſen, nichts in die Materialien aufzunehmen, was in Ihrem Elementarbuch, das ich natürlich auch hier gleich eingeführt und das ich in der meiſten Lernenden Händen vorausſetze und wünſche, griechiſch enthalten iſt, obgleich ich ungern auf den Platoniſchen Laches, auf den Muſonius, den Teles und Junkus Verzicht leiſte; aber der Mißbrauch liegt zu nahe und iſt unvermeidlich, dahingegen bei meiner Auswahl auch des beſten Primaners Beleſenheit und Aſſiduität nicht hinreichend ſeyn wird, überall auf den benutzten Schriftſteller zu ſpüren, wozu die gröſtmögliche Abwechslung der Paragraphen nicht wenig mitwirken würde. Als Anhang gäbe ich vielleicht einige vorzügliche Stücke aus Cicero, Salluſt, Livius, Tacitus, und aus Luthers, Winckelmanns, Leſſings, Goethes, Joh. Müllers, Schleiermachers, Fichtes und Friedrich Schlegels Proſa für die Allergeübteſten und für ſolche Leſer, die davon Gebrauch machen können; geſetzt nämlich, ich überzeuge mich praktiſch, daß ich ſelbſt alle dieſe Stücke ſo übertragen kann, daß ich im Nothfall Ihr oder Hermanns Urtheil darüber nicht gradezu zu ſcheuen brauche. Dieß iſt ungefähr meine Idee von einer ſolchen Arbeit, die ich binnen Jahresfriſt ausführen zu können glaube. Beharren Sie aber bei Ihrem Plan, ſo werde ich mich freuen, meinen Verſuch auf dieſe Weiſe unnöthig gemacht zu ſehn. — Zu meinem Longos, deſſen Druck ſich ſeinem Ende nähern muß, hab ich in Berlin von Buttmann einen ſehr intereſſanten Beitrag erhalten, das neuerdings in Florenz aufgefundne Supplement der bedeutenden Lücke im erſten Buch, durch welches nun das Ganze in ſeiner Integrität hergeſtellt iſt. Auch hoffe ich noch durch del Furia die vollſtändige Collation dieſer Florentiniſchen Handſchrift

zu erhalten, die ich dann freilich nur als Anhang geben kann. Amati hat zwar auch die Absicht, den Longos zu ediren; aber eine handschriftlich lateinische Uebersetzung, die er meiner Abschrift des Supplements beigefügt hat, ist so unbegreiflich elend, daß ich keinen Grund sehe, seine Ausgabe zu erwarten, sobald ich nur die gewünschte Collation empfange. — Was macht Thierſch? Weder ich, noch bei meiner Abreise unsere Göttinger Freunde Wunderlich und Diſſen, wissen von ihm. — In meinem letzten Briefe aus Weimar bat ich Sie, mir nach Eger zu schreiben: hoffentlich sind Sie durch Ihre Ortsveränderung daran gehindert worden; sonst wäre ein Brief von Ihnen verloren gegangen, denn ich habe keinen erhalten, und das würde mich sehr schmerzen. Ihre Briefe hierher wird der Buchhändler Gerh. Fleischer der jüngere oder F. Chr. W. Vogel in Leipzig, durch deren letztern gegenwärtiger zu Ihnen gelangt, gern an mich befördern. Erfreuen Sie mich recht bald mit der Versicherung, daß Sie in Gotha Ersatz finden für die in München freudlos durchlebten Jahre (obgleich ich Sie lieber, in der mir ewig unvergeßlichen, segensvollen Thätigkeit am Gymnasium, als unter dem Schutt der Bücher und Münzen dächte), und daß Sie meiner noch in Liebe gedenken.

Jenkau, 20. Novbr. 1810, am Seestrande.

An Heinrich Voß.

Was magst Du nur denken und sagen, mein theurer, vielgeliebter Freund, daß ich Dir mein Versprechen, aus Franzensbrunn zu schreiben, nicht erfüllt, daß ich Deinen köstlichen Brief nach Dresden noch immer unbeantwortet gelassen, und daß ich Dir auch von hier aus, wo ich doch nun seit beinahe zwei Monaten angesiedelt bin, und von wo aus Dich doch wohl schon nach einiger Kunde von mir verlangt, noch keine Zeile gesandt habe? Dir aus Franzensbrunn nicht zu schreiben, hatte ich denselben guten Grund, aus dem Du mir dorthin keinen Brief sandtest. Daß ich aber auch von hier aus noch nicht geschrieben, das kann nicht in meinen Geschäften und den unseligen Zerstreuungen jedes neu beginnenden Verhältnisses gelegen haben, weil ich ja schon andern meiner Freunde geschrieben, sondern weil ich mich noch immer nicht genug berufen fühlte, die Feder zu nehmen, gleich als müsse ich noch einen besondern Zeitpunkt, einen eignen äußerlichen Antrieb dazu erwarten, denn am innern fehlte es wahrlich nicht; und gestern ist nun wirklich eingetroffen, worauf ich, ohne es zu wissen, geharrt hatte, und nun weiß ich, warum ich so lange geschwiegen, und daß ich jetzt schreiben muß. Denn gestern Abend erhielt ich den ersten Brief unseres Schulze, und ihn begleitete Dein Miniaturbild. Wie wunderbar mir zu Muthe wurde, als mir Deine Gesichtszüge, die ich mir so oft aus allem dem zu bilden gesucht hatte, was ich von Dir gesehen und gehört, hier in dieser Ferne mit einem Male klar und deutlich vor meine Sinne traten; als sich nun alle die liebevollen Gefühle, die ich seit unserer ersten Verbindung für Dich im Herzen gehegt und gepflegt hatte, an ein festes, dauerndes Bild anschlossen, und Du mir neu geschenkt erschienest: das war einer der reichsten und seligsten Augenblicke, die mir seit lange zu Theil geworden sind, und mir fehlte zur vollen Genüge nichts, als daß meine Luise meine Freude nicht theilen konnte, weil sie seit gestern früh in Danzig ist, und erst Morgen zurückkehrt: und so ahnt sie noch nicht, welch ein Fest indessen mir und ihr bereitet ist. Da die Aufschrift auf das Papier, das Dein Bild umschließt, und die ich einstweilen aufbewahren werde, weil ich mir denke, Deine Mutter muß das geschrieben haben, mich ausdrücklich zum recensiren auffordert, so will ich wenigstens soviel sagen, daß ich mich nur dunkel erinnere,

mir Deine Züge bisher anders gedacht zu haben; daß aber dieses Phantasiebild so plötzlich vor der Erscheinung des wahren so ganz verloschen ist, daß ich nicht mehr weiß, wie ich Dich gedacht hatte; daß ich Dich in dem vorliegenden Bildniß ganz zu erkennen glaubte, und daß ich meine Freundschaft für Dich fester, beharrlicher fühle, seitdem Du als ein wirkliches irdisches Wesen mit Fleisch und Blut vor mir stehst, da ich bisher nur Deinen Geist und Deine Seele gekannt und geliebt hatte. Etwas wehmüthig ernstes, das über Deine Züge ausgegossen scheint, hat mich überrascht, aber wie freudig! Nur der Theil zwischen der Nase und dem Munde scheint mir vom Maler verfehlt: wenigstens mir will es zum Ganzen nicht passen, und dünkt mir vergröbert; sonst denke ich mir, muß es Dir ähnlich seyn, und Schulze bekräftigt es. Dein Abraham wird sichs aber schon gefallen lassen müssen, noch ein wenig auf die Uebersendung zu warten; auch bedarf er dessen nicht so wie ich Armer. Ich werde indeß gleich Morgen in die Stadt reiten, und hoffe dort einen Maler zu finden, der Dein Bild treu und wahr zu copiren weiß, und dann sollst Du zwischen den Basreliefs von Goethe und Knebel über meinem Arbeitstisch prangen, daß mich jeder Blick, den ich erhebe von meinen Büchern und Papieren, lebendig mahnt an Dich, mein theurer Voß. Schulze hat mir sein Bildniß auch versprochen. Macht der Danziger Maler seine Copie gut, so erhältst Du über kurz oder lang auch mein Bild. — An Schulze hast Du einen treu anhänglichen wackern Freund mehr gewonnen, dessen herzliche Zuneigung Du gewiß als keinen kleinen Gewinn betrachten wirst. Er schreibt mit Begeisterung von den Stunden, die er mit Dir in Heidelberg verlebt hat, und obgleich er meine ganze Sehnsucht rege gemacht hat, muß ich doch das Blatt immer wieder durchlesen und ihn um mehr von Dir bitten. Dir, denke ich, ist er von seiner liebenswürdigsten, trefflichsten, geistreichsten Seite erschienen. Manche leidige Verhältnisse, in die er sich in Weimar verwickelt, und von denen er Dir bei seiner überströmenden Offenheit gewiß erzählt hat, hatten in der letzten Zeit seinem Werth in meinen Augen geschadet, und mich, ohne daß ich es wußte und wollte, in etwas von ihm zurückgezogen. Aber der Schmerz bei unserer Trennung und die Ferne selbst sind ein reinigendes Feuer geworden, und sehe und liebe ich ihn wieder, wie je zuvor, und noch inniger als einen wiedergefundenen, den ich vielleicht auch aus eigner Schuld verloren hatte. In seinem ganzen Briefe herrscht jetzt eine Ruhe und anspruchlose Klarheit und Heiterkeit, die ich lange nicht mehr bei ihm gewohnt war. Seine schöne Reise, die Berührung mit manchem trefflichen Menschen auf derselben scheint ihm innig wohlgethan zu haben, und ich wünsche ihm nur noch, was er selbst leidenschaftlich zu erstreben scheint, eine ganz erwünschte Verpflanzung von Weimar. Bei seinem ganz herrlichen, regen Talent zu allem, was erringenswerth ist, bei seinem belebenden, energischen Sinn, der sich so leicht in jeder Sphäre einheimisch macht, und bei seinem unbeschreiblich guten, nur noch nicht genug befestigten, noch zu sehr zu mancher süßen Täuschung hinneigenden Herzen muß er sehr bedeutend werden, sobald er mit sich selbst ins Klare kommt, und er das bloß Blendende, Zufällige, gebührend zu verachten weiß. Du fragst, warum ich ihn nicht nach Jenkau zu ziehn suchte! Wenn ich mich allein in unserer Anstalt bedächte, so wäre mein erstes Bemühn auf ihn gerichtet gewesen, und bei seiner Beweglichkeit sollte es mir nicht schwer fallen, ihm unser Vernunft- und Naturleben hier von so reizenden Seiten zu zeigen, daß er unbedingt unser würde. Aber für ihn sehe ich in dieser Ferne und Abgeschiedenheit kein dauerndes Glück. Manche Erfahrungen eines Lebens und seine frühe Geistesreife heben ihn weit hinaus über seine Jahre, und so glaube ich, daß hier nur ein ganz jugendlicher, zum erstenmal für einen

größern Kreis thätiger Sinn, oder auch ein Mann, den Liebesbande fester an das Leben knüpfen, und für jeden Mangel von Außen entschädigen, glücklich leben wird. Und doch schreibt mir Hand anjetzt, er fürchte Schulzen bald an uns zu verlieren, so ganz habe ihn meine erste Nachricht, die ich ihm absichtslos erzählend, von unserm hiesigen Leben gegeben hatte, für Jenkau gewonnen. Aber ich wage es nicht, das zu meinem und zu unserm Gewinne zu benutzen, und muß ruhig abwarten, ob er sich mir näher erklären will. Dann freilich erhält kein anderer als er die noch erledigte Stelle, die es nicht wäre, wenn der wackere, gemüthliche, tiefgründliche, aber noch viel zu wenig gekannte Wolf in Jena uns nicht durch den schönen Ruf an Heindorfs Stelle entzogen wäre. Mein Glückwunsch zu Abrahams Anstellung in Rudolstadt kommt freilich spät, aber darum nicht minder aus voller treuer Seele, und vergesse ich so gerne, was ich dabei verloren habe. Nein, er hat volles Recht gehabt, da ihm die Wahl gegeben war, jenes reizende, glückliche Ländchen vorzuziehn, und jedes schmerzliche Gefühl in mir wird dadurch begütigt, daß unser Abeken ja eben soviel durch ihn gewinnt, als ich in ihm verloren; und Abeken bedurfte eines nahen und thätigen Freundes mehr wie ich, zumal da er jetzt erst mich und in kurzem auch den Walch aus seiner Umgebung scheiden sieht, und ihm keine geliebte Gattin jede Sorge und jede Trauer verscheucht, die ihn dann und wann bedrohen. Auch er hat mir in diesen Tagen geschrieben, und er fühlt sich durch Abrahams Nähe und seinen kleinen Familienzirkel gar behaglich und freundlich umgeben, wenn ihn auch zuweilen wohl eine kleine Hypochonderlaune anwandeln will. Ich habe ihm jetzt eine Reise nach Italien vorgeschlagen, die ich in fünf bis sechs Jahren mit meiner Luise gewiß zu machen denke, und die auch er schon lange im Sinne gehabt hat. Dann setze ich auch alles daran, Dich in Heidelberg zu sehn. Daß Dein Vater Deinen Bruder gern in näherer Verbindung mit mir gedacht hat, hat mich innig gerührt, und hättest Du mir nichts lieberes schreiben können. — Aber es wird doch endlich wohl Zeit, daß ich auf mich selbst und mein neues Leben komme, und ist durch die Verzögerung dieses Briefes wenigstens so viel gewonnen, daß ich Dir statt schwankender erster Eindrücke nun doch feste und so ziemlich begründete Resultate schreiben kann. Als Summe alles folgenden sage ich Dir also im Voraus, daß ich hier vieles besser und einladender, als ich je gehofft, nichts schlechter, als ich gefürchtet, gefunden habe. Das ist in Bezug auf die Sache selbst freilich noch wenig, aber in Bezug auf meine Stimmung und meinen Lebensmuth ziemlich viel. Unser Conradinum liegt eine kleine Meile südlich von der alten, engen, großen, originell gebauten Reichsstadt auf einer bedeutenden waldreichen Anhöhe zwischen der Weichsel und Radaune (dem Eridanos nach Hasse und de Geawe!), sodaß wir aus unsern vordern Fenstern die fruchtbare Niederung an der Weichsel bis zu den fernen Thürmen von Marienburg, aus den hintern Fenstern die ehrwürdigen Thürme von Danzig und ein gutes Stück der Ostsee überschauen. Die Institutsgebäude, besonders das große, in dem wir und Jachmanns wohnen, sind ansehnlich und bequem und bilden ein großes Viereck, dessen innerer Raum zu allerlei Gymnastik bestimmt ist. Alle Einrichtungen, die sich auf die physische Bildung der Zöglinge, so wie auf ihre Sittlichkeit, ferner auf das Oekonomische und Polizeiliche der Anstalt beziehn, sind von Jachmann in musterhafter Vortrefflichkeit ausgeführt, sodaß mich der höchst civilisirte Zustand unserer kleinen Republik aufs angenehmste überraschte. Aber freilich, was einer solchen Policirung erst wahren Halt und Werth giebt, gründliche Bildung von innen heraus, sind eine gewisse Masse in lebendigen Umlauf gebrachter Ideen, gleich viel ob sie alle Stich halten oder nicht, davon fand ich

leider keine Spur, und sah ich bald, daß hier alles vom untersten Grund begonnen werden mußte. Jachmann ist ein Schüler von Kant, und unter allen gewiß der, dem der unvergeßliche Mann mit der größten persönlichen Liebe zugethan gewesen. Denn Jachmann ist ein durchaus wackerer, höchst angenehmer, gebildeter Mann, mit dem sichs leicht und bequem und nicht ohne mannigfaltige Anregung lebt. Dazu ist er gewandt und sicher handelnd in allen Fällen des praktischen Lebens, was er im letzten Krieg vielfach bewährt hat, und also in jeder Hinsicht geeignet, den äußeren Angelegenheiten einer solchen Anstalt vorzustehn. Im Verein mit ihm, der überall den redlichsten Willen und einen reinen, alles gemeine verachtenden, alle Bildung ehrenden Sinn zeigt, und eifrig fördern hilft, was man ihm einmal als wahr und gut gezeigt hat, habe ich in kurzer Zeit schon soviel erreicht, daß das Conradinum, das bisher gegen Jachmanns Willen geschwankt hatte zwischen einer gelehrten Anstalt und einem modigen Philanthropin, Pädagogium ꝛc., sich nun durch eine gänzliche Reform zu einer wirklichen gelehrten Schule constituirt hat, die keinem einzelnen Zweck huldigt, sondern die reinste menschliche Bildung zum Ziel hat. Durch kein überlästiges und unkundiges Consistorium, sowie durch kein überkluges Publikum an der Ausführung dessen gehindert, was auch Jachmann längst als das rechte erkannt, aber noch nicht durchzusetzen gewagt hatte, weil er sich zu allein und zu schlecht unterstützt fühlte von unsern zahlreichen Mitarbeitern, war das erste, daß wir das leidige, so nutzbar scheinende, in der That aber ganz verderbliche scientifische System aufhoben, und das alte, gediegene, strenge Classensystem, durch das unsere Altvordern solche Männer geworden sind an seine Stelle setzten, und daß das griechische Sprachstudium, das kaum vom zehnten Theil der Anstalt, und auch von diesem in seltener Erbärmlichkeit getrieben wurde, zur unerläßlichen Bedingung der Aufnahme gemacht wurde. Demnach ging es an eine genaue Musterung der Lehrgegenstände, unter denen sich ziemliche Contrebande befand, z. B. Chemie, Papparbeiten, Technologie, alle möglichen philosophischen Scienzien und die gesammte angewandte Mathematik, nebst mehrern neuern Sprachen, sodaß die Sache für den Unkundigen gar vornehm und vollständig, für den Kundigen etwas marktschreierisch und erschrecklich ungründlich aussah. Zum Entsetzen unserer Collegen wurde nun alles umgeworfen, und nichts gelassen als die Alterthumsstudien in ihrer gehörigen Extension, Religionsunterricht und die reine Mathematik nebst den nöthigsten historischen und naturwissenschaftlichen Hülfsklassen, endlich eine recht vielseitige Behandlung der Muttersprache. So begannen wir vor 6 Wochen mit frohem Muth unser Werk, und wenn gleich keiner unserer sieben Collegen beim besten Willen uns nur einigermaaßen zu secundiren vermag, so zeigen sich doch schon einzelne, bisher verwahrloseste Knospchen, die Blüthen und Früchte verheißen. Was uns sehr zu statten kommt, ist die treffliche sittliche und physische Erziehung, die Jachmann schon seit der Errichtung des Instituts durchgeführt: denn wo Herz und Leib so gesund ist, wie bei der ganzen Anzahl der uns übergebenen Kinder, da kann das Wissen schon wurzeln und gedeihlich weiter treiben. Außerdem hilft uns sehr, daß die meisten unserer Zöglinge erst seit kurzer Zeit hier, und die wenigsten über 13 Jahr alt sind, weil der Krieg die bestehende Generation verscheucht hatte, und also auch in diesem Sinne alles von neuem anhebt. Da wir uns einmal hier an nichts conventionelles binden wollen, und nur das gelten soll, wovon wir uns fest und innig überzeugt haben, so soll von nächsten Weihnachten an der lateinische Unterricht in der letzten Classe ganz aufgehoben und dafür der griechischen Sprache die ganze Zeit gewidmet werden, die jetzt beiden Sprachen bestimmt ist; in der vierten, der zweite

von unten, beginnt dann das Lateiniſche gleichfalls in beträchtlicher Zeitfülle, in der dritten endlich erſt das Franzöſiſche. So erreichen wir nicht nur ein vollſtändigeres Fortſchreiten, als gewöhnlich herrſcht, ſondern es wird nun in jeder Claſſe nur Eine Sprache neu begonnen, und kann nun die reiche griechiſche Formenlehre zur trefflichen Stütze der darauf folgenden lateiniſchen, dieſe wiederum ebenſo für die franzöſiſche dienen, während ſich eins in das andere verwickelt, wo zwei Formenlehren neben einander vorgetragen werden, eine Sprache die ausführliche Behandlung der andern einengt, und die Kinder durch dieſe doppelte Anſpannung mehr oder minder abgeſchlafft werden. Nun kommt es nur darauf an, daß wir Gehülfen gewinnen, die fähig ſind, in unſere Anſichten einzugreifen. Weil die jetzigen gar zu kümmerliche Helden ſind, habe ich jetzt 26 Stunden wöchentlich übernommen, um wenigſtens zu hindern, daß die andern Herren im lateiniſchen und griechiſchen Sprachunterricht nichts verderben, wobei ich aber ſo viel alten Sauerteig auszukehren und am Fundament ſo viel nachzuflicken finde, daß meine ganze Thätigkeit bis jetzt wenig mehr ſeyn darf, als eine reinigende. Für die recht gute Oberlehrerſtelle habe ich noch die beſte Hoffnung; außerdem aber werden wir zu Oſtern zwei ganz untaugliche Mitarbeiter entlaſſen, und zwei andere ſehn einer Pfarre nahe entgegen, ſodaß uns auf allen Fall große Veränderungen bevorſtehn. Möchte nun nur erſt eine angemeſſene Ergänzung für alle dieſe Lücken gefunden ſeyn! In zwei bis drei Jahren kann ich auf einige treffliche Köpfe unter meinen mir unvergeßlich theuern Weimarſchen Schülern rechnen, die mir bis ans Eismeer folgen würden, aber bis dahin iſt noch lange Zeit. Hat Euer philologiſches Seminarium noch keine jungen Männer gebildet, die geneigt wären, mit Gehalten von 200, 250, 300 bis 350 Rthlrn. und völlig freier Station (Wohnung, Holz, Eſſen, Wäſche, Licht, Bedienung) bei ſehr mäßiger Arbeit mit dem weiterfördernden Profeſſortitel hier ihre erſten Kräfte zu üben? Viel können wir noch leider nicht bieten; aber man kann hier doch mit 200 Rthrn. auch ſchon ein leidlich behagliches Leben führen, Wein trinken, manches Buch kaufen, und manche Excurſion machen. Ich habe, weil ich auf vieles Bitten des einen Adminiſtrators ſeine beiden Söhne in Penſion genommen, 1600 Rthr. baare Einnahme, und weiß gar nicht damit zu bleiben, ſo daß ich in einigen Jahren zu der italieniſchen Reiſe gezwungen ſeyn werde, um nur das leidige Geld los zu werden. An litterariſchen Hülfsmitteln fehlt es nicht: in Danzig ſind manche alte ſeltne philologiſche und viel hiſtoriſche Werke; das Conradinum ſelbſt hat eine artige kleine Bibliothek, für die ich nun einen Fonds von 300 Rthrn. jährlich ausgemittelt habe, wovon 200 Rthr. auf philologiſche Sachen verwendet werden, und dafür kann manches geſchafft werden; nebenbei ermangle ich auch nicht, meine Bücherſammlung vollſtändiger zu machen. Was iſt an Moſer? Mehr als an ſeinem magern Nonnos? Oder iſt auf den überall nicht zu rechnen? — Daß es mir nicht an Arbeit fehlt, ſiehſt Du wohl, ich bin überdieß noch Bibliothekar und muß die Herren Collegen fleißig in ihren Lectionen überraſchen. Freilich kommt es ihnen noch ſonderlich vor, daß nun auch Ordnung und Schwung in das wiſſenſchaftliche Leben unſers Inſtituts kommt. Aber jemehr Geſchäfte ich habe, deſto köſtlicher ſchmeckt mir nun auch die Ruhe, gleichviel ob ich ſie mit meiner Luiſe und mit Jachmanns theile, oder ob ich ſie meinen Lieblingsſtudien einſam widme. Dieſe unbefangene Ruhe, aus der mich kein dringendes äußeres Bedürfniß mehr auftreibt, habe ich ſeit lange nicht genoſſen, und ſie thut ſogar meiner phyſiſchen Natur unſäglich wohl. Ich treibe alle mögliche Gymnaſtik mit, und beſonders übe ich das edle Reiten als Hermanns getreuer Schüler. In Danzig haben ſich ſchnell einige angenehme Familienverbindungen gemacht, be-

sonders bei Hufelands, wo meine Luise zuweilen angenehme Tage zubringt, wie eben jetzt, wo sie dadurch um die frühere Freude durch Dein Bild und Deinen Brief kommt. Du siehst, die Hauptsachen zu einem gemüthlichen Leben sind uns gewährt, und ich kann nun mit Gewißheit sagen, daß ich, so lange das Schicksal es will, hier heitere Tage spinnen werde, es müßte denn aller Eifer und alles Streben in meinem Beruf fruchtlos bleiben. Denn dem gemeinen Volk, das seine Berufsgeschäfte ein für allemal als eine Pönitenz betrachtet und seine Freuden außerhalb derselben sucht, weise ich den Froschpfuhl an. Weiter nach Norden oder Osten gehe ich indeß gewiß nicht, und wenn ich, was mir doch immer noch ahnet, Jenkau einmal wieder verlassen sollte, so geschiehts, um mich Dir und so manchem theuern Haupt wieder näher zu wissen. Aber davon nichts weiter: Gott verhüte, daß mich je eine unruhige Sehnsucht nach einer Ortsveränderung fasse. Daß ich für mich noch wenig gethan habe, brauche ich Dir nach dem bis jetzt erzählten nicht erst entschuldigend zu bekennen; auch wird bis Ostern wenig vollendet werden, als Solgers Recension. Dann hoffe ich wenigstens einen neuen Genossen und dadurch bedeutende Erleichterung zu erhalten. Indeß habe ich hier doch schon Aeschines gegen den Ktesiphon und Demosthenes pro cor., die mir Wunderlich kurz vor meiner Abreise zuschickte, Schäfers Sophokles und Deines Vaters Tibullus und Lygdamus mit mannigfachem Gewinn für mich durchgelesen. Die Ausführung der Idee über Lygdamus, die Dein Vater früher nur angedeutet hatte, hat mich ganz entzückt und muß sie ganz anziehend und evident seyn für den Freund der Poesie und für den tiefsten philologischen Kritiker. Bei meiner Durchreise durch Berlin, wo ich acht höchst glückliche Tage verlebte, empfing ich von dem herrlichen Spalding die erste Nachricht von dieser Erscheinung, und er theilte mir mit warmer Begeisterung diese Bereicherung der römischen Litteratur durch einen neuen Dichter mit. Jetzt bin ich durch ein vielfaches Bedürfniß, das ich hier schwer empfinde, veranlaßt, zu einer Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische nach dem Plan von Dörings nützlichem lateinischen Buch zu sammeln, wovon die beiden ersten Cursus binnen Jahresfrist erscheinen sollen. Ich werde jedoch keine einzige eigne Composition, sondern nach bestimmtem Plan gewählte und in steigender Schwierigkeit zusammengestellte Stücke der besten griechischen Prosaiker in eigends dazu gearbeiteten Uebersetzungen zu Materialien wählen, und mit den Vokabeln und grammatikalischen Nachweisungen ungefähr wie Döring verfahren. Vielleicht hast Du hierüber Deine eignen Ideen, und dann theilst Du sie mir freundlich mit. — Auserdem habe ich mich mit Jachmann zu einem Archiv für das gesammte Schulwesen verbunden, dessen erste Lieferung gegen Ende künftigen Sommers beginnen soll, und wodurch wir besonders eine allmälige Verbindung und Ausgleichung der besten gelehrten Schulen des protestantischen Deutschlands zu befördern wünschen. Daß Gutsmuthsche schale Pädagogik ganz ausgeschlossen ist, versteht sich; wir wollen nichts, als was eines ächten Gelehrten und eines ächten Denkers würdig ist, oder was als Actenstücke für die künftige Zeit von Wichtigkeit seyn wird und darum aufbewahrt zu werden verdient. Heute habe ich keine Lust, die schöne Zeit der Unterhaltung mit Dir mit weiterer Entwickelung des Plans zu verderben, den Du bald gedruckt lesen sollst. Aber ich wollte Dich vorläufig bitten, bei Schwarz und bei Caroline Rudolphi unseres Plans zu gedenken, und besonders den erstern zur Theilnahme geneigt zu machen. Sobald der Plan gedruckt ist, werde ich ihm selbst schreiben. Auch möchte ich gern wissen, wer am Heidelberger Gymnasium sich wohl am besten zum Correspondenten und vielleicht auch zum Mitarbeiter eignen möchte. Etwa Martens? Der ist doch auch

wohl der neue Philoktetüberſetzer, deſſen der magre Meßkatalog gedenkt? Und wirſt Du ſelbſt uns dann und wann ein Scherflein geben? Manches Methodiſche, z. B. über proſodiſche Uebungen in der Mutterſprache, auch manches Hiſtoriſche über Behandlung des Unterrichts bei den Alten in verſchiedenen Epochen, läge Deinen Studien nicht eben fern und wäre uns gar ſchätzbar. Kannſt Du vielleicht noch andere praktiſche denkende Schulmänner, z. B. Welcker und Hoes in Ulm, für unſer Bemühen gewinnen, ſo ſei Dir im Voraus gedankt dafür. Glaube übrigens nicht, daß die Theilnahme an pädagogiſcher Litteratur im weitern Sinn des Worts mich von den ſtrengern philologiſchen Studien abziehn wird, von denen mein Theognis hoffentlich einen baldigen Beweis geben ſoll. Auch die Fragmente des Euphorion hatte ich ziemlich beiſammen und bearbeitet; nun aber erfahre ich von Nachbar Erfurdt in Königsberg, daß Lobeck ſich an dieſelbe Arbeit gemacht und ſein Manuſcript ſchon druckfertig im Pulte liegen hat; da wird mein Verſuch wohl ziemlich entbehrlich, und was ich etwa mehr habe, kann füglich in einer Recenſion nachgeliefert werden. Daß übrigens Lobeck der Recenſent von Creuzers Dionyſus in der J. A. L. Z. iſt, weißt Du vielleicht ſchon, oder haſt es aus ſeiner letzten Recenſion von Weilands Schrift über Nonnos errathen. Meine Recenſion von Krabingers Longos, die, wie ich glaube, über einige Stellen das erſte wahre Licht giebt, iſt das einzige, was ich in Eger außer dem Abſchluß meiner Longosüberſetzung gearbeitet habe, und hat Krabinger gewiß keinen Grund mit mir unzufrieden zu ſeyn. Sonſt war der Aufenthalt in Eger bei ſchlechtem Wetter in ſchlechter Gegend und noch ſchlechterer Geſellſchaft mit der erſten trüben Stimmung nach einem ſehr bewegten, mir ſehr erſchwerten Abſchied von Weimar wenig erfreulich. Meine guten Schüler wollten mit einer feierlichen Nachtmuſik am Abend vor meiner Abreiſe Abſchied von mir nehmen; aber es ward ihnen unmöglich, ſich da ſchon von mir loszureißen, und ſie verſammelten ſich noch einmal am Morgen darauf vor meiner Wohnung, um mich bis in den Wagen zu geleiten. Ich ließ meine Luiſe langſam herausfahren, und verließ das theure Weimar zu Fuß, indem meine Schüler mich durch den mir durch tauſend Erinnerungen heiligen Park begleiteten, bis wo ſich der breite Weg nach Belvedere und Rudolſtadt wendet, wo der Wagen harrte. Aber ſie hatten ſchon einen zweiten Wagen und ein Dutzend Pferde beſtellt, erſt um mich bis Blankenheim zu geleiten, woraus aber Rudolſtadt wurde, und dort war Abeken Zeuge der bitterſten Trennungsſtunde meines Lebens. Nach Eger ſandten ſie mir noch ein Stammbuch, worin ſich alle meine Schüler ein Denkmal der Liebe und Anhänglichkeit geſtiftet haben, das für ſie ehrenvoller, als für mich, für mich aber unſchätzbaren Werthes und ein Familiengut für Kinder und Enkel iſt. Aber ich wollte Dir erzählen von Eger, und noch jetzt wie damals reißt eine unvergängliche Erinnerung mich weg und weg. Doch brachte mir der Aufenthalt dort Wolfs perſönliche Bekanntſchaft, und häufigen, ſtundenlangen, ungeſtörten Umgang mit dieſem gewaltigen, donnernden und blitzenden Mann, der mir aber auch von mir vermuthete, höchſt liebenswürdigen Seiten erſchienen iſt. Seine Ueberſetzung der Wolken, die er mir vorlas, während ich den Text dazu nahm, ſcheint mir ein Meiſterwerk und der höchſten Achtung würdig. Ihn ſelbſt über den Ariſtophanes commentiren und ſprechen zu hören, iſt ein Genuß, mit dem ſich nichts vergleicht, und auch wenn er von Begebenheiten des Tages redete, glaubte ich oft, Ariſtophanes ſey wieder auferſtanden vor mir. Man ſage von Wolf, was man will: mir erſcheint er nun als ein ächt patriotiſcher, ächt humaner Geiſt, der allenfalls die Kraft hätte, einen Welttheil in Gährung und Flammen zu ſetzen, von dem ich mir aber nicht zu ſagen getraue,

daß er ebensoviel zu bauen als zu zerstören vermag. Ein ganz vorzüglich gediegener Mensch, mit dem ich recht feste Freundschaft geschlossen habe, ist der Scharfrichter in Eger, Carl Huß, dem auch Goethe sehr wohl will; von dem muß ich Dir noch einmal ausführlicher schreiben. In Carlsbad und Töplitz haben wir in den reizendsten Naturumgebungen und in Dresden unter den mir wohlbekannten Kunstschätzen Göttertage gelebt. In Dresden traf ich auch bei Böttiger mit zwei wackern Männern, einem Prediger Marx aus Heiligenstadt und einem Grafen Gronau bei der westphälischen Legation in Dresden, zusammen, die sich mir unvergeßlich gemacht haben durch die ungeheuchelte Herzlichkeit, die sie mir zeigten, als sie nach einem längern Gespräch zufällig meinen Namen erfuhren, und die mir so treuherzige Grüße an Dich auftrugen, da ich Deiner als meines Freundes gedachte, daß es unrecht wäre, sie Dir unterzuschlagen. Zwei treugesinnte, biedre Menschen mehr zu wissen, ist heutiges Tages nichts kleines. In Berlin und Frankfurt habe ich nicht minder geschwelgt in der Blüthe alles geselligen Umgangs, dessen höchsten Reiz man dort kennen lernt (in Berlin mein ich). Spalding ist der liebenswürdigste Gelehrte, den ich kenne; Buttmann durchaus kraftvoll, bieder, so recht zum Zermalmen der härtesten Begriffe geneigt; Heindorf unsäglich gut, hingebend, kindlich bescheiden; ich fand ihn fast bettlägerig krank über dem verwegenen Gedanken, nun bald als akademischer Lehrer auftreten zu müssen; Bernhardi mitunter kraus und scheinbar verwirrt, aber sprühend von Genialität, Kraft und origineller Laune; so etwas vom Mephistopheles, eine durchaus seltene Natur; Uhden und Süvern zwar Geschäftsmänner, aber voll Geist und Bildung. Auch Bothen besuchte ich. Als mir ein sehr rasch und heiter, etwa nach 40 Jahren aussehender Mann ganz lustig auf Einem Bein entgegengesprungen kam, war mir Lachen und Weinen gleich nah. Er sprach übrigens sehr offen über sich und seine Schriftstellerei, zeigte regen Sinn und Interesse für alles und rührte mich gar sehr durch seine Heiterkeit und Gutherzigkeit bei einer auf alle Weise bedrängten Lage, sodaß ich Dir tausendmal im Herzen dankte für die milde Recension seines Sophokles, über die er selbst erfreut erschien. Die Abfertigung im Morgenblatt hat er übrigens verdient: nicht Du hast seine Worte verdreht, sondern er die des Sophokles mit seinen „öhn' ŭnd beraubt." Des biedern Solger Bekanntschaft hat mich ganz vorzüglich erfreut, und ich hoffe, auf länger mit ihm verbunden zu seyn. Wie liebenswürdig ist seine Ruhe, seine Besonnenheit und Gediegenheit! Bei Bredow bin ich einen sehr angenehmen Abend mit Schneider und dem Herodot-Schulz gewesen. Bredow hatte ich schon in Weimar kennen und wegen seines schlichten, festen Charakters sehr schätzen gelernt. Um das Schulwesen in Frankfurt erwirbt er sich aus freien Stücken Verdienste, die ihm nur ein Jahrhundert danken kann. Schneider hat viel ähnliches mit Knebel, in beiden ist ein großer Mann untergegangen, weil sie sich nicht concentriren konnten. Mit den Danziger Philologen Rink, Trendelenburg, Everbeck, Eckermann will es nicht recht fort; aber es sind seelengute Leute, besonders der alte treuherzige Trendelenburg, der sich noch gern von Philologie wie von einem Jugendtraum erzählen läßt. Erfurdt hat mir eine recht gründliche Kritik meines Musäos geschickt; was Dich davon interessiren wird, ist seine Emend. z. V. 298, wo er ἀπήλασε conjicirt, und das wird wohl das rechte bleiben, besonders auch wegen τυκτομένης. In den Osterferien will er mich hier besuchen und dann soll was rechts zusammen philologisirt werden. Könnte ich wählen, wen ich am lebendigsten herwünschte, so säh ich Dich Ostern hier: nun muß ich schon zufrieden seyn. Schreibern herzlichen Dank für seine Anzeige meines Musäos. Wagners Recension des Persius enthält einige gute Gedanken in der Einleitung und einige

gute Aenderungsvorſchläge in der Ueberſetzung, ſonſt keine ſonderliche Gründlichkeit, weshalb er die Anmerkungen mit etwas unbilligem Schweigen umgeht, und einen ſchnurrſamen Lufthieb, der ja wohl Deinen Vater treffen ſoll, und mir ſchmeichelt, wo Wagner nichts weniger im Sinne gehabt hat. Hand iſt mit Schulze herzlich befreundet und genießt die ungetheilte Achtung und Liebe ſeiner Schüler, wie ers verdient. Er beſuchte mich noch acht Tage vor meinem Abgange, und ich freute mich, ihn vielfach ausgebildet, ſehr wacker und tüchtig wieder zu finden. Lange werden ſie ihn aber auch nicht haben. L. treibt es gar zu arg und ihm wird alles aufgeopfert! Aber Zeit und Raum drängen mich zum Schluß; wie viel ſchwerer wird mir der Abſchied als ſonſt, wo ich Dir immer eher wieder ſchreiben konnte, und Du mir noch nicht in ſichtbarer Geſtalt erſchienen warſt! In den Weihnachtsferien ſchreib ich Dir aus Danzig wieder und Dein erſter Brief ſoll mit einem Feſt bewillkommt werden. Wann wird mirs nur vergönnt ſeyn, Dir ohne Worte, durch Blick und Händedruck und Bruderkuß zu ſagen, wie meine ganze Seele Dich mein nennt!

---

23. Juni 1811.

Ich benutze die heitere Stille eines ſchönen, webenden, blauen Sommermorgens, Dir in meinem eignen artigen Garten unter ein Paar dichten Platanen weiter zu ſchreiben. So wie ich die Menſchen hier weit menſchlicher, ſo habe ich auch die Natur ungleich milder und freundlicher gefunden, als ich je gehofft hatte. Als ich im Februar Deinen Brief erhielt, an deſſen Schluß Du ein recht grauſiges Bild von der Kälte Eures Januaranfangs machſt, ſaßen wir gerade bei den Wahlverwandtſchaften in behaglicher Wärme um die kochende abendliche Theemaſchine, und fühlten uns doppelt behaglich, Dich Südländer über Froſt klagen zu hören, dem wir mit unſern ächt nordiſchen Oefen wacker getrotzt, obgleich wir erſt hier auf unſerer luftigen Höhe gelernt haben, was Sturmgeheul heißt. Mit der Kälte habe ich mich übrigens trefflich vertragen, und ebenſo erquickend iſt mir das Frühjahr geweſen, das ich nie ſo früh und ſo dauernd ſchön erlebt habe. In den Pfingſtferien war Erfurdt acht Tage bei mir. Ich hatte ihn ſeit fünf vollen Jahren nicht geſehn, wo er mich nach Dresden begleitete, als ich mich von Leipzig dorthin wandte. Aber ich fand ihn auch über alle Erwartung verändert. Im Aeußern zwar iſt er ganz noch ſo trocken, unelegant, ungelenk, wie ſonſt; aber ſein inneres Weſen ſcheint ganz gereinigt und geläutert und verjüngt durch ununterbrochenes, ernſtes Alterthumsſtudium. Beſonders erfreute mich ſeine herrliche, ruhige, reife Klarheit in allen ſeinen Urtheilen, die auch einen viel weitern Kreis von Gegenſtänden umfaſſen gelernt haben, und ſeine außerordentlich liebenswürdige, mit viel Feſtigkeit verbundene Anſpruchloſigkeit. Daß was rechtes zuſammenphilologiſirt iſt, kannſt Du Dir denken; aber der Philiſter iſt ſo ganz ausgetrieben aus ihm, daß wir auch nicht ermangelt haben, mit Jachmanns und Bucher recht ausgelaſſen luſtig zu ſeyn. Beſonders köſtlich war eine Tageswanderung nach Oliva mit Erfurdt und Bucher, und von dort an die See, in der zu baden nicht ermangelt wurde, ein Genuß, dem nichts zu vergleichen, und den die beiden zum erſtenmal genoſſen. Ganz überaus drollig wars, als der ernſthafte Erfurdt, wie wir alle drei in der See lagen, mit einemmal ein „Uns iſt ganz kannibaliſch wohl" zu ſingen anhub. Ich habe ihm verſprochen, die Hundstagsferien in Königsberg zuzubringen; aber nun iſt vor etwa acht Tagen faſt die halbe Stadt von einer ungeheuren Feuersbrunſt verzehrt, und da weiß ich noch nicht, ob Erfurdt es noch gelegne Zeit zu einem Beſuch in Königsberg dünken wird. Zudem will mein Arzt, daß ich gegen mein Kopfweh das Seebad brauchen ſoll,

und da Erfurdt etwas ähnliches im Sinn hatte, werde ich sehn, daß ich ihn wieder herbekomme, wo ich dann mit ihm nach Zoppot, einem Dorf an der See, vier Meilen von hier und in einer Rügenschen Gegend, ziehe und künftiges Jahr nach Königsberg reise. Erfurdt wird mir zu Deinem Gebrauch alles schicken, was er über Aeschylos gedacht hat, insoweit es die Uebersetzung afficirt; nur bittet er Dich, wenn Deine Uebersetzung eher erscheinen sollte, als Hermanns ferne Ausgabe, die Emendationen selbst nicht mitzutheilen, weil er sie Hermannen zu erster Publication versprochen hat. Manches darunter, was wir hier schon besprochen haben, ist ganz vortrefflich und wird Dich sehr erfreun. Ich soll diese Bemerkungen bald erhalten, und hoffe sie noch diesem Briefe beilegen zu können. Deine Sophoklesrecensionen haben ihm viel Freude gemacht, auch wo er nicht derselben Meinung ist, namentlich O. T. 220. Indessen seine alte, offenbar unrichtige Meinung hast Du glücklich ausgetrieben, und seine neue in der kleinern Ausgabe, die er mir wahrscheinlich mit seinem Ajax noch in dieser Woche schickt, wird Dir wahrscheinlich eben so sehr genügen, wie mir. Er läßt Dich recht sehr bitten, ihm mitzutheilen, was Du über den Sophokles beisammen hast, und nicht auf anderm Wege zur Kunde des Publicums bringen willst: er wird dankbaren Gebrauch davon machen. Deinen Agamemnon wird er gewiß lesen, und mir zu meiner Recension Symbola geben. Deines Vaters Tibullus und Lygdamus hat ihn sehr angezogen, und er ist fast entschlossen ihn zu recensiren. Ueber seine Thätigkeit und Regsamkeit bin ich erstaunt. Seine Geschäfte als akademischer Lehrer versieht er mit musterhafter Treue. Dazu ist er thätigstes Mitglied der wissenschaftlichen Deputation; und was arbeitet er für sich! Noch in diesem Jahr erscheint seine Professor-Disputation, enthaltend Vorsichtsregeln beim Emendiren der Tragiker, die er Dir senden wird. Außerdem arbeitet er schon an einer dritten Ausgabe, und an einer größten des Sophokles, die alles zur Erklärung gehörige umfassen, aber sobald noch nicht erscheinen soll. Auch mit den Noten der ältern Herausgeber wird er weit zweckmäßiger verfahren. Sodann denkt er sehr ernstlich auf Ausgaben des Athenäos, des Hesychios und des Eustath zum Homer, von dessen Commentar sich in Breslau das Autographum des Auctors finden soll, wonach er schon geschrieben hat. (Er hat Wolf einmal gefragt, ob er etwas sicheres davon wisse, und der hat ihm ganz Wolfisch geantwortet: „wenns auch wahr wäre, was würde man mehr daraus lernen, als was der Kerl für 'ne Pfote geschrieben hat.") Bei solchem Fleiß komme ich mir recht wie ein armer Sünder vor, der nicht einmal mit einer Recension fertig werden kann. Denn leider ist die Solgersche noch immer nicht vom Stapel gelaufen, und will ich nun auch noch eine Zusammenkunft mit Erfurdt für selbige benutzen. Den Martens, dem es gewiß nicht an Geist fehlt, nehme ich dazu, wie sichs versteht. Durch Deine Shakespearrecension hast Du den Dippoldt, ein putziges, erschrecklich geschniegeltes, sonst gutartiges Leipziger Magisterlein mit einiger neuphilosophischen Tinctur, sehr entzückt. Deiner reichhaltigen Theokritrecension verdanke ich manche Belehrung. Mit Deinem Urtheil über Thierschs Alkäische Hypothese bin ich ganz einstimmig: gerade dasselbe habe ich Thiersch, der mich in Weimar besuchte, als er nach München ging, mündlich eingewandt, und er gestand, mir für den Augenblick die Antwort schuldig bleiben zu müssen. Auch zu den Adeniaz. II. hatte ich mir einstimmig mit Dir Heinsi. ad Plaudr. p. 221. Schaef. ad Soph. El. 1366. Erf. ad Soph. O. T. 1323 in Dahls Ausgabe notirt. Grotefends Recension meines Musäos hat mir allerdings keine eigentliche Freude gemacht wegen ihres Tons; aber sie hat mir hie und da das bessere gezeigt, und das erkenne ich dankbar. In der Vorrede zum Longos habe ich curas secundas zum

Musäos gegeben und besonders die Recension berücksichtigt, hoffentlich in dem Ton, der allein meiner würdig war. Mein Longos ist wahrscheinlich fertig, ich habe ihn aber noch nicht; Du erhältst sogleich ein Exemplar durch den Verleger, nimm es freundlich auf. Ich weiß nicht, wie das Ganze sich ausnehmen wird, es mußte bis zu meinem Abgang aus Weimar fertig werden, weil ich Geld brauchte. Besonders auf die Anmerkungen bin ich neugierig, die ein Schüler von mir ausgearbeitet hat, und die mir also ganz neu seyn werden. Kürzlich hat mir Jakobs geschrieben, auch von ihm solle zu Ostern ein deutscher Longos erscheinen; das ist denn freilich ein böses Omen für meine Arbeit. Jetzt arbeite ich ein Paar Schulbücher zunächst für unsere Anstalt aus, die aber hoffentlich einer weitern Verbreitung nicht unwerth seyn werden. Das erste ist ein Elementarbuch zu griechischen Stylübungen in fünf steigenden Cursen, das mir einige Arbeit macht, und von dem zu Ostern zwei Bände herauskommen, das andere eine poetische Anthologie zur Vorbereitung auf die Homerischen Gesänge; denn Dissens sanguinische Ideen über die Odyssee sind nicht die unsrigen, und wird Jachmann, den ich zum Recensenten in Jena in Vorschlag gebracht, in einer vielleicht schon abgedruckten Kritik der Sache einen argen Ruck geben, dem ich in der Vorrede zu meiner Anthologie nachhelfen will. Glaube aber ja nicht, daß diese mehr pädagogischen Arbeiten, sowie überhaupt meine jetzige sehr praktische Richtung mich vom eigentlich gelehrten und gründlichen Alterthumsstudium entfernen werden. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht wenigstens zwei Stunden im strengsten Sinn studiere, arbeite und sammle: das griechische Lexikon und die Elegiker liegen mir zu sehr am Herzen; auch habe ich ein Auge auf den Ephesischen Xenophon geworfen, von dem ich Lust habe Locella's Ausgabe wieder abdrucken zu lassen, aber in einer so veränderten Gestalt, daß ich sie mit Fug werde die meinige nennen können. Erfurdt und mein alter Freund Gräfe in St. Petersburg, der sich neulich durch eine sehr verdienstvolle Ausgabe des Meleager, die ich Dir empfehle, bekannt gemacht, haben mir schon Beiträge gegeben und verheißen noch mehr; nun will ich nur noch durch Schäfer die von Bast ausgebotenen Subsidien zu erhalten suchen; dann wird der Xenophon vielleicht meine nächste philologische Arbeit, aber übereilen werde ich nichts. Schlegels Benehmen gegen Dich ist klein. Ich denke, Du wirst dafür feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln durch eine Recension seines Richard III. Ich gestehe, daß er mir darin das Ideal einer Shakespearübersetzung erreicht zu haben scheint, soweit als ein Ideal erreichbar ist. Dagegen habe ich mich weidlich geärgert über den letzten Band seiner Vorlesungen; wie kalt, wie gemüthlos, wie unbedeutend mitunter der lange Abschnitt über Shakespeare, wie höchst ungenügend das über das spanische Theater, wie eilfertig, vornehm und ängstlich das über das deutsche vorgebrachte! Diesen Winter habe ich besonders mit Oehlenschlägers und Fouqués dramatischen Arbeiten Bekanntschaft gemacht. Fouqué hat mich durch seinen Held des Nordens ganz hingerissen; aber mit Oehlenschläger, wenigstens mit dem gepriesenen Axel, will mir es gar nicht gelingen. So, dünkt mich, spricht die Herzensliebe nicht, wie er sie sprechen läßt, und wenn der Dom von Drontheim einmal dauernder Hintergrund der Handlung seyn soll, was gewiß herrlich gedacht ist, so müssen auch die Reden zu einer solchen Scene stimmen. Aber wie ich aus Grimms Recension von Nierups Ausgabe des Axel og Walborg sehe, läßt Oehlenschläger die Reden, die die Liebenden nach der alten Ballade am Tisch des Königs führen, jetzt im letzten Augenblick im Dom sprechen, wo sie sich nach meinem Gefühl schlecht ausnehmen. Jetzt erwarte ich den Palnatoke, und erwarte nach der Probe im Pantheon recht sehr viel davon. Wenn Du Welcker

ſiehſt, ehe ihm ſchreibſt, ſo ſage ihm doch ja recht viel freundliches und erkenntliches von mir über ſeine ſchöne Recenſion der Pandora, die wirklich des herrlichen Gedichtes ganz würdig iſt. Es wird ihm vielleicht Spaß machen zu hören, daß man in Königsberg ganz einſtimmig darin geweſen iſt, Schleiermacher ſei der Recenſent, bis ich ſie ihrem wahren Urheber durch Erfurdt vindicirte. — Niebuhr hab ich in Berlin leider nicht kennen gelernt, und erſt in Danzig durch Hufland Kunde von ſeiner Exiſtenz bekommen. Dieſem ſchrieb Savigny: „Ich höre jetzt bei Niebuhr über römiſche Geſchichte; ich glaube ohne Uebertreibung ſagen zu dürfen, daß nie gründlichere, gediegenere und geiſtvollere Vorträge über hiſtoriſche Gegenſtände gehalten ſind.“ — Was aber haſt Du zu des herrlichen Spalding Tod geſagt? Lange hat mich keines Gelehrten Tod ſo ſehr betrübt. Noch vor wenig Monaten ſah ich ihn in der ſchönſten Blüthe des männlichen Alters, kräftig und thätig, heiter dem Leben zugewendet, das in ſeiner ganzen Fülle zu genießen, ihn Glück und Natur und eignes Verdienſt verſchwenderiſch ausgeſtattet und begabt hatten, und dieß ſchöne Leben mußte ſo ſchnell enden! —

24. Juni 1811.

Mit der Ankündigung unſeres Archivs, die ſchon ſeit einem Vierteljahr in Berlin liegt, hat ſichs durch allerlei Zufall verſpätet, und haben wir noch jetzt keine Exemplare. Indeß iſt in der Zwiſchenzeit das Nöthige arrangirt: Maurer in Berlin verlegt, und Neujahr kommt das erſte Heft. Jachmann giebt eine allgemeine Abhandlung über Nation, Nationalität, Nationalcharakter u. ſ. w., um vor allem unſere Ideen beſtimmt darzuſtellen, woran ſich dann vieles anknüpfen wird. Ich werde meine Ideen über die Methode des griechiſchen Unterrichts geben. Der treffliche Zeller, der uns hier beſuchte, und in dem ich einen warmen Freund gewonnen, hat ſchon einen Aufſatz: unſere Kinderwelt, geſendet, worin das Leben in ſeinen Normalinſtituten äußerſt anziehend und inſtructiv dargeſtellt iſt. Von Schulzen erwarte ich noch etwas über Erweckung des religiöſen Sinnes. Kannſt Du uns aus Deiner Gegend noch bis Ende Octobers Beiträge zuweiſen, ſo ſollen ſie willkommen ſeyn, weil wir uns an keine Bogenzahl binden. Maurer ſoll Dir Ankündigungen ſchicken, die ich Dich zu verbreiten bitte. Jachmanns wackeres Programm über das Verhältniß der Schule zur Welt (Werl., Maurer) iſt fertig, und ich würde es Dir ſchicken, wenn ich nicht fürchtete, es würde Dir das Porto viel höher kommen, als der Ladenpreis. Ich bitte Dich darum, Dir es aus dem Buchladen zu nehmen, weil es den Sinn unſerer Anſtalt und unſeres Archivs ausſpricht. — Wie gefallen Dir die Pröbchen aus Herrn Rückerts (Verrückerts) Ideae philologiae in der J. A. L. Z.? Schon in Kannes Verwandtſchaft der griechiſchen und deutſchen Sprache ſteht mancher etymologiſche Unſinn; aber ſo rein geſondert von allem Sinn hab ich ihn in dieſer Sphäre noch nicht gefunden. Bucher und ich haben ſchon ein latiniſch Loblied auf den Mann angefangen, nach der Weiſe von Est mihi propositum, aber mit eingenengten Schrecioli, deren erſte wie billig femininitas und masculinitas ſind. Lobeck hat auch den armen Creuzer wieder einmal ſchön in der Mache gehabt. Vor allem ſchreib mir doch in Deinem nächſten Brief, was es mit Deines Vaters Ausgabe des Tibull auf ſich hat. In Leipzig war ſie vor drei Wochen noch nicht zu haben; auch glaubte ich ſie nach der Vorrede der Ueberſetzung noch nicht ſo nahe, und ſchriebſt Du mir überdieß, Dein Vater beſchäftige ſich jetzt mit dem Properz. Als Verboten baldiger Erſcheinung der Ausgabe werden wir aber doch die Ankündigung betrachten dürfen? Jetzt habe ich angefangen, mich in Schäfers Gregorius zu orientiren, denn eigentlich durch-

leſen kann ich doch ein Buch dieſer Art nicht, und werde es wohl nie können. Schäfers unbändige Gelehrſamkeit tritt in allen ſeinen bisherigen Werken noch gar zu ſtückweis hervor, aber es ſind Titanenglieder. Noch hat er, was er im Sophokles einmal beklagt, bei keiner Ausgabe Zeit gehabt, ſeine Adverſarien zu benutzen, weil er des ſchnelleren Erwerbs wegen alles aus dem Kopfe ſchreiben muß. Auch vom Gregor, was kaum glaublich iſt, verſichert Seidler mir daſſelbe. Wenn dieſer Mann einmal Muße fände, etwas auszuarbeiten, es müßte ein (wenn auch einſeitiges) Rieſenwerk werden, und eben dieß alles noch wunderbarer macht, iſt, daß er Theologie, Jura und Medicin (er hat auch eine enorme Menge mediciniſche Schriften ohne ſeinen Namen aus neuen Sprachen überſetzt) eifrig ſtudiert hat, ehe er durch einen Zufall an die Philologie gerathen iſt. In dem Gregor wird er einigemal ordentlich kantig gegen Eichſtädt und Schneider. Wie kann man aber auch ſo alt ſeyn, wie Schneider, und ein Buch öffentlich einen Nachdruck nennen, bloß weil man es ſo glaubt! Eben kommt Bucher mich zum Bade abzuholen, und dazu laß ich mich nicht zweimal bitten, zumal bei ſo terribler Hitze als heute iſt, in ihrer Art eben ſo arg, als die Kälte geweſen ſeyn mag, bei der Du Deinen Brief ſchloſſeſt; ich aber ſchließe noch nicht.

30. Juni.

Erfurdt ſäumt mir zu lange mit ſeiner Sendung für Dich, guter Voß, ich kann es nicht länger über mein Gewiſſen bringen, Dich noch ferner ohne Brief zu laſſen, und ſo ſchicke ich ihn dießmal ohne weitere Einlage an Dich ab.

An Frau von Voigt.

Jenaa, 19. Juli 1811.

Ich ſollte wohl billig damit anfangen, mein und meiner Frau unverantwortlich langes Stillſchweigen möglichſt zu entſchuldigen, welches aber leider um ſo unmöglicher iſt, jemehr Sie, werthe Freundin, uns Anlaß und Reiz gegeben haben es zu brechen. Ich könnte wohl dieſen und jenen äußern Grund herzählen, aber keiner würde mich vor mir ſelbſt entſchuldigen; darum leiſte ich willig Verzicht auf etwas Vergebliches, und ſtelle die Verzeihung dieſes Unrechts ganz Ihrer oft erprobten Güte anheim, doch zugleich das ernſtliche Verſprechen hinzufügend, daß wir fernerhin eines Briefwechſels eifriger pflegen werden, deſſen Ende doch niemand unangenehmer fühlen würde, als wir, während Sie ihn leicht vergäßen, wie ich denn auch zu meiner Beſchämung fürchten muß, daß Sie ſchon jetzt auf gutem Wege dazu ſeyn mögen; möchte es dieſen Zeilen gelingen, alles wieder zu erneuen, was verſcherzt zu haben, mir nicht unverdient käme. Ihre lieben Briefe würden uns gewiß noch größere Freude gemacht haben, wenn ſie uns von Ihnen Selbſt erfreulichere Kunde gebracht hätten: aber glauben Sie ja, daß unſre eigne erwünſchte Umgebung uns doppelt lebhaft hat mit fühlen laſſen, was Sie vermiſſen und was Sie billig kränken und verletzen muß. Jemehr man ſelbſt ſich dem Kampf mit der leidigen Außenwelt entnommen fühlt, deſto mehr iſt man verpflichtet, andern ihre Bürde möglichſt zu erleichtern, damit alles im Gleichgewicht bleibt, und man die rächende Nemeſis meidet, die den ſich untheilnehmend über das allgemeine Loos Erhebenden am ſchwerſten zu treffen pflegt. Eine ſichere Zuflucht haben Sie Sich indeß für alle Zeit in Ihrer Liebe zu jeder Kunſt bereitet, obgleich eine Zuflucht nie zur Heimath werden kann, wenn ſie auch jeden Sturm abzuwehren vermag. Mechte doch freundſchaftliche Mittheilung auch einiges frommen. Ich habe Ihnen noch viel zu erzählen, von der Reiſe, von den Menſchen, unter denen wir uns nicht als heimathloſe Wandernde fühlten.

In Berlin habe ich acht recht angenehme Tage verlebt, obgleich ich glaube, daß Berlin eigentlich nur einseitig, nur von Männern genossen und geschätzt werden kann. Von den mancherlei philologischen Bekanntschaften, die mich dort erfreut haben, darf ich Ihnen wohl nichts erzählen. Bernhardi hat mich nicht nur äußerst interessirt, sondern auch, was ich kaum erwartet hatte, mich mit lebhafter Achtung gegen seinen öffentlichen Charakter erfüllt, denn sein Privatcharakter kümmert nur ihn und die ihm zunächst Angehörigen. Sein übersprudelnder Humor muß frappiren; aber sein Ernst und sein genialer Eifer in allen seinen Amtsverhältnissen ist musterhaft und einem so ungebundenen Geist doppelt hoch anzurechnen. Unter meine liebsten Bekanntschaften zähle ich auch die des trefflichen von der Hagen, von dem Abeken immer und mit Recht zu sagen pflegte, wenn man ihn kenne, sei es unmöglich, sich den Wilhelm Meister unter einem andern Bilde zu denken, sogar eine Mariane und eine Barbara finden sich, aber leider kein Felix. Bei dem wackern Bredow, bei dem ich einen sehr angenehmen Abend zubrachte, ist Ihrer, wie Sie denken können, viel und herzlich gedacht worden. Aus Frankfurt schied ich mit recht schwerem Herzen, und ebenso trübe ward das gar nicht endende, immer gleich langweilige Pommern durchzogen, bis die schöner werdende Nähe von Danzig und besonders die Ostsee wieder frischere Hoffnung gab, die sich bewähren zu wollen scheint. Hier habe ich alles viel besser gefunden, als ich je gehofft hatte; einiges, ich darf es wohl sagen, habe ich selbst schon gebessert, und noch mehreres müssen wir von der Zeit und unserm Eifer erwarten. Unsre Curatoren, Hufeland kennen Sie ja, sind verständige und einsichtsvolle Männer, die grade da stehn, wo sie stehn sollten, und die wohl wissen, daß nichts einem wissenschaftlichen Ganzen verderblicher ist, als geist- und gemüthloses Uebergewicht von Menschen, die an aller eignen inneren Würdigkeit verzweifelnd, das Mangelnde durch ein consequentes Unterdrücken alles Bessern zu hindern suchen, wie hie und da der Fall seyn soll. Der bessere Theil des litterarischen Treibens bleibt uns Gottlob auch hier nicht fremd; ja ich lerne im Grunde hier mehr neues kennen, als in Weimar, wo auch wenig mehr zu finden war, als man sich grade anschaffen konnte oder mochte: hier bin ich ohnehin Bibliothekar und habe so über einen ganz artigen jährlichen Fonds zu disponiren, was mir viel werth ist. Von frühern Sachen habe ich hier St. Schützes Wanderung nach Carlsbad kennen gelernt, deren anspruchloser Humor mich angenehm unterhalten hat, ferner Oehlenschlägers Hakon und Axel, bei denen ich nur die Widerspänstigkeit meines poetischen Geschmacks zu beklagen gefunden, indem der lau aufgenommene Haken mir durchaus anziehend, oft ganz genügend gewesen; der vielgepriesene Axel mich aber unmäßig gelangweilt hat, indem ich mich ganz in eine Kotzebuesche Welt erbärmlicher Großmuth und edeln Betrugs versetzt sah. Den alten Bischof, zumal mit der geistreichen Wendung, durch die er plötzlich zum Vater des Wilhelm wird, hat Oehlenschläger offenbar dem großen Rolla und seinem geistlichen Erzeuger entnommen; auch die affektirte Mäßigung des Tones, besonders in der Trennungsscene, ist mir gründlich zuwider. Aber noch hat mir niemand darin Recht gegeben, als meine Frau und eine Freundin; alles andre ergeht in Anpreisungen dieser Platt- und Schwachheiten. Wie ist man in Weimar gesinnt? Und wird das Theater mit nichts Oehlenschlägerschem hervortreten? — Arnims Wintergarten hat mich gar nicht befriedigt; hie und da fühlt man sich geneigt und hingezogen, aber überall stößt eine eigne Unreife und Liederlichkeit wieder zurück; nur etwas besser ist mir es mit Pellegrins schönerm beginnendem, als fortgehendem Ahrin gegangen. Aber ganz hingerissen bin ich durch zwei Werke, die schon nicht mehr ganz neu waren, als ich sie bekam, und von

denen ich gar nicht begreife, daß sie nicht das größte Aufsehn machen: ich meine Fouqué's Helden des Nordens und Arnims Gräfin Dolores. Jenes sollte billig, so lange die Lesung der Nibelungen noch ihren Schwierigkeiten unterworfen ist, das erste Buch der deutschen Jugend seyn, und dieses ein stetes Handbuch des reiferen Alters, so viel überraschend tiefe und ergründende Blicke über alle höheren Verhältnisse des Lebens finde ich hier ausgestellt. Es macht mich wirklich traurig, daß mir Zeit und Geschick fehlen, über diese beiden Bücher mein Gefühl recht deutlich und entwickelt darlegen zu können, und wenn ich einen früher mit Arnim gefaßten Plan, ein Bändchen kritischer Ansichten gemeinsam herauszugeben, noch einmal ausführe, so muß über beide wenigstens etwas gesagt werden. Uebrigens dient zur Antwort auf Ihre Frage, daß ich Ihnen noch in diesem Jahre einige Bogen über das Nibelungenlied senden werde, damit Sie sehn, daß ich nicht unthätig werde. — Der dritte Band von Schlegels Vorlesungen ist doch über alle Maaßen schlecht, sonderlich was er über die Spanier und Deutschen mit ihm schlechtstehender Gravität sagt. Sind auch gar manche Urtheile wahr und gut, so fodert man doch von Schlegel mehr, ja, wenn St. Schütze oder Gruber das Buch geschrieben hätte, dann wollten wir es loben. Desto mehr gefällt mir sein Richard III., der ein rechtes Muster für Uebersetzer ist. Wie sticht z. B. Dippolt dagegen ab! Hackerts Leben will auch nicht viel sagen: wieviel fehlt dem „Pus." zum Cellini, und Goethe fühlte das wohl, als er lauter interessante Nebendinge in den Anhang brachte. Sein überaus köstliches Schneiderlied, das die besten dieser Art im Wunderhorne übertrifft, und uns zuerst aus Zelters Liedern und Romanzen bekannt wurde, kennen Sie doch? Jetzt werden wir Fouqué's neuste Arbeiten, und besonders Tiecks alt-englisches Theater zum Gegenstand unsrer Lectüre machen. Wir sind so eben im Begriff, einige Meilen von hier nach Zoppot, einem wunderschön, in Rügenscher Umgebung gelegenen Seebad zu reisen, um dort unsre dreiwöchentlichen Hundstagsferien zu verleben. Ich leide seit sechs bis acht Wochen, wo es einmal beim Baden mit mir hart am Ertrinken vorbeiging, viel an Kopfweh, und dagegen sollen mir die Wellen der Ostsee helfen. Sonst sind wir immer ausnehmend wohl gewesen, und meine Frau ist es auch noch; das Klima ist vortrefflich. Aber Zeit und Papier erinnern mich zu schließen. Vergelten Sie nicht böses mit bösem und erfreuen Sie uns bald mit einem Brief. Luise hat heut zu packen; sie kann mir darum nichts mitgeben, als die herzlichsten Grüße.

N. S. Dippolt macht großes Glück in Danzig; diesen Winter hielt er historische Vorlesungen publice, für 1 Dukaten 18 Stunden. Der Inhalt der letzten war: Amerik. Freiheitskrieg; deutsch. Fürstenbund; franz. Revolution; Napoleon; kritische und Naturphilosophie; Neue Schule der Poesie — Goethe — Schiller. Schlußbetrachtungen. — Man muß sagen, er weiß sich kurz zu fassen!

Jenkau, 29. August 1811.

An Heinrich Voß.

Dein inhaltsreicher Brief, mein geliebter Voß, war mir die erfreulichste Erscheinung, die mich in Zoppot hätte überraschen können: denn überrascht hat er mich wirklich, weil ich mich innerlich verbunden fühlte, Dir erst noch einmal zu schreiben, eh ich eine Antwort von Dir zu erwarten anfinge; also doppelten und dreifachen Dank für die unverhoffte Freude. Dir aber sehen, wie ich mir es doch fest genug vorgenommen hatte, von dort aus wieder Nachricht von mir zu geben.

das war rein unmöglich; ich wußte mit meiner ungeheuren Muße gar nicht zurecht zu kommen, und wo ich ein Geschäft angreifen wollte, da schleppte sie mir wie ein zu weites Gewand überall breit im Wege, sodaß ich keinen raschen Schritt vorwärts thun konnte, und ich mich am Ende schon darein ergeben mußte. Indeß war diese halkyonische Zeit mir doch nicht unbehaglich, und freute ich mich im Stillen, den edeln Müßiggang nicht gar verlernt zu haben: denn zu feiern habe ich mein Lebelang nie viel Zeit gehabt, und dadurch kann man leicht in einen mechanischen, eselhaften Gewohnheitsfleiß gerathen, der wenig taugt. Bei meiner Art zu leben, in der es ein Hauptstück ist, mit so wenig Menschen wie möglich, aber mit diesen wenigen so häufig und so vertraut wie möglich umzugehn, thut es durchaus Noth, alljährlich sich wenigstens auf einige Wochen unter ganz fremde Menschen zu werfen, um eine Art innerer Gelenkigkeit nicht am Ende ganz einzubüßen. Das wurde mir denn auch in meiner Badevilleggiatur hinlänglich zu Theil, obgleich es hier wirklich eine seltne Erscheinung war, einmal ein menschliches Wesen zu sehn. Aber wir ließen uns das ganz wohl gefallen, weil die herrlichste Natur alles von dieser Seite vermißte überreichlich ersetzte, und wir uns dabei recht überzeugten, daß wir auch allenfalls auf einem menschenleeren Eiland recht zufrieden und fröhlich mit einander leben würden. Unsre Wohnung lag wenig hundert Schritte von der See, hoch genug, um den ganzen schön gerundeten Busen zu überschauen, den die Ostsee hier bildet: rechts die Festung Weichselmünde, wo sämmtliche Danziger Schiffe in trauriger Ruhe wie ein entlaubter Wald besserer Zeit harren; grade gegenüber die wunderbare Halbinsel Heia, die wie ein erbliches Todtenreich im Ocean zu schwimmen scheint; links ein waldreiches, keckgestaltetes, weit und schroff in die See springendes Vorgebirge, das den Gesichtskreis malerisch eingrenzt. Das Meer kennst Du; ich kannte es auch von meinem sechsten Jahre an, wo mich mein guter Vater zuerst bei Warnemünde an die Ostsee führte, und ich habe sie seitdem oft wiedergesehn. Aber den rechten, vielfachen, ruhigen Genuß hat man erst, wenn man einige Wochen lang den wunderbar wandelbaften Anblick belauschen kann, und wenn man Muße hat, den Homer und die Nibelungen daneben zu lesen, und dann wieder, sobald man Lust hat, in der göttlichen Fluth herumzuplätschern und zu schwimmen, oder sich darin umherfahren zu lassen. Hier hast Du auch gleich die Ausfüllung der vier behaglichen Wochen, und siehst Du daraus, daß ich den Rath, den Teuchseß Dir gegeben, recht wohl auf mich anzuwenden gewußt habe; auch fühle ich schon jetzt an mir, daß er zu rechter Zeit gekommen ist, denn ich bin wieder wohl und gestärkt, wie sonst, und das irdische Theil drängt sich nicht mehr unhöflich ein in die besten Stunden des Daseyns; möge nur die Dauer der raschen Wirkung folgen; dann soll der Winter recht genutzt und genossen werden. Nun bin ich wieder in alter Thätigkeit und die knapper gemeßne Zeit zieht unwiderstehlich zur Geschäftigkeit zurück. Ich muß es überhaupt als eine gute Gabe des Geschickes preisen, daß mir es nie ganz an Muße fehlt, wenn meine Zeit durch recht viel bestimmte Arbeit gehörig begrenzt und geformt ist: denn das sehe ich schon, viel geschäftlose Tage werde ich wohl nicht erleben, und mir ist es auch ganz recht so; nur jährlich zu einer Reise muß es mir nie an Zeit und Geld fehlen, das würde mir sonst lästiger werden, als vielleicht irgend einem Menschen. Deine Reiseerzählung hat durch lauter bekannte und geliebte Gegenden hat alle Sehnsucht in mir rege gemacht, auch einmal als Gast wiederzuerscheinen, wo ich mich so heimisch gefühlt, daß ich eine so weite Trennung für unerträglich gehalten haben würde. Euer Leben auf der Bettenburg ist wahrhaftig so romantisch, daß es mir wie schöne Dichtung scheinen würde, wenn nicht Adelens so wohl bekanntes Bild mit hineingeberte. Alles was Du

mir von eurem Ritter erzählt, ſein Männerſtolz vor Fürſtenthronen, ſein hoher Bruderſinn, die ſchlanke Derbheit ſeines Ausdruckes, der doch auch das Zarteſte mit ſeltenem Organ auszuſprechen vermag, die ganze Rückſichtsloſigkeit ſeines Seyns, das ſo gar nicht fragt nach der Zeit und ihrer kleinlichen Manier, hebt ihn auch ganz heraus aus der Zeit und ſtellt ihn hoch und frei in die Sagenwelt. Ich aber glaube, daß ich mich doch in ſeiner Nähe ſtumm und verlegen fühlen würde, und von dem rechten Einleben mit einer ſo erhabnen, fernen Natur habe ich noch keinen rechten Begriff; das macht auch vielleicht erſt die Milde und die Reife ſeines Weſens in ſeiner Nähe ſelbſt erklärlich. Erzähle mir doch gelegentlich auch etwas von des ſeltnen Mannes Jugend und aus welchem frühern Lebenskreis er zu ſo anſpruchloſer Größe emporgeſchritten iſt; ob er Soldat geweſen, oder ob er im Kreis ſeiner väterlichen Beſitzungen ſich ſo deutſchen Geiſt bewahrt hat. Den wunderbaren Eindruck, den er ſelbſt auf ſolche Menſchen macht, die von ſeinem eigentlichen Werth gar keinen Begriff haben können, und der etwas unmittelbar Göttliches beurkundet, das nicht erſt des Organs menſchlichen Verſtandes und Menſchenwitzes bedarf, hat er mit Goethe gemein, was ich beſonders im vorigen Jahr unter den ehrlichen Böhmen, die vom Wilh. Meiſter und den Wahlverwandtſchaften nicht mehr wiſſen, als ich von Baskiſcher Litteratur, mit rechtem Behagen wahrgenommen habe. So nahmen wir von Eger bis Carlsbad einen ehrlichen Carlsbader Bürger in unſerm Wagen mit: da der vernahm, daß ich von Weimar käme, fing er gleich von Goethe zu erzählen an, den er nie geſprochen, aber bisweilen in ſeinem Hauſe geſehn hatte, weil Wolf bei ihm wohnte; ganz beſonders aber erfreute mich der Schauſpieler von Eger, der eine ſchöne Münzſammlung hatte, und zu dem Goethe deßhalb einigemal gekommen war. Wenn der alte ernſthafte Mann an den Kaſten kam, in dem er ein kleines Geldſtück bewahrte, das Goethe ihm geſchenkt hatte, wußte er gar in ſeiner Begeiſterung ſich nicht zu laſſen, und kam er immer darauf zurück: es hätten ihn wohl allerlei Fürſten und Prinzen beſucht, aber ein ſolcher Herr, der ſo ganz was abſonderliches wäre, wie der Herr Geh. Rath, ſey ihm doch all ſeine Lebtage nicht vorgekommen, und konnte er gar nicht wieder loskommen von Goethes ganz abſonderlichem Weſen. Vor ſo geſunden Naturen, die gleich unbeſtochen ſind von Eigenſucht, wie von Mode und nachbetendem Vorurtheil, ſteht man recht klein da mit ſeinem bischen mühſam erworbener Bildung, die einem endlich zur Anerkennung des Herrlichſten und Höchſten verhilft. Denn wer ſteht uns dafür, daß uns Goethe durch ſeine einfache, ruhige Gegenwart, die ſo gar geräuſch- und prunklos iſt, ebenſo ergreifen würde, wie den Egerſchen oder Carlsbader Bürgersmann, wenn wir keine Zeile von ihm geleſen hätten? Denn daß uns jetzt in ſeiner Nähe hoch und frei ums Herz wird, das danke uns der Henker. — Von Rudolſtadt an habe ich Dich überall mit ganzer Seele begleitet. Die Rudolſtädter ſind gar gute Leute, und meinen es unſäglich redlich; aber Gott weiß, leiden mag ich ſie nicht. Daß ich mich in ihre überſtrömende, überſchüttende Herzlichkeit nicht recht zu finden weiß, darüber bin ich nicht ſowohl mit ihnen, als mit mir ſelbſt unzufrieden. Aber was ich an ihnen nicht leiden mag, ſind allerlei kleine lächerliche Prätentionen, die ihrer ſonſtigen Tüchtigkeit nicht entſprechen. — — Die Fürſtin habe ich leider nicht kennen gelernt, ſowenig als Herrn von Gleichen; indeß iſt mir das hoffentlich nur aufgeſpart, denn ſobald ich wieder in jene Gegenden komme, werde ich nicht die kürzeſte Zeit für Rudolſtadt beſtimmen. Knebeln mit ſeinem entlaufenen Hunde kann ich mir recht denken: ich glaube auch, daß man nicht leicht zu ihm kommen kann, ohne ihn über irgend etwas in Sturm und Brand zu finden: einmal traf ich ihn in größter Wuth über das geſammte Elſtergeſchlecht, weil ihm

einige Individuen die Nachtigallen aus dem Paradies verscheucht hatten; einmal sollte er den Abend zur Großfürstin kommen, und war in Verzweiflung, daß er Schuhe anziehn und ein Halstuch umbinden müsse; ein andermal wollte ihm gar seine Frau sterben, und da war er am allerlustigsten und schleppte [illegible], was das Haus vermochte, Nürnberger Pfefferkuchen, kleine winzige Marzipan, die ihm Herr von Garning zum Präsent mit der Post geschickt hatte, doch unfrankirt, sodaß sie ihm etwas mehr als doppelt so viel gekostet hatten, denn ächte Italienische in Jena u. dergl. Ueber den Longos hat er mir einen sehr erfreuten Brief geschrieben, und mir dadurch das Buch wirklich etwas lieber gemacht, versteht sich, ohne mich zu höherer Schätzung desselben zu verführen. Sehr unerwartet und erfreuend war mir die Nachricht, daß Goethe Wohlgefallen habe an dem kleinen Sophisten, und daß er ihn gegen alle Einwendungen vertheidige, die Knebel gegen Styl, Ausdruck und die ganze Composition erhoben habe: ihm gefalle seine geschmückte Einfachheit und die gelungene Kunst seiner Naivität. Ich bin freilich weit mehr Knebels Meinung, aber ich freue mich nun, ihm durch Schulze das Büchlein geschickt zu haben. Daß Du in Weimar gleich und vor allem zum werthen Conrector gegangen bist, ist mir gar nicht recht; über den Herrn bin ich sehr andrer Meinung als Du. Die Unterredungen in Weimar, die Du mit Lenz, Kästner, — der gewiß nichts dagegen gehabt hätte, daß ich das decus Gymnasii gewesen, wenn er nicht zu gut wüßte, daß er selbst es sey — und ganz vorzüglich mit F. gehabt hast, sind ganz einzig in ihrer Art. Letzterem gönne ich jede Beschimpfung, weil ich weiß, wie frech und anmaßend der Esel ist, und wie er darauf ausgeht, alles das mit Füßen zu treten, woran er gelernt und woraus er gestohlen hat, sowie überhaupt diejenigen, die eine gar zu große Schuld fremder Gedanken auf sich geladen haben, immer die aller undankbarsten Anerkenner fremder Trefflichkeit sind, um sich selbst die so unbequemen Verpflichtungen möglichst vergessen zu machen. — Niemeyers Urtheil über meine Augen hat mich ungemein belustigt; aber ganz Unrecht mag er doch nicht haben, denn ich gestehe Dir, daß ich ihn nie recht habe leiden mögen, weil er durchaus Goethe repräsentiren zu wollen schien, und da mag ich ihn die wenigen Male, daß ich ihn gesprochen, wohl etwas grausamlich mit den Augen gemessen haben. — — Wir haben jetzt unsre erste philologische Stelle abermals vacant, weil Radlof auf unsern ernstlichen Rath nach Petersburg zurückgegangen ist, wohin er gehört. Ich habe inzwischen seine Stunden zu meinen zu versehn, weil sonst niemand dazu taugt, und Tags meistens 6 Lectionen, und wahrscheinlich geht das so den Winter durch, weil wir die Wiederbesetzung dieser für uns so wichtigen Stelle nicht übereilen mögen, und ich noch niemand weiß, dem man sie mit Sicherheit antragen könnte. Erfurdt weiß niemand, ebensowig Hermann und Seidler und Bernhardi, und Du hast mir schon früher das Gleiche geschrieben; ich bin jetzt wirklich in einiger Rathlosigkeit und weiß nichts besseres zu thun, als selbst gehörig Hand anzulegen, bis sich irgend ein Ausweg darbeut. In der ungeheuren Langwierigkeit aller hieher gehörigen Unterhandlungen wird mir die abgelegene geographische Stelle, die wir einnehmen, doch mitunter unangenehm fühlbar, so auch mit unserm Archiv, dessen Ankündigungen Maurer noch immer nicht geschickt hat, ohngeachtet mit dem neuen Jahr das erste Stück gewiß erscheinen soll. Jachmann wird es mit einem Aufsatz über Nationalität, Nationalcharakter u. s. w. eröffnen, der vorläufig diese Begriffe so feststellen wird, wie wir sie nehmen, und das thut wahrlich Noth wegen des ungeheuren Mißbrauchs, der mit diesen heiligen Namen getrieben wird. Geht doch Niemeyer in seiner neuesten Pädagogik so weit, über Nationalbildung weiter nichts zu sagen, als das sey ein schöner Traum, an dessen Realisirung aber gar nicht

gebracht werden müsse. Wir wollen ihm das mit Gottes Hülfe schon anders zeigen. Sag mir doch, wie denkt euer Schwarz hierin? Ich kenne seine mir von achtbaren Männern viel gerühmte Pädagogik noch nicht, habe sie aber, nun, weil ich wirklich etwas Großes von ihr erwarte, für unsre Bibliothek bestellt. Ich fürchte, jemehr er sich umsehe nach Mitarbeitern, daß es zwar nicht grade fehlen wird an interessanten und geistreichen Beiträgen über Jugendunterricht, daß aber die wenigsten wissen werden, wie sie das Nationale mit ihren Ideen verweben sollen. Ich werde in dem ersten Heft einen längern Aufsatz über das griechische Sprachstudium auf Schulen anfangen, und soll sein erster Abschnitt bloß von dem Werth des Griechisch lernen handeln, da bisher immer nur die Rede von dem Griechisch verstehn gewesen ist, worauf ich mich gar nicht einlassen will, weil es Uebermuth wäre, zu Wolfs Darstellung noch etwas hinzusprützen zu wollen, und weil das Griechisch verstehn erst nach der Schulzeit angeht. Weil aber Wolf eigentlich nur für die Philologen selbst schrieb, denen vor allem die Augen zu öffnen, und die übrigen Verfechter des Humanismus in gar zu vagen Ausdrücken immer nur vom Geist und wieder vom Geist des Alterthums schwatzten, ist dem Buchstaben sein Recht noch viel zu wenig geworden, und die Nothwendigkeit des Griechisch lernen für jeden Menschen, auch für den, der gewiß nicht aus der Elementarklasse kommt, sondern, sobald er schreiben und lesen kann, zu einem dienenden Beruf muß, hat noch kein Mensch gezeigt, ich weiß auch wahrhaftig nicht, ob gefühlt. Daher kam es denn, daß man diesen und jenen ausnahm, weil allerdings mit der größten Gewißheit gesagt werden konnte, er werde nie ein griechisches Buch lesen können; wo keine Grenzen sind, greift die Willkühr dann immer weiter, und so half alles Rufen und Predigen nicht: die Griechische Sprache blieb immer nur eine geduldete. Ich hoffe, man soll es uns noch einmal Dank wissen, daß wir uns nicht gescheut haben, die alte Ordnung auf den Kopf zu stellen, und die griechische Sprache zur Königin des Unterrichts zu machen; es muß aber noch viel weiter damit gegangen werden, und mein Aufsatz soll zeigen, wie ich das meine. Wenn ich nun aber mit dem Sprachunterricht im Reinen zu seyn, und die meisten dazu gehörigen Stunden durch zwei neue Lehrer, durch Jachmann und mich ziemlich gut besetzt zu haben glaube, so ist doch noch ein dick Stück Arbeit übrig, das mir die Einseitigkeit meiner Bildung recht derb vorrückt, und aus dessen Labyrinth ich um so weniger einen Ausweg finden kann, da unter meinen Mitarbeitern keiner ist, der mir nur einigermaßen dabei behülflich seyn könnte. Ich fühle es nämlich ganz bestimmt, daß der Sprachunterricht einer Art von Gegengewicht bedarf, der einer sinnvollen, von bisheriger dicker Empirie und allerneuster Verrücktheit gleich entfernten Einleitung in die Naturgaben, und ich fühle es recht schmerzlich, daß mir so eine Hälfte des Lebens abgeht, die mir nun nicht mehr nachwachsen wird. Ich bin indeß nur froh, zu diesem Gefühl gelangt zu seyn; hülfe es mir auch weiter zu nichts, als zu dem Bemühn, meinen Schülern einst ein ähnliches zu ersparen, und ihnen den Gewinn zuzuwenden, dem ich seinem größten Theil nach entsagen muß, weil ich doch lieber einseitig, als nachgeflickt und zweimal gegossen seyn will. Wie aber finde ich nun den Ariadnefaden, der einen festen Gang durch das ungeheure, mir wildfremde Reich führt? Okens Schrift über den Werth der Naturgeschichte habe ich gelesen, obgleich ich sonst vor seinen kalten und warmen, dünnen und dicken Göttern den gebührendsten Respect habe; aber leider war mir nach Lesung derselben zu Muthe, als ob ich nichts gelesen hätte, und ein dünner Dunst vor meinen Auge läge, der sich aber bald wieder in sein ursprüngliches Nichts verlor. Wer soll nun Rath geben in so wichtiger, aber auch so schwerer Sache? Oken und Schubert kenne ich wohl; aber ich fürchte, sie

nicht zu verſtehn, wenn ſie mir auch auf mein Bitten Rath gäben, und Steffens und Schelling, die wohl ſo etwas kennten, kenne ich nicht, und wer weiß doch, ob ich auch die verſtände. Den letzten wohl noch am erſten; wenigſtens was ich von ihm kenne, ſcheint mir von göttlichem Licht umfloſſen. Das beſte wäre, daß der, dem nach Schellings herrlichem Ausdruck die Götter die Natur ſammt der Kunſt zum Königreich gegeben, in ſo hoher Angelegenheit einmal redete; wenig Worte würden dann das Kimmeriſche Dunkel hellen, in dem ich zu einigem Troſt nicht allein und nicht am blindeſten tappe. Um keine Albernheiten zu begehn, halte ich es jetzt für das beſte, mir lieber Einſeitigkeit zu Schulden kommen zu laſſen, und darum habe ich einſtweilen, bis mir oder ſonſt einem von uns ein Licht aufgeht, Phyſik und Naturgeſchichte ꝛc. ganz aus unſerm Plan getilgt. — Deiner Recenſion der Oehlenſchlägerſchen Trauerſpiele ſehe ich mit Verlangen entgegen. Oehlenſchlägers Talent verkenne ich gewiß nicht, aber daß Du mir den Axel lieb machen wirſt, halte ich für unmöglich. Mir mißfällt der ganze Ton und vieles in der Anordnung zu ſehr, beſonders Wilhelms Betrug, des Biſchofs ganze Kotzebuesche Rolle, und die Inconſequenz in Axels Pflichtgefühl, da er ſich nicht ſcheut, der Kirche ihr Eigenthum zu rauben und ihn hernach ſeine Gewiſſenhaftigkeit als Vaſall ſo ganz unbändig überfällt. Auch ſoll Oehlenſchläger gar der Mann nicht ſeyn, der großes Lob zu tragen weiß; in Weimar wenigſtens ſoll das ſehr ſichtbar geweſen ſeyn, und Goethe ſelbſt ſchien nach einigen milden Aeußerungen wenig aus ſeinen damaligen Arbeiten zu machen. Aber dieß alles mußt Du beſſer wiſſen, da Du ihn kennſt, und wenn Du mir den Sinn für ihn mehr eröffneſt, werde ich Dir es danken. — Daß mein Fouqué auch der Deinige iſt, erfreut mich; aber mit rechter Andacht konnt ihr den Sigurd auf der Bettenburg nicht geleſen haben, ſonſt hättet ihr über Brunhildis Runen gewiß kein ſo unausloſchliches Lachen begonnen. Was würdeſt Du von mir denken, wenn ich bei den vielen barbariſchen Namen in den Perſern im Ernſt je hätte lachen können, weil ſie mir fremd klangen, und mir der einzelne kein beſtimmtes Bild gab, ſondern ſich dieß erſt nach ruhiger Durchleſung des ganzen Chors darbot? Und an jener Stelle des Sigurd trägt jede neue Rune auch einen neuen Zug zu Brunhildis tiefer Seele und Wunderkraft bei. Daß ſie aber dem neuen fremden Geliebten die ganze geheimnißvolle Schatzkammer ihres Innern ſo raſch und rückſichtslos aufthut, habt Ihr doch wohl nicht bedacht? Sonſt wehe den Homeriſchen Helden, die auch ſprechen, wie ihnen ums Herz iſt. Geſetzt endlich, Dein Ausſpruch über die Abgeſchmacktheit dieſer Stelle habe einen Grund, den ich noch nicht aufgefunden habe, den ich aber gern vernehmen werde, ſo iſt mirs noch immer unbegreiflich, wie Ihr feinſinnigen Menſchen bei einer Scene habt lachen können, die ſchon durch ihren aus heiliger Sage geſchöpften Inhalt durchaus ehrwürdig, dabei von höchſt tragiſchem Pathos und, wenn nicht alle Huldgöttinnen von mir gewichen ſind, im Ganzen durchaus vortrefflich gearbeitet iſt. Auch Aleken bin ich über dieß Lachen zu Leibe gegangen, weil es mich ordentlich entrüſtet hat, und Rede müßt Ihr mir ſchon darüber ſtehn. Auch Fouqués Eginhard und Emma habe ich mit unausſprechlicher Freude geleſen und wiedergeleſen; ſo haben wenige vermocht, die Liebe reden zu laſſen, wie er es vermag, und geſtehe ich Dir, daß Oehlenſchläger mir grade hierin, wo reiner und edler Ausdruck grade am allerwenigſten ausreicht, beſonders tief unter ihm zu ſtehn ſcheint. Eginhard und Emma will ich bald und ausführlich recenſiren: ich bin überzeugt, dieß Gedicht ganz und durchaus, ſeiner tiefſten Anlage und Bedeutung nach, verſtanden zu haben; auch mit ſeiner hiſtoriſchen Grundlage bin ich vertraut, und ſo will ich in dieſer Recenſion recht deutlich darſtellen, was ich an Fouqué ſo ganz beſonders ſchätze und liebe. Ob ich mich aber auch an die

Beurtheilung des Helden des Nordens mache, steht dahin. Noch kenne ich die alten Quellen gar nicht; auch ist das Werk in seiner Großartigkeit nicht leicht zu ergründen, und kann ich nicht etwas mir ganz genügendes darüber sagen, so schweige ich natürlich und überlasse das Reden denen, die sich leichter damit abzufinden wissen, und an denen es nicht fehlen wird. — Daß Du meinen Musäus noch recensirt hast, ist wahrhaftig ein rechtes Freundschaftsstück, das ich Dir nicht genug danken kann; aber denke Dir nur, gelesen habe ich die Recension noch nicht, doch muß das Stück nun mit einer der nächsten Posten kommen, und danach danke ich Dir ausführlicher. Meinen Longus muß ich Dir ganz preisgeben, denn ich glaube wirklich nicht, daß etwas besonders daran zu rühmen ist, als der Druck. — Daß Jacobs mich übertroffen hat, glaube ich gewiß; ich zweifle, daß er so eilig gedruckt hat, als ich leider mußte, und die Nettigkeit und Eleganz seines Styls paßt ganz vortrefflich für diese Klasse von Schriftstellern, mit der er sich auch von jeher mit einiger Vorliebe abgegeben hat. Wenige unsrer Philologen sind so heimisch im griechischen Geist, wie er. Das zeigt von neuem seine letzte Münchner Rede; das noch vielmehr sein herrlicher freier Geist und die ganze hochgebildete Liebenswürdigkeit seines Wesens, die so vielfachen tiefen Eindruck auf mein besseres Selbst gemacht, daß die Gefühle der innigsten Zuneigung und Verehrung gegen ihn durch nichts geschwächt werden können. Neulich schrieb er mir, er arbeite nun an einer ausführlichen Culturgeschichte von Hellas, aus der jene Rede ein skizzirtes Bruchstück sey; in Bezug auf sie studire er jetzt alle Reste des Alterthums nach festem Plane durch, und schwebe ihm kein andrer Entwurf mehr vor, als die Ausführung dieses Werks. Hier glaube ich ihn ganz in seiner Sphäre und erwarte etwas vollendetes; nur nach Griechenland muß er dazu noch reisen, dort die höchste und letzte Weihe zu empfahen. — Zu Deiner Recension des Nasser hab ich, von Eichstädt aufgefordert, ein Gegenstück geliefert, das dem genialen Mann vermuthlich nicht mehr behagen wird. Man sieht es seinen Versen an, daß er sie recht säuberlich benagt und abgeputzt hat, und gleichwohl wimmelt es von knolligen Fünf- und Siebenfüßlern. Eichstädts freundliche Gesinnungen gegen mich werde ich gewiß in Ehren zu halten wissen, wenn er es ehrlich meint; aber ich habe kein rechtes Gemüth zu ihm. [illegible] Du denn wirklich noch an seines Theokrits Erscheinen? Ich nicht! So oft ich mit ihm über Philologika sprechen wollte, beg er aus, und wenn ich ihn geradezu fragte, nach dem Theokrit, dem Lukrez, dem Tibull, dann klagte er über ungeheure Arbeit, die er haben mag, und über den Mangel an Adversarien und Collectaneen, weil er sonst seinem guten Gedächtniß ganz habe vertrauen können, dieß ihn aber nun immer mehr verlasse. Um die Ausgabe, der Deines Vaters Beiträge ihre Classicität allein sichern würden, wär es gewiß schade, wenn sie nicht erschiene, da sie grade die Lücke, die Hermann lassen muß, ausfüllen würde. Indeß habe ich auch Deines Vaters lateinischen Tibull, aber noch nichts als die köstliche Vorrede gelesen, und so viel aus den Noten, um die herrliche kritische Bescheidenheit darin, ich möchte sagen, als höchstes Muster zu bewundern. — Daß Arnims Gräfin Dolores schon die volle Reife eines Kunstwerks habe, will ich nicht gesagt haben, das konnte auch kaum gefordert werden; aber grade die sittliche Seite dieses Buches, das ich Dich mit Uebergehung der Modenbriefe, des Königs Peipert und noch einiger erzdummen Episoden recht ruhig und ernst zu lesen bitte, ist nicht genug zu preisen, und viele edle Ansichten des Lebens, herrlich belebte Charaktere und unwiderstehlich anziehende Momente entschädigen überreichlich für einzelnen Ueberdruß, an dem man sich ärgern würde, wenn er nicht durch so viel Lebenswerthes aufgewogen würde; kann ich doch auch mindestens den Jean Paul Denen achtbaren Auctoritäten entgegen

ſtützen. Ernſt Wagner aber bleibe mir mit ſeiner Aeußerung über Arnims grundunheiliges Gemüth nur zu Hauſe. Ich kenne ſeinen Wildbald und die reiſenden Maler, und ich weiß das raſche, leichte Leben darin, ſowie das oft vortrefflich gelungene im Charakteriſtiſchen wohl zu ſchätzen. Nur über die Heiligkeit und Unheiligkeit Andrer hat er wahrhaftig kein Urtheil; denn unter den beſſern unſerer Romanſchreiber vom zweiten Range weiß ich wahrhaftig keinen, der ſo derb materiell, ſo üppig und ſo unheilig wäre. Ich will das an Wagner gar nicht tadeln, weil es nie bei ihm in Gemeinheit und Rohheit und Zügelloſigkeit übergeht, und jede eigne Weiſe gut iſt, wenn ſie einen reinen Styl zeigt; nur hüte ſich doch ein ſolcher, mit grundunheiligen Gemüthern als mit Tadelsworten um ſich zu ſchmeißen, und dadurch das Edelſte zur Phraſe zu machen, mit der man nach jedem Raben und Spatzen wirft.

Jenaen, 4. November 1811.

An Frau von Voigt.

Ein Päckchen nach Leipzig abreiſender Briefe und Papiere ermahnt mich, mir keine neue briefſtelleriſche Sünde gegen Sie, theure Freundin, zu Schulden kommen zu laſſen, da Sie mir die erſte ſo gütig verzeihn, daß Sie Selbſt den Tag beſonders auswählten, um mich durch Ihre lieben Zeilen doppelt und dreifach zu erfreuen. Meinen 24ſten Geburtstag feierten wir einſam und mit beklemmter Vorſchau in eine ganz dunkle Zukunft in Stolpe, mein erſtes Lebensviertelſahrhundert dagegen behaglich und ſicher unter wohlwollenden, ſeitdem erworbenen Freunden. Aber wir ſind inzwiſchen ein volles Jahr älter geworden. Mit Freude und Theilnahme habe ich Sie durch die Erzählung Ihres angenehmen Sommeraufenthaltes begleitet, und jeden Genuß mit Ihnen getheilt, da mir faſt alle genannten Punkte wohlbekannt und lieb ſind. Daß die herrliche Ruine von Paulinzelle, die mich nach den lebhafteſten Schilderungen und den geſchmückteſten Abbildungen (von Kraus) durch die Reinheit und Größe ihres Styls überraſchte, Ihnen keinen gleichen Eindruck gemacht hat, leitete ich am wahrſcheinlichſten daher, daß Sie ſie zuerſt von der vordern Seite, von Ilmenau her, nicht von der hintern, Rudolſtädter, erblickt haben. Sonſt halte ich es für unmöglich, nicht frappirt zu werden. Die gothiſche Kirche in Arnſtadt iſt mir bei kurzer Anweſenheit dort nicht entgangen; ich ſah ſie bei grauem Regenwetter, wodurch ihre Kleinheit etwas gehoben wurde, und ſie erinnerte mich durch einige ſonderbare Seekälber oder Rohden, die weit hervorſpringen, und von deren einem ein neidiſcher Meiſter ſeinen kunſtreicheren Lehrling herabgeſtürzt haben ſoll, an mehrere Zierraten, die ſie mit dem Magdeburger Dom gemein hat, deſſen koloſſale Thürme auch wie die in Arnſtadt geſtaltet und durchbrochen ſind. Wenn mich alſo der Bericht Ihrer Wanderungen beſonders dadurch erfreut hat, daß er mich in bekannte Gegend verſetzt, ſo muß ich wünſchen, daß ich, wenn ich Ihnen einiges nach Ihrem Wunſch von Zoppot ſage, durch Ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit unſerer Küſte daſſelbe erreiche. Vor allem lobe ich dankbar jenen vierwöchentlichen Aufenthalt ſeines Erfolgs wegen, denn 60 in der See genommene Bäder haben meinem Kopf ſeine alte Härte wiedergegeben; auch meine Frau, ſoſehr ſie auch erſt das furchtbare Element ſcheute, konnte am Ende der Verſuchung nicht widerſtehn, und aus dem erſten Verſuch wurde ſogleich entſchiedenes Wohlgefallen, was ihr nicht minder trefflich bekommen iſt als mir. Aber auch außerdem hätte ich mir keine angenehmere Villeggiatur wählen können: aus unſeren heitern Zimmern überſehn wir mit einem Blick den ganzen romantiſchen und ſchön umgebenen Buſen, den die Oſtſee von Hela bis Weichſelmünde bildet, und in dem von Zeit zu Zeit Engliſche

Fregatten erschienen, die so nahe kamen, daß wir einmal durch ein gutes Fernrohr die rothen Fäden im Tauwerk wahrzunehmen meinten. Seefahrten und Parthien in die Bergwälder, die die Landseite unsers Aufenthalts mit einer unendlichen Menge von verschiedenartigen Aussichten bereichern — doch immer nur zu zweien unternommen — füllten die Tage mit manchem Genuß, und die Nächte mit solidem Schlaf, bis die Sonne uns weckte, die wir, ohne das Bett zu verlassen, aus der See hervortauchen sahn; allerdings Sonnenaufgangsparthien von seltner, fast unziemlicher Bequemlichkeit, und ohne alle Gefahr eines empfindsamen Schnupfens. Die Abende vergingen größtentheils bei Fouqué's Werken: der Held des Nordens hat mirs angethan; ich kann ihn gar nicht aus der Hand legen, und muß mich nächstens in einer Recension etwas ausschreiben. Den Ausspruch des Tadels über die goldene Aslauga aber bitte ich ganz zurück zu nehmen: nichts kann ungerechter seyn. Nicht der Dichter, der mit bewundernswerther Besonnenheit arbeitet und mit der vollkommensten Kenntniß seiner Kräfte, sondern die Zeit, deren Maaß ihre Helden sind, wird kleinlicher und matter. Aslaugas Worte über Ragnar:

> Ja, sprichst Du bloß von denen, die da leben,
> Stimm ich mit Freuden ein in Ragnars Preis:
> Da hebt der Ragnar hoch sein siegreich Haupt,
> Wie Lindisnes ob Spangarheides Flur.
> Doch laß der Todten Runen Hügel still:
> Die Väter mindern oft der Söhne Licht,

enthalten den Schlüssel zu allem, und wie glänzend erhebt sich Sigurd in seiner Tochter wieder. Ich gestehe Ihnen sogar, daß ich in Aslaugas Anmuth erst den Gipfel der Kraft erkenne, die sich erschütternd in Brunhildis und Gudruna regt, ohne ganz zu befriedigen. Und aus welcher Dichterkraft sind alle die hochkomischen Scenen mit Grima und Ake entquollen, und welche dichterische Verwegenheit liegt in dem unbändigen Spottlied von der Königin Krake, durch die er seine Heldin schonungslos herabreißt, um sie in vollster Glorie als gebadeten Schwan wieder hervorgehn zu lassen. Lassen Sie mich nichts sagen von dem einzig herrlichen Gedanken mit der Citherwohnung des Kindes und von der Abendscene auf dem Schiff zwischen Aslauga und dem liebessiechen Helden, eine Scene, deren Süßigkeit dem entzückendsten in Romeo gleichkommt. Aber lassen Sie nur: ich werde Sie in meiner Recension noch einmal besonders anreden. Für jetzt bitte ich nur, wenn Sie mir eine rechte Liebe erzeigen wollen, so lesen Sie nichts eher, als bis Sie den Helden des Nordens wiedergelesen haben, und lesen Sie ihn mit rechter Andacht. Darüber aber darf ich sein zweites Stück, Eginhard und Emma, nicht vergessen: das steht mir noch höher als der Sigurd, weil ich es bei seinem geringern Umfang und besserer Bekanntschaft mit seiner historischen Basis, dem eignen lateinischen Werke des Eginhard und der Chronik von Kloster Lorch, vollständiger übersehe; von diesem ist die Recension in meinem Kopfe fertig, und bald soll alles zu Papier seyn. Meinen Plan über die Nibelungen habe ich aber fürs erste aufgegeben; durch einen Zufall wurde die Erscheinung des Programms, zu dem ich es bestimmt hatte, bis Ostern verzögert; seitdem habe ich den ersten Band von Hagens Heldenbuch erhalten, und nun bin ich überzeugt, mit allem ausführlichern Urtheil an mich halten zu müssen, bis ich auch dieß Werk ganz überschaue; dann aber nehme ich den Faden gewiß wieder auf. — Weil unsers Umganges mit den Lebenden kein großer Wechsel ist, führen wir uns den desto reichlicher durch die Bücherwelt herbei. Unter dem jüngstgelesenen sind besonders Humboldts Ansichten der Natur anmuthiger Belehrung für uns voll gewesen: mag manches Uebertreibung seyn, es ist gewiß die liebevolle Steigerung eines innig bewegten

Gemüths, nicht die gedunsene Aufschneiderei der Eitelkeit. Und welch ein Blick über alle Gebiete der Welt und des innern Menschen wohnt in dem Manne! Es ist überhaupt das erste naturhistorische Buch, das ich mit Genuß gelesen. Tiecks altengl. Theater ist ganz vor Kurzem gelesen; den alten Ag. Johann muß man nicht nach dem vollendeten lesen; Georg Green ist ganz göttlich, sehr deutsch gedacht und recht in tüchtiger Holzschnittmanier; die Stratforder Schuster, würdige Brüder unseres Hans Sachs, den Perikles mit seinen Gräßlichkeiten, hätte ich nach meiner beschränkten Kenntniß des englischen Theaters eher für ein Werk Beaumonts und Fletchers genommen, doch mag es wohl von Shakespear seyn, denn mit dem wohl nur von Pope bezweifelten Wintermärchen hat es in der Anlage ähnliches; Tiecks Arbeit an allen drei Stücken dünkt mir aller Ehren werth. Jetzt lesen wir Johannes Müllers Briefe an seine Eltern und seinen Bruder, durch die man ihn sicher lieben und schätzen lernt. Das Schlechteste, was mir kürzlich in die Hände gekommen, ist Uckerts Gemälde von Griechenland; so viel Anmaßung ließ denn doch etwas zur Behauptung solcher Prätensionen hoffen; indeß die Litt.-Zeitungen loben, und den Uckerten genügt das. Sobald wir Müllers Briefe beendet haben, trifft Fouqués vaterländische Schauspiele die Reihe, in deren Vorgenuß ich schon schwelge. Ueber seine Frau, deren Briefe über weibliche Bildung wir mit einiger Mühe durchstudirt haben, treffen unsre Ansichten mit den Ihrigen ganz zusammen. Ihn habe ich in Berlin nicht kennen gelernt, weil er auf seinem Gut Nennhausen wohnt; auch kannte ich damals fast bloß erst seine Pellegrinaden, denen ich keinen Geschmack abgewonnen hatte; wäre mir der Sigurd schon bekannt gewesen, gewiß wäre ich einen Tag länger in Berlin geblieben, um zu dem gewesenen Pilger zu pilgern. — Grimms dänische Volkslieder kenne ich noch nicht; bestellt sind sie indeß schon. Jetzt sehe ich mit besonderem Verlangen Goethes Leben entgegen, obgleich mir die Dichtung auf dem Titel fast ungoethisch gemuthet. Mit gleichem Recht möchte wohl der Meister Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben heißen können. Haben Sie denn einen Prolog von ihm, der bei der Eröffnung des Theaters in Halle gesprochen seyn soll? Denn daß die Weimarschen Schauspieler diesen Sommer dort gespielt haben, muß ich vermuthen. Wenn Sie ihn besitzen, so haben Sie doch die ästhetische Barmherzigkeit, ihn Ihren fernen Freunden mitzutheilen. — Wie es mit des armen Dippolt Poesie steht, wissen Sie. Obgleich ich persönlich nichts auf ihn gehalten habe, und noch kurz vor seinem Tode sehr ergrimmte über sein Leben Carls des Großen, in dessen Vorrede er seinem Helden die schändliche Ehre erweist, ihn neben — Napoleon zu stellen: so hat mich doch sein Tod betrübt, weil er so unzeitig, und weil er ein Streben abriß, das wenigstens reg und unverdrossen war, und vielleicht auch edler, als ich weiß. Zur Unterstützung seiner Wittwe werden jetzt seine historischen Vorlesungen auf Pränumeration gedruckt, wobei sich unsre Danziger, die selbst nichts übrig haben, wirklich gut und menschlich gesinnt zeigen. — Sonst ist in Danzig so wenig Freude zu finden, daß ich mich gewiß nicht durch die immer wachsenden Festungswerke in die finstre Stadt winde, wenn kein ganz dringendes Geschäft zwingt, und das ist Gottlob selten. Hufeland ist sehr wohlmeinend; aber seine überwiegende Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit kann in seiner Lage, unter einem sultanischen Divisionsgeneral, für ihn nicht von Freude, für die Stadt von keinem Erfolg seyn; er geht auch gewiß, sobald er nur kann. Mir beweist er viel Wohlwollen; auch hat er mich eigentlich bestimmt, vor kurzem einen von Ubden erhaltenen, einladenden Ruf nach Berlin als Professor an [illegible]rauen Kloster an Spaldings Stelle abzulehnen. Sie sehn, daß sichs in Jenkau leidlich lebt, wenn man sich entschließen kann, eine sonst durchaus convenirende Einladung nach Berlin auszuschlagen. Ihr

ſelands Frau bin ich verpflichtet wegen ihrer Gefälligkeit und Güte gegen die Meinige. Seine Töchter ſind ſehr liebenswürdige und gute Mädchen, die bisweilen einige Tage bei uns zubringen. — Leute von Wiſſenſchaft ſind in Danzig gar wenig; einer der berühmteſten iſt ein Prof. Breyſich, Mahler und Schriftſteller über das Mahlen, eine grauſame Carrikatur. Alle guten Bücher, belehrt er, wie er ſagt, damit, daß er ſie „durchcorrigirt" (es iſt aber ſein ſaurer Ernſt damit). Goethes Farbenlehre iſt in dieſe Elite aufgenommen, und mit ſeinen Correcturen (von denen ich gelegentlich mittheilen werde) hält er das Buch ſo ziemlich für das Beſte in ſeinem Fach. Außerdem iſt noch ein Dr. Eckermann vorhanden, der in Halle ſtudirt hat; er iſt aber auch geblähter davon, als alle gebildeten Judenjünglinge in Berlin zuſammen ſeyn können. — Wirklich intereſſant iſt der Abt von Oliva, ein Fürſt Hohenzollern, mit dem ich von Zoppot aus bekannt geworden bin, einer der ſchönſten Männer, die ich geſehn habe. Unſern trefflichen Weimarſchen Hufeland würden Sie gewiß nicht gern nach Jena ziehn laſſen, wenn nicht die akademiſche Laufbahn ſo ganz für ihn geeignet ſchien. Grüßen Sie ihn doch recht ſehr von mir und meiner Frau: obgleich wir ſeiner weniger bedürfen, ſo wünſchen wir doch, ihm näher ſeyn zu können. — Geſungen wird bei uns öfter, als gezeichnet, weil ich eigentlich nur die Abende zu eigner Diſpoſition habe. — Meine Frau ſcheint mir das Vergnügen, mit Ihnen zu correſpondiren, ganz abtreten zu wollen: ich glaubte, ſie würde hier eine gewaltige Briefſtellerin werden, und mir meine Correſpondenz bald abnehmen; aber alles kommt umgekehrt, und ich muß ſchon die Rolle des fügſamen Ehemanns übernehmen. Sie ſchickt Ihnen für jedes fehlende Wort von ihr die herzlichſten Wünſche für Ihr Wohl und Ihre Freude, denen ich von Herzen beiſtimme.

Jenkau, 20. Nov. 1811.

An Hofrath Jacobs.

So erfreulich und erquickend mir auch jedes Wort iſt, das von Ihnen, verehrteſter Lehrer, zu mir gelangt, ſo wurde doch dieß heitre Gefühl gleich bei den erſten Zeilen Ihrer jüngſten Zuſchrift in etwas getrübt. Ich ſehe daraus, daß ein im Auguſt abgeſchickter Brief nicht zu Ihnen gelangt iſt, und leider iſt mir ſein Verluſt nur zu begreiflich, da er nicht von hier, ſondern von einem kleinen preußiſchen Badeort an der Oſtſee geſchrieben war, der kein Hauptpoſtamt hat und deſſen Poſthalterei mir nur zu ſpät auch anderweitig verdächtig geworden; nach anjetzt eingezogenen Erkundigungen iſt aber der erwähnte Brief ganz aus der Reihe der Dinge verſchwunden und bleibt nichts übrig, als ihn bald zu erſetzen. Sein Verunglücken iſt mir aber wirklich in Bezug auf mich nicht gleichgültig; theils weil mein langes Schweigen mich vielleicht bei Ihnen in den nicht verſchuldeten Credit der Saumſeligkeit geſetzt hat, theils weil bei der Menge von Berufsarbeiten, die mich immer in größerer Zahl umlagern, jemehr ich den Punkt, auf den ich geſtellt bin, kennen und beurtheilen lerne, mir ſo behagliche Muße etwas ſeltenes geworden iſt, als ich damals in meiner Ferienruhe am Seeſtrand in der ſchönſten Natur genoß; Ihnen aber, verehrteſter Freund, ſchreibe ich am liebſten in recht heiterer Ruhe und Beſchaulichkeit, weil mich jede Erinnerung an Sie ſo tief und innig bewegt, daß ich dieſe erhebenden und reinigenden Gefühle ungern durch den Drang und das Treiben des Geſchäftslebens geſcheucht oder getrübt ſehe. Um mich dieſem Genuß recht ungeſtört hingeben zu können, hatte ich alles Briefſchreiben an Sie bis auf die Auguſtferien verſpart und mir einen heitern Vormittag im Angeſicht des Meeres durch eine recht ausführliche Unterhaltung mit Ihnen verſchönert. Darum alſo, und weil ich es als wahres Bedürfniß fühlte, mich

Ihnen endlich einmal wieder mitzutheilen, wollte ich, jene Zeilen wären zu Ihnen gelangt; darum muß ich mir aber auch im Voraus Ihre Verzeihung erbitten, wenn ich jetzt nicht die Geduld habe, einen ähnlichen Ruhepunkt abzuwarten, sondern mit manchen vorauszusehenden Unterbrechungen diesen Brief an sie zusammenwerfe. — Da mein Leben nicht selbstisch auf meine Bequemlichkeit und auf meinen Genuß abzielt, sondern ich das Bewußtseyn nähren darf, es zur größten Hälfte rücksichtslos einem steten Streben für das geliebte Vaterland durch seine Jugend, zur kleineren, aber nicht minder werthen, meiner wissenschaftlichen Fortbildung zu widmen: so darf ich Ihnen wohl von beidem etwas ausführlicher sprechen, weil ich die Zeugen für den Ernst meiner Bemühungen in der Ferne suchen muß. Aber betrachten Sie das nicht als die Klage unbefriedigter Selbstsucht: alles, was an mein irdisches Theil rührt, Vertrauen, Achtung, mehr als bloß behagliche äußere Existenz, ist mir reichlich gegeben; nur eines fehlt noch, die feste Ueberzeugung, daß wirklich zu Keim und Blüthe und Frucht aufgehe, wovon den Saamen auszustreuen bei Tag und Nacht mein Ringen und Trachten ist; die Versicherung, daß die Thätigkeit, von der ich mich ganz durchdrungen fühle, nicht an unwürdigen Stoff unzeitig verschwendet wird. Das Gefühl des reinsten Willens würde zwar über jede äußere Bedrängniß erheben; aber meinem Innersten will es nicht ganz genügen, und da ich es, vielleicht auch durch die Mitschuld meiner noch bei weitem nicht gezeitigten Kräfte, noch nicht durch Werke ausdrücken kann, was ich bezwecke, so muß leider das Wort noch ergänzend eintreten zwischen Idee und Ausführung derselben. Daß die frühere Zufriedenheit mit meinen Verhältnissen nur begründeter und dauerhafter geworden ist, sodaß ich vor Kurzem im innigen Gefühl, wie viel von uns ausgehn kann, wenn das Geschick nicht alle unsre Bemühungen zunichte macht, selbst den lockenden, für meine eigne Ausbildung unendlich wichtigen Antrag der Spaldingschen Stelle in Berlin abzulehnen den Muth gehabt habe. Daß die immer wachsenden Arbeiten, denen vielleicht bald entschiedene Opposition von außen folgen wird, wo nicht kurzer abfertigender Hohn, der jetzt allem deutschen Sinn nachstellt, daran nichts ändern sollen und können, trauen Sie mir vielleicht ohne Versicherung zu. Einen, wie ich hoffe, nicht zu erschöpfenden Vorrath innerer Vergnüglichkeit hat die Natur mir als dankenswerthe Mitgabe gegeben; Ihnen danke ich es vorzüglich, daß ich einen stets offenen Zufluchtsort in den Werken des Alterthums und unserer herrlichsten Landsleute finde; in meiner nächsten Umgebung finde ich die liebsten Wünsche meines Herzens befriedigt, und das sind πράγματα εἰς ἐμέ. — Was mir Ort und Zeit darbieten, hat gleichfalls viel erfreuliches; eine heitre Lage, fern vom Lärm der Städte, aus denen ohnehin alles Vaterländische gewichen ist; einen wackern und gleichgesinnten Collegen, zu dem und mir sich allmälig erwünschte Mitarbeiter gesellen; endlich reichliche Gelegenheit, alle meine Kräfte in Thätigkeit auszubilden und eine Fülle von Erfahrungen für das Schulleben einzusammeln, die mir keine Gymnasialstelle in solcher Vollständigkeit zugewendet haben würde; das bedeutendste aber ist für mich die Möglichkeit, hier Ideen des Unterrichts auszuführen, die man zeither wohl ohne weitere Prüfung vortrefflich genannt, aber auch zugleich als unausführbar still bei Seite geschoben hat; ganz besonders reizend ist mir lange der Vorschlag manches verständigen Gelehrten gewesen, allen Sprachunterricht nicht mit dem Lateinischen, sondern verbunden mit der Muttersprache von dem Griechischen zu beginnen. In Weimar hatte ich nicht Lust, einem Gegenstand nachzudenken, dessen Resultate ich dort nie hätte praktisch machen können; die Möglichkeit foderte mich hier bald auf, den fast vergessenen Traum näher zu erwägen, und da mich alles überzeugte, daß es nicht nur gut, sondern wirklich nothwendig sey, so zu

thun, haben wir mit dem Anfang dieſes Jahres den lateiniſchen Unterricht unſerer unterſten (fünften) Klaſſe ganz auf, dafür der Hellenenſprache ein Drittel der Lehrzeit, zwei Stunden täglich, nach Buttmann und Ihrem Elementarbuch und meinem künftigen Leitfaden zu Stylübungen anweiſend. Die Erfahrung faſt eines Jahres lehrt mich anjetzt, daß dieſe anhaltende Beſchäftigung mit dem Griechiſchen in ſechs Monaten nicht nur einen ganz vortrefflich ſoliden Grund in der Formenlehre baut (Denn Diſſens ſanguiniſche und unreife Pläne ſeyen fern von uns! Es taugt wahrhaftig dem mühvollen Geſchlecht nicht, wenn man ſie ſchon als Knaben in den Genuß deſſen ſetzt, wozu ſie ſich noch kein Recht durch Selbſtthätigkeit erworben haben; wenn ſie zu früh lernen, daß der Sinn, die Bedeutung das Höchſte ſey und man ihnen durch tolle Anticipationen die mühvollen Stufen zu dem ſchon im Voraus Gegebenen verleidet; ganz abgeſehn davon, wie wohlthätig frühe Gewöhnung an gründliches und ernſtes Arbeiten auf die ſittliche Kraft und Tiefe des Jünglings wirkt), ſondern auch den Lernenden gleich ſo weit fördert, um ihn mit Luſt und eignem Eifer vorſchreiten zu machen. Ein weſentliches liegt auch darin, daß nur eine Grammatik zur Zeit begonnen wird, wodurch die böſe Verwirrung wegfällt, die da unvermeidlich iſt, wo beide Sprachen zu gleicher Zeit begonnen werden, und eine ſolche Verwirrung raubt dem Knaben mit der Kraft zugleich die Luſt, hell zu ſchauen, beſtimmt zu faſſen, — warm zu fühlen, ſage ich nicht, weil ich über den frühen Unterricht in fremden Sprachen meine eignen Gedanken habe, die ich Ihnen bald gedruckt vorzulegen hoffe. Endlich aber iſt die vollkommenſte Sprache auch die, welche dem jungen Geiſt die edelſte Nahrung giebt; ja iſt in dem Sinn die leichteſte, in welchem dem Lehrling jede Erleichterung zu geben, recht iſt und Pflicht. In der vierten Klaſſe geht der griechiſche Unterricht nach Ihrem zweiten Curſus und einſtweilen nach gewählten Hom. Hymnen, an deren Stelle ich bald ein für uns eigens gearbeitetes poetiſches Leſebuch ſtellen will, fort, und der lateiniſche Elementarunterricht beginnt, der, nach vorausgegangener griechiſcher Formenlehre, höchſt leicht faßlich erſcheint und dadurch nicht minder ſchnell hineinzieht in die Römerſprache; in der dritten Klaſſe nun neben den Attica und der Odyſſee, Ovid und Cäſar und die Elemente der franzöſiſchen Sprache, die nun ein Spiel wird und es möglich macht, in der 2ten ohne Ueberladung des heranreifenden Geiſtes das Engliſche beizufügen. Von der zweiten Klaſſe an, von der nach unſerm Entwurf der Jüngling nach zwei Jahren für Prima und von Prima in drei Jahren zur Univerſität reif ſeyn kann, breitet ſich das herrlichſte Feld aus, ihn noch mit den trefflichſten Meiſtern beider Sprachen aus der Zeit ihrer höchſten Vollendung bekannt zu machen; der ganze Curſus aber kann ſelbſt von minder fähigen Köpfen, die nichts als Leſen und Schreiben mitgebracht haben, vom 10ten bis zum 18ten Jahr füglich durchlaufen werden. Dieſer Plan für den Sprachunterricht iſt bis in ſeine Details ausgearbeitet und mehr ein Reſultat, als ein aufgedrungenes Regulativ unſeres Verfahrens. Auch für den hiſtoriſchen Unterricht iſt alles zu glücklicher Anwendung geordnet; und jetzt erwarten wir nur noch einen neuen Profeſſor der Mathematik und Naturwiſſenſchaften, um auch für dieß reiche Gebiet einen mit ſich und den übrigen Lehrobjecten harmoniſchen Unterricht zu geſtalten. So ſehr raſch unternommene und mit nothwendiger Strenge durchgeführte Einrichtungen, die ohnedieß dem bisherigen bequemern Verfahren auf dem Conradinum ſo ziemlich entgegen laufen, erregen zwar bei den Danziger großen Realiſten einige Unzufriedenheit, weil die einen gar nicht begreifen, wohin das abzweckt, die andern aber recht gut ahnen, wohin wir wollen, obgleich ihnen nicht recht dabei zu Muth iſt. Aber hierin liegt in meinen Augen der größte Vorzug unſerer Verhältniſſe, daß wir das alles unbeachtet an uns vorbeirauſchen laſſen

dürften, dem allein nachkommend, was innere Ueberzeugung uns zu thun räth, und hierin möchte auch unsre Lage einzig in ihrer Art seyn: viel verdanken wir unserer Curatoren Liberalität und Vertrauen, — besonders Hufelands Bemühn, auch von finanzieller Seite allen unsern Wünschen für das Institut zuvor zu kommen, muß ich dankbar rühmen, — mehr noch der reichen, unabhängig und freimachenden Fundation der Anstalt selbst, in beiden wird uns Eifer, Consequenz und entschiedene Behauptung unserer Rechte erhalten — *εἰ μὴ βλάπτει θεός*. — Um unsere Ideen theils andern zur Anwendung darzulegen, theils der Prüfung anderer hinzugeben, weil wir uns gern unserer Fallibilität bescheiden, besonders aber, um zur Einheit im Unterricht der deutschen Jugend mitzuwirken oder doch vorzuarbeiten und so vielleicht, in allmälig wachsender Vereinigung mit den Besten, bösen Einwirkungen der Zeit ein Theil ihres lebenertödtenden, geisterlähmenden Einflusses zu entziehn, haben wir den Versuch mit unserm Archiv gewagt, an dessen erstem Heft gedruckt wird. Dank Ihnen für die günstigen Worte, die Sie über unser Unternehmen aussprechen; Goethe hat mir aber wenig hoffnungsreich darüber geschrieben, und wer überschaut das Leben mit allen seinen Verhältnissen von so einsamer Höhe, wie dieser wundervolle Geist? Doch sey der Versuch gewagt, wenigstens zum Maalstein unseres Willens. Ich selbst werde wenig Theil nehmen können, weil ich mich zu wenig ausgebildet habe für dieß Gebiet und weil die Zeit, die nicht einem praktischen Bemühn für das Vaterland angehört, durch frühere Neigung schon in zu festen Besitz genommen ist, um diese noch zu verlassen und meinem Studium die neue Richtung zu geben: zu den ersten Heften werde ich zwar nach Herausgeberpflicht beisteuern, doch nur solches, was eben so nahe der Philologie verwandt ist. Das Elementarbuch zu griechischen Stylübungen habe ich auszuarbeiten begonnen, weil Sie bei mir die Arbeit in nicht unwürdigen Händen glaubten; gern, weil ich das dringende Bedürfniß eines solchen Buches lebhaft fühle, auch darum, weil es mich zu mehrerem cursorischen Lesen zwingt, wozu ich mich sonst nie recht bequemen konnte, weil ich überall tausenderlei zu fragen und in meine Sammlungen einzutragen fand, welches begreiflich am schnellen Vorrücken hinderte und mir dadurch manche allgemeinere Uebersicht vorenthielt. Wäre dieß nicht, so hätte ich doch die Arbeit als mir jetzt zu viel Zeit raubend vielleicht noch ausgesetzt und mich handschriftlicher Hülfsmittel bedient, soviel Unbequemes auch dabei ist. Doch wird meine Arbeit keine weitere Ansprüche machen, als den der Brauchbarkeit für unser Institut; und daß ein ähnliches Werk von Ihnen auch hier das meinige bald verdrängen möge, ist mein großer und lebhafter, auch aufrichtiger Wunsch. — Die liebevolle Aufnahme, die mein Longos bei Ihnen gefunden hat, verschleiert mir zwar die großen Mängel dieser übereilten und aus einer ungünstigen äußeren Lage hervorgegangenen Arbeit nicht im geringsten; doch soll sie mir eine angenehme und sichere Zufluchtsstätte seyn gegen alle unfreundliche Beurtheilungen, die mir nahe bevorzustehn scheinen und die leichter an mir abgleiten werden, seit Sie meine Arbeit selbst einer nähern Prüfung nicht unwerth geachtet, seit Goethe Freude an dem kleinen Buch gehabt hat. Besonders unerwartet war mir es, von ihm zu vernehmen, wie er von jeher besondere Vorliebe für den Longos gehegt habe, „wegen seines reichen Gehaltes, seines vortrefflichen Planes, seiner glücklichen Bearbeitung, der er von langeher gar manche Betrachtung zugewendet.“ Eine ausführlichere Kritik von Ihnen, als der Raum und Zweck eines Briefes vergönnt, wäre mir freilich die aller erwünschteste Folge der für mich schwerlich weiter fruchtbaren Herausgabe gewesen; aber ich finde es nicht ganz ungerecht, manches frühere, schneidende Urtheil, das aus meiner Individualität, doch nie — vielleicht ein einziges ausgenommen — aus irgend einem

persönlichen Verhältniß hervorgegangen war, abbüßen zu müssen, sowie ich mir auch selbst die angenehmere Buße aufgelegt habe, fürs erste nur solche Werke zu recensiren, an denen ich immer neue Trefflichkeiten aufzusuchen finde, und darum ist mir Ihre Rede über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken nicht zu meiner Freude entzogen, obgleich ich gestehe, daß Ihr Jen. Recensent (doch wohl Welcker?) meinen ganzen Beifall hat. Unmöglich konnten Sie das Verlangen nach dem großen Ganzen, von dem diese Rede ein Theil ist, lebhafter anregen, als durch eine solche Probe, welche die Ausfüllung einer ungeheuren, vielleicht der größten Lücke in der philologischen Litteratur, untrüglich voraussagt. Möge Ihnen nur der Himmel ganz die Heiterkeit und die Seelenstille von außen gewähren, die der Vollendung eines so reichen und vielseitigen Werkes vor allem günstig ist, sodaß das gewisse, herrliche Gedeihen derselben die Frucht eines ganz beglückten Lebens, nicht der mühevolle und doch Ihnen nicht genügende Lohn für manche andere bittere Entbehrung, die Zuflucht vor der Schwüle des Daseyns, werde. Das goldne ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται, das mich so eben auf dem Titelblatt von Goethes Selbstbiographie eigen überrascht hat, aber wohl das Motto jedes strebenden Lebens bleiben wird, gehört doch nicht über die drei ersten Decennien hinaus. Nachdem die herrliche Wirksamkeit Ihres Lebens in dem alten Gotha des Herzog Ernst Ihnen die höchsten Ansprüche an eine in München so unwürdig getäuschte heitre Muße zu selbstgewählter Lebensbeschäftigung gegeben hatte, kann wohl keinem Ihrer Schüler, zumal solchen, die sich in einem glücklich gewandten Daseyn ruhig wissen, ein herberes Gefühl kommen, als ihren Lehrer, in dem sie nicht nur das Muster jeder Vollkommenheit, sondern auch jedes edeln und reinen Glücks zu bewundern gewohnt sind, irgend etwas wesentliches entbehren zu sehn. Mögen doch die herzlichsten Wünsche für Sie und Ihre nächsten Umgebungen, die ich zwar mit vielen Bessern theile, aber gewiß nicht ungleich theile, als gute Vorbedeutung gelten dürfen; und soll es einmal nicht seyn, dann leite der Himmel das Unvermeidliche so mild, so schonend vorüber, als er es seinen liebsten Söhnen zu thun vermag, damit die reiche Quelle inneren Lebensglückes und Lebensgenusses, die so viele junge Gemüther genährt, erquickt, für ihr ganzes Leben gestärkt hat, Ihnen allein nicht versage. — Bis hierher wenigstens war mir es vergönnt gewesen, Ihnen ununterbrochen zu schreiben; ich nehme nach kurzer Störung den Faden doch noch wieder auf, um ihn wenigstens zu Ende zu führen und noch eine Weile der seltnen Freude des Gedankenwechsels mit Ihnen froh zu seyn. Was Sie schon in Gotha schmerzlich entbehren, geistiges Miteinander- und Ineinanderleben, vermisse ich begreiflich doppelt, da meine Jugend derselben bedürftiger und die Umgebung nicht ergiebiger ist. Mein wackrer College Jachmann ist und bleibt mein Haupt-, wo nicht mein einziger Umgang, und so brav und verständig er ist, so ist doch in seinen Ansichten eine gewisse Einseitigkeit, die mir es nicht möglich macht, über alles, was mich interessirt, mit ihm zu reden; das trifft besonders das Alterthum und die Kunst im weitesten Sinn; in beidem habe ich hier nur todte Freunde, meine Bücher, und darum gilt mir ein Brief von Ihnen, von Heinrich Voß und noch einigen Freunden unendlich mehr, als Sie denken können, obgleich die Einengung meiner Zeit natürlich auch diesen Genuß einengt; doch sehe ich endlich einer etwas größeren Muße entgegen, weil wir noch in diesem Jahr zwei junge Philologen aus Hermanns Schule erwarten, die mir von meinen Lehrstunden, deren ich in der Regel des Tages sechs gebe, um meinen Sprachlehrplan durchzuführen, ein anderthalb Dutzend abnehmen werden. Um die Einförmigkeit meines sonst sehr angenehmen Umgangs mit Jachmann nicht zur Einseitigkeit werden zu lassen, suche ich in meine eignen

Studien so viel Mannigfaltigkeit zu bringen, als neben der erforderlichen Geistesconcentrirung möglich ist, und da erkenne ich erst den Werth so weltüberschauender Werke, wie die von Goethe, Joh. Müller, Alexander Humboldt, und einiger weniger anderen, die mir doppelt lebendig zur Seele reden, weil ich ihr immer wiederholtes Studium mit meiner Frau theile. Diesen Sommer hatte ich auch die Freude, meinen alten Freund Erfurdt aus Königsberg bei mir zu sehn und endlich einmal den Genuß des συμφιλολογεῖν zu erneuen, welches den nächsten Sommer in Königsberg wiederholt werden soll. Eben erinnere ich mich noch einer Frage aus meinem verloren gegangenen Brief: ich fragte, wie es Ihren Söhnen ergeht, deren blühende und hoffnungsvolle Kindheit unter meinen angenehmsten Erinnerungen ist, und deren Leben wahrscheinlich schon eine bestimmte Richtung, eine selbstständige Bedeutung gewonnen hat. Mir ist dieser einzige lebhafte Wunsch, Vater zu seyn, noch versagt; der einzige, für den ich mich durch nichts zu entschädigen weiß. Mögen diese Zeilen Sie in freudigerer Stimmung finden, als da Sie Ihren Brief an mich schlossen! Meine innigsten Wünsche für Sie sind längst vorausgeeilt.

Noch eine Bitte! Ich erinnere mich, auf der Goth. Bibliothek eine Ausgabe des Sophokles, ich denke Etonae 1786. Vol. 4 mit einem starken Index gesehn zu haben. Erfurdt kennt sie gar nicht; dürfte ich Sie also gelegentlich um eine kurze bibliographische Notiz von derselben bitten, wie sie ein Amanuensis fertigen kann, so würden Sie uns beide sehr erfreuen.

Jenaer, 1. März 1812.

An Jacobs.

Verzeihn Sie es mir, verehrtester Freund, wenn ein minder behaglicher, ja Ihnen in mancher Hinsicht sehr unwürdiger Gegenstand diesen Zeilen zum ersten Anlaß dienen muß! Sie ahnen vielleicht, daß dieser die Jenaische Recension meines Longos ist. Das Urtheil mag ganz gerecht seyn, ich schlage die Arbeit sehr niedrig an, da sie durchaus nur durch Aeußerliches erzwungen wurde und gewiß unterblieben wäre, wenn ich von der Aenderung meiner Lage etwas früher gewußt hätte. Aber das Urtheil über mich selbst ist unverdient und unrechtlich an sich: wer das nicht fühlt, dessen Achtung hat keinen Werth für mich, und in meinen unmittelbaren Umgebungen habe ich in meinem Wirkungskreise selbst die trefflichsten und gründlichsten Mittel, jeden gegen mich bezweckten ungünstigen Eindruck aufzuheben. Darum erlauben Sie mir die Bitte, wenn Sie ihr nicht schon zuvorgekommen sind, Eichstädts zweite Aufforderung zu einer zweiten Recension zurückzuweisen. Der Verfasser der ersten Recension ist es wirklich nicht werth, daß Sie durch ihn zu einer Kritik veranlaßt werden, die jener so wie Eichstädt unfehlbar als Antikritik betrachten und deuten würden. — Persönlich würde es mir freilich wohlthuend seyn, von Ihnen ein milderes Urtheil über den Geist meiner Arbeit zu empfangen und wäre es allerdings ein bedeutender Triumph über die mir Mißwollenden, doch läßt das Gefühl von Verehrung und Liebe gegen Sie, das alle andern Rücksichten überwiegt, mir den lebhaftesten Wunsch, Sie auf keine Weise mit einer Sache verflochten zu sehn, die Ihrem Sinn so ganz fern und fremd liegen muß; was ich aber im Longos gefehlt habe, hoffe ich durch reifere Arbeiten mit der Zeit vergessen zu machen, und was gegen meine Denk- und Handlungsweise so schamlos vorgebracht worden, mag sich bei denen selbst widerlegen, die mich kennen und also allein über meine Person ein Urtheil haben können. — Verzeihn Sie mir, darum bitte ich nochmals, daß ich so unbehagliche

Dinge in Ihrer eine Sphäre bringe, und sehn Sie wenigstens einen Ausdruck meines unbedingtesten Vertrauens darin! — Jetzt erlauben Sie mir noch eins und das andere beizufügen. Von unserm Archiv ist das erste Heft erschienen, das Ihnen der Verleger, wie die folgenden, zusenden wird, vielleicht schon zugesandt hat. Ich habe ein Lieblingsthema darin mit Liebe behandelt. Sie werden mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir gelegentlich Ihre Ansicht über diesen gewiß nicht geringfügigen Gegenstand andeuten wollten. In Königsberg, wo man freilich nach langem Hinstarren fast krankhaftes Ergreifen alles Neuen und Auffallenden zeigt, hat meine Darstellung unerwartet stark gewirkt und, wie ich so eben erfahre, wird bereits darüber Rath gepflegt, ob dieser Gang des Sprachenerlernens nicht durch alle Ostpreußischen Gymnasien zu wählen sey. Es wäre ein erfreuliches, aber überraschendes Gelingen, das ich so nah nicht glaubte, als ich den freilich sehr ernst gemeinten Aufsatz in den Druck gab. — Vor diesem ersten Heft werden Sie ein wohlgearbeitetes Bildniß des edeln Redners an die deutsche Nation finden; wir wollen jedem Jahrgang das Bildniß eines solchen Mannes als gute Vorbedeutung voranstellen; nun ist es meines Collegen wie mein eigner lebhaftester Wunsch, daß Sie uns vergönnen mögen, den zweiten Jahrgang mit Ihrem Bildniß zu zieren, welches so vielen ein gar erfreuliches Geschenk seyn würde. Daß der Ort Ihrer nicht unwürdig sey, werden hoffentlich die folgenden Hefte noch besser beweisen; wenn Sie also keinen besonderen Grund haben, uns diese Freude zu versagen, so würden wir sogleich nach Ihrer Einwilligung für eine genaue Copie des schönen Bildes von Gladisch sorgen, zu dessen Nachbildung sich vielleicht in Gotha selbst ein tauglicher Künstler fände. Das Elementarbuch zu griechischen Stylübungen hat mich unablässig, wenn auch nicht eigentlich lebhaft, beschäftigt; jetzt glaube ich mich im Stande, es in fünf Cursen hervortreten zu lassen; doch noch lieber behielte ich alles zurück, wenn wir auf Ihr Werk rechnen dürften, denn die dazu gemachten Studien haben mir auf andere Weise viel Frucht getragen, und das Materiale selbst sogleich praktisch zu machen, hat sich auch des Anlasses genug gefunden, sodaß also die darauf verwandte Zeit in keiner Hinsicht verschwendet wäre, wenn auch nichts davon vors Publicum käme.

Jenae, 23. März 1818.

An Göttling.

Wenn ich glauben könnte, daß eigner Zweifel an Ihrer Lehrfähigkeit der einzige oder doch der Hauptgrund wäre, der Sie, mein geliebter Freund, uns für jetzt entzieht, gewiß ich würde mit Zureden und Bitten nicht ablassen von Ihnen, und wenn das alte Vertrauen, mit dem Sie mich sonst erfreuten, nicht ganz gewichen ist, so würden Sie sofort der unsrige. Aber ich thue das nicht, weil ich es für Frevel halte, die Muße, in der Sie jetzt leben, eher mit dem Berufsleben zu beschränken, als es von außen nothwendig ist, und weil mir der Gedanke zu lieb ist, Sie noch unter Wolf und Beckh Ihre philologischen Lernjahre vollenden zu sehn. Nur das Eine bitte ich recht herzlich, sobald als es Ihnen Selbst aus irgend einem Grunde wünschenswerth wird, eine Schulstelle anzunehmen, mir mit ein paar Worten einen Wink davon zukommen zu lassen, da die Natur unserer Anstalt es mit sich bringt, daß wir auch jetzt, da das alte Lehrerpersonal gänzlich ausgerottet ist, von Jahr zu Jahr Vacanzen haben werden, und Sie also bei uns werden eintreten können, sobald Ihre Neigung sich dahin richtet. Da Sie also jetzt mit Professor Weichardt nicht kommen sollten, noch durften, so konnten Sie mir unmöglich einen erwünschteren Stellvertreter senden, als Ihre Schrift, für deren Mittheilung ich Ihnen herzlich danke. Nicht allein die angenehme Ueber-

rechung, Sie so früh als Schriftsteller hervorgehn zu sehn, oder das persönliche Interesse, das alles Sie betreffende für mich hat, sondern auch der Geist und Sinn Ihrer ganzen Arbeit und die Details derselben haben mir große und wahre Freude gemacht. Hätte ich mich nicht schon seit einem Jahre in ziemlich passives Verhältniß zur Jen. L. Z. gesetzt, so würde ich mir das Vergnügen schwerlich versagen, dort öffentlich das Verdienstvolle Ihres Buches hervorzuheben. Da Sie indeß im Namen der lat. Gesellschaft geschrieben haben, darf ich hoffen, daß Ihnen auch ohne mich eine freundliche, ermunternde, anerkennende Beurtheilung werden wird, wie Sie sie verdienen. Ich will Ihnen indeß, wie Sie es wünschen, die Bedenklichkeiten mittheilen, die mir bei wiederholter Lesung etwa aufgefallen sind, obgleich ich Ihnen im Voraus sage, daß es wenig mehr als nichts seyn wird, sowie ich die Verbesserungen des Achilles Tat. für dießmal ganz unangerührt lassen muß, weil ich den Schriftsteller nicht zur Hand habe. — Was nun Ihre Kallimachea betrifft, so würde mich auch ohne Ihren Fingerzeig das über das 14te Epigr. gesagte vor allem angezogen haben. Die Stelle des Pollux ist gewiß ein trefflicher Fund, und unvergleichlich benutzt von Ihnen; mich wenigstens hat die Wahrheit Ihrer Aenderung zu diesem lebhaft ergriffen, und daß Sie auf dem einzig richtigen Wege sind, soll mir niemand ausreden. Aber freilich Ihre Verbesserung des Kallimachus hält nicht Stand, weil ἐμπέπραται die vorletzte Sylbe lang hat; ich verweise als nächsten und sichersten Gewährsmann nur auf Buttmanns Grammatik von 1811 p. 381. Ueberdieß bin ich nicht Ihrer Meinung über die Vertheilung des Dialogs, indem ich die Worte εἰ δὲ τὸν ἡδὺν durchaus dem Charidas lassen würde, weil nur er selbst den schönen Gegensatz zwischen dem ἀληθινός und dem ἡδὺς λόγος machen konnte. Dagegen sind mir zwei andere Conjecturen eingefallen, die beide der Ihrigen ihr Dasein verdanken. Entweder: εἰ δὲ τὸν ἡδὺν, πέπραται κολίβου β. μ. ρ. Den elliptischen Ausdruck vertheidigt Il. 9, 46. Die Form κόλυβον finde ich zweimal in dem Carm. incerti in St. Theodor. v. 8 und 215 aus dem 12ten Jahrhundert in Wernsdorfs Phile, wo es die Bedeutung von Schneiders κόλλυβα hat; aber ich gebe Ihnen gern zu, daß diese Auctorität wenig Auctorität hat. Gegen meinen zweiten Einfall kommen mir aber eben so starke Bedenklichkeiten, daß ich ihn ganz für mich behalte. Da Sie indeß die erste Bahn gebrochen haben, ist es Ihnen vielleicht beschieden, die Stelle noch ins Reine zu bringen. Wollte man rathen, so könnte man auch κολλύβου ὤνηται ξὺν μέγαν ἱ. ᾽Α. versuchen. — Ihre Behandlung des 5ten Epigramms erinnert mich, wie die des 30sten, angenehm an mündliche Verhandlungen in Weimar, und zeigt mir, wie mächtig Sie seitdem fortgeschritten sind. Das σάλον πάρος ist gewiß das beste, was bis jetzt über die Stelle vermuthet ist, doch bin ich noch ungläubig. Bentlers leichtes παλαίτερον scheint mir unverdächtig: nach der Analogie von πρότερον konnte ein Kokozelos wie Ihr Dichter es wohl ohne allen Vorgang bilden. Nun fragen Sie aber, ob die Muschel denn nicht Muschel geblieben sey. Vielleicht leistet hier Epigr. adesp. 399 einen guten Dienst. Hier sehn wir, daß die Muscheln wirklich künstlich verarbeitet wurden, gleichviel ob nach Brunck der Eros eingeschnitzt wurde, oder aber nach Jacobs drin saß, vielleicht wie ein Schiffer, welches ich am liebsten möchte. Auch habe ich in Naturaliensammlungen den Nautilus oft als Pokal in edles Metall gefaßt gesehn. So etwas könnte gar wohl auch mit dem der Arsinoe geschehen seyn, und hätte er dann in der That aufgehört Muschel zu seyn. Bedenklich aber ist mir das von Ihnen gelassene ναύτιλον, wie es jetzt steht, inconcinn hinübergreifend in das neue Distichon und nicht gut mit κόγχος in einem Satz stehend. Habe ich das erste Distichon richtig erklärt, so folgt fast von selbst, daß nach Ἔρως

ein Komma oder Kolon kommt, und der dritte Vers anhebt: ναύτιλος ὃς π. ἐ. ρ. Das Ganze also: Vormals, o Zephyritis, war ich eine Seemuschel; jetzt aber, Kypris, besitzest du mich, zuvor Helenens Weihgeschenk, der ich als Nautilos das Meer befuhr. Viel schönes sagen Sie über die folg. Verse; besonders trefflich führen Sie die Sache des Alliaxa. Nur mit Bentleys τικτῆται kann ich mich nicht vertragen und scheint Ernesti Recht zu haben, wenn er den offenbar durch das Metrum erpreßten Conjunctiv mißbilligt. Mir ist τηρεῖται eingefallen; doch genügt es mir nicht, wenn es schon richtig ist, daß die Halkyonischen Tage sich nicht auf das τίκτειν beschränken. — Zu Epigr. 30 weiche ich sehr ab von Ihrer Meinung. Erstens denke ich über τίς (welches nur als Interrogativum, nicht als Indefinitum zu nehmen ist) anders als da, wo wir das Wort gemeinsam besprachen. Wolf selbst zur Lept., auf den sie verweisen, schließt es nur bei den Attikern aus, keineswegs aber vom griechischen Sprachgebrauch. Was mich aber fast zum Vertheidiger des für ὅστις gebrauchten τίς macht, ist eine auffallende Analogie in der lateinischen Sprache, die auch quis für qui, quid für quod sagt, wovon der gelehrte Seyfert in seiner größern lateinischen Grammatik Th. 2 p. 129, 131 Beispiele gesammelt hat. Ziemlich verwandt ist unser wer, das auch eigentlich fragend ist, jedoch nicht minder relativ gebraucht werden kann. Gesetzt aber auch, hiegegen seyen noch gegründete Zweifel zu erregen, so rettet das Ihre Conjectur nicht, an der ich zweierlei bedenklich finde, besonders die Stellung des Relativ ἅ, die ich für ganz ungriechisch halte, und das Neutrum ἅ, da nach meinen Wahrnehmungen bei den Heterogeneis nur dann das Relat. in einer ausschließlich neutralen Endung steht, wenn das Substant. selbst im Nominat. oder Accus. sich als neutral angekündigt hat. Soll geändert werden, so setzte ich bloß ein Punctum nach χαίρω, und ließe nur Ihr τούς. Die κέλευθος ist schon an sich den ἀβάτοις entgegengesetzt, und liegt es in ihrem Begriff, daß sie τοὺς πολλοὺς ὧδε καὶ ὧδε φέρει, es bedarf also des Relativums hier überall nicht und kann das Asyndeton im zweiten Vers gar füglich in caussaler Bedeutung genommen werden, wie es ja im vierten, der dann mit dem zweiten ganz symmetrisch wird, schon geschieht. Epigr. 44, 6 müssen Sie zu Reiskes φιαρήν doch eine ganz gewaltsame Ellipse annehmen, ungefähr wie Bentleys ungeheurer und unbegreiflicher Einfall zu ep. 34, 3, der einem Pavo ähnlicher sieht, als dem princeps criticorum, dessen schönes τὴν δειρήν ich an unserer Stelle unbedenklich vorziehn würde; oder ich verstehe vielleicht Ihre eigentliche Meinung nicht, da Sie bei der Uebersetzung des φιαρήν das Substant. nicht beifügen. Sollte es vielleicht τὸν φιαρόν heißen und auf den Archinos gehn? — Sehr einleuchtende und genügende Beiträge haben Sie übrigens bei dieser Gelegenheit für die Kritik des Nonnos gegeben, ungleich mehr als Moserus in seinem ganzen Bande. — Endlich noch eine litterarische Berichtigung! Sie belegen den Gebrauch von ἐπινίσσομαι mit dem Accus. aus der Ilias parva und dem Arion; aber mit diesen Gedichten hat der alte Neander der gelehrten Welt einen muthwilligen Streich gespielt, indem der auctor anonymus niemand anders als Neanders Schüler Laurentius Rhodomannus ist. Was alsbald gegen die Aussage des Titels, der von einem exemplari male scripto redet (vermuthlich benutzten Sie dieselbe Octavausg. von 1588 Lips., die mir zur Seite liegt), Verdacht erregen kann, ist die wunderbar gute Erhaltung unserer poematia graeca; bei dem Arion aber überdieß noch der wirklich schnurrige und etwas schülerhafte Dorismus, in welchem das sonst sehr anmuthige Gedicht geschrieben ist. Den historischen Beweis gegen das Alter und für den Verfasser, den ich Ihnen genannt, finden Sie in Fabric. bibl. graeca T. 1 p. 377 Harl., woraus Sie auch zu Ihrem Trost ersehn werden, daß Petavius

Morellus und Barnes eben so getäuscht worden sind, wie Sie. Dagegen kann ich Ihnen ἐπιγίγνεσθαι c. gen. aus Sophocl. Oed. Col. 689 nachweisen, wo es dieselbe Bedeutung hat. Uebrigens gebe ich Ihnen willig zu, daß diese Gedichte Rhodomanns besser sind, als alles vom Tzetzes und Phile, ja als Koluthos und Tryphiodor; aber damit würde sich doch weder der gründliche Richter, noch der Splitterrichter abfinden lassen, und mit Recht wenigstens müßten einige bestimmende Worte beigefügt werden, da Rhodomannus ohne des Quintus Vorgang nicht so geschrieben haben würde. Außerdem ist es vielleicht der Erinnerung werth, nicht vó statt vocabulum oder vox zu schreiben, was man den Döringen und Mitscherlichen überlassen muß, deren letztern Hermann schon dafür angelassen hat, ad Hymn. Hom. in Cerer. 123. Für die Vertheidigung der einen Stelle im Longos meinen Dank; freilich ist dem Censor unverdiente Ehre wiederfahren, dadurch daß Sie ihn widerlegen. — Möge das Gesagte Sie, mein theurer Freund, überzeugen, wie aufmerksam und eifrig ich Ihre Arbeit durchgesehn habe; möge sich eines oder das andere darunter finden, was Ihnen bei gelegentlicher zweiter Ueberarbeitung entweder an sich brauchbar wäre, oder doch zur Auffindung von etwas besserem dienstbar werden könnte. Recht schön wäre es, wenn Sie etwa von allen Kallimachischen Epigr. eine so gearbeitete Ausgabe lieferten. Auch mit der kleinen Schrift von Schmitson, vermuthlich dem Verfasser des Geistes der lateinischen Sprache, haben Sie mir ein angemessenes Geschenk gemacht. Zwar ist mir die persönliche Bekanntschaft Ihres würdigen Vaters nur auf sehr kurze Zeit, eigentlich nur auf eine flüchtige halbe Stunde, gegönnt gewesen; aber das wohlthuende Bild seines heitern und offenen Sinnes ist mir treu geblieben und erneuert durch die gemüthliche Darstellung seines Lebens. Daß Prof. Weichardt mit seiner Frau glücklich bei uns angelangt ist, wissen Sie ohnstreitig schon. Zu unserer Freude scheint er sich unter uns eben so gut zu gefallen, als er uns gefällt, wegen seines ernsten, festen und dabei so sanften und anspruchlosen Charakters. In Thätigkeit ist er noch nicht, weil gerade unsere Osterferien beginnen; aber wieviel er unserm Conradinum werden wird, begreifen wir schon jetzt. Auch er ist Ihnen von Herzen zugethan, und wünscht nichts mehr, als Sie je eher, je lieber als Collegen begrüßen zu können. — Die Verunglimpfung meiner lexikalischen Vorarbeiten hält mich natürlich nicht ab, ruhig fortzufahren, wie ich begonnen habe; ich denke zu Michael in einem Programm (das durch allerlei äußere Hindernisse zweimal hat ausgesetzt bleiben müssen, da ich schon im vorigen Sommer etwas für diesen Zweck über die Nibelungen geben wollte) etwas zusammenhängenderes und reicheres auszustellen, als in Becks Actis etc. geschehn konnte. Grüßen Sie Ulrich herzlich von mir; auch ihm schon heut zu antworten ist mir unmöglich; ich wünsche zu wissen, unter welcher Adresse ihn künftig in Göttingen meine Briefe finden werden. Auch möchte ich Gewißheit haben, ob Weber eine Zuschrift von mir vom 15ten November und der jüngere Ulrich eine andere vom 20sten Januar erhalten hat; ich bin durch einige verlorne Briefe ängstlich geworden. Meine Frau freuet sich Ihres Andenkens und erwiedert es von Herzen.

An Hofrath Jacobs.

Jenkau, 11. Oktbr. 1818.

Ein leider nur zu kurzes und gestörtes Wiedersehn Ihres Sohnes Gustav fodert mich auf, Ihnen, verehrter Freund und Lehrer, gleich in dieser heitern Stimmung einige Worte zu schreiben, da ich mich lange nicht so unmittelbar zu Ihnen hingezaubert gefühlt habe, und Sie es je eher desto lieber hören werden, daß ich am 9ten die Freude hatte, Ihren Sohn wohl und blühend und voll

jugendlichen Muthes in Danzig zu finden und ihn auf einige Stunden wenigstens mit mir nach Jenkau zu nehmen; denn schon Tags darauf ging sein Marsch weiter, zunächst nach Königsberg, wo ihm Erfurdt alle die Liebe beweisen wird, die ich ihm gern hätte erzeigen mögen, wenn die Strenge des Dienstes ihm ein längeres Verweilen in unserm Kreise gestattet hätte. Von ihm erfuhr ich auch die höchst erfreuliche, mir in manchem Sinn gar nicht unerwartete Nachricht, daß man Sie an Heine's Stelle für Göttingen zu gewinnen trachtet, und daß Sie einen Antrag, der einen so einzig schönen Wirkungskreis zu eröffnen verspricht, schwerlich zurückweisen werden. Mit rechtem Verlangen sehe ich der Bestätigung einer Kunde entgegen, die in jeder Hinsicht so viel verheißt. Wie viel, um nur das zu berühren, muß es Ihnen werth sein, in Heeren, Eichhorn, Villers, Tychsen wiederzufinden, was Sie an Jakobi in Gotha entbehrten, und welch ein heitres Gefühl würde es jedem Freund der Wissenschaft sein, die von Gesner und Heine begonnene ehrwürdige Reihe durch Sie weitergeführet zu sehn! Möge also mein freudigster Glückwunsch von Ihnen nicht zurückgewiesen werden! Für Ihren letzten Brief hätte ich Ihnen längst danken sollen; der Wille hat auch nicht gefehlt. Daß ich inzwischen nicht ganz unthätig auch nach außen gewesen bin, davon werden die ersten Hefte des Archivs Sie überzeugt haben, die Ihnen der Verleger hoffentlich gleich bei ihrem Erscheinen übersandt hat. Davon möge Sie nun auch beifolgende Kleinigkeit über griechische Lexikographie wieder überzeugen. Der Gegenstand, für den ich im Archiv gesprochen habe, das Primat der griechischen Sprache, ist mir besonders darum eine wahre Herzensangelegenheit, weil die gesammte Methodik im Unterricht derselben davon abhängt: darum habe ich den Gegenstand mit ganzer Neigung, vielleicht mit Leidenschaft ergriffen, und dadurch wird die endliche Entscheidung, ob ich Recht oder Unrecht habe, vielleicht beschleunigt. Daran lag mir aber auch ganz besonders. Soviel ist mir schon recht klar, daß ich die meisten, ältern, praktischen Schulmänner unbedingt und eifrig zu Widersachern haben werde. Der Gründe freilich, die sie dazu zu machen scheinen, darf ich mich wohl nicht schämen. Was mir bis jetzt von Einwendungen und Protestationsgründen zugekommen, habe ich nun im dritten Heft in einem, seinem Inhalt nach ganz polemischen Aufsatz zusammengestellt und, wie ich glaube, in seiner Nichtigkeit dargestellt. In diesen Tagen erhielt ich eine Abhandlung gleichen Zweckes, jedoch mehr die Mittelstraße suchend, vom Professor Köpke aus Berlin, die im vierten Hefte mitgetheilt werden soll. Hoffentlich soll die Sache doch nicht wieder ungeprüft einschlafen. — Ueber mein Programm glaube ich nichts hinzuzufügen zu haben. Als Gelegenheitsschrift darf es wohl ohnehin auf größre Nachsicht rechnen, als wenn es zuversichtlicher, sich selbst als Zweck berechnend, hervorgetreten wäre. Die Schneidersche Arbeit glaube ich ihrem materiellen Theil nach genügend und nicht ungerecht beurtheilt zu haben; wenigstens war die mir öffentlich aufgebürdete Absicht, Schneidern zu kränken, fern und ich habe es gern vermieden scapham scapham zu nennen. Ja, ich glaube, daß ich mich in manchen Dingen hätte stärker ausdrücken sollen, als das Gefühl großer Achtung gegen jenen in vielfacher Hinsicht so unerreichbaren Gelehrten mir es möglich machte. Daß Ihr Bildniß das zweite Jahr des Archivs nicht zieren soll, hat freilich gewiß vielen eine große Freude entzogen; aber was läßt sich Ihren Gründen entgegenstellen? Desto dankbarer natürlich bin ich Ihnen, daß Sie mir so gütig zu einem unschätzbaren Besitz Hoffnung machen, den Sie der Menge vorenthalten. Hufelands Abgang hat auf unser Institut wenig Einfluß gehabt, zumal da er selbst, uneigennützig genug, es sich angelegen sein ließ, uns seinen Abgang so wenig wie möglich fühlbar zu machen, indem er die Admi-

nistration auf die thätigsten, kundigsten und vortrefflichsten Männer im Danziger Senat überzutragen wußte. Für meine Person sah ich ihn freilich höchst ungern aus unsrer Nähe scheiden. Die Ankündigung des Wolfschen Platon, so wie die drei erschienenen Stücke scheinen mir wunderliche Zeichen der Zeit; ich kann mir es bei aller Verehrung und persönlichen Neigung für den seltnen Mann nicht einreden, daß wahrer, reiner, innrer Beruf solche Erscheinungen hervorgetrieben habe. Schon die interessante kleine Schrift über den Phädon enthält schneidende Worte gegen Heindorf und in der Ankündigung (der lat. vor den 3 Dial.) muß ich vollends jedes Wort gegen Heindorf, Böckh und Schleiermacher deuten, so scharf steht jede mitgetheilte Ansicht den Ansichten dieser trefflichen Männer entgegen, oft, wie es scheint, zu großer Fährdung der Wahrheit, wie gegen das Ende in dem Lob der lateinischen Versionen. Ebenso hat mir auch die Polemik gegen Buttmann allen Genuß an den geistreichen Anmerkungen zu den Acharnern entzogen. Sollte einmal gegen so treffliche Männer gestritten werden, so hätte es wohl ritterlicher, mit offnem Helm und gleichen Waffen geschehen können. Die **Acta philol. Monac.** schickte mir der rüstige Thiersch vor Kurzem mit seiner **Grammatik**. Beide Bücher haben mich sehr erfreut; besonders scheint mir die praktische Brauchbarkeit der Grammatik groß, und dabei zur Förderung des Privatfleißes geeignet. Kleine Sonderbarkeiten und Neuerungen, wie Ablativ, fehlen freilich auch diesmal nicht. Verzeihen Sie mir heute meine wenigen und inhaltarmen Zeilen; ich hoffe bald Gelegenheit zu haben, Ihnen mit mehr Muße von meinem Leben und Treiben Rechenschaft abzustatten.

Jenkau, 9. Jan. 1818.

An Frau von Voigt.

Erst ehegestern, theure Freundin, erhielten wir Ihren im October geschriebenen Brief; aber schon heute schreibe ich Ihnen diese Blätter des Dankes und Andenkens dagegen, weil ich in der That nicht weiß, wie lange Sie ohne Nachricht von uns würden bleiben müssen, wenn ich nicht den Moment noch möglichst ergriffe. Denn sehr wahrscheinlich ist in wenig Tagen das Kriegsungewitter über unsern Häuptern und dann zwischen Ihnen und uns aller Verkehr abschneidend zwischen der Weichsel und den Landen jenseits der Oder. Aber davon nachher noch eines und das andere: jetzt vor allem zu unserm eignen Leben, dessen festgeschlossener Kreis auch in dem letzten verhängnißvollen Jahr alles Unfreundliche und Störende zurückgewiesen, aber manchen thätig verarbeiteten Tag, manchen heitern Abend, manchen Genuß, wie wir ihn einzig lieben, in sich aufgenommen hat. — Von meinen Freunden zwar weiß ich wenig; die Ferne scheint doch unerwartete Rechte ausüben zu wollen. Schulze ist der einzige, dessen herzliches Wohlwollen sich immer reiner, immer wärmer zu entwickeln scheint, dessen Liebe für uns auf dem Probirstein der Trennung immer lauterer aufblickt und dessen Briefe mir darum viel wahren Genuß bieten. Es könnte mich traurig machen, in einer Gegend, in der ich drei Jahre recht eifrig und thätig gelebt habe, nun auch keine Seele mehr zu wissen, die mir wahrhaft zugethan ist, wenn nicht Ihre Erinnerung an uns die Schärfe der Behauptung erfreulich und tröstlich bedingte und sich mir das Leben nicht immer gehaltvoller machte; zwar nicht durch Geistesverbindungen im höchsten Sinn, aber doch dadurch, daß es mich unendlich vielfach beschäftigt, daß es mir Einzelne darbeut, an deren Gesinnung nicht zu zweifeln ist, und daß es recht nachdrücklich darauf hinweiset, sich ganz in sich selbst und dem Kreise seines eignen Hauses zu begründen. Dazu hält es unendlich fern die Albernheit, Kleinlichkeit und Engbrüstigkeit des städtischen Treibens.

zu dem jeder Ihrer Briefe ergötzliche Züge liefert, und in der That, wenn ich jemals Jenkau wieder mit einem andern Wohnort wechseln sollte: nichts würde mir schwerer werden, als mich wieder in die Fesseln der einseitigen Convenienzen zu fügen, in die ich nie sonderlich getaugt habe, und denen ich in der Ungebundenheit eines zweijährigen Landlebens nun völlig entwachsen bin. Darum mag ich dem Gedanken an dereinstige Veränderung dieser heitern und freien Verhältnisse nicht viel Raum geben, und sollte nach dem Umlauf manches Jahres ein reiferes Alter und wachsende wissenschaftliche Bedürfnisse dennoch zu einem Wechsel auffordern, so würde ich mich nicht ohne tiefen Schmerz von diesen Umgebungen losreißen. Desto sorgsamer hegen wir und bilden wir uns vielfach aus die Unternehmung einer größern Reise durch die bessern Gegenden von Deutschland, nicht, weil uns das, was nahe liegt, ungenügend erscheint: die Herrlichkeit des uns nachbarlich befreundeten Meeres, das ich alle Sommer mehr und mehr studiere, wird bei mir weder durch Alpen noch durch Rheinfälle aufgewogen werden; sondern um unsern ernsten Norden durch Vergleichungen noch lieber zu gewinnen, um möglichst viel charakteristische Eindrücke unseres Vaterlandes um uns zu sammeln, und besonders, um mündlich mit meinen wenigen Freunden das Beste, für Briefe zu Flüchtiges auszutauschen, was die Erfahrung einiger Jahre uns gelehrt hat. Sich so einmal wieder eine Reihe bedeutender und belebter Bilder vorüberzuführen, dürfte uns auf jeden Fall in einigen Jahren rathsam werden: denn immer und immer nur sich selbst zu hören, kann wohl bequem und behaglich seyn, aber versteinern kann man auch darüber; Bücher widersprechen ohnehin nie, und sagen uns nur gar zu leicht grade dasjenige, was wir eben zu hören wünschen, uns also eigentlich schon selbst gesagt haben. — Ueber unsern kriegerischen Freund sind wir lange in großer Sorge, ja eigentlich schon in stiller Todtentrauer gewesen, die wir uns nur noch nicht auszusprechen wagten, um nicht durch offenen Kleinmuth uns des Härtesten werth zu machen. Vor wenig Tagen brachte uns nun endlich ein anderer Officier, sein, Riquets und unser Freund, gleichfalls die Botschaft, daß er zwar lebe und den ganzen Feldzug bis Moskau mitgemacht habe; aber, nachdem er die zahllosen Schrecknisse des in der ganzen Weltgeschichte unerhörten Rückzuges größtentheils überstanden, in Wilna gefangen genommen sei. So haben wir wenigstens den Trost, daß ein herrliches und edles Leben nicht länger dem eisernen Würfelspiel der Schlachten preisgegeben ist, besonders da das Betragen der Russen gegen gefangene oder überwundene Feinde dem Geist des heutigen Kriegführens gradezu entgegen, d. h. menschlich, schonend, milde und gemäßigt ist. Wir sehn jetzt mit Verlangen den ersten Nachrichten von ihm selbst über den ihm angewiesenen Wohnort entgegen, um aus dieser Ferne wenigstens einigermaßen zur ungestörten Fortsetzung seiner Studien mitwirken zu können. Novalis, die Wahlverwandtschaften, Stolbergs Geschichte der christlichen Religion und eine kleine Ausgabe des Homer sind die Gefährten seines Feldzuges gewesen. Daß, wo so viel Muth und Kraft dem Schwerdt, dem Hunger und Frost erlegen ist, sich eine so zarte Organisation erhalten hat, dient uns billig als schöne und beruhigende Verheißung für die an Begebenheiten gewiß reiche Zukunft, deren ernste Schwingen wir schon heran rauschen hören. In so bewegten Zeiten sind mir besonders Kleists und Fouqué's Dichtungen wahre Bücher der Erbauung und der religiösen Verehrung geworden. Ueber Kleists Erzählung bin ich nichts weniger als Ihrer Meinung, indem mich die sittliche Gründlichkeit und Klarheit in jeder derselben wahrhaft entzückt hat: einen so tiefen Blick in die verworrensten Abgründe, die dem Herzen, wie dem Geschick des Menschen drohn, habe ich in so kunstlos schönem Gewande noch nie

gefunden; die Marquise von O., die heil. Cäcilia und Kohlhaas scheinen mir besonders groß und herrlich gedacht; das Erdbeben in Chili, der Zweikampf, die Hochzeit auf Domanze und einzelne Stellen im Findling sind von unwiderstehlichem und würdigem Effect. Körners Toni mag ich gar nicht nennen hören: so viel Scheu haben die Berliner denn doch vor Kleists Manen gehabt, um dieß Product genugsam auszupfeifen; Kleists Käthchen von Heilbronn scheint mir tief unter der Erzählung zu stehen, der Ausführung nach ist es vollends nur Brouillon, aber ein mächtiger Geist regt sich unverkennbar auch darin. Sein zerbrochener Krug hat auch gedruckt ebenso sehr erfreut, wie gespielt, aber freilich mich auch an die bodenlose Gemeinheit des Weimarschen Parterres neu erinnert. Ueber die Katastrophe dieses edlen Geistes ist mir nichts näheres bekannt geworden (glücklicherweise auch die Schändlichkeiten des Stuttgardter Pasquinos nicht), aber ich möchte recht viel davon wissen; denn denkwürdig und belehrend muß ein solches Ende eines solchen Mannes gewiß seyn: eine Erzählung in seinem eignen strengen und schonungslos gerechten Styl. Fouqué's Zauberring habe ich zwar schon mehreremal wieder und wieder gelesen; aber schreiben kann ich Ihnen noch nichts darüber, als die Bitte, ihn nur ja auch bald zu lesen. Leichter zu überschauen ist die Undine und die beiden Hauptleute. Der Albion, sowie der zweite Band von Goethes Leben liegt neben mir, soll aber erst bei größerer Ruhe zu einem Siegesfest oder noch lieber zum Friedensfest gelesen werden. Sein und der Helwig Sagen- und Legendenalmanach, der nebst Runge's Tageszeiten meiner Luise Weihnachtsgeschenk war, empfiehlt sich durch die großentheils trefflichen Kupfer, aber freilich die reichlichen Beiträge der Helwig genügen nicht; der Sinn ist wohl lobenswerth, aber mehr kann auch nicht zugestanden werden: besonders ist es ihr unmöglich, sich ihrer Gelehrsamkeit und Kenntniß der heidnischen Mythologie zu entäußern, die sich als Putz um die meist recht schlichten und biedern Sachen entsetzlich fremd ausnimmt. Christliches und Heidnisches so zusammenzuschmelzen, kann wohl nur dem Feuer Calderonscher Genialität und Phantasie glücken. Wirklich schön ist die prof. Erzählung der Helwig: Der Gang durch Köln, eine rechte Urkunde für die heilige Stadt. Von Frau von Fouqué und der Chezy haben wir noch keine rechte Kunde nehmen können. Meine Kritik über Eginhard und Emma steht leider noch nirgends, als in meinem Kopf, sonst hätte ich sie Ihnen geschickt; ein Hauptgrund dieses Säumens ist Fouqué's außerordentliche Fruchtbarkeit. Denn da ich seine ganze Dichternatur an jenem einen Werk entwickeln wollte, lag mir natürlich daran, alles von ihm vorhandene zu kennen; sowie ich aber das neueste genug studirt zu haben glaubte für jenen Zweck, war auch schon wieder ein neueres da. Schuldig bleibe ich jedoch die Arbeit nicht, und vielleicht kann ich sie bald geben, da ich nun so ziemlich überzeugt bin, daß Fouqué stets sich selbst gleich bleiben wird. Ich glaube voraussehen zu können, daß man ihm bald vorwerfen wird, er fange an sich zu wiederholen; denn freilich sein frommer und tapferer Sinn, seine durchaus reinen und makellosen Gestalten, seine kühne und reiche Sprache kehrt in allen diesen Werken wieder, und ist eben aus dieser Ebenmäßigkeit die schnelle Aufeinanderfolge seiner Schöpfungen erklärlich. Da möchte ich denn nun gern zeigen, wie herrlich eine solche Richtung bei einem Dichter ist, wie sie die Bedingung der hohen Vollendung aller Werke des Alterthums war, und wie nur so eine festgebildete Nationallitteratur zu hoffen ist. Ueber die Nibelungen aber schreibe ich [illegible] nichts; schon das wenige, was Wilh. Schlegel im deutschen Museum gesagt [illegible] so übervortrefflich, daß ich mich fast schäme, an etwas der Art gedacht zu haben. Das freut mich aber, die öffentliche Erklärung des Nibelungenliedes auf unserm Institut eingeführt zu haben, noch ehe

Schlegel alle Lehrenden und Erziehenden unſers deutſchen Vaterlandes faſt beſchwörend dazu aufgefordert hatte. Ueberhaupt wird im Ganzen das Studium unſerer alten Dichterwerke noch ſo dürr und unfruchtbar betrieben, daß es ein rechter Jammer um die Zeit, das Geld und das Papier iſt. So Büſchings Mährchen und Sagen, gut nach geographiſcher Abgrenzung angelegt, aber wie todt und unerfreulich ausgeführt bis auf die wenigen Kindermährchen, die aber Reliquien aus mündlichen frühern Mittheilungen von Runge ſind. Von Arnim ſind im vorigen Jahr wieder vier artige und ſonderbare Erzählungen erſchienen, die ich Ihnen empfehle; wenn er ſo fortſchreitet, muß er bald einer unſerer beſten Erzähler ſeyn. Beſonders das letzte Stück, die Genueſerin, und Kosmus der Seilſpringer, iſt mir erfreulich geweſen; unter andern ſpielt der alte Voß eine ſehr luſtige Rolle darin. — Goethes neueſte Kaiſerinnenlieder ſtehn doch den frühern nach, vermuthlich, weil ihm leider der Napoleon hineingerathen iſt: durch den muß freilich ein Gedicht gewinnen, wie wenn Eſſig in ſüße Milch geſchüttet wird. Den zweiten Band ſeines Lebens beſchaue ich täglich wie eine köſtliche Frucht, die uns aber noch nicht reif iſt, und die vor der Zeit, das heißt, ehe alles friedlich um uns iſt, zu brechen mir Frevel dünkt. Kaum hatte ich einen zweiten Band erwartet; da der aber da iſt, hoffe ich nun auch auf einen dritten. — — — — Ich merke, daß ich ſo ſehr in das Erzählen gerathe, daß ich darüber ganz vergeſſe, wie langen Abſchied wir vielleicht von Ihnen zu nehmen haben. Zeitereigniſſe ſind zwar ſonſt nie der Gegenſtand unſers Briefwechſels geweſen; doch muß ich ihrer heute gedenken, weil ſie uns ſchon perſönlich berühren. Die lange verheimlichte, gänzliche Vernichtung der großen franz. Armee überfiel uns hier plötzlich mit der ſchrecklichſten Gewißheit, zugleich aber auch mit ſo übertriebenen Nachrichten von der Nähe der Ruſſen, daß mehrere Danziger Familien ſogleich die Stadt verließen, und auch wir, bei unſerer einſamen Lage beſonders ausgeſetzt, am 24ſten December unſere beſten Sachen zu packen anfingen, um einige Tage darauf nach Berlin abzugehn. Von der Sorge und Unruhe dieſer Stunden kann ich Ihnen keine Beſchreibung machen. Bald zeigte ſichs aber, daß die Gefahr wenigſtens noch nicht ſo nahe ſey; mit der Zeit gewann man auch an Muth und reiflicher Erwägung der Dinge: wir erhielten ſchlecht geſchriebene, aber brav gedachte ruſſiſche Proclamationen, und beſonders unmittelbare und ſichere Nachrichten von dem muſterhaften Betragen aller ruſſiſchen Heere, die bis auf 24 Meilen von uns herangerückt waren. Da alle unſere Collegen bleiben wollten, wenn ich und der Director Jachmann bliebe; da man in dieſem Fall alle Zöglinge bei uns laſſen wollte, und auch unſre oberſte Behörde uns mit allem Nöthigen bei der möglichen Sperrung von Danzig zu verſehn verhieß, faßten wir den Entſchluß, unſern Platz zu behaupten und die Ruſſen zu erwarten. Kaum war dieſer Entſchluß bekannt geworden, als mehrere der angeſehenſten Danziger Familien, denen eine weitere Flucht in dieſer Jahreszeit unausführbar ſchien, und die um alles nicht eine zweite, gewiß höchſt furchtbare Belagerung von Danzig, vielleicht eine Erſtürmung der Stadt erleben wollten, uns um ſchirmende Aufnahme theils in unſern Wohnungen, theils in den anſehnlichen Inſtitutsgebäuden erſuchten. Uns konnte eine größere Menſchenmenge nur willkommen ſeyn, und daß andere bei uns Schutz ſuchten, erhöhte natürlich unſern Muth. So iſt denn unſer einſam klöſterlicher Aufenthalt ſchon ſeit einigen Tagen des bunteſten Lebens voll, das immer noch zunimmt, und zu ſo mancherlei geſellſchaftlichen und luſtigen Bemerkungen Anlaß giebt, daß ich ſchon auf ein Tagebuch über dieſe Zeit denke, da außer meinen regelmäßigen Schulgeſchäften, die ihren gleichen Gang fortgehn, doch nicht an viel Studieren zu denken ſeyn wird. Unſre eigne Wohnung, deren Ver-

sonal seit einigen Monaten schon durch meinen jüngsten Bruder vermehrt ist, theilen wir mit der Familie des Senator Muhl, dessen beide Söhne, so lange ich hier bin, bei mir in Pension sind; nun hat sich auch seine Frau mit einer erwachsenen und einer kleinen Tochter zu uns begeben, so daß es eng und belagerungsmäßig, aber sonst froh und heiter bei uns zugeht. Die Russen stehn bereits unweit Elbing, zwölf Meilen von hier, der König von Neapel ihnen mit den zusammengerafften Trümmern der großen Armee entgegen; dort muß sich in wenig Tagen durch eine Schlacht unser Schicksal entscheiden, dann aber ist es wahrscheinlich zu spät, Ihnen zu schreiben. Seyn Sie also unsertwegen außer Sorgen; siegt der König von Neapel, so bleibt alles, wie es ist; im wahrscheinlichen Gegentheilsfall sind in zwei Tagen die Russen hier, und da der General Rapp Danzig aufs äußerste vertheidigen wird, kann es in unserer Nähe zu Numantinischen Scenen kommen. Uns schützt unsre Entfernung von der Stadt, unser friedliches Geschäft und besonders die Freudigkeit, mit der wir da beharren, wohin uns unsere Pflicht gestellt hat. Wenn Sie hören, daß Danzig eingeschlossen ist, so schreiben Sie uns nicht mehr; auch wir können nicht mehr schreiben, und bedarf es dessen auch nicht. Hören Sie dagegen von französischen Siegen, so lassen Sie uns nicht zu lange auf Antwort harren. Die Würfel mögen nun fallen, wie sie wollen: mir bleibt die feste Zuversicht, daß mein nächster Brief in nicht minder heiterer Stimmung geschrieben werden wird, als der gegenwärtige. Daß meine Frau bloß aufs herzlichste grüßt, darf ich nicht erst mit ihren neuen Hausgenossinnen entschuldigen. Uebrigens ist sie gestimmt, wie ich.

An Hofrath Jacobs.

Jenkau, 16. Decbr. 1813.

Ich kann dieß ewig denkwürdige Jahr nicht zu Ende gehn lassen, ohne noch vorher unsre durch die wundervollsten Ereignisse lange schon unterbrochenen schriftlichen Mittheilungen wieder anzuknüpfen und Ihnen, geliebtester und verehrtester Lehrer, zu versichern, daß wie sich auch alle alten Verhältnisse umgestaltet, gelöst und zu neuen Formen wieder verknüpft haben, meine Gesinnungen für Sie die längst in treuer Seele mit Liebe gehegten und gepflegten geblieben sind. Zwar sind die Zeitbegebenheiten so riesengroß, daß das Interesse für den Einzelnen billig der allgemeineren Theilnahme für die ganze, gewaltig in einem Triebe erregte Menschheit weichen muß; darf ich aber von mir auf andre schließen, so ist grade in solchen Momenten, in denen man sein eignes Dasein als ganz gleichgültig und nur in sofern, als es zu größeren Zwecken dienen könnte, wie wirklich vorhanden betrachtet, das freudige und frische Fortbestehen eines Freundes als eine ganz unmittelbare Gabe vom Himmel doppelt erheiternd und versichernd für die Zukunft. Wenn ich Ihnen also sage, daß der Sturm der Zeit, der durch die vulkanische Natur einer bedeutenden Festung in unsrer Nähe besonders lange zu verweilen genöthigt war, glücklich und unschädlich über meine nächsten Umgebungen und mich hinweggerauscht ist und mir sogar einen erwünschten Schatz von mancherlei neuen und unerwarteten Erfahrungen, Ansichten, Kenntnissen und Bekanntschaften hinterlassen hat, so wünsche ich dadurch besonders eine recht baldige nähere Kunde von Ihrem bisherigen Leben zu gewinnen. Denn dann erst werde ich mich der endlichen Befreiung Ihrer Gegenden recht von Herzen erfreuen können, wenn mir die Gewißheit geworden ist, daß diejenigen Menschen, durch die so mancher Punkt in Ihrer Nähe mir theuer geworden, alles bedrohliche glücklich bestanden haben. — Daß Ihr Geist unseren Gegenden nicht ganz abgewandt

geweſen iſt, darf ich um ſo eher vorausſetzen, da Sie unſtreitig Ihren Guſtav in Danzig eingeſchloſſen wußten und Ihnen alſo das Schickſal dieſer Feſtung nie ganz gleichgültig geweſen ſeyn kann. Darin glücklicher als Sie, daß ich von Zeit zu Zeit durch Ueberläufer die übereinſtimmende Nachricht erhielt, der Lieutenant Jacobs ſey aus Rußland glücklich zurückgekehret, lebe noch und ſey ganz wohl und geſund, betrübte mich nur das, daß ich Sie noch nicht mit dieſen beruhigenden Botſchaften erfreuen konnte, weil die unerwarteten Begebenheiten des Maimonats plötzlich wieder eine eherne Mauer zogen zwiſchen Ihren Gegenden und den unſrigen. Jetzt kommen dieſe Zeilen vielleicht nicht viel eher zu Ihnen, als Ihr Sohn ſelbſt, da die am 30. Novbr. unterzeichnete Capitulation allen Deutſchen die freie Rückkehr in ihre Heimath ausgewirkt hat und ſchon mehrere Züge ausgerückt ſind. Ihr Sohn wird alſo hoffentlich bald in neuen Dienſtverhältniſſen wieder zum Schwerdt greifen, zu einem Zweck, der allein dem Krieger Ehre und Würde giebt, und zum langen Unglück der Welt Jahrhunderte hindurch als leeres Phantom belacht war, bis dieſes große Jahr ſo ſchnöden Unglauben und Zweifel an Menſchenkraft und Werth durch Thaten widerlegt hat. Wenn ich mich, als ich ihn im vorigen Jahr ſah, der Ahnungs- und Bewußtloſigkeit freute, mit der er in einem Stande lebte, den ich damals als einen ganz verruchten nur mit heimlichem Grauſen betrachtete, ſo wünſche ich nun nichts mehr, als daß er mit deſto feſterer und hellerer Ueberzeugung ſich zu neuem, würdigerem Kampfe rüſten möge, und zweifle nicht, daß die Erfahrungen des letzten Jahres ihn von ſelbſt dahin geführt haben werden; das wäre denn reichliche Entſchädigung für alle die Entbehrungen und Drangſale, die auch ihm nicht ganz fern geblieben ſeyn können. — Was mich jetzt faſt ausſchließlich Tag und Nacht beſchäftigt, mir faſt einziger Gegenſtand freundſchaftlicher Unterhaltung geworden iſt, worüber ich mich auch Ihnen am liebſten ausſpreche und wo möglich Ihre Gedanken eintauſchen möchte, die neuen Hoffnungen, zu denen wir jetzt nicht dieß für unſer Vaterland, ſondern für die ganze Menſchheit berechtigt ſind, ſowie überhaupt das Verhältniß, in welchem die gegenwärtige Zeit zur geſammten Geſchichte der Vorwelt ſteht, und die Erwartungen, die man auf die gänzliche Umformung der bisher herrſchend geweſenen Staatsklugheit bauen darf, erſcheint mir freilich, ſobald ich alles in zuſammenhängende Ordnung und die Bündigkeit der Schriftzeichen bringen will, noch zu coloſſal in ſeinen einfach großen Maſſen und auch in mir ſelbſt noch zu wenig geordnet und verarbeitet, um mich Ihnen ſo darüber auszuſprechen, wie ich allein möchte. Nur davon glaube ich feſt überzeugt zu ſeyn, daß wenig Rechtes zu ſtande kommen wird, ſo lange das, was man mit dem etwas verrufenen Namen der Politik bezeichnet hat, ein Monopol der Cabinette und nebenbei ein Siſyphosſtein für Müßiggänger bleibt, die nichts beſſeres wiſſen, als zu kannegießern. Freilich, um etwas anderes beſſeres und allgemeineres zu werden, muß dieſe Kunſt, im Gr[illegible]n zu betrügen, die mit einem verhältnißmäßigen phyſiſchen Miasma aus Welſchland nach Frankreich kam, dort aber gleichfalls in dem Grade ausgebildet und verbreitet wurde, daß die Schüler ihre Lehrer bald verdunkelten, erſt von ihrer Art laſſen und werden, was ſie ſeyn kann, und im Geiſt des Perikles auch wohl war, nur daß die Menſchheit im Ganzen noch nicht den Standpunkt erreicht hatte, der das Allgemeinwerden ſeiner Anſichten geſtattete. Gebe Gott, daß wir jetzt wirklich durch unſre tauſendſeitigen Bildungsverſuche dieß errungen haben und daß nicht abermals ein Funke verliſcht, den wieder zu entzünden Jahrtauſende nöthig zu ſeyn ſcheinen, und der offenbar in vielen großen und edlen Herzen aufzuflammen begonnen hat, ja ſelbſt den Fürſten plötzlich nahe vor die Seele gerückt iſt. Wenigſtens darf man es

nicht wohl erwarten, daß die Begebenheiten der Gegenwart je wieder in so furchtbar vernehmlichen Andeutungen dem Menschengeschlecht predigen werden, wie jämmerlich hinfällig alle Erdenmacht ist, wenn sie sich bloß auf Gewalt und List gründete, nicht aber auch zugleich auf die ewigen Gesetze, die ungeschrieben in der Brust jedes Einzelnen aufbewahrt liegen, wenn man nur recht ernstlich in sein Inneres schauen will. Täuscht hier nicht abermals zu gläubige Hoffnung, so wäre wohl der Grundstein zu einem solchen goldnen Zeitalter gelegt, als verträglich ist mit dem Mannesalter der Menschheit; denn sobald die Gesetze, nach denen sich das Leben und die Gesinnungen des Individuums regeln sollen, auf die Verhältnisse der Staaten und der Völker so angewandt werden, wie sichs gebührt, möchte wohl die tiefste und verborgenste Wurzel alles Schlechten und Niedrigen ausgerissen seyn. Dann aber ist Kunde und eigenthümliche Ansicht von den Grundsätzen dieser ächten und beglückenden Staatsweisheit jedem Menschen eben so unerläßlich und zu seinem Seelenheil unentbehrlich, wie selbstständiger Glaube an Gott und eigene feste religiöse Gesinnung. In solchen Betrachtungen ist mir der größte Theil dieses Jahres unter Studien verflossen, die mir bisher — ich gestehe es — lächerlich und ekelhaft waren und die mir, wenn auch meine schönsten Hoffnungen abermals in der Selbstsucht der Machthaber untergehn sollten, für mein übriges Leben unschätzbar bleiben werden. Wie billig sind aber auch hierin die Alten wieder meine ersten, ja fast meine einzigen Lehrmeister gewesen: denn eigentlich fand ich doch nur im Thukydides und Demosthenes, was ich suchte und bedurfte; Isokrates, den ich sonst gerne las, ist mir nebenbei unerträglich geworden; ich kann wohl sagen, daß mir auch jetzt erst Ihre Einleitungen zum Demosthenes in ihrer ganzen Trefflichkeit und Würdigkeit klar geworden sind, weil mir leider, und doch nur zu natürlich, bisher aller Sinn für die wahre praktische Bedeutung derselben fehlte, und ich nur ihren formellen Werth als tief gedacht und meisterhaft dargestellt, zu fassen vermochte. Wenn ich freilich bedenke, wie wenig bisher Erziehung und Unterricht bei uns auf diesen allgemeineren Sinn gerichtet waren, so wundre ich mich der langen Versäumniß nicht und freue mich, ihrer wenigstens so ziemlich bei Zeiten inne geworden zu seyn. Sowie dieses Jahr in meinem Innern vieles geändert hat, wird es auch wahrscheinlich noch eine wesentliche Umgestaltung meines äußern Lebens zur Folge haben. So glücklich ich mich sonst in meiner hiesigen Abgeschiedenheit fühlte, da mir die Sammetpfade des bewegteren Lebens zu wenig Erfreuliches zeigten, so lebhaft ist mir nach meiner jetzigen Ansicht von der Lage der Dinge das Verlangen, sobald es wieder Zeit geworden ist, eigene Plane zu betreiben, in lebhaftere Berührung mit der Welt und ihren Wechseln zurück zu kehren, besonders in Bezug auf mich selbst und meine eigne Ausbildung. Aeußere Zufälligkeiten werden diesen Wunsch wahrscheinlich zur Nothwendigkeit machen, da ich leider meine hiesigen Verhältnisse als aufgelöst betrachten muß. Das lange Verweilen eines sehr starken Armeecorps in unsrer Nähe hat bei aller guten Ordnung und Mannszucht, die wir nicht genug rühmen können, doch natürlich die Waldungen und Güter, aus denen unser Institut seine wichtigsten Einnahmen zieht, zugleich mit der ganzen Umgegend in dem Grad erschöpft, daß die Anstalt in ihrer jetzigen Form durchaus nicht bestehn kann, sondern, sobald die Verbindung mit unsern Curatoren in Danzig wieder frei wird, entweder aufs drückendste eingeengt, oder wahrscheinlicher ganz aufgehoben werden muß. Zwar ist unsre eigene Lage noch so unbestimmt und alle übrigen Verhältnisse Deutschlands uns noch eben so unklar, daß sich noch keine wirklichen Schritte zur Veränderung unsres Wirkungskreises thun lassen; doch kann ich mich der Bitte an Sie nicht erwehren, wenn

irgendwo die Besetzung einer Stelle, der Sie mich etwa gewachsen glauben möchten, Ihrem Vorschlag anheim gestellt werden sollte, meiner eingedenk zu seyn. Für jetzt weiß ich nichts besseres zu thun, als mich bestens an die Gegenwart anzuschließen und so zu leben, zu wirken und zu studieren, als müsse alles immer so bleiben. Ehe ich von dem letztern mehr sage, habe ich auch noch zu danken für ein doppeltes Geschenk, welches mich in den ersten, für uns etwas besorglichen Tagen dieses Jahres sehr angenehm überraschte und das letzte war, was mir vor Unterbrechung alles Verkehrs mit Sachsen von dorther zukam, für Rosaliens Nachlaß und die Obss. crit. in Anthol. Für ersteres danke ich Ihnen auch im Namen meiner Frau, die sich den vorzugsweisen Besitz dieses innigen, kindlichen und frommen Buches angeeignet hat, das ich wohl auch Ihnen gegenüber mit allen Ausdrücken der Neigung und Achtung bezeichnen darf, da Sie einmal nicht als Verfasser hervortreten wollen, obgleich ich Ihnen nicht verhehlen darf, daß ich in jeder schönen und edlen Eigenthümlichkeit nur Sie zu erkennen geglaubt habe und allen Vorreden zum Trotz fortwährend glauben werde. — Wie lehrreich mir die Obss. crit. in Anth. sind, will ich Ihnen lieber künftig durch fleißiges Studium in meinen ferneren philologischen Arbeiten beweisen, als jetzt in allgemeinen Ausdrücken versichern. Da Sie wieder Hand an die Anthologie gelegt haben, um in einer neuen Ausgabe Ihre Verdienste um dieselbe zu vollenden, so darf ich Ihnen vielleicht auf ein paar flüchtigen, kürzlich für Sie beschriebenen Blättern beilegen, was ich am Rand der Analecten gelegentlich beigeschriebenes fand. Da ich außer Ihrer und Bruncks Schriften nur die Sachen von Huschke und Gräfe zur Hand habe, mag das vielleicht brauchbare längst von andern prä-occupirt seyn; Ihnen wird das der erste Ueberblick zeigen, und dann, wie auch auf den Fall, daß der größere Theil neu seyn sollte, bitte ich Sie, mit meinem guten Willen vorlieb zu nehmen, der auch gern ein Scherflein zur vollständigern kritischen *κατασκευὴ* einer Sammlung beisteuern möchte, die so viel schönes und anmuthiges enthält. — Da Sie einmal die Mühe eines Index Graecitatis nicht scheuen wollen, könnten Sie Sich auch um die griechischen Lexika ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie es der Mühe werth achteten, alles Fehlende auf irgend eine Art anzuzeichnen; die Anthologie würde allein einige hundert ganz fehlende Wörter liefern. — Ich habe in den letzten Jahren manches begonnen und bis zu einem mir genügenden Punkt geführt, z. B. ein Leben des Sikyoniers Aratos, eine historische Deduction der eingewurzelten und unaustilgbaren Schlechtigkeit des französischen Volkes, eine Ausgabe der kleinern griechischen didaktischen Dichter, eines Nikander, Marcellus Sidета, Maximus, Andromachus, Galen u. s. w., — fertig gemacht aber leider nichts, und so wird es mir wohl so lange ergehn, als Gott mich vor der Nothwendigkeit bewahrt, um Brot zu schreiben. Doch kann ich mir wohl das Zeugniß geben, für mich fleißig gewesen zu seyn, und ich sehe meine Vorräthe mit Behaglichkeit in geistlichen Magazinen wachsen. Aber mich noch viel beschäftigt und sehe ich wenigstens das vollkommen ein, daß noch viel zu thun ist, um ihm einen sicher begründeten Text zu bereiten, und daß ich wohlthun werde, noch Jahre mit der Ausgabe zu warten, mit der ich vor Jahren fast fertig zu seyn meinte. Indeß ist Sophokles zum eigentlichen Mittelpunkt aller meiner philologischen Studien geworden und wird er es auch wohl bleiben; Stoff giebt er für ein Menschenleben mehr als genug. Ich hoffe binnen Jahresfrist mit der Antigone debütiren zu können. Sollte es auch anmaaßlich scheinen, nach dem trefflichen, seiner Wissenschaft und seinen Freunden viel zu früh entrissenen Erfurdt etwas wesentlich Neues über dies Stück vorbringen zu wollen, so glaube ich doch wenigstens, noch an ein Dutzend Stellen

die alte Lesart retten zu können, und dieß gilt mir höher, als dreimal so viel scheinbare Conjecturen gemacht zu haben, zu denen ich mich leider weit weniger gewandt fühle, als mir lieb ist, die aber grade im Sophokles mehr ausgetrieben, als einzuführen sind. Dagegen glaube ich, daß für die wahre Auslegung dieses Dichters noch viel zu thun ist, und daß der von Erfurdt einseitig verfolgte grammatische Weg hier bei weitem nicht ausreicht, obgleich er die erste unerläßliche Bedingung ist und mir sogar hie und da noch weiter durchzuführen scheint. Ueber einige berüchtigte und von den Kritikern sehr gemißhandelte Stellen gleich vorn hinein, sowie über die vom Eros, die vielleicht im ganzen Sophokles das meiste von sprach-, vers-, und sinnwidrigen Conjecturen auszustehn gehabt hat, möchte ich meine Gedanken gern schon heut Ihrer Prüfung vorlegen, wenn ich nicht durch die Bemerkungen über die Anthologie Ihre Zeit vielleicht schon zu sehr in Anspruch genommen hätte. Ich behalte es mir also vor, meinem nächsten Briefe mit Ihrer freundlichen Erlaubniß einige Blätter Sophoklea beizulegen, sobald ich nur mit Zuversicht weiß, daß Sie nichts mehr hindert, ganz in der Ihnen eignen wissenschaftlichen Welt zu leben. Leider bin ich hier von philologischer Mittheilung sehr abgeschnitten; mein wackrer und thätiger College Meineke ist auf 30 Meilen in der Runde der einzige, für den dieß Gebiet wahres Interesse hat, aber auch für ihn nur einzelne Abgrenzungen desselben. Es werden jetzt Obss. crit. in Athen. von ihm gedruckt, die ein äußerst ehrenvolles Zeugniß für seine Belesenheit und seinen kritischen Blick ablegen werden. Eine sehr fleißige Bearbeitung der Fragmente des Menander und Philemon liegt druckfertig, und soll als Probe einer Sammlung und Bearbeitung aller Fragmente der verlornen griechischen Komiker dienen. Von mir erhalten Sie zunächst ein Bändchen Kriegslieder, die ich mit zweien meiner hiesigen Freunde herausgebe und die jetzt in Königsberg gedruckt werden. Auch sie sind unmittelbar aus der Zeit und ihren frischesten Eindrücken entsprungen, und bezeichnet so jedes einen mir werthen Eindruck dieses Jahres. Die Begebenheiten, um die sie sich bewegen, mögen ihnen bei Andern ersetzen, was ihnen selbst gebricht.

Jenkau, 27. December 1813.

Je weniger ich schon jetzt erwarten konnte, daß mich ein Brief von Ihnen in diesem Winkel der Erde aufsuchen würde, desto freudiger überraschten mich Ihre theilnehmenden und wohlwollenden Zeilen vom 16ten d. M. Sie gaben mir die Gewißheit, daß alle Stunden und Tage der Gefahr glücklich von Ihnen bestanden worden, und daß das Andenken an mich in diesem Raum der Begebenheiten nicht weggeweht ist. Indeß hatte ich Ihren Brief nicht erwartet, und schon am 16. Decbr. Ihnen die beruhigenden Nachrichten über Ihren Gustav gegeben, denen Sie mit Ungeduld entgegen sehn mußten. Da ich aber dieses Schr[illegible]n an einen Freund (Münzsecretär Kummer) nach Dresden eingeschlossen hatte, weil ich ungewiß war, ob der Belagerung von Erfurt wegen freier Postengang von Leipzig auf Gotha sei, und also nicht ganz genau weiß, wie bald es zu Ihnen gelangen wird, so ergreife ich mit Freuden die mir dargebotene Veranlassung, Ihnen sogleich wieder zu schreiben, und wiederhole ich Ihnen vor allem die Versicherung, daß Ihr Sohn lebt, wohl ist und sich bereits mit allen deutschen Truppen — die Westphalen ausgenommen — in Freiheit befindet, um in Kurzem in seine Heimath zurück zu kehren. Zwar habe ich selbst ihn nicht sprechen können; doch stimmte die Aussage mehrerer Uebergegangenen zu verschiedenen Zeiten über ihn stets dahin zusammen, daß er sich beständig wohl befunden

habe, und dieß zum Theil seiner Wohnung in der breiten Straße, dem gesundesten Theil der verpesteten Stadt, zu verdanken gehabt; dieses wurde noch nach abgeschlossener Capitulation von einem Weimarschen Officier, Herrn von Strecker, bestätigt. Jetzt befinden sich, nach übereinstimmenden Nachrichten, alle sächsischen Truppen in dem reichen Delta zwischen der Weichsel und Nogat in und um Marienburg, von wo sie ihre Rückkehr sogleich antreten sollen, wenn nur erst strengerer Frost ihren Marsch möglich macht. Ich kann indeß nicht zweifeln, daß Sie nun schon von Ihrem Sohn selbst über dieß alles genauer unterrichtet sind; wir sind immer über das, was sich in unsrer Nähe zutrug, am schlechtesten unterrichtet gewesen, und nur mit Mühe habe ich einigermaaßen sichere Auskunft über die jetzigen Standquartiere der Sachsen erlangen können. Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück, daß Ihr Sohn schon seit einigen Wochen außerhalb der Festung ist, da sich vor Danzig so eben dieselbe Katastrophe ereignet hat, wie vor Dresden und die ganze Garnison nunmehr nach Rußland abgeht; noch mehr aber freue ich mich mit Ihnen, daß Ihr Sohn sich nun einer gerechteren Sache weihen und unter den Fahnen des größten Mannes dieser Zeit eine wahrhaft rühmliche Laufbahn betreten darf. Was mich aber in Ihrem Briefe am lebhaftesten erfreut hat, ist, daß Sie eine Ansicht von der Gegenwart und Zukunft in sich ausgebildet haben, die meinen Ahnungen und Hoffnungen ganz entspricht und mich in meiner Freudigkeit nicht wenig befestigt hat. Ich kann und will nicht länger zweifeln, daß das ganze Menschengeschlecht in sittlicher Hinsicht in diesem Jahr einen riesenhaften Vorschritt gethan hat. Daß ein Krieg von dieser Ausbreitung und diesem innern Nachdruck einzig und wahrhaft um einer sittlichen Idee willen geführet sei, ist in der neuern Zeit gewiß ohne Beispiel; in aller Zeit ohne Beispiel vielleicht, daß diese so ganz populär und von einer Allgemeinheit ist, der sich kein Individuum entziehn kann. Bei der Oeffentlichkeit, die dadurch alle Staatsverhandlungen gewonnen haben, und der kriegerischen Begeisterung, die den verderblichen Gegensatz zwischen Bürger und Soldat schnell weggetilgt hat, kann wohl eine kräftige Wiedergeburt unseres Volkes nicht mehr bezweifelt werden. Was bisher alle edeln Keime erstickte, Eifersucht, Falschheit und Uneinigkeit der Fürsten, durch Frankreich mit teuflischer Kunst genähret, darf man wohl als geächtet betrachten, seitdem Oesterreich in seinen Allianztractaten einen eignen Artikel dagegen gerichtet hat, und, was das beste ist, die gemeinsam vollbrachten Thaten, in denen jeder die Unentbehrlichkeit des andern recht innig gefühlt hat, müssen zwischen den siegreichen Monarchen ein Band knüpfen, das allen Proben gewachsen ist und allen Künsten der Hölle Trotz bieten wird. Sind auch noch die größten und herrlichsten Helden dieses Krieges, der felsenfeste Kutusow, der unergründlich tiefe Wellington und der Kronprinz von Schweden, dessen großer Geist durch keine Worte ermessen wird, Fremdlinge, so keimt doch auch auf deutschem Boden schon eine Heldensaat: wir sehn nun doch schon, daß wir wohl Feldherren besaßen, die den gepriesenen französischen Marschällen gewachsen sind, und daß es nur darauf ankam, ihnen Verhältnisse und einen Schauplatz zu eröffnen, wo ihre Kraft sich entfalten konnte. Wir sind in der That unsäglich glücklich, daß wir eine Zeit erleben durften, die unsern Enkeln wie eine riesenhafte Heldenfabel erscheinen muß. — Ihr Brief kündigt mir neue, höchst schätzbare Gaben an, ehe ich Ihnen noch meinen Dank für die letzten hatte zufordern können! Eine Güte, die ich schwerlich zu verdienen vermag. Wenn Sie mir es auch wohl zutrauen, daß ich die ganze Wichtigkeit eines zuverläßigen und ächten Textes der Anthologie erkenne, so kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß ich Ihrer anderen Schrift: Deutschlands Hoffnungen, mit noch gespannteren Er-

wartungen entgegen sehe. Was Sie der Anthologie werden geworden seyn, können wir wohl aus Ihren frühern Werken ermessen; aber die Verhältnisse der Gegenwart aus Ihrem Geist zurückgespiegelt zu sehn, bin ich um so verlangender, als mir dieß grade jetzt die würdigste Thätigkeit eines deutschen Schriftstellers zu seyn scheint und mich selbst mancher Plan dieser Art beschäftigt. Denn die Zeit hat uns alle in die Schranken gerufen, und habe ich mir es mit Schmerzen versagt, nicht mit in die Reihen der Streiter zu treten, so will ich doch auch meines Ortes das Böse vertilgen und Besseres dafür begründen helfen, so lang es vergönnt ist, und grade aus unserm Wirkungskreise kann manches hervorgehn, was im ruhigen Lauf der Tage, wo außerordentliche Motive wegfallen, auf keinem andern Wege erreichbar bleibt. — Mein nächster Wirkungskreis ist in diesem Augenblick vielleicht schon entschieden: mir ist seit meinem letzten Brief an Sie die Directorstelle des Altstädtischen Gymnasiums zu Königsberg angetragen. Es ist mir zwar nicht erfreulich, noch um ein 30 Meilen weiter abgezogen zu werden von den Gegenden, in die zurück zu kehren, mein entschiedener Wunsch ist; aber die Nothwendigkeit wird mich wahrscheinlich für Königsberg bestimmen, und wenn es denn so seyn muß, so hoffe ich auch dort wirken und für mich fortarbeiten zu können. Sollte das sächsische Corps, bei dem Ihr Wilhelm dient, zu dem vom Kronprinzen selbst in Holstein befehligten Heere stoßen, so würde er dort unter den mecklenburgschen freiwilligen Jägern zu Fuß einen Bruder von mir als Feldwebel der 3ten Compagnie finden, einen treuen und wackern Jungen, der nach einer muthigen Gegenwehr mit 90 Jägern gefangen, durch seine entschiedene Weigerung, auf sein Ehrenwort wieder frei zu seyn, sich die Achtung der feindlichen Befehlshaber und sich und seinem Häuflein Befreiung ohne alle entehrende und lähmende Bedingungen erzwungen hat.

Jenkau, 1. März 1814.

Daß ich den Aufträgen Ihres letzten Briefes, mein hochverehrter Lehrer und Freund, nicht genügt habe, werden Sie längst aus Ihres Gustav eigenem Munde wissen; daß die Schuld davon nur an meinem Nichtkönnen gelegen hat, werden Sie Sich zwar schon selbst gesagt haben, doch kann ich nicht anders als es Ihnen wiederholen und bestätigen. Schon vor Empfang Ihrer Zuschrift suchte ich Ihres Sohnes Aufenthalt zu erfahren, um ihn aufzusuchen und vielleicht diesem oder jenem Bedürfniß abhelfen zu können. Aber bei der grenzenlosen Verwirrung waren alle Versuche umsonst, und nannte jeder andere, oft ganz entgegengesetzte, Orte. Ihre Zeilen, die ich in den letzten Stunden des vorigen Jahres erhielt, gaben mir einen neuen Antrieb; aber schon am Neujahrstage versicherte mir ein Officier vom Generalstabe, daß in diesem Augenblick schon alle Sachsen auf dem Marsch nach ihrer Heimath seyn müßten, eine Angabe, die alle ferner eingezogenen Erkundigungen bestätigten. Möge nun Ihr Sohn nur wohlbehalten zu Ihnen gelangt seyn und mir sich recht bald eine andere Gelegenheit zeigen, Ihnen thätigere Beweise meiner Ergebenheit gegen Sie und meiner Anhänglichkeit an alle Ihnen theure Personen zu geben. Mit herzlicher Theilnahme folgen meine Gedanken Ihren Söhnen auf Ihrer neuen herrlichen Kriegs- und Siegesbahn; das letztere gewiß, wenn nicht alles so reißend schnell zu Ende rollt, daß sie nur eine wackere und würdige Gesinnung durch ihren freien Entschluß an den Tag legen konnten. — Aus Jenkau schreibe ich Ihnen zwar heute noch, aber nicht mehr aus dem Conradinum: dieses ist schon seit dem 15. Februar dem Namen nach suspendirt, in der That aber für immer

aufgehoben, und wenn man nicht weiter an ſich ſelbſt denkt, iſt es ganz gut, daß es ſo hat kommen müſſen. Leider muß ich ſagen, daß eine wahrhafte Geſchichte dieſes Inſtituts, von dem ich lange viel Schönes und Gutes gehofft habe, von dem Augenblick der Stiftung an — dieſe ſelbſt nicht ausgeſchloſſen — ein fortlaufendes Gemälde von Schlechtigkeit und Schwäche geben würde, ein Geſpinnſt der unedelſten Beſtrebungen, deren Fluch jedes beſſerwollende Bemühn unwirkſam machte, noch ehe es hervortrat. Ich bin lange durch meinen guten Willen darüber hinweg getäuſcht, habe in dieſer Täuſchung ſehr glückliche Jahre gelebt, und für mich ſelbſt an erweiterter und mehr begründeter Einſicht, ſowie an praktiſcher Uebung gewonnen, leider aber nach außenhin nichts gewirkt, und ſo verlaſſe ich denn dieſen Ort mit einem ſonderbar gemiſchten Gefühl, ohne Bedauern, daß ich ſcheiden muß, aber mit innigem Schmerz, daß mir dieß Scheiden ſo wenig zu Herzen gehn kann. Für jetzt ohne Amt, ohne Beſchäftigung und ohne Einnahme bin ich wenigſtens mein eigner Herr: ich werde darum zu Ende dieſes Monats nach Danzig gehn, dort die Entbindung meiner Frau abwarten, und dann mit Anfang der beſſern Jahreszeit mir eine neue Heimath ſuchen. Wie es ſcheint, iſt Königsberg mir beſtimmt, und obgleich meine Wünſche ſonſt nie dahin getrachtet haben, ſo kann doch davon jetzt nicht mehr die Rede ſeyn. Ein hinreichendes Auskommen, einen wahrſcheinlich ſehr freien und fruchtbaren Wirkungskreis, die wahre Seele meines Lebens, und einige wohlwollende Freunde finde ich dort; andre, unter dieſen den zu meines theuren Erfurdt Nachfolger berufenen Lobeck, hoffe ich mir noch zu gewinnen und ſo ſehe ich der Zukunft ſehr heiter und freudig entgegen. — Zur Ausfüllung der letzten Tage hat der Empfang Ihres freundlichen Geſchenkes ſehr angenehmen Stoff gegeben. Der erſte Band der Anthologie iſt durch Ihre Vorrede allein überreich ausgeſtattet und dadurch allen künftigen Bearbeitern der Anthologie eine doppelte Norm gegeben; dieſe und das aus dem Cod. Palat. zum erſtenmal herausgegebene hat mich bis jetzt am meiſten beſchäftigt, und die Vorrede iſt mir ein wahrer Schatz vielfältiger Belehrung geworden. Die p. XXXVIII zurückgenommene Verbeſſerung im Chriſtodoros ſcheint mir doch immer noch nöthig, weil in den von Ihnen beigebrachten Beiſpielen des auch vor einem Vocal lang bleibenden οἱ dieß Pronomen allemal in der Arſis ſteht, woraus ſich die Production von ſelbſt ergiebt, ein Grund, der beim Chriſtodoros nicht ſtatthat; darum glaube ich, daß die Erhaltung der Vulg. noch anderer Beiſpiele bedarf. — In dem Epigramm des Ariſton p. LXVIII. kann ich meine und Meineke's Muthmaaßung, die ich Ihnen in meinem erſten Briefe mitgetheilt habe: *ναῦς ἄρ' ὑποβρύχιος*, noch nicht aufgeben, beſonders auch weil mir die Eliſion des ſömininen Endvokals doch noch zweifelhaft iſt. — Der heilige Gregor ſcheint noch reichlichen Stoff für die Kritik zu enthalten, die er freilich durch die Fehlerhaftigkeit ſeines Ausdrucks nicht wenig erſchwert. Ep. 5, 4. kann, glaube ich, der plur. *κάλλεα* vertheidigt werden; über dieſen plur. findet ſich einiges bei Heinrich zum Muſäos V. 54, mehr bei Gräfe zum Meleag. p. 126. Ein Komma nach *χρυσείοις* würde nicht nur jeden Doppelſinn heben, ſondern vielleicht auch ohne dieſen Grund gut ſeyn. Ep. 26, 4. ſtieß ich bei der großen Hand der Nonna an, die doch wohl nicht für eine freigebige genommen werden kann. Da der erſte Vers gradezu ſchöner Glieder erwähnt, könnte vielleicht *τῆς ἀναλίης παλάμης* geleſen werden; irre ich nicht, ſo haben Sie Selbſt in einer andern, mir grade nicht gegenwärtigen Stelle der Anthologie *μεγάλας χείρας* in *ἀναλὰς* verwandelt; von einer Verwechslung zwiſchen *παλὴ* und *μεγάλη* ſind Beiſpiele bei Dorville zum Chariton p. 620., Lips. — Den Jüngeren, deren Sie anregend in der Vorrede gedenken, hoffe auch ich mich im

Vertrauen auf Ihre Nachsicht anschließen zu können, sobald ich wieder festen Fuß auf Erden gefaßt habe: ich werde dann Ihren Cod. Palat. eigentlich durchstudieren und Ihnen vorlegen, was mir dabei über die Kritik einzelner Stellen irgend haltbares erwachsen könnte. — Ich weiß nicht, ob es in den Plan Ihrer Ausgabe gehört, dem letzten Band ein Verzeichniß aller der Wörter beizufügen, mit denen die Anthologie unsere griechischen Wörterbücher bereichert: es sind deren sehr viele, und das neu hinzugekommene ist an neuen Compositionen vorzüglich reich. Fände sich noch Raum zu einem solchen Anhang und wäre Ihnen Selbst die Arbeit nicht lohnend genug, so wünsche ich Ihnen meine Dienste dazu anbieten zu dürfen, um mich wenigstens einigermaaßen dankbar für Ihre Gaben bezeigen zu können. Die nöthige Vollständigkeit und Genauigkeit glaube ich versprechen zu können (es würden, jedoch mit ausdrücklicher Bezeichnung L. C. und C., auch die nicht recipirten Codexlesarten, wo sie nicht aller Analogie grabezu widerstritten, und die Conjecturen neuerer Gelehrten, denen Sie unter dem Text oder in der Annot. crit. einen Platz vergönnen werden, in diesem Index aufzuführen seyn, wo sie ein neues, noch fehlendes Wort bilden); ebenso Enthaltung von allen Seiten- und Nebenwegen, die eine Gelegenheitsschrift wohl entschuldigt, nicht ebenso ein fester wissenschaftlicher Zweck, zumal wo das zur Sache selbst nothwendig gehörige so reichen Stoff giebt. — Meinekes Obss. crit., die durch den Krieg eine Weile ins Stocken kamen, werden jetzt als Obss. crit. in portt. ab Athenaeo servatorum loca in Berlin gedruckt und einige Scherflein für die Anthologie beisteuern, die wohl auch Ihren Beifall hoffen dürfen. Meineke ist bei der Katastrophe unserer Anstalt auf eine in seiner Lage ganz vortheilhafte und annehmliche Weise als Professor der alten Litteratur beim Danziger Gymnasium befördert worden. — Ihre Rede an die deutsche Jugend, der man nicht erst viele Leser zu wünschen braucht, hat mich lebhaft darauf aufmerksam gemacht, wie unsre Jünglinge Beziehungen auf die hellenische Sagen- und Geschichtswelt leicht und richtig zu fassen pflegen, wie aber ähnliche Hindeutungen auf vaterländische Sage und auf vaterländische Geschichte nicht gewagt werden dürfen, wenn man verstanden und beherzigt zu werden wünscht. Auch hier, wie in tausend andern Dingen, fällt die ganze Schuld auf elterliche Erziehung und Schulunterricht zurück. Da man von Eltern im Ganzen nicht zu fodern berechtigt ist, was sie selbst nicht empfangen haben, so bleibt die Schuld der Schulen die größere, und von ihnen muß zuerst das Bessere kommen. Dieß Bessere ist aber noch so vielfach, daß man kaum alles mit einemmal übersehn kann und daß es immer schon löblich ist, wenigstens in einigem das Vaterländische zu fördern. Das entschiedene moralische Uebergewicht, das sich Preußen mit unsterblichem Heroismus und grenzenlosen Aufopferungen erkämpft hat, läßt in solchen Bemühungen von den preußischen Lehranstalten das meiste hoffen. Dieß macht mir eine Anstellung in Königsberg reizend; es läßt mich auch ein Directorat wieder wünschen, weil von da aus ein guter Wille sich weiter und nachdrücklicher verbreiten kann. Manches haben wir hier erprobt, wohin ich auch die stete Lectüre des Nibelungenliedes in den mittlern Klassen rechne; in bessern Umgebungen wird es hoffentlich besseres Gedeihn haben als hier, wo wir leider alles auf Sand bauen mußten! Wollen Sie mich noch hier mit einer Zuschrift erfreuen, so wird diese mich auch in Danzig unter der bisherigen Adresse sicher erreichen. Daß Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme mich auch über meine gegenwärtige Lage hinaus in jede neue begleiten wird, weiß ich so gewiß, als Sie von der Dauer meiner Ergebenheit und Verehrung fest überzeugt sind. — Sollten Sie noch ein Exemplar Ihrer griechischen Elegie auf des auch mir unvergeßlichen Kaltwassers Tod übrig haben, so

könnten Sie mich durch gefälligste Mittheilung recht sehr erfreuen. Auch ohne persönliche Vorliebe für Erzeugnisse dieser Art würde meinen Wunsch das viele Schöne erklären, das ich im neuesten Stück der Acta Monac. von Ihnen gelesen habe.

Jenkau, angefangen am 10. März 1814.

An Frau von Voigt.

Nach der langen und inhaltschweren Zeit, die eine Weile unsre Verbindung mit Ihnen, verehrte Freundin, unterbrochen hat, wäre es wohl leichter, Ihnen über das Mitteninneliegende ein Buch, als einen Brief zu schreiben. Denn es ist wohl noch schwieriger, wenn alles Gegenwärtige hohe und heilige Bedeutung hat, das Erwähnungs- und Schreibenswerthere von dem minder Erheblichen zu sondern, als alles zusammt in froher Ausführlichkeit mitzutheilen. Ihr uns über alles erfreulicher, reicher Brief erschrickt zwar am Ende über seine Länge; aber da mir die Freude noch zu frisch in Gedanken ist, die wir grade dieser Länge verdanken, und da Sie selbst recht ausführliche Erzählung von uns ausbedingen, so will ich mich wenigstens nicht absichtlich der Kürze befleißigen und dabei nur wünschen, daß alles Sie so sehr interessiren möge, wie uns jedes Wort von Ihnen, freilich über Gegenden und Personen, die in mancher Beziehung auf unser früheres Leben gestanden haben.

Beschlossen am 24. März.

Wie Sie sehen, wollte ich Ihnen einen recht langen Bericht abstatten, wie glücklich wir eine drangvolle Zeit überstanden, und wie weder überwiegende äußere Belastung, noch auch eigne Schlaffheit uns gehindert hat, fortwährenden, innigen Antheil an den großen Umwälzungen dieser wundervollen Zeit zu nehmen. Aber für jetzt sollte mir diese Freude noch nicht gegönnt seyn, und muß ich einstweilen Ihren lieben Brief mit ein Paar eilfertigen Zeilen erwiedern, um nicht gar alle Antwort noch länger schuldig zu bleiben. Indeß ist der Grund ein gar erfreulicher, an dem auch Sie gewiß herzlichen, liebevollen Antheil nehmen werden. Es ist kein anderer, als die sehr leichte, sehr glückliche Entbindung meiner Frau von einem derben, tüchtigen Knaben, die wir nach allerlei Rechnungsfehlern noch ein vier Wochen entfernt glaubten, und die uns nun am 20sten d. M. nicht wenig überrascht hat. Bei diesem ganz wundervoll glücklichen Ausgang können wir uns diese Ueberraschung schon gefallen lassen, obgleich sie alle Hände voll zu thun giebt. Sie überfiel uns mitten unter den Vorbereitungen, nach Danzig hinein zu ziehn, um dort durch die Nähe eines vorzüglichen Arztes auf alle Weise volle Beruhigung zu haben. Aber es sollte nun einmal nicht so werden, und alles fand sich so gut, daß wir mit der Vereitelung jenes Planes nun um so zufriedener sind, da doch die Ruhe und die reine Luft unseres ländlichen Aufenthalts in der engen, dumpfigen Stadt vergeblich zu suchen wäre. Meine Frau ist zwar noch angegriffen von der Entbindung, aber mütterliche Freude und herzliche Theilnahme aller anwesenden Freundinnen werden das bald wieder ins Gleiche bringen. Der Knabe, der Arthur Wilhelm heißen soll, und den die Mutter selbst stillen wird, scheint sich in der Welt recht behaglich zu fühlen, und schauet aus seinem blonden Köpfchen recht froh und freudig in sein beginnendes Leben hinein. Soviel sich nach 4 Tagen davon sagen läßt, wird er wohl die Gesichtszüge seiner Mutter und die Augen seines Vaters empfangen haben. Seine wackere und wohlbehagliche physische Organisation läßt hoffen, daß er zu seiner Zeit auch sein geistiges Wesen glücklich und unverkümmert entwickeln wird. —

Sie werden mir es wohl nicht verargen, wenn ich nun nichts weiter hinzufügen mag: etwas anderes, das jetzt für mich ebenso bedeutend wäre, weiß ich nicht, und dann wird es mir schwer, mich so lange von Mutter und Kind loszumachen, als zu einem, selbst dem kürzesten Briefe gehört. Ich verspreche Ihnen aber, alles nachzuholen und zwar sehr bald, weil ich ein rechtes Verlangen fühle, mich über gar vielerlei mit Ihnen zu unterhalten, was uns Beiden lieb und werth ist. — Wahrscheinlich gehe ich, da das Conradinum hat aufgehoben werden müssen, als Director des Gymnasiums nach Königsberg, doch schwerlich vor Pfingsten. Meine Frau bittet Sie recht angelegentlich, Mad. Günther und Mad. Ofann, so wie Luise Seidler, in ihrem Namen zu Theilnehmerinnen an unserer Freude zu machen, sowie jeden, der unserer noch freundlich gedenkt.

Sternberg im Mecklenb. Schwerinschen, 31. Mai 1814.

„Ach, hüte sich der Mensch, wenn seine erfüllten Wünsche auf ihn herabregnen, und er so über alle Maaßen fröhlich ist!" — Vielleicht darf ich Ihnen, meine theure Freundin, die Beziehung dieser Worte auf mich nicht erst näher bringen, und doch auch wissen Sie vielleicht noch nicht, wie furchtbar sie mir in Erfüllung gegangen sind. Wie der einzige, mir noch übrige heißeste Wunsch meines Herzens mir am 20. März durch die Geburt eines blühenden Knaben überreich gewährt worden, das habe ich Ihnen gleich in den ersten Tagen darauf geschrieben; aber ich habe Ihnen noch nicht schreiben können, daß meine Luise die drei ersten Tage über alles Erwarten wohl und stark, am vierten erkrankte, daß sich bald die Zeichen einer rettungslosen Entzündung kundgaben, und daß am 31. März gegen Sonnenuntergang diese angebetete Freundin und Schirmerin meiner Jugend heiter und bewußt in meinen Armen entschlummerte. Die Trauer um ein früh verlornes Liebesglück, mir in dem Augenblick entrissen, der seine reinste und höchste Flamme entzündete, wäre zu bekämpfen gewesen; denn diese herrliche Liebe hat mir seit meinem 17ten Jahre so herrlich geleuchtet, daß auch jetzt noch ihr lindernder Abglanz fortwährt, und wie ein stilles Abendroth auf allen mir noch beschiedenen Tagen ruhen wird. Desto zerstörender ergriff mich gleich am ersten Abend meiner Einsamkeit, den geliebten, durch den Tod wundervoll verklärten und erheiterten Zügen gegenüber, ein unaussprechliches Gefühl innerer Zerspaltung und die klare Ueberzeugung, daß nicht bloß die zu verschmerzende Freude und Lust des Lebens, sondern auch alle Tauglichkeit und Würdigkeit von mir gewichen sei. Seit meinem ersten geistigen Erwachen keinen Gedanken hegend, der nicht in Beziehung auf sie gestanden hätte, bald von ihr verstanden, früh mit ihr verbunden, wirkte außer der innigen Harmonie unsrer Ansichten und Gefühle auch unser ganzes äußeres Leben, unsere Zurückgezogenheit in Weimar, unsre Tage mit jeder Stunde unauflöslicher zu verweben, sodaß sogar, wenn sich die Liebe meiner Freunde nicht täuscht, die Gesichtszüge der Geliebten in die meinigen sich eindrückten. Daß wir Beide Eins waren, wie wohl nicht leicht zwei Menschen sonst gewesen seyn mögen, fühlte ich immer so tief, daß ich nie vor einer Trennung gezittert habe, die ich physisch unmöglich glaubte; selbst in ihren letzten Stunden war ich so freudig, wie sie, weil ich gar nicht zweifelte, daß mein Leben mit dem ihrigen durch Naturnothwendigkeit enden würde. Erst, als ich nun sah, daß diese zu festen Fäden noch nicht brechen wollten, fühlte ich, wie alle meine Kraft und Begeisterung mit ihr geschwunden, und alle Selbstständigkeit dahin war. Da trat ein tröstender Gedanke, der lange gebunden in mir gelegen hatte, zu mir, daß mich jetzt nichts mehr hindere, für mein Vaterland

mitzufechten. Da war, wenn Gott mich dazu reif hielte, der ſchönſte Tod zu hoffen, und wenn das nicht ſeyn ſollte, ſo ſchien mir doch dieß der einzige Weg, mich wieder in mir ſelbſt zu begründen und Lebenskraft für die mir noch beſchiedne Zukunft zu erringen. Sobald ich die friedlich ſchlummernde Hülle Luiſens zu ihrer letzten Ruheſtätte geleitet hatte, in unſerm Garten auf einem Hügel, der weit auf die heilige Oſtſee hinaus ſchauet, meinen theuern Wilhelm in den Armen, unter den Augen einer geliebten Freundin der Entſchlafenen ſicher geborgen wiſſend, eilte ich als freiwilliger Jäger nach Berlin, um von dort zum Blücherſchen Heere zu gehn. Aber in Berlin empfing ich die Nachricht von dem überraſchenden, für mich wahrhaft betäubenden Umſchwung aller öffentlichen Verhältniſſe, der meinen geliebten Plan für jetzt mit Einem Schlag zerſtörte. So gewaltſam zurückgeriſſen in ein Leben, dem ich mich ſchon entronnen geträumt hatte, verlebte ich dumpfe Wochen ohne Zweck und ohne Kraft, mir neue Zwecke zu geſtalten. Das einzige, was ſich allmälig aus dieſem trüben Chaos zu beſtimmterer Form entwickelte, war das beſtimmte Gefühl, daß ich nur durch eine recht ſcharfe Spaltung meines Weſens, des äußeren, das noch der Erde und den Menſchen angehört, und des innern, das mich allein noch angeht, für die mir etwa noch verhängte Lebenszeit zu begründen. Schwer und ſchmerzhaft laſtet dieſer Zwieſpalt auf mir, da ich lange an den innigſten Einklang aller äußern und innern Verhältniſſe gewöhnt geweſen bin; aber es darf nun ſchon nicht anders ſeyn, und das Band bleibt doch, daß Beides Luiſens nicht unwürdig ſeyn darf und einzig der Feier ihres Andenkens geweiht. Dieſe Ueberzeugung hat mich, da keine Amtspflicht mich gegenwärtig bindet, dahin beſtimmt, für den Augenblick noch keine neue Anſtellung wieder einzugehn, und dafür einige Gegenden von Deutſchland zu durchſtreifen. Ich bin von Berlin über Nennhauſen, wo ich einige recht heitere und erquickliche Tage bei Fouqué verlebt habe, hierher zu meinen Eltern gegangen, und werde in 14 Tagen über Celle, Kaſſel und Hanau meine Reiſe an den Rhein fortſetzen; auf der Rückreiſe iſt es nicht unmöglich, daß ich, um Sie noch einmal zu ſehn, und manches mit Ihnen zu ſprechen, was ſich nicht ſchreiben läßt, Weimar berühre. Daß es nicht die Abſicht iſt, ſelbſt wenn es möglich wäre, mich zu zerſtreuen, oder zu erheitern, oder ſonſt meiner innern Stimmung einen andern Ton zu geben, als ihr natürlich iſt, brauche ich bei Ihnen wohl kaum zu bevorworten. Nur das hoffe ich, daß der Verkehr mit recht vielen fremden Menſchen geeignet ſeyn wird, mich für meine Perſon wieder in das rechte Verhältniß zur Außenwelt zu ſetzen, und mich in der Form zu befeſtigen, die ich noch nicht immer zu halten vermag. — Den Winter bringe ich vielleicht in Berlin zu; iſt dieß, ſo reiſe ich noch vorher wieder nach Königsberg, um meinen kleinen Wilhelm heimzuholen, der mir zur Seite ſeyn muß, ſobald ich wieder eines ruhenden Lebens gedenken kann. Ich hoffe, Luiſe oder Julie Soden, oder meine Schweſter Lotte, die ſich, ſeit ich ſie nicht geſehn, zur heiterſten Liebenswürdigkeit entwickelt hat, wird die Sorge für mein Kind dann mit mir theilen, bis eine eigne Beſtimmung ſie wieder von mir ruft. Hier, theure Freundin, haben Sie einen Schattenriß meines Lebens, ſo gut ich ihn jetzt geben kann; Schatten ſind wenigſtens genug darin. Ich erinnere mich wohl, daß Sie, auch wenn ich es nicht ſelbſt verſprochen hätte, berechtigt wären, einen langen Brief von mir zu fodern, und auch, daß ſchon vielfacher Stoff dazu geſammelt war. Aber mein ſonſt ſtarkes Gedächtniß hat für alles ſeine Spannkraft verloren, was ſich nicht unmittelbar auf den dunkeln Mittelpunkt meines Lebens bezieht, und die Zeit hat alles Anziehende für mich verloren, ſeit ein ſo unwürdiges Ende nach [illegible] ſo ritterlichen Kriege droht. Wenn dem nur nicht

so ganz unerforschlich wäre, so gäbe das Heil des Ganzen wohl einigen Balsam für den eignen einzelnen Schmerz, den ich nun eben so ungetheilt festhalten will, wie zuvor die Liebe der Einziggeliebten. — Hier in Sternberg verlebe ich stille Tage: ich hatte es nicht wieder gesehn seit der Reise vor sechs Jahren aus Weimar, beim frischesten und schönsten Aufblühn meines Lebens; welche Vergleichungen und Erinnerungen sich mir daher entgegendrängen, sage ich Ihnen nicht. Die Zartheit aber, mit der mir die Liebe der Meinigen alles bereitet, was sie Linderung glauben, rührt mich und thut mir wohl. Alle meine sechs Schwestern sind jetzt zu Hause, sowie mein jüngster Bruder; der zweite hat als Officier unter den freiwilligen mecklenburgschen Jägern tapfer mitgefochten, sich ein Paar Orden verdient, und steht jetzt bei Jülich. Sonst sind wir Geschwister nun alle einmal wieder beisammen bei unsern Eltern, aber wohl zum letztenmal. Unbeschreiblich viel Freude macht mir meine 18jährige Schwester Lotte durch ihre Schönheit und ihren freudigen Lebensmuth und durch eine unbegrenzte Liebe für mich, die sie von ihrer frühesten Kindheit an mir bewährt hat. Wenn ihr nicht in Kurzem eine andre Bestimmung wird, vor der ich zurücktrete, so hole ich sie zu mir, sobald ich wieder irgendwo festen Fuß gefaßt habe, und sie wird mir sicher manche ruhig heitere Stunde in mein Leben hineinspielen. Auch Sodens sehe ich oft, und morgen hole ich sie auf ein 8 Tage zu uns: viel herrliches ist hier durch eine einengende Gegenwart gestört, vieles hat sich erhalten und veredelt; nach mir und meinem Wilhelm hat niemand mehr in Luisen verloren, als sie, und das allein wäre ein starkes Band der Gemüther. — Ueber Mecklenburg lassen Sie mich schweigen: Brust und Athem fühlen sich beklommen, sowie man die preußische Grenze überschreitet, kein Wunder also, wenn die herrliche Erbprinzessin ihrer Entkörperung rasch entgegen eilt: sie wird in 8 Tagen nach Weimar und von da in die böhmischen Bäder gehn, aber alle Aerzte versichern, daß ihr die weiteste Reise nicht mehr fern sei. — Wollen Sie mir noch einmal schreiben, so richten Sie Ihren Brief hierher, mit dem Zusatz: „Adr. Hrn. Consistorialrath Passow." So erhalte ich Ihren Brief sicher nachgesandt.

An Jacobs in Gotha.

Göttingen, 12. Juli 1814.

Wenn es Ihnen, mein theurer Freund, kund geworden seyn sollte, daß ich das Glück, Vater zu werden, mit dem Leben meiner angebeteten Luise habe erkaufen müssen, dann wird Ihnen mein bisheriges Schweigen nicht so überraschend gewesen seyn, wie mein jetziges Wiederaufnehmen unsers abgerissenen Briefwechsels. Bringen Sie dazu in Erwägung, daß sich seit meinem 17ten Jahr kein Gefühl und kein Gedanke in mir geregt hat, der nicht in Beziehung auf die Entschlafene gestanden hätte; daß es mir gelungen ist, die ersten Jugendwünsche in die Wirklichkeit zu rufen; daß außer der wunderbarsten Zusammenstimmung aller Lebensansichten auch unsre äußern Verhältnisse unablässig dahin wirkten, jedes Band der Liebe unauflöslich, wie es schien, zu verschlingen, und daß meine Luise so wie ein Schutzgeist über meiner Jugend schwebte: dann werden Sie für mich und von mir nicht mehr hoffen, nicht mehr erwarten, als ich selbst kann. — In den ersten Tagen des April, als ich mich nun auch von der geliebten Luise hatte trennen müssen, meinen Knaben in den Armen, unter den Augen einer theuren Freundin sicher geborgen wissend, verließ ich Jenkau als freiwilliger Jäger und eilte dem Blücherschen Heere zu. Ich wußte damals nur noch von den Rückschritten unsrer Heere und glaubte jetzt einen höhern Wink zu erkennen, der mir den lange still genährten Wunsch, mitzukämpfen, erfüllen wollte

und mir zugleich den Weg zeigte, auf welchem ich die verlorne Ruhe unter irgend einem Namen wiederfinden könnte. In Berlin empfing mich die Nachricht des unſeligen Friedens, an dem das kaum erwachte Deutſchland ſchon wieder hinſchlafft, mir doppelt unſelig, weil ich außer den allgemeinen, auch meine heißeſten eignen Wünſche auf Einmal vernichtet ſah. Mich ganz untauglich fühlend zu eigner, wie zu öffentlicher Thätigkeit in meiner bisherigen Sphäre, ergriff ich das einzige übrige Mittel, das mir vielleicht ſo viel Sammlung wiedergeben wird, um, ſo lange ich noch die Laſt dieſes Lebens tragen muß, durch praktiſche Thätigkeit meinen Platz im Leben einigermaaßen auszufüllen: ich beſchloß, mein Vaterland nach verſchiedenen Richtungen zu durchreiſen, und die Ausführung dieſes Plans führt mich jetzt durch Göttingen dem Rhein zu. Es iſt dabei nicht meine Abſicht, mich, was man nennt, zu zerſtreuen und einen Schmerz zu entkräften, den ich jetzt eben ſo ungetheilt bewahren will, wie bisher meine Liebe: ſondern ich muß mich daran gewöhnen, daß ich hienieden keine Heimath mehr habe, und zugleich mich üben, nach außen hin anders zu erſcheinen, als ich bin, weil das die erſte Bedingung fernerer öffentlicher Nutzbarkeit iſt. Beides kann nicht beſſer erreicht werden, als unter den fremden Verhältniſſen, den fremden Menſchen, unter denen der Reiſende ſich mit möglicher Freiheit und Verſchloſſenheit zu bewegen hat; das letztere wird mir ſchwer fallen, da ich mit Bewußtſein eine beglückende Harmonie innerer und äußerer Umſtände zerſtören muß; aber es muß gelernt werden, wie manches andre, und ich denke, dieſer Sommer wird hinreichend ſeyn, eine tüchtige Scheidewand aufzuführen zwiſchen meinem wahren Seyn und einer aus Ueberzeugung angenommenen Rolle, die ich durchzuſpielen habe, bis es mir vergönnt ſeyn wird, von der Bühne abzutreten. — So hoffe ich, gegen den Herbſt befeſtigter nach Berlin zurückkehren zu können und dort bald einen beſtimmten Wirkungskreis angewieſen zu erhalten, der alle meine Zeit und Kraft in Anſpruch zu nehmen vermag. Vermag ich ſo nur meiner Zukunft einige Würdigkeit und Brauchbarkeit zu bewahren, ſo hoffe ich es ertragen zu können, daß ein unausſprechliches, unverdientes Glück mir nur auf kurze Zeit beſchieden geweſen, und ſoll die Erinnerung den, wie ich wohl glauben darf, geringen Ueberreſt meiner Tage erhellen. Möchte nur ein dauerndes und wohlbegründetes Glück des Vaterlandes über die Gegenwart erheben und ſich nicht zu dem beſondern auch noch ein allgemeiner Schmerz geſellen! Ich möchte nicht gern ein Wort von böſer Vorbedeutung ausſprechen, und doch kann ich es mir nicht bergen, daß ich in den bedrohlichſten Momenten des vorigen Jahres unverzagtern Muthes war, als jetzt. — Ich werde in den nächſten Tagen meine Wanderung über Frankfurt, Heidelberg, Straßburg nach der Schweiz fortſetzen; meinen Rückweg denke ich durch Sachſen zu nehmen: auch Sie ſehe ich dann nach einer für mich langen Reihe von Jahren wieder, und Ihre Nähe wird auch jetzt die gewohnten kräftigenden und anregenden Einwirkungen auf mich nicht verfehlen.

Köln am Rhein, 4. Auguſt 1814.

An Frau von Voigt.

Theure Freundin, daß ich Ihren liebevollen, nach Sternberg gerichteten, in Hanau empfangenen Brief nicht längſt beantwortet habe, iſt mir, dem Unſtäten, in den Labyrinthen des Lebens Verirrten, wohl ſchon eher verziehn, als ich noch die Schuld auf mich geladen hatte. Um das einigermaaßen wieder gut zu machen, und Ihnen zu zeigen, daß ich Ihrer vielfach gedenke, und wie ſichs geziemt, beginne ich dieß Reiſeblatt in der würdigſten und feierlichſten aller deut-

ſchen Städte. Wie oft habe ich mit dem verklärten Engel mich gefreut, in undeutſcher Zeit in Ihnen das Bild einer ächtdeutſchen Frau zu ſehn! Einem nur in der Vergangenheit Lebenden mußte alſo in Köln dieß erfreuliche Bild aus ſchönerer Zeit doppelt lebendig wieder vor die Seele treten. Ich danke Ihnen, daß Sie auch mich noch genug kennen, um würdig von mir zu denken, und ſich zu überzeugen, daß mir nichts im Leben ſüßer iſt, als was ſich auf die Verlorene bezieht. Gottlob bezieht ſich alles auf ſie, weil ihrem klaren Sinn nichts fremd war, und alles was mich anſprach, auch ſie mächtig bewegte, und mir meiſtens erſt durch ſie klar wurde, ſowie denn nun eine Verwirrung in meinem Innerſten hauſet, die ein Chaos heißen könnte, wenn ſie nur noch Einen Keim künftigen Werdens enthielte. Ich ſoll Ihnen von Luiſens Tod erzählen: das wollte ich gern, wenn nicht a"es Einzelne durch den furchtbarſten Sturm von immer wechſelnder Hoffnung und Hoffnungsloſigkeit verwebt wäre, ſo daß nur das Bleibende, ihre ſich immer gleiche milde Kraft, ihre unendliche Liebe für den Vater ihres Kindes, und ihr ſanfter, freudiger Tod feſt vor mir daſteht. Ein ſo reiner, ahnungsvoller Geiſt wußte gewiß dieſes Ende lange voraus: ausgeſprochen hat ſie es gegen mich nie, und ſie hat daran wohl gethan, gegen etwas Drohendes hätte ich mit Vermeſſenheit kämpfen können, etwas Geſchehenes muß ich zu ertragen wiſſen. Nur zu unſrer theuren Freundin, Minna Jachmann, hat ſie einige Tage vor ihrer Entbindung geſagt, für eine Frau wiſſe ſie doch keinen ſeligern Tod, als im Wochenbette, für den Mann, als in gewonnener Freiheitsſchlacht. Ein ſolches Wort, in ſolcher Zeit ausgeſprochen, darf mir wohl Orakelskraft haben, und ich hoffe es zu ſeiner Zeit zu erfüllen, ſo hoher Mahnung eingedenk. In den letzten drei Monaten mögen wohl wenig Stunden des Tagen verfloſſen ſeyn, die ich nicht der glücklichen Geliebten einzig gewidmet hätte: ſeit ihrer Entbindung habe ich ihr Bette keine Viertelſtunde verlaſſen; als dieſer heilige Lebensfunke erloſch, ruhte ihr Haupt an meiner Bruſt, ihre Hände hielten die meinigen, bis ſie erkaltet waren. Ihr Tod kann mir nicht als das Werk innerer Zerſtörung erſcheinen. Denn grade in der Zeit ihrer Schwangerſchaft war ſie wunderbar wohl und ſtark, und ihr Ausſehn, friſcher und ſchöner als je, blühte zur zarteſten Jugendlichkeit, ja zur Kindlichkeit zurück; die Entbindung war bei der Stärke des Knaben unbegreiflich leicht, und ſie konnte dadurch in den erſten drei Tagen des lange erſehnten Glücks noch mit voller Kraft froh werden. So war denn ihr Ende wirklich die Vollendung ihres Lebens, dem keine Zier und keine Würdigkeit fehlen ſollte. An eine Nemeſis kann ich nicht denken: die Ihre iſt gewiß ſo rein menſchlich, daß ſie auch chriſtlich ſeyn muß; aber ich bin mir es bewußt, mich meines tief empfundenen Glückes niemals überhoben zu haben, es müßte denn darin liegen, daß nur in ihr und durch ſie mir die ewige Beziehung des Menſchen zur Gottheit klar w rde, aber dieß Mittleramt wird ſie auch hinfort zu üben nie aufhören. — Mit meinem äußern Leben komme ich mehr und mehr ins Reine: meine körperliche Geſundheit iſt unverbeſſerlich, und bietet jeder Gegenwirkung Trotz; außerdem bin ich heiter und unbefangen genug, um auch meine Freunde vergeſſen zu machen, was ich keinen Augenblick vergeſſen kann; und im bürgerlich oder kriegeriſch thätigen Leben — je nachdem die Bedeutung der Zeit es bringt — hoffe ich noch einiges nützen zu können. Damit iſt denn meine Schuld an das Leben entrichtet. Mit meinem Innern wollte ich mich auch bald abfinden, ſobald ich die unerſchütterlich feſte Ueberzeugung gewinnen könnte, daß zwiſchen der Hinweggangenen und den Nachgebliebenen eine dauernde Verbindung fortwaltet, und daß eine perſönliche Fortdauer nach dem Tode, alſo auch eine Wiedervereinigung durch den Tod Getrennter gewiß iſt. Das erſtere darf

man vorausſetzen und ſein Leben danach ordnen, und man glaubt in allem Würdigen einen wohlbekannten Anhauch von Oben zu fühlen; aber das letztere deckt ein Dunkel, das zu durchſpähn ich noch keine Möglichkeit ſehe. Das iſt es, was einen verzehrenden Schmerz in mir erhält, und der wird dauern, bis der Tod mich ihr wiedergiebt, oder alles Gefühl des Einzelnen vernichtet. Dieſen, das letzte Räthſel löſenden Tod hoffe ich noch immer in der Schlacht zu finden, bevor laſtende Jahre heranſchleichen, und mir vielleicht gar die Kraft rauben fortzuleiden, wie ich jetzt leide. Alles deutet auf nahen Wiederbeginn des Trauerſpiels, von dem wir bis jetzt nur den erſten Akt erlebt haben; beim zweiten fehle ich gewiß nicht. — Meine Pilgerfahrt hat mich ſchon durch manche bedeutende Gegend, zu manchen bedeutenden Menſchen geführt; ich bin mit häufigem Verweilen über Hamburg, Lüneburg, Celle, Hannover, Pyrmont, Hörter, das herrliche Weſerthal hinauf, Caſſel, Göttingen, zurück nach Caſſel, Marburg, Gießen, Hanau und Aſchaffenburg, Frankfurt, Mainz, von da beſtändig zu Waſſer an Bingen, Coblenz, Bonn vorbei bis hierher gegangen, wo ich noch einige Tage im Dom und bei Wallraff verleben will, und dann zu Lande rückwärts den Rhein hinauf, vielleicht bis Schaffhauſen. Von den Menſchen, die mich in dieſer Zeit am lebhafteſten angezogen haben, nenne ich Ihnen Claudius in Wandsbeck, den alten Gerſtenberg, Rehberg, Villers, Heeren, Platner in Marburg, Windiſchmann, die Gräfin Benzel, Arndt, die Schloſſers in Frankfurt, Görres und Wallraff. Wohin ich noch ferner gerathen werde, weiß ich eigentlich noch gar nicht; ſowie ich vorwärts zu blicken ſuche, trägt das innere Auge mich über die Grenze des Lebens hinaus: eine Gegenwart iſt noch nie geweſen; ſo ſtehe ich denn rückwärts gewandt, zur reichen Vergangenheit heimſchauend, und laſſe mich von der Zeit dahin tragen, was ich an mir vorübergehen ließ, erſt dann gewahrend, wenn der Strom mich vorübergeführt hat. Darum weiß ich auch nicht, ob ich durch Weimar kommen werde, ſo herzlich ich es wünſche: geſchieht es, ſo wird es wohl um das Ende des September geſchehn. Dann verſpreche ich Ihnen noch manches Einzelne über die letzten Tage in Jenſau, das zu zart iſt, um es auf der unruhigen Flucht einer Reiſe niederzuſchreiben. Auch von Fouqué dann ein mehreres: er blüht in vollſter Geſundheit und Lebensluſt; alle ſeine Umgebungen ſind ſeiner würdig, auch ſeine noch immer ſehr ſchöne, ihn ganz beglückende Frau. Leider wird er wohl der letzte Fouqué ſeyn, denn er hat nur eine einzige Tochter, ein gar liebliches und zartes Kind von eilf Jahren, das Sie ſchon aus der zweiten Sammlung ſeiner Gedichte lieb haben werden.

Coblenz, 7. Aug.

Dieſer Brief ſoll und muß bald zu Ihnen kommen, darum nehme ich die erſte freie Stunde, die ich erfaſſen kann, zu ſeiner Fortſetzung wahr. Nach kurzem Verweilen in Bonn und Andernach verweile ich hier einen Tag, um die nähern und fernern Umgegenden dieſer freundlichen Stadt kennen zu lernen, Ehrenbreitenſtein, die Karthauſe, den Kaiſerſtuhl bei Renſe und den Laachſen, und um noch einen heitern Abend mit Görres zu verleben, auf deſſen Rhein-Merkur ich Sie nicht erſt aufmerkſam zu machen brauche. Morgen wird es wohl durch die Bäder des Taunus nach Darmſtadt und Heidelberg zu weiter mit mir gehn. — Ich glaube das Rheiniſche Leben wirklich einigermaaßen kennen gelernt zu haben, um ſo eher, da ſeine erſte Eigenſchaft in einer recht durchſichtigen Oberfläche zu liegen ſcheint. Verſchieden iſt Sprache, Geſichtsbildung, Tracht und Lebensweiſe von Oſt- und Norddeutſchland gar ſehr; beſonders beim weiblichen Ge-

ſchlecht zeigt ſich wenig individuelles, in jeder Stadt Ein durchherrſchender Typus, meiſtens irgend eine eigenthümliche Schönheit. In Koln noch recht viel Altteutſches, ſodaß die meiſten weiblichen Geſichter irgend einen Grundzug altdeutſcher Madonnen haben: hier ſcheint der Mittelpunkt aller Schönheit und Anmuth zu ſeyn, aber freilich ziemlich weltlicher, ohne den ſchwärmeriſchen Ernſt der Kölnerinnen. Es wurde heute das Feſt des heil. Caſtor, dem die Hauptkirche geweiht iſt, mit herrlicher Kirchenmuſik begangen, und dabei bin ich erſtaunt über den reichen Garten von Schönheit, der ſich in dem mit Oleander, Orangen- und Myrthenbäumen heiter geſchmückten Münſter entwickelte. Daneben ſind weder die Rheinweine, noch die edlen Mineralquellen zu vergeſſen, die überall aufſprudeln und beſonders den hyperboreiſchen Reiſenden willkommene Erquickung bieten, wie mir noch heut im Sauerbrunnen am Fuß des Ehrenbreitſteins. Dennoch würde ich mir dieſe reichen Gauen nie zum Wohnſitz wählen, denn dem Nordländer ſagen dieſe leichten, beweglichen, zutbulichen Menſchen doch nimmermehr zu. So ſang heute in St. Caſtor ein Halbkreis der zierlichſten Mädchen wie die Engel einen Chorgeſang von der Orgel herab; kaum aber fiel der Prieſter ein, ſo war Geſang und St. Caſtor vergeſſen, und ſie ſchwatzten und lachten aufs luſtigſte durcheinander, bis ſie die Stimme wieder aufzunehmen hatten. Dieſer Sinn wiederholt ſich in allen Erſcheinungen des Lebens; ich weiß recht gut, was ſich dafür ſagen läßt, aber unſrer Schwerfälligkeit wird es nie gefallen, und zwar mit Recht. — Für die Schönheit der Gegenden, die man durchaus zuerſt auf der Rheinfahrt von Mainz an bei ſich vorübergleiten laſſen muß, um vor allem das Ganze zu haben, ehe man ſich in Einzelheiten zerſtreut, weiß ich keine Worte zu finden, und weiß ich die Mäkeleien einzelner, ſelbſt G. Forſters, mir gar nicht anders als aus Zerſtückelung der Anſichten zu erklären. Die Natur hat hier alle ihre Schätze nicht verſchwendet, ſondern im reinſten Maaß vertheilt, und unſere Vorfahren haben vor allem an dieſen Ufern gezeigt, mit wie tiefem Sinn ſie zu arbeiten, zu bauen wußten. Die Burgen von gleicher Farbe mit den Felſen, auf denen ſie prangen, erſcheinen wie Kryſtalle, die hier an heimiſcher Grundlage anſchoſſen, und erſcheinen die durchaus mit Schiefer gedeckten Städte und Dörfer dem erſten Blick traurig und kalt, ſo braucht man ſich nur die luſtigern rothen Ziegeln an die Stelle zu denken, um ſich zu überzeugen, wie eine ſo üppige Vegetation nicht noch durch helle Farben gehoben werden durfte, und die ernſte Trauer dieſes tiefen Schwarzblau's gar milde zu der Wehmuth ſtimmt, welche die Erinnerung früherer untergegangener Herrlichkeit von den Burgtrümmern in die Thäler herabweht. Namen ſind doch etwas, wie auch Goethe nun gründlich erwieſen hat. Faſt alle die Ruinen des Rheins haben einen edlen, ritterlichen, ſtolzen, Ehrenſtein, Liebeneck, Stolzenfels, Wolkenburg, Frauenburg, Löwenburg u. ſ. w., und faſt an die meiſten ſind rührende Sagen oder wirkliche hiſtoriſche Thatſachen geknüpft. Beſonders ſind die beiden einander gegenüberſtehenden Schlöſſer Drachenfels und Rolandseck und das zwiſchen ihnen auf einer Rheininſel gelegene Kloſter Nonnenwerth durch eine unendlich ſchöne Ueberlieferung verknüpft, aus der Schillers Ritter Toggenburg nur ein einzelner Moment iſt. Es iſt ein wahres Verdienſt des Nikolaus Vogt in Frankfurt (der ſich ſonſt um Deutſchland nicht beſonders verdient gemacht hat), in einer Geſchichte des Rheins dieß alles mit Fleiß und Liebe geſammelt zu haben: dazu hat er unter ſeinen Augen 24 Folioblätter durch Perrour zeichnen laſſen, die ich bei ihm ſah, und die nun durch Steindruck vervielfältigt mit dem Werk erſcheinen ſollen. Ich bin dem ſonſt unliebſchen Mann durch dieſe ſchöne Einleitung, die er meiner Rheinreiſe bereitete, erdenklich etwas gut geworden. — Von dem

Kölner Dom hätten Sie vielleicht am liebſten etwas gehört: von dem aber muß ich dermalen und vielleicht immer ſchweigen. Dieſer Bau iſt ein Wunderwerk, von dem man nur nach beſonderer Weihung reden darf. Kennt man auch den Baumeiſter nicht, ſo kennt man doch den Biſchof, der das Werk beginnen ließ, Conrad von Hochſtäder. Er ruht in ſeinem Dom, auf ſeinem Grabe ſeine erzgegoſſene Bildſäule, ein ſchönes, jugendliches Geſicht, ſo jugendlich, daß man kaum das kanoniſche Alter darin erkennt, aber zugleich ſo rein und edel, daß ich mir bei der gänzlichen Unwiſſenheit über den Baumeiſter das Wunderwerk gern aus dieſem kindlichen Haupt erwachſen denke. Im Dom ſelbſt verſchwindet alles Einzelne vor dem Gemälde, das Fr. Schlegel im vierten Stück der Europa genau beſchreibt, und das man ausſchließlich die Mutter Gottes von Köln nennen ſollte. Wallraff iſt unlängſt ſo glücklich geweſen, im Bilde ſelbſt aus einem Gramma den freilich in der Kunſtgeſchichte ganz unbekannten Namen des Meiſters, Philipp Kalb, zu entdecken; ſein Werk aber ſetzt ihn unbedingt neben Holbein und Dürer. Das iſt überhaupt ein eigenthümlicher Vorzug der Main- und Rheingegenden, die ich bis jetzt geſehn habe, daß ſelbſt die unbedeutendſten Dörfer wenigſtens eine ſchöne Kirche, die meiſten Städte bedeutendere Architekturwerke, viele Privatperſonen vortreffliche Originalgemälde alter Künſtler, oder doch ſchöne Kopien davon beſitzen. Die reichſten Schätze dieſer Art fand ich bei der Gräfin Wenzel: Aufmerkſamkeit, Glück und großer Koſtenaufwand haben hier allmälig eine kleine, aber durchaus lehrreiche und claſſiſche Reihe alter Gemälde in die würdigſten Hände zuſammen gebildet. Holländiſches faſt nichts, neudeutſches gar nichts bis auf zwei ſchöne Rheingegenden von Schütz, den wir aus Goethes Leben als treufleißigen Arbeiter kennen, von altdeutſchen nur eine Artemiſia von Holbein, aber ein Wunderwerk der höchſten Zartheit und Anmuth voll, in meinen Augen die Krone der Sammlung; aus der italieniſchen Schule fehlt nun aber von keinem großen Meiſter der reifen Zeit ein Hauptwerk, von Leonardo eine Herodias, großes Gemälde von mehreren Figuren, die Herodias ſelbſt grade das Gegentheil der Dresdner, die leichteſte, üppigſte Lebensfülle, noch [illegible] Rauſch des Tanzes; man verſichert mir, daß keine Gallerie etwas ſo vollendetes von Vinci beſitze; von Michel Angelo ein vom Kreuz gebeugter Chriſtus, das Bild wetteifert mit dem Marmor und konnte nur von dieſem Meiſter gemahlt werden, auch dieſes ſoll von ſeinen Oelgemälden das bedeutendſte ſeyn; von Raphael eine heilige Familie, keine Dresdner zwar, aber doch eine Raphaelſche unverkennbar; von Correggio eine lebensgroße Magdalena, die ich jedoch der Dresdner nicht gleichſtellen möchte, und ein unbeſchreiblich lieblicher Amor, halbe Figur, der ein Paar Tauben an die Bruſt drückt; von Titian ein Chriſtuskopf; von Andrea del Sarto zwei heilige Familien aus zwei Epochen ſeiner Künſtlerſchaft; von Julius Romanus eine Verklärung u. ſ. w. Seit Dresden iſt mir kein Genuß dieſer Art zu Theil geworden, und eine mit ſo großem Sinn getroffene, alles mittelmäßige rein ausſchließende Wahl möchte nirgends wieder gefunden werden. Die Gräfin ſelbſt, eine Schweſter Leo's von Seckendorf, ziert dieſe Sammlung ebenſoſehr, wie ſie durch ſie geziert wird. Schön iſt ſie wohl nie geweſen, und jetzt auch nicht mehr jung, aber noch ein Muſter aller weiblichen Zartheit und Anmuth. Ihren Mann, der mir wie der ganze Frankfurter Hof längſt in tiefſter Seele verhaßt war, beſſte ich ganz zu vermeiden, — die arme Gräfin ſcheint das gewohnt zu ſeyn — ich kam wenigſtens mit einem einſylbigen, finſtern Gegeneinanderüberſtehn einer halben Viertelſtunde davon; aber auch ihm ſchien das nichts neues zu ſeyn, und er war artig genug, bald wieder zu verſchwinden. — Bei Schulze in Hanau war ich faſt 14 Tage

ich habe mich ſeines Wiederſehens ſehr gefreut, ſchon ſeit einigen Jahren zeigten ſeine Briefe ein Fortſchreiten zu höherer Reife, Ruhe und Klarheit, und ſein ganzes Weſen beſtätigte mir jetzt, daß ſeine edle Natur ſich von ihrem meiſten Schlacken befreit habe. Was noch fehlt, wird ſich gewiß bald finden, zumal da er ſich in Kurzem mit der Wittwe eines Frankfurter Kaufmanns, einer nach dem Urtheil aller durchaus trefflichen Frau, verbinden wird. Ich kenne ſie noch nicht, da ſie zu Schwalbach im Bade iſt, wo ich ihretwegen einen der nächſten Tage zubringen werde: dort finde ich auch Schleiermacher wieder, mit dem ich ſchon in Frankfurt zuſammen traf; Goethe hoffe ich in Wiesbaden zu ſehn. Auch Rühls Bekanntſchaft erneute ich in Frankfurt und brachte nachher mit ihm und einer größern Geſellſchaft, die ihn umgab, meinen letzten Tag in Köln ſehr angenehm zu. Beſondere Freude macht mirs, überall, wo ich hinkomme, preußiſche Officiere zu treffen; einen durchaus unbedeutenden oder gemeinen habe ich noch nicht unter ihnen gefunden, wohl aber viele ſehr ausgezeichnete Menſchen. Mit preußiſchen Officieren, Aerzten und zwei Feldpredigern machte ich auch die ganze Rheinfahrt. Es war am Geburtstage des Königs, als wir Abends um 10 vor Köln ans Land ſtiegen; als uns das Thor geöffnet wurde, ſtrahlte uns die lange, enge Rheinſtraße in blendender Erleuchtung entgegen, einem großen Saal gleich, in dem eine frohe Menge auf und ab wogte. So freundliche Momente gehören unter die zufälligen Begünſtigungen einer Reiſe, und man muß ſie mit beſonderem Dank hinnehmen. — Die traurigſten Erſcheinungen erlebt man an der Denk- und Handlungsweiſe der Fürſten und an der Stimmung der Völker. Seitdem ich die preußiſche Grenze verlaſſen habe, reihen ſich die troſtloſeſten Bemerkungen, die unerfreulichſten Eindrücke ununterbrochen aneinander. Hier iſt anderer Troſt, als daß es ſo lange nicht dauern kann, für mich ein gedoppelter.

Frankfurt, 11. Auguſt.

Ich bin über die Bäder Ems, Schwalbach, Schlangenbad und Wiesbaden wieder hierher gelangt, und will noch heute bis Darmſtadt weiter. Da ſoll denn doch dieſer Brief endlich entlaſſen werden. In Schwalbach habe ich einen unvergeßlichen Tag verlebt. Schulzes Freundin iſt eine durchaus gediegene ernſte, tiefruhige Frau, ungefähr ſeines Alters, aber noch immer ausgezeichnet ſchön. Ich zweifle nun nicht mehr, daß das Glück ſeines Lebens feſt begründet iſt, und zugleich die höchſte Reinigung und Weihung ſeines ganzen Weſens: ich weiß ihm nichts mehr zu wünſchen, als daß er ſeines Glückes länger genießen möge, als ſein Freund. — Ehegeſtern Nachmittag machte ich mit ihr, Schleiermacher und ſeiner Frau und noch einigen Hanauern einen abenteuerlichen Ritt zu Eſel über die Berge von Schwalbach, an Adolphseck vorbei nach einem tief im Gebirge gelegenen Eiſenhammer. Ich wollte, Sie hätten Schleiermacher gar ſtattlich auf ſeinem Thier daher ziehn ſehn. — Goethe beſuchte ich heute in Wiesbaden: ſeine Heiterkeit und ſein wenig verändertes Ausſehn hat mich recht erfreut. — Indem ich dieſen Brief noch einmal durchlaufe, erſchrecke ich faſt vor dem getreuen Bilde meines ganzen Sinns und Treibens, das mich daraus anblickt; alles Verwirrung, Unzuſammenhang, Stückwerk und was nicht ſonſt noch! Ihnen wird er aber dadurch vielleicht ein trauriges Intereſſe haben, und ſo ziehe er denn hin zu Ihnen. — Leben Sie wohl, ich wünſche, ich könnte hinzuſetzen: bis zu nahem Wiederſehn.

Tübingen, 28. September 1814.

An Frau Hofräthin Voß.

Meine theure verehrte Mutter, wie ich es eigentlich angefangen habe, mir die Freude, Ihnen zum erstenmal und mit dieser Anrede zu schreiben, einen Monat lang vorzuenthalten, das begreife ich jetzt selbst nicht mehr; ja mir kommt es so vor, als hätten Sie wohl gar einige Ursache, mit einem solchen Leichtsinn ernstlich unzufrieden zu seyn, da nichts natürlicher ist, als sich wenigstens sobald und oft wie möglich in die liebe Heimath zurückzuschreiben, wenn man sich schon nicht anders mehr dahin zurückversetzen kann. Die Ausrede, daß die gar zu große äußere Ungebundenheit der Reise durchaus uns alle Herrschaft über Muße und Stimmung raubt, kommt mir gar zu schwach vor, wenn ich sie bei Ihnen brauchen wollte. Also will ich nur meine Verzeihung von Ihrer Liebe erwarten und sogleich das Recht des jüngsten Sohnes geltend machen. Das ist aber denn doch wahr, daß seit meiner Abreise von Heidelberg mir jeder Tag eine solche Ueberfülle neuer und bedeutender Eindrücke gebracht hat, daß die seltner freien Augenblicke kaum hinreichend waren, das Gesehene oder Erfahrene zu ordnen, zu verbinden, in mir zu befestigen. Mannheim, meine kleine Reise mit Meyern, in dem ich einen jüngern Bruder liebe, der Straßburger Münster, Freiburg und nun gar noch ein kleiner, aber herrlicher Theil von der Schweiz, das alles war so schön und dabei in so ganz verschiedener Art schön, daß es einen Menschen ziemlich ausschließlich beschäftigen mußte, den alles Einzelne gewaltsam ergreift, seitdem er den ruhigen Mittelpunkt in seinem Innern verloren hat, der alles friedlich und freundlich verband. Unter den anziehendsten Punkten der letzten Wochen habe ich Einen ausgelassen, um seiner besonders zu gedenken, die wenigen, aber mir unvergeßlichen Stunden, die mir mit unserm theuern Hans zu Theil wurden. Als er Ihren Brief erhielt, darin stand, daß ich höchst wahrscheinlich nach Lahr kommen würde, saß schon jemand, Ihrem und des Vater Voß Bilde gegenüber, bei ihm auf seinem Zimmer, der niemand anders war als ich. Darin hatten Sie aber ein wenig Unrecht gegen mich geübt, daß Sie ihm blos schreiben, ich würde höchst wahrscheinlich kommen, und nicht lieber gewiß; zwar hatte ich selbst wohl nur das erstere zu Ihnen gesagt, aber es wäre wahrhaftig kein sonderliches Stückchen von mir gewesen, so nahe vorbei zu fahren an einem Ort, in dem ich den nie gesehenen und doch schon durch manches so lieb gewonnenen Sohn einer lieben Mutter wußte, und einen solchen Bruder nicht aufzusuchen; ich denke auch, Sie haben mir das nicht zugetraut. Jetzt wird Hans bei Ihnen seyn, worum ich ihn sehr beneiden müßte, wenn Er es nicht wäre, dessen treuem und festem Sinn man jedes Freundliche und Schöne von ganzem Herzen gönnen und wünschen muß; vielleicht zeigen Sie ihm auch diesen Brief, wie er mir die Ihrigen; da mag er darin lesen, wie theuer ihn mir unser kurzes Zusammenleben schon gemacht hat, und wie ich mich freue, ihn mir jetzt in Ihren Kreis hineindenken zu können, wo denn doch auch von mir zuweilen noch die Rede seyn wird, so wenig ich es schon mit meinem Schweigen verdient habe. Daß ich so Sie, alle, den einzigen Fritz ausgenommen, auf meiner Wanderung kennen und, was Eins ist, lieben gelernt habe, ist nicht blos darum schön, weil man solcher Menschen nie genug im Leben finden kann, da man sie höchst selten findet; sondern auch darum, weil Sie alle einen so herrlichen, festen Verein mit einander bilden, daß im Verein des Einzelnen immer noch Lücken bleiben, die sich sogleich ausfüllen, wie man Sie alle gesehn hat. Schreiben werde ich dem Hans wohl erst von der Wettenburg oder aus Rudolstadt; statt dessen schicke ich ihm ein kleines Büchlein, von dem ihm Verfasser und Gegenstand gleich theuer sind; das mag ihn zuweilen auch

an mich erinnern, da wir gar manches mit einander besprochen haben, was darin vorkommt. — Um Ihnen doch noch kurz zu erzählen, wo ich zuletzt mich umgetrieben habe, so ging ich von Lahr nach Freiburg, wo ich mit Professor Hug und einem Staatsrath von Baden, den klarsten Katholiken, die ich je gesehn, einen angenehmen Tag verlebte: von da bei schlechtem Wetter nach dem häßlichen kaufmännischen Basel, wo es ein Glück war, daß ich Briefe von Heinrich und von Vincentis fand; sonst wäre mirs dort ganz unerträglich gewesen. Von da ging es, sobald sich das Wetter wieder erhellte, über Aarburg, Aarau, Lenzburg, Baden nach Zürich. In Zürich, da der Himmel sich völlig ausgehellt hatte, kaufte ich mir einen Alpenstab und nahm mir einen Führer, und eilte nun in die Berge, über den Alpis, durch Cappel, wo Zwingli fiel, nach Zug. Von hier an fühlte ich mich denn endlich recht ordentlich in Schweizerischer Luft: Menschen und Gegenden waren anders, als ich sie je gefunden hatte, und herrlicher, als ich zu hoffen gewagt. Die Berge sind offenbar hier der Maaßstab für den Menschen; auch wollten mir in der Schweiz die Katholiken weit besser gefallen, als die Reformirten; von diesen ist der bekannte „Calvinische Christ des allein heilbringenden Glaubens" leider noch immer ein getreuer Repräsentant, sodaß ich erst jetzt sehe, wie wohl der edle bescheidne Walter gethan hat, diesen aus Zürich zu entbieten; von der Duldsamkeit der Katholiken kann ich mehrere erfreuliche Züge erzählen. — Von Zug schiffte ich über den See nach Immisee, zur Tellskapelle und hohlen Gasse. Dann wieder zu meinem Nachen zurück, und nach Arth. Von Arth zu Lande weiter nach dem fürchterlich verödeten Fleck, wo der Ruffiberg Goldau verschüttet hat, und nun den Rigi, die Königin der Berge, hinan. Hier übernachtete ich in einer gastlichen Sennhütte, und sah dafür die Sonne unter- und aufgehn. Davon läßt sich gar nicht reden. Vom Rigi herab nach Wäggis, auf den Vierwaldstädter See, Küßnacht vorbei nach Luzern, dann wieder zu Wasser am Pilatus hin nach Alpnacht, Stanzstadt, Stanz, Serlisberg zum Grütli, der stillsten und schweigsamsten Alm im ganzen Gebirge; von da nach Flüelen, zu Fuß nach Altorf und Bürglen; nach Flüelen zurück wieder zu Kahn an der Tellenplatte und dem großen Axen vorüber bis Brunnen; nun zu Lande über Schwyz, Steinen, wo noch die Trümmer von Stauffachers durch Geßler zerstörtem Hause, über das Schlachtfeld von Moorgarten, Einsiedeln, den Ezelberg, Rapperschwyl heim nach Zürich; dann über Winterthur nach Schafhausen, am 28sten zum Rheinfall, wo ich meinen 28sten Geburtstag recht einsam feierte, und so durch allerlei kleine Löcher, die ich noch voll von den Schweizer Erinnerungen kaum anzublicken würdigte, nach dem höchst häßlichen Tübingen, von wo es auch morgen über Stuttgart und Würzburg weiter zu Truchseß gehn soll. — Eine solche trockne Namenherzählung würde ich Ihnen, theure Mutter, nicht geboten haben, wenn sich nicht an alle diese Namen bekannte und bedeutende Erinnerungen knüpften, und da Sie nun auch mich kennen, so wissen Sie auch schon, wie mir auf dieser reichen Wanderung ums Herz gewesen seyn muß. Das gestehe ich gern, daß ich jetzt erst recht begreife, was man Wundersames von dem Heimweh der Schweizer erzählt; ich begreife das alles an mir selbst. Nie habe ich so frei und frisch geathmet, wie auf diesen Bergen, nach denen ich mich mein Leben lang zurücksehnen werde, und nie war mirs unbehaglicher, als da ich in die wohlbebaute und cultivirte Ebne von Zürich wieder hinabstieg. — Mit Geßner bin ich dagegen gänzlich zerfallen: was man sonst neuerdings gegen seine Idyllen aufgebracht, hat nie recht bei mir anschlagen wollen. Aber daß er ein solches Landvolk um sich herum hatte, und dessen Art zu leben und zu fühlen nicht tausendmal dichterischer fand, als was er sich zusammen gesonnen, das ist mir unbegreiflich. Die gebildeten Zürcher ha-

den ihm zwar ein Denkmal geſetzt; aber ich zweifle, daß die rechten Schweizer in den Waldkantonen ſich je dazu bequemen möchten. Das finſtere Tübingen wird durch ſtetes Regenwetter noch um vieles unfreundlicher; deſto freundlicher erzeigen ſich die Menſchen, wofür ich Heinrich den herzlichſten Dank ſage, da frühere Erwähnungen von ihm mir manches unerwartet wohlwollende Entgegenkommen bereitet haben. Zuerſt nenne ich billig Wangenheim, wahrlich einen Mann, wie ich noch keinen in ſeiner Sphäre gefunden habe, ſo tief und ſo klar, ſo kräftig und ſo gemüthlich, und dabei dieſe herrliche Perſönlichkeit, die das alles in ſich faßt und lebendig ausdrückt. Eigentlich verlohnte es kaum, nach dieſem noch irgend wen zu nennen, wenn nicht Michaelis, Conz, Fricky durch Herzlichkeit und Wohlwollen meine ganze Erkenntlichkeit in Anſpruch genommen hätten, und beſonders Michaelis mir ſchon darum recht werth ſeyn müßte, weil er Ihnen allen mit einer unbegrenzten Anhänglichkeit zugethan iſt. Wir werden wohl bis Heilbronn mit einander reiſen. Leider aber hat Wangenheim meine Hoffnung, den Truchſeß zu ſehn, ſehr ſchwankend gemacht; ich würde mit Anfang des Octobers auf der Bettenburg ſeyn, und da vermuthet er den Ritter noch in Meinungen. Ihn dort aber aufzuſuchen unter vielen und fremden Menſchen, würde ich wohl ſchwerlich mich entſchließen, weil es mir da gar nicht möglich wäre, auch nur ein wenig mit ihm bekannt zu werden, und wo ich das vorher weiß, mag ich ihn lieber gar nicht ſehn, als aus einer höflichen Entfernung. Darum habe ich mir denn wenigſtens ſeine Geſichtszüge nach einem Bilde bei Wangenheim recht feſt eingeprägt. Gelingt es doch noch, ſo wird meine Freude deſto größer ſeyn; ſeine Burg will ich gewiß nicht ungeſehn laſſen. Den freundlichen Plan, den ich mir immer vorſpiegelte, als ich von Ihnen ſchied, auf meiner Rückreiſe Heidelberg noch einmal zu berühren, habe ich nach reiflicher Erwägung aufgegeben. Blos durchzufliegen, das weiß ich zu gut, wäre mir gar nicht möglich geweſen, und ſchon wieder ſo ſchöner Tage, wie die eben genoſſenen, froh werden zu wollen, — denn auch noch Mannheim hätte ich dann wieder gemußt — das wäre eine Ungenügſamkeit von mir geweſen ohne Gleichen. Ich denke, Sie werden mir darin Recht geben. Zudem iſt beſonders ſeit den großen, ſtärkenden Eindrücken in der Schweiz der Wunſch nach neuer beſtimmter Thätigkeit ſo gewaltig in mir rege geworden, daß ich an keinem Orte mehr rechte Ausdauer finde, und alle meine Kräfte dahin zurück begehren, wo eine Anwendung für ſie mir gewiß iſt. Deßhalb werde ich mich nirgends mehr lange aufhalten, aber denn doch keinem lange entbehrten Freunde, wie Jacobs und Aleken, vorbeieilen. Heute bitte ich Sie, Heinrich für ſeinen lieben Brief nach Baſel zu danken. Von der Bettenburg, oder wenn ich den Truchſeß wirklich nicht finde, aus Rudolſtadt werde ich es ſelbſt und recht ausführlich thun. Hier fehlt mir die Zeit dazu und ſonderbar genug auch der Wille oder ein inneres Können. Wenn ich an Heinrich ſchreibe, dann iſt mir es nicht möglich, zugleich auch einen Brief an Sie zu Stande zu bringen, und ſo umgekehrt. Zum Bruder ſpricht man doch anders als zur Mutter, und da mag ich denn beim Schreiben lieber bei der einen Weiſe ſo lange verharren wie möglich. Es geht mir grade ebenſo, wenn ich nach Sternberg ſchreibe; da wird auch alles immer nur an Einen geſchrieben, und die übrigen wiſſen ſich das auch ſchon in die Sprache zu überſetzen, in der ich es jedem ausgedrückt haben würde. — Wie oft ich mich in Ihr heiteres, wohnliches Blumenzimmer zurückdenke, wo das bloße Gefühl Ihrer freundlichen, mütterlichen Nähe ſich oft ſo liebend an mein innerlich verſtörtes Weſen legte, daß ich zuweilen wieder der Alte zu ſeyn glaubte, das wünſchte ich von Ihnen recht lebhaft mitgefühlt. Das würde Ihnen recht vollſtändig ſagen, mit welcher unbegrenzten Liebe und Verehrung ich Ihnen angehöre

und dem Vater Voß. Heinrich und Hans, denke ich, wissen es auch, was sie beide mir sind.

An Heinrich Voß.

In Heilbronn so nah bei Heidelberg zu seyn und Euch doch nicht zu sehn, hat mir einen rechten Kampf gekostet; erleichtert wurde ich nur durch meinen Reisegefährten. Mit dem M. hätte ich doch nicht bei Euch seyn mögen; so geneigt ich mich ihm anfangs fühlte, weil er von Euch allen mit ganz unbeschreiblicher Liebe sprach, und diese selbst auf mich als Deinen Freund ohne weiters und unbesehens übertrug, so konnte mir doch das nicht auf die Dauer viel wesentlich Mißfälliges und Unedles in ihm verdecken. Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß Tübingen gewinnt, wenn man es etwas näher ansieht. Selbst Wangenheim, der vielleicht bedeutender ist, als die ganze übrige Stadt in Summa, spricht doch am Ende zu viel, zuweilen was er wohl klar genug durchdacht hat, aber eben darum nicht dem ersten, dem besten preisgeben sollte, zuweilen aber auch wohl Dinge, die noch ganz verworren in ihm liegen, und die er reif glaubt, weil seine Gabe zu reden ihm auch wohl für Verworrenes Worte finden läßt. Für ihn und für andere wäre es gewiß ein Gewinn, wenn er auf einen Platz gestellt würde, wo er recht viel handeln und schaffen müßte, und sich ihm die zum Sprechen nöthige Muße von selbst entzöge. In Stuttgart habe ich von Menschen niemand gesehn als den dienstfertigen, beweglichen Reinbeck, dessen Gefälligkeit mir mehr als eine angenehme Stunde bereitete, und Deinen Hartmann, diesen aber leider nur so kurze Zeit und in einer durch Uebereilungen Tübinger Freunde so getrübten Stimmung, daß ich eigentlich nichts als des Mannes ernstes, tüchtiges, treues Gesicht aus dem Gespräch mit ihm übrig behalten habe. Wir besprachen hier fleißig für künftiges Jahr einen großen Congreß auf der Bettenburg; es ist schwer zu sagen, ob wir eigentlich den Truchseß oder Dich als Mittelpunkt davon denken; genau betrachtet wohl auch beide, denn man ist das schon gewohnt, Euch beide nicht getrennt zu denken. Als ich in Schweinfurth Pferde nach der Bettenburg verlangte, war die erste Frage des Kellners, ob ich denn nicht auch den Herrn Professor Voß kennte, worauf denn Dein ungemessenes Lob folgte, als ich bejaht hatte. Und so war es bei Sickler, und so ist es hier bei allen Deinen Freunden. Sickler hat mir wohl gefallen wegen seiner behaglichen Freude an seinem frühern Leben und wegen seiner tüchtigen Pläne für die Zukunft. Unter denen ist besonders Einer, der die baldigste Entwicklung aller herkulanischen Rollen bezweckt, von großer Wichtigkeit, und wie es scheint, seiner Ausführung ziemlich nah. Ein bischen merkantilisch treibt er freilich seine Arbeiten, und darum flößt er für seine Beschäftigungen selbst kein Interesse ein, sondern nur für das, was dabei herauskommen kann. Das ist nun freilich nicht nach meinem Sinn; was der Mensch hervorbringt, ist immer nur Stückwerk, und wenig gegen das Ganze gehalten; redliche Spannung und Richtung aller Kräfte ist aber an sich so schön und würdig, daß sie nothwendig auch jeden andern mit ergreifen und begeistern muß. Dieß erfreuende Gefühl haben wenig Menschen so in mir angeregt, wie Evers in Aarau, den auch Du kennst. Er ist mir ein rechtes Muster geworden, wie man das reiflichste Forschen und Sinnen über seinen Lebenslauf mit der thätigsten Handhabung desselben verbinden muß. Auch war es mir eine angenehme Ueberraschung, zu bemerken, daß er in seinem Kreise ganz dieselben Ansichten zum Grunde legt, nach denen wir in Jena nicht ohne Widerrede von außenher verfuhren, sodaß also an den entgegengesetzten Endpunkten von Deutschland zu gleicher Zeit in Einem Sinn gewirkt ist. Sonst haben mir die Schweizerischen Gelehrten — mit Ausnahme des liebens-

würdigen Müller in Schaffhausen — nicht gefallen mögen; Hottinger ist schon ganz stumpf und Bernt wohl noch thätig genug, aber in allem, selbst in seinem Aeußern, pfäffisch; er gleicht dem Pater Gramsalbus vor Veit Webers Holzschnitten aufs vollkommenste. — Möchte ich doch noch hier von Dir und den Eltern hören; Abraham harrt gar sehr auf einen Brief von der lieben Mutter, und ich wünschte nichts mehr, als den hier noch zu erleben. — Sobald ich wieder irgendwo festen Fuß gefaßt habe, und wieder mein Streben ein Ziel findet, erhältst Du geordnetere Briefe von mir; jetzt mußt Du schon mit dem vorlieb nehmen, was ein unruhiges und doch auch nicht mehr recht rasch bewegtes Umtreiben giebt; und den Freund bestmöglich hindurch erkennen, und seine Liebe auch darin fühlen, daß er lieber so, als gar nicht schreiben will. Mit wie treuer Gesinnung ich der theuren Eltern gedenke, das mögen sie selbst nach der Liebe ermessen, die sie mir im Voraus geschenkt haben, damit ich ihrer immer werther zu werden trachte. Hans wird noch wohl in Eurer Mitte seyn; möchte ich doch bald hören, daß seine Lage die erwünschteste, von ihm längst verdiente Richtung gewonnen hat!

Grüße Martens aufs beste; er solle nicht glauben, daß mein Nichtschreiben irgendwas mit einem Nichtandenken gemein habe.

Berlin, 1814.

Von Weimar soll ich Dir noch erzählen; da Du es willst, muß es schon geschehn, aber ich kann nichts günstiges sagen, wo alles mich anmaaßlich und kalt anwehte, überall nur Wissenschaft und Kunst aus sehr hohlen und wurmstichigen Herzen tönte, und nebenbei einiger gebildeter Spott über Glaube an Gott und Liebe zum Vaterlande. Ich gestehe Dirs gern, da ich ganz frei von allen persönlichen Verhältnissen in Weimar mich unbefangener umschaute, als sonst, da ist mir niemand vollendeter und tüchtiger in seiner Art erschienen, als unser alter Conrector, bei dem ich einigemal recht lustig gewesen bin; von L. schweige ich, über die gleißende Falschheit dieses Wanstes geht nichts; H. verkommt in häuslicher Misere und ärmlichen vereinzelten Studien, die sich nie zu etwas ganzem runden, noch weniger auf ihn selbst kräftig zurückwirken werden. Er hat Leipzig nicht so gut verbauet, wie ich von mir rühmen kann. Denn ist nun Gott und Vaterland ein wahrer Greuel: „Nein, da habe ich meine Alten," sagte er; es ist der lebhafte faustische Wagner. Riemer habe ich etwas näher kennen gelernt, und ihn viel lieber gewonnen: er hat wirklich seine sehr wackern Seiten. St. Schütze, wie ich höre, nun auch Ehemann, war verreist; sonst hätte ich mich wohl ein wenig mit ihm über den Sigurd besprochen, den ich nun bald recht ordentlich recensiren will, besonders seitdem Fouqué mir geschrieben hat, er habe schon lange gewünscht, einmal eines seiner Werke von mir beurtheilt zu sehn. — In Jena habe ich noch einige recht frohe Tage zugebracht, bei Knebel, bei Luise Seidler, einer recht interessanten und liebenswürdigen jungen Malerin, und vor allen bei Luden, auf den ich als Schriftsteller wenig, als Mensch aber sehr viel halte, und der besonders ein Gesellschafter ohne Gleichen ist. Daß der arme Gries meinen Besuch so herzlich aufgenommen hat, ist mir eine wahre Freude; er wird sich freilich mit der guten Absicht dabei haben begnügen müssen: denn schwerlich hat er die Hälfte meiner Worte verstanden, weil ich nun einmal über solche Dinge, als man mit ihm bespricht, nicht schreien kann. Da habe ich Luden bewundert, wie der auf ihn einzuschreien vermag. Auch in Leipzig habe ich einige Tage in trüber Erinnerung früherer schöner Jahre, aber auch in heiterer Mittheilung mit meinem treuen alten Seidler, mit Hermann und dem unsäglich guten, herzlichen

Schüler zugedacht, aus dem wohl etwas ganz herrliches hätte werden können, wenn ihm die Kraft gegeben wäre, alle fremdartigen Einwirkungen zurückzuwerfen. — Hier setzt mein Studentenleben seinen gleichen Gang ruhig fort; bis gegen 12 bin ich so fleißig wie möglich, und das Lex. Soph. rückt jeden Tag um ein Paar Schritte vor, es sind aber deren etliche hunderttausend zu thun. Um 12 liest Wolf, nach Tisch nimmt mir Döderlein meist einige Partheien Billard ab, wie Dir Voße. Dann lasse ich im Gr. Kloster griech. Verse oder Exercitia machen. Dann werden wohl noch ein Paar Stunden gearbeitet, und die letzten Stunden des Tags, von 7 bis 1 Uhr in Gesellschaft, wenn auch grade nicht gesellig, zugebracht, außer wenn Wolf bei mir ist, oder ich bei ihm. Wir lesen jetzt miteinander den — — Nonnus, weil allein keiner von uns die Ausdauer haben würde. Du bist nicht sicher, daß wir uns nicht kurz und gut durch eine Ausgabe der Dionysiaka an dem Verdruß rächen, den sie uns oft machen; noch öfter haben wir aber zu lachen, und was auch draus werde, etwas andres als — mit Scaliger — ein ludibrium otii juvenilis wird sicher nicht draus. Mit Döderlein und Göttling lese ich zuweilen ein Stück Sophokles; kritisch aber kann man den nicht gemeinsam lesen; denn hier ist alles so zart und hehr, daß die heiligste, tiefste Stille kaum still genug ist, um zu erwägen, was aus so göttlichem Geist hervorgegangen seyn kann. Jeder Tag überzeugt mich mehr, daß hier kein glücklicher Fund und Griff etwas ausrichtet, sondern daß einzig ein liebevoll hingebendes, alles umfassendes Studium und eine eigne Läuterung des Sinnes in diese Tiefen der Poesie führt. Darum muß eine rechte Ausgabe des Sophokles durchaus geräusch- und anspruchslos seyn, und wer mit Emendationen u. dgl. drein fährt, hat die Weihe statt der Hera. Den Aeschylos, glaube ich, kann man schon etwas fester anfassen, und darum gelingt mirs vielleicht, Dir bis Ostern ein Paar Blätter über den Agamemnon mit Wolfischen und eignen Betrachtungen voll zu schreiben. Döderlein hofft sehr auf eine Rec. seines Spec. von Dir in den Heidelberger Jahrbüchern. Daß Ihr beide, Du und Abraham, vor einen Band eures Shakespeare unserm Bunde ein Denkmal stiften wollt, freut mich so, als wäre es schon geschehn. Ich mache es aber Euch zur Pflicht, die schöne Gabe — wenn mich vielleicht bis dahin eine französische Kugel oder ein französischer Säbel wegraffen sollte, was bei der jetzigen Gährung in allen politischen Verhältnissen wohl seyn könnte, meiner und meiner Luise Manen zu weihen; sie hat ja auch Dich so sehr lieb gehabt. — Meine nächsten Briefe sollen nun an unsre beiden herrlichen Ritter geschrieben werden. Der eine zeigt mir so freundliches Wohlwollen, daß ich stolz genug werde, dasselbe von dem andern zu hoffen, wenn er mich ein bischen kennen lernt. Nur das macht mich besorgt, daß er mich so erwarten möchte, wie ich nur in Deinen Freundesaugen und in dem Spiegel Deiner Briefe erscheinen kann, bei Gott aber nicht in meiner armen Wirklichkeit. Möchte ich so viel Liebe doch durch etwas mehr verdienen können, als durch die reinste Erwiederung, die so für nichts anders gelten kann, als für etwas ganz Nothwendiges ohne Werth in Beziehung auf die Würdigung meiner selbst. An Verwirrung nimmt dieser Brief es mit Deinem und jedem andern auf; möge er Dich nur halb so erfreuen, wie mich der Deinige!

An Frau von Voigt.

Ich hatte es nicht bedacht, verehrte Freundin, daß man Wohlwollenden, an deren Nachsicht man nie zu zweifeln hat, eher nichts, als nicht schreiben sollte. Ersteres ist noch heute bei mir der Fall, denn so lange ich nicht bestimmt angeben kann, was ich praktisch schaffe und wirke, werde ich hinfort eben nichts zu sagen

haben. Aber die gütigen Zeilen, die mir mein lieber Gottling von Ihnen gebracht hat, darf ich wahrlich nicht eben so verhallen lassen, wie es Ihnen scheinen könnte, daß es mit den letzten mündlichen Mittheilungen in Weimar ergangen sey, wenn es auch nicht ist. — Von meiner Reise bis hier ist nichts zu sagen; einige heitere Stunden bei dem immer noch jugendlichen Knebel, bei Luden und bei Luise Seidler werden mir lieb bleiben, wie die in Ihrer Gesellschaft in Weimar verlebten. In Leipzig war ich nur wenig Tage, ich hatte den Ort seit meinen Studentenjahren nicht wiedergesehn; die reiche Knospe, die damals mein Leben noch umschloß, ist seitdem rasch ab- und ausgeblüht, und so konnte es mir in dem an sich unlieblichen Ort nicht wohl werden. Nur das Schlachtfeld durchwanderte ich mit wahrhaft freudigem und gehobenem Gefühl. Keil fand ich als dreitägigen Ehemann natürlich noch nicht recht heimisch in seinem neuen, früher schon so oft ohne seine Schuld verfehlten Glück; alles, was ich von seiner jungen Frau zu sehen und zu hören Gelegenheit hatte, hat mir ein freundliches Bild hinterlassen, und scheint mir Keils Glück zu verbürgen. — Auch, was ich nicht vergessen darf, bewog mich eine Einladung von Netto, die ich in Jena erhielt, den kleinen Umweg über Utenbach zu nehmen, um den Diener der Kirche wiederzusehn, der als solcher den besten Theil meines Lebens weihte. Insofern gereuen mich die zwei Stunden nicht, die ich nur bei ihm zubringen konnte, weil ich noch vor Nacht bis Weißenfels wollte. Statt über Dresden bin ich gradeswegs über Wittenberg hieher gegangen. Was ich in Naumburg, Weißenfels, Leipzig von der Stimmung der Sachsen gegen uns wahrzunehmen Gelegenheit hatte, ließ mich meine Reise durch das Unglücksland abkürzen, wie ich nur konnte: auch mag ich es nur als preußisch, das heißt als deutsch wiedersehn, denn jetzt ist alles durch französische Arglist vergiftet und entdeutscht. Hier traf ich mit dem ersten Schnee ein, und beschäftige mich seitdem mit manchem Versuch, auch verweilend ein einsames Leben zu führen, was dem Wandernden freilich leichter gelang. Wem das väterliche Haus mit allen geliebten Erinnerungen und Gewöhnungen seiner Kindheit und Jugend ein Raub der Flammen wurde, den ergreift wohl alsbald das ganze, große, ungetheilte Gefühl dessen, was er verloren; aber erst, wenn er sich wieder auf irgend eine Weise anderswo heimisch zu machen sucht, vermißt er mit tausendfachen einzelnen Schmerzen, was seine Tage einzelnes erhellte und zierte. Daß es mir jetzt so ergeht, das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, so nothwendig war das. Ich suche denn nun so fleißig, so arbeitsam zu seyn wie möglich, und verschanze mich hinter Büchern vor mir selbst. Es wird denn alles bunt durcheinander getrieben, ob sich vielleicht einmal das rechte finde; mit der größern Neigung aber wende ich mich zu recht strengen, dürren, mühseligen philol. Studien, die erst an einem sehr fernen Ziel lohnend werden können; es scheint, als ob zwischen denen und meinem Leben eine Art von Analogie obwaltete — daß mir dabei Fouqués Dichtungen und das Nibelungenlied (soviel man hier auch gegen die Nibelungensüchtigen und Minneliedertichen witzeln soll) werth und oft erquicklich bleiben, das bedarf hoffentlich keiner Versicherung. Mein Gefühl beim Lesen der Corona kann niemand wahrer aufgefaßt haben, als Sie, meine Freundin; Sie würden, wenn ich Ihnen gleich mein Exemplar zusenden könnte, alle die Stellen unterstrichen finden, die mein innerstes Wesen berührten, und von denen ich mehr als Eine zum Wahlspruch meiner Zukunft nehmen könnte, die auch ein zwar nie verzagendes, aber dennoch stets sieglosses Kämpfen seyn wird, das kein andres Ziel hat, als das des Romuald. — Bei dem allen will ich Ihnen unter vier Augen gestehn, — auf die Gefahr hin, daß Sie mich ein bischen in die Kategorie gewisser geistreicher Damen stellen, — daß die Corona mich nach wiederholter Lesung noch

immer nicht ganz so warm und liebend anspricht, wie sonst jedes Wort des geliebten Dichters. Zur Kritik bin ich minder aufgelegt, als je — ich weiß mir also keine Rechenschaft von diesem Gefühl zu geben; aber das Gefühl ist da. — Der Sommer dagegen ist mir unaussprechlich lieb, und daß Fouqués sehr ähnliches Gedicht voransteht, macht die Gabe doppelt erfreulich. — Ich hoffe Ihnen alles übrige in kurzem und noch vor Hufelands Reise, wie Sie es wünschen, zusenden zu können. — Der Malerheld in der Corona soll der junge Veith, Friedr. Schlegels Stiefsohn seyn. — Sonst habe ich mich um die neueste Litteratur noch wenig gekümmert; nur einige Romane von Fr. von Fouqué habe ich nach einander weggelesen, um auch ein geistiges Bild von dieser gewiß bedeutenden Frau zu gewinnen, den Rodrich, die Frau vom Falkensteine, die Magie der Natur, die kleinen Erzählungen und den Spanier und Freiwilligen. Der große, durchdringende Verstand, der alle ihre Gespräche bezeichnet, tritt auch in ihren Schriften mächtig hervor; dabei haben mich besonders in der Frau des Falkensteines tiefe Blicke in die geheimsten Bahnen werdender und wachsender Leidenschaft ergriffen. Ich habe Fouqué noch nicht wiedergesehn, erhalte aber manchen freundlichen Brief von ihm, und denke ihn um Ostern auf einer Reise ins Mecklenb. auf ein Paar Tage zu besuchen. — Hier lebe ich übrigens so eingezogen, daß ich noch nicht einmal dazu gekommen bin, den trefflichen Hufeland, der ich so innig schätze, zu besuchen. Ich bin aller Geselligkeit innerlich so sehr abgestorben, daß ich es für Pflicht gegen andre halte, von allen heitern Lebenskreisen, die ich nur stören könnte, so fern wie möglich zu bleiben. Ja, ich fühle mit jedem Tage weniger Neigung, in Berlin zu bleiben, und mehr Sehnsucht, den Ueberrest meiner Jahre in Jenkau zu verleben. Was mir hiervon gewährt werden wird, liegt noch ganz im Dunkeln, und da ich einstweilen im grauen Kloster einigermaaßen beschäftigt bin, werde ich die Entscheidung allerdings hier abwarten. — Am häufigsten sehe ich noch Wolf, dessen Kraft und Genialität unerschöpflich zu seyn scheinen, häufig auch den mannhaften Jahn, der bei manchen Wunderlichkeiten der Außenseite die Wahrhaftigkeit und Gediegenheit selbst ist. — Sonst ist Berlin kein Ort, der der Geselligkeit — im rechten Sinne des Wortes — besonders günstig ist. Man mag es anstellen, wie man will, man muß hier so viel Menschen ein wenig kennen, daß es darüber nie zu einer einzigen ordentlichen Bekanntschaft und Herzensfreundschaft kommen kann. In das Theater bin ich noch fast gar nicht gekommen, nur ein Paar Opern habe ich gehört. Für das Trauerspiel ist die hiesige Bühne wohl die schlechteste in Deutschland, und die Lustspiele, die man hier gut geben soll, mag ich nicht sehn. — Von meinem Wilhelm erhalte ich, wie Sie wohl denken können, recht häufige und immer die erfreulichsten Nachrichten, von der Leichtigkeit, mit der er alles bezwingt, was sonst Kindern das erste Gefühl des Erdenlebens zu geben pflegt, besonders das Durchbrechen der ersten Zähne, von seiner steten körperlichen und geistigen Regsamkeit und seinen zeitigen Versuchen, sich zum Gebrauch seiner Sprachorgane und seiner Füße zu verhelfen. Noch keine Miene und keinen Laut, schreibt mir Minna Jachmann in ihrem letzten Briefe, habe sie an ihm wahrgenommen, der einen krankhaften oder unbehaglichen Zustand ausdrücke. Auf diesen einen lichten Punkt drängt sich denn nun auch alles zusammen, was ich noch im Leben hoffe und wünsche. — Wahrscheinlich erst im May werde ich nach Gumbinnen reisen, weil die Fahrt in früherer Jahrzeit dem Kinde doch nachtheilig werden könnte: es müßte denn seyn, daß ich schon früher nach Jenkau zurückkehrte. Nun wünsche ich nur, daß diese Zeilen das schwere Unrecht meines langen Schweigens — so wenig Sie mich es auch wollten fühlen lassen, so fühlte ich es doch lange vorher schon — bei Ihnen einigermaaßen mögen

vergessen machen. Auch verspreche ich recht ernstliche Besserung und hoffe, nicht wieder in denselben Fehler zu verfallen. Daß er nicht aus meiner Gesinnung aus irgend einem Erkalten jahrelang treubewahrter Achtung und Freundschaft entsprungen war, darf ich ja wohl nicht erst versichern. Und in diesem unveränderlichen Gefühl schließe ich denn auch heute. Berlin, 3. Februar 1815.

Das Rauchsche Denkmal ist von Nordamerik. Kapern genommen, weil es unter Engl. Flagge ging. Da nun der Friede mit England abgeschlossen ist, hofft man auf eine baldige Zurückgabe, wenn sie auch wirklich noch einige tausend Pfund Lösegeld erfordern sollte.

Berlin, 2. März 1815.

Auch ohne Ihren lieben Brief, meine theure Freundin, würde ich Ihnen in diesen Tagen geschrieben haben, weil sich meine künftige Bestimmung schneller entwickelt hat, als ich glauben konnte, und mein Abgang von hier mir plötzlich nahe gerückt ist. Denn wahrscheinlich noch in diesem Monat gehe ich als Professor an der Universität nach Breslau. Ist mir auch jeder Ort so ziemlich gleichgültig, so ist mir eine akademische Laufbahn fast eben so unerwünscht, als unerwartet; nur ein längst ersehntes gewährt diese Veränderung meines Wirkens mir, eine Masse neuer Arbeiten und Bestrebungen, deren Ueberhäufung mich vielleicht über manche Lücke hinwegtäuschen wird. Mit meinem Verlangen, nach Jenkau zurückzukehren, stimmt diese Wendung des Geschickes freilich sehr wenig; aber es sollte noch nicht seyn, und freilich habe ich mit 28 Jahren dem Leben noch gar manche Schuld abzutragen. Jenkau wird dabei das letzte Ziel meiner Wünsche bleiben, und vielleicht erreiche ich in spätern Jahren noch, was mir für jetzt versagt ist. Sie, meine Freundin, das zeigen mir die theilnehmenden Besorgnisse und Warnungen Ihres letzten Briefes, werden mit dieser Bestimmung über mich nicht unzufrieden seyn. Darum habe ich Ihnen dieß vor allem andern erzählt. — Noch ehe ich nach Breslau abgehe, werde ich auf einige Tage zu meinen Eltern reisen; aber nach Gumbinnen komme ich nun schwerlich früher als in den Hundstagsferien schon von Breslau aus, wenn es mir nicht gelingt, den Beginn meiner Thätigkeit an der Universität noch bis Johannis hinausgerückt zu erhalten. Vielleicht wird der 31. März der Tag meiner Ankunft in Breslau seyn; wie dunkel auch eine solche Vorbedeutung erscheinen mag, so weiß ich doch für mich keinen schicklichern dazu. Seit diesem Tage ist es mit der Einheit meines Lebens dahin, und in diesem Jahre hat eine vergebliche Bestrebung, ein mißlungener Versuch — von meinem Hinwegeilen aus Jenkau bis zu meinem vereitelten Wunsch, dahin zurück zu kehren — den andern gedrängt. So mag denn immer der Tag, an welchem ich austrat aus der freudigen Gemeinschaft des Lebens, zusammenfallen mit dem, an welchem ein erneuter Verband mit dem bürgerlichen Zusammenhang dem untergegangenen innern Leben ein äußeres unterschieben wird. Alle Nachrichten über meinen Wilhelm sind fortwährend so hoffnungsreich und tröstlich, daß es mir oft verkommt, als müßten sie an einen andern, als an mich gerichtet seyn, weil ich kaum noch Organe finde, so viel freundliches und süßes würdig aufzufassen. Wie ich künftig meinen kleinen häuslichen Kreis gestalten werde, darüber bin ich noch recht sehr unschlüssig. Wäre es mir beschieden, mit Jachmanns an einem Orte zu leben, so würde alles so bleiben, wie es jetzt ist. Nun aber wird vielleicht meine älteste Schwester mich nach Breslau begleiten und die Pflegerin meines Kindes werden. — Von neuen bedeutenden Erscheinungen in Wissenschaft und Kunst

weiß ich Ihnen nichts zu berichten: ich weiß nicht, ob es daran liegt, daß sich wirklich keine zeigen, oder ob sie nur mir nicht zu Gesichte kommen. Die gewünschten Hefte der Jahreszeiten wird Ihnen Hufeland überbringen, nebst den kleinen Gedichten u. s. w. Die ersteren aber bitte ich als ein kleines und nicht unpassendes Andenken von mir anzunehmen. Wäre es der Frühling und der Sommer, so würde ich Bedenken tragen, sie Ihnen darzubieten, aber Herbst und Winter schicken sich recht wohl für mich. — Besonders der Sintram hat mir viel Freude gemacht. Auch der Thiodolf enthält viel Schönes, und wird gewiß noch mehreres entwickeln, sobald auch der zweite Band ausgegeben ist. Denn daß eine ewige und tiefe Idee auch hier durch eine reiche und bunte Kette von Abenteuern zu einem festen Ziel geleitet wird, das deutet schon der erste Band an. Von den Fantasiestücken in Callots Manier kenne ich nur erst den dritten Band, der mich ungemein angezogen durch die reine, gediegene Mischung rührender und komischer Kraft, und durch die anschaulichste Darstellungsgabe. Ist eine nahe Geistesverwandtschaft mit Jean Paul schon nicht zu verkennen, so erscheint mir doch bei Hoffmann alles inniger, voller, reicher, sein gesammter Styl — Ausdruck, Anlage, Erfindung — reiner und einiger in sich. Dieser dritte Band hat nun noch den besondern Reiz, daß er in seiner Darstellung der Salamandernaturen kein unwürdiges Gegenstück zu der lieben Undine giebt. Ich wollte, die beiden Dichter schlössen nun auch noch die Gnomen und Sylfen unter sich; daß Fouqué mit den letztern schon gute Bekanntschaft gemacht hat, zeigt sich in der Corona. — Von Adelbert von Chamisso ist vor einigen Monaten ein lesenswerthes Büchlein erschienen: Peter Schlemihls seltsamer Lebenslauf. Es ist die Geschichte eines Menschen, der aus Unzufriedenheit mit seiner Dürftigkeit dem Teufel seinen Schatten verkauft, und dem nun diese Schattenlosigkeit die bösesten Streiche spielt. Wenn Ihnen das Bändchen zu Gesicht kommen sollte, so lesen Sie es ja. Eigentlich mag es wohl eine schmerzlich-spaßhafte Parodie seines eignen unreinigen Lebens seyn, wenigstens der in Kupfer davorstehende Peter Schlemihl ist Chamisso leibhaftig selbst. — Um die Kunigunde bin ich noch immer weggegangen, wenn ich sie irgendwo liegen sah. Werner wird, wie es heißt, von Wien hieher kommen, um auch hier seinen katzengoldnen Heiligenschein leuchten zu lassen; hier wird sich seine wunderthuende Beredtsamkeit im glänzendsten Lichte zeigen können, denn hier kennt man, wenn irgendwo, die Jahre seiner nun abgethanen Weltlichkeit. — Jetzt lese ich — zum erstenmal — ein älteres Buch: Henrich Stillings Jugend- und Jünglingsjahre. Sollten Sie es noch nicht kennen, so mache ich Sie aufmerksam darauf. Besonders der erste Band hat mich tief bewegt, und muß jedem zur Seele sprechen, dessen Sehnsucht das Geliebteste jenseits sucht. Das mit Adelen besprochene Büchlein, dem Sie nachfragen, unterbleibt, wie manches andere, durch meine Schuld. Ich versuchte, einige ältere Aufsätze dazu noch einmal zu überarbeiten, einige längst in mir herumgetragene niederzuschreiben; aber beides mißlang gänzlich und erinnerte mich, daß, wie mein ganzes Leben, so auch alles Einzelne unvollendet bleiben müsse, was in besserer Zeit, unter dem mildesten, zartesten Einfluß begonnen wurde. Was noch dieneden gelingen soll, das muß ganz von neuem begonnen und aus anderm härtern Stoff, in strengerer Form gebildet werden, damit es nicht über mich selbst lüge. Nur einen schon in frühester Zeit angeknüpften Faden denke ich noch fortzuspinnen, weil meine Luise das immer vorzüglich wünschte, und mir es oft ins Gedächtniß rief, meine Beschäftigungen mit dem Nibelungenliede. Ich bin mit Veranlassung gewesen, daß sich zu diesem Zwecke sieben Freunde verbunden haben, Jahn, Zeune, Feilde, Lange, Giesebrecht, Walch, Görling und ich. Wir versammeln uns wöchentlich einmal

zu gegenseitiger Mittheilung und Prüfung unserer Ansichten und Resultate, und werden zu seiner Zeit die wesentlichsten Ergebnisse dieser gesellschaftlichen Bestrebungen öffentlich machen. In den nächsten Wochen erscheint von Jeune eine sehr bequeme und zweckmäßige Ausgabe der Urschrift des Nibelungenliedes. — Hier thut ein ernstliches Hervorheben des alten Heldengesanges sehr Noth, denn der Gegner, die das Lied durchaus nicht angesehn haben, sind nicht wenige, und diese wenigen sind sehr unverschämt, womit sie es allerdings in Ermangelung aller Gründe zwingen müssen. Man hört von beabsichtigter Zurückführung zur Barbarei und zum Heidenthum von Nibelungensüchtigen und Minneliederlichen u. s. w., und besonders die werthe Geistlichkeit wittert höchst verdächtige, gegen Kirche und Staat gerichtete Bestrebungen hinter der Verbreitung eines Liedes, das sie für viel zu geringfügig achten, als daß man wirklich auf diese sein Denken und Forschen richten könne. Desto besser gelingt seine Verbreitung von unten herauf durch die Schulen und die akademischen Vorträge, und obgleich der Minister Schuckmann selbst zu den eifrigen Gegnern gehört, so ist er doch zu billig, um die Einführung auf öffentlichen Schulen irgend zu hindern. Riemers Abgang, von dem mir schon Wolf sagte, hat den Wunsch in mir rege gemacht, den guten Göttling an seiner Stelle zu wissen, weßhalb ich auch schon vor einigen Posttagen an Hand geschrieben habe. Bei seiner ernsten, kräftigen Thätigkeit würde seine Anstellung ein wesentlicher Gewinn für die Schule, und eine bestimmte praktische Richtung dasselbe für ihn seyn. — In diesen Tagen theilte mir Marheinecke über Schulze eine Nachricht mit, die mich sehr betrübt hat, daß er an einer Lungenentzündung ohne Hoffnung daniederliege, sodaß ich posttäglich die Gewißheit seines Todes erwarten muß. So geht das Leben derer, die es mit schönen Hoffnungen zu beginnen sich rüsten, während es andern, deren Hoffnungen und Wünsche ruhen, sich noch zu unabsehbarer Länge hinzudehnen scheint. Huseland habe ich Ihren Brief sogleich selbst überbracht; herzlichen Dank, daß Sie mich so zwangen, den trefflichen Mann endlich zu besuchen; auch haben Sie sehr recht mich zu schelten, daß ich bis fast zu meiner Abreise damit gezögert habe. Aber wahrlich, bei der beständigen Spannung meiner Gefühle scheue ich mich billig vor andern Menschen, zu denen mich kein bestimmter Beruf führt. Mühsam aus der Außenwelt gehaschte Gespräche können für niemand Interesse haben, und was im tiefsten Innersten lebt, wird nicht so leicht ein Gegenstand der Mittheilung. Wenn Sie mir wieder schreiben wollen, so richten Sie Ihre Briefe an Prof. Bucher, der immer meinen jedesmaligen Aufenthalt weiß.

Im Begriff, nach Sternberg zu reisen, kann ich Ihnen, verehrte Freundin, nur noch meine freundlichen Grüße mit dem Bändchen der Jahreszeiten übersenden, und die Bitte, die Einlage an Hand zu fordern. Ich bin in 14 Tagen wieder hier, und gehe erst Anfangs May nach Breslau ab. Wie sehr würde ich mich freuen, bis dahin noch einmal von Ihnen zu hören. Berlin, 18. März 1815.

Berlin, 29. May 1815.

Mein Verreisen nach Mecklenburg und Hufelands Nichtabreisen nach Weimar hat den Sintram älter werden lassen, als er nach meinem Willen sollte. Ich sende ihn Ihnen nun auf dem gradesten und sichersten Wege und wünsche nur, daß er Ihnen durch diese Säumniß nicht werthlos geworden seyn möge. Daß meine Abreise von hier sich um einen vollen Monat verzögert hat, hat seinen Grund in meinem Wunsch und meiner Hoffnung, wenigstens den gegenwärtigen Feldzug

mitmachen zu können. Drüber aber geht das Ministerium des Innern von ganz andern Ansichten aus, als das Kriegsministerium, und hält zurück, was irgend in seinem Bereich liegt. So habe denn auch ich, nach mehrwöchiger Ungewißheit über meinen Wunsch verneint erhalten, und werde nun in den nächsten Tagen nach Breslau abgehn, doch noch nicht mit ganz aufgegebener Hoffnung. Denn ich denke, der wirkliche Anfang des Krieges kann noch manches anders gestalten; bricht er aber überall nicht aus, wie hier nur zu viele glauben, so ist nichts verloren, sondern Muße gewonnen. — Sie hören nun nicht eher von mir wieder, als bis ich in Breslau festen Fuß gefaßt habe, vielleicht nicht eher, als bis mein Wilhelm bei mir ist. Darum kann ich heute nur im Allgemeinen für den inhaltreichen Brief danken, mit dem Sie mich vor einigen Monaten erfreuten: seine Beantwortung spare ich für ruhigere Zeit. — Das Denkmal der Königin, von Rauch, ist nun glücklich angelangt und in Charlottenburg aufgestellt; gesehn habe ich es noch nicht. Ein Kandelaber ist von Tieck.

An Heinrich Voß.

Sternberg, 28. März 1815.

— — — Komme ich in Breslau mit Schneider gut aus, so kann das auf meine lexikalischen Arbeiten Einfluß haben, und mich selbst, was ich sonst nie im Sinne gehabt, zur Ausarbeitung eines größern Werks bestimmen, als das Lex. Sophocl. ist. Bei diesem komme ich mir immer vor wie der Teufel, der von einem alten Thurm in Lüneburg jede Walpurgisnacht ein Maulvoll abholt und damit fortfahren muß, bis das ganze Gemäuer abgetragen ist. — Daß Dein Vater den Eintritt in das neue Frühjahr noch würde erkämpfen müssen, das habe ich wahrlich nicht geglaubt. Nun, Gott sei gedankt, daß alles so glücklich überwunden ist, und sein jugendlicher Geist schon wieder mitwirkt, dem Körper alle seine Kraft schneller zurück zu geben. Ich denke aber auch, die Pflege der theuren Mutter und die erquickliche, freundliche Gartenarbeit wird wetteifern, das Geschäft der Genesung ganz zu vollenden, und die innigsten, liebevollsten Wünsche manches Entfernten möchten sich auch gar gern einen kleinen Antheil zuschreiben. — Für den Brief an Niebuhr kann ich dem theuren Vater nicht genug danken. Allerdings war der herrliche Mann mir schon nicht mehr unbekannt, da ich ihn zweimal bei Süvern und bei Böckh in der Herodotsgesellschaft gesehn hatte, die er nun seit lange nicht wieder besucht. Aber ich hatte mir nie ein Herz fassen können, ihn geradezu anzureden oder ihn in seinem Hause zu besuchen, so hoch und unerreichbar steht dieser Mann vor mir da. Deines Vaters Brief gab mir nun ein Recht dazu, und da habe ich ihn denn gleich zu Niebuhr hingetragen, und bin von ihm ganz so freundlich aufgenommen, wie ich im Stillen hoffte, da ich ihm etwas so erfreuliches zu bringen hatte. Sehr viel habe ich ihm von Euch allen und von allen Euren Umgebungen und Beschäftigungen erzählen müssen, und daß mir dabei, daß ich von Euch und daß ich zu Niebuhr sprach, gar wohl ums Herz wurde, kannst Du Dir wohl denken. Sobald ich wieder in Berlin bin, werde ich ihn wieder sehn, und das bis zu meiner Abreise noch recht oft möglich zu machen suchen. Daß er unter allen unsern Zeitgenossen an Tiefe und Umfang des Wissens, mit dem schärfsten Urtheil, der lebendigsten Ansicht und der gediegensten Wirkungskraft vereinigt, ohne Gleichen ist, kann man wohl ohne Uebertreibung von ihm sagen. Wie herrlich ist dabei die Milde seines ganzen Wesens, die nur dann in leidenschaftliche Strenge übergeht, wenn es eine sittliche Idee zu verfechten gilt, und eine so ächte, wahre Anspruchlosigkeit, daß man sich zu ihm eben so schnell von Neigung wie von Verehrung hingezogen fühlt. Oft findet sich bei

ausgezeichneten Menſchen nicht, daß ſie auf dieſe Weiſe Vertrauen erregen: die Beſcheidenheit muß bei ſolchen von der aller lauterſten, reinſten und ächteſten Art ſeyn; ſonſt ſetzt ſie in Verlegenheit und man wünſcht ſich lieber einen etwas ſtärkeren Ausdruck verdienten Selbſtgefühls herbei. — Die Erfurdtſchen Papiere erhalte ich in kurzem. Seidler, Lobeck und Meineke haben mir ſchon manches ſchätzbare geſandt und mehreres verheißen. Das erfodert denn auch von meiner Seite ein recht ſorgſames Studium der Fragmente, deren Erſcheinung aber eben darum noch gar nicht zu beſtimmen iſt, und davon hängt auch die des Lex. Sophocl. ab. Deinen neueſten Sophokliesrecenſionen ſehe ich recht verlangend entgegen, Dein Urtheil über den armen Erfurdt unterſchreibe ich ganz; jemehr ich den herrlichen Dichter leſe, deſto unzufriedner werde ich mit dieſer Bearbeitung, und Ein vermeintliches Verdienſt über das andre verſchwindet. — — — Daß Aeſchylos Perſer auch unter meine Lieblingsſtücke gehören, ſiehſt Du ſchon daraus, daß ſie das erſte ſeyn ſollen, das ich in Breslau leſe. Auch in Jenkau habe ich es gleich nach dem Rückzug meinen Primanern, zu deren höchſten Jubel, erklärt, und ſo Deinen Wunſch an meinem Theil im Voraus erfüllt. Ich hoffe beim abermaligen, ſorgfältigen Durcharbeiten doch auf einiges eigne, neue und haltbare zu kommen, welches Dir dann von Zeit zu Zeit vorgelegt werden ſoll. Kannſt Du mir noch einiges zum Behuf meiner Vorträge aus Deinen Vorräthen mittheilen, ſo ſoll davon dankbarer Gebrauch gemacht werden. Ueber den Agamemnon erhältſt Du gelegentlich einiges Wolfiſche und eigenes. Möchten wir Deine Ueberſetzung gemeinſam Schritt für Schritt durchmuſtern können! Aber auch allein, in Breslau oder wo es ſonſt ſei, will ich mich mit jeder Einzelheit ſo treulich und ſorgfältig beſprechen, als wäre es mit Dir ſelbſt. Da mein Beruf mich wahrſcheinlich oft auf den Aeſchylos führen wird, kann ich Dir um ſo eher die genaueſte Prüfung verſprechen. Denn den Sophokles werde ich mir für mein eignes Studium hauptſächlich vorbehalten, und öfter über den Aeſchylos, auch im Seminarium leſen. Haſt Du Hermanns Programm über die Perſer geleſen? Es ſind ſchöne, lichte Blicke darin, aber die ſatyriſche Seite, die Siebelis ungeziemlich hervorgehoben hatte, verkennt auch Er ganz. Es iſt freilich eine ſo ganz eigne, ſtrenge Komik, daß man oft da, wo ſie ihren Gipfel erreicht, das höchſte Tragiſche wahrnimmt. Denn während der Dichter ſelbſt auf keinen komiſchen Effect hinzuarbeiten ſcheint, bildet ſich dieſer von ſelbſt aus in dem Gegenſatz zwiſchen der gräßlichen Unnatur und Verkehrtheit des Barbarenſinnes und der helleniſchen Hochherzigkeit. Schade iſt es wahrlich, daß man den Phrynichus nicht mehr vergleichen kann. Recht großartig republikaniſch iſt auch das Hinweggehn über den Namen des Themiſtokles, der ſich beim Phrynichus übermäßig vorgedrängt zu haben ſcheint. Walch dankt Deinem Vater und Dir aufs herzlichſte für die mitgetheilten Liviana; vielleicht hat er es aber in dieſem Augenblick bei Ueberſendung ſeiner eben erſchienenen Emend. Liv. ſchon ſelbſt gethan. Das Buch wird Dir gewiß Freude machen durch Form und Gehalt. Ich habe mit Walch den wunderlichen Einfall ausgebrütet, den Nonnos mit ihm zu ediren, — verſteht ſich relaxationis et ludibrii causa, und wenn Gräfe uns nicht zuvorkommt. Wir haben den Winter ein gut Stück Nonnos weggeleſen, und mehrere Schock Conjecturen gemacht: das kann man an dieſem Kerl vortrefflich üben. Wir müſſen nun ſehn, ob unſre Trennung und meine neuen Geſchäfte eine Fortſetzung des Planes möglich machen. — Bei Feugué kehre ich vielleicht auf meiner Rückreiſe nach Berlin auf 24 Stunden ein, um den herrlichen Mann noch einmal zu ſehn, eh' ich ihm wieder ferner lebe. Seine Corona habe ich noch einmal recht bedächtig geleſen, aber alles umſonſt: ich ſuchte die Stimmung

zu erneuen, in die mich im vorigen May seine mündlichen Mittheilungen daraus versetzten: vergebens. Wenn ich die zarte Blanka ausnehme, die auch mich vielleicht mehr zufällig durch wehmüthige Erinnerung mächtig ansprach, bleibt wenig oder nichts, das auf Fouquésche Weise auf mich gewirkt hätte, das heißt tief, innig, unvergänglich. Das Wunderliche in der willkührlichen Vermischung des Dramatischen mit dem Epischen kommt mir noch immer fremdartig zu Sinne, und recht eigentlich freiherrlich, so daß ich meistens nicht weiß, ob die Freiheit oder die Herrlichkeit siegt. Große Freude hat mir dagegen der erste Band seines Thiodolf und besonders sein Sintram gemacht. Es geht ein furchtbar schauriges Wintern in Stürmen und Schneegestöbern durch das ganze Buch, und dazwischen dann wieder im hellsten Sonnenlicht verklärt und verklärend Falkes und Gabrielens bekannte, geliebte Gestalten. Dieses Wiedereinführen seiner Helden ist unter seinen unzähligen anmuthigen Eigenthümlichkeiten keine der bedeutungsloseren, und zieht mich besonders freundlich zu ihm hin. Er will nicht für ein kurzes, einmaliges Dasein gestalten, seine Helden leben mit ihm fort, und er führt das unvergängliche Leben seiner Bildungen immer wieder auf die schöne, blühende Erde zurück. — Der lieben Mutter danke ich herzlich, daß sie beim Eigarb mich nicht über dem geliebten Dichter vergessen will. — Nun wirst Du wohl in Mannheim, das heißt bei Vincentis gewesen seyn. Kürzlich habe ich von Berther und von meinem lieben Mayern Briefe gehabt; auch Carl Vincenti schrieb mir kürzlich, und gedachte mit großer, dankbarer Freude der bei Euch verlebten Tage. Mayern kennst Du nun wahrscheinlich auch, da er — wie er mir schreibt — um Ostern einige Wochen in Heidelberg verleben wollte. So fromme und reine Jünglinge trägt die Erde gewiß nicht viele: in ihm ist der rechte Davidsmuth, den unser Fouqué in einer seiner Erzählungen so herrlich gefeiert hat, denn so biegsam und zart er erscheint, so stark und felsenfest ist Mayern in Tugend, Recht und deutscher Zucht, und darum freut mich seine zarte, erwiederte Liebe zu L. V. innig: denn nicht leicht können sich ein Paar Herzen ähnlicher, gegenseitig einander würdiger seyn. Das milde Bild dieses herrlichen jungfräulichen Wesens ist mir ein treuer Geleiter, und ich freue mich, auch hienieden noch eine so zarte, unangehauchte Tugend und einen geliebten Freund durch sie selig zu wissen.

An Hofrath Jacobs.

Berlin, 6. May 1813.

Es ist mir wahres Herzensbedürfniß, bevor ich Berlin wieder verlasse, Ihnen, mein verehrtester Meister und Freund, Rechenschaft über die Zeit abzustatten, die von meinem Durchflug durch Gotha bis jetzt verflossen ist; zwar, worauf ich auch im Voraus Verzicht gethan hatte, ist sie mir nicht in sonst gewohnter Heiterkeit und Freudigkeit hingegangen, aber doch, wie es meinem Alter und der Erinnerung an sonst genossenes Glück geziemt, in beständiger Thätigkeit und von wissenschaftlicher Seite, wenigstens was das Zulernen betrifft, nicht ohne Ertrag für mich: das Zulernen muß ich leider sehr betonen, denn das Lebendiglernen und das Wiederbelebtwerden durch Erlerntes möchte wohl gern neue Schwingen regen, kann aber nicht mehr. Sehn Sie das nicht als Klage oder unzufriedenen Mißmuth an; ich finde das in Bezug auf mich so nothwendig, daß ich es gelassen ansehn gelernt habe und es so als einfache Thatsache denen nicht verschweigen kann, deren Wohlwollen mir eine frischere Zeit erwarb, und von denen ich auch so, wie ich jetzt bin, fort und fort gekannt und richtig beurtheilt zu seyn wünschen muß. — Mein erster einsamer Winter, dem ich nicht ohne Grauen entge-

gegangen, iſt nun überſtanden, und jetzt kommt er mir kurz vor, ſowie mir alle Vergangenheit zum kleinſten Raum zuſammengerückt und nur die Zukunft ſich in ſchrecklicher Unabſehbarkeit vor mir hindehnt. Ich hatte viele und reichliche Muße und habe ſie zur Ausfüllung mancher Lücke in meinem Wiſſen benutzt; mehr, um nicht ganz aus aller Verbindung mit dem werkthätigen Leben zu kommen und um eine Art von Halt in meinen Tag zu bringen, als, weil ich wirklichen Erfolg von kurzdauernder und zerſtückter Einwirkung erwartet hätte, habe ich einige Lehrſtunden in der erſten Klaſſe des grauen Kloſters von meinen Freunden Waich und Kögle übernommen gehabt. Im übrigen war mir nichts natürlicher als mein Leben einigermaaßen zum Studentenleben zu machen, und ich habe es als eine ſeltene Begünſtigung dankbar erkannt, daß mir eine ſolche Geiſtesjugend zum zweitenmal, nach acht in feſtem Beruf verlebten Jahren, zu Theil geworden iſt. Es war wohl nothwendig, daß Wolfs mächtiger und durchdringender Geiſt die entſchiedenſte Anziehungskraft auf mich übte, ſo daß ich ihn jetzt mit gleichem Recht und gleichem Stolz, wie Sie und den trefflichen Hermann, meinen Lehrer nennen darf. Nächſtdem verdanke ich die reichſten geiſtigen Anregungen einem Kreiſe von Männern, der ſich für jetzt den Herodot zum Mittelpunkt vielſeitiger Beſchäftigung gewählt hat, und der gewiß einzig in ſeiner Art iſt; es iſt alles geſagt, wenn ich Ihnen ſage, daß Schleiermacher, Niebuhr, Süvern, Böckh, Buttmann, Bekker, Hirt und Ideler ihn bilden. In dieſen bin ich freundlich und gaſtlich aufgenommen, und die ſo verlebten Abende gehören zu den lichteſten Punkten meines hieſigen Lebens. Ueberhaupt war es grade meiner Stimmung ſehr wohlthuend, herausgeriſſen aus dem geliebten Familienleben, in das ich nie zurückkehren kann, und doch zu ſehr gewöhnt an Geſelligkeit, hier eine entſchiedene Neigung zu größern, auf beſtimmte Thätigkeit hingerichteten Männervereinen zu finden, die offen und ohne den ärmlichen Trug geheimer Verbindungen nach einem ausgeſprochnen Ziel hinſtreben. Wird ſo ſchon der gewählte wiſſenſchaftliche Zweck am ſchönſten und freieſten gefördert, ſo dürfen wir in unſern gährungsreichen Zeiten von jedem ſolchen feſten Zuſammentreten Gleichgeſinnter auch für unſer Volksleben wohl manchen ſchönen Erfolg hoffen, und kann ein allgemeines Sicherſtehn kaum ſicherer vorbereitet werden, als wenn nur erſt ganze Maſſen anfangen, ſich wahrhaft zu verſtehn. Dieß Leben, von dem ich Ihnen hier die allgemeinſten Züge angedeutet habe, geht nun mit dieſem Monat zu Ende: ich bin ſeit Kurzem an Schneiders Stelle, der um Erlaſſung aller eigentlichen akademiſchen Geſchäfte nachgeſucht hat, zum ordentlichen Profeſſor der Alterthumswiſſenſchaft in Breslau ernannt, wohin ich in Kurzem abreiſen werde. Ganz erwünſcht iſt mir grade dieſe Anſtellung nicht, weil meine Neigung ſeit lange für das Schulleben entſchieden iſt und bei mir die Ueberzeugung feſtſteht, daß in dieſer Sphäre unſäglich viel, auf unſern Univerſitäten, ſowie ſie nun einmal ſind, unverhältnißmäßig wenig gewirkt werden kann. Da mir indeß durch mit Heindorf gemeinſame Leitung des philologiſchen Seminariums und ſonſt eine ſtete Berührung und Einwirkung auf das Schulweſen in Schleſien erhalten iſt, ſo kann es mir nie fremd werden, und habe ich zugleich die erwünſchteſte Ausſicht auf hinlängliche, nicht nutzloſe Arbeit. Der lebhafte Wunſch, den neu beginnenden Kampf als Landwehrofficier mitbeſtehn zu dürfen, deſſen Gewährung mir beinah gewiß war, iſt mir plötzlich auf eine ſehr ſchmerzliche Weiſe durch neue bedenkliche Krankheitszufälle des armen Heindorf vereitelt. So ſcheine ich auch dießmal ferner Zuſchauer bleiben zu ſollen, wenn ſich der Krieg nicht zu ſolcher Zeitlänge ausdehnt, daß inzwiſchen manches Verhältniß wechſelt und hier zu Anfang des neuen Sturmes anderswo nothwendiger Erkannte im ferneren Verlauf immer

noch vollkommen wird? Was ich für mich unter günstigen Einwirkungen zu arbeiten unternommen und zum Theil begonnen habe, muß ruhn wie die Zeit, als deren Grabsteine ich es betrachte. Ich habe einzelnes neues begonnen, mühvolle, Zeit und Ausdauer heischende Gegenstände, wie sie sich jetzt am besten für mich schicken. So habe ich zur Beendung des Erfurdtschen Sophokles, da mein Freund Seidler den Oedipus auf Kolonos geben will und zu dem Uebrigen sich kein Besserer fand, die neue Bearbeitung der Fragmente und ein durchaus vollständiges Lexicon Sophocleum übernommen. Was die letztere Arbeit sagen will, ist Ihnen von Ihrer Anthologie her gewiß noch unvergessen. Doch einigen Reiz hat sie in sofern für mich, als sie allmälig vor meinen Augen sich den ganzen Sprachkreis entfalten läßt, in welchem sich bewegte, was uns Sophokles heißt, und als, wenn alle Materialien beisammen sind, die Anordnung der einzelnen Artikel vielfache neue Beschäftigung geben wird. Auch hoffe ich so manches Kleine, aber nicht Kleinliche, im Verstehn des herrlichen Dichters sichrer erhellt zu sehn, als bei der häufigsten Lesung durch Hülfe des Gedächtnisses allein möglich ist. Ja ich begreife schon nicht mehr, wie man an die kritische Bearbeitung eines solchen Schriftstellers gehn kann, ohne sich vor allen Dingen — wäre es auch blos zu eignem Gebrauch bei der Arbeit — eine solche, unfehlbare Uebersicht über die Sprache seines Autors bereitet zu haben. Niemand kann öfter auf diese Betrachtung leiten, als Erfurdt. — Möge es nun Ihrer Neigung nur bald so sehr wie meinem Wunsch entsprechen, von Breslau aus das alte, mir so oft mobilthuende und lehrreiche Band schriftlicher Mittheilung zu erneuen! Ich wenigstens lasse Sie sicher wieder von mir hören, sobald ich hier einigermaaßen festsitze und sehe, wie sich meine künftigen, mitunter etwas verwickelten Verhältnisse gestalten wollen. — Daß Sie Ihren Kindern eine liebevolle Mutter, Sich selbst eine treue Lebensgefährtin wiedergegeben, habe ich mit der freudigsten Theilnahme vernommen. Möge die Zeit, die wieder Stürme droht, spurlos an Ihnen vorübergehn!

Leben in Breslau.

1815 — 1833.

In Breslau, der jungen, durch die Ereigniſſe der letzten Kriegsjahre in ihrer Wirkſamkeit mehrfach unterbrochnen Hochſchule, lagen die philologiſchen Studien gänzlich danieder; dazu kam Heindorfs ſtetes Siechthum, des Veteranen Schneider Alter, noch mehr ſein völliger Widerwille gegen alles akademiſche Lehren. Paſſow trat darum ſeinen neuen Beruf nicht ohne Bedenklichkeit an; doch hatte er bald die Freude ſich zu überzeugen, daß es nicht an Eifer für die Sache fehle. Auch das philologiſche Seminarium, das zwar ſchon 1813 gegründet, aber ſeitdem wieder gänzlich in Stocken gerathen war, begann er 1815 von Neuem. Carl Otfr. Müller war der erſte, der ſich zur Mitgliedſchaft meldete; dann in demſelben Halbjahr Wellauer, Dronke, Kloſſmann.

Heindorf hatte indeſſen Breslau verlaſſen, Schneider ſich ganz vom Lehramt zurückgezogen. Dagegen wurde nun in Carl Schneider ein erwünſchter zweiter philologiſcher Lehrer aus Leipzig berufen (1816), der gleichfalls an der Leitung des Seminars Theil nahm. Eine bedeutende Zahl wackrer junger Philologen bezeugte ſeitdem ein glückliches Gedeihn dieſer Studien. Paſſows Vorträge umfaßten allmälig die meiſten Griechiſchen Dichter von Homer bis Theokrit, Herodot, Xenophon, Demoſthenes, Lykurg; von Römern Terenz, einiges von Cicero, Catull, Tibull, Properz, Virgil, Horaz, Perſius, Tacitus; dann philologiſche Encyklopädie, Kritik, Abſchnitte aus den Griechiſchen und Römiſchen Alterthümern, Mythologie, alte Geographie, Griechiſche und Römiſche Litteraturgeſchichte und alte Kunſtgeſchichte.

In Breslau fand er in der älteſten Tochter Wachlers eine zweite Lebensgefährtin. Im Herbſt deſſelben Jahres holte er mit ſeiner Frau den noch ungekannten kleinen Wilhelm von Danzig ab, der bis dahin unter der freundlich-mütterlichen Obhut der Frau Regierungsräthin Jachmann geweſen war; führte Frau und Kind zu ſeinen Eltern in Sternberg und beſuchte auf dem Wege dahin die reizende Inſel Rügen auf einige Tage, die der Prediger von Willig in Sagard mit ſeiner liebenswürdigen Familie durch ein überaus freundliches und herzliches Entgegenkommen verſchönte. In Stralſund, Stettin, Sternberg und Berlin ſah er viele alte Bekannte wieder, und kehrte endlich mit dem beglückenden Gefühl einer erneuten Häuslichkeit nach Breslau zurück.

Doch eine bedenkliche Zeit hatte er noch zu überſtehn. Die ſeit 1813 mächtig aufgeregte Stimmung, beſonders des jüngern Geſchlechts, hatte unter Vorwärts- und Rückwärtsſtrebungen Irrthümer und Spannungen mancher Art herbeigeführt, die ſich an verſchiedenen Orten verſchieden äußerten. In Breslau waren die mit Eifer begonnenen Turnübungen ihr

Mittelpunkt geworden; von ihrem hohen Werth für harmonische Ausbildung innig überzeugt, war er nicht blos persönlich daran Theil nehmend, sondern auch in einer Schrift „Turnziel" (1818) für sie aufgetreten. Dieß Buch trug die Erregung der Zeit nur zu deutlich an der Stirn; es hatte Maaß und Ziel in mehr als einer Hinsicht überschritten, und war darum den Gegnern nicht wenig erwünscht. Sein Verfasser wurde in eine lange Reihe von Händeln verwickelt, deren Ende für ihn eine achtwöchige Gefängnißstrafe war. Er überstand diese um so heitrer, als er sich mit der Gewißheit beruhigen konnte, keinem geschadet als sich selbst, seine Vergehungen aber völlig abgebüßt zu haben. Auch wurde ihm die Genugthuung, sich in seiner öffentlichen Wirksamkeit dadurch nicht gemindert zu sehn, sodaß er es wagen durfte, eine ihm dargebotene Versetzung an eine andere Hochschule abzulehnen.

Schon einige Jahre früher (1817) wurden ihm zu gleichem Theile mit seinem Freunde C. Schneider die Geschäfte des Professors der Eloquenz übertragen, die mehrfache akademische Gelegenheitsschriften veranlaßten. Auch war er mehrere Jahre durch philologisches Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission. Nach Büschings Tode (1829) aber wurde ihm die Direction des Museums für Alterthum und Kunst anvertraut.

Seine erste litterarische Arbeit in Breslau waren die Grundzüge der Griechischen und Römischen Litteraturgeschichte, zunächst für seine Vorlesungen ausgearbeitet (1816), in denen er den Gedanken durchgeführt hat, das Schriftwesen beider Völker im beständigen Synchronismus darzustellen. Sie wurde auf mehreren Hochschulen bei Vorlesungen zum Grunde gelegt, sodaß 1829 eine neue Auflage nöthig wurde; in dieser ist der Geschichte der Litteratur die der Kunst beigefügt. — Es folgte die Ausgabe von Tacitus Germania 1817, die vor allem nach kritischer Sicherstellung und Beglaubigung des Textes gestrebt hat. — Von dem mit C. Schneider angefangenen Museum criticum Vratislav. (1820) kam nur ein Band; zu der Teubnerschen Sammlung Griech. Schriftsteller hat er den Parthenius (1824) und den Dionysius Periegetes (1825) geliefert. Zahlreiche Beiträge hat er zu mehrern kritischen Blättern und manchen Sammelwerken, wie Wachlers Philomathie, Böttigers Archäologie und Kunst, Raumers histor. Taschenbuch, beigesteuert.

Seine litterarische Hauptbeschäftigung während der letzten zwölf Jahre war jedoch das Handwörterbuch der Griechischen Sprache, von dem vier Ausgaben schnell aufeinander folgten (1819—1831). In der Beobachtung eines streng geschichtlichen Ganges liegt das Ziel, dem er nachstrebt. Wenn er mancher günstigen Stimme und dem durch rasche Verbreitung verbürgten Beifall trauen darf, so möchte diese Arbeit, bei allen Mängeln im Einzelnen, wohl dauernden Nutzen stiften, und was der Verfasser zu wünschen gern gesteht, sein Andenken über das kurze Maaß seines Lebens hinaus erhalten.

Höher als alles gilt es ihm aber, durch mündliche Lehre einem und dem andern Jüngling zur Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen förderlich zu werden.

Breslau, 1. August 1815.

An Frau von Voigt.

Ihre freundliche Zuschrift vom 17ten Juni mußte mir schon von Berlin nach Breslau nachwandern; von hieraus also, verehrte Freundin, erhalten Sie meine Antwort, und Ihnen diese sobald zu senden, als meine eingeengte Muße mich so angenehmer Ausfüllung gedenken läßt, verpflichtet mich schon die herzliche Theilnahme, mit der Sie auch die dunkle Hälfte meines Lebens zu betrachten und möglichst zu erhellen nicht ermüden. Ich habe inzwischen, im März und April, also auch am Jahrestage meiner Verwaisung, bei meinen Eltern einige ruhige, milde Zeit verträumt, auch Sedens wiedergesehn. Was mich schnell nach Berlin zurücktrieb, war der Wiederausbruch des Weltkampfes, den theilen zu dürfen ich abermals vergebens wünschte und strebte. So willig ich das Kriegsministerium fand, mich mit noch einigen Freunden als Offiziere bei der noch nicht ganz deutschgewohnten, darum eifriger Führer bedürftigen Rheinischen Landwehr anzustellen; so wenig war die Einwilligung des Ministers des Innern zu erlangen, der für dießmal jeden akademischen Lehrer von dem schönsten Beruf des Bürgers ausschloß. Die nächste Folge davon war, daß auch mancher Studirende sich zu entziehn wußte, worüber andre sich freuen mögen; wir haben nun ziemlich volle Hörsäle, und obendrein das Gefühl, daß es nicht der kräftigste Theil deutscher Jugend ist, zu welcher wir reden. Ueberhaupt aber, wer mag mit Freudigkeit und Erfolg zu Jünglingen von Zeit und Vaterland reden, dem eine trübe Verflechtung seiner Schicksale es versagte, für Zeit und Vaterland zu handeln! Es ist nicht Unwille darüber, daß jeder Lump jetzt dieselben heiligen Gedanken als einträglichen Modeartikel feil hat, sondern beim Bewußtsein des reinsten Willens eine unvertilgbare Scham über unser Geschick, welche mich und gewiß noch viele andre von jenen Wortkämpfern unterscheidet. Selbst sich recht mitzufreuen über einen herrlichen Erfolg wagt man nicht, weil man nicht volles Recht dazu hat. So geht es mir vor allem mit der großen Schlacht vom 16ten und 18ten Juli, die Gottlob weder eine Völker- noch eine Weltschlacht war, sondern eine deutsche Volksschlacht, und der man nichts weiter hinzuwünschen kann, als einen deutschen Namen, damit man sie mit gleicher Lust wie die Roß- und Katzbachschlacht nenne, und damit sie auch in deutschem Gesange recht glänzend leuchten könne. In der Schlacht gefallen zu sein, das verlohnt des Neides; aber auch leben können muß das zerrissenste Herz wieder lernen, wenn es einen solchen Tag mitgefeiert, und die Läuterung bestanden hat, die eine solche tausendfache Wasserlega gab. — — — —

Breslau, 27. December 1815.

— — — So brauche ich ein Stillschweigen von meiner Seite, das Ihnen mit Recht ungebührlich gedünkt haben mag, nicht erst zu entschuldigen, obgleich

ich nicht verbürgen will, daß ich eher geantwortet hätte, wenn auch Ihr Brief zu verhältnißmäßiger Zeit bei mir eingegangen wäre; so sehr sehe ich mich diesen Winter von Berufsgeschäften umlagert, die ich noch viele Jahre von mir fern geglaubt hatte, und die durch den unerwartlichen Abgang meines mir amtlich am nächsten verbundnen Collegen Heindorf so schnell über mich hereingebrochen sind, daß sie mich ganz unvorbereitet fanden. Darum habe ich allen Briefwechsel bis auf die Weihnachtsferien hinausrücken müssen und feire nun diese von Kindheit an so geliebten Tage so gut es jetzt noch gehn will, indem ich mich zu meinen liebsten fernen Freunden hinüberschreibe. Ich muß ziemlich weit zurückgehn, wenn ich Ihnen ein zusammenhängendes Bild von meinem Treiben erhalten will. Den einzigen Wechsel und Wandel darin hat eine sechswöchige, mir in mancher Hinsicht anziehend gewesene Fußreise durch Schlesien und Böhmen hineingetragen. Den ersten Theil machte ich mit meinem wackern, redlichen Wachler, dessen beiden Töchtern, dem Professor Unterholzner und seiner Frau. Das machte die Wanderung schon an sich bunt, und mitunter abenteuerlich genug. Unser Weg ging über den Zobtenberg nach Schweidnitz, Fürstenstein, Charlottenbrunn, den wunderbaren Felsenthälern von Adersbach in Böhmen, Grüssau, Landeshut, Schmiedeberg, Buchwald bis an den Fuß der Schneekoppe. Hier schied ich von meinen lieben Reisegefährten, die sich zur Ebne zurückwandten, um mit einem landeskundigen Führer den ganzen Kamm des Riesengebirges entlang zu wandern. Wir erstiegen nun zuerst die Schneekoppe, die zwar eine sehr weite, aber doch nur eine Landkartenaussicht giebt. Das belohnendste auf so gar hohen Punkten müssen zufällige Naturerscheinungen, vorzüglich schöne Sonnen-Auf- und Untergänge u. dgl. bieten; ich genoß beides, den letztern besonders aufs vollkommenste. Nachdem ich eine halbe Stunde unter der Koppe in der Wiesenbaude, dem höchsten bewohnten Punkt in Schlesien übernachtet hatte, bestieg ich vor Tage den Gipfel noch einmal, und folgte nach einem minder schönen Sonnenaufgang dem höchsten Bergzuge nordwärts über die beiden Sturmkoppen und das große Rad nach den Quellen der Elbe und dem Elbfall zu, von da zum Zackenfall und Kochelfall, dann über den Iserkamm bis auf die Tafelfichte. Diese drei Tage waren an Beschwerlichkeiten, aber auch an großen und wilden Naturgenüssen sehr reich. Die ersteren entstehn theils aus der furchtbaren Unwirthlichkeit dieses ganzen Striches, theils aus der Natur des Bodens, indem sich über die höchsten Bergsattel ungeheure Sümpfe hinziehn, die man durchwaten muß, und diese wechseln dann wieder mit dem wildesten Klippengerölle ab, wo man halbe Stunden lang von einem eckigen Block auf den andern über bedenkliche Klüfte weitspringen muß. Besonders diese Felsenhaufen, welche die Gipfel aller ausgezeichnet hohen Schles. Koppen bilden, und durch das kurze hellgrüne Moos, das sie überzieht, gar fremdartig aussehn, verdienen den Sudeten den Namen des Riesengebirges. Denn diese gewaltigen, meist wie Grabsteine geformten Blöcke liegen in so chaotischer, schaudervoller Unordnung durcheinander, als ob ein Gigantenkampf sie so angethürmt habe. Ueberhaupt erscheint die ganze Formation des Riesengebirges noch ungeheurer als sie ist, weil die an sich schon nicht kleinlichen Massen dadurch noch schroffer hervortreten, daß sie aller verschmelzenden und lindernden Anmuth entbehren. Von der Tafelfichte stieg ich nach Böhmen hinunter, über Hohenelbe nach Arnau, Gitschin, wo Waldstein in der Karthause begraben ist, Jungbunzlau und Prag. Hier verweilte ich 8 Tage, die mir durch so vieles genußreich waren, daß ich wirklich nicht sagen kann, wodurch am meisten. Die Ansicht der herrlichen Stadt allein verlohnt eine Reise dahin; Lage und Bauart erinnert am stärksten an Würzburg, nur daß in Prag alles größer und reicher ist, und die mannigfaltigsten geschichtlichen Erinne-

rungen auch der Phantaſie ihr Recht geben. Ueberhaupt hatte ich den Katholicismus noch nirgends ſo ſtreng und herrſchend, zugleich aber auch ſo concentrirt und innig geſehn; am Rhein iſt er entweder lockre oder luſtig, oder er trauert wie in Cöln in Sack und Aſche, und beides ſteht der triumphirenden Kirche nicht wohl. Ein Sonntagsgang durch Prag iſt mit nichts zu vergleichen; von den Plätzen und Straßen hat ſich dann alles Leben in die Kirchen zurückgezogen, wie in ſeine tiefſten Herzkammern, aus denen es in dem hellen ſlaviſchen Geſang gewaltig wieder zurückſtrömt. Ich glaube, es iſt kein Punkt in der ganzen Stadt, wo man dann nicht im Tonbereich einer Kirche wäre; meiſtens aber ſtrömen von mehrern Seiten der Kirchenmuſik und Geſang zuſammen, beſonders wenn man dann auf dem Hradſchin ſteht, und die Thurmſpitzen der Stadt zu ſich heraufſtreben ſieht, als wetteiferten ſie mit den Tönen, ſich zum Himmel zu erheben. Daß Libuſſens Wiſcherad und der weiße Berg, das Commiſſarienfenſter und der Fliederbaum, der die hinausfliegenden Herren aufnahm; daß beſonders der Platz, wo Schwerin gefallen und Scharnhorſt begraben iſt, nicht unbeſucht blieben, erwarteten Sie gewiß von einem ſo leidenſchaftlichen Preußen nicht anders. Im Innern der Stadt gab mir die kaiſerliche Bibliothek einige ganz erwünſchte philologiſche Beſchäftigungen; dann zogen mich drei nicht eben große, aber an mehrern ausgezeichneten Gemälden reiche Sammlungen an, die des Fürſten Colloredo Mannsfeld, des Grafen Noſtitz und der patriotiſchen Geſellſchaft für böhmiſche Cultur. Die Menſchen habe ich eigentlich nur im Ganzen kennen gelernt, und ſo hat ihr treuherziges, dienſtfertiges, offenes Weſen mir wohlgefallen. Geſang hört man unſäglich viel, aber er kommt aus Kanarienkehlen, nicht aus Nachtigallenbruſt, und ſchlägt darum auch nur ans Ohr, ohne das Herz zu rühren. Nachdem ich mich ſatt geſchaut und gehört hatte, nahm ich meinen Rückweg ſüdlicher über Collin, Königsgrätz, Joſephsſtadt und Glatz. In den Glatzer Gebirgen, deren Milde und Lieblichkeit ſchon eher an die Schweiz erinnert, nur daß ihnen wieder das Großartige und Impoſante fehlt, und beſonders die köſtlichen Waſſerſpiegel, verweilte ich noch einige Tage, und kehrte gegen die Mitte des Octobers zu meinen Büchern zurück. Zu denen habe ich mich denn ſeitdem treulich gehalten, obwohl durch öfter wiederkehrendes Kränkeln zwar nicht unterbrochen, aber doch gehemmt. Zwar hatte mich die Berg- und Reiſeluft ſehr erfriſcht, aber bei vier Stunden Vorleſungen des Tages, und allerlei praktiſchen Geſchäften außerdem, verflog das ſchnell wieder. Indeß habe ich darum noch keine Vorleſung auszuſetzen gebraucht, und eher würde mir mein Befinden nicht drückend werden. Ich finde es ganz in Uebereinſtimmung mit meinem Innern, und freue mich, wenn mich bisweilen das Gefühl anwandelt, als werde die Hülle allmälig immer dünner und leichter, die die raſtloſen Schläge des ringenden Herzen noch nicht zu ſprengen vermochten. — Daß dieß alles ſich vereinigt, mich von aller Geſelligkeit im großen Styl fern zu halten, können Sie leicht denken; auch ohne dieſe zufälligen Mitwirkungen würde es ſo ſeyn. Indeß ſind mir mehrere kleine Kreiſe lieb und werth geworden, denen ich ſchon manchen heitern, wahrhaft geſelligen Abend verdanke. Bei Wachlers iſt mir immer am wohlſten; er iſt einer der kräftigſten und gradeſten Männer, die ich kenne, für den Leben und Wiſſen in allen Beziehungen gleiches Intereſſe hat, bei dem jeder Gedanke und jedes Gefühl gewiß anklingt, und durch ihn eine neue Geſtalt empfängt. Auch Auguſtis ſehe ich recht oft; könnte er für einen Gottesgelehrten etwas geiſtlicher ſeyn, ſo iſt er doch ſo, wie er ſich nun einmal gewendet hat, ein nicht minder achtbarer, feſter und entſchiedener Charakter. Seine Frau, die Sie freundlichſt grüßt, iſt ſehr kränklich: aber wie mich dünkt, wird eine gewiſſe Strenge und Sprödigkeit in ihrem Weſen dadurch auf eine rüh-

rende Weise gemildert. Daß sie für kalt und stolz gilt, nahm mich gleich für sie ein, und ich kann sagen, daß sie mir bis jetzt nur von den so liebenswürdigen als achtbaren Seiten erschienen ist; besonders gefällt mir ein gewisser sittlicher Ernst bei ihr, der selten gefunden und, wo er sich findet, meistens verkannt wird. Gegen diesen habe ich zeither nichts als das kälteste, was zu finden ist. F. Schlegels Vorlesungen kenne ich schon von Berlin her, und theile Ihren Unwillen von ganzem Herzen. Knebel hat mir seine Gedichte geschickt; wer ihn kennt und ehrt, wie ich, wird sich sehr daran erfreuen, weil man ihn in jedem Worte zu hören glaubt; wo dieser Schlüssel fehlt, scheint der Eindruck sehr lau zu bleiben. Hands psychologische Bemerkungen über mich sind entsetzlich zudringlich. Ich hatte vor einem halben Jahr an Knebel geschrieben, und es nicht nöthig geglaubt, mich heiterer zu lügen, als ich bin. Es ist doch ein rechtes Unglück, sich einmal in Leipzig auf empirische Psychologie geworfen zu haben; die giebt ein Dutzend bequeme Schusterleisten, und eh man sichs versieht, wird man über einen davon geschlagen. Diese Leute haben einen so standhaften Glauben an ihre armseligen Formen, daß kein Protestiren dagegen anschlägt; von der Untrüglichkeit der Leisten wird ausgegangen, und das übrige findet sich dann von selbst. Ich könnte ihn doch vielleicht noch nach Jahr und Tag zwingen, eine Note zu seinen Carusschen Heften zu machen. Neulich besuchte mich der ehrliche Russische Propst aus Weimar. Es ist doch eigen, wie durch die Ferne Menschen, um die man sich sonst nie kümmerte, Werth und Interesse erhalten, und keine Tugend natürlicher, tiefer im Menschen begründet, als die Gastlichkeit. Von Mayern habe ich vor kurzem Nachricht gehabt. Leider ist er nicht ins Feld, und jede darauf gegründete schöne Hoffnung wieder in die Ferne hinausgerückt.

---

29. December.

Noch einige Worte muß ich als erfreulichen Schluß dieses Briefes und dieses Jahres hinzufügen. Ganz unerwartet ist mir die Möglichkeit gegeben, meinen Wilhelm schon kommendes Jahr in meiner nächsten Nähe zu haben. Wachlers haben mich eben mit dem Vorschlag überrascht, ihnen das Kind anzuvertrauen; ihr ganzes Benehmen gegen mich vom ersten Tage an war herzlich. Auch dieß Anerbieten, das für mich grenzenlosen Werth hat, trug einen Ausdruck des reinsten, wahrsten Wohlwollens; daß diese Ueberraschung mich erfreuet und ergriffen hat, brauche ich kaum zu sagen. Ich reise nun im August selbst nach Gumbinnen, um den Knaben zu holen. Ich erwarte das neue Jahr mit lange nicht gefühlter Freudigkeit. Eine frische Lebensaussicht, auf die ich verzichten zu müssen fest überzeugt war, ist mir plötzlich ganz nahe getreten. Und was diesen wunderbar schnellen Wechsel gebracht hat, ist einzig die offne Herzensgüte und Theilnahme dieser lieben Menschen. Wie kann ich dieß Jahr schöner schließen? Was Ihnen Besseres wünschen, als daß ein ähnliches Gefühl lindernd und erquickend auch Ihnen diesen Zeitabschnitt auch für das Herz zu einem Moment des Lebens machen möge!

Angefangen: Breslau, 17. Jan. 1816.

An Heinrich Voß.

Da mir die Weihnachtsferien ganz unverantwortlich entschlüpft sind, ehe ein Brief an Dich, mein geliebter Heinrich, auch nur begonnen werden konnte, so sollen die lauten, bunten Tage des Friedensfestes das Versäumte möglichst wieder einzubringen. Da ich so wenig an diesem ganzen Frieden Freude haben kann: als an seiner Feier, und ich mich doch grade an diesen Tagen, wo die ganze

Stadt mächtige Freudenveranſtaltungen trifft, herzlich und innig an etwas Wahrem freuen möchte: ſo rücke ich mein kleinſtes Tiſchlein, auf das keine Geſchäftſamkeit und kein Amtsſchweiß kommt, zum Fenſter, um ein Blatt für Dich zu beginnen; ſo erreiche ich meinen Zweck am ſicherſten. Zuerſt will ich nur ſagen, daß ich Deine beiden Briefe glücklich erhalten habe, den durch den wackern alten Dereſer grad zum heiligen Abende, an dem mich alles Erfreuliche doppelt freundlich anlacht und anſcheint; den mit der Einlage von meinem lieben Mayern vor wenig Tagen erſt. — Was dann meine perſönliche Exiſtenz und mein äußerliches Leben betrifft, ſo hat ſich darin allerdings einiges geändert, das ich nicht grade unbedeutend nennen kann, da mein Amt immer ſehr tief und feſt in mein übriges Seyn hineingreift: beſonders ſeit dem Tode meiner Luiſe erfaſſe ich mit ſchmerzlich leidenſchaftlicher Liebe ein jegliches, was etwa ein Plätzchen in der ausgeſtorbenen Bruſt wieder erfüllen konnte, während früher heitere Neigung alle Umgebungen mithineinzog in meine liebeſeligen Tage und mitbeglänzte. Als ich im October aus Prag über die Gebirge von Glaz heimgekehrt war: empfing mich die Nachricht, Heindorf kehre von einer Reiſe nach Berlin nicht wieder zurück, ſondern gehe nach Halle; zugleich wurde mir allein die Wiederherſtellung des philologiſchen Seminariums und deſſen geſammte Leitung bis zur Wiederbeſetzung der Heindorfſchen Stelle übertragen. Nicht lange darauf folgte meine Ernennung zum ordentlichen Mitglied der wiſſenſchaftlichen Deputation bei der hieſigen Regierung, welcher die Aufſicht über das geſammte Lehrweſen auf allen ſchleſiſchen Gymnaſien, die Prüfung der bei dieſen anzuſtellenden Lehrer und dergl. obliegt, bei der alſo der philologiſche Theil nicht der geringſte iſt. Das Zuſammentreffen aller dieſer Beſchäftigungen war mir doppelt unerwünſcht, da es mir ganz unerwartet über den Hals kam, und alle mir für dieſen Winter gebildeten Plane umzugeſtalten gebot. Das iſt denn nun geſchehn: ich habe alles eigne Studium, das der Rede werth wäre, dieſer Nothwendigkeit geopfert, und mich ſo nachdrücklich ich konnte, in Aktenſtöße und dann wieder ins Univerſitätsleben hineingeworfen. Anfangs ſind Nächte darauf gegangen: nun bin ich hinein, und allmälig gehts mir von der Hand, ſo daß ich im nächſten Sommer, auch wenn ich noch ohne Specialcollegen bleiben ſollte, ſchon wieder freiere Hände haben werde. Beim Seminarium, in das ich bereits fünf ſehr wackere und thätige junge Männer aufgenommen habe, iſt mirs ſelbſt lieb, ganz allein das freilich läſtige Geſchäft der Wiederherſtellung gehabt zu haben, weil ich nun alles ungehindert nach meinen Wünſchen und Anſichten ordnen konnte, was in Verbindung mit Heindorf — dem ich mich als den viel älteren und verdienteren durchaus untergeordnet hätte — nicht möglich geweſen wäre. Ueberhaupt geſtehe ich Dir nun, daß der Umgang mit Heindorf ſehr ſchwierig war, und daß es mir wie faſt allen ſeinen Collegen hätte ergehn können, daß er mich, eines mißverſtandenen Wortes wegen, für einen Böſewicht und ſeinen geheimen Feind erkannt hätte. Ich will das dem reizbaren, immer kranken Mann nicht zum Vorwurf nachgeſagt haben: aber Du begreifſt wohl, wie höchſt peinlich der Umgang iſt, wo man in dem ganzen Charakter des andern vergeblich nach einer Garantie für das beſtehende Verhältniß ſucht. Inſofern freut es mich, daß wir auseinander geſchieden ſind in einem reinen und guten Verhältniß, ſo daß ich ſeiner mit offner Zuneigung gedenken darf, und auch ihm bei der Rückerinnerung an mich keine Fratzen entgegentreten können, dergleichen er ſich von faſt allen ſeinen Collegen vorgeſpiegelt hat. — Je einſamer und eingezogener dieß alles, verbunden mit faſt ſtetem körperlichen Unbehagen, meine Lebensweiſe macht: deſto mehr Luſt, da ſich der Menſch doch irgendwo ausſprechen muß, finde ich an meinen Vorleſungen, deren ich täglich

bei, auch vier, zu halten habe, vorzüglich an denen über Tacitus Germania. Daß ich grade den Demosthenes erkläre, zieht natürlich die allgemeinste Berücksichtigung auch der übrigen griechischen Redner und der Begünstigungen und Verhältnisse herbei, unter denen sich die Redegabe zu dieser wunderbaren Kraft und Schönheit entfaltete. Giebt auch beides für unser Zeitalter fast nur admahnende Resultate, so wird man doch auch bei ernster und furchtloser Betrachtung dieser Heiden, deren Worte oft mehr werth sind als die Thaten ganzer Völker, gleichsam verpflichtet, seinem eignen Vortrag so viel Gediegenheit, Geläufigkeit und Anregungskraft zu geben, als mit dem innern Vorrath von Gedanken und Thatsachen in Einklang steht. Aus diesem Grunde nun, weil gar zu viel auf das Wie ankommt, fast eben so viel als auf das, was man sagt, genügt mir die gründlichste Durchforschung des Vorzutragenden nicht, sondern mir ist auch die Form wirklicher Gegenstand des Studiums, um so mehr, als ich gar nicht zu den beredt gebornen Leuten gehöre. Natürlich ist bei diesem Streben das erste Ziel, daß meine Zuhörer nichts davon merken; dem opfere ich fürs erste noch manches gewöhnte Wort und manche bessere Wendung auf. Ich kann auch schon jetzt sagen, daß ich gern gehört werde: im Tacitus habe ich einige 70 fleißige und aufmerksame Zuhörer, und es erhöht meine eigne Lust und Begeisterung, beim Vortrage zu sehen, wie die ewigen Gedanken des herrlichen Historikers ergreifen und zünden. Fühlte ich mich nicht durchaus zur Hellenenwelt hingezogen, so würde der Tacitus mich gewaltig versuchen, ihm jahrelanges ausschließliches Studium zu widmen. Es ist eine stolze und spröde Schönheit, die sich nie von selbst hingiebt, in allen seinen Gedanken, deren Reiz aber grade darum so unwiderstehlich als der Genuß köstlich ist, wenn endlich alle Schwierigkeit, alles Dunkel sich vor dem rastlos arbeitenden Geist verliert, und nun das unendlich liebevolle, milde Gemüth des hohen Mannes entschleiert dasteht. Mich hat dieß ganze Wesen, in das ich erst diesen Winter recht eingeweiht bin, so ganz ergriffen und entzündet, daß ich schon mehrere kleine Aufsätze über Tacitus für einen Kreis von Freunden ausgearbeitet habe, in dem allwöchentlich Einmal die Resultate eignes Forschens, Denkens und Dichtens mitgetheilt werden. Wachler, Steffens, Raumer, Hagen, Büsching, Unterholzner, Manso, Kannegießer, Gaß, kurz die lebendigsten und am wenigsten von philistrigem Beischmack befallenen Breslauer Akademiker und Gelehrten bilden diesen mir viel Freude machenden Verein, der mich oft durch die Lebendigkeit und antike Freiheit vielseitiger Mittheilung an das frische Leben der köstlichen Herodotgesellschaft erinnert, wenn wir schon keinen Niebuhr unter uns haben. Jetzt sammle ich meine Resultate in eine größere Abhandlung über die Germania. Tacitus war selbst in Deutschland, sowie er auch in Britannien gewesen seyn muß: das hoffe ich unwidersprechlich zu erweisen, obgleich seit dem ehrlichen Kirchmayer, der wie ein Träumender davon redet, das Gegentheil für erwiesen gegolten hat. Ja ich möchte glauben, so toll es klingt, wir können uns den Tacitus gewissermaaßen als Landsmann zueignen! Vieles trifft zusammen, ihn für einen Sohn des Procurators von Belgien zu halten, dessen Plinius in der H. N. gedenkt, und anzunehmen, daß er in Belgien oder Batavien geboren, mit dem ersten Licht und der ersten Luft diese innige Liebe für alles Deutsche eingesogen habe. Doch davon ein andermal mehr; vielleicht schicke ich Dir über kurz oder lang den ganzen Aufsatz einmal gedruckt zu. — Nach allem was ich Dir schon vorgeschwatzt habe, mein theurer Heinrich, siehst Du wohl schon, daß das akademische Leben mich mehr anlacht, als bisher, und daß die Lust, ins Schulleben zurückzukehren, allgemach schwindet. Außer dem Gelingen meiner Bemühungen, wodurch mir jeder Wirkungskreis schnell lieb werden würde, trägt dazu viel mein

Seminarium bei, das denn doch eigentlich eine höchſt potenzirte Selecta und ganz auf Schulweiſe eingerichtet iſt; dann auch meine Arbeiten bei der wiſſenſchaftlichen Deputation, die mich wieder in beſtändiger Verbindung mit dem Schulweſen halten, und in der allgemeinſten, einflußreichſten, die ich mir nur wünſchen kann. So glaube ich allerdings anjetzt auf meiner rechten Stelle zu ſtehn, und ſehne mich inſofern nicht weg von hier: dazu ein nicht auf mehrere ausgebreiteter, aber mit wenigen höchſt trefflichen Menſchen ſich immer herzlicher und inniger geſtaltender Umgang. Mein redlicher, offener Wachler iſt und bleibt mir in jeder Hinſicht der erſte: ſoviel kraftvolle, thätige Reiſe und dabei eine ſolche fröhliche, wenn es gilt, ausgelaſſene Jünglingsfröhlichkeit werden nicht allzuoft beiſammen gefunden; ſo kann ich noch immer mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben, ob ich mich in einem kindlichen oder einem brüderlichen Verhältniß zu ihm fühle: auf eine ſo ganz eigne Weiſe weiß er Verehrung und Liebe, kindliches und brüderliches Vertrauen zugleich zu gewinnen, und mit jedem Tage längerer Bekanntſchaft zu ſteigern. Dazu kommen nun die ſchönſten und reinſten Familienverhältniſſe, in denen er lebt, ſo daß man ſich in ihrer Nähe, was ſo ſelten iſt, immer freundlich erwärmt und angeregt, nie geſpannt und aufgereizt fühlt. Mein Verhältniß zu dieſen koſtlichen Menſchen iſt ſeit kurzem dadurch noch inniger geworden, daß ſie mir es als einen Lieblingswunſch ans Herz gelegt haben, ihnen die Erziehung meines Kindes anzuvertrauen. Den Knaben ſo weit von mir zu wiſſen, war mir ein unſäglich wehes Gefühl: alle Briefe der theuren Minna Jachmann, ſoviel ſie von des Kindes Gedeihn und ſeiner ſich immer rührender entwickelnden Aehnlichkeit mit ſeiner verklärten Mutter ſprechen, konnten mich nur trübe ſtimmen, da ich ein für allemal entſchloſſen bin, kein halbes, ſeelenloſes Familienverhältniß um mich herzuziehn, und ich hier niemand als Wachlers kannte, dem ich das theure, theuer errungene Pfand hätte anvertrauen mögen. Dieſen aber auch nur aufs leiſeſte dieſen heißeſten Wunſch meiner Seele anzudeuten, ſchien mir Mißbrauch des zarten Wohlwollens, das ich vom erſten Tage meines Hierſeyns an in dieſem Hauſe genoß. Hätte ich eine verneinende Antwort ertragen müſſen, es hätte mich verſtimmt auf immer und beſchämt wie ein Korb; lieber will ich das größte Glück des Lebens entbehren, als es auf das Wageſpiel einer Bitte ſetzen, und ſelbſt ein erbetenes Ja hätte mich mein lebelang zweifelhaft gelaſſen, ob es auch mit ganzer voller Seele gegeben wäre: hier konnte nur das ganz Freiwillige Werth für mich haben, wie Jachmanns unendliche Freundſchaft war. Und auch das iſt mir nun geworden; ganz ohne mein Dazuthun, denn ſo viel bin ich Herr meiner ſelbſt, um wie jeden Schmerz, auch jeden Wunſch tief in mich zurück zu drängen. Am Weihnachtsabend beſchenkte mich Wachlers Frau mit der Bitte, ihr meinen Wilhelm anzuvertrauen: ihre Kinder ſeyen ihr alle ſchon entwachſen, und ſie bedürfe eines kleinen Weſens, auf das ſie alle ihre Liebe und Sorgfalt übertragen könne. Wie mir ſeitdem zu Herzen iſt, geliebter Bruder, kann ich Dir nicht ausſprechen: wenig anders, als vor meiner Hochzeit. Auf ein ſechs Jahre noch der Nähe des Knaben zu entſagen, war ich bereits ganz gefaßt: nun iſt mir plötzlich alles ſo nahe gerückt, mein liebſter Wunſch erfüllt, und das reine Wohlwollen der trefflichſten Menſchen mir über Erwarten beſtätigt. Ich reiſe nun mit Anfang des Auguſt über Warſchau nach Gumbinnen, und über Königsberg, mein Jenkau und Berlin mit meinem Wilhelm zurück. In Berlin hoffe ich meine Eltern vorzufinden, daß ſie je früher je lieber ihres Enkels froh werden, und dann, hoffe ich, ſoll die Nähe des Kindes Linderung und Erquickung über mich bringen, deren mein mehr und mehr erſtarrendes, ſchroff und ſpröde werdendes Herz nur zu ſehr bedarf und einzig

auf dieſem Wege wieder gewinnen kann. Dann kann vielleicht noch manches anders werden.

---

19. Januar.

Den geſtrigen ganzen Tag habe ich recht eigentlich verlebt: was dem Frieden ſelbſt fehlte, habe ich mit einigen Freunden aus eignem Vorrath ganz ausgelaſſener Luſtigkeit zugebüßt. Heute ruhn wir vom Feſte aus, und kann das von mir wohl fröhlicher geſchehn, als durch Beendung dieſes Briefes? Ich habe Dir ſchon einige Seiten über mich und immer nur über mich geſchrieben. Die Freude über meinen Wilhelm und überhaupt mein faſt tägliches Zuſammenleben mit Wachters hat mich recht ſehr umgewandelt, und mir eine Heiterkeit wiedergegeben, wie ich ſie außer Sternberg nirgends genoß, als bei Euch und bei Vincentis. Ich ſollte denken, Euch müßten recht oft die Ohren klingen: denn ganz behaglich wirds mir meiſtens erſt dann, wenn ich auf Heidelberg komme und von Euch aus überreicher Erinnerung erzählen kann. Ginge nicht die Reiſe nach Gumbinnen vor, wahrlich Ihr ſähet mich im nächſten Sommer wieder unter Euch: nun muß es ſchon aufgeſchoben werden. Mögen denn die Briefe aushelfen, nicht daß wir fortlieben in und durch einander: das würden wir auch ohne alle äußere Veranſtaltung, ſowie wir uns gegenſeitig einander angeeignet haben, ſondern zu unſrer Freude und zur wiederholten ſchönen Beſtätigung, daß wir nie aufhören können, uns zu ſeyn, was wir uns ſo ganz und innig geworden ſind. — Wie freuet es mich, daß in meinem lieben Mayern ſich ein neuer Berührungspunkt für uns gefunden hat. Lange eh ſein zartes Verhältniß zu der lieben, ſanften L. meine Theilnahme für ihn faſt leidenſchaftlich ſteigerte, war er mir und meiner Luiſe theuer geworden durch eine ſo lautere Frömmigkeit, überhaupt durch eine Reinheit und Kindlichkeit der Geſinnung, wie mir bei ſo herrlich heranreifendem Verſtande in ſeinem Alter und unter ſeinen Verhältniſſen nie erſchienen war. Wie wir in Jenkau, wohin ſo ſelten einmal ein ferner Freund verſchlagen wurde, zuſammengelebt haben, das hat er Dir ſicher erzählt, und Dir ein Bild von meinem damaligen überſeligen Leben entworfen. Er hat wunderbar tief und wahr empfunden, was mich beglückte, und es in treuem Herzen bewahrt. Gern hätte ich ihn hier in Breslau, um mit gereifteren Kräften zu begründen, was ich in Jenkau kaum mit ihm beginnen konnte; da nun aber der Wunſch ein Wunſch bleibt, ſo freue ich mich über alles, daß er meinen lieben, theuren Voß zum leitenden Freund haben wird, der mich ihm doppelt und dreifach erſetzen kann. — Glück auf zu Deiner Ariſtophanesarbeit! Die Schwierigkeiten, die Du zu bekämpfen haben wirſt bei dieſem Rieſengeiſt, der unſrer Art zu ſeyn und zu denken unter allen Griechen am fernſten ſtehn mag, glaube ich zu ahnen; ich kenne ihn, wie Du ihn gekannt haſt, eh Du ans Werk ſchrittſt; wie viel mir alſo noch fehlt, weißt Du jetzt am beſten. Daß ich Deinem Vater und Dir, mein Heinrich, ein tieferes Eindringen verdanken werde, freuet mich beſonders; wie viel lebendiger und geiſtiger lernt man, was man mit perſönlicher Liebe und Neigung vom Lehrer empfängt. Es muß ein köſtlicher Genuß ſeyn, um den ich jeden außer Dir beneiden würde, ein ſolches Werk eines ſolchen Vaters zu ſchmücken und auszuſtatten! — Ich habe auf Ausarbeiten und Vollenden irgend eines Schriftſtellers auf lange Verzicht gethan. Was hinfort von mir erſcheint, muß um vieles reifer und gediegener ſeyn, als alles frühere, und jetzt erlaubt mein Beruf es nicht, ſo viel Anſtrengung einem andern Geſchäft zuzuwenden. Ein Compendium der Litteraturgeſchichte mußte ſo fortgeſtoßen werden meiner Zuhörer wegen; Du erhältſt es durch den Verleger, oder haſt es ſchon erhalten. Es iſt nur ein

Skelett; aber ſowie Zuſammenſtellung und Anordnung mir manche Mühe gemacht hat, ſo hoffe ich, daß die Anlage und Einrichtung des Büchleins nicht ganz ohne Werth iſt. Die Sophokiesarbeiten gehn jetzt einen ſehr langſamen Gang; aber ſie gehn doch noch und ſollen nie zum ſtehn kommen. Von Hermann habe ich köſtliche Sachen zu den Fragmenten zu erwarten: auch von Lobeck; überdieß Erfurdts ſämmtliche Papiere, von denen ich aber das wenigſte erwarte. Auf Oſtern kommt der kleine Ajas, durch Hermann beſorgt. Was ſagſt Du aber zu dem ſogenannten Sophokles durch Johann von Gottfröhlich? Von wannen iſt dieß Mondkalb in unſre Kreiſe gerathen? — Daß Du durch Mayern Briefe von meiner Luiſe und mir geleſen haſt, wie ſoll ich darüber auch nur einen Augenblick ungehalten ſeyn? Zumal da ſie Dir Freude gemacht, und Dir gewiß manchen Zug mehr zu dem himmliſchen Bilde meiner Geliebten gegeben haben, Züge, die ich Dir aus Ueberfülle des zu ſagenden nie hätte geben können. Ich weiß gewiß, was ich an Mayern ſchreibe, zeigt er niemandem, als dem es ſeinem innerſten Sinne nach doch mit angehört; und in derſelben Ueberzeugung iſt jedes Wort an Dich, jedes an meine Freunde geſchrieben. Freilich von mir ſelbſt bekäme niemand außer meiner Frau die Briefe zu leſen, die ich einem Freunde ſchreibe. So lange ſie noch in meinen Händen ſind, gehören ſie einzig ihm; nachher hat er frei damit zu ſchalten. — Mit unſres lieben Jeanne' Briefen iſt es freilich etwas ganz eignes. Er ſpinnt gleich die ganze Welt und jeden Menſchen mit hinein in ſeinen Dichtertraum: alles Schlechte, alles Gemeine zerſprüht vor ſeinem unſchuldigen Blick, und dafür ſieht er mit wundervollem Scharfſinn jede vorhandene beſſere Seite, und ergreift er ſie mit leidenſchaftlicher Liebe. Alle Briefe, die ich von ihm beſitze und geleſen habe, ſind ein kleines poetiſches Ganzes; darum glaube ich allerdings, daß alle ſeine Freunde ihm mehr Weſen der Phantaſie, als Gegenſtände des Herzens ſind. Weißt Du denn, daß in dem letzten Kriege die Hanſeaten ihn aufgefodert, als Oberſt ihre ganze vereinigte Heeresmacht von 6000 Mann anzuführen? Natürlich konnte nur phyſiſche Unmöglichkeit ihn zur Ablehnung des herrlichen Antrages bewegen. — Hier habe ich nun auch die junge Künſtlerin geſehn, die das ſchöne Bild zum Zauberring gemalt hatte. Ich wollte aber, ich hätte ſie lieber nicht kennen gelernt; ich habe nicht leicht ein Weſen geſehn, dem ſo alle weibliche Anmuth und Sanftheit mangelte, und die gleichwohl ſo ungemäßigte Anſprüche machte auf Anerkennung, Verehrung, ſo Gott will, Anbetung deſſen, was ſie nicht beſitzt. Es kommt bei dieſen Künſtlerinnen doch gar nichts heraus. Wir können und müſſen ſchon einſeitig ſeyn; aber die Frauen ſind zu was Beſſerem beſtimmt. — Für die höchſt ergötzlichen Erzählungen und Charakterzeichnungen der Freunde, die den letzten Sommer in bunter Reihe an Euch vorübergezogen ſind, meinen ſchönſten Dank. Luden iſt auch mir ſehr lieb als Menſch und Lehrer, als Schriftſteller gar nicht: ſeine Nemeſis mag ganz gut gemeint ſeyn; aber die Ausführung taugt den Teufel nichts, als zum Einſchläferungsmittel. Ich begreife gar nicht, wie ein ſo launiger, lebhafter, witziger Menſch, wie Luden, ſo breit und lendenlahm und ſalzlos ſchreiben kann. Sein Gegner Woltmann iſt zwar ein unnützer Knecht, aber man muß geſtehn, was er ſchreibt, hat immer Hand und Fuß, und in der Nemeſisfehde glänzt er den armen Luden ganz zu Boden, ſo gewiß dieſer auch in der Sache recht hat. — Wir haben dieſen Sommer nichts von intereſſanten Reiſenden hier gehabt, als Buttmann, der ſeine Frau, die mit mir hier zu Heindorfs gereiſet war, wieder abholte, und mit dem ich einige ſehr luſtige Abende bei Wachler und Heindorf verlebt habe. Ich hoffe, Niebuhr wird, wenn er nach Rom geht, durch Breslau reiſen. — Zur heut, mein theurer Bruder, genug.

Ich bekomme eben von Wachlers die Aufforderung zu einer kleinen Winterpartie, und da darf ich nicht fehlen. Mir iſt, als würde ich Dir bald wieder ſchreiben müſſen. Meine kindlichen Grüße an Vater und Mutter, und Dir, Du geliebteſter Freund, das herzlichſte Lebewohl!

Breslau, 24. Februar 1810.

Als ich Dir zum letztenmal ſchrieb, mein theurer, treuer Heinrich, ſchrieb ich mit den mir kaum ſelbſt kaum verſtändlichen Worten, es ſei mir wie Herz, als müßteſt Du bald wieder von mir hören. Es iſt wahr geworden. Ich weiß nicht, ob Dir Gang, Ton und Inhalt jenes Briefes verrathen haben, was ich mir ſelbſt damals noch zu verbergen trachtete, daß ich Dir treue Bruſt des Freundes verlangend ſuchte, an ihr auszuruhn, auf Augenblicke zu vergeſſen, daß die Gewalt einer tiefen Leidenſchaft mein ganzes Weſen ergriffen hatte und durchſchütterte. Ich hatte hier noch kein andres ganzes und großes Gefühl in mir gekannt, als den trauernden Nachklang meiner Jugendliebe: das Gefühl gehörte mir allein an, ich bewachte und bewahrte es eiferſüchtig, weil es ſich ganz zurückſenkte ins Dunkel des Vergangenen; vor der Gegenwart zurückweichend und dem Leben, bedurfte ich keines Herzens, um es zu theilen, und es kam nicht leicht ein Wort darüber über meine Lippen. Ich vermied es ſelbſt, ohne es grade zu ſuchen, von meinem frühern Leben zu ſprechen, ſobald ich in Gefahr kam, aus dem Gebiet meines damaligen wiſſenſchaftlichen Treibens hinaus zu treten und geſelliger Verhältniſſe, gemeinſam Genoſſenes und Erlebtes zu gedenken. Ich weiß nicht, was am Ende daraus geworden wäre, wohl nur gänzliche Abſtumpfung und Auskältung. — Wie ich mich unbegreiflich ſchnell umgewandelt fühlte von dem Tage an, der mir die künftige Nähe meines Wilhelm verhieß, habe ich Dir geſchrieben; nun weiß ich wohl, es war nicht allein, daß ich mich des Kindes freuete, ſondern daß ich es mir in ſo gar lieben Händen, unter ſo freundlichen, liebevollen Augen denken durfte. Wenn einmal ein neues Treiben und Sproſſen in die Lebenskräfte übergeht, wer vermag da zu berechnen, wie weit ihre Wirkung reichen wird, was noch alles aus ihnen hervorblühn kann! Da wirkt der geheimſte Geiſt der Natur, und alles Widerſtreben iſt eitel Thorheit und wird bald ſeiner Ohnmacht inne. Das habe ich erfahren, geglaubt hätte ich es wohl nie. — Wachlers älteſte Tochter war mir werth geworden faſt ſeit den erſten Tagen meines Breslauer Lebens; ich wußte kein Mädchen, das mir je liebenswerther, beſſer, trefflicher in jeder Beziehung erſchienen wäre; aber von Liebe war kein Gedanke in mir oder von Leidenſchaft; ſo etwas lag ganz außerhalb dem Kreiſe meines innern Lebens. Deſto ruhiger, lauterer und klarer konnte ſich das Bild des lieben Mädchens in meiner Seele vollenden: keine Willkühr des Gefühls, kein Trug erregter Einbildungskraft griff hinein und entſtellte. Aber es fand wenig perſönliche Annäherung zwiſchen uns ſtatt; ich bin wohl, ſeit ich Euch verließ, viel ſtarrer geworden und weniger fähig mich hinzugeben. Was mich längſt erfreut und gerührt hatte, war eine gar eigne Kraft, die ſie über alle Kinder übte, und die zarteſte Lieblichkeit, wenn ſie von Kindern ſprach oder erzählte. Einzig mochte das alltägliche Ergötzen, mit artigen Kindern wie mit größern, unterhaltenden Puppen bedeutungslos zu ſpielen, dergleichen man bei den unbedeutendſten Mädchen am häufigſten findet, weil ein dunkles unverſtandnes Gefühl ihrer einſtigen wahren Beſtimmung ſie willenlos treibt. Hier war es die reifſte Milde eines jungfräulichen Herzens, das ſich mit deutlichem Bewußtſein das Reinſte und Sinnvollſte, ſo die Außenwelt darbeut, zum liebſten Gegenſtand

gewählt hat, und darin überall verwandte Wiederklänge findet. Hatte mich das von Anfang an freundlich angesprochen, so war es wohl sehr natürlich, daß ich jetzt mit wahrem Entzücken das nur noch in Beziehung auf Wilhelm dachte, ihn immer nur im Lenn des Mädchens zu wissen, das Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit so wunderbar vereinigte. Lieber Heinrich, wo ein so fester, dauernder Grund von Achtung und Hinneigung in ganz unbefangner Stimmung gelegt war, da war nun der Uebergang zur Liebe so nahe, so rasch! Wie konnte ich in dem lieben Wesen die mütterliche Pflegerin meines Kindes denken, und nicht zugleich auch meine Geliebte, meine Gattin! Das floß ja nothwendig in Ein himmlischschönes Bild zusammen. — Was mich vorher wie ein undurchdringliches Schild schon für meinem 17ten Jahr vor jedem übereilt raschen Eindruck weiblicher Liebenswürdigkeit geschirmt hatte, meine erste Liebe, war mir seit Luisens Scheiden vollends wie eine heilige, geweihte Waffe erschienen, in deren Schutz ich mich für immer sicher glaubte. Nun mußte dasselbe Gefühl in den schnellsten Stufengängen meine Liebe bis zum höchsten Gipfel der Leidenschaft steigern. Alles Glück der frühern Jahre trat lebendiger als je vor meine Seele: ich fühlte es tief, hier und nur hier würde ich alles verlorne wieder finden, und wo das Gefühl noch wanken und zagen wollte, glich der Gedanke an meinen Wilhelm wieder aus. War nun auch mein Inneres ganz hingegeben, so sträubte sich doch noch das Wort: es war tausendfacher Zweifel, ob ich je Gegenliebe hoffen dürfe, und vor allem eigensinniger Stolz. Mein Schmerz war mir so lieb gewesen, und alle meine Freunde hatten ihn in mir als etwas Festes und Würdiges geehrt. Ich war eine kurze Weile thöricht genug, eine solche weltliche Stimmung hinein wirken zu lassen in meine Liebe; indeß konnte das nicht dauernd seyn. Was Andre über den scheinbar schnellen Wechsel denken würden, konnte mir so gleich seyn, da meine ganze Seele des Einen Gedanken voll war; auch war ich stolz genug zu fodern, wenn ich meinen Freunden sagte, daß ich aufs Neue gewählt, daß meine Freunde meine Wahl schon darum ehrten, weil sie die meinige sey, und es sich wohl versteht, daß ich nach Luisen nur ein gleiches Wesen lieben kann: wie alle die, die sie kennen, urtheilen würden, das wußte ich ja. — Aber wie soll ich Dir alles Einzelne erzählen, was mich besonders seit dem Neujahrstage in Glück und Weh bewegte? Denn allerdings nicht ohne manches Wehgefühl von Angst und Zweifel war die neue Geburt; mündlich konnte ich Dir recht viel davon mittheilen, aber beim Schreiben sehe ich, in welchem Mißverhältniß die Langsamkeit der Hand und Feder zu dem stürmischen Ringen, den unglaublich schnellen Uebergängen und Entwickelungen jener mir auch in ihrer Qual nun unaussprechlich seligen Tage steht. Bald war alles aufgelöst in der einzigen Ueberzeugung, ich könne nicht lange mehr ohne Entscheidung über mich bestehn. Das war schwer, weil ich bisher über mich selbst ziemlich stumm gewesen war, und jeden vorschnellen Ausdruck meiner Leidenschaft möglichst bewacht hatte; sie allein zu sehn, durfte ich sobald nicht hoffen, und dem lebendigen, seelenvollen Wesen über mein feurigstes Gefühl zu schreiben, war mir ein ganz widriger Gedanke. Tausend kleine Zufälligkeiten wirkten zusammen, daß ich nach einer schlaflosen Nacht am letzten Januar mit dem Entschluß aufstand: noch an diesem Tage zur Gewißheit zu gelangen. Ich konnte ihren Vater so eher zum Vertrauten meiner noch sehr zagenden Wünsche machen, da er mir, wie Du weißt, von Anfang an väterlicher Freund war, und ich wohl wußte, daß ich mein Liebstes, Heiligstes nicht in treuere Hände legen konnte. Nach einer Ungewißheit von vier Stunden, die ich leicht die beklemmendsten, gespanntesten meines Lebens nennen kann, war über mich entschieden. Ein Spaziergang unter Gottes freiem Himmel hatte dem Va-

ter der rechte Ort gedünkt, sie zu fragen, ob sie meine Liebe erwiedern könne. Wie wenig sie dieß schnelle Hervortreten meiner Wünsche erwartet hatte, da ihr die frühere Geschichte meines Herzens im Allgemeinen bekannt war, so war ich ihr doch schon nicht mehr gleichgültig gewesen; mein Wort machte ihr klar, daß es mehr als ein allgemein wohlwollendes Gefühl gewesen war, was sie für mich im stillen Herzen getragen, und so führte noch derselbe Tag sie als liebende Braut in meine Arme! Wie sich seit dem Tage mein Leben zu gestalten begonnen, das, mein theurer Heinrich, wünsche ich nur, daß Du Dir einmal aus eigner schöner Erfahrung mögest nachbilden können. Kein Glück meiner ersten Liebe fehlt mir, und nichts ist anders als damals, nur vielleicht von meiner Seite die Empfänglichkeit größer und tiefer. Es ist mir, als knüpfe sich alles natürlich und nothwendig nach harter prüfender Zwischenzeit an, wo mein Leben mit einemmal zusammen zu stürzen drohte. Die letzten zwei Jahre haben wie ein furchtbar dunkles Räthsel auf mir gelastet, dessen Sinn mir nie klar werden wollte; aber schöner hat sich wohl nie ein Räthsel gelöst. Luise war so rein und heilig, daß sie mir stets über dem Leben zu schweben schien; sie mußte ja bald von hinnen scheiden. Da hinterließ sie mir als den letzten Segen ihrer unbegrenzten Liebe das Kind, daß es mich festhalte hienieden, und mir die neue herrliche Freundin gewinnen helfe. Es ist mir, als wäre Luise in ihr zugleich mit mir fortgereift, das Leben in gleicher Bedeutung mit Muth und Glauben fortzuführen, und so soll es seyn. — Unsre Hochzeit wird wohl im Julius erst gefeiert werden; dann reisen wir nach Gumbinnen, unsern Wilhelm selbst heimzuholen, und über Sternberg zurück, und dann mag der Winter uns eng umspinnen in dem schönsten, traulichsten Familienkreise. Möchtest Du doch einmal hineinblicken und Dich hineinleben wie ich in den eurigen! Ob wir uns nun in Heidelberg oder bei Teuchsel wiedersehn, darf ich nicht verbürgen; nur das läßt sich verbürgen, daß Du mich nicht allein wiedersiehst, und wäre das uns in Heidelberg beschieden, dann kann ich mirs schon recht lebendig denken, welche Freude unsre theuren Eltern an der neuen freundlichen Tochter haben würden, und wie ich Ihnen noch lieber werden würde in dieser Umgebung. — Ich habe Dir heute von nichts anderm gesprochen, als von meiner Liebe, weil alle Gedanken dem Einen weichen müssen, sowie ich nur einen Augenblick für mich habe. Es ist mir wunderbar, wie sich die zarte Blume so rasch und voll entwickeln konnte unter der Last so mancher zerstreuenden Arbeit, als diesen Winter auf mir ruht. Daß ich seit vier Wochen wenig gearbeitet habe, als was mein Amt gebeut, das versteht sich; aber meine Vorlesungen halte ich mit größerer Lust als je, seit mir so innig wohl ist. Liegt nur erst bloß noch eine Thür zwischen mir und der Geliebten, dann sollst Du, mein Heinrich, Deine rechte Freude daran erleben, wie rüstig ich wieder eingreifen will in unsre Wissenschaft! — Nun will ich zu meiner Braut und sie bitten, daß sie zur Beglaubigung selbst noch einige Worte hinzuschreibt. Daß sie Dich schon genug kennt, mag sie Dir dann selbst sagen. Nun Gott mit Dir!

Ich wollte sogern auch der Generalin Vincenti schreiben und kann noch keinen Augenblick dazu haschen. Darum bitte ich Dich, ihr lieber diesen ganzen Brief mitzutheilen. Diese mir unvergeßlich theuren Menschen kennen mich, wie Du mich kennst, und insofern ist das für Dich geschriebene auch ihnen geschrieben, ebenso unserm Mayern, wenn er schon wieder bei Euch ist.

An Göttling. Breslau, 31. März 1815.

Daß Ihre beiden lieben Briefe, mein theurer Freund, bis heut unbeantwortet geblieben sind, will ich nicht mit allgemeinen Ausdrücken entschuldigen, da eine gründlichere Rechtfertigung, die bei Ihnen gelten wird, in der ganzen Weise liegt, wie das letzte halbe Jahr mir verflossen ist. — Als ich im vorigen October von Prag und vom Riesengebirge zurückkam, fand ich Heindorfs eben so schnell gefaßten als ausgeführten, eigentlich mir ganz unbegreiflichen Entschluß, Breslau zu verlassen, eine mir gleich unerwartete und unerwünschte Veränderung meiner amtlichen Verhältnisse vor. Der ganze philologische Unterricht lag allein auf mir; dazu die Wiederherstellung und Leitung des philologischen Seminariums, das durch Heindorfs Kränklichkeit seit länger als zwei Jahren hatte eingehen müssen; überdieß wurde mir Heindorfs Stelle bei der wissenschaftlichen Deputation übertragen. Das Zusammentreffen dieser Geschäfte, die ich noch Jahre lang von mir fern geglaubt hatte, wurde mir durch das Unerwartete lästiger, als es eigentlich in der Natur der Sache liegen mochte. So mußten alle für den Winter entworfenen Pläne öffentlicher und eigner Thätigkeit theils umgeformt und neu entworfen, theils aufgegeben werden; manche andre Entsagung reihte sich daran, von denen mir die auf fast alle briefliche Mittheilung mit meinen Freunden besonders weh that. Entschädigt wurde ich dafür einigermaaßen durch das schnellere Eindringen in meine mir bis dahin fast fremden Verhältnisse, durch einen und den andern überraschend schnellen Erfolg, durch täglich wachsende Lust und Freude am Universitätsleben selbst, wovon ich dem Seminarium das meiste verdanke. Daß ich hier allein stand, hatte doch ein Gutes, daß ich Alles nach eigner Ansicht und Ueberzeugung einleiten und ordnen konnte, was in Verbindung mit Heindorf gar nicht möglich gewesen wäre. Denn wenn ich auch nicht zweifeln kann, daß sich mein Verhältniß zu ihm immer offen und freundlich erhalten haben würde, so sah ich doch gleich in den ersten Stunden unsrer Bekanntschaft, daß wir Wissenschaft und Leben aus viel zu verschiedenartigen Gesichtspunkten betrachteten, um jemals in Einem Sinn wirken zu können. Auch das Schulleben wird mir nicht fremd, weil mein Antheil an der wissenschaftlichen Deputation mich in beständiger Uebersicht aller schlesischen Gymnasien erhält, und manche allgemeine Einwirkung möglich macht. Indeß sehe ich recht verlangend der Wiederbesetzung von Heindorfs Stelle entgegen, nicht damit ich weniger zu arbeiten bekomme, sondern damit bei vereinigten Kräften zweier im Ganzen größere Vollständigkeit des Lehrkreises, im Einzelnen sorgfältigere Genauigkeit erreichbar wird. Ich hoffe jetzt, Dissen in Göttingen oder, wenn das fehlschlagen sollte, Schneider in Leipzig zum Amtsgenossen zu erhalten. Beide sind thätige, geistvolle, auch mir persönlich befreundete Männer, und so verspreche ich mir von einem Zusammenwirken mit einem derselben recht viel Gutes. — Das ungefähr war die bisherige Gestalt meines äußern Lebens: wie auch die meines innern Lebens sich seit dem Anfang dieses Jahres umgeformt hat, ist Ihnen vielleicht durch gemeinsame Freunde schon bekannt geworden, daß ich nämlich seit zwei Monaten mit einer Tochter meines trefflichen Freundes Wachler wieder verlobt bin. Mich selbst konnte nichts mehr überraschen, als das Wiedererwachen eines Gefühls, mit dem ich auf immer abgeschlossen zu haben glaubte: jetzt sehe ich wohl, wie alles so kommen mußte, um wieder Licht und Haltung in mein Leben zu bringen, und mir die rechte Lust und Begeisterung zu tüchtiger Werkthätigkeit wiederzugeben. — In so behaglicher und befriedigter Stimmung beantworte ich Ihre Briefe doppelt gern, da sie ihrem ganzen Inhalt nach wohl dahinein passen. Sie erinnern mich aufs lebendigste an die auch so unvergeßlichen Jahre in Wei-

mir, und zeigen mir zugleich, daß Sie Ihren jetzigen Wirkungskreis im würdigsten Sinn erfaßt haben, indem Ihnen werkthätige Geschäftigkeit und wissenschaftliches Vorwärtsstreben nicht in der Gestalt unverträglicher Gegensätze erscheint, sondern als gegenseitige Begünstigungs- und Förderungsmittel. Genießen Sie bei Ihrer Schule auch nicht mehr aller der erfreulichen Einwirkungen, die [illegible] Lage erheischt, so haben Sie doch in Voß einen tüchtigen, ja einen Guten zum verbündeten Genossen, und wo auch nur zwei im rechten Sinn zusammenstehn, kann schon des Guten viel gefördert, des Schlechten viel abgewehrt werden. Daß Sie schon durch Früchte Ihrer Bemühungen schadlos gehalten werden, sehe ich aus Ihren Mittheilungen selbst; und ich glaube, daß Sie auf noch reichlichere hoffen dürfen, wenn Sie durch Errichtung eines Turnplatzes Ihre Schüler im Ganzen und Großen in Anspruch nehmen. Der Erfolg dieser Veranstaltungen muß durchaus wichtiger werden, sobald diese aufs genaueste mit den eigentlich wissenschaftlichen verknüpft werden, und besonders wenn geistige und körperliche Gymnastik mit gleichem Eifer von Einem Lehrer geübt wird. Jahn fühlte das ganz gut, aber leider konnte er selbst die Ausführung nicht ins Werk richten. Hier ist derselbe Fall; desto mehr wünsche ich Ihrem Vorhaben das beste Gelingen. — Ihr Achilles Tatios ist mir, aufrichtig gesagt, so fremd geworden, daß ich über Ihren Vorschlag, zu 2, 14. mir ein bestimmtes Urtheil anzumaßen nicht wage; wahrscheinlich ist mir indeß die Änderung des [illegible] „[illegible]“ [illegible] nicht. Denn auch abgesehn davon, daß Sie die Sage vom Hebros zu Ihrer Verbesserung erst willkührlich umformen müssen, führt [illegible] hier weit entlegene und wenig bekannte Naturerscheinungen auf, welches grade dem Byzantier der Mythos dieses ziemlich nachbarlichen Stromes nicht seyn konnte; dann aber werden alle diese Phänomene von physischen Ursprüngen hergeleitet, während die Klänge am Hebros mythische haben. Wären also diese natürlich umgedeutet, so wäre doch wohl ein Blick auf die Sage nicht vergessen. Sowie aber allgemeinhin von der mir weiter auch nicht bekannten [illegible] gesprochen wird, konnte das auch wohl von dem nicht genauer, vielleicht nur aus Schiffernachrichten gekannten iberischen Fluß geschehn. — Von unsrer deutschen Gesellschaft habe ich lange nichts weiter gehört, als daß Krause wieder nach Dresden gegangen, Zeune zum Redner gewählt und Ihr Berliner Mitphilolog Wilhelm Müller jetzt eines der wortführenden Mitglieder geworden, auch daß die beabsichtigten drei Ausschüsse zu Stande gekommen sind. Von der Erscheinung eines Bändchens Verhandlungen will etwas verlauten; doch weiß ich noch niemand, der sie gesehn hätte. — Von Döderlein habe ich noch kürzlich einen frischen und frohen Brief gehabt; das Leben zeigt sich ihm ganz so freundlich, wie er es verdient. An Knebel, sowie an Weber, sehe ich mich durch Ihre Erwähnung mit Beschämung erinnert; beiden bin ich lange für Briefe und erfreuliche Musengaben Antwort und Dank schuldig. Das Nichtschreiben, dem ich mich aus Nothwendigkeit unterzog, ist mir fast schon zu böser Angewöhnung worden. [illegible] rächt dagegen durch unverbrüchliches Schweigen alle die an mir, deren ich mich saumselig erzeige; auch von seinem Bruder Ludwig habe ich nur Einmal durch Sie wieder gehört. — Hier lebt jetzt einer Ihrer alten Berliner Bekannten, der junge Gerhard, der sich vor kurzem als Privatdocent habilitirt hat, und diesen Sommer zu lesen anfängt. Er scheint ein recht fleißiger, sorgfältiger Mensch zu seyn, und verdienen seine Lect. Apollonianae ein besseres Schicksal, als ihnen in den Recensiranstalten bis jetzt gefallen ist. — Meine herzlichsten, brüderlichen Grüße an Voß, seine Frau, und den kleinen Johann Heinrich den Vierten brauche ich Ihnen nicht erst anzuempfehlen; sein Bruder Heinrich wollte

mich vor kurzem von hier weg nach Lübeck haben; aber mich dem preußischen Staat ungetreu zu machen, wird hoffentlich niemandem gelingen. — Nun leben Sie recht wohl, mein theurer Göttling, und wenn ich Ihnen einmal wieder lange eine Antwort schuldig bleiben sollte, so glauben Sie alles eher, als daß meine herzliche Freundschaft für Sie nicht mehr die alte sei.

An Frau von Voigt.

Breslau, 31. April 1816.

Was ich so lange versäumt habe, Ihren letzten theilnehmenden Brief zu beantworten, darf ich nun nicht noch länger verschieben; hätten Sie auch jetzt wohl freundliche Nachsicht mit mir, so darf ich die theils nicht mißbrauchen, theils würde mir es nicht geziemen, alle die kleinen Vergeßlichkeiten und Zerstreutheiten, die der ersten Liebe wohl stehn, mir zum zweitenmal zu Nutze zu machen. Eine wahre zweite Neigung ist so ganz anderer, eigner und selbstständiger Natur, daß es weder anständig noch nöthig ist, ihr Farbe und Licht von dem ersten Erwachen des Herzens erborgen zu wollen. Daß Sie sich innig glücklich fühlen würden in meinem Glück, das wußte ich. Ob Sie so ganz meine jetzige Stimmung erkennen und ihre wahre Grundlage, das möchte ich nicht bejahen, da Sie Novalis zweite Liebe neben die meinige stellen. Wie verschieden meine Lebensbahn der seinigen, wie unverhältnißmäßig die Stufe meiner Geistes- und Herzensreife gegen die des herrlichen Todten: daran brauche ich Sie ja nicht erst zu erinnern. Aber der Hauptunterschied liegt nicht einmal darin; sondern einzig in dem Einen, daß ich ja Vater bin, was er nie wurde. Ich wollte, ich könnte es Ihnen so klar machen, als es mir vorschwebt, daß hieraus allein die Umgestaltung meines Lebens erwachsen ist. Sowie die sonst glücklichste Ehe nach Naturnothwendigkeit zu dem unwiderstehlichsten Verlangen nach einem Kinde zieht, und dann erst sich vollendet fühlt: so hat umgekehrt der Besitz des Kindes mit gleicher Nothwendigkeit mich zur Ehe zurückgeführt, und ich möchte jetzt zweifeln, daß es wahrem Vatergefühl anders möglich sey. Darum muß ich es ganz ablehnen, daß die vorjährige schöne gemeinsame Fußreise ins Gebirge wesentlichen Antheil an meinem Lebensgeschick gehabt hätte. Allerdings ist nichts in der Welt uns gleichgültig und bedeutungslos, so lang wir offnes Sinnes bleiben; so diente allerdings jene Wanderung recht sehr dazu, mir meine Braut länger, in verschiedenen Verhältnissen und in offener Aeußerung ihres ganzen Wesens zu zeigen, als dieß je in den Mauern der Stadt und städtischer, bequemer Convenienz möglich gewesen wäre. Ihre ganze Liebenswürdigkeit, ihr klarer, freudiger und fester Sinn wurde mir schon damals offenbar, aber ohne die leiseste Anregung eines Verlangens nach dem Besitz alles dieses Schönen und Guten. Nicht eher als bis der Gedanke, meinen Wilhelm in meiner Nähe zu haben, mir hell vor die Seele trat, erwachte der eben so natürliche, ihm eine Mutter wiederzugeben, und da ich nun wohl wußte, wer allein ihm und mir Ersatz bieten könne für die Verlorene, so war kein Schwanken und kein Wählen in mir, und das ruhige Gefühl schnell genug Leidenschaft. Auch kann ich mir es nicht wohl möglich denken, daß auf irgend einem andern Wege dieß Gefühl in dieser Kraft mir hätte wiederkehren können. — Meiner Braut Namen ist Christine: ich habe ihn nie geliebt, und könnte ihn in einen gefälligen verwandeln; aber es ist ein Familienname, den ich immer ehre, und ist sie mir ja unter diesem Namen lieb geworden; also will ich ihn nicht ändern. Auch gefällt mir der reich gebildete Geist, die schöne Gestalt unter so unscheinbarem Namen doppelt, wie Aslunga in ihrer dunklen

Umhüllung. — Es sind nun noch mehr als zwei Monate bis zu unsrer Verbindung, denn Tag Sie noch Zeit genug erfahren sollen, um ihn aus der Ferne mit uns zu feiern. Auch diese Wochen werden so schnell verfließen, wie das Winterjahr seit dem letzten Januar; ich weiß nicht, ob ich mit mehr Verlangen oder Seelenstille der Vollendung meiner Wünsche entgegengehe; ob die Größe oder die Gewißheit meines Glückes mich stärker durchdrungen hat. Es haben diese drei Monate dazu gedient, uns gegenseitig unsre ganze Vergangenheit mitzutheilen, und manchen Plan für die Zukunft zu gründen. Natürlich bewegten diese sich alle um unsern Wilhelm, während jene ihr schönstes Licht durch Luise empfing. Nun kennen wir unser früheres Leben genug, um mit erhöhter Freudigkeit allem Kommenden gemeinsam zu begegnen. — Unser verbundenes Leben wird dem frühern, das ich in Weimar, in Jenkau führte, sehr gleichen. Ich bin in den Dingen wohl nicht eben anders worden, und meine Braut ist wie Luise dem Aeußerlichen so abhold und in sich so reich und so ganz Mütterlichkeit, daß wahre Häuslichkeit auch für sie den höchsten Werth hat. Hier kommt nur noch die Nähe meiner herrlichen Schwiegereltern hinzu, mit denen wir so natürlich in dem Verhältniß einer Familie leben werden. Indeß schließt das alles herzliche Zuneigung zu einigen vorzüglichen Menschen nicht aus, und die haben wir auch hier gefunden. Ich wollte, Sie könnten einmal Zeugin von dem allen seyn; war es Ihnen einst in Weimar in unserm Kreise wohl; ich hoffe, es sollte es hier nicht minder seyn. — Besonders danken muß ich Ihnen noch die viele, wenn auch vergebne, Mühe um mein mir ohnehin nicht mehr gleichendes Gipshaupt. Schade ist es immer, daß so noch manche wackre Arbeit von Weisser durch sein verworrenes Treiben untergegangen seyn mag. — Von der Augusti soll ich Sie bestens grüßen; vor einigen Wochen ist sie von einem tüchtigen Jungen, dem ersten, entbunden, den meine Braut vor einigen Tagen zur Taufe hielt; das soll dem Kinde und der Braut Segen bringen, will hier ein schöner alter Volksglaube. — Schubert soll wirklich nach Schwerin abgegangen seyn; ich will wünschen, daß ihn das nie gereuen möge; von meinem Vater hoffe ich bald etwas näheres darüber zu hören. Neulich wäre ich fast meiner Heimath sehr nahe gerückt; der Magistrat von Lübeck berief mich zum Director des dortigen Gymnasiums, unter so einlobenden Bedingungen, daß ich wohl gegangen seyn würde, wenn mir nicht der Wunsch, mich hier zu behalten, vom Ministerium auf eine solche Weise ausgesprochen wäre, daß ich ihn selbst mit einiger Aufopferung gern und freudig erfüllte. Eine sehr angenehme Briefbekanntschaft ist mir dadurch mit dem alten Burgemeister Overbeck zu Theil worden, der ein gar köstlicher, gemüth- und seelenvoller Mann seyn muß. — Fouqué hat mir kürzlich gemeldet, daß er auf Veranlassung von Berlin her sich eine Weile mit rechtem Eifer der dramatischen Poesie widmen, und eine ganze Reihe vaterländischer Geschichten für die Bühne bearbeiten werde; ich habe das lange gewünscht, und wußte keinen Dichter, der unserm Theaterwesen eine wohlthätigere Wendung geben könnte, denn während er die Gebildetsten angreift, weiß er zugleich die Rohsten und Gemeinsten zu packen; Goethe versteht nur das erstere, Kotzebue das letztere, Schiller schwebte so zwischen beiden, daß die recht Gebildeten und die recht Rohen — auf welche es grade ankommt — leer ausgingen. — Schulze ist als preußischer Consistorial- und Schulrath nach Coblenz versetzt, und sehr zufrieden, obgleich ich es beklage, daß er dem Lehrerberuf so gänzlich entsagt hat. Seine Frau hat ihn neulich mit einem Knaben erfreut, der mein Pathchen ist und meinen Namen führen soll. — Möchten diese Zeilen Sie wenigstens überzeugen, daß kein Wechsel des Lebens mich jemals hindern kann, Ihnen mit alter Freundschaft

zugethan zu bleiben, und daß sich jederzeit soviel Muße finden wird, Ihnen das herzlich zu wiederholen.

Breslau, 16. Juni 1816.

So eben, verehrte Freundin, erhalte ich Ihren lieben Brief vom 6ten d. M. und da sich zu gleicher Zeit Herr Kammermusikus Zipfel zu Aufträgen nach Weimar gefällig erbietet, so will ich es als einen Wink nehmen, Ihnen wenigstens einen flüchtigen Dank für Ihre mancherlei anziehenden Mittheilungen gleich auf diesem Wege zu sagen. — Ich habe in den Pfingstferien mit meiner Braut und mit Wachler acht sehr schöne Tage bei einem Freund, Baron Richthofen, auf seinem Gut am Gebirge zwischen Liegnitz und Hirschberg verlebt. Eine sonderbare Uebereinstimmung nicht bloß in unsern Neigungen und Gesinnungen, sondern auch in den Wechseln unserer Lebensverhältnisse hatten uns nach kurzer Bekanntschaft schnell und fest befreundet. Jener glücklich durch Liebe, hatte er seine Gattin, eine Tochter des hannoverschen Ministers von Grote, die in allen ein Ebenbild meiner Luise gewesen seyn muß, im ersten Wochenbette verloren, in dem sie ihm einen Knaben gebar. Derselbe Entschluß, den ich damals ergriff, war ihm auf gleiche Weise vereitelt; sein Kind hat ihm eine zweite treffliche Gattin zugeführet, die Schwester der Verstorbenen: Sie begreifen es, wie schnell wir uns bei der übrigen Liebenswürdigkeit, dem Geist und der Gesinnung dieser Glückverwandten, mit ihnen zusammenfanden. Ihr Leben ist mir ein herrliches Bild meiner Zukunft geworden; bis zu welchem Tage mir diese Zukunft noch Zukunft bleiben wird, kann ich Ihnen heute noch nicht sagen: über die erste Hälfte des Julius hinaus gewiß nicht. Ist so ein Tag erst festbestimmt, so ist er auch ausgeschwatzt, und wir wollen ihn nur, wie einst in Weimar auch, mit wenigen, recht lieben Freunden begehn. Ein schon seine Bedeutung tragender Tag wird aber auf keinen Fall gewählt werden; eine solche Feier weiht ja die gleichgültigsten, und denn ists ja rechte Thorheit, alle lichte Punkte des Daseins zusammen zu häufen, statt sie zu wiederholtem Genuß durch das ganze Jahr ausgestreuet zu sehn. Wenn der Tag mich nicht selbst überrascht, so erfährt ihn niemand gewisser vorher als Sie, theure Freundin. Wie könnte ich doch je den innigen Antheil vergessen, durch den Sie den 2. Juni 1808 verschönten, und wie es verkennen, daß Sie nun schon 8 Jahr hindurch, für uns keine zu kurze Zeit, unwandelbar dieselbe herzliche, treue, wahrhafte Freundin geblieben sind. — Breslau wird, wie es scheint, auf lange, vielleicht auf immer mein Wohnsitz bleiben, und ich sehne mich nicht hinweg. Die Bilder der Rheinreise sind einmal mein; ich kann sie mir im heitersten Genuß wiederholen, ohne etwas in dem flachen Oderthal zu vermissen. Auch das akademische Leben würde ich mit keinem andern vertauschen; es müßte sich denn mir nach Jahren im Kreise der Abtheilung für den öffentlichen Unterricht ein weit umfassender Wirkungskreis eröffnen. Ich bin durch Jenkau unglaublich verwöhnt; der Ort bleibt einzig in der Welt, ich bin es noch heute ganz überzeugt, schönerer Willensfreiheit hat sich noch nie eine deutsche Schule erfreut, und darum liegt etwas tröstliches für mich darin, daß das Trefflichste den Wechsel alles Irdischen nicht im Schlechterwerden, sondern im Untergehn erfahren hat. So bleibt allen, die dort vereinigt wirkten, das reine Bild, und manches blüht daraus, sowie wir auseinander gesprengt sind, vielleicht anderswo wieder auf. Ich aber mag an keiner Schule wieder arbeiten, wo ich mir gleich engere Grenzen gezogen sehe, und das ist bei jedem städtischen Gymnasium der Fall: dagegen ist die Freiheit des akademischen Lehrers in seinem Gebiet unschätzbar, und keinem ist es leichter als dem Philologen, auch hier un-

mittelbar durch persönliche Einwirkung noch kräftiger einzugreifen, als bei bloßen Vorlesungen möglich wäre. — Goethes Reiseerinnerungen erhielt ich, nachdem ich schon allerlei kopfschüttelnde Urtheile an mir hatte vorübergehn lassen, Abends vor unsrer Landreise, und wählte sie natürlich gleich zum Gefährten. Nicht leicht hat mich ein Buch in eine so behagliche, ruhig genießende Stimmung versetzt; nicht bloß darum, weil ich alle erwähnten Gegenden und Städte, fast alle Sammlungen und Menschen, deren gedacht wird, selbst sah und kennen lernte: es ist überhaupt eine Heiterkeit und schweigende Genussesfülle durch alles ergossen, wie ich sie in keinem andern Werk von Goethe gefunden. Besonders angezogen hat mich eine ganz unerschöpfliche jugendliche Hoffnungsseligkeit, und die Lust, mit der an jedem Ort Plane und Entwürfe zur Sicherstellung und Verherrlichung unsers Vaterlandes und alles Vaterländischen geknüpft sind. Ich weiß, daß das vielen eitel Thorheit und Luftschloßbauerei dünkt; ich kann nur einen Geist darin finden, der mehr und mehr zu einer ewigen, unvergänglichen Jugend zurückreift. Auch hat Goethe sich wohl niemals offenherziger selbst gegeben, selbst in seinem Leben nicht, als hier, wo, wenn nicht alles täuscht, der Augenblick und seine Stimmung jedes Wort geben. Der Abschnitt über Heidelberg ist nun freilich jedem unschätzbar; besonders gefreut hat mich's, bei der höchsten Anerkennung des Herrlichen in unsrer alten Kunst, daß Goethe wiederholt alle Vergleichungen ablehnt. Voß schrieb mir neulich, von Raphael dürfe in Gegenwart der Herrn Boisserée gar nicht mehr die Rede seyn. So mag gar manches Wort noch in dem Büchlein liegen, das wir als allgemeine Wahrheit gelten lassen, während es für den Ort, an dem es niedergeschrieben wurde, die treffendste specielle Beziehung hat. Auch hoffe ich recht zuversichtlich, daß manches Ausgesäete in Frucht aufgehn wird; unmöglich konnte liebevoller und anspruchloser gerathen werden, als unter dieser Hülle vergänglichen Phantasiespiels. — Sonst ist mir noch nicht viel Neues zu Augen gekommen. Geerlings Nibelungen und Ghibellinen sind mit Geist und Scharfsinn geschrieben, und es athmet ein wackeres, treues und kräftiges Gemüth darin; sehr geringfügig ist dagegen das Kölner Taschenbuch für altdeutsche Kunst, etwa die Eine plattdeutsche Erzählung von Aemilius und Amicus ausgenommen. Auch die Abbildungen alter Gemälde darin sind wahre Zerrbilder gegen die Originale. Ein Buch will ich Ihnen aber doch bestens empfohlen haben, wenn Sie es nicht schon kennen: Jahns Turnbuch, lesen Sie wenigstens die Vorrede; in der Art ist wohl seit Luther nichts gleich vortreffliches geschrieben, und die Stelle über Scharnhorst und Friesen mir fast das herrlichste, was ich in deutscher Prosa gelesen habe. Auch die Einzelheiten der gesammten Turnübungen sind mit unübertrefflicher Anschaulichkeit geschildert, und was auch nicht wenig ist, das ganze Buch ist eine praktische Anweisung, wie die deutsche Sprache gereinigt und bereichert werden kann und soll. Das Ministerium des Innern hat sogleich einige 100 Exemplare des Turnbuchs gekauft und diese durch alle Regierungen zu unentgeltlicher Austheilung versendet. — Von Fouqué habe ich lange nichts gehört, weder geschriebenes noch gedrucktes. Ich wollte, er richtete seine dramatischen Versuche recht sehr auf Städte und Familiengeschichten; denn die große Kaiserhistorie sollte doch wohl vor allen Dingen erst geschichtlich gewürdigt werden. Auch glaube ich, daß die Erziehung des Volkes durch die Bühne am besten vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigen würde. Nur muß Fouqué kein Feudaldichter werden, und vor allem den altdeutschen Bürgersinn mehr zu Ehren bringen, als er bisher gethan hat. Dazu, wollte ich, forschte er die Städterchroniken recht fleißig durch; er würde dann mehr solche Züge finden, wie die von den Treuenbrietznern, die er doch bis jetzt nur noch zur

Falle für seine Sitten braucht. Wie Kotzebue sich gegen Goethe benehmen, und wie dieser ihn handhaben wird, schreiben Sie mir schon gelegentlich. Der junge Bildemeister, den Wachler kennt und sehr lobt, heirathet eine innige Freundin und Vornamensschwester meiner Braut, eine Tochter des Prediger Stolz in Zürich. Kommt er mit seiner jungen Frau nach Weimar, so lassen Sie sich von dieser recht viel über meine herrliche Geliebte erzählen. Ich benutze die Gelegenheit, Ihnen ein Paar Prödchen Oberschlesischen Kunstfleißes beizulegen; den Grafen Tauenzien schicke ich Ihnen um der ganz köstlichen Arbeit willen; er hat sich selbst die Ehre dieses Abgusses angethan. Hätten wir nur einen solchen oder überhaupt einen leiblichen eisernen Blücher! Der alte Herr hat einen großen Theil des Frühlings hier zugebracht, jugendlich frischer und kräftiger als je; sowohl hiesige löbliche Kaufmannschaft als hiesiges durch General v. Hünerbein geleitetes Militair hat sich manches derben Kernspruchs von ihm zu erfreuen gehabt. Letzteres hat er mit der Versicherung entlassen, daß aller guter Dinge drei seyen, und daß der liebe Gott auch ihm wohl Kraft geben würde, noch einmal mit ihnen gegen die Franzosen aufzusitzen.

Breslau, 30. Juni 1816.

Um Ihnen, theure Freundin, Wort zu halten, sage ich Ihnen heute wenigstens so viel, daß der 12. Julius mir meine Christel zur Gattin geben wird. Mittag um 12 werden wir in der Marien Magdalenen-Kirche getraut werden, und den Ueberrest des Tages, wie einst in Weimar den 2ten Junius 1808 bei Ihnen, mit wenigen besonders lieben und treuen Freunden verleben. Am 13ten verreisen wir auf 4 bis 6 Tage in die herrlichen Gebirgsgegenden von Fürstenstein, die ich schon im vorigen Jahr mit meiner Braut sah, damals noch einer solchen Zukunft ganz ahndungslos. Unsre weitere Reise werden wir etwa mit dem 11ten August antreten. Ihr Ziel ist uns ein 40 Meilen näher gerückt, da Jachmann als Schulrath nach Danzig versetzt und bereits dort angelangt ist. Was wir dabei an Zeit gewinnen, soll für Berlin und Sternberg benutzt werden. In der Mitte des Octobers sind wir wieder hier. Einen Brief vorher noch verspreche ich Ihnen nicht, obgleich ich die Hoffnung nicht aufgebe, bis dahin noch von Ihnen zu hören. Bleiben Sie uns vereinigt die treue Freundin, die Sie mir allein waren!

Breslau, 23. Februar 1817.

An Jacobs.

Das freundliche und liebevolle Andenken, das Sie, mein verehrtester Lehrer und Freund, mir in Ihrem letzten Briefe an Wachler ausgedrückt haben, ermuthigt mich zuerst wieder, die einzig durch meine Schuld und zu meinem unwiederbringlichen Verlust unterbrochene, unmittelbare Verbindung mit Ihnen neu anzuknüpfen. Was soll ich Ihnen viel von dem nun Vergangenen sagen? Unerwartet eines Mannes beraubt, mit dem ich wirken sollte, und dessen Schüler ich in manchem Sinn zu werden hoffte, sah ich mich gezwungen, kaum eingetreten in meinen neuen, fremden Beruf, allein ja für zwei zu stehn. So verging ein Jahr, bevor mir ein neuer thätiger Mitarbeiter wiedergegeben war. Arbeiten ganz anderer Art, wenn auch an sich anziehend genug, wurden mir durch Zutheilung aller in mein Gebiet eingreifenden Geschäfte bei der wissenschaftlichen Deputation für Schlesien und Posen. Je wirksamer durch dieses Institut die Verbesserungen gelehrter Schulen in beiden Provinzen befördert werden kann, desto mehr Thätigkeit nimmt es mit Recht in Anspruch. Bei dem allen wollte es mir nicht ganz leicht

werden, mich aus den mit nichts zu vergleichenden Verhältniſſen meines unvergeßlichen Jenaer Lebens wieder hineinzufinden in das ſtädtiſche Weſen und Treiben, das auch in Berlin den Unſtäten, eigentlich nur auf einer Durchreiſe unerwartet Verweilenden noch nicht wieder berührt hatte. Nehmen Sie dazu, was zwar mein Leben nun befeſtigt und begründet hat, aber nicht ohne manchen ſchweren Kampf früher gefaßten Gefühlen und Ueberzeugungen abgewonnen werden konnte, meine Wiedervorheirathung, an die ſich als äußere Abhaltung im vergangenen Sommer eine dreimonatliche Reiſe anſchloß; nehmen Sie den ganzen Ton, die ganze Stimmung dieſer Zeit, die wohl manchen nicht ſogleich geſtillten Sturm im Herzen aufregen kann: ſo brauche ich weiter nichts hinzuzuſetzen, um meine Geſinnung bei Ihnen zu rechtfertigen und zu reinigen. Aber auch ohne ſene, von Ihnen Selbſt mir gegebene, Berechtigung würde ich dieß lange Fernbleiben von Ihnen ſchwerlich noch viel länger getragen haben. Namentlich was mir als neueſtes von Ihnen zugekommen, die begeiſternden Worte, in denen Sie das Andenken an einen edeln Abgeſchiedenen auf Betrachtungen gegründet, die jeden nicht achtloſen Betrachter der Gegenwart längſt bewegt, oft wohl verwirrt und getrübt haben müſſen, und dann die Abwehr, die Sie umſichgreifender Vernunftumnebelung und einem Papſt- und Pfaffenthum unter uns entgegen geſtellt haben; ſchon dieß hätte mich ohne weitern Anlaß über alles Zwiſchenliegende weggehoben, um Ihnen für all das Stärkende und Erhellende zu danken, das ich für mich ſelbſt in jenen Blättern gefunden habe. Denn nicht bloß in Ihren Umgebungen thut es Noth, ſich mit dem ganzen Uebergewicht des Geiſtes und der Geſinnung freventlichem Mißbrauch des Heiligſten entgegenzuſtellen. Auch in unſrer nächſten Nähe, ja, wohin man hört, zeigen ſich ähnliche Symptome einer nach großen und herrlichen Anſtrengungen erſchlaffenden und in ſich zuſammenſinkenden Zeit. Erfüllt eine ſolche Wahrnehmung überall mit Schmerz, ſo wird das Gefühl geſchärfter in einem Lande, unter einem Volk, das zu den ſchönſten Erwartungen berechtigt hatte. Wenn da in der Kirche Verdunkelung, im Staat wenigſtens ſinn- und zweckloſes Schwanken, im Kriegsweſen der alte, verderbliche, gebannt gewähnte Ungeiſt aufs neue zum Loſungswort wird, ſo muß man ſchon alle Hülfsquellen in Anſpruch nehmen, die das eigne Innere dagegen bewahrt. Zuflucht in der Wiſſenſchaft zu ſuchen, wäre vielleicht nie weniger thunlich, da Leben und Forſchen ſich endlich einmal unmittelbar berührt haben, und die Wiſſenſchaft ſelbſt empfindet ja auch davon. Inſofern hängt dieß alles nahe zuſammen mit meiner Berufsthätigkeit; ſie iſt nicht ohne Erfolg, was das An- und Einlehren betrifft; aber mehr kann ich auch nicht ſagen, und dieß iſt wenig genug. Wiſſenſchaftlichkeit, freie und freudige Begeiſterung für Ideen und ein tapferes Zuſammenhalten zum Guten und Würdigen vermißt bei uns ein jeder, der ſo etwas ſucht und wünſcht und es gern mit herrufen hülfe. Ich könnte wohl dabei das wenigſte Recht zu klagen haben, da ich noch viel zu jung bin und zu wenig habe thun können, worauf ich Anſprüche der Art bauen dürfte; aber es wirkt doch zurück, wenn man Aeltere, raſtlos Thätige nicht mehr erreichen ſieht; und man muß ſchon alle Kräfte von Jugendlichkeit zuſammenhalten, um nicht Vertrauen und Heiterkeit hart gefährdet zu ſehn. Man lernt inzwiſchen Genügſamkeit und freut ſich jedes einzelnen Gelingens doppelt; ſteht man aber endlich am Ende der Bahn, dann, hoffe ich, genügt ein reines Bewußtſeyn ganz und vermißt man nichts mehr, wenn man die Gewißheit in ſich trägt, nichts ſelbſt verſchuldet zu haben, obgleich auch das etwas nicht leicht und ganz vollkommen nur ſehr wenigen erreichbares ſeyn mag. In einem recht heitern Gegenſatz damit ſteht, was mich ſelbſt perſönlich betrifft, ſofern das vom Allgemeinen zu ſcheiden geſtattet iſt. Häusliches und geſelliges

Leben umgiebt mich in der freudigsten Gestalt zum Theil mit nie gekanntem Reiz, da ich seit wenig Monaten erst mich nun wirklich als Vater eines hoffnungsvollen Knaben fühle. Was mir entzogen wurde dadurch, daß ich nicht Zeuge seiner ganzen Entwicklung seyn konnte, dafür entschädigt mich nun manche überraschende Entdeckung, in der reichen, glücklichen Natur des Kindes. — Was mir geselliges Leben darbeut, hat durchaus noch eine zweite erfreuliche Seite; es ist mir zugleich von wissenschaftlichem Ertrag und vereinigt so recht eigentlich den Gewinn mit dem Genuß. Wachler war mir seit dem ersten Tage meines Hierseyns unschätzbar durch die sichere Kraft, mit der er Handeln und Wissen überall verband, und durch die rücksichtslose Geradheit seines Charakters. Viel verdanke ich auch der Berufung des jüngern Schneider aus Leipzig zu meinem nächstverbündeten Amtsgenossen. Er ist ein ruhiger, höchst klarer, gediegner Mann von der sichersten Einsicht, in Allem systematisch. Jemehr darin meiner Natur Fremdes liegt, desto höhern Werth hat ein solcher befreundeter Gefährte für mich, und unser gemeinsames Zusammenlesen alter Muster — aus dem sich allmälig ein kleiner Kreis um den Aristophanes gebildet hat — gewinnt an Reiz und Belehrung durch die Verschiedenartigkeit unserer Ansichten. Von eigenem Fleiß habe ich, so lange ich hier bin, keinen öffentlichen Beweis ablegen können; die Tabellen über alte Litteratur-Geschichte, die Ihnen durch den Verleger zugegangen seyn werden, sind eigentlich für mich entworfen. Indeß ein akademischer Lehrer, der keine Brotwissenschaft zu lehren hat — der Unterschied besteht wirklich noch — ist weniger in Gefahr, vom Selbstforschen abgezogen zu werden, als der Schulmann, da er billig nichts vortragen sollte, als was er zuvor rein wissenschaftlich überarbeitet hat. Dieser Forderung an mich selbst mußte ich denn freilich vor Allem, freilich einstweilen annäherungsweise, zu genügen trachten. Indeß hat sich dabei Baustoff genug für künftige, minder beschäftigte Zeit gesammelt. Auch brauchte ich dabei das, was ich zunächst dem Sophokles zu leisten wünsche, nicht gerade aus dem Blick zu verlieren. Eine Kleinigkeit von zufälligem Ursprung werde ich Ihnen um Ostern senden, eine Ausgabe von Tacitus Germania. Ich wurde um eine Durchsicht der Bredowschen Ausgabe gebeten, die neu gedruckt werden sollte, und versprach das unüberlegt. Denn als ich das Büchlein nun wirklich vornahm, konnte ich mir nicht verhehlen, daß der philologische Theil unbrauchbar, der geschichtliche ungenügend sey; daß jenem durch festern Plan auf-, diesem noch hie und da stark nachgeholfen werden mußte. Wenigstens das glaube ich durch einige sehr wichtige, theils unredlich, theils gar nicht benutzte alte Drucke erreicht zu haben, daß die besonders durch und seit Ernesti zugeschütteten Quellen der Lesarten wieder zu Tage gebracht sind. Mancherlei Betrachtungen über den Zweck des Buches und Tacitus Kenntniß von unserm Vaterlande hoffe ich bei einer andern Gelegenheit mittheilen zu können. Ich kann mich der festen Ueberzeugung nicht entziehn, daß Tacitus Germanien und seine Bewohner gesehn und lange gekannt habe, um solche Ergebnisse aufstellen zu können; und was Geschichtliches über sein Leben auf uns gekommen ist, stimmet eher dafür, als dawider. Hat man es doch noch nicht einmal beachten mögen, daß er im Agricola selbst seiner Anwesenheit in Britannien gedenkt. Für den 2ten Band Ihrer Anthologie bin ich Ihnen noch immer meinen Dank schuldig. Aber bei stetem Gebrauch des Werkes habe ich Ihnen so oft im Stillen zu danken Veranlassung gefunden, daß ich mich leicht hätte überreden können, Ihnen das doch wenigstens einmal auch ausgesprochen zu haben. Fast noch mehr aber muß ich Ihnen die Nachsicht danken, mit der Sie ein Jegliches aufgenommen haben, was ich von Zeit zu Zeit in Ihr Gebiet hinein vermuthete und hineinirrte. Noch Ihr letzter Brief hat mich von einem ganzen Rest

metrischer Verurtheile befreit, daß ich sie hätte zur Anthologie heranbringen sollen. Ob Sie solches ausdrücken, oder ob Sie des Irrigen zurechtweisend gedenken wollen, ich werde in beiden Ihr Wohlwollen erkennen und zu ehren wissen. Sowie Sie unermüdet sind, dieser unendlichen Masse von Einzelheiten Licht und Reinheit wiederzugeben, folgen Sie auch mir wohl noch einmal in dieß gratissimum diverticulum, wie Meineke es recht passend nennt. Zwei Epigramme kamen neulich im Seminarium zur Sprache, Anth. Palat. 5, 4 und 13. In dem ersteren verbesserte einer meiner Schüler, Wilhelm Schneider, den Ausgang so leicht und so ganz im Geiste dieser Dichter, daß er wohl das Wahre getroffen haben mag. Er liest V. 6

καὶ σὺ φίλει, Χαρίτων, μὴ σὺ δ', ὦ φιλεράστρια κοίτη, ἤδη εἶπε τὰ λ.

ganz wie M. Argent. 4 Asclep. 27 und was Piersen zum Moeris p. 442 gesammelt hat. In dem andern Epigramme, da es einem der besten Verskünstler gehört und ohne alle Spur von Dorismus ist, bleibt mir das trochäische πᾶσαν im höchsten Grade verdächtig als wirkliche Unform. Deshalb möchte ich, im Grunde ganz dem cod. Pal. folgend, dieses vorschlagen:

καὶ χροὶ ἀφθονίδωτος ἔτ' ἀμβροσίην, ἔτι πειθὼ
πᾶσαν ἀποστάζει, μυριάδας χαρίτων.

wobei das gewonnen würde, daß das sinnreiche Spiel mit dem Namen Charito gesondert und dadurch bestimmter hervortönte. Darum gefällt mir dieß besser, als Wakef. dem Verse gleichfalls völlig aufhelfender und einfacher Vorschlag. — Von Wilken hörte ich im vorigen Herbst in Berlin, daß sich nicht unbedeutende Abweichungen der Goth. Abschrift von der Palat. Handschrift ergeben hätten. Wahrscheinlich haben Sie Sich längst davon näher unterrichtet und, was davon Grund hat, noch zu den Anmerkungen des 3ten Theiles benutzen können. Ich wünsche mich bald im Stande, Ihnen Reiferes und Umfassenderes aus eignen Studien vorlegen zu können; ich hoffe, Sophokles soll mir den ersten und baldigen Anlaß dazu bieten. Aber auch ohne dieß gebricht es nicht an Stoff, über den ich gern ein Wort von Ihnen hörte, und ich darf wohl hoffen, daß mich keine Verjährung um das Recht gebracht hat, stets, was mir am innigsten am Herzen liegt, bei Ihnen zur Sprache zu bringen.

Breslau, 9. Juni 1817.

Das beiliegende Büchlein, seit langer Zeit das erste, was ich habe zu Ende führen können, und besonders dafür so unreif und wenig sagend, daß ich es Ihnen nur als nachsichtigem Lehrer zugehn lassen darf, fodert mich auf, auch über dasselbe noch ein Paar Zeilen beizufügen. Sie sehn, es ist ein adoptirtes Kind, das ich annahm, ohne mich genau von den Pflichten unterrichtet zu haben, die dem neuen Vater zufallen würden. Es zeigten sich mehrere und schwierigere, als ich erwartet hatte; die Zeit aber drängte, und so mußte dem gegebnen Worte, auf welche Weise es sey, Genüge geschehn. Dazwischen zog sich nun wieder der Druck unangenehm in die Länge und ließ es mich gar sehr bereuen, mir nicht von irgendwoher die erste Ausgabe des Tacitus und eine genaue Vergleichung der Züricher Handschrift, zu der zu gelangen gewesen wäre, verschafft zu haben. Das glaube ich zu deutlicherer Anschauung gebracht zu haben, daß in alten Drucken noch sehr viel Wichtiges für den Text des Schriftstellers verborgen liegt. Ob es mir gelungen ist, was ich vor allem wollte, auch beim Tacitus der protestirenden Kritik einigen Eingang zu verschaffen, das möchte ich gern von Ihnen und andern richtenden Freunden hören. Indeß hat die Arbeit selbst mich mit solcher Liebe

für den herrlichen Geschichtschreiber erfüllt, daß ich gewiß noch einmal zu ihm zurückkehre, um jetzt begangene Sünden wieder gut zu machen. Darum frage ich gleich jetzt vorläufig bei Ihnen an, was die Gothaer Bibliothek an alten Drucken für die Germania besitzt; denn an Handschriftliches wird auch dort schwerlich zu denken seyn. Manches über Zweck und Veranlassung der Germania Gedachtes und Niedergeschriebenes fand leider in der Ausgabe keinen Platz mehr, und wäre auch vielleicht in lateinischer Zunge nicht zu sagen gewesen. Ich hoffe es indeß in Kurzem anderswo zur Sprache zu bringen und dadurch vielleicht mehr, als durch die Ausgabe, zu genügen. Dazu werde ich nun schon mein Lebelang verdammt bleiben, sowie eine Arbeit vollendet ist, zu wünschen, sie anjetzt beginnen zu können. So geht es mir mit jeder meiner Vorlesungen, mit Allem, was ich thue und treibe. Erst wenn ich mich am Ende sehe, weiß ich, wie es zu beginnen gewesen wäre, und ich glaube, es wird mir mit dem ganzen Inbegriff meines Lebens nicht anders ergehn. Das macht mich indeß nicht muthlos, weil der innere Gewinn dabei derselbe bleibt; ja ich würde vielleicht erschrecken und an mir selbst irre werden, wenn ich mich hierin je anders fühlen sollte. — Die Heiterkeit und Zufriedenheit mit meinem hiesigen Leben begründet jeder Tag fester, und mein Verhältniß zu Wachler trägt nicht wenig dazu bei. Meine amtliche Wirksamkeit hat dadurch eine einladende Erweiterung erhalten, daß mir und meinem Freunde, dem jüngern Schneider, die Geschäfte des Professors der Beredtsamkeit übertragen sind. Die Lust daran, sich öffentlich auszusprechen, wird durch das akademische Leben auf eine eigne Weise genähret, und ist man im Ganzen darauf hingewiesen, durch Lehren anzuregen, so thut es wohl, auch einmal im Jahr, bei bedeutender Gelegenheit, anregend lehren zu können, oder doch sich einem größern Kreise über allgemeine Gegenstände mitzutheilen. — Die nähere Auskunft, die ich Ihnen über das wahre Verhältniß der Pfälzischen Handschrift der Anthologie zur Spalettischen Abschrift verdanke, ist mir sehr erwünscht, ja beruhigend gewesen. Denn nach Gerüchten, die von Heidelberg aus verstreut waren, mußte man glauben, daß alle bisherige Kritik umgestürzt sey und das gesammte Werk von neuem beginnen müsse. Wie willkommen mir übrigens in dem Bande, der nun wohl der Schlußstein Ihres Werkes seyn wird, jede Belehrung von Ihnen, wie doppelt erwünscht mir jede einen Fehlgriff von mir selbst betreffende seyn wird, das brauche ich Ihnen gewiß nicht erst zu sagen. Wüßte ich auch außer Ihnen kaum noch zwei oder drei, deren Tadel in jeder denkbaren Gestalt nichts an der Gesinnung ändern würde, die ich für diese Männer hege: so kann ich doch das von mir rühmen, daß ich Widerspruch zu ertragen und, wenn er danach ist, zu schätzen weiß. Nur muß er nicht aus solcher Quelle entspringen und sich so gebärden, wie bei Huschke. Möchten Sie doch Neigung empfinden, der Griechischen Blumenlese nun die Römische folgen zu lassen. Allerdings ist die Arbeit, bei geringerm Umfang, wohl bedeutend schwieriger, weil eine Grundlage, wie die Pfälzische Handschrift, fehlt und ohne eine Reise durch Italien schwerlich ein würdiges Gegenstück zur Bearbeitung der Griechischen Anthologie zu denken ist. Aber eben aus diesen Gründen sollten vor allem Sie uns auch diese Provinz noch gewinnen, die so viel Genuß als Arbeit darbeut, und wenn auch im Ganzen weniger anziehend, doch in Einzelheiten, wie besonders in den Epitaphien, den besten Griechischen Vorbildern nicht nachsteht. Diesen Zeilen und dem sie Begleitenden freundliche Aufnahme erbittend, mit der liebevollsten Verehrung der Ihrige.

Breslau, 11. Juli 1817.

An Frau von Voigt.

Meine Freundin, am Schluß Ihres vorletzten Briefes hofften Sie auf Antwort in den Osterferien, und ich auf hinlängliche Muße, nicht noch saumseliger zu erscheinen, als Ihre Güte, mit meinen schlechten Seiten bekannt, mir es schon gestattet hatte zu seyn. Muße war auch wirklich genug vorhanden, aber nicht die rechte Stimmung. Eine lange, Wochen hindurch mit dem schlimmsten Ausgang drohende Krankheit meiner Schwiegermutter hat ihr und uns den Genuß an dem diesjährigen, so ganz einzig schönen Frühling stark verkümmert. Erst um Pfingsten konnten wir wieder zu hoffen anfangen, und eine kleine Caravane zu Wagen und zu Fuß in die Berge von Trebnitz gab uns vollends freien Athem wieder. Seitdem war nun freilich oft genug die Rede vom Schreiben an Sie, beste Freundin, und kein Hinderniß mehr. Es kann also nur eingeborne Langsamkeit seyn, was bis heut alle bessern Vorsätze zu nichte gemacht hat, so daß fast der morgende Jahrestag meiner Verbindung darüber ins Land gekommen wäre. Ich fange damit an, ihren Brief nochmal durchzulaufen, und alle Fragen zur Beantwortung hervorzuholen. — Von der Herthaburg ist noch der Ringwall so vollkommen erhalten, daß selbst noch der größere Eingang landein, und ein kleinerer, wahrscheinlich geheimer und mit dem Geheimdienst der Allmutter in Verbindung stehender, grad in den heiligen See führender vollkommen sichtbar ist, von Steinen und Gemäuer aber keine Spur, so daß alles auf den ersten Blick wie ein Naturwall ohne Einwirkung von menschlicher Hand erscheint; ebenso die alten Fürstensitze auf dem Rugard, und die ehmals besonders gepriesene Veste Arkona. Alles ist grün, dicht überraset und vom friedlichsten Ansehn, wie das zur Insel der Hertha paßt. — Von Riquet habe ich ferner nichts gehört. Daß er in Stettin nur deutsch predigt, sagte er mir mit Freude. In seinem Hause war noch ein hübsches junges Mädchen von sehr sanfter und einnehmender Persönlichkeit; wahrscheinlich ist das die Schwägerin, der Sie nachfragen. Ich habe aber von den Frauen nur sehr wenig Kunde nehmen können, weil das Gespräch mit ihm sogleich sich auf so bedeutende Gegenstände wandte, daß die Umgebungen darüber vielleicht ungebührlich vergessen wurden. Wir hatten eine entfernte Hoffnung, die erledigte reformirte Professur der Theologie bei uns durch ihn besetzt zu sehn; und ich selbst hatte Anlaß, in Berlin hie und da ein Wort darüber hinzuwerfen. Aber es scheint jetzt alle Aussicht verschwunden. — Tieck ist mit Burgsdorf auf ein halbes Jahr nach England; für seine Untersuchungen über Shakespeare wird das wohl ein günstiges Ereigniß seyn. Seine Frau mit ihren beiden Töchtern ist derweil hier bei Steffens. Die älteste Tochter, die dem Vater auffallend gleich sieht, ist recht gefällig gebildet, nur ein bischen gar zu lang emporgeschossen. Den Katholicismus betreibt man aber stark, und ich muß gestehn, daß ich mit jedem Jahr dagegen unduldsamer und hartnäckiger in meinem Protestantismus werde, weil ich die beliebte Spaltung zwischen Gefühl und Vernunft immer unstatthafter, und beides in dem Grade verschmelzen und geeinigt finde, in welchem überall die Bildung an Tiefe und Wahrheit zunimmt. So lange Katholicismus und Papstthum eins ist, bleibt es ein System geistiger Knechtschaft, das wohl sich in leeren Träumereien zu verflüchtigen, aber nicht frei aufzublicken und ernst zu wollen erlaubt. Was will dabei aus Gefühl, Kunstsinn, Gemüth u. s. w. werden, wenn die festen Grundlagen fehlen. Nie, glaube ich, ist über den ästhetisirenden Katholicismus etwas wahreres gesagt, als das köstliche Goethische Gedicht in der neuen Sammlung von der Glocke ohne Klöppel, aber auch nie etwas schneidenderes bei der scheinbaren Arglosigkeit und Gutmüthigkeit mit der die Schnurre erzählt wird,

bis dann plötzlich die Nutzanwendung hinterdrein kommt. So etwas kann und darf aber auch nur Goethe sagen. Wie elend, wie ganz plattgemein ist doch dagegen in dem 2ten Heft der Rhein- und Mainreise der Aufsatz von Maier über unsre neueste patriotisch-religiöse Kunst! Wahr mag einzelnes seyn; dennoch ist das Ganze so erbärmlich, wie ich lange nichts gelesen habe. Alles Unheil soll vom Klosterbruder ausgegangen seyn! Daß aber auch der ein Produkt seiner Zeit ist, und aus einer Quelle entsprungen mit Runge's, der Ringelhausen, Cornelius und Overbecks Werken, war doch wahrhaftig schwer zu übersehn. Reichlich entschädigt aber für das seichte Gewäsch die Beschreibung des Aachusfestes, die wohl nur mit dem Römischen Carneval zu vergleichen, aber die mich dünkt weit höher zu stellen ist bei dem Reichthum des Schauplatzes und der bunten Verschiedenartigkeit der Gegenstände auf demselben; mir war durch die lebendigen Erinnerungen an jene Gegend, wo ich den Anblick des Rheins zum erstenmal genoß, alles doppelt anziehend. Die sonderbaren Revolutionen auf dem Weimarschen Theater sind mir nicht blos durch Ihre sehr willkommne Nachricht, sondern auch aus einer Menge Zeitschriften kund geworden, die sich doch alle recht wacker, mitunter auch witzig über die Kunstbestie hermachten. In Berlin war sie grade bei unsrer Durchreise; wie viel wir uns um selbige gekümmert haben, werden Sie leichtlich ermessen. Die Briefe des Prinzen von Neuwied waren mir nicht entgangen. Wir haben allerdings Ursache, großes Aufheben von der Gesinnung zu machen, die so durchdringt, weil wir nichts damit vergleichbares aufzuweisen haben. Wären aber unsre Prinzen nur ein ganz klein wenig von dem, was sie seyn sollten, so müßte man jene Briefe als ganz alltäglich bei Seite schieben. Desto mehr aber gereicht es ihrem Urheber zur Ehre, daß er sich so weit über den angebornen Dunstkreis erheben konnte. Daß der Verfasser der Memoiren des Freiherrn S. kein anderer als Herr von Weltmann ist, wissen Sie wohl. Ich begreife das Aufheben nicht, das man von dem Buche macht. In meinen Augen ist es nur darum merkwürdig, weil es beweist, daß man auch in deutscher Sprache französisch schreiben kann, und viel vortrefflicher als je in französischer Sprache möglich seyn wird. Darum table ich auch das Buch nicht, obgleich ich hier ohne alles Pharisäerthum mich berechtigt glaube, Gott zu danken, daß ich so nicht schreiben kann. Von Fouqué, von Hoffmann ꝛc. habe ich nichts neues gelesen, obgleich ja noch manches vorhanden ist. Von Freimund Reimar spricht mich das meiste an, was mir zu Augen kommt. Einen Scherz von ihm legt meine Frau zum Dank für Ihre Mittheilungen bei. Ein andres, furchtbar ernstes Gedicht, die Gräber bei Ottensee (Klopstocks, des Herzogs von Braunschweig und mehrerer hundert bei grimmiger Decemberkälte von Davoust aus der Stadt getriebener Hamburger) ist leider nicht zur Hand; es ist ein wahres Meisterstück. Ueberhaupt muß man von Freimund sagen, daß er sehr gut weiß, was noch kein Dichter ausgesprochen hat: dadurch ist er immer neu und ergreifend. Nicht einmal an sich selbst klingt er wieder. Soviel von Schrift- und Bücherwesen! Alles vom häuslichen Leben und Seyn meiner Frau zu überlassen, kann ich doch nicht über mich gewinnen; sie mag dafür einige Eingriffe in meine Kreise thun. Ich will Ihnen also wenigstens sagen, daß Wilhelm auf alle Weise zu gedeihn fortfährt, und daß besonders der Genuß der freien Luft ihm trefflich zusagt. Den können wir ihm durch einen Balkon unsrer Wohnung, der auf ein Gärtlein sieht, und auf dem ich auch wohl gelegentlich einen ganzen Nachmittag verarbeite, zu jeder Stunde verschaffen; indeß auch an recht tüchtigen Spaziergängen fehlt es nicht, da auch Wachler und mein vertrautester Freund, Professor Schneider, höchst wanderlustig sind. Unser Umgang ist in sofern sehr beschränkt, als wir uns auf kein

Hausmachen einlassen; auch die Zahl naher Freunde natürlich klein; doch ist er auch wieder recht mannigfaltig, weil wir manchen geistreichen Mann, manche ansprechende Frau nahe genug kennen, um sie gern und unbefangen zu sehn, so oft wir uns sehn, ohne darum zu nahe verbunden zu seyn, und auch die nicht fehlenden schwachen Seiten mit in den Kauf nehmen zu müssen. Ich bin freilich besonders wohl daran, da mein Amt selbst mir eine Menge von Bekanntschaften zuwendet, die ich mir nicht besser wünschen könnte. So versammelt sich jeden Sonntag ein kleiner Kreis von Freunden und Collegen bei mir, um gemeinsam den Aristophanes zu lesen. Mittwoch versammelt sich ein größerer Kreis von höchst verschiedenartigen Naturen in einem Garten, wo reihum Vorträge gehalten werden; ein wackerer, freierer und erwecklicherer Verein in der grimmigsten Opposition gegen Philisterthum u. s. w. ist schwerlich denkbar. Ist auch die Verfassung wirklich republikanisch, so können doch Wachler und Steffens als unsre Häupter gelten. Sonnabends gleichfalls in einem Garten findet sich alles zur Universität gehörige mit Weib und Kind zusammen, und was sonst in der Stadt gebildet ist oder seyn möchte, schließt sich an. Diese Kreise, die auch den Winter fortdauern, sind so zahlreich, daß ihre gemischte Natur nicht belästigt, indem jeder sich wieder seinen kleinen Zirkel darin bilden kann. Diesen Herbst werden wir wohl ruhig in Breslau verleben; es müßte denn eine kleine und kurze Ausflucht nach Dresden noch zu Stande kommen, doch zweifle ich. Vor allem wünsche ich nun Wien kennen zu lernen, und das wird vielleicht im nächsten Jahr möglich werden. Am 3ten August habe ich mich zum erstenmal, am Geburtstag des Königs, als Redner, doch nur als lateinischer, zu versuchen. Ich will von dem Einfluß der religiösen Gesinnung des Fürsten auf sein Volk sprechen. Das ist eine Seite, von der das reinste Licht auf unsern König strahlt; die verschiedenartigen Richtungen Friedrich d. G. und dessen Nachfolger, in denen die beiden äußersten Enden erscheinen, geben recht reducrische Gegensätze; frei herausreden darf man, wenns lateinisch geschieht, und das nahe Reformationsfest giebt noch mehr Anregungen dazu. Ich schließe hier und überlasse es meiner Frau, das Blatt zu füllen. Leben Sie recht wohl und geben Sie es nicht auf, uns Briefsaulen wieder zu schreiben.

Breslau, 8. September 1817.

Ihre Ermahnungen, verehrte Freundin, die Ferienzeit nicht ohne ein Schreiben an Sie vergehn zu lassen, ist nicht fruchtlos geworfen. Eine kleine Bergreise ist angenehm vollendet, und schon eile ich, mich mit Ihnen über dieß und jenes zu besprechen, und bin froh, daß so pünktlicher als gewöhnlich eine Beantwortung Ihres jüngsten Briefes zu Stande kommt. Die Todesnachricht von Christine Gildemeister war uns noch unbekannt; ich danke Ihnen also doppelt für die Sorgsamkeit, mit der Sie sie mir zuerst allein kund werden ließen. Jeder Schmerz wächst und jede Freude vermindert sich, wenn der untheilnehmende todte Buchstabe der erste Ueberbringer ist. Darum sagte ich es meiner Frau lieber, als daß ich sie es lesen ließ. Was mit lebendiger Theilnahme gesprochen wird, ruft auch schon wieder neue Lebensbilder herauf; denn auf ein umständliches Vorbereiten und vorläufiges Abängstigen halte ich gar nichts. Erschrecken soll der Mensch nicht über Menschliches. Wachler war, als wir Ihren Brief erhielten, im Begriff nach Carlsbad zu reisen; wir wußten, wie tief ihn die Nachricht erschüttern würde, und da er ohnehin sehr gespannt war, wollten wir ihn nicht für die letzten Tage seines Hierseyns zerrütten. Ein mit ihm reisender Freund sollte unterwegs einen passenden Moment wahrnehmen; er scheint aber keinen gefunden zu haben,

ſo daß Wachler es nun erſt — wider unſre Wünſche — in Carlsbad vernahm. Von Stolz ſelbſt iſt noch kein Brief eingegangen. — Wachlers Tagebuch aus Carlsbad, das einzige was er dort ſchreiben darf, hat uns zeither manchen Genuß gegeben. Er findet beſonders den Umgang mit Berliner Gelehrten und Oeſterreichiſchen Offizieren zuträglich und behaglich. Unter den letztern zog ihn beſonders Graf Roſen, Commandant von Cattaro, an; unter den erſtern Bernhardi, der ſein Hauptgeſellſchafter geweſen zu ſeyn ſcheint. Mit deſto größerm Widerwillen ſchreibt er von dort curſirenden Engliſchen Banquiers und dgl. Einen Theil der ungewohnten Einſamkeit, in die wir uns durch ſeine Abweſenheit verſetzt ſehn, haben wir durch einen kleinen, aber belohnenden Ausflug in die Grafſchaft Glaz getauſcht, die meine Frau noch gar nicht, ich nur zum Theil kannte. Einer meiner Collegen, Profeſſor Kanßler, vermehrte mit ſeiner Frau unſre kleine Geſellſchaft zu der auf Reiſen höchſt behaglichen Vierzahl, die durch Wilhelm immer noch nicht zur Fünfzahl wurde. Die erſten Tage wurden auf Glaz ſelbſt verwendet, das höchſt anmuthig an der Neiße einen Berg hinan gebaut iſt, und an alle kleinern Städte der nördlichen Schweiz zugleich erinnert. Dann machten wir ohne Kanßlers einen Abſtecher nach dem Bade Landeck, und von dort auf den Schneeberg, den höchſten der Grafſchaft und nach der Schneekoppe in ganz Schleſien. Der Weg hinauf wurde dadurch mühſelig und abenteuerlich, daß ich ihn, um Frau und Kind mitnehmen zu können, zu Wagen unternahm, was nicht oft vorkommt. Indeß ging es, und nach mehr als fünfſtündigem Emporarbeiten durch Waldung, Geklipp und Sumpf erreichten wir mit dem Abend die Schweizerei, eine halbe Stunde unter der höchſten Kuppe. Hier hat Fürſt Lichtenſtein in einem völlig ſchweizeriſch gebauten Hauſe einen Schweizer angeſiedelt; in dem Berner Oberland geboren, hat er ſich zwar eine Schleſierin zur Frau genommen, aber Reinlichkeit, Dienſtfertigkeit und Gaſtlichkeit ſind geblieben. Wir übernachteten auf einer vortrefflichen Streu, während das Geriefel der Bäche und ein furchtbarer Sturm uns den Gegenſatz zwiſchen behaglicher Wirthlichkeit und der gewaltigen Einſamkeit um uns her doppelt eindringlich machte, und mich aufs lebhafteſte an eine Nacht auf dem Rigi mahnte. Mit Sonnenaufgang erſtiegen wir die Spitze, auf der ſich die Grenzen von Schleſien, Böhmen und Mähren berühren; die Ausſicht gehört zu den ungeheuern; ein Durchmeſſer von 40 Meilen reicht nicht hin. In Südoſten dämmerten die Karpaten. Dann wieder nach der Schweizerei hinab, wo wir Wilhelm ſchlafend gelaſſen hatten, und den Berg wieder nach dem Wölfelsgrund zu. Hier mußte faſt alles zu Fuß gemacht werden, wegen der furchtbaren Steilheit und Schroffheit des Berges von dieſer Seite. Der Wölfelsgrund erinnert durch ſein romantiſches Gewirr von Felſen, Bäumen und Gewäſſern an die ſchönſten Gründe von Thüringen. Bei guter Zeit war der Wölfelsfall erreicht, zwar nicht der höchſte, aber durch die Menge des ſtürzenden Waſſers und die wilden Felſenumgebungen unſtreitig der prachtvollſte in Schleſien. Es wurde noch ein niedrigeres Berghäuptlein mit großem Genuß erſtiegen, und dann durch köſtliche Thäler nach Glaz zurückgeeilt. Am andern Tage ging es nach dem Bade Reinerz, von wo neue Bergerpeditionen beginnen ſollten. Aber ein ununterbrochener Regen, der bachweis niederſtrömte und in dieſen engen Gründen den Tag faſt zur Nacht machte, hielt uns zwei Tage lang dort gefangen. Damit war Kanßlers Zeit abgelaufen. Wir ſuchten vor allem nur Glaz zu erreichen, hielten auch dort noch einen Regentag aus, der intereſſant wurde, weil er uns das unglaublich ſchnelle Anwachſen der Bergwäſſer und ihre gewaltſamen Wirkungen ſehr nahe vor Augen brachte, und kehrten dann unter ſich wieder erhellendem Himmel nach Breslau zurück, obgleich um den halben Genuß der Reiſe ge-

täuſcht, ſo doch mit dem Genoſſenen höchlich zufrieden. Karßler, deſſen ich Ihnen noch wohl nicht erwähnt habe, weil ich lange nur in Geſchäftsverbindung mit ihm geſtanden, iſt mir allmälig einer meiner liebſten Freunde geworden. Als ſpeculativer Philoſoph mir wenigſtens ungenießbar, wurde er mir doch bedeutend durch ſein conſequentes Hinneigen zu ſittlichen Idealen, die er grade ſoweit realiſirt, als es thunlich iſt, das heißt, er weiß die ſtrengſte und edelſte Charaktereinheit mit der kräftigſten und gewandteſten Praxis des Lebens zu verbinden. Er iſt als Katholik geboren, früh zum Geiſtlichen beſtimmt, Prieſter und zuletzt Profeſſor der Theologie an der ehemaligen katholiſchen Univerſität geworden, und ein ſtrenger Katholik bis zum Extrem geweſen, weil dieſe Lehre den Gewiſſenhaften dahin führt. Aber bei einem nur nach Wahrheit ringenden Sinn ſtellten ſich bei ihm als Prieſter bald die ſchärfſten Zweifel ein, und er überzeugte ſich endlich, daß er ſeinem Selbſt das Opfer ſchuldig ſey, alle ſeine Aemter niederzulegen und Proteſtant zu werden. Er ging damals nach Halle, und lebt jetzt wieder, von allen Partheien gleich geachtet, ſeit 10 Jahren hier. Von ihm haben wir nun auch Retzſch Zeichnungen zum Fauſt gehabt; ich muß aber geſtehn, daß ich mich an dieſen lüderlichen, oberflächlichen und geiſtloſen Blättern ſchwer geärgert, und daß ich geeilt habe, ſie wieder aus dem Hauſe zu ſchaffen. Gedacht ſcheint mir kein einziges, gut getroffen allein das zweite, wo der Höllenhund Wagnern und Fauſten im offnen Felde umkreiſ't. Gretchen ſieht ganz zierlich aus; aber was iſt leichter, als ein zierliches Figürchen ohne weitern Zuſammenhang hinzuzeichnen? Mephiſtopheles aber iſt doch das verfehlteſte, was ſich denken läßt. Einen ſolchen dummen und brutalen Viehteufel, halb Hund, halb Jude, ſchmeißt man gleich aus dem Hauſe; der fängt keine Menſchenſeele. Ich denke mir, Mephiſtopheles hat ſo ausgeſehn, daß jeder Menſch von Geiſt wohl Luſt ſpüren konnte, es einmal mit ihm zu verſuchen, ſowie es auch im Leben gar nicht ohne Reiz iſt, mit Menſchen, denen man einige Teufelei beimeſſen kann, wenn ſie nur keine dummen Teufel ſind, eine Weile zu verkehren; freilich muß man ſich bewußt ſeyn, was man eigentlich mit ihnen will. Wir leſen anjetzt ein ſchlechtes Buch über einen mir unendlich anziehenden Gegenſtand: Wyß Reiſe durch das Berner Oberland, die eben erſchienen iſt. Ausführlichkeit iſt das beſte daran; übrigens ſind die Alpen und Gletſcher dermaßen überſchüttet mit Verſen von Haller, Matthiſſon und Frau Brunn, daß jeder geringere darin untergehn würde. Auch quält ſich der Mann gewaltig, geiſtig zu ſeyn. Dennoch hat er die Alpenluft nicht herausbringen können und weiß er der Sehnſucht dahin rechte Nahrung zu geben. Ich geſtehe, daß ich alle andre Reiſeplane gern aufgeben will, wenn es mir nur noch einmal gelingt, in die Schweiz und dann recht tief in die Schnee- und Eisgefilde zu kommen, die ſelbſt in meinen Träumen eine Hauptrolle zu ſpielen anfangen. Meine Frau kommt mir einſtweilen mit Zeichnungen Schweizeriſcher Gegenden zu Hülfe. — Kennen Sie ſchon Wachlers freimüthige Worte über unſre neueſte Litteratur? Es iſt gar ein kräftiges Büchlein, aus dem Sie meinen trefflichen Schwiegervater ganz kennen lernen können. Es iſt genau ſo geſchrieben, wie er ſpricht. Es entſtand dieß Frühjahr in ſchlafloſen Nächten während der Krankheit meiner Schwiegermutter, und iſt eine Recenſion aller bedeutend ſcheinenden Werke des Oſtermeßkatalogs, aber a priori, eh die Bücher da waren, alſo eigentlich eine ununterbrochene Reihe kecker Vermuthungen und Combinationen, an denen ſicher mancher ſchlechte Auctor großen Aerger erleben wird. Bei den ſchlechten Auctoren fällt mir doch ein zu fragen, was denn Kotzebue in Weimar macht? und was aus den ſehr pomphaft angemeldeten Zeitſchwingen geworden iſt? Büſching hat ſo gewaltig viel geſchrieben, daß ich wirklich kaum das beſte aus der Maſſe herauszufinden weiß.

zwei Hefte alter Possenspiele, Schnurren und Schwänke, seine mit 1 Band begonnene Ausgabe des Hans Sachs, dann seine wöchentlichen (jetzt monatlichen) Nachrichten für Freunde altdeutscher Kunst und Gelahrtheit möchten noch wohl von dem allgemeinsten Interesse seyn; auch seine Verneuung des armen Heinrich liest sich. Tieck wird in England sehr gefeiert; man merkt doch wohl, daß er den Shakespeare besser inne hat, als ganz Old England zusammengenommen, und nimmt das als schuldigen Tribut doch auf; seine geselligen Tugenden kommen dann wohl dazu; ob man aber auch von dem Dichter etwas faßt, ist zweifelhaft. Es müßte denn einem Lord so ein Whim ankommen und Tieck ein Modeartikel werden. Von einem längern Verweilen bei uns, ist alles wieder still. Auch an Niquets Anstellung bei der Universität ist jetzt nicht zu denken. Soviel für heut.

An Voß.

Breslau, 10. September 1817.

Deinen Glauben an die Festigkeit und die Dauer unserer Freundschaft habe ich wohl durch mein langes Säumen und Schweigen recht stark in Anspruch genommen; indeß weiß ich im Voraus, daß er die Probe bestanden hat, daß Du nicht irre geworden bist an mir, und daß Du keine Absicht gesucht hast, wo nur Zusammentreffungen wirkten. Entschuldigen will ich nichts, weil ich es wirklich nicht kann; wohl, heiter, ganz glücklich und zufrieden bin ich mit den Meinigen immer gewesen, wenn ich ein hartes, nun auch längst überwundenes Krankenlager meiner guten Schwiegermutter ausnehme; zu thun und zu arbeiten ist zwar wie billig immer genug gewesen, aber nie zu viel. Also was man sonst wohl zur Entschuldigung aufbietet, wenn man einmal schreibefaul gewesen ist, das kann ich für mich mit Wahrheit nicht geltend machen. Es lag der Grund eigentlich in der jedesmaligen Beschäftigung, die mich ganz erfüllte; ich stellte so lange alles Schreiben ein, aber mit dem Vorsatze, sobald dieser oder jener feste Punkt erreicht sey, solle ungesäumt und mit gedoppelter Lust meinem lieben Voß, meinem Meyern, meinem Döderlein (die alle noch ältere Forderungen an mich haben, aber nun einmal jüngere Freunde sind) ein langer Brief geschrieben werden. Aber ehe jenes Ziel erreicht war, hatte sich schon wieder ein neuer Plan bei mir eingestellt, der nun auch erst ins Werk gerichtet werden sollte, und so häkelte sich eins ins andere wie eine Kette fort, und ließ mich nicht los, bis nun endlich unsere köstlichen dreimonatl. Ferien einen großen Einschnitt in mein Leben und Treiben gebracht haben. Eine köstliche Ausflucht mit Frau und Kind und einem lieben Freunde, dem Professor Kayßler und dessen Frau, durch die herrlichen Berggegenden der Grafschaft Glaz bis an die Mährische Grenze ist bereits vollendet; sie hat mich köstlich erfrischt, und will ich, noch die ganze Brust voll Bergluft, einen frischen stärkenden Herbstmorgen Dir ganz allein widmen, und Dir Bericht erstatten, wie ich diese letzten Monate verlebt habe. Daß ich das letzte Frühjahr ganz anders verlebt habe als jedes frühere, weil ich es in meinem Wilhelm doppelt genoß, kannst Du wohl denken. Er hat dieß Jahr an leiblicher und geistiger Tüchtigkeit nicht wenig zugenommen, und während er immer stärker und derber wird, verliert er von der Zierlichkeit und Anmuth seines Wesens nichts, was bei vollester Leibesgesundheit in diesen Jahren des Sinnenlebens so leicht geschieht. Besonders legt er sich darauf, meine Neigungen und Abneigungen auch zu den seinigen zu machen. Das fängt wie billig bei Speise und Trank an, sodaß er ein Glas Ungarwein über alles schätzt; aber es geht auch auf Personen, Namen und Begriffe über, die er zum Theil, ohne daß ich es merke, den Gesprächen mit meiner Frau abhört. Als ich am Tacitus arbeitete, hieß jedes seiner Bilderbücher Tacitus, des Sonntags meist Ari-

stophanes; nachher Plautus, weil er mich mit Linge viel über Plautus streiten gehört hatte; nach Heidelberg verlangt ihn sehr zu reisen; einen großen Abscheu hat er gegen Juden, Franzosen und Freimaurer gefaßt, die er oft zusammensädelt. Da ihm das nicht eingestopft und eingepfropft wird, halte ich es auch nicht für billig es auszurotten, was sich immerhin als frühes Vorurtheil festsetzen mag. Die Jahre werden das Bewußtseyn schon hinzufügen. Jetzt ist es genug, ihn in allen Richtungen gesund zu erhalten; mit frühem Lernen soll er nicht geplagt werden. Da mein Arbeitszimmer an das Wohnzimmer meiner Frau stößt und durch die geöffnete Thür eigentlich eins mit ihm ist, findet er sich jeden Augenblick bei uns beiden zugleich, und bringt manchen ersprießlichen Ruhepunkt in meine Arbeiten. Seinetwegen ist diesen Sommer mehr gelustwandelt worden als je, und dadurch mag er viel beigetragen haben, daß ich mich dieses Jahr ganz wohl und gesund fühle. Die Abendstunden gehören wie billig meiner Frau ganz ausschließlich. Sind wir allein, so wird viel gelesen. Mit Gesellschaften befassen wir uns so viel wie gar nicht. Mein Schwiegervater würde mir bei der Lebendigkeit und Vielseitigkeit seines Geistes jeden andern Umgang entbehrlich machen, sowie er seine Abende nirgends lieber als bei uns zubringt. Er ist jetzt in Carlsbad, von wannen er mit Ende dieser Woche heimkehrt. Ich vermisse ihn, sosehr ein Mann den andern vermissen darf. Nächstdem ist der jüngere Schneider, wie mein nächster College, so auch mein herzlichster Freund, mit dem ich in allen Dingen für Einen Mann stehe. Er ist die personificirte Gründlichkeit im Leben und Arbeiten, ohne daß er dadurch am herzlichen Mitempfinden und Mitgenießen gehindert würde. Sowie durch Zusammenwirken mit ihm meine Berufsthätigkeit fruchtbarer und immer erfreulicher wird, so werden wir auch noch wohl einige tüchtige litterarische Vorsätze mit einander ausführen. — Nächstdem sehn wir am häufigsten und liebsten Kayßler, Bartels, Steffens, Gaß, Schulz und den Plautiner Linge. Von einigen andern haben freimaurerische Schlechtigkeiten mich in soweit entfernt, als sich persönliche Ueberzeugung und collegialische Verpflichtung zu Erhaltung des äußern Anstandes vereinigen ließen. Der alte ehrliche Kanngießer, derselbe den Du von Halle her kennst, ist zwar eine brave Haut, aber ungenießbar im Leben; er weiß, daß er mir immer gelegen kommt, und so kommt er denn bisweilen angelaufen, und wir zanken uns dann tüchtig über die komische Bühne, über die ich meist nicht seiner Meinung bin, und über Hermann, dem er nicht gewogen ist; aber Umgang ist das nicht zu nennen. Er geht jetzt als Professor der Geschichte nach Greifswald. Meine Vorlesungen werden mir zwar noch nicht leicht, und werden es vielleicht nie werden, weil hoffentlich meine Anforderungen an mich selbst im steten Steigen bleiben werden; aber ich finde immer größere Lust an ihnen, und an rascher Geläufigkeit des deutschen wie des lateinischen Vortrages gewinne ich gewiß. Ich habe zeither über Theokrit und Aeschylus Perser, über Römische Litteratur und Archäologie gelesen; den nächsten Winter geht es an die philologische Encyklopädie und an den Oed. Col., ein Paar schwere Collegien, die mir aber frommen sollen; im Seminarium nehme ich den Properz vor. Mit Ostern habe ich mit dem jüngern Schneider die Geschäfte des Eloquenzprofessors übernommen. Die Hauptsache ist Programm und Rede am Geburtstag des Königs, worein wir uns abwechselnd theilen. Nun zu meinen eignen Beschäftigungen! Recensirt ist einiges. Kämmerers Hymnenrecension wirst Du gelesen haben; ich glaube ihm kein Unrecht gethan zu haben, obgleich einiges mich hart anmuthete, als ich es gedruckt las. Aber ich hatte ihm es vorher in Wahl gestellt, ob er gar nicht oder scharf von mir beurtheilt seyn wolle, worauf er das letztere wählte. Eine Collectivrecension über die neuesten Tacitusausgaben und Ueber-

ſetzungen, eine Recenſion über Bartes Sophokles und andere liegen ſchon lange in Jena. Ich habe indeß Eichſtädt kund gethan, es paſſire nichts Neues, ſo lange das vorhandene nicht abgedruckt wäre. Einen Antrag von Erſch, an der Halliſchen Litteraturzeitung mitzuarbeiten, habe ich gern angenommen. Eine ſcharfe Prüfung von Blomfields Kallimachus wird nächſtens abgedruckt; ein Paar andere von Schäfers Gnomikern und dem Heyniſch-Wunderlichſchen Tibull geht in dieſen Tagen ab. Außerdem habe ich für die Hallenſer Genzens Perſer und Sieben und Morells Lex. prosod. übernommen. Wir müſſen nun ſehn, wie ſich mein Ton in den ſtumpfen Halliſchen Lettern ausnehmen wird. Für Erſch Encyklopädie habe ich mich auch ein wenig in Bewegung geſetzt: etwa ein ſechs bis acht Artikel zum erſten Buchſtaben, am ausführlichſten Arrian, Ariſtänetus, Alkiphron, Achilles Tatius — noch vollſtändiger, von ganz eigenen Geſichtspunkten ausgehend und einigermaßen zu meiner Zufriedenheit, Anthologia latina und Aeſchines der Redner. Des letztern habe ich mich redlich angenommen, um manchen ſchweren ſittlichen und politiſchen Vorwurf von ihm abzuwälzen, und ich glaube, der alte Herr wird mit mir zufrieden ſeyn, wenn er einige Kunde davon erhält. Obgleich die ganze Encyklopädie ein monſtröſes Unternehmen iſt, ſo zieht es mich doch an, über Schriftſteller, die ich genau zu kennen meine, dasjenige zuſammenzufaſſen und auszuſprechen, was ich einzelnes über ſie gedacht und empfunden habe. Man wird überdieß gezwungen, dann ſeine Reſultate zu vervollſtändigen und zu klären. — Für den zweiten Buchſtaben habe ich etwas Schwieriges übernommen, das bukoliſche Gedicht der Griechen und Römer; — Günthern und Wachsmann habe ich ein Paar Beiträge zu ihrem gut gemeinten, aber von außen her durchaus beſſer zu unterſtützenden Athenäum nicht abſchlagen mögen. Ich habe ihnen einen litterarhiſtoriſchen Aufſatz über die beiden Porſonſchen Ausgaben des Aeſchylus, und zwei Excurſe über Sophokles geſchickt; den einen über den Anfang der Elektra, den andern über Antigone 986—987 Br. Dieſe ſollen von Zeit zu Zeit fortgeſetzt werden. Wolf ſoll für das 3te Heft der Analekten etwas gegen ſeine Meinung über die Infinitive auf ἀν erhalten; ich bin überzeugt, daß das Jota bleiben muß. Wachler beginnt mit nächſtem Jahre eine Zeitſchrift Philomathie von Breslauer Freunden; für die habe ich eine Abhandlung über Tacitus Germania, ihre Zeit, ihren Zweck und ihre Quellen, was ſchon länger fertig war, nun umgearbeitet. Endlich habe ich eine neue Auflage von Bredows Ausgabe der Germania veranſtaltet, die ich aber berechtigt bin die meinige zu nennen. Du ſollſt ein Exemplar davon um die Michaelismeſſe erhalten. Ich glaube dem Text durch Proteſtation gegen unzählige Aenderungen und noch mehr durch genaue Vergleichung einer alten Ausgabe wirklich genützt zu haben. Wolf wenigſtens iſt ſehr zufrieden. Sonſt habe ich noch keine Stimmen darüber vernommen. Mit der Zeit ſoll etwas vorbereiteteres darauf folgen. Du thäteſt mir einen großen Gefallen, wenn Du mir melderteſt, was die Heidelberger Bibliothek an alten Drucken des Tacitus bis 1519 beſitzt: ſteckt nicht vielleicht auch in Lahr etwas? Es iſt mein Wille, nicht eher wieder an die Bearbeitung zu gehn, als bis ich von allen alten Ausgaben gute Vergleichungen erhalten habe, und wenigſtens die Züricher Handſchrift ſelbſt collationirt habe. Sophokles kommt mir bei dem allen nie aus den Augen; nur das Lex. hat eine Weile ruhn müſſen, und kann es, da Seidlers Oed. Col. ſobald noch nicht kommt. Er kann ſich noch nicht in das Geſchäftsleben finden, zu dem ich Gottlob eine Art von angebornem Talent haben muß. Dagegen bin ich bei den Fragmenten deſto fleißiger geweſen, die nun vor dem Colon. und zwar im nächſten Jahre gedruckt werden ſollen. Dann ſoll der Ammonius cum notis Valckenarii folgen. Soviel von meinen Arbeiten. Du

ſiehſt, an Luſt und Stoff fehlt es mir nicht; wenn die Tage nur 48 Stunden hätten ſtatt 24! Nur die furchtbare Eile der Zeit quält mich, die einen zum alten Manne macht, eh man ſichs verſieht. Doch da hilft nichts, als wettzurennen ohne Nachlaß, und ſich nicht eher umzuſchauen, als bis das verhüllte Ziel der Bahn erreicht iſt, und der Kampfrichter ruft, die Preiſe zu vertheilen. Ich bin nun wohl hinaus über die Jünglingsjahre; ſo lange die 2 noch an der Spitze meiner Lebensjahre ſtand, fühlte ich vieles anders, als ſeitdem die Dreizahl regiert; aber ich fühle auch, daß die rechte Kraft erſt dann kommt, wenn die Jünglingsjahre zu Ende ſind, und ich hoffe, ſie ſoll bei mir noch eine Weile im Wachſen bleiben. — Nun wirds wohl Zeit, an die eigentliche Beantwortung Deines Briefes mich zu wenden, da ich von mir ſchon ſo viel geſprochen habe. Von Deiner Reiſe zu Truchſeß, nach Rudolſtadt und Jena verlangt mich eben ſehr zu hören, wie von der weiteren, nur Breslau nicht berührenden der geliebten Eltern. Jena ſcheint ſich zu erheben. In Weimar mag es kläglich ausſehn, ſeit die Bühne auf den berühmten Hund und dieſer auf jene gekommen iſt. Niemer, höre ich, wandert nun auch auf die Rhein-Univerſität. Schwabe lebt in kritiſchen Unterſuchungen, ob Luther durch die Gerber- oder durch die Vorwerksgaſſe in die Stadtkirche gegangen iſt. Er ſoll letzteres beinah bis zur Evidenz gebracht haben, und will dieſe Unterſuchung mit mehreren Grundriſſen ediren. Was von Eurem deutſchen Shakeſpeare probweis gedruckt worden, iſt mir leider nicht zu Augen gekommen, weil ich die Morgenblätter in der Regel nicht leſe, und mir kein günſtiger Hauch die Stücke zugewedt hat, die mir Freude gebracht haben würden. So bleibt mir der volle Genuß des Ganzen ungetheilt vorbehalten, und nach einer Ankündigung von Brockhaus haben wir darauf nicht lange mehr zu harren. Wenn ich mir auch gerade nicht faul vorkomme, ſo ſtreiche ich doch alle Segel vor Deiner Thätigkeit und Umfaſſung, da Shakeſpeare und Ariſtophanes zugleich und neben einander Deine Zeit nicht in beſchauendes, ſondern in wiedergeſtaltendes und verarbeitendes Studium theilen. Wir haben den Winter und das Frühjahr die Fröſche, den Frieden und den Plutus geleſen; wenn Wachler und Schneider wieder da ſind, beginnen die Ariſtophanesabende von Neuem. Auch Homerabende ſind in Vorſchlag, an denen die Frauen Theil nehmen, und erſt der griechiſche, dann der deutſche geleſen, und dann über beide geſprochen und natürlich auch geſtritten werden ſoll. Reiſigs Conj. gefallen mir von Seiten der Sprache vorzüglich; Kanngießers Bühne erſcheint mir immer verunglückter, je beſſer ich den Ariſtophanes kennen lerne. Mit der Oberbühne an ſich hat es ſeine Richtigkeit gewiß; aber gewiß war in den Fröſchen keine, und die ſceniſche Einrichtung im Frieden ſcheint weder er verſtanden zu haben noch Hermann, wenn er meint, die hervorgehobelte Göttin ſey gar nicht ſichtbar geworden! Ueber die Lenäen bin ich ſehr ſeiner Meinung. Böckh ſchreibt zwar: „Ich bin mit den Lenäen fertig, und habe in einer der in hieſiger Akademie geleſenen Abhandlungen ausführlich, und wie ich glaube mit zuverläßigen Gründen bewieſen, daß weder Ruhnken noch Kanngießer und alle ihre Anhänger Recht haben, ſondern daß die Sache ſich auf eine Weiſe verhält, an die noch keiner gedacht hat.“ Das klinget ſo herrlich! Vielleicht haſt Du Gelegenheit, ihn über dieſe Artikel zu vernehmen, da er jetzt in Euern Gegenden ſeyn muß. Anjetzt führt der Faden Deines Briefes mich über Lübeck weg — da Du meinen Worten über Köpke glaubſt, habe ich darüber weiter nichts zu ſagen; vielleicht hat ihn der Vater ſelbſt in Berlin geſprochen — auf Wolf. Auch über den würde ich ſchweigen, da es nicht unſere Abſicht ſeyn kann, uns herumzuſtimmen; aber Du ſagſt: „daß Du meiner Recenſion mit keiner Silbe gedenkſt, thut mir ein kleinwenig wehe.“ Als Du das ſchriebſt, lieber Heinrich, verkannteſt Du

mich. Als ich meinen Brief schrieb, am 3. Februar, war Deine Recension noch nicht in Breslau, war mir noch nicht die leiseste Kunde davon zugekommen. Sonst hätte ich Dir damals geschrieben, was ich Dir jetzt schreibe: „daß Ahlwardts Wisch jenen Aufwand von Gelehrsamkeit und Leidenschaftlichkeit nicht verdiene; und daß Du mir in der Sache eben so sehr Recht, wie in der Form Unrecht zu haben schienest.“ — Ich schrieb Dir damals ohne Ahnung Deines Aufsatzes, jener klägliche Ausfall in den Analekten sey nicht von Wolf. Du antwortetest, als ob er unfehlbar von ihm sey, und gedachtest meiner Worte nicht. Da Dein Aufsatz gedruckt gewesen seyn muß, als Du meinen Brief bekamst, und nun nicht mehr zurückzutreten war, habe ich Dir dieß Beharren auf Deiner Meinung nicht verargt, mir selbst aber harte Vorwürfe gemacht, daß ich Dir das nicht gleich aus Berlin, wo ich von Wolf selbst die Versicherung erhielt, Ahlwardt sey der Verf., gemeldet; ich glaube Du hättest dann nichts erwiedert, und gewiß manchem treugesinnten Freunde ein sehr unerfreuliches Gefühl erspart. Daß Hermanns Brief über Dich geschrieben werden mußte, hat mich gekränkt; abgesehn davon, hat mich die Geradheit erfreuet, mit der er Person und Sache unterscheidet. Buttmanns und Schleiermachers Aufsätze haben mich empört. So ist Wolf, so war Heindorf nicht. — — Wenn wir beide über Wolf streiten, lieber Heinrich, so liegt der Unterschied darin, daß ich Dir gern den Glauben an eine große Natur wiedergeben möchte, den Du mir glaubst entreißen zu müssen, den mir aber Wolf selbst nicht mehr entreißen konnte, selbst wenn ich ihn als einen Widersacher kennen lernen müßte, und darin, daß meine Begeistrung für Deinen herrlichen Vater oder für Niebuhr wahrlich in nichts gemindert wird, wenn ich beiden über Wolf nicht Recht gebe, und das liebenswürdige Bild, das mir von ihm tief eingeprägt ist, gegen die ganze Welt verfechte. Gewiß fühle ich mich darin glücklicher, als Du Dich im Gegentheil fühlen kannst, und das allein würde es rechtfertigen, wenn ich Dich ungern so gestimmt sehe, weil Du viel dabei entbehrst, was ich rein genieße. Heindorf habe ich mich zu achten gezwungen, weil es mir bestimmt schien, mit ihm zu arbeiten; seitdem ich unbefangen bin und sein ganzes hiesiges Wirken kennen gelernt habe, kann ich nur sagen, daß er als Mensch einzig bemitleidungswürdig war. Ueber ihn als Gelehrten absprechen zu wollen, sey fern von mir; aber Wolfs Urtheil ist erst durch die Unbesonnenheit von Heindorfs Freunden zum Verdammungsurtheil worden, in den Worten liegt nichts davon; sie sind ganz als Wolfs Privatmeinung hingesagt, und die Berliner hätten klüger gethan, etwas so hingeworfenes liegen zu lassen, wo es lag. Wollten sie etwas thun, so hätten sie mit Ruhe und Würde Heindorfs wahres Wesen darstellen sollen. Jetzt sieht man nicht sowohl Heindorfs wohlmeinende Freunde, als Wolfs erbitterte Gegner in ihnen. — Doch genug! Ich hoffe das jetzt Gesagte wird wenigstens dazu dienen, Dich zu überzeugen, daß ich nie mit meiner innigen Ueberzeugung gegen Dich hinter dem Berge halten werde. Wie bald ich zur Recension von Sophokles komme, hängt von Eichstädt ab. Elmsleys Oed. Tyr., der gut ist, und Seidlers Eurip. gehn auf alle Fälle vor. Ersterer wird angezeigt, sobald Eichstädt wieder hat abdrucken lassen. Bethe hat es durch seine neuesten Ungezogenheiten gegen Hermann und Seidler ganz mit mir verdorben. Suchen werde ich ihn nicht; kommt er mir aber in den Weg, so wird er unsanft beseitigt. Hast Du die nichtswürdigen philol. Blätter, Heft I., gelesen? Dr. Gerhard und Dr. Wernicke, zwei Breslauer, sind die Verfasser. Die Haupterbitterung gegen mich kommt daher, weil ich Gerhard zwar eine Professur am Posener Gymnasium, aber keinem von beiden die vacante Stelle an der hiesigen Universität verschafft, vielmehr auf eine Anfrage, ob Gerhard tauglich dazu wäre, dieß bestimmt ver-

meint habe. Da dieser die Dreistigkeit hatte, mir nach Erscheinen der Blätter von Posen aus einen Besuch zu machen, habe ich ihm wie billig die Thür gewiesen; darüber hat er einen Injurienprozeß gegen mich erhoben, den er zu gewinnen hofft, woran ich aber stark zweifle. Erlebt er dennoch dieß Unglück, so bleibt mir nichts übrig als die Publicität, und lasse ich dann die ganze Geschichte durch meinen Advokaten in Druck geben. Den 3ten Band von Jacobs Anthologie erhalte ich eben; gut daß dabei durch Paulßens großen Fleiß die Heidelberger Handschrift noch völlig hat benutzt werden können. Ist Paulßen wieder bei Euch? Frankes Kallinos gehört unstreitig zu dem besten, was wir in dieser Art besitzen. Matthiä's Schol. Eurip. sind ein unendlicher Schwall, viel Spreu und wenig Korn. Ich bin wieder ganz ausgeglichen mit ihm. Er ist mir auf eine sehr freundliche Weise entgegen gekommen, und daß ich niemanden um einer Recension grollen werde, kannst Du wohl denken, zumal einem Manne, den ich als Gelehrten unter allen Verhältnissen hochgeachtet haben würde. Ich habe hier in einem Codex des Eurip. eine Menge ungedruckter Scholien zu der Hekate, dem Orest. den Phönis. gefunden, die ich ihm in diesen Ferien abschreiben will. Auch zu Aelians Thiergeschichte habe ich vier ungedruckte Capitel gefunden, die ich vielleicht mit mehreren Anmerkungen über dieß Buch und einem neuen berichtigten Abdruck der sehr seltenen Fischerbriefe des Aelian zum Gegenstand meines künftigjährigen Programms wähle. Welcker ist doch ein rühriger und durchaus talentvoller Mensch. Sein Hipponax läßt zwar im Einzelnen noch manches vermissen; aber die Vollständigkeit ist aller Ehre werth, und es wäre gut, wenn wir nur schon mehr Arbeiten der Art hätten. Seine Ehrenrettung der Sappho ist ein wunderliches Buch, über das ich noch nicht mit mir einig werden kann. Doch glaube ich, Dinge dieser Art taugen nicht zu kritischer Erörterung, wenn man nicht gleich ein Lessing ist, oder nur Mißverständnisse zu verjagen hat. Hier bleibts doch bei humaner Vermuthung gegen bestialische. Möchte ich nun recht bald hören, wie Dir und den Eltern der Sommer hingegangen ist. Ich hoffe durch die ungeheure Länge des Briefes die Länge des vorausgegangenen Schweigens wieder aufgewogen zu haben.

Breslau, 18. Februar 1818.

An Frau von Voigt.

Daß ich schon vor einem Monat nicht blos daran dachte, Ihnen, werthe Freundin, mein schon damals etwas langes Stillschweigen ernstlich abzubitten, ersehn Sie zur Genüge aus dem beiliegenden Bruchstück eines damals angefangenen und ins Stocken gerathenen Briefes; daß seine Vollendung damals unterblieb, daran ist Dr. Paulßen Schuld, der mich unter dem Schreiben durch seine Erscheinung sehr angenehm überraschte. Er ist ein Paar Meilen von hier als Lehrer an der Ritterakademie in Liegnitz angestellt, und war fast so schnell herübergekommen als berufen. Dieser wackere und tüchtige junge Mann wußte mich von allen öffentlichen Verhältnissen in Weimar so befriedigend zu unterrichten, setzte mich überhaupt so unmittelbar in das dortige Leben hinein, daß ich das angefangene Blatt bei Seite warf, und es auch heute mehr zur Beglaubigung beilege, als es lesen zu lassen. Heute erhalten wir nun aber Ihren Brief vom 7ten d. M., und da geht es nicht länger mit dem Stummbleiben, theils weil ich mich beschämt sehe durch diesen zweiten Brief, theils weil ich manches von Ihnen erfragen möchte. Daß ich aber wirklich mit Muße nicht sehr gesegnet bin, das kann Ihnen meine Frau und wen Sie sonst wollen bezeugen; das soll jedoch nur Entschuldigung, nicht Klage seyn. Denn wenn auch meine Beschäftigungen etwas mannigfach sind, und ich sie selbst oft noch krauser und bunter mache, so sind

ja doch alle von guter Art, und können, wenn es so seyn soll, am Ende zu etwas Gutem führen. — Mein Turnbüchlein wird hier gedruckt; zwei Bogen sind fertig, aber es geht so unausstehlich langsam damit vorwärts, daß Ostern eher ins Land kommen wird, als das Buch. Ich habe es der Hauptsache nach unserer Philomatischen Gesellschaft vorgelesen, und schon da großen Lärm dadurch erregt; eine Vorbedeutung für das, was bevorsteht. — Das Oppositionsblatt benimmt sich doch consequent und tüchtig, und nimmt kein Blatt vor den Mund, besonders gegen die Berliner Schmalzgesellen nicht, so daß es nach wie vor seines keken Namens werth ist. Ich habe im vorigen Herbst auch ein Paarmal scharf darin opponirt, besonders was den schon früher erwähnten Wunderthäter Richter anlangt. — Wielands Volksfreund kenne ich auch nicht. Er soll vor Jahren ein köstliches Lustspiel aus lauter Kotzeb. Charakter componirt haben. Es beginnt damit, daß der Held ein Mädchen aus dem Wasser holt; die Familie, so dankbar als er edelmüthig, nimmt ihn mit Gewalt in ihr Haus auf. Da setzt er sich nun fest, macht sich immer breiter, und zeigt sich so unausstehlich, daß alle nur darauf bedacht sind, sich den Großmüthigen wieder vom Halse zu schaffen. Der aber ist pfiffiger als sie alle, und da er recht gut weiß, wozu ein Großmuthsstück nütze ist, jene es auch an Zartheit nicht fehlen lassen, so nöthigt er sie am Ende, ihm das ganze Haus zu räumen. Das hat mir nicht schlecht gefallen. Auch wird ihm nachgerühmt, er habe gesagt: ein Taugenichts sey er zwar, aber doch von seines Vaters vielen Werken immer noch das beste. — Der 2te Band von Goethes italien. Reise hat uns ganz entzückt. Jetzt lesen wir sein Leben wieder. Die Sammlung seiner Rec. muß ein sehr gehaltreiches Bändchen geben. Mag man herum lesen, wie man will, immer muß man zu ihm zurück. — Meyern ist mir etwas näher gerückt. Er ist Legationssecretär bei der badenschen Gesandtschaft in Berlin, hat Muße genug, um dort Collegia zu hören, und gute, ja vielleicht glänzende Aussichten für die Zukunft. Er war mit Schenkendorf nah befreundet, und durch ihn hatte sich auch zwischen S. und mir ein Verhältniß gebildet. Persönlich haben wir uns nicht gekannt; aber auch ich habe ihn als Menschen immer eben so lieb gehabt, denn als Dichter. — Frau Schopenhauer ist mir neulich in ihrem unausstehlichen Rheinausflug durch die Finger gegangen. Bei Lesung des 2ten Bandes von Goethes ital. Reise ist mir die höchste Aehnlichkeit zwischen dem kleinen genial fern wollenden Prinzeßchen und dieser Dame stark aufgefallen, so daß ich an etwas Absichtliches zu denken versucht wäre, wenn die Briefe nicht von Goethe wären. Der einzige Unterschied liegt in der unvertilgbaren italienischen Grazie und der eben so unvertilgbaren danziger Plumpheit, die durch einigen Bildungsanflug nur noch mehr hervortritt. — Sie werden es diesen Zeilen ohnehin schon ansehn und abmerken, daß sie der Zeit abgestohlen sind. Gern schriebe ich noch manches hinzu, z. B. über Wilhelm, der täglich grobe Briefe an Kotzebue schreibt. Aber ich muß für heute das und anderes meiner Frau überlassen.

Breslau, 25. März 1818.

Vor allen, theure Freundin, entledige ich mich meines Versprechens, Ihnen mein Turnbüchlein zu übersenden. Daß Sie das Ganze als Streitschrift betrachten, habe ich vielleicht durch meinen vorigen Brief selbst verschuldet, der, wenn ich mich recht erinnere, mitten unter den Anmerkungen zum Text geschrieben wurde und also von denen einiges an sich genommen haben mag. Die Schrift selbst sehe ich ungern als Fehdeschrift betrachtet; ich würde ungefähr dasselbe gesagt haben, wenn es keine Turnfeinde gäbe, oder ich wenigstens nichts von ihnen

wüßte. Vielmehr habe ich so zu schreiben gestrebt, daß auch Frauen lesen können, was ich gesagt habe. Denn allerdings glaube ich, daß die Sache, der ich das Wort rede, ganz vorzüglich durch Frauen gefördert werden kann, und zwar auf allen Stufen des Alters. Nicht nur daß sie die Verhältnisse, die dabei in Frage kommen, viel unbefangener und reiner zu betrachten pflegen, als von den meisten, in amtlichen und bürgerlichen Vorurtheilen befangenen Männern geschieht: sie haben überhaupt einen sichern Blick für Natur, Ganzheit und Zusammenhang. In der Schrift selbst habe ich davon nichts verlauten lassen. Denn hätte ich auch wirklich dadurch wohl manches Wohlwollen erjagen können, so würde es doch leicht geschienen haben, als wollte ich mich wie Paris im Weibergemach der Helena dem Kampf mit den Männern entziehn, und weil ich den nicht sonderlich scheue, habe ich nicht sowohl die Frauen den Männern, als die Knaben und Jünglinge den betagten entgegenstellen, ja jene gegen diese aufwiegeln wollen. Auch taugt es nicht, den Knaben an die Frauen zu verweisen. Hat die Erziehung nur die Kraft entwickelt, so wird das Leben die Anmuth schon hinzufügen; soll aber bei uns die Anmuth den Anfang machen, so wird es nicht nur um die Kraft geschehn seyn, sondern sie selbst wird bald in Verzerrung übergehn. — Was nun die bösen Anmerkungen betrifft, die aber gar nicht fehlen konnten und durften, so enthalten diese durchaus keine im gewöhnlichen Sinn litterarischen Urtheile. Namentlich von Kotzebue wäre gar nicht die Rede gewesen, wenn sein Verbrechen wäre, daß er schlechte Bücher anfertigt. Es war hier Absicht, diejenigen zu zeichnen, die mit Erfolg die Volksstimmung vergiften, und unter denen nimmt Kotzebue den ersten Rang ein. Darum habe ich auch über ihn mich herauslassen müssen, wie über keinen andern. Daß er, was man ihm jetzt so fleißig vorrückt, den Bahrdt geschrieben hat, dafür hätte man ihn auf frischer That zusammenhauen sollen. Jetzt ist es elend, das aufzuwärmen, da Bahrdt vergessen ist und nie geschadet hat. Auch dumm ist es, weil es den Schein giebt, als ob gegenwärtig am Herrn Etatsrath nichts auszusetzen wäre, da doch grade in der Gegenwart dasjenige liegt, was ihm bei allen Rechtlichen den Hals brechen muß, und wirklich, durch den Ton der Zeit begünstigt, ihm täglich mehr von seinem erschlichnen Ansehn nimmt. Darum habe ich ihn auch allein von der praktischen Seite gefaßt, und ohne allen Spaß, aber wie ich glaube mit der kalten und gründlich groben Verachtung, die gegen einen Menschen gehört, den man tief unter sich sieht von sittlicher Seite, und dem man dabei den höchsten Grad lächerlicher Dummheit beimessen muß. — Was ich über die Katholiken gesagt habe, werde ich wohl vertheidigen können. Denn wenn ich von Katholiken rede, verstehe ich sie, wie sie sind, und wie sie besonders nach dem Willen ihrer Lehrer und Glaubenshäupter seyn sollen, d. h. Papisten; denn wenn sie sind, wie sie seyn sollten, so sind sie Christen. Dann aber werden sie verfolgt und excommunicirt, wie Wessenberg, Dereser und dgl., und wenn sich nicht eine weltliche Behörde ihrer gegen die geistliche annimmt, so müssen sie Heuchler oder Protestanten werden, oder sie müssen von Anbeginn wie das Vieh auf dem Felde leben, und vor dem Erwachen alles Bewußtseyns reißaus nehmen. Da dieß aber nur Frauen gestattet ist, weil diese in der Einheit des Gefühls wirklich zur höchsten sittlichen Höhe aufsteigen können, die uns auf diesem Wege nie erreichbar ist, so kann ich den Katholiken nur bei katholisch gebornen Frauen ohne sittlichen Flecken denken. Ueber Frau von Krüdener mag ich nichts sagen, weil ich von ihrem frühern Leben nicht unterrichtet bin. Nach der Erscheinung, die sie jetzt zur Schau stellt, kommt sie mir wie eine Kranke vor, die aber ihrer Krankheit sich bewußt ist, und sie zu Ausführung sehr unfeiner Dinge mißbraucht. Ich will Ihnen doch ein Blatt

aus meines Schwiegervaters theologischen Annalen beilegen, das von ein Paar höchst ehrenwerthen Schweizern herrühret, und allein geeignet seyn dürfte, das ungalante Benehmen der Polizei zu rechtfertigen. Auf den katholischen Wallfahrten, die doch schon ein Aeußerstes von Unsittlichkeit sind, kann es nicht ärger hergehn, als in dem Schwarm, den diese Dame um sich versammelt. — Die Goetheschen Gedichte hoffe ich in Kurzem erwiedern zu können mit andern Goetheschen. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß Goethe einmal in Oberschlesien gewesen ist, um die dortigen Bergwerke zu betrachten, und da soll er gar manchen Vers in die sorgfältig bewahrten Berg- und Grubenbücher geschrieben haben. Die will ich mir anjetzt zu verschaffen suchen, und Sie Ihnen mitzutheilen nicht ermangeln; wahrscheinlich hat Goethe sie selbst nicht mehr. — Alois Schreiber wird, wie ich glaube, ein guter Opp. Pl. Red. werden. Er soll ein sehr kräftiger und wahrheitliebender Mann seyn. — Von meinem Vater hat mich die sehr unerwartete Nachricht überrascht, daß er seine arbeitvolle Superintendentur niedergelegt hat, und zu Johannis als Oberhofprediger nach Ludwigslust geht. — Wir sind alle wohl, nur mit meiner Schwiegermutter will es noch immer nicht wieder recht werden. Für Wilhelm sind die letzten Wochen durch Geburtstag und allerlei ausländisches Gethier, Seelewe, Elephant, Löwen, Tieger und dgl., die sich hier sehen lassen, besonders interessant gewesen.

An Jacobs.

Breslau, 28. März 1818.

Daß auch ohne die Mahnung, die in Ihrer neulichen gütigen Zuschrift enthalten war, in diesen Tagen ein Brief an Sie geschrieben wäre, glauben Sie gewiß schon meiner Versicherung; eine Bekräftigung derselben wird die kleine Schrift geben, die dieses Blatt begleitet, und auf die ich noch einmal zurück kommen muß. — Aber auch so bedarf es Ihrer ganzen wohlwollenden Nachsicht, um ein Schweigen zu entschuldigen, das doppelt strafbar ist, da ich allein daran Stoff genug gehabt hatte, wenn ich Ihnen nur für alles seitdem von Ihnen Empfangene hätte danken wollen, und ich nicht sagen kann, daß irgend ein entschiedenes äußeres Hinderniß mich gehemmt hätte. Schon seit fast einem Jahre steht nun Ihre Anthologie vollendet vor mir, und alles, was mich sonst in den Gedichten Anmuthiges und Reizendes, in Ihrer ersten reichen Ausstattung, Geistvolles, Gediegenes und Mustergültiges einzeln angesprochen hat, das scheint mir jetzt in den engen Raum der drei unschätzbaren Bände zu einem festen Ganzen verwachsen und verschmolzen. Das schon früher mit Dank und Belehrung hingenommene erscheint neu in dieser Gestalt, und das viele Neue spricht als Bekanntes an, weil der Geist, den wir einzig lieben und verehren, durch Alles hindurch waltet. Das vereinigt in dem Wunsche, von allen Hauptdenkmalen des Alterthums Bearbeitungen in diesem Sinn und dieser Form zu besitzen, muß es seyn, was sich jedem Betrachtenden zuerst aufdringt. Wie ganz anders aber mußte mir gerade das Herz bewegt werden. Ich meine nicht die freundliche Berücksichtigung, die Sie so oft meinen Einfällen geschenkt haben; sondern den Eindruck überhaupt, den jedes Ihrer Werke, in welcher Gestalt es zu mir gelange, auf mich macht. Seit sechszehn Jahren, für mich eine lange Zeit, habe ich immer aus aller Ferne zu Ihnen hinüber zu horchen gesucht; bei allem Bedeutenden mir Ihr Gefühl, Ihr Urtheil klar zu machen gestrebt, und so ist es denn gekommen, daß mir jede geschriebene und gedruckte Zeile von Ihnen sich sofort mit Ihrer ganzen Persönlichkeit umkleidet, zu dem Ausdruck Ihrer Stimme belebt. Wenn Sie aber in Beziehung auf ein solches Werk mir schreiben, daß bei Ihnen

die Luſt an der Kritik ſich verliere, weil Sie nichts rechtes darin leiſten zu können ſich überzeugen: ſo darf ich mir es zwar nicht einfallen laſſen, das Ideal, das Sie bei jenen Worten im Auge hatten, herunter reden zu wollen; aber daß Ihre Aeuſerung, ſo oft ich ſie mir wiederhole, ſchwer auf mir laſtet, kann ich nicht läugnen. Wenn Sie, da wo Sie jetzt ſtehn, ein ſolches Wort ausſprechen, wie ſoll mir denn jetzt zu Muthe ſeyn? und muß ich nicht zagen, je zu derſelben Altersſtufe zu gelangen? Einzig in dem Bewuſtſeyn redlichen Beſtrebens ſehe ich eine Art von Zuflucht; aber kann auch dieſe auf die Dauer jeden beklemmenden Zweifel abwehren? Es ſoll indeß nicht umſonſt geſagt ſeyn, was in jenen Worten liegt, die ich mir am liebſten als einen belehrenden Wink für mich deute. — Ihre Zuſchrift vom 2. October 1817 brachte mir ein Blatt aus dem Anzeiger der Deutſchen, das ich ſichtlich überſehn hätte, weil ich dieſe Zeitſchrift ſonſt nicht zu leſen pflege, und damit wäre mir und vielen meiner Freunde ein köſtlicher Genuſs entgangen. Ich hatte während meines Aufenthalts in Berlin, zum Theil mit Döberlein und Götting, fleiſsige Kunde vom Turnleben genommen, ſo ziemlich die ganze Turnſchule durch verſucht und mehrere Wanderungen in die Umgegend als Freiwilliger mitgemacht. Auch Jahn hatte ich bei manchem gemeinſamen Intereſſe ſo kennen gelernt, wie man ihn kennen muſs, um ihn richtig zu beurtheilen, in ſeinem häuslichen Leben. Hier fand ich einen wohlgeleiteten Turnplatz vor, der aber unter den heilloſeſten Vorurtheilen, die beſonders durch Vorſteher gelehrter Schulen gepflegt wurden, zu erliegen drohte; die Provinz ahmte der Hauptſtadt nach. Gegenſtrebungen aus Berlin ſelbſt, aus den nächſten Umgebungen des Königs kamen hinzu; Katholicismus auf der einen, Freimaurerei auf der andern Seite fanden ihre Rechnung dabei, dem verneinenden Geiſt in die Hände zu arbeiten und dem ſchlechteſten Studentenzunft- und Ordensungeiſt war nichts entſetzlicher, als was Ausſicht auf gröſsere Vereinigung eröffnete, und die Rechte der Oeffentlichkeit geltend machte. Ich muſste das ruhig eine Weile mit anſehn, weil ich genug mir unmittelbar zugewieſenes zu beſchaffen, viele einzelne Verhältniſſe erſt zu erforſchen hatte und nichts zu drängen ſchien. Indeß begannen ſeit Anfang vorigen Jahres Spaltungen unter unſern Studenten bedeutend zu werden; gerade unſere jungen Philologen traten mit aller Beſtimmtheit den alten heimlichen Umtrieben entgegen, und wuſsten dem durch die Klinge gebrachten Nachdruck zu geben. Da dieſe ſich perſönlich mehr und mehr an mich ſchloſſen, und mein jüngſter Bruder nicht der ſchlechteſte unter ihnen iſt, ergriff ich nun Gelegenheit, wo ſie ſich bot, dieſen über manches meine Meinung zu ſagen, was ich zum ächten Burſchenweſen rechne, und namentlich wies ich ſie auf den Turnplatz. Das iſt nicht ohne Erfolg geblieben. Gerade ſolche, die von wiſſenſchaftlicher Seite die Achtung ihrer Genoſſen beſitzen, erſchienen unter den Turnern, fügten ſich in alle beſtehende Ordnungen und zeichneten ſich auch dort bald eben ſo vortheilhaft aus, wie überall ſonſt. Da dieſen es indeß auch gelang, die alten Studentenvergatterungen vollends zu ſprengen, ſo war damit für das Turnweſen in Schleſien mehr entſchieden, als die ſchönſten Conſiſtorialverordnungen vermocht hätten. Mit welchem Jubel von allen dieſen Ihre Würdigung der Turnkunſt empfangen wurde, die ich ein Paar Tage lang verheimlichte, um ſie bei den Dank- und Siegesfeuern des 18. Octobers ihre erſte volle Wirkung thun zu laſſen, vermag ich Ihnen nicht zu ſagen. Das aber iſt gewiſs, daſs gerade dadurch, daſs Sie ſo geſprochen haben, unendlich viel genützt iſt. Die feierliche Eröffnung des Turnplatzes in Liegnitz am 31. März wird auch mit Ihren Worten geſchehn. — Neue Gefahr brachte indeß die Wartburgsfeier, die mir mit allem, was dabei menſchlicher Weiſe verfehlt iſt, unter die lichteſten Augenblicke

unſerer Zeit gehört, und eine größere, ſtillere, der Berliner Miniſterwechſel. Schuckmann war unläugbar ein feſter, unerſchütterlich redlicher Mann, der nichts begonnenes wieder fallen ließ und alles Gute kräftig förderte, das ihm als Gutes erſchien. Auch war er für Ideen wohl empfänglich; nur mußten ſie ihm in populärer Form vorgetragen werden, und das iſt doch wahrhaftig ſo wenig, als ein Miniſter nur verlangen kann. — Vor einem Vierteljahre erging von dem Miniſterium an alle Regierungen der Befehl, über die Folgen des Turnens und über die Stimmung des Publikums zu berichten. Da ich längſt den Gedanken gefaßt hatte, einmal aus meinem Standpunkt beſonders zu den Vorſtehern gelehrter Schulen über das Turnen zu ſprechen, ſo eilte ich unter dieſen Umſtänden zur Ausführung; vierzehn Tage Ferienmuße um Weihnachten begünſtigten das, und in dieſer Zeit wurden die Bogen, die Sie nun gedruckt erhalten, hingeworfen. Vieles wäre klarer, ruhiger, vollſtändiger geſagt, hätte mir mehr Zeit zu Gebot geſtanden. Jetzt habe ich mich ſo ziemlich begnügen müſſen, Ihre Gedanken zu umſchreiben, die dem Büchlein als den köſtlichſten Schmuck beizufügen ich mir um ſo eher erlauben zu dürfen glaubte, als ich ſie nicht zuerſt nachdrucken ließ, und ſie nun wenigſtens correcter als im Original ſelbſt erſcheinen. Ganz ohne Erfolg wird meine Schrift nicht bleiben, das kann ich ſchon aus allerlei Bewegung ſchließen, die ſie ſeit den wenigen Tagen ihres Erſchienenſeyns hier hervorgebracht hat. Daß ſie mir mehr Feinde als Freunde machen wird, bezweifle ich nicht; daß ſie keinen dem Turnplatz abwendig machen, vielleicht ihm einen oder den andern zuwenden wird, glaube ich zuverſichtlich, und das iſt es ja, worauf es ankommt. — Einſtweilen bin ich indeß in meine gewohnteren Beſchäftigungen zurückgekehrt, und da wäre mir es recht ſehr erwünſcht gekommen, wenn Ihre Ausgabe der Imagines des Philoſtratus mir Eins und das Andere zu thun gegeben hätte. Aber leider ſind wir für dieſen Schriftſteller ganz arm; auf keiner der hieſigen Bibliotheken findet ſich irgend etwas, das kritiſches Hülfsmittel genannt werden könnte. Sonſt würde ich es Ihnen mit wahrer Freude verglichen, oder wenn es Ihnen um Autopſie zu thun geweſen wäre, überſendet haben, ohne erſt weitläufig anzufragen, worauf wahrſcheinlich Abſchlag erfolgt ſeyn würde. Wolf und andre haben frühere Bereitwilligkeit etwas gemißbraucht, und darum iſt es jetzt Grundſatz, auswärts ungefällig zu ſeyn. Deſto bereitwilliger erzeigt man ſich gegen Einheimiſche, und ſetzt dieſe dadurch in Stand, auch außerhalb Breslau zu verbreiten, was verbreitenswerth iſt. — Ich habe mit meinem Collegen, dem jüngern Schneider, den Plan zu einem Museum criticum gemacht, deſſen erſten Band wir Ihnen noch dieſen Sommer überſchicken. Es iſt beſonders dazu beſtimmt, die noch in vielen Bibliotheken lauſchenden Schätze zu heben. Das erſte Stück enthält ein Paar rhetoriſche Tractate des Tryphon, die wir hier gefunden haben. Zwar hat Bloomfield an der Spitze des mus. crit. Cantabr. dieſelben ſchon herausgegeben; aber unſere Handſchrift iſt nicht nur beſſer, ſondern auch um ein Paar Seiten vollſtändiger; ſodann eine Epitome aus des Dionyſius von Halik. Werk de comp. verb., die beſonders für darin aufbewahrte Lyrikerfragmente eine reiche Ausbeute giebt, und wozu wir noch durch Creuzers und Schäfers Gefälligkeit bedeutende Beiträge erwarten; endlich die Lesarten aus vier hieſigen und einer Dresdner Handſchrift zu den Rhetoricis ad Herenn. Möge der Plan ſich Ihres Beifalls nach ſeiner erſten Ausführung in dem Grade erfreuen, daß Sie durch eigne Beiträge den Werth der Sammlung zu erhöhn geneigt wären. — Zu einer andern geſelligen Arbeit von größerer Bedeutung ſucht der alte Schneider mich zu gewinnen, mit ihm ein Handwörterbuch der griechiſchen Sprache auszuarbeiten. Eigentlich ſoll ich zwar wohl nur

dazu gebraucht werden, das Werk mit den Quantitätszeichen zu spicken. Aber dazu freilich habe ich keine Luft, und mir vielmehr unbedingte Freiheit im Aendern, Streichen und Zusetzen gefodert, so daß ich zwar die bevorstehende dritte Ausgabe des großen kritischen Wörterbuchs zum Grunde lege, übrigens aber Schneiders Antheil sich auf das Titelblatt und einige Aeußerlichkeiten, also auf ein passives Verhältniß beschränkt. Darüber sind wir zwar noch nicht ganz einig, aber diese Bedingung steht bei mir fest. Alles Uebrige wird sich danach von selbst finden. — Die Notiz von den in Gotha vorhandenen alten Ausgaben des Tacitus verpflichtet mich Ihnen zu vielem Dank. Zwar sind wir hier wirklich bedeutend reicher; aber es ist mir sehr interessant, aus den von verschiedenen Seiten her zusammengehaltenen Nachrichten dieser Art zu sehn, daß die alten Drucke dieses Schriftstellers verhältnißmäßig eben so selten sind, als die Handschriften. In Dresden und vollends in Berlin hat man noch weniger. — Der Verleger der Germania möchte ihr gerne den Agricola in gleicher Gestalt folgen lassen, und ich habe halb und halb zugesagt. In diesen Tagen habe ich mir nun den ganzen Vorrath vorhandener Lesarten und Conjecturen gesammelt und geordnet, und bin wahrhaft erschrocken, wie gering die Anzahl von jenen, wie ganz ungeheuer dagegen der Wust dieser ist. Das Endergebniß davon ist, unter keiner Bedingung ans Werk zu gehn, wenn ich nicht die Edit. prine. des Agricola, die an den Panegyr. Latinis von 1476 hängt, und noch von keinem Herausgeber gebraucht ist, zuvor auftreibe. Aeußerst schwierig wird aber die Arbeit auch dann bleiben, da die vox incondita ac rudis, die Tacitus sich in der Einleitung beimißt, offenbar nicht aus falscher Bescheidenheit, sondern aus richtiger Kenntniß seines Stils so genannt ist. Wenn es nun schon nicht leicht ist, diesem außererdentlichen Geist da zu folgen, wo er in seiner Art klar und deutlich redet: wie groß werden die Schwierigkeiten erst, wo er sich selbst noch mit Mühe und unbeholfener bewegt. Doch soll mich das nicht schrecken, sobald ich mir einen einigermaßen sichern kritischen Grund habe unterbauen können. — Wachler, den Sie wahrscheinlich im bevorstehenden Sommer auf einer Reise an den Rhein in Gotha sehn werden, ist ungemein gestärkt aus dem Carlsbad heimgekehrt, und hat sich den ganzen Winter kräftig und rüstig erhalten, obgleich fortdauernde, oft todtdrohende Krankheit meiner Schwiegermutter auch seinem Gesundheitszustand oft Gefahr brachte. Er hat den Winter durch rastlos gearbeitet, wovon der erste Band seiner Vorlesungen über deutsche Nationallitteratur Ihnen nächstens ein besonders erfreuliches Document geben wird. Mit der Theologie unserer Zeit hat er es aber so satt, daß er ernstlich darauf denkt, die monatliche Annalenbeschwerde von sich zu thun. — Ich hoffe bald wieder Gelegenheit zu finden, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern.

Breslau, 27. May 1818.

Lieber Döderlein.

Das Turniel soll nicht ganz unbegleitet zu Dir gelangen, darum diese Zeilen. Wie es von Dir wird aufgenommen werden, stehe dahin; ich habe an dem Buch schon eigne Erfahrungen gemacht, und besonders einsehn gelernt, wie wenig ich manchen mir sonst werthen Menschen kannte, wo es hinaustreten in ein großes Volksleben, ruhige Entäußerung unwesentlicher Bevorzugungen und Aufgeben aller Verwöhnung galt. Einer hängt hier, der andre dort fest; Wachler und Kapfler sind fast die einzigen, die mich ganz verstanden haben. Freilich habe ich es mit den Meisten dadurch verdorben, daß ich zugestehe, wie wenig wir sind, und daß ich von dem jungen Volk fodere, es solle uns über den Kopf wachsen.

Ich ſchreibe Dir dieß darum, damit Du im Voraus weißt, daß kein Widerſpruch von Dir mir noch überraſchend oder befremdend kommen kann. — Du meinſt, Kotzebues würde ich doch nicht gedacht haben? Du haſt geirrt. Auf ſeinen Werth oder Unwerth konnte es nicht dabei ankommen: dann hätte ich das ganze Buch nicht ſchreiben dürfen; ſondern auf ſeine peſthafte Wirkſamkeit im deutſchen Volk. Die iſt in unſern Gegenden noch ſo ungeheuer, daß jeder verpflichtet iſt, einſtweilen, bis beſſere Einſicht folgt, wenigſtens des Volkes Ehrgefühl gegen den Ehrloſen aufzureizen. Das iſt auch hier beſonders bei unſern Burſchen gut gelungen, und vielleicht wird Breslau die erſte deutſche Stadt ſeyn, wo kein Kotzebueſches Stück ſich mehr auf die Bretter wagen darf. — Ich turne jetzt ſelbſt zwei Nachmittage die Woche; mein ganzes philologiſches Seminarium und die wackerſten, rüſtigſten, ſtrebendſten unſrer Burſchen, nun auch ſchon zwei meiner Collegen, der Bergrath von Raumer und der ruhige, beſonnene Schneider ſind mir gefolgt. Wir wollen dieſen Winter nun auch ein ſchleſiſches Turnblatt beginnen. — Rauchenſteins Ausbleiben thut mir leid; alles ihm zugeſagte iſt indeß auch für alle künftige Zeit zugeſagt, und wird er immer willkommen ſeyn. Seine richtige Auslegung von Agricola 44 hatte ihm, wie Du aus meiner Recenſion vielleicht geſehn haſt, der junge Schlegel in Ilefeld vorweggenommen, und dieſer mir, ſodaß ich ihm gleich unbedingt beitreten konnte. Zu einer Recenſion Deines Agricola bin ich von Voß aufgefodert, und ich werde mich durch die Zueignung nicht hindern laſſen, mich aber auch ohne die berufenen zwei Buchſtaben kund zu machen wiſſen. — Ich bin nun entſchloſſen, auch den Agricola herauszugeben und bald. Sehr willkommen wird jede Mittheilung von Dir ſeyn: auch zur Germania und zu meiner inſonderheit, denn ich will curas secundas anhängen. Wegen der domus officia bin ich aber auf ganz andern Wegen als Du; ſie ſind aber hier zu weitſchweifig. — Meine Meinung über die Zeit des Agricola würde auch Roths Anſicht nicht erſchüttert haben; ſo freue ich mich aber ſeines Urtheils nicht minder. Auf Deine mir geſtellte Frage, wie ich mit dem von pigebit-compoſuiſſe fertig werden will, antworte ich Dir mit dem letzten Satz Deiner treffenden Bemerkung zu cap. 1. fuit-petiiſſem, und frage dagegen, wie der Verfaſſer der Annalen und Hiſtorien ſich ohne die allerunverſchämteſte Wegwerfung ſeiner ſelbſt vocem incondituin ac rudem beilegen und als Greis dies Büchlein als ein Interimsbüchlein hinſtellen konnte? — Auf alle Weiſe freue ich mich aber des von Dir hingeworfenen Handſchuhs, denn ich wollte ſchon auf der Gewißheit meiner Ueberzeugung entſchlummern. Nun bin ich wieder im Harniſch, und im zweiten Bande unſrer Philomathie ſollſt Du den Handſchuh aufgehoben ſehn. Mein Aufſatz über die Germania iſt zwar bereits von p. 19 des erſten Bandes der Philomathie an gedruckt, aber noch nicht der zweite Band; darum haſt Du ihn noch nicht. — Ueber die corpore infames bin ich Einer Meinung mit Dir, es war aber eigentlich nur der Glaube, jedem müſſe dieſe Erklärung die rechte ſcheinen, was mich bei jenen Worten vorübergehn ließ. Welcker meldet mir eine ſehr ins Einzelne gehende Beurtheilung in den Göttinger Gelehrten Anzeigen an, auf die ich mich freue. — Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon von meinem durch den alten Schneider veranlaßten Lexikal-Entſchluß gemeldet habe. Die ganze Ausarbeitung iſt nicht bloß meinen Fingern, ſondern auch meinem liberrimo arbitrio überlaſſen, und Schneiders Name eigentlich der Schwimmgürtel durch das Meer der vielen herumtreibenden Lexika. Es wird ja wohl die Zeit auch kommen, wo ich des Gürtels nicht mehr nöthig habe. Uebrigens bin ich ſchon raſch daran, und habe das Quantitäts- und Accentenweſen ziemlich hinter mir. — Neben ſo vielen Ver-

ſätzen und Beginnen auch noch mit Dir den Solen für Erſch zu übernehmen, wäre faſt unklug, wenn ſich nicht vorausſetzen ließe, daß wir damit noch ein zehn Jahre Zeit haben. In dieſer Vorausſetzung ſchlage ich ein: Du weißt, mit welcher Luſt ich geſellig arbeite. Die zehn erſten Bogen der Encyklopädie haben wir nun hier; ſie reichen, daß Gott erbarme! noch nicht über AB — hinaus. — Gladiators Aufforderung der Germania ſoll auch die meinige ſeyn, wenn Dich das beſtimmen helfen kann. Nach zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren wollen wir uns einmal zu den Annalen und Hiſterien aufrufen; früher aber lehne ich alles ab. Dieſe Werke ſind mir noch ein wahres Heiligthum, in dem ich mit unſäglicher Luſt und Scheu wandle, aber noch nicht die leiſeſte Spur in den Boden zu drücken wage. — Bei uns iſt alles wohl und heiter. Wilhelm turnt friſch mit; er der jüngſte Turner, wie ich der älteſte.

Breslau, 28. Auguſt 1818.

Wie Du es gewollt haſt, mein theurer Döderlein, ſchicke ich Dir dieß baldige Antwortsblatt nach München, wo es hoffentlich Dich ſelbſt ſchon verfindet, wieder zufrieden und doppelt und dreifach beglückt. — Und nun vor allem zum Geſchäft! Rauchenſtein wird uns zu Michaeli eben ſo willkommen ſeyn, als er es ein Halbjahr früher geweſen wäre. Zwar wird das Seminar gegen den Winter ſehr ſtark werden; aber wir haben dafür auch dem Miniſterium 100 Rthlr. mehr zur Vertheilung unter die Mitglieder abgepreßt, ſo daß wir nun auch darin gleichen Rang mit den Berlinern haben, und Deinem braven Schweizer, ſowie Du ihn bezeichneſt, ſeine jährlichen 50 Rthlr. gewiß ſind. Was das Freigeben der Honorare anlangt, ſo hat Rauchenſtein allerdings das Recht, davon keinen Gebrauch machen zu wollen, und die Gründe, die du angiebſt, ſind für die herrſchenden Profeſſoren- und Studentenverhältniſſe ganz triftig. Aber Du mußt bedenken, daß ich auch wieder berechtigt bin, von denen meiner Schüler mir kein Honorar gefallen zu laſſen, die ich als meine Freunde betrachte, und die ſich als ſolche anſehn ſollen. Bei dieſen halte ich, aufrichtig geſagt, auf Collegiendeſuch ſogar viel nicht; meine Vorleſungen müſſen mehr im Ganzen und maſſenweis wirken und heben; dieſe dürfen die Schwachen und Mittelmäßigen nicht verſchmähen: ſie müſſen ſie vielmehr ausdrücklich aufs Korn nehmen, weil deren immer die meiſten ſind, und doch dahin zu ſtreben iſt, daß jede neue akademiſche Generation — hier das Lebensalter zu drei Jahren gerechnet — etwas höher ſtehe, als die zunächſt vorhergegangenen. Die Ausgezeichneten ſind hauptſächlich aufs Seminarium und auf mich angewieſen; den Gebrauch meiner übrigen Vorleſungen gebe ich dagegen ganz ihrer Neigung und Stimmung anheim, ohne aus dem mehr oder minder fleißigen Beſuch irgend ein beſonderes Reſultat herzunehmen. Schneider ſieht die Sache eben ſo an. Vielleicht kann auch bald für Rauchenſtein ein akademiſcher Freitiſch gewonnen werden. Da ich ihn für meinen Bruder nicht angenommen habe, kann ich für ihn ſchon ein nachdrückliches Wort ſprechen, und der Vorſteher, Profeſſor Schulz, iſt überdieß ein Ehrenmann, der gut zu wählen weiß. — Nun zu dem fernern Inhalt Deines Briefes! Deine Gedanken über die Abth. Cupatriden habe ich bei unſerm Abendthee, bei dem die Ergebniſſe des Tages hervorgeholt und gemuſtert werden, mit Wachler viel beſprochen. Er ſagte mir, Heyne ſei in ſeinen Vorleſungen über die Atterthümer ganz auf derſelben Bahn geweſen; aber wie zahlloſes andre ſei es ein Lichtblick geblieben, der, ohne bei ihm oder ſeinen Zuhörern zu haften, ſchnell genug in das Dunkel der allgemeinen Verwirrung zurückgefahren ſey. Wir haben uns Deinen

Gedankengang möglichſt zu conſtruiren geſucht, und uns gegenſeitig bis zu der Wahrſcheinlichkeit gebracht, daß wir wohl ganz in Deine Anſichten hineingehen werden. Die erſte Lieferung der Encyklopädie iſt zwar in meinen Händen, aber darin iſt von uns beiden noch keine Zeile, überhaupt wenig Gutes, und für uns unmittelbar wichtiges gar nichts. Meine erſten Artikel werden Achilles Tatius und Aeſchines der Redner ſeyn, welchen letztern ich wieder zu Ehren zu bringen hoffe. Sind die Alkmäoniden Dein erſter Artikel, der alphabetiſchen Folge nach, ſo fürchte ich ſehr, daß wir Dir erſt im 3ten oder 4ten Bande begegnen werden. Ueberhaupt hat dieſe erſte Lieferung viel Kopfſchütteln bei mir erregt wegen der charakteriſtiſchen Unverhältnißmäßigkeit der einzelnen Beiträge; ſo z. B. die meiſten orientaliſchen Litteraturnotizen, der Citatenwuſt von Mohnicke, den man ſchon erkennt, eh man ein Wort geleſen hat, die Schlachten von Adensberg und Abukir, aus denen kein Menſch klug wird, und beſonders den Abtritt von Profeſſor Loger, der wirklich als ein rechtes Dokimaſtikon von deutſcher Schulfuchſerei angerühmt werden kann. Dem ſogenannten Accius hat Hauff nicht einmal den rechten Namen zu geben gewußt, wozu doch Saxi onomast. hingereicht hätte. — Da Du die Germania jetzt durcharbeiteſt, mache ich es Dir zur Pflicht, für mich anzuzeichnen, wo Du von mir abweichſt, da es in nicht gar langer Zeit zu einer neuen Auflage kommen kann; vielleicht eher, als mir ſelbſt lieb iſt; ſetze mich in den Stand, daß dieſe Auflage durch meine Freunde beſſer gefordert erſcheint, als durch mich ſelbſt. Daß ich auch den Agricola geben will, habe ich Dir ſchon gemeldet, glaube ich. Schicke mir bald, was Du dazu vorräthig haſt. Meine Abhandlung über die Germania im 1ſten Bande von Wachlers Philomathie iſt nun gedruckt. Auch meine meletemata critica in Aeschyli Persas, 70 Quartſeiten, ſind heraus, die ich Dir aber, da ſie nicht im Buchhandel ſind, von hieraus mit andern Kleinigkeiten über die Michaelismeſſe ſchicken werde. Ich habe beſonders den ganz politiſchen Zweck des Trauerſpiels hervorzuheben, und es in allen Theilen als ein ariſtokratiſches Oppoſitionsſtück gegen die demokratiſchen Phönizſen des Phrynichos darzuſtellen verſucht, außerdem noch die letzten beiden Chorgeſänge in Ordnung gebracht. Meine Rede über Preußens Beruf, Stützpunkt des Proteſtantismus, d. h. des Deutſchthums, zu ſeyn, kann ich Dir aber nicht verſprochen haben, da ſie nicht gedruckt und in der Ueberzeugung geſchrieben iſt, daß verba volant. Doch kann es kommen, daß ich den Gegenſtand in deutſcher Zunge einmal weiter ausführe. Mit den melet. hoffe ich Dir auch noch ein gutes Exemplar der Germania ſchicken zu können. — Das Turnen gedeiht bei uns herrlich. Als ich mein Buch in etwa 14 Tagen hinſchrieb, ahnete ich nicht, daß ich mich dadurch ſelbſt zum Turner verpflichtete. Als es gedruckt war, und ich alles noch einmal erwog, wurde mir das erſt klar: nun ließ ich mich förmlich aufnehmen, und begann am 31. März die ſämmtlichen Uebungen mit, ſprach auch an jenem Eröffnungstage auf dem Turnplatze zu meinen Gefährten. Seitdem habe ich unausgeſetzt mitgeturnt, und freue mich auf alle Weiſe dieſes Entſchluſſes, der anfangs alle — meine Frau ausgenommen — verblüffte. Einige meinten, ich würde bald mit einem gebrochnen Bein heimgetragen; andere, ich würde es bald ſo ſatt haben, daß mich keine Gewalt mehr dahin brächte, meine Glieder auf die Tortur zu bringen; noch andere hofften, es würden bald ſo unangenehme Cordialitäten und Standeswidrigkeiten auf mich losſtürmen, daß ich recht ſchimpflich wieder abziehn müßte. Aber von dem allen iſt das Gegentheil erfolgt. Ich bin den Leuten zum großen Aerger wohler, als ich je geweſen bin, und weil ich auf dem Turnplatze keine Amtsanſprüche mache, ſondern nur ſolche, die ich mit dem Uebergewicht der Jahre und der Charakter-

reife zu behaupten vermag, übrigens mich aber mit der äußersten Strenge der Turnordnung unterwerfe, so könnte ich, wenn ich sonst wollte, auf dem Turnplatze herrschen. Da ich aber das nicht will, und jeder mir dargebotnen Bevorzugung entsage, so haben sie mich recht ordentlich, redlich lieb. Auch hat mein Vorgang baldige Nachfolge gefunden bei meinen rüstigsten Collegen; zuerst folgte der Vergrath von Raumer, dann Schneider, dann Linge, dann der Professor von Cölln, der seit Ostern als Prof. ord. der Theologie aus Marburg hierher gerufen ist, ein höchst vortrefflicher Mann, der unter allen unsern Theologen es am meisten von Herzen und Gesinnung ist, während er an Tiefe und Gründlichkeit des Wissens keinem nachsteht; außerdem nehmen viele Gymnasiallehrer Theil, besonders die Philologen, und von den Studenten schon einige 50, die tüchtigsten und strebsamsten unter allen. Das hat dem Turnleben bei uns einen Schwung und eine Bedeutung gegeben, die vieles von dem erreicht, was ich im Turnziel als eine ferne Ahnung hingestellt hatte. An einzelnen Gegnern fehlt es indessen auch hier nicht, besonders in der heil. Hermandad der Freimaurer; leider sind sie aber sonst zu erbärmlich, um auch nur die Vortheile eines Gegners zu geben, und in der That also so gut wie nicht vorhanden. Vor 14 Tagen hatten wir die große Freude, unsern Jahn auf einige Tage bei uns zu sehn. — Das Lexikon beschäftigt mich, wie Du denken kannst, lebhaft, und was Du vielleicht nicht glaubst, die Arbeit zieht mich unsäglich an. Es versteht sich, daß ich den Auszug ganz allein und ganz nach eignem Urtheil arbeite; nur das habe ich nachgegeben, einstweilen die alphabetische Anordnung beizubehalten; doch bereite ich den Uebergang zur Etymologie nach der Art des Geßnerschen Thesaurus unvermerkt vor. Meine eigne Thätigkeit ist besonders gerichtet: 1) auf genaue Angabe der Quantitäten, 2) auf durchgängige Zurückführung auf den Homer: mein Lexikon soll so eingerichtet werden, daß ein Secundaner damit Ilias und Odyssee lesen kann. Erlebe ich neue Auflagen, so soll jede ein Paar neue Hauptautoren mehr in sich aufgenommen haben; ja ich denke durch methodischen Gang schon jetzt den Grund zu einem künftigen Thesaurus l. Gr. zu legen. Ich bin zwar schon ans Ausarbeiten gegangen; laß Dich aber dadurch nicht abhalten, mir durch Rauchenstein zu schicken, was Du nur an Beiträgen zugedacht hast; es soll dankbarer und gewissenhafter Gebrauch davon gemacht werden. Grade was Du verheißest, „nicht sowohl Zusätze als Verbesserungen," ist mir wünschenswerth. Denn Zusätze habe ich selbst fast mehr aufgezeichnet, als mir nun lieb ist. — Müller von Aegina war hier das erste Jahr mein Zuhörer und der erste, der ins Seminarium eintrat; damals ein blutjunger, gutartiger Mensch von viel Fleiß. Seitdem hat er zwei Jahre in Berlin zugebracht, und ist nun aus Böckhs Schule heimgekehrt. Hermann, Wolf und Jacobs in Einem Athem für unbedeutende Menschen und Böckh für einen Gott zu erklären, ist ihm Kleinigkeit. Böckh ist verdrießlich; er hat es mir sehr übel genommen, daß ich ihm selbst geschrieben, seine Staatshaushaltung sey zwar ein treffliches historisches, aber kein philologisches Buch, und was er von wissenschaftlicher Behandlung des Alterthums rede, ein Mißverständniß. Kortüms Kaiser Friedrich habe ich seit meinem letzten Briefe an Dich richtig erhalten, kann Dir aber erst ganz im Allgemeinen für das Geschenk danken, weil ich zur Lesung des Buches noch nicht gekommen bin. — Wachler hat es dermalen bei sich, und scheint sehr erbaut davon zu seyn. Nun muß ich schließen, doch erst Dich bitten, Deine Eltern recht hochachtungsvoll von mir zu grüßen und recht herzlich Frau und Kind (oder Kinder). Mein Wilhelm turnt auch bereits wacker mit. Das Zarte und Milde seines Wesens entwickelt sich doppelt anmuthig, seitdem es durch körperliche Rüstigkeit und

Tüchtigkeit zu etwas Poſitivem geworden iſt, da es bei einem Knaben ſonſt leicht als Surrogat fehlender Kraft erſcheint.

Du ſchreibſt, das Turnziel habe mir in Baiern Feinde verſöhnt. Wie in aller Welt komme ich zu Feinden in Baiern? Und wer ſind die Verſöhnten, daß ich mich ihrer freue.

An ſeine Frau.

Auf einer Reiſe mit Wachler nach Ratibor, 1819.

Neiße, Sonnabend Abend um 10.

Gute Nacht, liebe Seele, ſage ich Dir heut aus der Ferne, zum erſtenmal, daß ich von Dir gezogen bin; ich denke doch ſobald nicht wieder. Der Tag iſt ſtill und dunkel geweſen, ſo daß man auch auf der Fahrt mehr in ſich wohnte als draußen. Da fand ich denn immer Dein und Wilhelms liebes Bild, und habe mich daran gefreut. — Wie trüb und neblich alles bei unſrer Abfahrt war, weißt Du; ich hoffe, Du haſt noch ein Paar Stunden nachher geſchlafen. Indeß ſchlug uns kein Regen entgegen, und ſo fuhren wir mit offnem Viſir in die Welt, die für uns gleich vom Schweidnitzer Thor an eine ganz neue war. Um 11 Uhr waren wir in Strehlen. Wir liefen ein weniges in der Stadt umher, zogen uns aber bald ſtärkern Regens wegen hinter eine Flaſche guten Ungar ins Gaſthaus zurück, wo wir mit dem Apotheker des Orts tiefſinnige Erörterungen über Zähmung der Leidenſchaften führten; ich bezähmte die meinigen ſo ſehr, daß ich dabei eine ziemlich ſtumme, bloß trinkende Perſon, abgab. Um 1 Uhr ließ der Regen nach und wir brachen auf; nun ward der Weg mit jeder Viertelmeile anmuthiger und reicher: Hügel, Gebüſche, kleine Gehölze, ſchöne, wohlhabende Dörfer wechſelten, ferne Ausſichten auf die Glatzer Berge öffneten ſich, doch blieb alles im Halbdunkel, weil die Hintergründe noch wäſſerig und unbeſtimmt waren. Eine Meile liefen wir einmal dem Wagen voraus. Um 9 Uhr waren wir hier. Neiße iſt einer der allerliebſten Orte, die ich kenne; in einem köſtlich fruchtbaren, weiten, bergumgebnen Thal breitet es ſich anſehnlich aus. Wir paſſirten über zehn Zugbrücken zwiſchen ungeheuren Wällen und Gräben hin, ohne eine Kanone, oder einen Soldaten zu ſehn, ohne angerufen oder gefragt zu werden. Das machte einen recht friedlichen Eindruck. Die Stadt ſelbſt that ſich breit und freundlich mit ſchönen alterthümlichen Häuſern auf, und ich ſitze und ſchreibe hier in einem Zimmer, wie das in Gostin, das Wilhelm ſo hübſch fand (der Vater liegt drin und ſchläft), und habe ſchon wieder ein Glas Wein vor mir. Kaum waren wir angelangt, ſo ſchickte auch ſchon Rector Gymnasii und ließ anfragen, wenn es erlaubt ſey mit dem geſammten Lehrerperſonal aufzuwarten. Wir warfen uns dienſtlich in die Bruſt und erwiederten, morgen um 7 würden wir im Gymnaſium erſcheinen; dabei hoffe ich in meinen Turnhoſen u. ſ. w. als Adjutant einen guten Effect hervorzubringen. — Vor einem Dorf kam uns eine Heerde von einigen 50 Pferden und Fohlen entgegen, die von der Weide nach Hauſe liefen und ganz ausgelaſſen waren. Etwas hübſcheres hab ich in der Art nie geſehn, als die ſchönen, luſtigen, noch von keiner Arbeit erſchöpften Thiere. Ein kleines Fuchsfüllen wollte durchaus mit uns laufen, und wurde nur mit Gewalt wieder zur Heerde gebracht. Da hätte ich Wilhelm beſonders gern bei uns gehabt. — Der Vater iſt wohl, heiter, luſtig, guter, ja beſter Dinge; wir haben über alles mögliche geſprochen, auch über manches, woran nicht viel Freude zu holen, aber er hat noch keinen trüben Moment gehabt. Ich will ſchon

ſehn, daß die ganze Fahrt ihm einen reinen, ungetrübten Eindruck hinterläßt. Gelingt dieß, dann bin ich gerechtfertigt, daß ich Dich ſo lange verlaſſe, Du liebe Seele, und Du liebſt mich nicht weniger. Gute Nacht! Aus Leobſchütz mehr.

Ratibor, 31. Mai, Montag Abend 6.

Dir den angefangenen Brief in Leobſchütz fortzuſetzen, hat mich die außerordentliche Schlechtigkeit unſers Nachtquartiers gehindert. Wir ſahn uns geſtern Morgen noch ein wenig in Neiße um, beſonders im Gymnaſium, wo es uns recht wohl gefiel, und reiſten erſt nach 9 weiter. Der Weg und die Gegend mögen ſehr ſchön ſeyn. Wir ſahn ſehr, ſehr wenig davon. Der Nebel, der darauf laſtete, ward bald zum Regen. So kamen wir noch Mittag nach Neuſtadt. Im ſtärkſten Regen gings weiter. So erreichten wir gegen 8 Uhr Leobſchütz. Das einzige gute Gaſthaus hatte Herzog Eugen von Würtemberg, der große Held, beſetzt; wir mußten alſo in das einzige ſchlechte, und das war ſehr ſchlecht. Während einer ungenießbaren Abendmahlzeit kam zum Glück der Rector mit ſechs Profeſſoren — unter ſolchen Umſtänden wurde das Schreiben unmöglich. — Heut fuhren wir bei Zeiten wieder aus, und langten trocken unter ſtrömendem Regen gegen 12 Uhr hier an. Linge, an deſſen Hauſe wir vorbei mußten, lag ſchon im Fenſter, und kaum waren wir im Gaſthauſe abgeſtiegen, ſo war auch er, Hänſch, Paulßen, Ringel ſchon bei uns. — Nach Tiſch hat der Regen ſich verlorn, und wir haben das Gymnaſium und die nicht gar zu ſchöne Stadt gemuſtert. Mir gefällt dabei manches nicht; aber es iſt eine Freude zu ſehn, wie zufrieden man von allen Seiten iſt. Den Mittag waren wir bei Linge, bei dem ich wohne, den Abend ſollen wir bei Paulßen ſeyn: ebenſo ſind die übrigen Tage bereits ausgefüllt. Ob ich noch viel in die Karpathen oder ins Oeſterreichſche hineinkomme, iſt gar ſehr zweifelhaft. — Laß Dir nur keine Sorge kommen über den bisherigen Regen und meinen allerdings auf dieſen gar nicht berechneten Anzug. Ich befinde mich vortrefflich dabei, und hoffe mit einem recht braunen luſtgedunkelten Geſicht zu Dir heimzukehren. Daß ich weder Dich noch Wilhelm bei mir habe, iſt das einzige, was mich bei aller Heiterkeit, aller ſonſtigen Luſt am Reiſen von Zeit zu Zeit trübe macht. Sobald reiſe ich nicht wieder ohne Euch Lieben. Jetzt ſehne ich mich vor allem von Euch zu hören, hoffentlich übermorgen: auch nach Oppeln ſchreibt mir ja: den Brief finde ich gewiß daſelbſt, da wir vor dem Montag wohl auf keinen Fall, vielleicht erſt am Dienſtag zurückkommen. — Meine Zeit iſt abgelaufen, da der Brief noch vor 8 auf der Poſt ſeyn muß. — Herzliche Grüße an alle Freunde, beſonders an Kanſter und Schneider; auch der Vater trägt mir dergleichen auf. — Küſſe Wilhelm in meinem Namen; es wird auch für ihn gar manches zu erzählen geben. — Und ſo lebe recht wohl, meine theure Geliebte! Ehe wir uns wiederſehn, ſchreibe ich Dir gewiß noch einmal.

Ratibor, 3. Juni 1819.

Geſtern Vormittag um 11 zogen wir, als die Einweihung der Schule vollendet war, wieder heim aus der Kirche: ich aber eilte nach der Poſt, da ich mich längſt unterrichtet hatte, daß grade zu dieſer Stunde Briefe aus Breslau angekommen ſeyn mußten. Das Briefpäckchen ward grade geöffnet; der Deinige, Du gute, liebe Seele, lag oben auf, und ich eilte leſend mit ihm hinweg. — Tauſend Dank für jedes Deiner Worte! Ich will Dirs gern geſtehn, daß mir ſehr weh ums Herz geweſen iſt, ſo lange ich nicht in dieſen Lebenszeichen eine neue

Verſicherung Eurer Liebe, Eures Andenkens in Händen hielt. Jeder zufällige Gedanke an eine Gefahr, die über Euren Häuptern ſchweben könnte, wächſt in der Ferne mit unglaublicher Schnelligkeit zu einem Rieſenbilde, und wenn ſie ſich der Einbildungskraft einmal bemeiſtert hat, giebt es keine Waffe mehr dagegen. Ich bin ſonſt, wie Du weißt, keiner von den Einbildiſchen; aber dießmal kam manches recht zufällige zuſammen, beſonders daß ich das Buch von Jacobs*) mitgenommen, das ich hier gleich den erſten Abend im Bett zu leſen begonnen hatte. Iſt es überhaupt gar zu ſehr geeignet, alle Adern des Gefühls zu öffnen und bluten zu machen, ſo muß es doch beſonders gewaltſam auf den wirken, der fern von Frau und Kind ſchon aus ſeinem frühern Leben mit dem Gedanken möglichen Verluſtes bekannt geworden iſt. Doch mit dem Eindruck des Buches wäre ich ſchon fertig geworden; aber von Euch, Ihr vielgeliebten Seelen, fern zu ſeyn, und doch ganz durch meine Schuld, da mich ja keine Pflicht von Euch hinwegrief, war mir viel ſchwerer geworden, als ich vorher geahnet hatte, und ich weiß nun ganz gewiß, daß ich nie wieder ohne Euch reiſe, wenn ich nicht muß. Dabei war es nun eine eigne Aufgabe, unter vielen luſtigen Leuten mit luſtig zu ſeyn, und nach außen ein ganz anders Leben zu führen als nach innen. Am wohlthuendſten war mir abgeſtern Abend ein weiter Spaziergang nach einer ſehr langen und lauten Mittagstafel, den ich mit Häniſch nach einigen nahen Bergen unternahm, und auf dem ich die ganze Karpathenkette zum erſtenmal in der ſchönſten Abendbeleuchtung ſah. — Dein Brief und unſers Wilhelm Zeilen haben mich nun recht wieder in Ordnung gebracht, obgleich ich nicht zu oft daran denken darf, daß mein Wegreiſen Euch Thränen und trübe Stunden bereitet hatte, ſonſt muß ich mit Euch weinen: Du haſt mir alles ſo treu und natürlich erzählt, als wäre ich bei Euch geweſen. Jeder Schmerz iſt aber ſüß und wohlthuend, der das Gefühl geliebt zu werden und das eigne Vermögen zu lieben erhöht. Darum ſollen mir auch künftighin dieſe Reiſetage in beſonders gutem Andenken bleiben. Wäre ich nur erſt wieder bei Euch!! Alles, was Du von Eurem häuslichen Leben ſagſt, hat alle Sehnſucht dahin in mir rege gemacht, und ſowie ich ein Viertelſtündchen allein bin, habe ich für nichts Gedanken als für Euch, ſo daß aus dem beſchloſſenen Leſen und Arbeiten gar nicht allzuviel wird. Auch dazu, ſehe ich wohl, iſt Eure liebe Nähe mir ganz unentbehrlich, ohne die ich mich unſtät und flüchtig fühle, und keinen rechten Mittelpunkt finden kann. — Daß Ihr einen freundlichen Tag in Scheitnig zugebracht habt u. ſ. w., freut mich ſehr, obgleich ich Euch und uns beſſeres Wetter gewünſcht hätte. Fahrt nur fort die wieder ſchön und heiter gewordnen Tage recht zu genießen, bis wir es wieder gemeinſchaftlich können. — Natürlich habe ich nun ziemlich kennen gelernt, und bin vollkommen überzeugt, daß man hier ſehr angenehm leben kann, wenn man die Hauptbedingungen zu einem angenehmen Leben in ſich trägt. Die Gegend, die ich noch nach verſchiednen Richtungen hin durchzogen bin, iſt äußerſt ſchön und abwechſelnd, und die Karpathen tragen dazu weit mehr bei, als bei uns das Rieſengebirge, an dem wir uns doch ſchon ſo oft erquickt haben. Sie liegen viel näher, die Formen ſind mannichfaltiger und bedeutender, und der ganze Zwiſchenraum iſt im höchſten Grad anmuthig, durch Wieſen, Waldungen, Dörfer und Städtchen belebt. Die Menſchen ſind geſellig und wohlwollend, nicht grade überbildet, aber auch nicht roh, wie man Bürger einer kleinen Stadt gern hat; der Eifer für das neue Gymnaſium iſt unbegrenzt: auch macht ſich Linge recht gut dabei. Paußen, was mir unerwartet war, findet ſich am wenigſten,

*) Anm. Aus den Papieren eines Ungenannten.

und ſängt Grillen. Häniſch gefällt allen, und auch er fühlt ſich recht behaglich. Wir ſind ſehr gaſtlich aufgenommen und die Leute können ſich in Artigkeitsbezeugungen nicht erſchöpfen. — Am Sonnabend fahren wir mit Ludwig, der Einen Tag ſpäter ankam als wir, nach Gleiwitz, am Sonntag nach Oppeln, am Montag nach Brieg, und am Dienſtag nicht gar zu ſpät bin ich endlich wieder bei Dir — dann wollen wir uns von dieſen Trennungstagen erzählen, und uns doppelt freuen, daß wir einander wieder haben. — Der Vater iſt fortwährend ſehr wohl und ſehr vergnügt, da alles zum Geſchäft gehörige den erwünſchteſten Fortgang hat, und auch ihm die Menſchen wohlgefallen. Wie ſchmeichelt man mit zunehmenden dicken Backen und Entäußerung aller Stubenfarbe; auch fühle ich mich wohl und jung, beſonders wenn ich mit Häniſch, der mir mit jedem Tage lieber wird, um die Wette bergauf bergab ſtreifen kann. — Alles grüßt Dich aufs herzlichſte. Wilhelm muß ich doch ſelbſt antworten und mich für ſein Briefchen bedanken. — Sieben Tage ſind nun verfloſſen, ſeit ich fern von Dir bin; vier ſind noch übrig, und wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, nur noch zwei; freilich wird aber auch mit jedem Tage meine Sehnſucht nach Euch größer. Seyd nur heiter und wohl!

An Hofrath Jacobs.

Breslau, 11. Juli 1819.

So eben iſt die erſte Lieferung des griechiſchen Handwörterbuches fertig geworden, das ich in manchem Sinn das meinige nennen darf. Ich habe, ſo lange Sie mich kennen, den Wunſch gehegt, Ihnen einen dauernden öffentlichen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben: alles, was ich bisher geſchrieben, däuchte mir ſelbſt ſo vergänglich, daß ich Ihrem Namen dauer zu ſetzen Bedenken trug. Das Handwörterbuch iſt nun länger zu dauern, wenigſtens beſtimmt, und da doch am Ende das Gewollte das Beſte iſt und man heut zu Tage nichts aufſchieben darf, ſo habe ich keinen längern Anſtand genommen, es mit Ihrem Namen zu zieren und es Ihnen nebſt dem Manne zu widmen, dem ich mich nach Ihnen am meiſten verpflichtet fühle. Daß ich Ihnen ein Buch zuſchreibe, welches zumeiſt zum Schulgebrauch und für den Gelehrten gar nicht geſchrieben iſt, darf ich bei Ihnen nicht erſt beſonders verantworten, da Sie Selbſt beſtändig in Wiſſenſchaft und Leben zugleich und mit gleicher Kraft und Liebe eingreifen und ich nie müde werden kann in dem Beſtreben, darin dereinſt Ihr würdiger Schüler zu werden. — Mehr hätte ich zu verantworten, wenn ich mein faſt gänzliches Verſtummen, wie gegen viele meiner liebſten Freunde, ſo auch ſelbſt gegen Sie, entſchuldigen wollte. Aber klagen mag ich nicht und eben ſo wenig in einem Briefe meine wahre Stimmung verhehlen und verſtellen, noch weniger in bloßer Geſchäftſamkeit eine Art Indifferenzpunkt ſuchen. Ich arbeite und wirke alſo ſtill fort und harre in Ruhe der Zeit, wo wieder ein freies und treues Wort geſprochen und gehört werden kann. Jetzt iſt dem bei uns nicht alſo, und darum hole ich die Schweigſamkeit nach. — Die Papiere des Unbekannten haben mich freilich oft gemahnt und gereizt, dieſen Vorſatz zu brechen; aber ich denke, ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, wie Sie mir für jede ſpröde und ſchroffe Lebensſtunde darin ein Linderungsmittel und einen Spiegel gegeben haben. Sie erinnern mich immer, wie viel ich noch beſitze: einen Wirkungskreis, der ſich gegen alle Angriffe bewährt hat, und ein vollkommnes häusliches Glück. — Möchte ich nur es nicht ganz verſcherzen, dann und wann von Ihnen zu hören und durch Sie in ruhigem Ausharren beim Rechten und Wahren erkräftiget zu werden!

Breslau, 10. August 1819.

Diese Zeilen sind eigentlich nur bestimmt, meinen jüngsten Bruder, der auf einer Ferienwanderung die Thüringer Berge durchziehen will, bei Ihnen einzuführen. Da es ihm nicht so gut geworden ist, Ihr Schüler zu seyn, so wünscht er Sie wenigstens gesehn und gesprochen zu haben, um meine Gesinnungen für Sie aufs lebendigste theilen zu können. Ich habe Ihnen vor einigen Wochen ein anderes flüchtiges Blatt mit einer lexikalischen Beilage über Leipzig zugehn lassen. Möge beides freundliche Aufnahme gefunden haben. Viel Werth würde es für mich haben, über den Plan des Handwörterbuchs Ihr Urtheil zu hören, besonders über die Art, wie ich überall das Homerische, dann das Hesiodische vorangestellt habe, um ein rein geschichtliches Verschreiten möglich zu machen und auf diesem Wege zu einer wahren Vollständigkeit zu gelangen. Mit wahrem Fleiß und mit durchaus eignem Studium habe ich darum nur die Homerischen und Hesiodischen Artikel bearbeitet, in denen, wie ich hoffe, nichts lexikalisches fehlt. Alles übrige ist aus dem oft nur zu rohen Schneiderschen Material und meinen Rand- und Interlinearglossen zu demselben gezimmert und in dem Maaß mehr oder minder vollständig, in welchem Schneider genau gearbeitet, oder ich sorgfältig nachgetragen hatte. Nur bei den Conjunctionen, Partikeln, Präpositionen mußte sowohl über Homer als über Schneider hinausgegangen werden. Erlebe ich eine zweite Auflage, so sollen auf gleiche Weise die Lyriker, Herodot und Hippokrates vor den Elegikern hineingearbeitet werden, in einer dritten die attischen Dichter, in den folgenden die attische Prosa. So glaube ich schrittweis meinem Verbild eines guten Wörterbuchs näher zu kommen und einigen organischen Zusammenhang in das jetzige Stück- und Flickwerk zu bringen, sowie ich auch nicht läugne, daß bei diesem Verfahren die als trocken verschrieene Arbeit ihren großen Reiz für mich hat. — Eine nähere persönliche Verbindung mit Schneider ist aber weder Ursache, noch Folge dieser Arbeit. Ohne in Mißverhältnissen mit ihm zu stehn, habe ich mich vom Anfang an in weiter Ferne von ihm gehalten. Daß er mich dennoch wiederholt und immer dringender zur Ausarbeitung des Handwörterbuchs aufforderte, hatte wohl nicht darin seinen Grund, daß er mich besonders tüchtig dazu glaubte, denn ich zweifle, daß er so ehrenvoll von mir denkt; aber er wußte, daß ich ein Exemplar des Riemer zum prosodischen Lexikon zugestutzt und mit den nöthigen Beweisstellen versehen hatte, sowie auch, daß ich nicht ermangeln würde, die Prosodie in mein Handwörterbuch aufzunehmen. War sie einmal da, so konnte sie dann auch in eine 4te Ausgabe des großen Wörterbuchs übertragen werden, welches, soviel an Schneider selbst lag, dieser Ausstattung immer würde entbehren müssen. Hätte er gewußt, daß es nur Eines Wortes von ihm bedurft haben würde, um meinen Riemer zu freiem Gebrauch schon zu der 3ten Auflage des großen Wörterbuchs zu erhalten, so wäre wahrscheinlich nie an ein Handwörterbuch gedacht worden. Aufdringen konnte ich mich aber nicht, da ich ihm schon 1812 meine prosodischen Sammlungen für eine etwaige neue Auflage angeboten hatte, aber damals keiner Antwort gewürdigt war. Ehe ich jetzt die Arbeit unternahm, machte ich es mir zur ersten Bedingung, daß mir volle Freiheit dabei bleibe und daß Schneider allem Dreinreden entsage, wo ich nicht etwa um seinen Rath bäte. Das letztere that ich denn auch fleißig und bin jedesmal der humansten Bereitwilligkeit gewiß, sowie es überhaupt zu Schneiders sehr achtbaren Eigenthümlichkeiten gehört, daß er in allen litterarischen Unterstützungen ganz ohne Ansehn der Person verfährt, und daß sein ärgster Feind ihm in solchen Fällen eben so nah seyn würde, wie seine Vertrautesten. — Wie unsere Universität im Innern zerrissen ist, wie

Partheiungen wüthen und wonach sie trachten, das ist über allen Glauben. Wäre es erfreulicher, so könnte von dem, was bereits frech ans Licht getreten ist, mein Bruder Ihnen vieles mittheilen. Jetzt ist man bemüht, gegen mich und einige meiner Collegen, besonders gegen den Bergrath von Raumer und gegen Wachler Waffen zu schmieden. Noch sind wir indeß frei, sogar unsre Papiere unversiegelt; nun ist indeß eine polizeiliche Untersuchung angeordnet, um auszumitteln, was wir mit Jahn verhandelt haben, als er im Sommer 1818 drei heitre Tage mit uns verlebte und verturnte. — Daß von Allem, was durch die Berliner Zeitungen über den tadellosen Jahn ausgesprengt worden, Nichts wahr ist, kann wohl dem der Verhältnisse Unkundigen wunderbar klingen, Ihnen darf ich es wohl kaum sagen.

Lieber Döderlein. Breslau, 12. April 1820.

Ich ging grade mit einiger Beantwortung Deines richtig empfangnen Briefes vom 11. März schwanger, und konnte noch die rechte Stunde nicht finden, als Herr von Fellenberg mich besuchte, und sich zur Besorgung auch einer dickern Sendung an Dich erbot; ich ziehe diese Gelegenheit für den Brief, als die siegelschonendere Post, für einen Stoß Programme von mir und andern Leuten für Dich und Deinen Collegen Haller der Universitätsgelegenheit als die schnellere vor. — Nun zur Sache. Daß mein Brief vom 13. März unnöthig gewesen, ist mir lieb; alles was Du über die Erlanger Stelle bemerkst, ist von mir und Wachler aufgenommen, wie sichs gehört und wie Du es voraussetzen, ja fodern durftest. Da mein Abgang von hier noch keineswegs entschieden ist, ja es wieder stiller davon wird, findet Wachler sich aufs neue an Breslau gefesselt, wobei indeß das Dir von Seinetwegen gegebne Wort in Kraft bleibt; nur soviel nimm hieraus ab, daß er den Verlauf der Sache nun mit größter Gemüthsruhe abwartet. — Die meinige hat bis jetzt noch keinen Stoß erlitten, und eben so wenig die meiner so tapfern als liebevollen Frau, die, ohne im geringsten Amazone zu seyn, was ich mir stark verbitten würde, doch dieser Zeit vollauf gewachsen ist. — Daß Rauchenstein Dich verfehlt hat, thut mir unsäglich leid; der hätte Dir über alles und jedes Rechenschaft abstatten können, da er meine ganze Lebensweise kennt; bis wir einmal mündlich wieder unsre Gedanken austauschen können, wollen wir einander in Bausch und Bogen nehmen und liebhaben, οὐ γὰρ λόγων δαμή. — Mein Schweigen auf die erste Sendung von Lexikalien, die sowohl richtig angekommen, als treulich benutzt sind (insofern ich nicht andrer Meinung zu seyn Grund hatte), nimm auch so mit hin, ohne weitere Entschuldigung zu fodern; wegen der dennoch erfolgten zweiten Lieferung hier meinen gedoppelten Dank, und die Bitte um mehr, natürlich mit der Bedingung, das weglassen zu dürfen, was ich für meinen Zweck nicht brauchbar achte. Ich stehe dato vor'm μετά. Deinem Programm de Eum. sehe ich verlangend entgegen. Die philologischen Beiträge habe ich nicht, wie Du sie mir zugedacht, empfangen, aber längst angekauft, und viel Freude daran gehabt; eignes Interesse für mich hatte Bremi über Dem. Phil. I. Ich war grade mit derselben Untersuchung zu demselben Ergebniß gelangt, als ich das Heft erhielt, das Du mir nun aber nicht noch einmal auf den Hals schickst: denn Dopplinge kann ich weder brauchen noch verschachern. Die leidige Philomathie sollst Du nächstens auf anderm Wege erhalten; den 4ten Band kriegst Du dann mit; jetzt formiren wir den dritten, in welchem von mir eine Geschichte der griechischen Demagogie, nicht ohne Bezüglichkeit, von Zumpt ein sehr gutes Leben des Agathokles zu lesen seyn wird. Gaß, nach dem Du

fragst, ist seit Jahr und Tag einer meiner Vertrautesten, ein Mann voll Geist und Leben, von großer Klarheit und schöner Redegabe, im Aeußern mehr Welt- und Lebemann als Geistlicher, Gelehrter wenig, aber recht tüchtiger Denker, und wo es der schlechten Zeit zu trotzen gilt, frei und keck, wie einer. Leo war hier noch so unreif, daß er, ob zwar munter turnend, langmähnig und deutschröckig, doch keine genugsame Bürgschaft für eine entsprechende Gesinnung gab; in Göttingen soll er sich zu völlig legitimer Gesinnung gewendet haben. Wagen hat bei mir viel und fleißig gehört, auch einigen Privatumgang mit mir gehabt, und ist er mir immer als ein recht gutartiger, muhsamer Mensch, niemals aber so recht als mein Schüler vorgekommen: doch das muß er besser wissen, als ich. Im Seminar nämlich war er nie: sonst würde ichs auch wissen. — Was Du mir von Deinem Berufsleben schreibst, eignet sich nicht zu besonderer Beantwortung: was ich besonders gebessert wünschte, ist Deine Gesundheit (die meinige ist so gut, daß ich mir mit jedem Jahr etwas jünger zu werden bedünke, und sogar mein kahl werdender Scheitel sich wieder bedeckt); was mich besonders erfreut hat, Dein akademisches Zusammenwirken und litterarisches Zusammenarbeiten mit Heller, den ich bestens grüße. Auch den Leipzigern hat der Mann sehr wohl gefallen. Zum Verd. Colon. will ich gern meine Hefte ausschütteln, und Euch senden, was mir mein eigen und irgend wie bedeutend zu seyn scheint, und fragt bloß danach, was Eurer Ausgabe das Ersprießlichste: heut lege ich bloß bei zwei mir von Seidler vor ein Paar Jahren gesandte Blätter, deren Mittheilung ich wohl verantworten kann, und meine vor gleichfalls mehreren Jahren gemachte Description des letzten Chors, wie ich sie meinen Zuhörern gegeben, die mit Reisig zu vergleichen, ich noch nicht Muße gehabt (beides mußt Du mir aber wiederschicken). An eine Ausgabe des Verd. Colon. kann ich unter der ler. Arbeit nicht gedenken; das nächste größere darauf soll eine Ausgabe des Stephanus Byz. mit vollständigem kritischen Apparatus seyn, wobei ich an Meinauer einen wackern Gehülfen habe. Hätte man nur Zeit, alle schönen Pläne zu verwirklichen; das ist meine größte Noth. Das Lexikon wird schwerlich vor Michael 1822 fertig. — Grüße Frau und Kinder von uns aufs freundlichste, auch Deinen Collegen Schubert. Ich bin und bleibe schwatzend und schreibend wie Du mich kennst Dein treuer alter J. P.

Bruchstücke aus Passows Tagebuche im Gefängniß.

Am 16. Januar 1821 Abends gegen fünf Uhr schied ich von Frau und Kindern, um acht Wochen lang der süßesten Gewohnheit des Lebens zu entbehren, im Ganzen tiefer bewegt, als in den vorausgegangenen Tagen geschäftiger Vorbereitung und Einrichtung hatte ahnden können, aber innig gestärkt durch die Seelenstärke meiner Frau und der Kinder sorglose Unschuld. Kayßler geleitete mich in das Gefängnißzimmer, in welchem bequeme häusliche Einrichtung und eine ordentlich aufgestellte Auswahl meiner besten Bücher sonderbar abstach gegen das bunte Gerümpel vergilbter und verstaubter Acten aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, die an den beiden Hauptwänden bis an die Stubendecke in Fächern aufgeschichtet lagen. Geredet ward wenig, aber innig wohl that es mir, daß mir auch hierher die Liebe eines Mannes gefolgt war, an dessen hoher und edler Seele ich so lange mit kindlicher Anhänglichkeit aufschaue, als ich ihn kenne. Um fünf Uhr verließ mich der treue, feste Freund, und ich blieb, wie ich gewünscht hatte, diesen Abend allein. Die rege Geschäftigkeit, in der ich lebend und genießend, kämpfend und ringend, lehrend und lernend die letzten Jahre hingebracht, hatte mich selten einmal stille stehn und mein Leben im Ganzen überblicken lassen. Als ich heut die Thür hinter mir schloß, war es, als stehe plötzlich viel unruhiges Getriebe still in mir, damit ich den innern Klang meines Wesens vernehmbarer hören könne. So habe ich denn viel rückwärts geschauet; dabei hat es mich recht erquickt, daß ich den Ort, wo ich mich jetzt befinde, nirgends in wahrem Zusammenhang mit meiner Vergangenheit gesehn habe. Daß ich aber nicht zu hochmüthig auf die Leute niedersehn soll, war heute Nachmittag wohl kein bloßer Scherz von Bartels. Mein Geschick, dem der edelsten Männer dieser Zeit so ähnlich, dabei im Kampf erschütternd mit der höchsten Gewalt im Staate, hat viele angeregt, ist viel besprochen, und unter den mir Wohlwollenden so vieler Gespräche Mittelpunkt geworden, daß ich heute mit Schreck bemerkt habe, wie ich jedes Gespräch unwillkührlich auf mich zu drehn anfange, und immer nur von mir zu berichten habe. Das muß vor allem anders werden, und die Einförmigkeit der bevorstehenden Tage, die zu wenig Erzählungen Stoff geben wird, soll mir diese böse Unart bekämpfen helfen. Um halb zehn kam doch der redliche Nebenske noch, und wir verplauderten ein halbes Stündchen, wobei ich mich schon ganz einheimisch fühlte. Nun hat sich draußen eine stille blasse Mondnacht hell ohne Schatten ausgebreitet, nur noch von dem Fall des Wehres durchtönt. Ob meine Vielgeliebten zu Hause wohl schon ruhen? ob mein Mariechen ihren Beruhiger auch vermißt? Der verklärte Engel, der wie ein stiller Frühlingsmond aus der warmen Jugenddämmerung zu mir herüber leuchtet, bewegt seine Schwingen beruhigend über uns. Wie schön es

doch wieder war, daß wir beide, ohne Wort, ohne Blick, gewiß gewußt hatten, das liebe, stille Bild müsse mich hinüber begleiten! Wo die Seelen so gleich klingen, da müssen sie ewig einander angehören.

17. Januar. Nachdem ich gestern noch die im Zusammenhang lange verstummte Lesung des neuen Testaments mit dem Matthäus begonnen hatte, empfing mich ein sanfter, ungestörter Schlaf, und heitre Träume, aus sonst und jetzt und zukünftig zusammengewoben, trugen mich schnell in den neuen Tag herüber. War der gestrige Abend meist mit innern Bildern und ruhiger Betrachtung bezeichnet gewesen, so ergriff mich heut mit dem andämmernden Tageslicht auch hier in meiner Stille das thätige Leben wieder; Vorbereitungen und Zurüstungen zu neuer wissenschaftlicher Thätigkeit wurden getroffen, eine Ausgabe des Gorgias zur Bezeichnung dieser acht Wochen beschlossen, und die Ausarbeitung des Griechischen Wörterbuches mit dem Anfang des zweiten Bandes frohes Muthes da angeknüpft, wo sie zu Hause stehn geblieben war. Wilhelm kam bald herüber, und verbreitete seine Bleisoldaten über den bunten Fußteppich, um dessen Felder seine Helden fechten mußten. Er nimmt mein Hiersein recht gründlich und tüchtig, wie eine Art Naturnothwendigkeit, bei der man gar nicht fragen kann, woher oder wozu oder warum? sondern die man hinnehmen muß, weil sie einmal da ist, und von der man, wenn man klug ist, so viel zu seinem eignen besten kehrt, als die Sache gestattet. „Der Vater sitzt" scheint ihm ungefähr ebensoviel zu gelten, als der Vater hat Kopfweh, und dabei mag er denn auch bleiben, bis die Zeit da ist, wo er begreifen kann, daß er sein harmloses Spiel unter nicht bedeutungslosen Umgebungen gespielt hat. Auch Nohovsky sprach ein, dann Gaß mit Briefen aus Ludwigslust, dann Schneider, alle heiter, weil ich sie heiter und behaglich empfing. Die Krone des ganzen Tages war heut aber das Mittagsessen, zu dem, was ich kaum noch gehofft hatte, meine liebe Frau herüberkam und Wilhelm wieder mitbrachte. Mir war wie in einer Wirthsstube auf einer Reise. Diese vier Wände konnte ich nicht eigentlich als die meinigen ansprechen, und doch fühlte ich mich Herr darin. Die Lebensbahn führte mich ja nothwendig hindurch, und mit festem Willen hatte ich mir eigen gemacht, was mir ohne ihn wohl fremd geblieben wäre. Nur mein Mariechen sehe ich heute nicht, und wer weiß, ob morgen und übermorgen! Dafür muß ich es aber recht überschwenglich im Stillen lieben; die höchste Liebe ist ja die einzige Linderung der Sehnsucht, des Trennungswehs. Das Kind mit seiner süßen Freundlichkeit ist als ein rechter Engel des Lichtes in dunkler Zeit zu uns hernieder gekommen, als wolle es uns mit der Wirklichkeit versöhnen, und es ist nicht vergebens gekommen. Aber ist die Himmelsgabe nicht zu köstlich, um uns auf lange gewährt zu seyn? Wenn ich das Kind in seiner zarten Frische sehe, habe ich nur für reiche Lebenshoffnungen Raum: ist es mir fern, so entkörpert und verklärt es sich mir unwillkührlich, und tausend Möglichkeiten drohen herauf, und nur in Gott dem Alliebenden ist Ruhe. Aber die Ergebung sollte noch in rechte Freudigkeit verwandelt werden. Gegen acht überraschte mich meine gute Frau, und der Abend ward doch noch schöner als der Mittag gewesen war, denn das Kind ist froh und wohl, wenn ich es auch vielleicht noch einige Tage lang nicht sehe. Wie gern will ich das nun ertragen!

18. Januar. Der heutige Tag ist reich gewesen an freundlichem Zuspruch: Unterbeitzner, Wachler, Lichtenstädt, Nohovsky und Harnisch, Nachmittags Pinzger, später Kayßler: Wilhelm war fast den ganzen Tag bei mir, und damit nichts als mein Mariechen fehle, meine Frau zum Frühstück, Mittagsessen und zum Abendbrot. So gut kann es mir nicht alle Tage werden. Und habe ich sonst daß Glück nicht Jahre hindurch Tag für Tag ungestört genossen? Wie doch alles

so ganz anders und in seinem vollen, wahren Werth erscheint, wenn man das Langgewohnte nun auch einmal entbehren muß. Ich bin wohl nie undankbar gewesen für das reiche Liebesglück, das Gott mir gewährt hat; doch aber ist es mir jetzt, als müßte ich es ihm noch viel inniger danken, und durch noch viel herzlichere Liebe zu den Meinigen erst recht verdienen. Wohl mir, daß diese Trennung nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit eine so kurze, so leichte ist. Wie wenig schwer lastet diese Prüfung, und wie groß ist schon der durch sie nach wenig Tagen erworbene Gewinn, zu der klaren Ueberzeugung gelangt zu seyn, daß mein Leben überschwenglich reich ausgestattet ist mit den edelsten Lebensgütern, so daß ich vom Himmel kein neues Glück mehr, nur die Würdigkeit dessen zu erflehen habe, das ich schon besitze. Wie liebevoll der Höchste über mir gewaltet hat, als er diese Wendung meines Geschickes über mich kommen ließ, das ist mir Kurzsichtigem schon jetzt klar, wird es vielleicht bald noch mehr seyn. Das sey mir tröstende Erinnerung, wenn sich künftig einmal mein Lebenslicht ernster trüben sollte. Wie wenig ist doch unser Geschick von Menschen abhängig, wenn wir uns ohne Haß und Bitterkeit von dem lauten Menschentreiben still gelöst haben.

19. Januar. Dieser sich nun auch endende Tag war wieder ein recht heiterer; früh brachte er mir Rohovsky, Bartels, Wachler, Wilhelm bis spät Abends, den Liegnitzer Schultze, der auch zum Abendessen wiederkam, und, was das beste, zu beiden Mahlzeiten meine Frau und zu Mittag sogar auf drei Stunden mein Mariechen. So voll ist mein kleines Denkstübchen noch nicht gewesen, so vollzählig habe ich meine Geliebtesten noch nicht bei mir gesehn. Marie war etwas blaß, aber sie schien sich mit jeder Viertelstunde mehr zu beleben, und ihre Augen leuchteten wieder so blau wie sonst. Das Gesicht hatte mir heute einen eignen Ernst, als wäre das Kind seit Dienstag viel erwachsner geworden; anfangs maß es mich mit eignen Blicken, aber bald war ich ihm wieder der Alte; die Uhr kannte es sichtbar am ersten wieder; auch ich bin ihm wohl vielleicht anders vorgekommen. Wenigstens fühle ich mich anders als lange: wie einer, der eine große, schwerlastende Schuld abzuzahlen begonnen hat, und die Zeit bestimmt vor Augen sieht, da alles abgetragen und er wieder ein ganz andrer, ganz freier Mensch seyn wird.

20. Januar. Nach einem ruhig durcharbeiteten Morgen, dem Wilhelms Spiele allein äußeres Leben gaben, kam gegen Mittag meine Frau mit dem wieder ganz frischen und muntern Mariechen, und blieb bis Nachmittag. Darauf Besuch von Schulz, und später Platogesellschaft, Kayßler, Schneider, Rohovsky, später auch meine Frau, alle sehr heiter, und durch das Ungewohnte der Umgebung nur mehr angeregt, nicht gestört. Ich schloß den Tag mit Beendung des Evangeliums Matthäi, dessen gedankenvolle Klarheit und bei großer Ruhe oft erhabne Schönheit der Erzählung mich nie zuvor so lebhaft angesprochen hatte. Man ist wohl in sich selbst weiter gekommen und reifer geworden, wenn sich für Bücher wie dieses die Empfänglichkeit erhöht, der Sinn sich öffnet.

21. Januar. Sonntag. Das war ein grauer, regnischer und stürmender Tag, gar nicht sonntäglich anzuschauen: kein Glockenton, kein Orgelklang reichte zu mir herein, auch mein Mariechen konnte ich nicht sehen, und meine Frau außer dem Abend nur auf einen kurzen Morgenbesuch. Elsner, Harnisch, Rohovsky sorgten indeß für Abwechslung. In mir blieb es indeß hell und still; ich arbeitete fleißig und las mit Wilhelm im Neuen Testamentus. Gebe Gott, daß die Ruhe, der Gleichmuth, die Heiterkeit, wovon ich mich hier fortwährend umweht fühle, mir zu seiner Zeit auch ins weitere Leben folge, und mir zur Seite bleibe, damit ich reifer und milder aus diesen Wänden scheide, als ich in sie eingetreten bin.

22. Januar. Der heutige Tag war ein recht bunter, durch übermäßigen Beſuch geſtörter und ſtorender. Der alte Dereſer, Colln, Männich recht heiter und behaglich, Rohovsky, Karßler, Wachler, äußerſt verſtimmt, ſo daß ich mich recht zuſammenzunehmen hatte, um es nicht mit zu werden, und Schaub mit recht gründlichen philologiſchen Geſprächen löſten ſich einander faſt ab, ſo daß leider wenig gearbeitet ward, und mich überdieß noch eine Abſpannung beſchlich, die wohl bei dem Wechſel der Beſuche, deren jeder ſeine eigne Stimmung foderte, gar ſehr natürlich iſt, mich aber der Beſuchenden ſelbſt, ſo lieb mir jeder einzelne war, wenig froh werden ließ. Dazu mußte mir Wilhelm nun noch etwas unpaß und in Folge deſſen in dieſer Enge ſehr unbequem werden. Doch fehlte es auch an ungetrübt heitern Momenten nicht. Schon am Morgen kam meine Frau mit Mariechen, Mienchen kam auch mit; das freute mich herzlich. Es war außer meiner Frau der erſte weibliche Beſuch. Gegen Abend kam meine Frau wieder, und blieb bis halb zehn; das war denn doch wieder der glücklichſte Theil des Tages.

23. Januar. Die erſten acht Tage meiner Haft liegen nun hinter mir; wie ſchnell ſind ſie verfloſſen! faſt zu ſchnell, wie mein ganzes Leben mich nur zu der einen Klage berechtigt, daß es ſo reißend vorüber ſtrömt. Aber auch hier gilt nur das Loſungswort unſerer Zeit: Vorwärts! Keine Dämme wollen wir gegen den gewaltigen Strom bauen, den wir doch nicht hemmen, mit dem aber in gleichem Zeitmaaß hinabzuſchwimmen dem Unverzagten gelingt. An beſuchenden Freunden war auch heut kein Mangel; Männich brachte die Nachricht, es ſey hinterbracht, die Studenten wollten mich mit Gewalt frei machen, und es ſey eine Unterſuchung verhängt. Mehr habe ich lange nicht gelacht. Gegen Abend kam ein Miniſterialſchreiben, die Nothwendigkeit meiner Verſetzung von hier wiederholend. Der Mittag verfloß heiter mit der Frau und den beiden Kindern; Mariechen wird mit jedem Tage lebendiger und aufmerkſamer. Auch den Abend war meine Frau und Wilhelm hier, Karßler kam dazu, ſehr verſtimmt über das Miniſterialſchreiben. Fürwahr ich habe mehr mit Freunden zu thun, ſie heiter zu erhalten, als mit mir ſelbſt.

24. Januar. Arbeit und Erholung wechſelten heut auf die rechte Weiſe, ſo daß ſie ſich gegenſeitig hoben und verſüßten. Lichtenſtädt und Rohovsky waren den Morgen hier, Wachler heitrer und kräftiger als lange nach Tiſch: ihn hatte offenbar das geſtrige Schreiben überzeugt, man müſſe ſich zuſammennehmen; noch ſpät Schuld, wie mir heute recht einleuchtend ward, unter allen meinen hieſigen Freunden der thätigſte und entſchloſſenſte; zu Mittag meine Frau mit beiden Kindern, zu Abend mit Wilhelm. Gleich nach Mittag ſchönes helles Wetter, Mariechen ſah ganz allerliebſt den vorbeifliegenden Vögeln nach, es wurden Entwürfe zu Zeichnungen aus meinem Fenſter gemacht. In der Luft war heute wahres Frühlingsweben. — —

25. Januar. Schon zum Frühſtück ſah ich heut meine geliebte Frau wieder, als ich nach einer faſt ſchlafloſen Nacht kaum mich angezogen hatte. Das war alſo ein recht freundlicher Beginn des Tages. Auch Wachlern ganz heiter zu ſehn, that mir ein Paar Stunden ſpäter wohl. Mein Mariechen ſah ich zu Mittag nicht, weil es gar zu rauh war. Dann brachte Hennicke einen beruhigenden und erheiternden Brief; ſpäter noch waren Karßler und Rohovsky da, beide nicht heiter, beſonders Karßler geſpannt und leidenſchaftlich bewegt.

26. Januar. Auch heut Morgen kam meine gute Frau ſchon früh zu mir, zu Mittag mit beiden Kindern. Sonſt ſah ich Wachler, Harniſch, Schneider, Rohovsky und Karßler; die beiden letzten blieben den Abend bei uns. Es war vom Miniſter ein Privatſchreiben an mich gekommen, auf baldige Erklärung von meiner Seite dringend. — — —

27. Januar. Der Tag war wieder an Beſuchen reich; erſt Wachler, nun wieder ganz der Alte, voll freudiger Kraft und ſeinen reichen Geiſt leicht entfaltend, dann Lichtenſtädt, dann Schulz und Schneider in allerlei Aerger und Noth. — — — Zu Mittag Frau und Kinder, Heiterkeit und Frohſinn mitbringend. Nachmittags Wachler und das liebe Mariechen, Bartels, um nachzuſehn, ob meine Knöchel auch ſchwellen, bei aller Breite doch ein höchſt bedeutender Mann, dergleichen man wenige findet; dann Hirſchfeld und König, die mich durch einfach treue Anhänglichkeit erfreuten; zu Abend Plato, Schneider, Kayßler, Rohovsky und meine liebe Seele; Kayßler war wieder recht erkräftigt. Es wurde manches gute Wort gewechſelt. An Altenſtein hatte ich auch geſchrieben, und mich losgeſagt von Breslau: meiner Freunde Liebe wird mir folgen, meine Liebe bei ihnen bleiben. Meine Nachſteller konnten mich leicht eitel machen. Sie legen ein Gewicht auf mich, mit dem ſie mir zu viel Ehre anthun. Aber ſie mögen wohl in ihrem ſchwachen, irdiſchen Herzen fühlen, wie ich der Wahrheit allein die Ehre gebe, und dadurch ihnen immer überlegen bin.

28. Januar. Sonntag. Nach einer faſt ſchlafloſen Nacht, in der ich doch vom Feuerlärm in der Karlsgaſſe hier oben nichts vernommen hatte, ward ich aus verſpätetem Nachſchlaf durch meiner geliebten Frau Erſcheinen auf die ſüßeſte Art in den Tag gerufen. — — Dann arbeitete ich ein Paar Stunden mit heiterm Geiſt und friſchem Sinnen, draußen dichte Nebel. Da kam mir eine große, unerwartete Freude; mein wackrer Harniſch meldete mit ein Paar Zeilen mir ſeinen Beſuch und den des vor anderthalb Jahren verfehlten, nie geſehenen und doch ſchon lange ſo innig geliebten Plehwe an. Wenig Minuten darauf waren ſie da. So einfach in ſeinem ganzen Weſen, wahr und reif in ſich ſelbſt, ſo allem Schein und Prunk abhold, ſo einzig auf das Ewige, Unvergängliche in all ſeinem Thun und Treiben hingerichtet, das alles in der anſpruchloſeſten Erſcheinung ſo auf den erſten Blick an den Tag legend war mir noch kein Mann erſchienen. Das Geſpräch nahm ſogleich eine bedeutende Richtung; die Propheten des alten Teſtaments und der Verkündiger des göttlichen Wortes, Valerius Herberger von Fraustadt aus dem 17ten Jahrhundert, wurden Hauptgegenſtände. Wir fühlten uns gleich in den erſten Minuten einander ſo vertraut und nahe, daß das brüderliche Du uns ohne Verabredung noch herzlicher verband. Eine ſchöne Fügung war es, daß auch mein theurer Kayßler, der Plehwen ſchon länger kennt und nicht minder hochhält, auch dieſen Mittag mit ſeiner Frau bei uns zu ſeyn verſprochen hatte. Meine Frau brachte Kayßlers und die beiden Kinder, und ſo waren wir in einem wunderherrlichen Kreiſe, durch keines fremdartigen Menſchen Dazwiſchenkunft geſtört bei edelm Eifer bis gegen Abend im raſch beflügelten, die ganze Seele erwärmenden Geſpräch beiſammen, während ein undurchdringlicher Nebel draußen uns wie in Wolken hüllte und von der trüben Wirklichkeit ſchied; mir war wie auf einem hohen Bergſchloß, aus dem Irdiſchen in reinere Lebensluft hinaufgehoben. Was wir ſprachen, bezog ſich auf die wahre und würdige Anwendung des Lebens, und wie jeder Augenblick darin unſerm Gotte angehören müſſe. Ueber das Weſen und die Würdigkeit einer ächt vaterländiſchen, chriſtlich-ſittlich-geſchichtlichen Volksbühne wichen unſre Anſichten von einander ab: hier war Plehwe offenbar durch die Elendigkeit des jetzt beſtehenden Bühnenweſens gegen die Sache an ſich befangen. Ueber Erforſchung des Alterthums dachte Plehwe wie ich, und er freuete ſich meiner Wärme dafür warm mit. So wenig gemachte oder erworbene Bildung Plehwe verräth, ſo viel wahre, innere beſitzt er: die ungetrübteſte Reinheit des Herzens leitet ihn überall ſicher zwiſchen Abſtraction und Myſticismus zur Wahrheit hindurch: er iſt der Mann, mit ſeinem ſchlichten Kin-

deſſinn alle irdiſche Weisheit und Gelehrtheit zu Schanden zu machen. Bald nachdem die Freunde gegangen waren, kam Wachler von des alten Schneider Ordensfeſt und Luiſchen; es wurde der erſte Thee hier in meinem Gefängniß getrunken, und dabei endete der Tag eben ſo heiter, wie er begonnen hatte. Unter den vielen guten Stunden, die mir hier ſchon zu Theil geworden ſind, waren doch die heutigen wohl die beſten; um einen ſolchen brüderlichen Freund reicher zu ſeyn, iſt wohl eine große Gottesgabe. — — —

29. Januar. Zu Tiſch verſammelte ſich mein ganzes Haus wieder; Marizchen war höchſt ſpaßhaft in der Art, wie es zu eſſen foderte, und ſpeiſte Reisbrei mit: es war heut ganz allerliebſt derb und naiv in ſeinem Weſen, das anmuthigſte Bild kindlicher Geſundheit an Leib und Seele zugleich. Mich von meinen Geliebteſten zu trennen, war mir den Nachmittag recht eigen ſchwer; — — — mir iſt, als ſeyen mir hier ganz neue Sinne aufgegangen; — — ſo lange noch neue Liebesquellen im Herzen hervorſprudeln können, ſo lange altert es gewiß nicht. Gegen Abend las ich mit Wilhelm im Kolumbus. Dann kamen Schneider, Kapßler und Rohovsky, mit denen ich Whiſt ſpielte, und allen das Geld abgewann.

30. Januar. Schönen Morgenaugenblicken folgte ein ſtiller Arbeitsmorgen, nur durch Gaß unterbrochen. Mittag und Abend in gewohnter lieber Umgebung. Heute iſt das erſte Viertel meiner Gefangenſchaft zurückgelegt. Gottlob, daß ich an Leib und Seele noch eben ſo friſch und freudig und unverzagt bin, als wäre es der erſte Tag! Gott wird auch über das noch übrige hinweghelfen. Dieſen Abend begann ich den Marcus zu leſen.

31. Januar. Heut war der fünfte Jahrestag unſerer Verlobung. Ich erwachte mit dem herrlichen Gefühl, meine gute, liebe Frau nie inniger geliebt zu haben als heut, mit dem vollen Bewußtſeyn, mein Liebe zu ihr komme wie ein edler Labewein nur lauterer und feuriger werden, nie in Dumpfheit und Alltäglichkeit ermatten. Schildert man doch ſonſt die erſte Leidenſchaft für die Jungfrau, für die Braut als die glühendſte, beſeligendſte, und wähnt, Liebe und Theilnahme vereinzeln ſich, wenn ein drittes hinzukomme, und werde lauer und immer lauer. Das können aber nur ſehr engherzige Seelen meinen. Wie Gottes Liebe darum die unendlichſte iſt, weil die Zahl der von ihm geſchaffenen, mit ewig gleicher Liebe umfangenen Weſen unendlich: ſo muß auch des rechten Mannes Liebe wachſen, ſowie ſich ihre Gegenſtände mehren, und die Mutter ihr unmittelbarer Brennpunkt ſeyn. — — Früh ſchon erfreute mich meine Geliebte mit einem friſchduftigen Blumenſtrauß, wofür ich ſie mit einem gleichen überraſchte, den mir meine Schwägerinnen ſchon geſtern mit einer Taſſe, meiner Morgentaſſe möglichſt ähnlich, beſorgt hatten. Eine kurze Stunde wurde wahrhaft gelebt und empfunden. — Morgens kamen Wachler und Gaß; Mittags war unſer kleiner Kreis, ein vierblättriges Kleeblatt, wieder froh beiſammen, Mariechen ward mit Biscuit geätzt, dem erſten den ſie hier empfangen hat. — Mitunter erfreuen uns helle Sonnenblicke. Den Abend verlebte ich mit meiner Frau und Wilhelm; den Mittag hatten wir Kapßlers edeln Ungar getrunken, den Abend tranken wir Stettiner Bier, Wilhelm ließ ſich alles beſonders wohl gefallen. Dieſe letzten Stunden des Tages eilten unter heitern Rückblicken in die Vergangenheit vorüber. So viel Gutes ich auch dankbar in den frühern Jahren anerkannt, ſo vereinte doch uns beide die ſelige Gewißheit, nie zuvor in gleicher Liebe ſo voll glücklich geweſen zu ſeyn wie jetzt, und ſo ſoll uns dieſer Tag immer, wenn Gott will, noch recht oft wiederfinden.

1. Februar. Die dicken Nebel, die ſeit Sonntag alles umlagern und geſtern Mittag nur auf Augenblicke zerriſſen, waren heut ſchon früh am Morgen

gewichen, und ließen wieder weite Blicke in die schöne Winterlandschaft frei. Ich freuete mich ihrer früh und Mittags mit meiner Frau. Mariechen sah ich heut zum erstenmal ganz frei aufrecht sitzen. Wilhelm brachte ich die Längen- und Breitengrade ziemlich leicht bei. An Besuch war kein Mangel, Wachler, Lichtenstädt, Gaß, Hennicke, Bartels, Kayßler und Schneider.

9. Februar. Der heiterste und freundlichste Morgen, den ich hier noch erlebt habe, verfloß in gleicher innerer Stimmung, seine ersten Stunden mit meiner Frau, der übrige Theil unter gedeihender Arbeit ohne Unterbrechung. Es war heut Lichtmesse, darum keine Vorlesungen, und gewiß alle liebe Freunde zu Hause eben so emsig wie ich. Zu Mittag Frau und Kinder hier. Mariechen hatte vielen Schnupfen, und sah recht matt aus den sonst so hellen Augen. Desto rührender und lieblicher war des Kindes unendlich liebenswürdige Freundlichkeit und das fromme Lächeln auf dem kleinen blassen Engelgesicht. Auch den Nachmittag ward viel gearbeitet, bei offenen Fenstern, zu denen die erfrischende Luft hereinströmte und mich stärkend wie auf Bergeshöhen umfloß. Dann kam Mönnich, mit dem ein Stündchen am Fenster verplaudert ward, während der Blick sich im Freien weidete, später Kayßler.

8. Februar. Morgens und Mittags unser gewohnter Kreis wieder traulich geschlossen. Den Abend Plato und ein Brief aus Berlin, der den Abgang nach Halle nun bestätigte und Jumpt als meinen Nachfolger nannte. Meine Frau ging mit Schneider um 10 zu Hause; Kayßler und Kobovsky blieben unter lebhaftem Gespräch und bei feurigem weißen Portwein bis nach 12.

4. Februar. Sonntag. Mit viel Kopfweh, Nachwehen vom gestrigen Abend und Portwein, wachte ich auf. Bald war meine liebe Frau bei mir und ließ mich bald der kleinen Unbehaglichkeit vergessen. Meine Herstellung vollendete die wunderschöne Morgenluft, die so mild war, daß ich von 10 bis gegen 1 Uhr bei offnen Fenstern arbeiten konnte. Wie labt es doch, vom Buche sogleich in das große, weitaufgeschlagne Buch der Natur schauen zu können! Keine Unterbrechung; nur kurzer Besuch des redlichen Mönnich. Meine Frau und Mariechen blieben auch den Nachmittag bei mir. Wilhelm ging zu Gaßens. Zu Abend kam Wachler mit beiden Schwägerinnen und Ludwig. Die Sonntage behalten doch auch im Gefängniß ihren Vorzug vor allen andern Tagen der Woche; man gönnt sich mehr Muße und freut sich ruhiger des freundlichen Zusammenseyns.

5. Februar. Mariechen konnte heute nicht zu mir gebracht werden, weil das Wetter unter allem möglichen Ungestüm, Schneegestöber und Sturm wechselte. Dabei gingen manche überraschende Schlaglichter über die Gegend, die ich überschaue, und hoben bald diesen, bald jenen Punkt malerisch hervor. Besonders hoben sich die Trebnitzer Berge, deren schwarze Fichtenwaldung gegen große Schneeflächen grell abstach. Morgenbesuche von Unterholzner, Wellauer, mit dem eine gemeinsame Ausgabe des Stephanus von Byzanz besprochen ward, und Schneider, Nachmittags von Mönnich, Kayßler, Harnisch. Abends fleißiges Lesen im Lukas. — Draußen stürmt es gewaltig; ich aber gehe mit besonderer Heiterkeit zu Bett, da ich morgen die dritte Woche meiner Einsamkeit vollende.

6. Februar. Voller weißer Winter hat sich zum erstenmal über die breite Ebne hingelagert und die Sonne scheint hell darauf. — Früh nur ein kurzer Besuch von Wachler. Die Tage werden einfacher und ungestörter, man genießt sich selbst und seine Lieben und Freunde reiner, ruhiger, alles gewinnt Ordnung und Regel, ohne die nichts Gutes auf Erden, und genügt sich auch im Arbeiten mehr. Gegen Abend längere und heut, ich weiß nicht wie, für mich etwas ermattende Besuche. Ich bleibe für den Rest des Tages abgespannt, nur seine letzten Stun-

den mit meiner lieben Seele kommen mir noch voll zu Gute; ich leſe ihr Herders handſchriftlichen Aufſatz über den Einfluß der ſchönen auf die höhern Wiſſenſchaften vor; er ſpricht uns beide lebhaft an, und ſeine Herausgabe wird beſchloſſen. So ſchließt die dritte Woche.

7. Februar. Nachmittags Bartels, der nicht begreifen kann, daß meine Knöchel noch nicht ſchwellen, und die unnatürliche Einſperrung mir auch ſonſt nicht ſchadet. — Manuſcript des Georgias zu ſchreiben begonnen. Zu Abend ſollten Köppens vertraute Briefe über Bücher und Welt geleſen werden, aber es ward nichts daraus. Wir hatten uns ſelbſt zu viel zu ſagen.

8. Februar. Schöner, lichter Wintermorgen, heiter mit meiner Frau genoſſen, manches Geſpräch über Halle. Dann Beſuche von Wachler, Gaß, Schulz. Mit dem letztern ward eine halbe Stunde auf dem langen Corridor auf und ab gewandelt, und über Auslegung des neuen Teſtaments geſprochen, beſonders über das Pauliniſche mit Zungen reden. Schulz erſcheint mir immer mehr als wahrhaft berufener und erkohrener Forſcher auf dieſem Gebiet, vor deſſen reinem Sinn und redlich ernſtem Fleiß ſich das Rechte von ſelbſt enthüllt, ſo daß er unfehlbar die Wahrheit findet. Mittags Verein des ganzen Hauſes. Nachmittags ward gearbeitet, bis Beſuche von Rehovsky, Karſten, Schaub der Geſchäftigkeit ein Ende machten. Abends las ich meiner Frau aus Köppens Briefen den über Beetſchneider vor, in dem wir aber wenig Ausbeute für uns fanden.

9. Februar. Ein Morgen heiter und geſellig wie der geſtrige, an dem viel Briefe geſchrieben wurden; kurze Unterbrechungen durch Wachler, Gaß und Mönnich. Nach dem gemeinſchaftlichen Mittagseſſen ging meine Frau mit den beiden Kindern im herrlichen Sonnenſchein auf der Oderbrücke ſpazieren, wobei ich ſie mit meinen Blicken begleitete, und es an erwiederten Signalen mit dem Schnupftuch nicht fehlen ließ. Die Abenddämmerung war ſehr maleriſch; ſie erinnerte mich auf eine eigne Art an einen Abend in Baſel, da ich vom St. Jacobsberge zurückkommend die Stadt in ganz ähnlichem Lichte unter mir ſah. Zu Abend ward Köppens Brief über Johann Knox geleſen; wir finden ſie alle ſehr froſtig. Cölln hat mich heut auf den Einfall gebracht, die Stunden zu zählen bis zu meiner Heimkehr, deren finden ſich dann bis zum 13. März um dieſe Zeit noch ganzer 744!

10. Februar. Der heiter begonnene Morgen ward durch eine ganze Reihe kürzerer Beſuche ziemlich zerſtückelt. Ein heitrer Mittag, ein ungeſtörter, ſonnenheller Nachmittag folgte. Abends las ich noch einiges aus dem geſtern beendeten Lukas wieder. Dieſer Evangeliſt zieht mich ganz beſonders an; welche Tiefe und welcher Adel in ſeiner Erzählung! Erſt in ſpäteren Jahren dem Chriſtenthum gewonnen, ſcheint er es mit den geſammelten Kräften eines ganzen Lebens erfaßt, und früher gewonnene vielſeitigere Bildung darauf übertragen zu haben, dafür zeugt ſchon ſeine Sprache; aber gewiß verdankt er ihnen mehr und Bedeutenderes, als dieſe allein.

11. Februar. Sonntag. Heute weckte mich zum erſtenmal um ſechs der Orgelklang aus der Jeſuitenkirche; bald darauf kam Johann Kleinod einzuheizen, und ich ſäumte nun auch nicht länger aufzuſtehn; ein köſtlicher, wunderreiner Morgen erwachte draußen. Gegen Mittag kommt Mönnich; weitläuftige Verhandlungen über Herodot und die Pelasger. Nach Tiſch geleiten meine Augen Frau und Kinder über die Brücke nach dem Wäldchen zu. Den Abend iſt Wachler mit meiner Schwägerin und Ernſt bei uns, Harniſch kommt dazu. Ich entblöde mich nicht, meine liebe Frau bis an die Treppe zu geleiten. Sie will mich zwar etwas Evamäßig eine Treppe mit hinunter haben; aber ich bin ſtandhaft und bleibe oben.

12. Februar. Ruhiger Morgen, schöner sonniger Vormittag bei theilweis offnem Fenster; geselliger Mittag, wie gewöhnlich, arbeitsamer Nachmittag; gegen Abend kommt Kayßler auf einige Stunden: Gespräche über Gemüthskrankheiten und Wahnsinn. Ergebniß, der Wahnsinn sey für den, in welchem nun einmal etwas Unsittliches über das Sittliche gesiegt hat, die höchste Wohlthat des Himmels, indem er dadurch der Reihe sittlicher Naturen entnommen, an fernerer Entwürdigung seines Wesens gehindert, und für ein neues vereinigendes und versöhnendes Leben wie in sichrem Verschluß aufbewahrt werde. — Abends fangen wir Köppens Brief über Jacobi an.

13. Februar. Heute ist die erste Hälfte meiner Gefängnißzeit abgelaufen, schneller, leichter, heitrer, mit weniger Entbehrung der edelsten Lebensgüter und mit weniger störendem Einfluß auf Gesundheit und Geistesfrische, als ich je hätte erwarten können. Möge nur die übrige zweite Hälfte der ersten hinter mir liegenden ganz gleich seyn; mehr kann ich gar nicht wünschen; sollte sie mir auch etwas länger bedünken, das wird sich schon ertragen lassen. Beim Frühstück mit meiner Frau ward mancher hoffnungsreiche Blick in die Zukunft gewagt. Nachher kam Wachler, dann Rohovsky; dieser wollte mich heute zu einem Spaziergange bewegen, wozu ich allerdings ein Recht gehabt haben würde, aber ich wollte nicht, weil ich kein Bedürfniß der Bewegung fühlte und ich mich freue, den Leuten zeigen zu können, wie wenig sie mit Einkerkerungen bei mir ausrichten. Den Mittag und noch einen Theil des Nachmittags waren Frau und Kinder hier; Abends ward der am Sonnabend ausgefallne Plato nachgeholt mit Kayßler, Rohovsky, Schneider; später kam meine Frau, gegen die ich mich in allerlei Reden etwas versündigte, was nicht wieder geschehn soll, mir aber nachher noch viel im Kopfe herumging und, obgleich alles Scherz gewesen war, mich doch etwas über mich selbst verstimmte.

14. Februar. Meine liebe Seele kam heut Morgen so freundlich wie je, und hatte mir alle Ausgelassenheit von gestern Abend vergeben und vergessen. So war alles wieder wie es seyn sollte, und ich auch mit mir selbst ausgesöhnt. Vormittagsbesuche von Wachler, mit dem der dritte Band der Philomathie besprochen wurde, und von Dereser, der sich über mancherlei sehr tüchtig ausließ. Brief aus Ludwigslust mit der Nachricht von Plüskows Tode. — Ich schreibe die Vorrede zum Vorlesungenverzeichniß, in dem ich vielleicht nicht mehr stehn werde. Heitrer Gesprächsabend mit meiner Frau über Kinderzucht, besonders über Mädchenerziehung. Nach 10 kommt Rohovsky noch aus der Philomathie zu mir, mit dem bis über 11 hinaus allerlei Alterthümliches, besonders aber Aristophanes und Voß besprochen wird.

15. Februar. Heut ist meiner geliebten Frau Geburtstag, der sechste den ich mit ihr feiere, mit größerer Freudigkeit und innigerer Liebe, als irgend einen der frühern, und so soll es bleiben, daß wir jedem künftigen glücklicher durch uns selbst und unabhängiger von Welt und Menschen entgegengehn. Gegen acht Uhr kam meine liebe Seele, der ich diese Blätter schon auf den Tisch gelegt hatte, welche sie mit herzlicher Freude hinnahm. Unter freudigem Rückblick auf die Vergangenheit ward verabredet, so viel vom Tage wie möglich gemeinsam zu verleben. Um 9 ging sie wieder, die Kinder anzuziehn und herüberzubringen. Dazwischen Besuch von Unterholzner und Wachler. Dann ließ ich ausfegen und ausstäuben, bepflanzte den runden Tisch mit gestern durch Luischen dazu herbeigeschafften Blumen, einem Rosenstock, einer Hyacinthe, einem Krokus, zwei Reseda, hing eine Bernsteinschnur in den Rosenstock, lehnte ein Glas Kölnisch Wasser daran, legte dieß Tagebuch auf ein Tüchlein wie das vor einigen Monaten vermißte, und er-

wartete ſo meine Seele, die um eilf kam und von den bunten Gaben freundlich empfangen ward. Verſe wollten nicht mehr zu Stande kommen, die das alles in einen Rahmen faſſen ſollten. Daran merke ich, daß ich älter werde. Meine frühere Leichtigkeit im Verſemachen hat mich ganz verlaſſen, weil ich eigentlich nur noch für hochernſte Poeſie Sinn habe. Nun bleiben Frau und Kinder nicht blos Mittags, ſondern auch Nachmittags; Mariechen iſt ganz wunderlieblich in einem weißen Kleide: über die Freundlichkeit dieſes Kindes giebt es nichts lieblicheres mehr auf Erden. Mit ihm wurde ein großer Theil des Nachmittags durchgeſpielt. Zum Thee kommen Luischen, Mariechen, Albrecht, ſpäter Wachler; dazu wird Rohovsky geholt. Mancherlei Geſpräche über England und Neapel; lichtere Blicke in die Zukunft; herzliche Freude über die glückliche Wendung der Dinge in Südamerika. Um 10 geht alles auseinander; nur Rohovsky bleibt bis gegen 12 Uhr: wir ſprechen über die Ausſichten für Schleſiens künftige geiſtige Entwickelung.

16. Februar. Nach ſchlafloſer Nacht, ſchwerer Morgenſchlaf, bis meiner lieben Seele Kommen mich zu rechter Zeit weckt. Beim Kaffee wird gemeinſames Weiterleſen in der Bibel beſprochen. Nachher kommt Wachler und Wellauer. Frau und Kinder bleiben noch etwas über Mittag hinaus bei mir; dann arbeite ich fleißig, auch Wilhelm macht ſich gehörig zu thun. Auf den Abend war eine Whiſtpartie mit Schneider, Rohovsky und Kayßler. Noch ehe wir zum Spiel kommen, ſpricht Harniſch, dann Hennicke ein, ſpäter Schulz, der auch etwas mitſpielt. Ich mache einen kleinen Schlemm mit Schneider und einen mit Rohovsky, verliere aber im Ganzen alles von dem neulich gewonnenen, ſpiele überhaupt etwas unachtſam. Meine Frau hat Halsweh, was mich ſehr quält, da ich doch wohl ſchuld daran bin: denn nur meinetwegen geht ſie ja täglich zu allen Tageszeiten durch das ſeit geſtern Abend wieder ſehr rauh und ſtürmiſch und trüb gewordene Wetter, und ich kann ihr das nie vergelten; wenn nur Morgen erſt da und alles wieder beſſer iſt! —

17. Februar. Der Morgen kam und brachte mir meine Frau ſo gut wie geneſen. Das war ein guter Tagesanfang und brachte dann auch einen ſchönen Studiermorgen, den bloß ein kurzes Einſprechen von Wachler unterbrach. Der Mittag ſo freundlich und geſellig wie immer. Nach Tiſch blieb Wilhelm allein bei mir, und war beſonders thätig. Gegen die Dämmerung legten wir uns ins offne Fenſter und freuten uns des heller werdenden Himmels und des ſchönen Abendlichts. Den Abend war Plato. Nach beendeter Leſung lebhaftes Geſpräch, das gerade dießmal allerlei ſonderbare Richtungen nahm. Beſonders kam die Rede auf die Männer, die unter dem Pantoffel ihrer Frauen ſtänden, und Abends nicht allein zu ihren Freunden gehn dürften; ich war von Frau Kayßler wegen meines Werthaltens gegen meine Frau belobt, und mußte nun bei den Männern dafür büßen. Nachher erzählte ich meinen abenteuerlichen Traum von den in Horniſſe verwandelten Stolbergen und hörte dagegen manches andere Komiſche. Bis gegen 11 blieben wir beiſammen.

18. Februar. Obgleich der geſtern aufgehellte Himmel ſich wieder merklich getrübt hatte, ſtand ich doch bei guter Zeit auf und hatte ſchon eine Weile gearbeitet, als meine liebe Seele zum Frühſtück herüber kam. Wilhelm ſpielte den ganzen Morgen bei mir; ſonſt ließ ſich Niemand blicken, als das freundliche Minchen, das uns Butterbrot brachte. Zu Mittag meine Lieben vollzählig. Mariechens kleiner Stuhl ward zu mir herüber geholt, in welchem ſie ſeit meinem Fernſeyn von Hauſe ſitzen gelernt hatte, und worin ſich das runde, ſo freundliche und ſo bedeutende Blicke um ſich werfende Kind wunderartig ausnahm. Eine

Weile war es bei Rohovsky geweſen, und hatte ſich dort an den vielen Kindern gefreut, wovon ich freilich nicht Zeuge ſein konnte. Dann kam der ehrliche Keil, und verplauderte ein Stückchen über Muſik und allerlei anders. Zum Abend Wachler mit Luischen und Minchen; er war ſehr abgeſpannt, und wollte kein Geſpräch in rechten Gang und Fluß kommen, was etwas Peinigendes iſt. — Meine Frau blieb noch, als ſie gingen. Wir laſen die drei erſten Capitel des Evangelium Johannes, in dem ſich wieder eine ganz neue wunder- und geheimnißvolle Welt aufzuthun beginnt.

19. Februar. Stürmiſcher ſchneeiger Wintermorgen, durch den ſich aber meine Frau nicht hindern läßt, zum Frühſtück herüberzukommen. Wilhelm beſchäftigt ſich den ganzen Morgen bei mir. Sonſt bleibt alles ruhig, erſt gegen Mittag kommt Cölln und bringt mir Friedr. Schlegels elenden Aufſatz gegen Voß in der Concordia. Nachmittags viele Beſuche, alle voll von der Oeſterreichiſchen Kriegserklärung gegen Neapel; gearbeitet wird leider wenig. Ich bin den Abend durch dieſe unfreiwillige Unthätigkeit etwas abgemattet, und werde des Zuſammenſeyns mit meiner Frau nur halb froh: gegen 10 kommt noch Rohovsky. Ich gehe nach 11 ganz abgemüdet und abgeſpannt zu Bette.

20. Februar. Schöner, heller, kalter Morgen; meine Frau entdeckt, daß die Geburtstagsblumen, die ſeitdem meine Fenſter zieren, etwas von Froſt gelitten haben, doch ſcheint keine ausgehn zu wollen. Nach einer ſehr kurzen Morgenſtunde bin ich den Vormittag allein, nur daß Wachler ein wenig bei mir einſpricht. Deſto leichter und ruhiger fließt die Arbeit. Den Nachmittag kommt Harniſch, wohlgemuth, treuherzig, erheiternd wie gewöhnlich; ſpäter Kayßler, um mich für den Mittag des 14. März in Beſchlag zu nehmen. Creuzer ſchickt mir ſeinen Proklus. Den Abend bleibt auch Wilhelm bei mir zum Eſſen; des alten Vaters Voß 71. Geburtstag wird mit Glühwein und Kräpfel gefeiert, und ſeiner und aller ihm ähnlichen Männer Geſundheit in Würzburger danach getrunken. Dann leſen wir im Johannes, Cap. 4—6. Wir glauben in den drei andern Evangeliſten mehr Chriſtus unmittelbar eigne Worte, bei Johannes ſchon eine Uebertragung derſelben in eine abſtractere Sprache zu finden. Ende der fünften Woche.

21. Februar. Ein rechter weißer ſtürmiſcher Wintertag, der indeß meine Frau von ihrem Morgenbeſuch nicht abhält. Auch Wachler und Schneider laſſen ſich den Vormittag mit ſchrecklichen Revolutionsnachrichten aus Frankreich blicken. Nach Tiſch bleibt meine Frau mit den Kindern länger als gewöhnlich, bis gegen fünf, und geräth ſo mit meinem guten Mäuschen recht in das wüſteſte Schneegeſtöber hinein. Zum Abend kommt meine liebe Frau wieder durch alles Ungeſtüm: der Wind heult draußen gräulich, aber im Zimmerchen iſt es traulich und heimlich. Wir ſitzen froh beiſammen und leſen wieder 3 Capitel aus Johannes. Jetzt ſchlafen hoffentlich meine Geliebten ſchon recht ſanft, während der Sturm von der Oder immer hohler heraufheult, und ich ausrechne, daß nur noch 480 Stunden ſind, bis keine Mauern und Straßen mehr uns ſcheiden.

22. Februar. Heut Morgen lag tiefer Schnee: ſo gründlich winterlich hatte ich meine Ausſicht noch nicht gehabt. Auch der linke Oderarm, der ſchon frei von Eis war, fängt an wieder zuzufrieren bei der Land- und Sand-Zunge. Kurzer Einblick von Wachler, der ſich heut beſonders an Mariechen gefreut hatte; behaglicher Arbeitsmorgen. Zu Mittag fehlte mein Mäuschen, das ſchlief und erſt gegen 2 Uhr gebracht ward, aber ſehr liebenswürdig war. Beſonders hat es ſich ſeit einigen Tagen auf die drolligſten und allerliebſten freundlichen Geſichtchen gelegt, die ein ſo kleines Weſen nur zu Stande bringen kann. In dieſer kindlichen Freundlichkeit ohne Abſicht und Bewußtſeyn, aus einem noch ganz ſeelig in

ſich ſelbſt träumenden, ſchwebenden, ſchwimmenden Herzen ans Licht ſteigend, iſt etwas wahrhaft engelgleiches, göttliches, womit keine andere Liebenswürdigkeit verglichen werden kann. Frau und Kinder blieben bis zum Dunkelwerden um mich; auch Karßler kam dazu. Dann ein Brief von Vogel, die Beendung des erſten Bandes meines Griechiſchen Wörterbuchs zu meiner Freude meldend. Daß die Tage länger werden, zeigte ſich heute auf eine recht freundliche Weiſe. Die Abendſonne rückte heut zum erſtenmal ſo weit um das Univerſitätsgebäude herum, daß ihre Scheidestrahlen in mein Fenſter fielen.

22. Februar. Sehr kalter, froſtiger Morgen. — — — Schöner ruhiger Arbeitsmorgen, nur während ich fegen laſſe, durch einen kleinen Spaziergang mit Rohovsky auf dem Corridor unterbrochen. Er zeigt mir die draußen angebrachten Thermometer, worauf wir ein Glas Quaſſia trinken. Mittags ſieht Mariechen beſonders rund und wohl aus. Zu Abend hatten wir uns Karßlers gebeten, aber eine frühere Einladung zu Gaſſens hinderte ſie zu uns zu kommen. Statt deſſen ſah ich Wachlern auf ein Viertelſtündchen, und ſpäter kamen Schaub und Hennicke zu einem Glaſe Wein. Letzterer hatte Luthers köſtliches Sendſchreiben über die Schleicher und Winkelprediger bei ſich, das er nun herausgeben will, und aus dem er uns die kräftigſten Stellen vorlas. Zu Abend kam meine Frau wieder; wir ließen uns Kaſtanien und eine halbe Ananas wohl ſchmecken. Kleiner Beſuch von Rohovsky. Die Ananas übte eine eigne narkotiſch berauſchende Kraft über uns; doch laſen wir noch einige Abſchnitte aus Johannes.

24. Februar. Früher Beginn der Arbeit, geſelliges Frühſtück voll Heiterkeit, dann weiter gearbeitet. Unterholzner brachte die Nachricht, daß meine Vorleſungen bis zu wieder erlangter Freiheit ausgeſetzt bleiben würden. Ich bin zufrieden, meiner Zuhörer wegen gethan zu haben, was an mir war, und werde nur deſto fleißiger für mich ſeyn. Schon um 11 kommt meine Frau mit Mariechen und macht mir den Vormittag ganz beſonders heimiſch, ſpäter Wilhelm von Gaſſens heimkehrend. Abends Plato. Karßler körperlich unwohl, Schneider bei etwas wunderlichem, trocknem Humor, Rohovsky wie gewöhnlich, aber etwas ſtill, meine gute Frau nicht recht friſch auf. Darüber kam kein rechtes Geſpräch auf, und kam eins auf, ſo ward es faſt zu heftig. Doch machte ſich's, je ſpäter es ward; beſonders disputirten Karßler und Schneider gut miteinander, und erſt nach 11 gingen die Freunde vergnügt von hinnen.

25. Februar. Sonntag. Kaum war ich aus den Federn, ſo war auch meine liebe Frau ſchon da, um zum Andenken dieſer Wochen eine Zeichnung meines Stübchens zu beginnen. Leider hatte ich aber vergeſſen, geſtern Abend die Blumentöpfe hereinzuſetzen, und ſo ſchienen denn unſre lieben Roſenſtöcke ſehr gelitten zu haben vom Froſt der letzten Nacht. Das ging uns beiden mehr zu Herzen, als wir uns merken laſſen wollten. Indeß nach einem Schneebad erholten ſie ſich, und hoffentlich hat es ihnen nichts geſchadet. Ich will aber hinfort auf das zarte Blumenleben achtſamer ſeyn, das ſoviel rührender iſt, als jedes thieriſche, weil es keine Zunge hat, um Hülfe zu flehn, oder ſeinen Schmerz zu klagen. Der ſtille Sonntag-Morgen gehörte ganz mir; etwas früher als gewöhnlich kamen Frau und Kinder: Mariechen wird mit jedem Tage lieblicher. Ich thue mir was darauf zu Gute, die Anmuth dieſes Kindes faſt von ſeiner Geburt an gefühlt und behauptet zu haben. Den Nachmittag ſpiele ich viel mit Mariechen, und habe größere Freude als je an dem kleinen Dinge. Zu ſo behaglichem Vollgenuß des Lebens kann doch kein Kind gelangen, dem nicht volle Liebe der Eltern ſein Daſeyn gab. Heute kann ich wieder in die ſinkende Sonne ſchauen und mich an ihren letzten und doch noch wärmenden Strahlen laben. Ich fühle

es, was einem hinter Gefangenen ein einziger Sonnenblick seyn muß. Abendbesuch von Harnisch. Zum Butterbrot Wachter mit Luischen und Minchen, Ludwig und Ernst. Wachter war wohlgelaunt, und der Abend ging vergnügt vorüber. Nach dem Mittagsessen hatte ich meine Frau aus Regis ungedruckter Reisebeschreibung in die Schweiz vorzulesen angefangen: wir kamen bis Hof. Von freier Luft habe ich lange nichts rechts genossen, außer heut ein Paar Abendsonnenstrahlen. Es ist kälter und eisiger draußen, als es diesen ganzen Winter gewesen. Da macht man sichs drinnen, so behaglich man kann, räuchert und sprengt Kölnisch Wasser an den zischenden Ofen.

26. Februar. Sehr freundlicher Morgen, ihm entsprechend das Gespräch rasch und wechselnd, doch kam es zuletzt immer auf uns selbst und unsre Liebe zurück. — Den übrigen Theil des Vormittags bin ich ganz allein und arbeite tüchtig. Noch ein Weilchen vor Mittag sind Frau und Kinder wieder da. Mariechen wird immer artiger und interessanter. Besonders entwickelt sich etwas zärtlich Anschmiegendes in dem kleinen Mäuschen, das doch alle ander irdische Lieblichkeit übertrifft. Nach Tisch Regis bis Nürnberg gelesen. Nach 4 Besuch von Schulz und Bartels, die sehr lustig sind, und lauter Späße machen. Beim Weggehn greift Bartels mir noch an die Knöchel, findet aber alles in guter Ordnung; dann kommt Schneider, dann Rohovsky. Zum Abend hatten wir uns Kayßlers auf einen Hasen geladen. Das Gespräch berührt Mancherlei. Später setzt Kayßler mir sehr zu, meine Versetzung von hier nicht zu wünschen oder gar selbst zu betreiben. Aber die Gründe sind nicht gründlich, und sprechen eigentlich nur die Wünsche des treuen Freundes aus, der mich nicht gerne missen will. Um 11 Uhr gehn wir auseinander.

27. Februar. Kalter Frostmorgen, der mich aber nicht anficht, da er meine gute Seele nicht am Kommen hindert: an der Stube wird weiter gezeichnet. Wachter spricht vor. Sonst habe ich den Morgen für mich; mehrere Briefe werden nach Berlin, Ludwigslust und an Rauchenstein geschrieben. Mittags in gewohnter Ordnung. Mariechen macht Butzköpfchen und ist sehr lustig. Der Nachmittag gehört mir ganz allein. Ich vollende den ersten Buchstaben im zweiten Bande des Wörterbuchs. Darauf lege ich mich mit großer Selbstzufriedenheit ins geöffnete Fenster: die Sonne ist eben herunter, der Abendhimmel mit warmen Tinten gefärbt, roth durch grau anmuthig in das reinste Himmelblau verschmelzend; die Luft ist dabei streng kalt, aber ich sauge sie mit rechter Wonne in die warme Brust. Ich schenke mir ein Glas weißen Portwein ein, und trinke es der ganzen Welt zu, die man doch wahrlich im Gefängniß nicht minder lieb hat, als in Freiheit. Indem ich trinke, gehn zwei mir nicht bekannte Studenten vorbei, und heraufblickend und mützabziehend nehmen sie als Repräsentanten meiner Welt meinen heitern Lebensgenuß in Empfang. Dann gehe ich mit Rohovsky ein Weilchen auf dem Corridor hin und her, während schöne Musik aus der Jesuitenkirche heraufströmt. Den Abend mit meiner Frau und Wilhelm; Regis wird über Ulm hinaus begleitet: das Buch haucht mir frische Reiselust in die Seele. Die Anfangsstelle aus Johannes Müllers Schweizergeschichte wird ein Paarmal gelesen. Zum Schluß ein Capitel aus Johannes. Mich befällt beim Lesen ein gewaltiger Schnupfen; ich lasse mich aber das nichts anfechten. Heute bin ich in das letzte Viertel meiner Gefangenschaft eingeschritten. Auch so geht mir die Zeit unglaublich schnell vorüber.

28. Februar. Beim Aufstehn fand ich alle Fensterscheiben so dicht überfroren, daß ich nirgends durchsehn und erst nach vielem Behauchen zu einer Ahndung von dem hellen blauen Frosthimmel draußen gelangen konnte. Vor einigen

Wochen konnte ich halbe Vormittage bei offenen Fenstern arbeiten, und nun ist es so Sibirisch geworden. Als meine Frau gekommen war, arbeiteten wir uns Durchsichten in die Eishülle: alles war da draußen schon und scharf beglänzt. Die Oder gewährte ein eigenthümliches Schauspiel: sie wälzte sich langsam und ruhig hin, während unzählige kleine Dampfwolken auf ihrer Fläche sich emporkräuselten. Zum Zeichnen kam es heute nicht; wir freuten uns, daß der 13. März nicht mehr so gar sehr ferne sey. Mein Arbeiten wird durch Besuche von Wachler, dann von Keil abgewechselt. Mittag wie immer; auch Mariechen sehr ergötzlich. Heute schien es zu wissen, wer gemeint sey, wenn sie nach dem Vater gefragt ward; auch was Ei ei machen heiße, schien es zu verstehn, kratzte aber tüchtig dabei. Nachmittags Arbeit; Besuch von Rohovsky; König hilft mir bei der Correctur des Lections-Katalogs. Bei einer widrigen medicinischen Stelle in den Göttinger Gel. Anzeigen wird mir ganz schwach. Meiner Frau Kommen und das Abendbrot stellt mich bald wieder her. Wir ziehn mit Regis um den Bodensee und zum Rheinfall, und fühlen rechte Reisesehnsucht. Dann zwei Capitel aus Johannes.

8. März. Sauer Morgen. — — Aus dem Zeichnen wird aber wieder nichts, viel zu viel zu sprechen ist. Dann arbeite ich emsig; nur ein Besuch von Wachler kommt dazwischen: er erzählt mir, die Philomathische Gesellschaft wolle mich am 14. März mit einem Gardinal bewillkommnen. Ich kann gegen Mittag ein Stündchen lang die Fenster offen haben. Freie Luft ist doch dem Wehe der Freiheit zunächst verwandt: sie in vollen Zügen athmen zu können, Vorschmack seeliger Entkörperung. Nach dem gesellig verlebten Mittag kommt Cölln mit Grüßen von seiner Braut. Dann gearbeitet; erste Unterbrechung durch einen Brief von Ludwigslust, dann andre, nicht minder angenehme durch Kayßler, Harnisch, Rohovsky. Harnisch überrascht mich durch den Wunsch, in unsre Platogesellschaft einzutreten. Er hat Verdruß mit einigen Seminaristen, Kayßler mit seinem Presbyterium. Säßen die Freunde, wo ich sitze, sie wären allen diesen irdischen Dingen entnommen. Den Abend ziehn wir mit Regis durch Zürich und Zug über den Rigi bis an den Vierwaldstädter See. Was ich allein und einsam genoß, nur ein stilles, verhülltes Bild in der Seele, mit der lebenden Geliebten und den Kindern noch einmal zu genießen, wäre schön, wenn es nicht zu schön ist!

9. März. Züchtiger Frostmorgen; ich freue mich mit meiner lieben Frau an den schönen Eisblumen am Fenster. Dann wird etwas gezeichnet. Munter Vormittag, Wachler, Rohovsky, Wellauer, Mönnich, zuletzt Kayßler, der heut den 15. Jahrestag seiner Hochzeit feiert und mich gern den Abend bei sich gehabt hätte. Mittags ist Mariechen ein klein wenig zum Weinen aufgelegt. Außerordentlich stiller Nachmittag: ich bleibe ganz mir selbst, und bin recht fleißig. Abends lesen wir im Regis weiter, Zürich, der Rigi, der Gotthard, bis zur Ankunft auf der Grimsel. Ich bin etwas angegriffen und gehe bald mit einem kleinen Fiebergefröstel zu Bette.

10. März. Gestärkt und erfrischt stehe ich wieder auf und genieße des morgendlichen Zusammenseyns mit meiner Geliebtesten in ungetrübter Heiterkeit. Wachler spricht den Vormittag ein: er ist jetzt wieder frisch und regsam wie je. Kleiner Spaziergang auf dem Corridor. Nach Tisch kommt Bartels auf ein Weilchen, um zu sehn, ob alles noch mit mir in guter Ordnung ist, und er findet es so; dann langen die Exemplare meines Wörterbuchs aus Leipzig an. Abends ist Plato; bedeutende Schwierigkeiten werden überwunden: das macht uns besonders vergnügt. Die Freunde gehn erst gegen halb 12.

4. März. Sonntag. Dumpfes Erwachen, bösartiges Kopfweh beim Aufstehn; weder das gewohnte Hauptwaschen will helfen, noch einige Züge der schneekalten Morgenluft, und das Arbeiten will gar nicht gehn. Ich ruhe auf dem Sopha, bis meine Frau kommt und Liebe und Leben in den Tag bringt. Sie hegt und pflegt mein mattes Haupt treulich, und es beginnt besser zu werden. Viele Scherze mit Wilhelm, der ein Exemplar des Lexikon zu Weber tragen soll. Den Morgen besucht mich Wissowa, sonst wieder gearbeitet. Bald nach 12 sind Frau und Kinder da; Mariechen wieder ganz allerliebst. Nach Tisch wird Regis Handschrift hervorgeholt: wir ziehn mit ihm durch das Haslithal, Grindelwald, Lauterbrunnen bis an den Genfer See. Die Schweiz bleibt das Ziel unsrer Reisewünsche. Dann arbeite ich weiter, und hole mir manchen frischen Kuß von meiner lieben Seele, trage auch mein kleines Mäuschen zuweilen, das gegen Abend ungewöhnlich schläfrig und fieberhaft heiß wird. Um sieben kommt Wachler mit Luischen und dem lieben Minchen. Mariechen wird hinüber gebracht, aber meine Frau kommt zu unserer Freude und Beruhigung wieder. Das Kind schläft ruhig. Wachler ist heut Abend sehr heiter und guter Dinge, das Gespräch lebendig und frisch. Es war ein guter Abend. Unser Mariechen wird Gott schützen, sagte meine Frau beim Gehn; daran will ich mich halten, und damit einschlafen und die letzten Reste des wehen Kopfes verdämmern.

5. März. Schneidender Decembermorgen, 17 Grad Kälte, Würzburger und Portwein zwischen dem Doppelfenster gefroren: mit Mühe hauche ich soviel von einer Fensterscheibe eisfrei, um die Oder in dickem Dampf langsam vorbeiqualmen zu sehn. Sie nimmt sich wie der Styx oder sonst ein Höllenfluß aus. Sorgliche Nachrichten von Mariechen kommen: meine Frau entbehre ich beim Frühstück, das an ihrer Statt Wilhelm mit mir theilt, der den Tag über hier bleibt. Die äußerlichen Lebensnothwendigkeiten, die ich sonst wohl mit Behagen zum Genuß veredle, nehme ich gleich auf die nachlässigste Weise, wenn der innersten Seele die Heiterkeit fehlt. Der Kaffee wird ohne Zucker heruntergestürzt, um bald damit fertig zu seyn. Dann arbeite ich den Morgen unter wachsenden Zahnschmerzen nur durch wenig beruhigende Nachrichten über Mariechen unterbrochen. Zu Mittag kommt meine gute Seele zwar herüber, aber mit ihren Gedanken ist sie bei dem Kinde, und ich bin es auch. Sie geht bald wieder hinüber und scheidet für heut von mir. Ich werfe mich so tief ich kann in die Bücher, obgleich der Zahnschmerz es mir schwer macht; die erste Erheiterung und Beruhigung bringt um 4 Uhr Varrentrapp, der mir jede Besorgniß untersagt, dann Wachler, der zwei Stunden bleibt; so lange gelingt es mir, meine Schmerzen, unter mannigfach wechselnden, anziehenden Gesprächen, besonders über das Evangelium Johannes und über Freimund Reimar, zu vergessen. Noch später besucht mich Karkler, endlich Rohevsky; das spannt mich aber so ab, daß ich, als sie gegangen sind, Wilhelm nichts mehr vorlesen kann; auch das Abendessen will nicht gehn: jeder Biß bringt neue Schmerzen; desto behaglicher schmaust Wilhelm drauf los. Er geht gegen neun auch zur Mutter, und ich gehe nun — gegen eins — nach mühsamen Lesen auch ermattet zu Bette und freue mich, daß der Tag endet, und sehe dem morgenden hoffnungsvoll entgegen. Möge er Besseres bringen.

6. März. Böses Erwachen unter heftiger Migräne, die mich ungewöhnlich lange, über eine Stunde quält. Die Kälte ist wie gestern. Die erste Botschaft von Mariechen wenig besser als gestern morgen, schlimmer als gestern Abend, ich sehe schon, daß ich meine gute Frau bitten lassen muß, nur diesen ganzen Tag nicht zu mir zu kommen, und sich dem Kinde zu Liebe vor aller freien Luft zu bewahren. Wilhelm bleibt vom Frühstück an, und macht nur den

Zwischenbotin. Das Zahnweh hat sich in den Stirnknochen gezogen, und ist da auch nicht angenehm; ich arbeite indeß, was ich kann und vermag. Unterholzner, dann Wachler kommen dazwischen. Es ist sonderbar, wie die Arbeit schafft, wenn man sich recht gewaltsam gegen die Außenwelt zusammennehmen muß. Trauriger Mittag, an dem bloß Wilhelms Eßlust gut ist; ich speise mechanisch drauf los, ohne zu wissen, ob ich hungrig oder satt bin; doch sehe ich nicht ohne Hoffnung dem Nachmittag entgegen. Und diese Hoffnung täuscht mich nicht: die Krankenbesuche, die Bartels, Wachler und Karßler bei mir machen, bringen sehr viel Erheiterung mit; besonders Karßler, der zuletzt drüben gewesen war, hat Mariechen so freundlich verlassen, daß Wilhelm sogleich beschließt, hinüber zu laufen und sich auch anlächeln zu lassen. Mein Kopf wird freier. Später kommt noch Rohovsky und Harnisch. Dann lese ich mit Wilhelm, esse mit ihm und entlasse ihn, nachdem Rosa nochmaligen guten Bericht erstattet hat, zu Hause. Der gestrige und heutige Tag sind schlimme Tage gewesen, an denen ich es recht inne geworden, daß ich Gefangner bin. Aber ich murre nicht: ich danke vielmehr Gott, daß er mir sieben heitre, sorgenlose Gefängnißwochen gegeben hat, und daß doch nun nur noch eine einzige übrig ist, die mir freilich furchtbar lang werden würde, wenn ihre sieben Tage den letzten beiden gleich sein sollten, und ich des Anblicks meiner Geliebtesten entbehren müßte. Seit dem 31. Januar 1816 ist dieß der erste Tage gewesen, den ich mit meiner Frau an Einem Orte verlebe, ohne sie zu sehn. Scheint es doch, als soll mir die Luft, die ich an meinem kleinen Denkstübchen hier gefunden hatte, recht ernstlich auf die letzt verbittert werden. Doch hätte es dessen wahrlich nicht bedurft, um unaussprechliche Sehnsucht nach meiner lieben dunkeln Wohnung wach in mir zu erhalten. Heute darf ich doch hoffen, daß Mutter und Kind ruhn, und ich will das liebe Bild auch in meinen Schlaf mit hinüber zu nehmen suchen.

7. März. Von Hause beruhigende Nachrichten, Mariechen scheint völlig hergestellt. Besuch von Wachler. Zu Mittag kommt sogar meine liebe Frau wieder herüber; doch vermissen wir beide wohl im Stillen das Kind gar sehr. Nachmittags zwei lange Besuche von Cölln und später von Schaub.

8. März. Nun ist auch Wilhelm unwohl, und beim Frühstück bin ich ganz allein. Wachler, Schulz, Schneider kommen; auch Wilhelm wird später noch geschickt. Dagegen fehlt mir zu Mittag meine Frau, an deren Kommen ich leider gar nicht gezweifelt hatte. Auch sie ist nicht recht wohl. Viel Sorgen ziehn durch mich hin und her. Bartels und Karßler sprechen ein. Unordentlicher Abend. Das alles wirkt heftig auf Nerven und Stimmung, und ich fühle mich fieberhaft gespannt. Es ist, als sind alle Lebensfarben erloschen. Die Besuche quälen mich mehr, als sie mich erheitern. Ich weiß mit den Leuten nichts zu sprechen, und was sie zu mir sagen, hat kein Interesse für mich, weil alle meine Sinne und Gedanken gewaltsam nach dem einen Punkt hingezogen sind, sich alle um den einen Gegenstand drehn, und grade davon höre ich für meine Sehnsucht so gar wenig. Hatte die Gefahr, die am Montag und Dienstag über Mariechen zu schweben schien, mir jene zwei Tage zu höchst angst- und sorgenvollen gemacht, so ist der gestrige und heutige desto widerlicher gewesen, weil nicht alle Sorge hinlänglich gehoben war, um volle Beruhigung zu geben, aber die Sorge kleiner und kleinlicher geworden ist. Eine große Angst aber ist besser zu tragen, als ein ganzer Schwarm einzelner unfreundlicher Gefühle. Jene drängt das Gemüth des Menschen zusammen, diese zersplittern und zerstückeln es auf die traurigste Weise. Gegen jene hilft der Glaube, gegen diese nur Abstumpfung, und wer hat die immer gleich zur Hand? — —

9. März. Freundliche Botschaften milderten nach einer größtentheils in unbestimmten Sorgen verwachten Nacht die trübe Stimmung, die von ehegestern an immer in mir zugenommen, und mir besonders den gestrigen Tag zu einem höchst peinlichen gemacht hatte. Wie gern will ich ja die Gegenwart meiner Frau entbehren, wenn ich nur nichts für sie zu fürchten habe. Wilhelm war zeitig wieder hier. Er macht sich in diesen Tagen ganz vortrefflich, und zeigt in steten gleichmäßigen Beschäftigungen die Anlagen, die sich zuweilen unter Bequemlichkeit verstecken, in ihrer ganzen Trefflichkeit. Diese Nacht scheint der Winter gebrochen zu seyn: eine ungemeine Milde weht draußen. Schnee und Eis schwinden mit Macht. Die Oder giebt Manches wechselnde Schauspiel: es scheint, ich werde mit der lieben Mutter Erde zugleich mein Gefängniß verlassen. Morgenbesuche von Wachler, Wellauer, Harnisch und seiner Frau, die trotz ihres Hustens es nicht hat über sich gewinnen können, mich hier unbesucht zu lassen. Gegen Abend Gaß und Rodowsky. Zwar habe ich meine liebe Seele auch heut nicht gesehn, aber zwei geschriebene Blättchen von ihr und alles zusammen haben mich heiter gestimmt. Ich gehe mit rechter innerer Ruhe schlafen, und hoffe sie nun sobald nicht wieder gestört zu sehn. 96 Stunden sind ja keine Ewigkeit!

10. März. Ein besonders heiteres und freundliches Erwachen verheißt mir einen guten und frohen Tag. Labende Wärme wallt mir von außen entgegen, und weckt Frühlingserinnerung und Frühlingssehnsucht. Wilhelm meldet Gutes. Unterholzner besucht mich ohne alle Amtlichkeiten und ist sehr liebenswürdig; vom alten Schneider spricht er bedenklich genug. — Sonst bin ich den Morgen allein. Gegen Mittag lege ich mich mit Wilhelm ins Fenster; wir lassen uns von der lauen Luft umfächeln, sehn dem Treiben der Eisschollen zu, und haben unsre Gespräche darüber. Da legt mir jemand von hinten die Hand leise auf die Schultern, und es ist meine liebe Seele, die heute zu sehn ich noch nicht zu hoffen gewagt hatte: ein erfreuliches Doppelpfand für ihr eignes und Mariechens Wohlseyn, nun war auch der Mittag wieder gut und ganz wie sonst. Abends kommen die Platoniker. Die Republik, deren letztes schönes Capitel mir zufällt, wird glücklich beendet. Es wird beschlossen, nun das Gastmahl zu lesen. Luxusgesetze werden gegeben; viel Scherz dazwischen. Gegen 11 gehn alle vergnügt von hinnen.

11. März. Sonntag. Behagliches Erwachen mit dem zunehmenden Gefühl bald wieder erlangter Freiheit. Ich bringe viel vom Tage am Fenster zu: nie hat mich so verlangt, die warme Frühlingsmorgenluft einzusaugen. Gegen 1 gehe ich auf den Corridor, meine liebe Frau an der Treppe zu empfangen; aber wie süß werde ich überrascht, als mir mein grün verhängtes liebes Mariechen gebracht wird, das vor dem Dienstag zu sehn ich nicht zu hoffen gewagt hatte. Kaum war das grüne Tuch hinweg gehoben, als das süße Kind, das ich acht volle Tage lang nicht gesehn hatte, mich zwar etwas blaß, aber auch so noch zartblühend mit der gewohnten Lieblichkeit anlächelte und mir zu verstehn gab, daß es sich schon über acht Tage hinweg zu schwingen wisse. Das war einmal wieder ein schöner Mittag: alle Sehnsucht konnte ruhn, weil alles Liebende und Geliebte rund um mich her versammelt war. Nach Tisch wird auch Regis wieder hervorgeholt, mit dem wir bis nach Neuchatel pilgern. Ich trage auch mein süßes Mäuschen wieder in Schlaf. Das Kind hat sich in den acht Tagen mit Macht entwickelt, und schlingt immer neue Liebesbanden um mein Herz. Als Frau und Kinder geschieden sind, öffne ich die Fenster wieder, noch einmal mich in der linden Luft zu baden, durch die einige Regenschauer niederrauschen. Männich kommt, dann Hennicke. Dieser bleibt den Abend, der mit ihm und dem leider körperlich wieder

ſehr angefochtnen Wachter angenehm verfließt. — Nach zweimal vier und zwanzig Stunden, und alles iſt wie es war, oder vielmehr viel beſſer und ſchöner als es je geweſen iſt!

12. März. Der ſchöne Morgen ward mir unerwartet noch dadurch verſchönt, daß meine liebe Seele heut wieder mit mir frühſtückte. Dann kamen einige Abſchiedsbeſuche, Wachter, Schneider, Wiſſowa; erſterer unwohl und durch der Mutter zunehmendes Uebelbefinden beunruhigt. — Zu Mittag ward mir auch mein liebes Mäuschen wieder gebracht, das zwar noch etwas blaß, aber nur deſto lieblicher und rührender iſt. Nach Tiſch ſchläft es auf ſeiner Mutter Schooß, und ich leſe im Regis vorwärts bis Baſel. — Beſuch von Bartels; er iſt herzlicher und theilnehmender als je, lobt meinen Puls, läßt die Knöchel gut ſeyn, und giebt Verhaltungsbefehle für die erſten Tage meines Ausgehns. — Später Rohovsky und Kayßler, mit denen bei einem Glaſe Wein die Geſchichte dieſer acht Wochen heiter wieder durchgegangen wird; ein **pereat** dem Stübchen, mit dem ſie ſchließen wollten, verbitte ich ſehr. — Sogar zum Abendbrot ſehe ich meine Geliebte noch; wir trennen uns bald nach 9, gewiß mit Einem Gefühl und Einem Gedanken. So war alſo dieſer letzte Tag noch den allerbeſten hier verlebten gleich.

13. März. Sehnſucht und Unruhe brannten dieſe Nacht in mir, und ließen mich nur eines unterbrochnen Schlafes genießen. Zwiſchen 2 und 3 trieb es mich gar aus dem Bette. Eine himmliſche, ſtille Mondnacht waltete draußen, der Himmel war rein von jedem Gewölk, der Mond ſpiegelte ſich in der ruhig fließenden Oder und warf helle Streifen in mein Zimmer, das wie verklärt war. — Mir ward wehmüthig ums Herz, daß dies liebe Stübchen, in welchem dieſe Zeit hindurch ſo mancher Gedanke, ſo manches Gefühl, ſo manches Wort lebendig geweſen war, nun wieder allein den todten Acten angehören und von keinem liebenden Weſen bewohnt werden ſollte. Mir war, es müſſe ſelbſt darum trauren, wie das Pferd, wenn es ſeinen gewohnten Lenker, das Schwert, wenn es ſeinen vieljährigen Herrn miſſen muß; und ich wußte keinen Troſt für das gute Stübchen, als daß ich es immer ſehr lieb haben und oft an die Stunden zurückdenken werde, deren abgeſchiedne Geiſter künftig darin hauſen werden. Möge es nie etwas Schlechtes in ſeinem Raume ſehn, und möge es jedem künftigen Bewohner ſo wohl darin werden wie mir. — Dieſen Morgen ſollte noch fleißig gearbeitet werden, während ich um mich her aufräumen ließ; aber ich war tiefer im Innern bewegt, als da ich mich vor acht Wochen zum Einzug rüſtete, und ich war oft den Thränen nahe, wenn ich das allmälig öder und öder werdende Stübchen mit dem Verklärungsſchimmer verglich, der dieſe Nacht im ſchweigenden Mondlicht ſo traulich darauf ruhte. — Beſuche von Unterholzner, von Schult, zuletzt noch von Rohovsky mahnten indeß zu innerer Erkräftigung und zum feſten, thränenloſen Blick ins Leben, in das ich beſonnener und ruhiger, aber nicht minder freudig und muthig zurückkehre, als da ich daraus ſchied. — Möge es mir in der Freiheit nie anders zu Muthe ſeyn, als es in der Gefangenſchaft war! Und ſo mit Gott vorwärts!

An seine Frau, 1821.

Lübeck, Dienstag früh halb 7.

Als Du mit unsern Geliebtesten von uns geschieden warst, und ich Schwester J. bald darauf nach ihrer freundlichen, nur von Wohlgerüchen überfüllten Wohnung zurückgeleitet, und auch sie nach einem kurzen Verweilen wieder verlassen hatte, da war ich wie abgelöst von Welt und Leben und einsam in volkreicher Oede. Wie lange hatte ich es voraussehn können, daß dieß Gefühl mit reißender Gewalt über mich hereinbrechen werde, da nicht nur Du und die Kinderchen, sondern auch Eltern und Geschwister mich unwiderstehlich nach Ludwigslust zurückziehn. Hätte ich mich nicht vor mir selbst geschämt, ich hätte das schnellste Fuhrwerk in Schwerin genommen, und wäre Dir nachgeflogen und mit Dir zugleich wieder bei den Unsrigen eingezogen. Ich verdiente es aber auch wohl für mein Hinaustrachten ins Weite, recht schmerzhaft angemahnt zu werden, wie thöricht es sey, Lebensheiterung anders als im innigen Zusammenleben mit denen zu suchen, die uns auf Erden die Theuersten sind. Aber der Beschluß war freilich gleich gefaßt, Deutschlands Grenze, den alten Eiderstrom, auch zur Grenze meiner jetzigen Irrfahrt zu machen, und Kopenhagen für künftige Jahre und längere Muße zu sparen; sehe ich Dich also auch nicht gleich wieder, so doch um 8 Tage früher als nach dem ersten Plan. Ob am Sonnabend, Sonntag oder Montag kann ich aber nicht wohl vorausbestimmen. Ich hoffe, Du wirst mich nicht für weichlich halten, und mich nicht weniger freundlich empfangen, als wenn ich Dir von Dänemark erzählen könnte. — Sowie mir bei meiner Abfahrt ums Herz war, war mir es ganz recht, auf der Post keinen weitern Gesellschafter zu finden, als einen alten dienstfertigen Wagenmeister aus Groß-Giogau gebürtig, der mir mit allen möglichen Aufmerksamkeiten entgegen kam, als er ausgemittelt hatte, ich sey aus Breslau. Eine mecklenbuerger Postkutsche aber ist ein wahrhaftes Ungeheuer, das alle menschlichen Gefühle zusammenschüttelt; ich verhärtete mich denn auch nach Kräften dagegen, und die Hoffnung, acht Tage eher wieder bei Dir zu seyn, stärkte mich auch, so daß ich, als Schwerin meinen Augen entschwunden war, wenigstens so viel Haltung wieder gewann, um das Angenehme, was die Fuhre bot, dankbar und ungetrübt genießen zu können. Zwischen schönen Seen und Holzungen hindurch kamen wir gegen 10 Uhr nach Rhena, wo ich 1½ Stunde schlief. Wie der Tag graute, empfingen uns die prächtigen Lindenalleen, die schon weit vor der Stadt beginnen; bald wird Lübeck selbst sichtbar; seine gewaltigen kegelförmigen Thürme hatte das schönste Morgenlicht geröthet. Dicht vor dem Thore überraschte mich ein schön gelegner, vollständig eingerichteter Turnplatz. Halb sechs war ich da; wohl und ohne Nachgefühl der schlaflosen Nacht, sende ich Dir den ersten Morgengruß. — Stadt und Menschen machen einen guten Eindruck, treuherzige Sprache, hanseatisch freier Anstand, bereite Freundlichkeit, stattliche Gestalten. Die nächste Nacht schlafe ich hier aus; dann gehts zu Fuß weiter nach Eutin, Plön, Kiel. Jetzt

will ich mich zum Ausgehn anschicken, vorläufig die Stadt besehn, einige Leute besuchen und dann diesen Brief schließen.

Um 11.

Lübeck ist nicht groß, aber durchaus stattlich, alte Würde mit neuer Bequemlichkeit auf die ansprechendste Weise verbunden, die Gassen grad und breit, daher findet man sich bald. Ich kam mir dabei, wie gewöhnlich, durch Ersteigung eines der prächtigen Marienthürme (über 450 Fuß) zu Hülfe, und dachte oben an unsre kleine Marie. Da lag auch schon ein großer Theil Holsteins in üppig fruchtbarer Entfaltung unter mir. Im Innern der Kirchen, etwa der Todtentanz und noch ein Paar alte Bilder in St. Maria ausgenommen, findet sich wenig anziehendes; desto schöner ist der Wall mit seinen Aussichten auf die Trave und Wacknitz. — Von Menschen habe ich noch nichts gesehn; bis 12 scheint hier jeder seinen Geschäften nachzugehn. Ich bin noch unschlüssig, ob ich nicht diese Nacht nach Kiel fahre, morgen dort bin, und übermorgen über Plön und Eutin zurückwandre. Den Nachmittag will ich nach Travemünde und in der See baden. — Wahrscheinlich ist dieß mein erster und mein letzter Brief: werde ich von Dir hier noch einen auf der Rückkehr von Kiel erhalten? — Des Tages Hitze — nicht seine Last — habe ich heute auf- und absteigend, auf- und ablaufend merklich gefühlt; aber ich bin wohl und heiter dabei, und das Gefühl, wie Du mit den Kindern mir von Tage zu Tage unentbehrlicher wirst, schmerzt nicht mehr, sondern erquickt und erhebt. — Tausend Grüße an Vater und Mutter, an die Schwestern, an Wilhelm und Mariechen.

Breslau, 24. Januar 1825.

An Frau Hofräthin Voß.

Meine verehrte, mütterliche Freundin, schon vor länger als einem Jahre fühlte ich mich recht innerlich getrieben, mich wieder einmal brieflich Ihrem Kreise zu nahen, als ein Durchflug durch das schöne Eutin und ein heiteres Verweilen dort in Ihrem alten, durch so manche Erinnerung nicht Ihnen allein heiligen Wohnhause mich lebendiger als je zu Ihnen hinüber gezaubert und mich den Geist der Natur, der Wahrheit und der Liebe hatte aufs neue empfinden lassen, der mich vor nun bald neun Jahren bei Ihnen wieder zum Leben stärkte. — Aber sowie ich wieder nach Breslau heimgekehrt war, drang auch die Außenwelt mit allen ihren Ansprüchen und Anmaaßungen so mächtig auf mich ein, daß die besten Gefühle in die Verborgenheit des Herzens zurücktreten mußten, und ich im raschen thätigen Treiben von Einem Jahr zum andern, wenn auch, wie es dem heranreifenden Manne ziemt, vielleicht in meinem Kreise einiges Gute mitfördernd, nie die rechte Sammlung finden konnte, ohne die, in Ihre heitere, mild auf das Lebensgedrusch herabschauende Ruhe einzutreten, ich nicht über mich gewinnen konnte. So schwieg ich denn fort und fort, die rechte Stunde oder eine Zeit erharrend, die mich selbst unter frohern Verhältnissen wieder durch Heidelberg führte, und die unvergeßlichen Tage des Sommers 1814 schöner erneuern ließe. — Unter diesen Erinnerungen und Hoffnungen, die meine treue Lebensgefährtin liebevoll theilte und nährte, fand mich die Botschaft, daß ich in diesen lebensvollen Bildern den Geliebten hinfort vergebens suchen würde, dem ich zumeist all das Wohlwollen und die Freundlichkeit verdanke, womit Sie den unstäten Wanderer damals so innig glücklich machten, und in dem ich, so wie er mir in meiner ersten öffentlichen Wirksamkeit unmittelbar vorangegangen war, mit Freude

ein ſchönes Vorbild für mein weiteres Streben zu erkennen, mich mit der liebevollſten Neigung gewöhnt hatte. Zwar war in den wenigen Worten der Anzeige allen uns Entfernten auch ſofort die rechte Weiſe vorgezeichnet, wie wir des uns Vorangegangenen würdig gedenken ſollten, und der eigne Schmerz war wohl bald in ſeine gebührenden Schranken zurückgewieſen; aber deſto mächtiger durfte ſich nun die Wehmuth regen um das ſchöne, ſeltne Zuſammenleben, in das eine nie wieder zu ergänzende Lücke geriſſen iſt, und um das Unvollendete eines Strebens, von dem wir noch ſo viel Vortreffliches zu erwarten berechtigt waren. Das alles ſchneidet doppelt tief in die Seele, wenn unſerm biedern Sinne dabei ein alltäglich ſich erneuerndes Geſetz der Natur geſtört und verletzt erſcheint. Wohl uns dann, daß uns der erhebende Aufblick nach oben, die beſeligende Gewißheit geläuterten Wiederſehens und auch für die Zeit unſrer Pilgerſchaft dieſſeits die ſchöne Erinnerung des genoſſenen Glückes nicht verſagt iſt! Ein großer Schmerz über Verlornes ſetzt ein früheres Glück voraus, das von Gott zu fodern wir kein Recht haben, und wofür dem Vater der Liebe auch dann noch freudiger Dank ſey, wenn ſeine Weisheit es wieder von uns genommen hat. — Unſern Heinrich preiſe ich wahrhaft ſelig, und nicht bloß ſo wie jeden andern reinen und gerechten, der zu höherm Tagwerk abgerufen iſt. Denn um ihn habe ich immer eine eigne Sorge gehabt; ich konnte es nicht begreifen, wie er es ertragen würde, wenn er nach dem gewohnten Gange der Dinge Sie und den Vater überleben ſollte. Ganz Eins mit Ihnen beiden, zu Ihnen ſich hinaufrankend und keine eigne Wurzel im Leben ſchlagend, würde er furchtbar einſam im Leben geweſen ſeyn, und es zum erſtenmal empfunden haben, daß die reichſte Freundſchaft ohne die Bande der Natur nicht genüge. Ich möchte glauben, auch Ihnen ſey der Gedanke nicht fremd geweſen; wie er mich verfolgt und beunruhigt hat, weiß meine Frau, und bei dem wackern, lebenskräftigen Bruder in Eutin traf ich ſogleich auf eine gleichgeſtimmte Saite; Gott hat es abgewendet, freilich auf Wegen, vor denen das ſchwache Herz erbebt. — Wie oft habe ich mich ſeitdem zu Ihnen, verehrte, geliebte Eltern, hingewünſcht, um in treuer Erinnerung mit Ihnen der Sohnesrechte mich werth zu machen, die Ihre Liebe mir einſt gab, und gleiche Sohnespflicht mit den glücklichen Nähern, mit Hans und Abraham zu theilen. Aber die weite Ferne, die zwiſchen uns liegt, führte zuletzt immer auf den Wunſch als auf einen wohlerfüllbaren zurück, Abraham möge von der Vorſehung beſtimmt ſeyn, Ihnen, was erſetzt werden kann, zu erſetzen. Möge in ihm des Bruders ſtilles Verdienſt anerkannt und belohnt werden, wie er es verdient! Von uns kann ich Ihnen nur ſagen, daß unſer kleiner häuslicher Kreis ſich gegen jede Widerwärtigkeit ſtandhaft und hoffnungsvoll behauptet; meine beiden Kinder wachſen gedeihlich heran, meine Eltern freuen ſich eines thätigen, heitern Alters, ja mein Vater verjüngt ſich faſt mit jedem Jahre zunehmendes Alters. Mir droht zwar ſeit vorigem Sommer eine Verſetzung an die Berliner Univerſität, weil man mich hier in einem gefährlichen Freundesbunde träumt; aber theils kann dies Gewölk ſich wieder zertheilen, theils hoffe ich, wie ich an der Weichſel glücklich war und es an der Oder bin, es auch an der Spree ſeyn zu können, wenn ich ſelbſt das Glück, das ich allein als ſolches erkenne, mir bewahren will. — Laſſen Sie mich dieſe Zeilen mit der Bitte ſchließen, daß Ihre Liebe mir bleibe, wenn auch der theure Vermittler zwiſchen Ihnen und mir nicht mehr dazu mitthut.

An Döberlein. Breslau, 7. Juli 1822.

Lieber Freund und Gevatter! Wie komme ich denn zu dem letztern? Daß ich es bin, bezeugt die Anrede Deines eben erhaltenen Briefes; aber das ist nicht genug. Gleichviel ob Du das Nähere nie gemeldet hast, oder ob ein Schreiben von Dir unterschlagen ist. Du mußt mir nachträglich Geschlecht, Namen, Geburtstag und Jahr und was sonst eben schon über so ein kleines Wesen zu sagen ist, kund thun. — Ueber unser gegenseitiges Schweigen wollen wir uns weder herumkomplimentiren noch herumzanken; mein Briefbuch sagt uns, daß ich Dir zuletzt am 12. April 1821 durch Fellenberg geschrieben und ein Pack Programme mitgeschickt habe. Das ist lange genug her! Doch, hoffe ich, soll diese Zeit nicht so gar viel an mir verderben haben, außer daß es auf meinem Scheitel etwas sehr hell und durchsichtig geworden ist. Aber meinen liebsten Freund, Kayßler, hat sie mir genommen; auch daß Harnisch Breslau verlassen hat, ist mir ein nachschmerzender Verlust. Heinrich Voß war mir unstreitig ferner geworden; so ist denn nur aus einer großen Ferne in Bezug auf ihn nur eine noch größere geworden. — Ich sollte voriges Jahr nach Berlin versetzt werden, weil ich nun einmal ein Höllenbrand seyn soll, der hier alles Entzündliche in Flammen setzt. Böckh will mich aber nicht hin haben; so ist es wieder still. Jetzt soll Gaß nach Königsberg und Wachler man weiß noch nicht wohin, nur ja weg von hier: denn er und ich an Einem Orte geht nicht. Ich glaube, Du würdest Brustbeklemmungen spüren, wenn Du einmal wieder über die preußische Grenze kämst. Wir sind aber schon recht hübsch daran gewöhnt; Sch. versteht τὸν δῆμον σοφὸν καὶ σοφὸν ποιεῖν. — Das Lexikon ist bis Mitte ν gerückt, und wird, wenn mir nichts Nachtheiliges begegnet, im December gewiß fertig; dann, Ihr Schulfürsten, schafft tüchtigen Absatz, damit ich bald an die zweite Auflage komme; die soll besser werden, und zwar viel. — Nach Erlangen käme ich gern einmal, und seitdem Raumer in Nürnberg ist, zieht michs doppelt in Eure Gegend; aber so lange meine Eltern noch leben, glaube ich jede weitere Reise ihnen schuldig zu seyn, und auch dazu komme ich selten, weil ich nun schon gewohnt bin, immer mit Frau und Kindern zu reisen, wozu nun auch die jüngste Schwester meiner Frau gehört, die wir uns schon so ziemlich angeeignet haben. Deinen vier Kindern kann ich freilich erst 2⅔ entgegensetzen; indeß kommt Zeit, kommt Rath. — Daß mein Bruder, der in Berlin ein Bischen verhegelt ist, was mir bei seiner großen Tüchtigkeit leid thut, bei Euch promovirt hat, weiß ich zwar, aber warum er sich nicht an Dich gewendet hat, weiß ich eben so wenig, als daß er es nicht gethan hat. — Euren Ord. Col. solltet Ihr doch mit raschem Entschluß je eher je lieber in die Welt stoßen, damit Eure eignen Vorsätze und Anforderungen an Euch die Arbeit nicht überwachsen. Gelegentlich ein mehreres. Mit unveränderter und unveränderlicher Freundschaft Dein P.

Dein Schwager war mir eine angenehme Erscheinung aus dem vielleicht glücklichsten, pädagogisch-idyllischen Abschnitt meines Lebens, meiner eigentlichen Jugend. Ich sehe ihn aber selten, ohne zu wissen, ob er vor meiner Zeit, oder vor meiner staatsverdächtigen Person so viel Respekt hat. Er ist ein verständiger Mensch geworden und hat auch, wie ich höre, das Seinige wohl gelernt.

Breslau, 26. März 1824.

Vor allem meinen herzlichen Dank für die nachträgliche Gevatterschaft, die aber darum nicht weniger bei mir gilt; eine Hauptsache hast Du aber dabei ver-

gessen, die Dir ein Wörtersammler am allermindesten nachsieht, den Namen meines Pathchens; woran soll ich es sonst herauskennen, wenn es mir in künftigen Jahren einmal irgendwo begegnet? Vielleicht war es aber noch anonym, als Du schriebst, und dann bist Du freilich ohne Schuld, wirst aber nicht ermangeln, den Namen nachzumelden. Ueberhaupt, wie werden Deine fünf Kinder gerufen? — Mein Häuflein ist seit dem 1. Oktober mit einem zweiten gewaltig runden und derben Mädchen vermehrt, das Anna heißt; Du bist aber noch nicht Gevatter, sondern für nächstfolgende ähnliche Fälle zurückgelegt und vorbehalten. — Die hiesige Mitgevatterin, die Du mir bereitet, habe ich erst einige wenige Worte auf meiner Treppe gesprochen: denn ich war ausgegangen, als sie mit Deinem Schwager Deinen Brief überbrachte, und traf sie eben weggehend, als ich wiederkam, mochte sie als eine sehr feine Dame aber auf der zugigen Treppe nicht über Gebühr verweilen. Ich werde sie indeß nächstens näher kennen zu lernen suchen. — Daß Schubert mich nicht mehr kennt, ist mir doch eigen; im Winter 1806—7, den wir beide in Dresden zubrachten, bin ich mit dem in Bamberg verstorbenen Wezel, mit Dippold, Hartmann und Köthe mehr als Einmal bei ihm gewesen und mit ihm spazieren gegangen, ja er wollte mich gar einmal nach Sibirien fördern, als Hauslehrer zum Gouverneur, ich weiß nicht mehr ob von Irkutsk oder von Tobolsk. Die Sache erklärt sich wohl daraus, daß ich damals ein 18jähriger Gelbschnabel war, der bloß erst Sonnette in die Abendzeitung machte, er dagegen schon ein Mann von Namen mit Frau und Kind, und was die Hauptsache, seine milde und feste Ruhe ist mir in so frischer Erinnerung geblieben, daß ich, wenn ich einen Bleistift zu führen verstände, noch heute den ganzen Schubert hinzeichnen wollte, wie er leibt und lebt. Während der Zeit seiner Dienstbarkeit in Ludwigslust bin ich aber nicht dort gewesen; meine Eltern jedoch haben ihn wohl gekannt, und ich hoffe, die hat er noch nicht vergessen. So widerwärtig mir nun auch, wie Du mich richtig beurtheilst, die heutigen Frommen von Profession sind, so wenig Lust habe ich, diese Classe bis auf Männer wie Schubert auszudehnen, obgleich ich in seinem Alt und Neu einiges Flaue und Weichliche gelesen habe. Zum Zeugniß dessen diene Dir, daß Schuberts Freund und naher Geistesverwandte Raumer in Nürnberg auch einer meiner geliebtesten Freunde ist, so grundverschiedenartige Menschen wir auch sind. Kennst Du Raumer nicht? — Glück auf zu Eurem späten Oedipus, diesem ὀψίγονος καὶ ἄκλητος, πολυάρητος δέ μοί ἐστιν. Ich habe eben den Elmsley durchgemustert, den Ihr noch wohl habt benutzen können; jetzt glaube ich läßt Hermann auch schon an der kleinen Ausgabe drucken. Den Cod. Venet., über den Du mich mit zwei gestrichnen Worten befragst, war von Venedig nach Paris gebracht; hier hat ihn Bekker verglichen, dieser Seidlern, Seidler mir die Collation mitgetheilt; daher jene Lesarten. Reisig muß die Collation auch gehabt haben, s. comm. crit. p. 362, die etwas verzwickte Stelle O. C. 813 habe ich gerade wie Elmsley verstanden, nur mit dem Unterschiede, daß ich τοῖσδε auf Oedip. Töchter ziehe, das Masc. wie El. 977 verstehend, φίλους aber auf den Chor, nicht auf die Thebäer mit Kreon, die gar nicht in die Handlung des Stückes gezogen werden können. Mit dem οὐ σύ hat Reisig sich höchst philisterhaft benommen; als ob nicht manches sich von selbst verstehn und doch mit einer Bitterkeit ausgesprochen werden kann, die dem kalten Sykophanten Kreon, der sich wie der Advokat in Aristoph. Plutus benimmt, sehr wohl ansteht! — Mein Lexikon, das zwar nicht schlecht, aber doch viel schlechter als Du meinst, ist bereits ganz in Leipzig, von wannen es kurz vor oder gleich nach Ostern ausgehn wird in alle Welt. Der Druck der zweiten Ausgabe aber beginnt unmittelbar

nach Ostern, und ich sitze schon hart daran und arbeite vorwärts: Du schweigst aber für jetzt davon, denn es sind noch einige 100 Exemplare der ersten Auflage vorhanden, die sich noch verkaufen müssen. Deine Beiträge aber schicke mir bald möglichst, zuerst nur für α—δ und für λ—ν, denn ich muß beide Bände zugleich vornehmen, da der überaus tüchtige Verleger sie neben einander drucken und hinfort stets vollständige Exempl. des WB. ausgeben will. Verschmähe nicht die kleinsten Druckfehler anzuzeigen; Berichtigung und festere Bestimmung des Vorhandenen bis in die minutissima ist mir wichtiger als die vortrefflichsten Zusätze. Die zweite Auflage erhältst Du übrigens von mir, sowie einige Univers. Schriftchen nächstens durch Univ.-Gelegenheit. — Ein zweites lex. graeco-latinum, eine zeitgemäße Umarbeitung des Hederich, erscheint nächstes Jahr unter meiner Leitung von Pinzger ausgearbeitet, den Du aus Wachensteins Schrift kennst, vielleicht auch aus seiner Comment. de iis quae Aristot. in Platon. rep. reprehendit, und von dem diese Ostern eine Ausgabe und Uebersetzung der Rede des Lykurg herauskommt. Pinzger ist mir eigentlich unter allen meinen Schülern der liebste und vielleicht ähnlichste. — Außerdem habe ich so bald und bald für die eben begonnene Sammlung griech. Schriftsteller bei Teubner in Leipzig die Erotiker nebst Alkiphron und Aristänet mit kurzer exeget. crit. übernommen: ratificire ich den Vorschlag wirklich, so sollen dieß Jahr noch zwei Bändchen kommen, der erste den Parthenios nebst den Excerpt. aus Antonius Diogenes, der zweite meinen alten Freund Longos enthaltend. Von der Münchner akadem. Entrepriſe habe ich vor Deinem Briefe nur aus dem litter. Convers.-Blatte Kunde geholt, wo die Sache nicht ans beste Licht gestellt war, und ist es gegründet, daß damit ein Zwangsankauf für alle baierische Schulen verknüpft werden soll, so hole sie allerdings der Teufel. — Wir leben übrigens ohne Furcht und ohne Wunsch heiter fort. Vorigen Sommer wollte man mich halb mit Lockungen, halb mit Drohungen von hier weg und nach — Königsberg zwingen; ich habe beide gehörig verachtet und nun Ruhe, auf wie lang oder kurz, weiß ich freilich nicht. Ich stand schon im Begriff bei Deinem Vater anzufragen, ob er mich irgendwo in Baiern als Schulmeister unterbringen könne; aber es wäre unrecht gewesen, aus Trotz gegen rechte Jammermenschen einen Wirkungskreis aufzugeben, wie ich ihn hier habe und nicht so leicht wieder finden würde. — Den letzten Winter hatte ich, lächerlich zu erzählen, einen ganz gehörigen Anfall vom Podagra, unstreitig das schimpflichste, was einem alten eingefleischten Turner zustoßen kann. Dafür soll ich nun aber auch ein Dreikrähenalter erreichen. — Wir grüßen Euch alle von ganzem Herzen.

Hast Du im 3ten Heft der Basler Univers.-Zeitschrift Gerlachs Aufsatz gegen den meinigen über die Germania schon gelesen und erwogen? Ich habe bisher kaum zum ersten Muße gehabt. Zögere nicht mit den lexikalischen Beiträgen. Hast Du seit 1820 kein Programm geschrieben? Und kann ich die Hellerschen über Lucan nicht bekommen? Ich werde ihm dagegen mit der Univers.-Gelegenheit eines von Schneider über denselben Dichter schicken, sowie auch Dir. Eben wird mir durch Schweigh. lex. Herodot. eine eben so große als unerwartete Hülfe für die zweite Auflage meines Wörterbuchs.

Breslau, 20. April 1824.

Durch den Unterbringer, der so Nürnbergisch aussieht, als käme er unmittelbar aus einem Bilde von Albrecht Dürer, habe ich soviel von Dir und den

Deinigen erbaudet, als ſich durch einen Dritten überliefern läßt. Den ſehr leicht flüſſiger Natur bin ich aber einmal nicht, und darum iſt bei dem gehaltenen Examen wenig mehr herausgekommen als der Wunſch, die gebliebenen Lücken, ſobald es ſeyn kann und ſoll, durch eigne Anſicht zu ergänzen. Möge dieſes Briefchen vor allem nur Deine liebe Frau vollkommen geneſen finden; dieſer Wunſch iſt indeß bei uns ſchon zu ziemlicher Zuverſicht der Erfüllung geworden. Denn außer dem guten Ton Deines Briefes und manchem andern bürgt uns auch die hülfreiche Nähe der Tante dafür. Dieſe hat meiner Frau ſo ausnehmend wohl gefallen, daß ſie mir einige genealogiſche Zwiſchenſtudien dringend ans Herz gelegt hat; damit ich eine möglichſt nahe Vetterſchaft mit Euch und dadurch einen vollkommenen rechtstriftigen Anſpruch auf den gelegentlichen Beiſtand der Tante herausbringe; denn beſonders den letzten Winter durch hatten auch wir das Einwirken einer wohlthätigen Fee mitunter nicht verſchmäht. Beſonders hat unſer älteres Mädchen, Marie, von der ich nicht läugnen kann, daß ſie mir ſehr feſt ans Herz gewachſen iſt, uns durch dreimaligen nächtlichen Anfall der hölliſchen häutigen Bräune große, noch keineswegs beſeitigte Sorgen gemacht. Möget Ihr dieſen bösartigen Kinderfeind, der auch mir meinen jüngſten Bruder geraubt hat, nie aus eigner Erfahrung kennen lernen. Nichts geht über das Entſetzliche der ſich bei vollſtem Bewußtſeyn allmälig verengenden Luftröhre, deren gänzliches Verwachſen, wenn nicht ſchnell vorgebeugt wird, den Erſtickungstod bringt, und wenn Eltern Einmal dieſe Gefahr haben drohen ſehn, werden ſie es dem ſeligen Bonaparte nie vergeſſen, daß er, durch einen ihn nahe berührenden Fall beſtimmt, hohe Preiſe auf die beſte Heilart geſetzt, und dadurch die Unterſuchungen von Albers und Jurine veranlaßt hat, die auf beinahe untrügliche Gegenmittel führten. — Doch ich fange an bequem mich in meinen Gedanken zu ergehn, wo ich Dir dieß — durch wiederbeginnende Vorleſungen gedrängt — für Deinen fröhlichen Brief und ſeine lexikaliſchen Begleitungen danken wollte, welches Du wieder in meinem Namen bei Herrn Richter zu thun gebeten wirſt. — Ich habe den Wiederdruck bereits mit dem zweiten Bande beginnen laſſen, weil der erſte bei weitem der meiſten Umarbeitung bedarf, wofür vor allem noch Zeit zu gewinnen war; er ſoll nun ins rechte Verhältniß zum zweiten gebracht werden. Fällt Dir alſo noch fernerhin etwas in die Augen und Hände, das ihm erſprießlich werden könnte, ſo wird es noch bis Michael d. J. willkommen ſeyn. Du brauchſt Dich dabei des Handwörterbuchs nicht zu ſchämen; denn da in einem ſolchen geblättert, nicht geleſen wird, ſo müßte ich ein großer Eſel ſeyn, wenn ich mir einbilden wollte, alles was Du darin gefunden, habeſt Du auch geſucht. Was übrigens das durch mich ſelbſt verſchuldete Verlautbaren der zweiten Auflage anlangt, ſo wirſt Du wohl am beſten thun, den Mitwiſſenden ganz offenherzig das einſtweilige Verbot fernerer Mittheilung an andere aufzuerlegen. Dann ſollſt Du für dieſe und Deine andre Sünde aus Altersſchwäche abſolvirt ſeyn. Wegen breitrandiger Abdrücke habe ich Vogeln geſchrieben; ich hoffe für mich deren einige zu erhalten, und dann bekommſt Du gewiß Einen davon. — Wegen der Sophokleſtellen muß ich mir alles auf einen folgenden Brief durch Hufeland vorbehalten. Dem Dr. Baldach, dem Du zugleich meinen Dank für ſeine mir vor längerer Zeit — jedoch ohne Brief und alſo ohne unmittelbaren Aufruf zur Antwort — überſandten Plautina ſagen magſt, dienet zur Nachricht, daß der von Linge benutzte Berliner Codex längſt dorthin zurückgewandert iſt. Jetzt läßt Schneider hier eine neue Auflage von Reiz Rudens drucken, der er die Collation zweier Wiener Handſchriften, der höchſt ſeltenen Ed. princeps und der Carpentariana beigefügt hat. — Ein Pack Programme ꝛc. für Dich und Heller iſt am 15ten d. M.

mit der Univers.-Gelegenheit ohne weitern Brief abgegangen. — Den Gevatterkuß habe ich wirklich ganz im Stiche gelassen, aber aus reiner Unkenntniß; da Du Dich aber bemühst, mir einen Pflichtkuß daraus zu machen, so hast Du mir schier die Lust verdorben, das Versäumte jure postliminii nachzuholen. — Nun aber genug; ich sehe, wir können uns noch eben so gut fest schreiben, wie wir uns in Berlin zuweilen festschwatzten, z. B. am Morgen des 1. Januar 1815 bei Röllig, als wir endlich Champagner erlangt hatten.

Dieß Jahr ist das Schreiben eines Programms zum 3. August an mir; ich werde wohl Sophoklea hervorholen. Ich habe Lust, das Ding vindiciae Sophocleae zu nennen, und mich namentlich gegen die doppelten Recensionen, besonders der Trachin., und gegen die Transpositionen aufzulehnen.

Breslau, 28. Juli 1824.

Daß ein Band mehr, durch das wir freundlich verbunden waren, so schnell wieder gelöst werden mußte, hat mich innig geschmerzt. Gut, daß wir dessen nicht bedürfen; und ist der erste Abschiedsschmerz verwunden, so thut es wohl, einen lieben Boten vorangesandt zu haben und einer dort unser harrenden Seele gewiß zu seyn. — Bei uns hat sich nichts geändert: dafür sey Gott gedankt: es hätte nur zum Schlimmen seyn können, denn ich kann mir es nicht besser wünschen, als ich es habe, etwa meine leibliche Gesundheit ausgenommen, an der manches auszusetzen ist. Etwas Versessenheit mag dabei im Spiele seyn. Ich will daher auch am 7. August meine Vorlesungen schließen, und mit meiner Frau, meinen Kindern und der jüngsten Schwester meiner Frau, einem eben so klugen als anmuthigen 18jährigen Mägdlein, ohne die wir eigentlich gar nicht gut leben können, durch eine der mildesten Gebirgsgegenden auf 4—5 Wochen nach Dresden gehn, dort Stahlbäder brauchen, Egerbrunnen trinken, in der Gemäldesammlung und Antikengallerie peripatetisiren, spazieren fahren und weiter nicht viel thun; vielleicht stellt mich das wieder her. Leipzig und Halle sollen mit in die Fahrt eingeschlossen und der Rückweg über Prag genommen werden. Mit Anfang des October denke ich wieder hier zu seyn. — Auch für die auretischen Scherflein meinen besten Dank! Hippiatr. sind der Hippiatrikos oder die Hippiatrika (eine Sammlung über Roßheilkunde), nach der Art und aus der Zeit der Geoponika, die nicht gekannt zu haben Du Dich nicht sonderlich schämen darfst. — Ant. 351 ist mir eine bis jetzt unbezwingliche Stelle; mit Deinem ἀέξεται ists nichts, da hier nicht von Vortheilen, sondern von der allbezwingenden Macht des Menschen die Rede ist; Hermanns Aenderung ist sinnreich, aber sie überzeugt nicht; ich bin überhaupt mit seinem Sophokles minder zufrieden als Du; ich finde viel Spitzfindigkeit, aber wenig besonnene Ergründung und fast gar keinen Sinn für den Dichter. O. T. 360 sehe ich nicht, wie Deine Erklärung des ἐκποιρῷ λέγειν durch ἤ an das vorhergehende geknüpft werden kann. Ich muß auch λέγειν auf den Teiresias ziehn: verstandest Du mich wirklich nicht, oder stellst Du mich auf die Probe, zu reden, was freilich kein Deutsch, aber doch ein Sinn ist. Forderst Du mich versucherisch heraus zu sprechen, um zu sehn, ob ichs wohl noch einmal zu sagen den Muth haben möchte, worüber Oed., der ein Ausweichen und Stocken erwartete, in einige Verlegenheit kommt, und deshalb die erste Frage bejaht? So scheint mir die Stelle jetzt. — Von meinen Vorarbeiten zu den Fragmenten und dem Lex. Soph. kann ich nicht viel sagen; gar manches Einzelne liegt da, im Ganzen noch nichts, so daß ich selbst

noch nicht recht weiß, wieviel noch übrig iſt, auf allen Fall noch ſehr viel. Vor einigen Tagen disputirte Dein alter Freund Schilling pro loco, wobei ich ihm als Opponent ziemlich zu Leibe gegangen bin; er iſt ein geiſtreichlebendiger Menſch, mit dem ſichs vortrefflich ſtreitet und noch immer ſehr Philolog. Meineke hat ein Töchterlein, Ida mit Namen. Er bearbeitet jetzt die Griechiſchen Bukoliken für Teubner. — Möge die Geneſung Deiner lieben Frau raſch und ohne Unterbrechung vorſchreiten! Dein Schwager hat die ſeinige ſchon von ſich und ins Bad ſchicken müſſen, für eine ſo junge Frau doch in der That zu früh. Lebe wohl und begleite uns mit guten Wünſchen.

An Jacobs.

Wenn ich fürchten müßte, daß Sie jemals meine dankbare und liebevolle Anhänglichkeit nach den ſchriftlichen Aeußerungen derſelben meſſen könnten, ſo würde ich es ſchwerlich wagen, den durch meine Schuld ſeit Jahren abgeriſſenen Faden der brieflichen Mittheilung wieder anzuknüpfen. Aber ſelbſt in dieſer Zeit meines hartnäckigen Schweigens hat ſo manches erfreuliche, an Belehrung, Stärkung und Erweckung reiche Geſchenk von Ihnen die Gewißheit immer wieder erneuert, daß ich noch in Ihrem Andenken, ja in Ihrem freundlichen Wohlwollen lebe. So habe ich Ihnen für den Achilles Tatius zu danken, der mir ein täglicher Quell der Belehrung iſt und bleibt, für die Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten, für die Feierabende aus Meinau, für die beiden Marien, für Leben und Kunſt der Alten, welches Buch mit ſeiner köſtlichen Zueignung mich aufs lebendigſte in die Zeit zurückverſetzte, als Tempe erſchien und ich zu Ihren Füßen in Gotha ſaß, und jetzt wieder für die urbanſte aller Epiſteln, die der Glückſeligkeit des Empfängers die Krone aufſetzt. Wenn ich erwäge, was alles dieſe Reihe von Werken der Lernbegier, dem Geiſt und dem Gemüthe ſpendet, und wie jedem Einzelnen ſchon im ſtillen Herzen der wärmſte Dank gezollt werden konnte, ſo tritt mir nun die Unmöglichkeit entgegen, das anjetzt für alle zuſammen auf eine nur nicht ganz unwürdige Weiſe nachzuholen. Nur das laſſen Sie mich ſagen, daß die Erſcheinung jedes deutſchen Buches von Ihnen nicht blos eine innige Freude für mich, ſondern immer ein wahres häusliches Feſt iſt, und daß mein kleiner, heiterer, von aller Unbill der Zeit rein gehaltner Familienkreis Ihnen dadurch viele unvergeßlich ſchöne Stunden verdankt. So wenig ich mich vermeſſen will, über dieſe mir vor allen ähnlichen werthen Schriften zu urtheilen und gar Ihnen ins Geſicht: ſo kann ich mir es doch nicht verſagen, Ihnen eine Aeußerung von einem hochverehrten Abgeſchiedenen, von Friedrich Auguſt Wolf, über dieſe Werke mitzutheilen, die er im Sommer 1822, wo ich die letzten ſchönen Tage mit ihm hier und in unſerm Gebirge verlebte, in einer ſeiner liebenswürdigſten Stunden that. Sie seyen ihm darin der heutige Gellert; ganz ſo würde dieſer Ehrwürdige ſchreiben, wenn er jetzt und in der vollendeten Anſchauung des klaſſiſchen Alterthums lebte. Damit ſchien mir alles geſagt, und jede erneuerte Leſung hat mir die ſchlagende Wahrheit dieſes Ausſpruchs mehr befeſtigt. Daß unter den Bildern des ſeligſten Gemüthsfriedens die beiden Marien einen faſt gewaltſamen Eindruck auf mich gemacht, will ich eben ſo wenig läugnen, als daß ſie mich vor allem andern ergriffen und angezogen haben; aber daß Sie es Warnern geſtatten, ſeinen blühenden Töchtern dieſe erſchütternde Darſtellung verderblicher Leidenſchaft, gegen deren übermächtigen Eindruck ſich ein doch grade nicht weichliches Männergemüth recht ernſtlich zuſammenraffen mußte, in die Hände zu geben, das iſt mir räthſelhaft geblieben und ich möchte dagegen Einrede thun. Ueberhaupt haben Sie mich durch dieſes Buch und früher durch die Erzählung, Liebe bei Hofe, Blicke in die

vornehmern Kreiſe, in die mein Fuß mich Gottlob nie getragen, werfen gelebet, von denen ich vorher ſelbſt der fernſten Ahnung ermangelte und die gewiß nicht in mir allein den Wunſch rege gemacht haben, daß auch Ihre ſchaffende Phantaſie ſo ſelten wie möglich aus den zarten, reinen und frommen Kreiſen, in denen Sie ſelbſt einheimiſch ſind, in jene troſtloſen Wirklichkeiten hinüberſchweifen möge. Darf ich nun noch einmal auf meine bisherige Briefſcheu zurückkommen, um etwas zu ihrer Entſchuldigung vorzubringen, ſo lag ihr Grund eigentlich in der Beſonderheit meines bisherigen Lebens. Die gutmüthige Unmäßigkeit, mit der ich vor acht Jahren allen meinen liebſten Hoffnungen und Wünſchen übereilt Worte gab, hat mich in eine lange Reihe perſönlicher Kämpfe verwickelt, von deren Folgen manche, z. B. im Jahre 1821 achtwöchentliche Gefangenſchaft, öffentlich genug geworden ſind, um wahrſcheinlich auch Ihnen nicht unbekannt geblieben zu ſeyn. So wenig ich ſelbſt mich dadurch irren oder ſtören ließ, ſo wenig ich auch dadurch in den Erfolgen meiner Thätigkeit als Lehrer gehemmt wurde, ſo war doch meine äußere Exiſtenz dadurch mehrere Jahre hindurch ſo ungewiß und ſchwankend geworden, daß ich jeden Augenblick irgend einem Gewaltſtreiche entgegen ſehn mußte, bis endlich vor etwas über einem Jahre der Befehl erfolgte, Breslau zu verlaſſen und nach Königsberg zu gehn. Da dieſer Befehl alles Grundes entbehrte, wies ich ihn gradezu von mir und ſtellte meine Lage auf Halten und Brechen. Dieß hat mir auch, wie es ſcheint, Ruhe nach außen verſchafft; ich bin ſeitdem nicht wieder angefochten, weil man ſah, daß ich — ſobald meine Conſequenz es zu erfodern ſcheine — auch zu reſigniren keinen Anſtand nehmen würde. War ſo meine Stellung eine Zeit lang grade nicht erwünſcht, ſo hat ſie mich doch unſchätzbare Güter gewinnen gelehrt, vor allem jeder Furcht, wie jedem Wunſche, zu entſagen, und ich hoffe ſo auch alles, was die Zukunft noch bringen kann, mit Ruhe, Muth und Heiterkeit zu ertragen. Daneben hat es mir nie an Kraft und Luſt zu lernen und zu lehren gefehlt, und ſo wäre es höchſt undankbar, wenn ich auch nur der leiſeſten Unzufriedenheit mit jenen Prüfungsjahren Raum geben wollte. Daß ſich mein Auge vom öffentlichen Leben ganz in mein inneres zurückgewendet hat und daß ich von jenem nur noch ſehr ferne geſchichtliche Kenntniß nehme, iſt wohl mehr als natürlich. Mehr als jetzt that es wohl nie Noth, ſich an der Reinheit der Idee aufrecht zu erhalten. So ſehr man auch unſre Hochſchulen herunter zu drücken ſichs hat angelegen ſeyn laſſen, ſo iſt man doch an die Hauptſache, die ächte Lehrfreiheit, noch nicht gegangen, und ſo lange können wir wohl zufrieden ſeyn. Auch fürchte ich von dieſer Seite nichts für die Zukunft, weil ich die Möglichkeit eines ſolchen Gedankenzwanges wenigſtens auf dem Gebiet der Alterthumswiſſenſchaften nicht einzuſehn bekennen muß. Neulich hat das Miniſterium für gut erachtet: es ſolle kein Philolog mehr angeſtellt werden, der nicht einen förmlichen theologiſchen Curſus durchgemacht, alt- und neuteſtamentaliſche Exegeſe, Kirchenrecht, chriſtliche Moral, Dogmatik, Dogmengeſchichte ꝛc. gehört und darüber das theologiſche Candidatenexamen beſtanden habe. In Gemeinſchaft mit meinem wackern Collegen Schneider habe ich mich nach Kräften gegen das Beſtreben, in dem ich nur einen Rückſchritt erkennen kann, aufgelehnt und am Schluſſe unſerer detaillirten Beurtheilung jenes Anmuthens gebeten, falls unſre Gegengründe zu leicht gefunden werden ſollten, ſie doch Ihnen und Hermann zur Beurtheilung vorzutragen, und Sie beide zugleich um ein Gutachten in dieſer Sache zu erſuchen. Wir haben darauf bis jetzt — es ſind drei Monate, als wir proteſtirten — keine Antwort erhalten; die Sache aber ſcheint doch einſtweilen bei Seite geſetzt zu ſeyn. Was ich in dieſen letzten Jahren zum Druck ausgearbeitet habe, iſt in Ihren Händen; es würde mehr und beſſer ſeyn, wenn meine Berufsthätigkeit nicht den bei-

weitem größten Theil meiner Zeit in Anſpruch nähme. Mit dem Parthenius, den Sie vor kurzem durch den Verleger empfangen haben werden, beginnt eine auf ähnliche Art bearbeitete Reihe der ſämmtlichen Erotiker, von denen jetzt Xenophon gedruckt wird. Beim Achilles wird mir freilich nichts übrig bleiben, als Ihren Text zu wiederholen und einige wenige eigne Vermuthungen und was etwa nach Ihrer Ausgabe über dieſen Erotiker bemerkt iſt, ſupplementariſch beizufügen. Die übrigen ſollen einen möglichſt vollſtändigen Apparat zur Ausſtattung erhalten. Laſſen Sie mich nun noch die Bitte um die Dauer Ihres Wohlwollens hinzufügen. Breslau, 11. Januar 1825.

Breslau, 11. März 1825.

Ich habe mich heute einer Vorgreiflichkeit wegen bei Ihnen zu entſchuldigen. Seit meinem letzten Briefe an Sie iſt meine Familie mit einem Knäblein vermehrt worden, und um ihm gleich an ſeine erſten Lebenstage eine bedeutende Erinnerung zu knüpfen, die in der Zukunft Antrieb und Verpflichtung mehr zum Guten werden möge, habe ich Ihren Namen zu denen ſeiner auswärtigen Taufzeugen ſchreiben laſſen. Dazu vorher Ihre ausdrückliche Erlaubniß einzuholen, würde wohl eigentlich in der Form geweſen ſeyn; aber bei der Kürze der Zeit und einem noch nicht ganz beſchwichtigten Augenleiden, die zu ſehr mäßigem Gebrauch der Feder mahnten, glaube ich mir wohl einmal einen Verſtoß gegen das Hergebrachte erlauben zu dürfen und doch Ihrer freundlichen Genehmigung der hinterdreinkommenden Bitte ziemlich gewiß ſeyn zu können. In dieſen letzten Tagen iſt mir auch eine Ankündigung Ihrer Bibliotheca Graeca zu Handen gekommen, und ich kann mir es nicht verſagen, Ihnen die Freude auszudrücken, die mir dieſe unerwartete Erſcheinung gemacht hat. Obgleich ich allerdings geſtehe, bei manchen der in den Cyklus aufgenommenen Schriftſteller, beſonders bei den Tragikern, noch nicht recht einzuſehen, wie ſchon jetzt das Verheißene erfüllt werden kann, ſo iſt doch Ziel und Zweck ſo vortrefflich und die Wahl der Mitarbeitenden im Ganzen ſo glücklich, daß man ſich wohl den beſten Hoffnungen hingeben mag, zumal da hier nicht allgemeine, unbeſtimmte Verſprechungen gegeben werden, ſondern Alles ſchon nach Umfang und Zeit ſogar geordnet und feſtgeſtellt iſt, ſodaß Alles beim Erſcheinen gleich ſo fertig daſteht, wie die aus ihres Vaters Haupt entſprungene Athene. Möge alles ſo ausgeführt und vollendet werden, wie es gedacht und eingeleitet iſt! Dann wird unſrer Litteratur aus dieſem Unternehmen eben ſo viel Gewinn als Zierde erwachſen. Aus den Jahreszahlen zu ſchließen, wird Ihre Ausgabe aus der Anthologie wohl zunächſt und als Muſter für die ganze Art dieſer höhern Auslegung hervortreten. Daß Ihre Bibliothek für die Kritik des Dionyſios nichts darbieten werde, hatte ich erwartet; der Druck der kleinen Ausgabe, zu der ich fünf bisher unverglichne Handſchriften habe benutzen können, wird in etwa 14 Tagen beendet ſeyn; einige Wochen ſpäter der der zweiten unveränderten Ausgabe meines Griechiſchen Wörterbuchs, unverändert, weil die Zeit von nicht einem vollen Jahre ſeit Vollendung der erſten Ausgabe zu kurz war, um durchgreifend zu beſſern, und ich mich zu der gewöhnlichen ſtellenweiſen Ausflickung, wodurch am Ende das Ganze um alle Haltung und Gleichmäßigkeit der Theile kommt, ein für allemal nicht entſchließen kann. Deſto eifriger bereite ich alles zur dritten Auflage vor, die ich vielleicht noch erleben dürfte und die ſich dann mit Ehre eine verbeſſerte wird nennen können. Daß indeß in der zweiten in aller Stille einige hundert Druck-, Schreib- oder Denkfehler berichtigt werden, verſteht ſich.

An Döderlein. Breslau, 26. März 1829.

Durch Deine Geduld mit meiner Brieffaulheit hattest Du, lieber Döderlein, mich dermaßen verzogen und verdorben, daß ich wahrscheinlich Dich immerfort lexikalische Beiträge hätte schicken lassen, ohne mich auch nur zum Danke zu bewegen, bis Du am Ende der Sache satt geworden wärest und das Schreiben eingestellt hättest; dann hätte ich mich vielleicht mit einem Mahnbriefe eingestellt und versucht, ob sich aus der Gewohnheit nicht ein Recht herleiten lasse. Dein Brief vom 16ten d. M. aber, den ich gestern in dem Augenblick empfing, als die Vorrede zu meiner Ausgabe des Dionysius Periegetes nach Leipzig an Teubner abgehn sollte, ändert die Sache und fordert Antwort. Schon Dich von dem Münchner Ausgabencomplott abzuziehn, wäre mir wünschenswerth. Denn nach der einzigen ausführlichen Notiz, die mir von dem Unternehmen zu Augen gekommen ist, halte ich es für ein schlechtes, weil es mit Zwang verbunden ist, und die willkührliche Ausschließung anderer Ausgaben bezweckt, — noch ganz abgesehn von der zu erwartenden Ausführung, die gewiß nur mit wenigen Ausnahmen schlecht ausfallen konnte, so lange man sich engherziger und kurzsichtiger Weise auf baierische Gelehrte beschränken wollte; was sollten hier politische Gränzen? wie ganz Aretinisch: Ringeisisch ꝛc.! Das was ich darüber gelesen habe, stand im litt. Conversf.-Blatte und ist von Thiersch, der als Urheber des Plänchens hart angefaßt war, sowie überhaupt unwiderlegt geblieben. Ich muß also das Gesagte für wahr halten, auch sah es ganz so aus. Was nun den Teubnerschen Sophokles anlangt, so hat diesen laut öffentlicher Ankündigung Wilh. Dindorf bereits in Beschlag, der nebst einer adnot. crit. die Lesart dreier noch unbenutzter codd. verheißt. Da ich aber weiß, daß Dindorf manches übernommen hat, wofür er weiter kein großes Interesse genoß, so könnte das vielleicht auch gerade beim Sophokles der Fall seyn, wiewohl ich's nicht glaube. Um aber doch nichts zu versäumen, habe ich noch ein Postscr. gemacht und Teubnern gefragt, ob Dindorf, den ich als einen guten Kerl kenne, den Sophokles noch wohl herausrücken und Dir überlassen würde? Erhalte ich eine Deinen Wünschen günstige Antwort, so theile ich sie Dir sofort mit. Auf allen Fall aber würde ich an Deiner Stelle die Ausgabe fertig machen und sie ohne Anlehnung an irgend ein Corpus ans Licht stellen: an einem anständigen Verleger kanns unmöglich fehlen. Nur den Hermannschen Text würde ich verbitten; Hermanns Sophokles ist in meinen Augen ein schlechtes und durch Hermanns Ansehn auch ein gefährliches Buch, weil es geeignet ist, nicht einige Unrichtigkeiten, wohl aber eine ganz verkehrte Behandlungsweise der Tragiker in Umlauf zu bringen. Dieß gilt ganz besonders von Philoktet und der Antigone, die mit unglaublicher Eilfertigkeit hingeschleudert zu seyn scheinen. Im Oedip. Col. scheint er sich Reisigs wegen etwas mehr zusammengenommen zu haben. Von Eurem Oed. Col. hat Fleischer mir nach und nach alles bis zum Ende der Anmerkungen geschickt. Dafür meinen besten Dank. Noch habe ich das Buch roh liegen und es daher nur im Einzelnen kennen gelernt; was ich bis jetzt so gelesen, hat mir zugesagt. Was eine Recension anlangt, so kann ich diese nicht versprechen. Du weißt selbst, ich bin aus aller Rec.-Praxis gänzlich heraus: auch hat sich meine Lust am Recensiren in dem Grade verloren, in welchem mir dieß Geschäft unnützer und unnützer erschienen ist. Der Aufsatz über die Teubneriana war nach lebensgefährlicher Krankheit das erste, was ich wieder zu denken versuchte und wurde noch aus dem Bette dictirt, weil die Hände ihre Dienste versagten. Solche Recensionen-Muße für Euren Oed. Col. werdet Ihr mir nicht wünschen. Sollte aber sonst die Lust mich anwandeln, so werde ich ihr folgen, weil ich mich frei genug weiß, um auch Freunden, wo es erforderlich, reine Wahrheit zu sagen.

Auch thuſt Du mir Unrecht, wenn Du meinſt, ich hätte Deinen Agricola über Verdienſt in Schutz genommen; nur die lügenhafte Lücke des Hr. Jahn, die auch gegen das ſchlechteſte Buch eine Niederträchtigkeit geweſen wäre, habe ich einmal in der krit. Bibl. nach Verdienſt gezüchtigt, weil mir durch Rauchenſtein gerade die vollſtändigen Actenſtücke vorlagen. An allem-andern Lobe bin ich unſchuldig. Deine Etymologien ꝛc. ſind ein ſehr guter Gedanke, den Du ja hinausführen magſt. Auch in Norddeutſchland hat meines Wiſſens in letzter Zeit niemand auf dieſem Felde gearbeitet. Wie denkſt Du das Ganze zu ordnen? oder willſt Du es fürs erſte in lexikaliſcher Unordnung geben? welches ich gar nicht tadeln würde; wenigſtens iſt die alphabetiſche Anordnung um nichts beſſer. Ich habe eben auf Anlaß einer Stelle in der Theogonie für Seebode eine etymologiſche Kleinigkeit zuſammengeſchrieben, worin die Verwandtſchaft oder vielmehr die Identität von ἑσπέρα, Eve und vesper erwieſen ſeyn ſoll. Dieſe empfehle ich vorläufig Deiner Prüfung. — Daß Du Dir den Vogel zum Verleger gewählt haſt, kann ich nur billigen; er iſt einer der redlichſten, wohlwollendſten und dabei thätigſten und pünktlichſten Menſchen, die mir je vorgekommen ſind, mit dem in Geſchäftsverbindung zu ſtehn, eine wahre Freude iſt. Von meinem Lexikon wird die zweite unveränderte Auflage um Pfingſten da ſeyn. Daß in aller Stille etliche hundert Denk-, Schreib- und Druckfehler berichtigt ſind, verſteht ſich; auch kommt eine Vorrede und eine proſodiſche Tabelle hinzu. Die 3te umgearbeitete, die mit A begonnen iſt, wird langſam daneben fortgedruckt und iſt jetzt in N. Schicke Du aber nur immer zu, was Du für mich erſprießliches findeſt. Was für die 3te Auflage zu ſpät kommt, wird ſogleich für die 4te eingetragen, und ſo fort, und wenn ich ſterbe, findet mein δαίμων πάνυ alles in Ordnung vor, ſo daß er gleich eintreten kann, wo ich austreten mußte. — Zu Oſtern erſcheint auch von meines Lieblingsſchülers Pinzger neu bearbeitetem Hederich der erſte Band. Vorigen Winter habe ich mich viel mit Tibull beſchäftigt, und eine Schrift über ſein Leben und ſeine Werke iſt beinah fertig. Beſonders gründliche Unterſuchung und Anatomie habe ich mit ſeinen Geliebten angeſtellt: ſo viel glaube ich beweiſen zu können, daß Glycera bei Horat. carm. I. 33 eine Perſon mit Nemeſis iſt. — Jetzt wird Xenoph. Ephes. gedruckt und bis Pfingſten iſt er fertig. Dionyſ., Xenophon und Tibull erhältſt Du, ſobald ſie da ſind; die 2te Auflage des Lex. verſpreche ich nicht, weil ich nicht weiß, ob ich Freiexemplare bekomme; doch glaube ichs, und dann haſt Du den erſten Anſpruch an eins davon. Was mich anlangt, ſo wars im vorigen Juli und Auguſt mit mir nahe am Ende: gaſtriſche und Nervenzerrüttungen hatten mich dermaßen gefaßt, daß ich bereits überzeugt war, es ſey am letzten; doch ſiegte dießmal meine gute Natur noch: kommt aber ein zweiter Stoß der Art, dann ſind wir geweſen. So lag ich im Bette, ſtatt in Dresden zu ſeyn; nur im September konnte ich noch mit Kind und Kegel einige ſchöne baikoniſche Wochen bei großer Leibesſchwäche und Geiſtesheiterkeit im Rieſengebirge verdämmern. Ich hatte Pferde und bequemen Wagen mitgenommen, das Wetter war koſtlich; ſo fuhren wir die ganzen Tage zwiſchen den herrlichſten Gegenden beſchaulich herum, und das hat mir ganz ungeheuer wohl gethan. Jetzt treibe ich ſeit einigen Monaten das Reiten ſchulmäßig und mit wahrer Leidenſchaft: man ſolls dem Lexikon Nr. 3 anmerken, daß ich ein Hippokoryſt geworden bin. Die Meinigen ſind nicht bloß wohlauf, ſondern auch am 15ten Januar mit einem höchſt reſpectablen Jungen, Moritz Ludwig Adalbert geheißen, Moritz gerufen, vermehrt worden, bei dem Jahn und Jacobs Pathen ſtehn. Sollte der Caſus noch einmal vorkommen, ſo kommſt Du an die Reihe. Schilling verläßt uns bereits wieder zu Oſtern und geht als Profeſſor nach Leipzig, eigentlich als Haubolds Nachfolger. Es iſt ein

großer Verlust für uns. Nach Unterholzner war er der bei weitem geachtetste Jctus, und dabei ist er ein so guter, fröhlicher, frischer Geselle, daß man zu jeder Stunde an seinem Umgange Freude findet, obgleich ich gerade nicht sagen kann, daß ich viel mit ihm verkehrt hätte. Nun aber muß ich schließen. Wir grüßen Dich und Deine Frau herzlich und wünschen Euren Hoffnungen die glücklichste Erfüllung. Mit der Universitäts-Gelegenheit erhälst Du ein Päckchen philol. Kleinigkeiten von hier, ebenso Heller, den ich freundlichst grüße. Noch eins! wenns mit dem Sophokles nichts wäre, wie wäre es mit dem Pindar, der noch vacant ist? Ich möchte Dich gern mit in unsere Conspiration ziehn, und wüßte es nicht besser als durch einen so honorigen Autor. Leicht ist die Sache nicht; aber sage Du nur erst ja und packe sie dann gehörig an, so wirds schon gehn. Honorar ist für den Duodezbogen höchstens 5 Rthlr., freilich wenig, aber mehr kann Teubner nicht thun. Uebernimm Du den Pindar nur in alle Wege und schreib mirs bald; ich will Dir dann noch einige unmaßgebliche Gedanken über den Plan und besonders über den Druck der Verse vorlegen; heute habe ich keine Zeit mehr.

Breslau, 12. April 1826.

An Jacobs.

Empfangen Sie den herzlichsten Dank für die Freundlichkeit, mit der Sie, wie schon sonst so oft, in meine wissenschaftlichen, so auch jetzt in meine häuslichen Angelegenheiten theilnehmend einzugehn, sich willig erfinden lassen. Ich hoffe in meinen Kindern, deren blühende Gesundheit des Leibes eine gleiche des Geistes verheißt, nicht nur mich selbst wieder zu verjüngen, sondern auch, wie in stark verbesserten Auflagen, ein geläutertes Leben fortzusetzen, wenn mein dermaliges persönliches sein Ende erreicht haben wird. Sie haben an meine leiblichen Kinder nicht bloß eine wohlwollende Erwähnung meiner vorhandenen geistigen angeknüpft, sondern auch ein Erbieten für zukünftige, für das ich meinen Dank nicht lebhafter als durch das rascheste Ergreifen desselben auszudrücken vermag. Sie erwähnen nämlich Ihrer Randbemerkungen zum Xenophon Ephes. und zum Chariton, und daß Sie diese mir zur Bekanntmachung anzuvertrauen nicht ungeneigt seyen. Für den Xenophon wage ich demnach sofort Ihr Wohlwollen in Anspruch zu nehmen. Weil er mir unter den Erotikern nach Parthenius der älteste zu seyn scheint, habe ich ihn für den zweiten Band der Sammlung ausersehn und den Druck desselben bereits anfangen lassen. Indeß habe ich die Handschrift zu den Anmerkungen in meinen Händen, und da ich mich an keine Zeit gebunden, werde ich sie so lange bei mir zurückhalten, bis ich von Ihrer Güte erhalten haben werde, was Sie für diesen Schriftsteller mitzutheilen gedenken. Kann es sonach freilich dem Texte nicht mehr zu Nutzen kommen, so hoffe ich doch, Sie werden darum den Anmerkungen diese Zierde nicht entziehen. Osann hat einzelne Stellen der Florentinischen Handschrift verglichen und mir die Resultate davon mitgetheilt; darnach zu schließen, sind noch sehr viele Stellen zur urkundlichen Lesart zurückzuführen und oftmals solche, bei denen wir gar keinen Grund haben, eine Verdorbenheit anzunehmen, während die offenbar verdorbenen meist schon in der Handschrift verdorben zu seyn scheinen. Viel Noth haben mir besonders einige poet. Stellen gemacht, wie das Orakel 1, 6, wo ich glaube, daß der letzte Vers vor den drittletzten gestellt und außerdem παραστῶν' ὄλβια δῶρα gelesen werden muß; das übrige halte ich für gesund. In der Grabschrift 3, 2 vermuthe ich αὖ τάφον in καὶ τ. zu verwandeln ist, wie Hesiod scut. 477 τάφος καὶ σῆμα verbindet und Aehnliches in der Anthologie vorkommt; wenn man außerdem noch ἀγαθὸν liest und ein Komma vor ἄνθος κλυτὸν setzt, läßt sich das übrige allenfalls erklären, zumal wenn man

erwägt, daß der Bretmacher ein Straßenräuber iſt. Vielleicht aber haben Sie ſchon dieſen Dunkelheiten ſichrere Aufklärung bereit. Ihres älteſten Sohnes Bearbeitung von Xenophons Reitbuche leſe ich eben jetzt und mit zweifacher Freude und Belehrung, da ich ſeit einigen Monaten angefangen habe, dieſe Kunſt nicht blos eifrig, ſondern auch gründlich zu betreiben. Welcker ſchrieb mir bald nach Neujahr, wo er zwar die Hermannſche Recenſion noch nicht geleſen hatte, aber, wie er mir meldete, von Hermann ſelbſt mit ſeiner gewohnten Gradheit benachrichtigt war, daß ſie in Kurzem erſcheinen werde. Ich hoffe, durch dieſe Offenheit wird ſeine Empfindlichkeit, die in dieſem Falle nicht grade überall eine ungerechte wäre, entwaffnet ſeyn und jedes Mißverhältniß zwiſchen den beiden trefflichen Männern abgewandt bleiben. Wer jetzt über den Aeſchylos ſchreiben will, muß es in der Gewißheit thun, von Hermann dafür beſtraft zu werden, der das wie eine Art Jagd in ſeinem Gehöge anſieht und jeden von Rechtswegen züchtigt, der ſich in daſſelbe verſtiegen hat. Einem meiner hieſigen Freunde, Pinzger, der neulich mit Lange Aeſchylos Perſer herausgegeben, hat er gleichfalls ſelbſt eine Recenſion angekündigt, die wohl nicht milder ſeyn wird, als die von Welckers Buche. Aber ich wüßte wirklich nicht, wie man es anfangen ſollte, dieſem Manne darum zu zürnen; ein ſo rein wiſſenſchaftliches Gepräge und eine ſolche Entäußerung alles Perſönlichen iſt ſelbſt ſeinen härteſten Aeußerungen aufgedrückt, wie ich deren auch vor einigen Jahren über ein Aeſchyleiſches Programm zu hören bekommen habe. Dagegen ſcheint Müller in Göttingen, der mich vor einigen Tagen beſuchte, das theils in jener Recenſion, theils vor der Leipziger Alkeſtis gegen ihn Geſagte ſehr übel aufgenommen zu haben. Ich behalte mir die Erlaubniß vor, Ihnen nächſtens wieder einen Brief voll Conjecturen zur Anthologie ſenden zu dürfen und empfehle mich für heute mit meiner Frau Ihrem wohlwollenden Andenken.

An Frau von Voigt.

Breslau, 9. Juni 1825.

Verehrte Freundin, wie lange es her iſt, ſeit ich Ihnen nicht geſchrieben habe, weiß ich in der That nicht, und mich verlangt auch eben nicht es zu wiſſen, weil ich mich ſonſt noch mehr zu ſchämen haben würde, als ich es ohnehin ſchon thue. Der junge Denner, der Ihnen dieß Blatt bringt, hat mich ſo lebhaft wieder nach Weimar verſetzt, daß ich es gar nicht übers Herz bringen kann, ihn abgehen zu laſſen, ohne ihm auch einen ſchriftlichen Gruß an Sie mitzugeben und zu verſuchen, ob Sie ihn erwiedern werden. Die Zeit, in der ich Ihnen nicht geſchrieben habe, wird ſich wohl am kürzeſten und beſten als die des allgemeinen Kreisganges ſonderlich in Kirche und Staat bezeichnen laſſen. Obgleich ich nun weder für das eine, noch für das andre zu ſorgen habe, ſo kann ich doch gar nicht umhin, mich durch beides merklich afficiren zu laſſen, und darum kann ich denn auch nicht ſagen, daß dieſe Jahre für mein inneres Leben die ruhigſten geweſen wären, ſo ruhig auch das äußere [illegible] oberflächlichen Beobachter erſchienen ſeyn mag. Beſonders habe ich mirs angelegen ſeyn laſſen, hinter dieſer retrograden Zeit möglichſt weit zurück zu bleiben, das heißt in demjenigen vorwärts zu kommen, was ich für recht und wahr halte. Wenigſtens bin ich theils grau, theils kahlköpfig darüber geworden, habe aber an Lebensluſt eher zugenommen als ab; woran man etwas ſetzt, das gewinnt man am Ende auch ſchon lieb: das Leben aber iſt ſchon werth, daß man ſichs drum ſauer werden läßt. Vor allem werden Sie nach meinen Liebſten und Nächſten fragen, und da kann ich Ihnen nur Erfreuliches berichten; dieſer Kreis hat keinen Verluſt erlitten, wohl aber iſt er vermehrt worden. Wilhelm nun

ſchon über 11 Jahr alt und daneben ziemlich in den Flegeljahren, iſt geſund an Leib und Geiſt, und läßt ſich, bisher Privatunterricht genieſſend ſo gut an, daß ich ihn in einigen Jahren auf die Schulpforte zu bringen denke. Daß außer ihm auch noch ſeit dem May 1820 eine Marie vorhanden iſt, wiſſen Sie, glaube ich, gleichfalls. Wiederholt mit dem Verluſte dieſes Kindes durch die Bräune bedroht, iſt es uns ganz beſonders theuer geworden, was es aber auch ſo durch ſeine zarte und geiſtige Weiblichkeit ſeines eben ſo feinen als beſtimmten Weſens verdienen würde. Auf ſie folgte am 1ſten October 1823 eine Anna, die in mancher Hinſicht ihr Gegenſatz und ihr doch auch wieder ähnlich iſt an Lebendigkeit und Beweglichkeit. Ich muß nachträglich geſtehn, daß Sie als Patbin dieſes Mädchens im hieſigen Kirchenbuch ſtehn, und hoffe, Sie werden dieſe etwas ſehr nachträgliche Anzeige als einen Beweis anſehn, daß wir — wenn wir auch ſchweigen — doch ſehr lebhaft an Sie dachten. Leider kennen Sie niemand von Ihren Mitpathen ſelbſt, dem Namen nach aber doch meine Schweſter Lotte (nach kurzer glücklicher Ehe Wittwe) und meiner Frau jüngſte Schweſter Minchen. Doch ich muß zu den kleinen Kindlein zurückkehren, um Ihnen noch zu ſagen, daß ſeit dem 15ten Januar d. J. ein Moritz geheißener Junge, von dem aber noch nichts zu ſagen iſt als die Hauptſache, daß er ſehr klar aus den Augen ſieht, für jetzo die nicht mehr ganz kurze Reihe ſchließt. Sie ſehn, daß ich ziemlich in die Hausväterlichkeit hineingerathen bin, in der Sie Sich ſchwerlich mich denken können. Da ſich nun aber die Häuslichkeit nicht verfahren läßt, ſo müſſen Sie ſehen zu uns kommen, wenn Sie etwa neugierig ſeyn ſollten, wie ich mich unter ſo viel Kindern gebehrde. Im vorigen Herbſt hatten Sie mich faſt in Weimar geſehn; ich wollte von einigen mühvollen Arbeiten zwei Monate mit Frau und Kind in Dresden ausruhn, und von dort einen ſchnellen Abſtecher allein nach Weimar und Gotha machen. Aber acht Tage vor der feſtgeſetzten Abreiſe wurde ich ſehr krank, ſo daß ich mich auf die weiteſte Reiſe gefaßt machte. Doch konnten noch im Herbſt drei ruhig ſchöne Wochen bei allmälig wiederkehrenden Kräften in unſern ſchönen Gebirgsgegenden wahrhaft genoſſen werden. Der Winter wurde wieder durchkränkelt; ſeit dem Frühjahr gehts beſſer, und regelmäßige Reitübungen tragen viel dazu bei, mich friſch zu erhalten. Wie bald nun aber eine Reiſe zu Ihnen ausgeführet werden wird, weiß ich noch nicht; die nächſte weitere gehört meinen an Geiſt und Gemüth noch jugendlich kräftigen Eltern an: mein Vater iſt in ſeinem 73ſten Jahre, wie ich mir im 43ſten noch zu ſeyn wünſche; bei meiner Mutter hält eine bewundernswürdige Stärke und Stetigkeit des Geiſtes einen hinfälligen Körper in unerſchöpflicher Spann- und Thatkraft hoffentlich noch lange. Auf welcher Seite ich bei den allgemeinen Gegenſätzen dieſer Zeit ſtehe und mit welcher entſchiedenen Einſeitigkeit ich mich auf der frei gewählten halte, glaube ich Ihnen gar nicht erſt ſagen zu dürfen, da Sie mich ſonſt wohl gekannt haben. Beſonders aber bitte ich doch daraus, daß Falk gewiſſermaßen die Veranlaſſung dieſer Zeilen iſt, nicht etwa zu ſchließen, daß ich zu den mir von Herzen und fatalen, von Profeſſion frommen Leuten gehören dürfte, die vor lauter Menſchenthum ganz aufgehört haben Menſchen zu ſeyn, was ich um ſo mehr zu bevorworten für nöthig achte, als manche ſehr ehrenwerthe Leute ſich nicht anders durch die Verwicklungen dieſer Tage hindurchfinden können, als durch dieſen volto mortale in dämmernde Unbeſtimmtheit und ſchwächliche Hingebung. Wollen Sie nun auch von meinen Beſchäftigungen wiſſen, ſo muß ich gleich bemerken, daß ich hinter der ſogenannten ſchönen Litteratur der Zeit nicht nur ſehr zurückgeblieben bin, ſondern auch faſt allen Geſchmack daran verloren habe. Für mich viel der Art zu leſen, läßt die durch meinen aus Neigung ergriffnen Beruf bedingte Rich-

tung meiner litterariſchen Thätigkeit nicht zu; mir bleiben deſhalb nur die Abendſtunden mit meiner Frau, die nach altem gutem Herkommen zu großem Theile gemeinſchaftlicher Leſung häufiger eines guten alten, als eines neuen Werkes gewidmet bleiben, und da kommen wir denn doch immer und immer auf Goethe zurück. Fouqué's Blüthen ſind taube geweſen, und wer hat nach ihm auch nur verſucht, leſenswerth zu werden? Von Walter Scott iſt mehreres geleſen, nicht ohne Unterhaltung für den Augenblick, aber ohne poetiſche Nachwirkung und — was doch ſchlimm — ohne Sehnſucht nach dem Wiederleſen. Byron, deſſen gewaltiger Geiſt mich auch noch in ſeinen Entartungen anzieht, eignet ſich nicht zu geſelligem Genuß. So ſind es meiſt Reiſebeſchreibungen, wie die Braſilianiſche vom Prinzen von Wied, von Spix und Martius ꝛc., oder Biographien, wie die von Nettelbeck, Schill ꝛc., was wir Neues leſen, und Goethe immer dazwiſchen: man kann aber bei ſolcher Geiſtesnahrung, wie mir ſcheint, wohl beſtehn. Hier haben Sie nun ſo eine Art Bericht über unſre letztverlebten Jahre, der zugleich als Glaubensbekenntniß in mehr als einer Hinſicht gelten kann. Meine Frau fügt ihre beſten Grüße bei; zum Schreiben iſt ſie mit jedem Jahre ſchwerer zu bewegen, und da es mir eigentlich ganz ebenſo geht, kann ich es nicht tadeln. Ich weiß nicht, ob ſich außer dem alten Schwabe, mit dem ich zuweilen ein Blatt wechſle, noch ein Menſch in Weimar findet, der meiner freundlich gedenkt: findet ſich aber doch noch einer, ſo grüßen Sie dieſen ſeltnen Vogel auch von mir.

An Döderlein.

Breslau, 14. Juni 1818.

— — — Den unveränderten Abdruck des Lexici darfſt Du nicht mißbilligen, wenn Du nicht die lexikaliſche Altflickerei billigen willſt. Da ich dieſe unbedingt verbeſſere, kann ich nur im Ganzen über- und umarbeiten, und daß binnen einem Jahre ſolches unmöglich iſt, wirſt Du zugeben. Meinen Contract mit Vogel legte der alte Schneider mir fertig vor; er gab für den Bogen 10 Rthl. Geld, und zahlt für jede neue Auflage für den Bogen die Hälfte, für jeden mehr aber, als die erſte Auflage hatte, das doppelte. Die Bedingungen ſollen nicht eben glänzend ſeyn; doch bin ich zufrieden damit, und wollte ich für die Zukunft beſſere, ſo würde Vogel ſie wahrlich bewilligen; ich werde aber alles beim Alten laſſen. Ich bin kürzlich wieder viel beim Tibull geweſen, und hätte ich nur noch zwei Hände mehr, ſo ſollten dieſe ſchnell ein Bändchen Tibulliſcher Studien fertig ſchaffen; Du wirſt einiges daraus in der krit. Bibliothek (über Tibulls Gioconda) und anderes (über Spohns und Mr. de Goulbery Vertheidigung des 3ten Buchs) in der Halliſchen Allg. Litt. Ztg. leſen. Anlangend mein körperliches Leiden, von dem Du wiſſen willſt, ſo tanze ich zwar ſeit 20 Jahren nicht mehr, reite aber ſeit einigen Monaten viel und ungeheuer gern, ſonderlich einen bequemen Galopp, kann auch günſtige Zeugniſſe vom akademiſchen Stallmeiſter beibringen. Ich habe die Sache auf ärztliche Vorſchrift angefangen und muß geſtehn, daß der Rath gut geweſen. Ich fange an, mich wieder durchaus wohl zu befinden und Lebenshoffnungen auf mehrere Jahre vorwärts Raum zu geben, welches mir noch vor Kurzem bedenklich ſchien. Meine Collegia leſe ich nach wie vor von 6—8 Morgens, und bin dann freier Herr des übrigen Tages. In Geſellſchaften gehe ich gar nicht, außer alle 14 Tage in unſer Philomathie und alle Sonnabende um 7 Uhr Abends bis 1 oder 2 Uhr Nachts in den Plato, den Schneider, Rohovsky, die Theologen Schulz und Gelin, und Schaub, ein tüchtiger aber ſchreibfaulier Gymnaſialphilolog, conſtituiren. Mein Bruder hat ſich ohnlängſt mit Sidonia, fünfter von den ſechs Töchtern des Dr. Gerbeck, ſonſt in Nürnberg, dann in Jena, jetzt

in Berlin, verlebt. Hiermit wäre nun Deiner Aufforderung zu baldiger, ja schleuniger Antwort Genüge geschehn, denn ich habe Deinen Brief erst vor einer Stunde erhalten. Lebe mit den Deinigen recht wohl.

An seine Frau.

Auf einer Reise mit Wahlen nach Dresden, 1825.

Görlitz, Montag Abend um 9.

Nun liegen schon zwanzig und einige Meilen zwischen uns, meine liebe gute Seele! — — Der Versuch, fern von Dir Stärkung und Freude zu finden, wird jetzt zum viertenmal gemacht, und ich will das Meinige thun, daß es gelingt. Wäre ich allein, wer weiß wo ich umkehrte; nun aber ists Ehrensache, straff und fest zu bleiben. Als ich Euch verlassen hatte, Dich und Wilhelm wach, Marie, Anna und Moritz noch in süßem Schlaf vergraben, dann auch noch von München geschieden war, fühlte ich mich recht sehr krank und wehe, und die Geistesfittige hingen wohl etwas matt herab. Durch die Stadt gings langsam, dann rascher unter sanftem Regen, der mir etwas sympathetisch bedünken wollte. Doch ich behauptete trockne Augen und schlug mit kecken Reden um mich; dem guten Vater war wohl zu Muthe und darüber wurde mirs eben so. Wir durchflogen rasch bekannte Orte, und zogen um 6 Uhr in Hainau ein, einem kleinen freundlichen Städtchen mit lauter weißen Häusern und gutem Nachtlager. Es war noch hell genug, um nach meinem Wunsche das Feld zu beschauen, wo Blücher so gute Arbeit verrichtet hatte. Heute früh um 5 bei stahlblauem ätherreinem Himmel weiter durch reichbewohnte Gegenden mit einzelnen schönen Bergaussichten. Frühstück bei den Herrenhutern in Gnadenberg, durch Bunzlau ohne Aufenthalt, Mittag in Waldau bei Hirschbraten in trauriger Oede, wo mirs wieder öde in der Seele werden wollte; dann immer schönerer Weg bis hier. An der Landskrone habe ich meine Augen recht gelabt. Hier logiren wir fast prinzlich. Der Vater legte sich aufs Sopha; ich ging die Kirche St. Peter und Paul besehn, die ich sehr schön, hoch, hell und heiter fand, wie eine evangelische Kirche seyn soll; dann zu Rector Anten durch verschiedene Stadtviertel hindurch. Anten, ein behaglicher Sachse, besah mich von oben bis unten, und freute sich am Ende gewaltig, daß ich so gar nicht gelehrt aussähe. Wir wurden bald bei einem Glase Franzwein bekannt, und um 8 traf ich wieder beim Vater ein, um mit ihm einige Schnepfen zu verzehren. Jetzo liegt er im Bette, ich aber sitze in einer tiefen Fensternische und schreibe dieses. Joseph fährt musterhaft, die Gegenden haben bisher noch reiche Abwechslung geboten und Vater hat bis jetzt noch keinen verdrießlichen Moment gehabt. Das Fahren thut seinem Fuße gut; aufs Herumlaufen hat er sich noch nicht eingelassen, findet es aber ganz natürlich, wenn ich nicht im Gasthause stecken bleibe, sondern Ortskenntniß einziehe. So ist alles gut und freundlich; aber wie ich Euch vermisse, könnt Ihr Euch selbst kaum ganz klar machen. Es ist eine abscheuliche Erfindung mit dem Raume: mit der Zeit wird man viel eher fertig. Diese Schreiberei geht morgen in Bunzen auf die Post. Sieh zu, ob Du alles lesen kannst; ich fürchte, Minchen wird Recht behalten, daß meine Hand verrieben sey. Wilhelm soll folgsam seyn, Marie und Anna so lustig, Moritz so wohl wie möglich, und München die Reisenden nicht ganz vergessen. Du aber, Du Treugeliebte, sey stets so bei mir wie ich bei Dir!

Dresden, Montag Abend um 10.

Den in der Görlitzer Fensternische für Dich, liebe, treue Seele, geschriebenen Brief in der Tasche fuhren wir Sonnabends mit Sonnenaufgang in den heitersten Morgen hinein. Die Sächsische Grenze war schnell überschritten, und in dem ersten überaus freundlichen Sächsischen Städtchen Löbau wurde Halt gemacht. Hier griffen wir den eben vorbeifahrenden Wissowa auf, und da keine Post früher nach Breslau abging, wurde ihm der fertige Brief übergeben, den Du auf diesem Wege wohl nicht erwartet hattest. Zu Mittag waren wir in dem stattlichen Bauzen an einer unsäglich lärmenden Wirthstafel; nach Tisch lief ich zum alten Rector Siebelis, mit dem ich einige Briefe gewechselt hatte, und der mich mit großer Herzlichkeit empfing. Ich schleppte ihn mit in den Gasthof und hätte ihn fast beredet, nach Dresden mitzufahren. Gegen 3 fuhren wir indeß ohne ihn weiter bis zu dem 1813 ganz abgebrannten, nun sehr freundlich wieder aufgebauten Bischofswerda. Ich fand noch Zeit, in der Gegend herumzulaufen und manches Einzelne über die dort begonnene Bauzener Schlacht zu erkunden. Am Sonntage saßen wir schon vor Sonnenaufgang wieder im Wagen und steuerten auf Dresden los. Mir schlug das Herz, als ginge es zu einer alten Geliebten. Als ich die Kuppel der Frauenkirche zuerst wieder hervordämmern sah, fehlte es mir an nichts als an Euch! Um 9 Uhr früh zogen wir ein, und obgleich vieles schöner geworden ist, kam mirs doch vor, als wäre ich nicht 15 Jahre, sondern 14 Tage lang nicht in dieser Königin aller Städte gewesen. Nachdem ich mich umgekleidet und der Vater sichs bequem gemacht hatte, lief ich fort, setzte mich in eine Gondel und fuhr zu Regis, der nicht zu Hause war, dann zu Kummer, auch nicht zu Hause, nun in die katholische Kirche, wozu es eben Zeit war, und wo ich eine himmlische Messe von Naumann hörte. Das erste Gesicht, das mir dort begegnete, war mein liebster Weimarscher Schüler, Prof. Göttling aus Jena; wer von uns beiden am frohsten überrascht war, ist schwer zu sagen; auch Treviranus fand ich. Den Mittag an glänzender Wirthstafel, mir gegenüber ein höchst schönes Mädchen mit ein Paar Augenbrauen, wie ich sie mir nie möglich gedacht. Nach Tisch wieder angespannt, ins Linksche Bad an der Elbe, wo Göttling mit Mutter und Schwester und zwei jungen Dresdner Philologen Wagner und Sillig uns schon erwartete; es waren gute Stunden, die wir bis in den Abend hinein verlängerten; dann durchkreuzte ich noch mit Göttling die Stadt. Abends mit Treviranus und der Familie des schönen Kindes gespeist. Montag früh wollte ich um halb 7 wieder zu Regis fahren, aber schon in der Thür des Gasthofs traf ich ihn; nun ging er mit zu Kummer, der köstlich wohnt, und eben seine Pfeife zum Fenster hinausrauchte. Ich stellte mich unters Fenster und rief herauf: kennst Du mich? Nach einigem Bedenken rief er halb zweifelnd: Passow? und wäre, da ich bejahte, beinahe zwei Treppen hoch heruntergesprungen. Dieser gute, redliche Mensch war wirklich außer sich vor Freuden. Nachdem wir viel altes und neues durcheinander gefragt und erzählt hatten, ging ich halb 9 auf die Gallerie, wo mir alte geliebte Gestalten noch eben so schön und jung wieder entgegentraten, wie ich sie 1810 verlassen hatte. Es waren wahrhaft erbauliche Stunden. Dann um 11 auf die Bibliothek, wo ich den Vater wieder traf; dort ein halb Dutzend höflicher kleiner sächsischer Magister und Professoren kennen gelernt. Den Mittag auf der Brühlschen Terrasse unter freiem Himmel mit Göttlings und Treviranus königlich gespeist. Am Morgen schon von Böttiger auf den Nachmittag in den Plauenschen Grund geladen, fuhren wir mit Göttling nach Tisch zu ihm, luden ihn mit in den Wagen, und nun hinaus. Der Mann hat mit den Jahren gewonnen; wir verlebten gute

Stunden und sind erst vor kurzem wieder heimgekehrt. Wohl bin ich über die Maaßen und den ganzen Tag auf den Beinen. Kunst und Natur üben ihren alten gewaltigen Zauber über mich, die Menschen sind gut und strömen von Wohlwollen über; besonders mein alter Oetting ist ein herrlicher Mensch geworden, der mich so ziemlich überall hin begleitet, und fast eben so gut zu Fuße ist wie ich. Auch der Vater ist, trinkt und schläft mit Wohlbehagen, ist aber etwas schwer in Bewegung zu setzen: ich suche ihn indeß bestens und nicht ohne Erfolg anzuregen. Ich denke ihn zufrieden von der Fahrt wieder nach Hause zu bringen. Von verdrießlichen Augenblicken ist gar kein Gedanke. Wäret auch Ihr mit bei uns, so weiß ich gar nicht, wie ich so viel Gutes auf einmal ertragen wollte; schon jetzt kommt mir das Goethische

Lieber durch Leiden möcht ich mich schlagen,
Als so viel Freuden des Daseyns ertragen,

zuweilen in den Sinn. Dafür träume ich aber Nacht für Nacht von Euch, und wo ich blühende Kinder sehe, gleichviel ob gemalte oder lebendige, da muß ich sehr auf der Hut seyn, nicht allzu weich zu werden. Schlafen kann ich übrigens fast gar nicht. Vergangenes und Gegenwärtiges schwebt mir in immer frischen Bildern vor den Sinnen und läßt mich zu keiner Ruhe kommen; aber diese Unruhe erschöpft nicht, sondern stärkt und gewährt hundertfachen Genuß des Augenblicks.

Dienstag Abend um 11.

Meinen heutigen Bericht fange ich mit dem Geständniß an, den Vater sehr tyrannisirt zu haben, doch hoffe ich zu seiner Zufriedenheit. Früh von 6—8 fuhr ich allein auf der Elbe herum und labte mich an der frischen Frühluft nach fast ganz durchwachter Nacht. Dann mit dem Vater auf die Gallerie, wo ich ihm die 10 schönsten Bilder zeigte, und er sich sehr gut gegen alle schwächlichen Anwandlungen behauptete. Um 10 zu Carus, einem feinen und geistreichen Manne, mit dem ich mich bald gut zusammengefunden zu haben glaube. Von da sollte es nun in die Antikensammlung gehn, und da bewirkte ich denn durch drei Worte das große und denkwürdige Stück, daß der Vater sich ohne Widerrede mit in eine Gondel setzte und bei bestem Wohlseyn über die Elbe schwamm. Bei den Antiken empfing uns Böttiger bereits mit strahlendem Antlitz; dazu kam der Bildhauer Rauch aus Berlin, ein hoch stattlicher ereifender Mann. Die zwei Stunden vergingen blitzschnell; ich habe dabei manches über alterthümliche Darstellung zugelernt. Zu Mittag bei Kummer, nach Tisch eine herrliche Spazierfahrt an der Elbe hin nach einem zwei Stunden entlegenen Weinberge; gegen acht heimgekehrt bekamen wir Regis bei uns, der mit nach Schlesien reiset. Jetzt schläft der Vater und ich schreibe. — Hier, meine gute Seele, hast Du eine sehr allgemeine Uebersicht des bisher gethanen und genossenen. Morgen früh gehe ich zuerst wieder zu Wasser, dann auf die Gallerie; zu Mittag hat uns Carus geladen. Uebermorgen fahren wir auf die Bastei. Das ist vorläufig beschlossen; unser Hierbleiben wird wohl ein längeres werden, als ich geglaubt hatte; wer einmal vom Strome sich hat fassen lassen, kann dann nicht so schnell wieder heraus, wie er wohl möchte. Unsre Abwesenheit scheint sich auf drei volle Wochen ausdehnen zu wollen. Heut habe ich erfahren, daß eine mir früher sehr befreundete Hannöversche Familie, des geh. Kabinetsrath Rehberg, hier ist, den ich morgen besuchen will. Walch ist gestern abgereist, aber weder uns, noch auch hiesigen Gelehrten sichtbar geworden. — Von einem Totaleindruck unsres Hierseyns kann ich noch nichts sagen. Das werde ich erst in Breslau können, wenn ich wieder zu Ruhe und stiller Be-

trachtung gelange. Nur ſo viel kann ich ſagen, daß ich den ganzen Tag auf den Beinen bin, mich ſehr wohl befinde und ſehr wohl ausſehn ſoll. Daſſelbe gilt vom Vater. Er macht ſo ziemlich alles mit, geſteht, daß ich ihn gar nicht mehr frage, was zu thun ſey, ſondern mit größter Willkühr mit ihm ſchalte, und befindet ſich wohl dabei. — Wie Ihr mir fehlt und wie alle Freude mit Erinnerungsſchmerzen gemiſcht iſt, magſt Du an Dir ſelbſt ermeſſen. Wilhelm werde ich mit Freuden wiederſehn. Marie und Anna ſehn mir wie ein Paar Engelsköpfchen aus der Ferne herüber. Moritz wird hoffentlich ſehr herangewachſen ſeyn, Anna ſehr viel Wörter zugelernt haben. Daß Minchen nicht mit hier iſt, bleibt der Hauptmangel der Reiſe. — Am Sonnabend ſchreibe ich wieder; der Brief wird am 20ſten in Deine Hände kommen und vielleicht die Zeit unſrer Abfahrt beſtimmen; morgen hoffe ich auf einen Brief von Dir; mich verlangt unſäglich danach. Nun ſchlafe wohl; ich will auch ſehn, ob ich ſchlafen und von Euch träumen kann.

Sonnabend früh.

— — Die Tage ſind hier durch Geſelligkeit und Kunſtgenuß ſo überfüllt, daß die Zeit nicht hinreicht, alles was ſich darbeut zu faſſen. Indeß thun wir, was wir können, keine Stunde ohne angemeſſene Bezeichnung zu laſſen, wobei uns ſchönes Wetter, Wohlſeyn und gute Laune gar ſehr zu ſtatten kommen; obgleich ich des zwieſpältigen Gefühls nie ganz Meiſter werden kann, das mich zur Hälfte hier in den bunten Strom der Gegenwart zieht, zur Hälfte und oft mit überwiegender Gewalt zu Euch hinüber ruft. Auf die Länge wäre das nicht zu ertragen, und ſo ganz ich mit unſerm hieſigen Leben zufrieden bin, ſo ſehr ich doch nicht ungern die Zeit unſeres Verweilens ſich ihrem Ablauf nähern. — Vor allem nun tauſend Dank für Deinen Brief: ich erhielt ihn am Mittwoch, und hätte ihn gern auf allen Seiten zugleich zu leſen angefangen. So wenig ich da, wo ich ſelbſt bin und ſehn kann, von Einbildungen verfolgt werde, ſo leicht bemächtigen dieſe ſich meiner, wo ich Euch nicht vor Augen habe und nun das ganze weite Reich der Möglichkeiten ſich vor mir aufthut; iſt dadurch die Phantaſie einmal getrübt, ſo breitet ſich auch über das heiterſte ein Flor aus, den ich nicht zu zerreißen vermag. So ſtand es allerdings auch dießmal mit mir, ehe ich Deine beruhigenden Zeilen erhielt. Daß der arme Moritz ans Haus gebannt iſt und Du mit ihm, that mir freilich unendlich wehe, und mindert meine eigne Freude an dem ſchönen Herbſtwetter: doch hoffe ich, weil die Luft ſo gar milde iſt, Du ſchreibſt mir vielleicht auch darüber noch etwas Tröſtlicheres; denn ich rechne feſt darauf, noch einen Brief von Dir morgen zu erhalten. Wilhelm, Marie und Anna mögen dafür des Freien möglichſt froh werden. — Von unſerm hieſigen Leben einzelnes zu erzählen iſt faſt unmöglich: Gemäldeſammlung und Antikenkabinet, Bibliothek und Theater, Spaziergänge und Fahrten, gemachte und empfangene Beſuche wechſeln ſo bunt mit einander ab, daß ich erſt in Breslau werde Zeit finden, alles gehörig zurecht zu legen und zu ordnen. — Heute hat der Vater plötzlich die Idee bekommen, übermorgen (Montags) müßten wir abreiſen und über Zittau in vier Tagen zu Euch gelangen. Mir wäre das ſchon recht, aber ich bin noch nicht dazu gelangt, für die Kinder Einkäufe zu machen, und Regis muß die Sache doch auch vorher wiſſen, zumal er morgen gar keine Reiſeanſtalten mehr treffen kann. Wir werden alſo ſchwerlich vor dem Dienſtag wegkommen. Vollends Unmöglichkeit iſt es aber, dieſen Rückweg in 4 Tagen zu machen, da man in der Regel ſechs dazu braucht. So viel ich daher anjetzt ſehe, darfſt Du uns vor dem Sonntage über 8 Tage auf keinen Fall er-

warten; später indessen werden wir hoffentlich nicht kommen. Eben ist Schinas eingetroffen und wohnt in unserm Gasthof, gesprochen aber habe ich ihn noch nicht, werde es auch schwerlich vor Abgang dieses Blattes; doch ist meine Sorge um ihn nun gehoben; mir war es ganz räthselhaft, daß er weder seinen Koffer an Kummer geschickt, noch sich selbst vor irgend einem hiesigen Menschen hatte blicken lassen. — Abgerissen und mehrfach unterbrochen muß ich schreiben. — Wenn ich nur noch Einmal von Euch hätte Nachricht erhalten! Es geht nun aber nicht mehr; Du wirst am Mittwoch nicht geschrieben haben, weil Du nach meinem ersten Brief glaubtest, wir würden heute nicht mehr in Dresden seyn. Daher kommen mir denn schon wieder allerlei Schatten vor die Sinne, die grade heute durch einen Besuch bei meinem alten Freunde, dem Maler Friedrich, und einige seiner Bilder neue Nahrung bekommen haben. — Dabei unterlasse ich es aber nicht, mich an den freundlichsten Bildern des Wiedersehens zu erquicken und mir Deine Liebe und der Kinder Freude bei der Heimkehr mit allen Lebensfarben auszumalen. — Wird Anna mich noch wiedererkennen? Sie spricht nun vielleicht schon ganz ordentlich? Kummer hat ein ganz allerliebstes kleines Mädchen, das manches Aehnliche mit ihr hat. Und meine gute Marie wird sich wohl sehr im Lesen und Schreiben geübt haben und mir etwas vorlesen, wenn ich wiederkomme. Wilhelm hätte gar nicht übel gethan, mir einige Zeilen zu schreiben. — Nun noch einmal lebt wohl, Du und die Kinder und Minchen, und kommt mir mit recht freundlichen Gesichtern entgegen.

Zittau, Mittwochs am 21. September.

Noch einmal, mein gutes Kind, sende ich mir einen Brief voraus, damit Du uns am Sonnabend auf keinen Fall vergebens erwartest. Zwar sind wir unserm Vorhaben gemäß am 20sten früh von dem schönen Dresden geschieden und zur Nacht in Herrnhut gewesen, heute früh mit dem Vater auf den Hutberg gestiegen, durch wahre Schweizergegenden hierher gelangt, und im Begriff auf den Oybin zu fahren, die Nacht aber hier zu schlafen. Allein da wir morgen in Böhmen einbrechen, und die Fahrt über Friedland, Liebwerda und Flinsberg durchsetzen wollen, wird es unmöglich, vor Freitag Abend Hirschberg, vor Sonntag Nachmittag gegen 5 Breslau zu erreichen. Dieß also zu Eurer Kunde; wir rechnen übrigens auf einen guten Thee, welches theure Getränk seit meiner Abreise nicht über meine Lippen gegangen ist. — Gestern früh um 6 kam der gute Kummer, meinen Geburtstag mit einer Flasche des köstlichsten Madeira einzuleiten, die wir noch nicht haben bewältigen können. Himmel, Luft, Gegenden und Stimmung waren von der Art, daß ich sie als gute Vorbedeutungen für das angefangene — mein letztes 30er Jahr froh begrüßt habe. — Alte Liebe rostet nicht. Dresden ist und bleibt die erste Stadt der Welt. Ging es nicht zu Euch, ich würde mit Schmerzen geschieden seyn; so ists gern geschehen. — Aber die Pferde werden schon herbeigeholt; also nun nur noch die letzten Grüße an alle Geliebten!

Breslau, 9. April 1826.

An Frau von Voigt.

Nicht von Ihnen allein, verehrte Freundin, sind mir Vorwürfe zu Theil geworden, daß ich nach Dresden gereist bin, ohne davon Nachricht vorauszusenden. Zu meiner Rechtfertigung gereiche, daß ich fast selbst nicht eher davon gewußt habe, als ich den Fuß in den Wagen setzte; Beschluß und Ausführung wa-

ren faſt Eins, und darum der Aufenthalt in Dresden nur ſehr kurz. Doch auch dieſe wenigen Tage ſind mir unendlich genußreich geworden. Dresden hat in der That den Zauber einer erſten Jugendliebe für mich; ich hatte es ſeit 1810 nicht wieder geſehn; ſo lag eigentlich mein ganzes wacheres Leben zwiſchen damals und jetzt. — Anders iſt mir allerdings vieles erſchienen, aber faſt alles ſchöner und reizender als je zuvor, ſo daß ich bei manchem Bilde, bei mancher Statue, bei manchem Blick in das herrliche Elbthal nicht begriff, wo ich früher die Augen gehabt haben mag. — Möchten Sie nun den Gedanken, Schleſien zum Ziel Ihrer dießjährigen Reiſe zu machen, recht vollſtändig ausführen. Uns hindern Sie durch Ihr Kommen an nichts; denn da meinem Hauſe im Juli oder Auguſt eine Vermehrung bevorſteht, ſo begreifen Sie, daß wir uns für dieß Jahr aller Reiſeplane enthalten haben. Es kommt nur aber darauf an, ob dieſer Zeitpunkt, wenn auch nicht für uns, ſo doch für Sie ein ganz ungelegener iſt, und Ihnen die Luſt benimmt, uns in dieſem Jahre durch einen Beſuch zu erfreuen. Uns ſind Sie jederzeit gleich willkommen; Sie aber würden freilich unſer Bemühn, Ihnen Ihr Hierſeyn ſo angenehm wie möglich zu machen, mit etwas Nachſicht betrachten müſſen, und doch möchte ich bitten, nichts, was dieß Jahr ausführbar iſt, aufs nächſte zu verſchieben. Ich bin daran im December vorigen Jahres ſehr ernſtlich gemahnt worden. Ein Nervenfieber hatte mich ſo gewaltſam ergriffen, daß ſelbſt mein Arzt mich bereits völlig aufgegeben hatte, und wenn auch für dießmal meine gute Conſtitution ſiegte, ſo fühle ich mich doch noch immer nicht wieder wie vor der Krankheit und kann nicht wiſſen, wie bald vielleicht ein neuer Angriff folgt, den ich wohl nicht mehr zu beſtehn vermögen würde. Ich bin durch manchen äußern und innern Sturm ſchon ſo mürbe geworden, und lerne doch noch immer nicht, das geruhige Maaß finden, das den Menſchen conſervirt. Darüber bin ich, wie Sie finden werden, etwas zeitig alt geworden. — Faſt aber möchte ich den Rath geben, den September zu Ihrer Reiſe zu wählen; dann werden Sie hoffentlich bereits alle Unruhe überſtanden und meine Frau in gewohnter Beweglichkeit finden; ich habe Ferien und kann Ihnen mehr Zeit widmen als in den frühern Monaten, und der Herbſt iſt ja in der Regel die ſchönſte Jahreszeit unſrer Nordländer. — Falks Tod habe ich mehr vor, als nach Ihrem Brief bedauert. Es iſt ſchlimm, wenn die Leute gern etwas vollbringen möchten, aber immer nicht wiſſen, wie ſies angreifen ſollen. Da fehlt ſicherlich der innere Beruf, und es treibt ſie etwas äußerliches: Geld, Titel, Orden, Furcht vor den Höllenſtrafen ꝛc. — Die Berichte von den Weimarſchen Feſtlichkeiten kann ich ſelten in ernſthafter Stimmung zu Ende leſen; wenn der Herr von M. bei allen Herrlichkeiten voran paradirt, der geheime ꝛc. von C. auch nicht fehlt und R. den Bruder Redner ſpielt, wird mir immer mephiſtophelisch zu Muthe, und Goethe dauert mich von Herzens Grunde, daß er ſich wahrhaft rührende Momente, die nur Einmal im Leben vorkommen, durch ſo ſchaale Geſellen verhunzen laſſen muß. Das ſcheint der alte Knebel auf ſeiner Jenaer Warte wohl erwogen zu haben, als er fein zu Hauſe blieb, und ich denke mir, er wird gehörig getobt haben, als die Eſtaffette ihm die merkwürdige Botſchaft der ihm gebrachten Geſundheit anmeldete. Wenn Sie uns aber eine Abſchrift des auf der Bibliothek niedergelegten Briefes ſeiner Eltern verſchaffen könnten, da wollten wir eine recht ſchöne Nachfeier halten. — Möge des Alten Jugendkraft noch lange nachdauern. Auch von Voß hatte ich noch vor wenig Wochen die erfreulichſten Nachrichten, und es war feſt verabredet, daß ich zur goldnen Hochzeit (15. Juli 1827) in Heidelberg ſeyn wollte. Nun ſchlagen die Wellen der Zeit auch ſchon über dieſen Felſen hin. — Meine berühmte Landsmännin Fanny Tarnow kenne ich zu meiner Schande

nur aus dem Meßkatalog und höchstens aus confusen Recensionen. — Ueberhaupt habe ich einen großen Respect vor den Schriftstellerinnen und halte mich daher in ehrerbietiger Ferne. Da hat die Amalie von Helwig einmal wieder eine Helene von Tournon zu Stande gebracht, über die nichts geht; es ist die personificirte Ueberschwenglichkeit. Eine Ausnahme scheint mir jedoch die Frau von Ahlefeld, wie ich höre, eine Weimaranerin, zu machen, deren Felicitas mir von meiner Frau, als ich krank war, vorgelesen wurde; darin schien mir das Leben tief und wahr gefaßt zu seyn, und ich sah keine aschgrauen Nebelfiguren, sondern beseelte Gestalten. Johanna Schopenhauer habe ich noch nicht zu berühren gewagt; schreibt Adele denn noch nicht? — Meine Blicke sind immerwährend nach Griechenland gerichtet. Ein niedergetretenes Volk, das damit beginnt, seine ganze Existenz an eine Idee zu setzen, ist doch so etwas Großes und Hohes, daß es mit sündhaften Jahrtausenden aussöhnt. Es ist auch gar keine Frage, daß sie siegen werden, und wenn die Christenheit sich noch schmachvolleres gegen sie erlaubt. — Nun will ich nur noch sagen, daß meine Frau, die Kinder und Minchen alle wohlauf sind, Sie freundlichst grüßen und sich nach Maßgabe ihres Alters freuen, Sie hier zu begrüßen. Lassen Sie uns darüber bald das Nähere wissen.

Lieber Döderlein. Breslau, 30. April 1826.

Ich bin gewaltig bei Dir in Rückstand gekommen; viel Schuld trägt freilich die Krankheit, die mir gegen Ende des vorigen Jahres das Schreiben auf immer verbieten zu wollen schien. Als Du freundlich bei Wachler meinetwegen anfragtest, war indeß die Gefahr überwunden, und that es mir leid, daß Du meinetwegen hättest in Sorgen seyn müssen. Jetzt geht es so so mit mir: Kopf und Herz sind indeß gesund und frei; da wird sich das übrige finden. Deinen litterarischen τηλύγετος habe ich mir wohl empfohlen seyn lassen; er hat mich ergötzt, aber noch nicht überzeugt, soll jedoch von neuem geprüft und dann in Jahns Jahrbüchern ꝛc. recensirt werden. Viel Spaß wird Dir Buttmann im zweiten lexilogus gemacht haben, den ich ganz gleichzeitig mit Deinem Programm empfing. Daß Buttmann gewiß auf falschem Wege ist, wirst Du auch wissen, und wird Dirs wohl nicht als Absentation erscheinen, wenn ichs wiederhole. — Die lobvollste Recension Eures O. C. kennst Du vielleicht noch gar nicht; sie steht in der Bibl. crit. nova von Bake, Geel ꝛc., ist aber nichts daraus zu lernen. Die Fragm. Soph. soll mir — hoffe ich — Wilhelm Dindorf abnehmen. Die Lexik. Arbeiten lassen mich wohl zu Lex. Soph., aber nicht zur Fragm.-Sammlung kommen, und wenn Dindorf sie besorgt, so habe ich mehr als bloßen Ersatz für mein Zurücktreten gegeben. — Deine Lex. Scherflein werden immer sofort suo loco mit vielem Dank einregistrirt, und Du kannst sicher seyn, daß nichts davon umkommt. Die Zahl der getreuen Beisteurer hat besonders an Dindorf, Poppo, Zumpt und Mehlhorn in Glogau einen gewichtigen Zuwachs erhalten. Vor einigen Tagen wurde ich durch einen Besuch von Humboldt sehr angenehm überrascht; dieser setzt mir sehr zu, das Wb. in die etymologische Form herumzuwerfen. Er hat freilich in der Hauptsache recht; indeß für Ed. 3 kam sein Rath zu spät; von dieser sind 480 Seiten gedruckt, und bis Ed. 4 habe ich noch Zeit mich zu besinnen. — Was meinst Du dazu, die Sache lediglich aus dem Standpunkte der praktischen Nutz- und Brauchbarkeit aufgefaßt? Im vorigen September habe ich mit Wachler ein Paar köstliche Wochen in dem seit ganzen 15 Jahren nicht wieder gesehenen Dresden verschwelgt. Unter manchen alten Freunden

fand ich auch zu meiner größten Freude unsern Göttling dort vor. — In meinen domesticis hat sich nichts geändert; Frau und Kinder sind immer wohlauf. Den Wilhelm denke ich künftige Ostern auf die Pforte abzuliefern; es wäre nicht übel, wenn wir uns dort, oder in Jena dann einmal wieder die Hände reichen könnten; denn wie bald ich Dich in Erlangen besuche, ist noch nicht zu bestimmen. — Dagegen wirst Du vielleicht in etwa 3 Wochen einen Besuch von einem Freunde von mir und Raumer, dem hiesigen Oberlandesgerichtsrath von Winterfeld erhalten, der mit seiner sehr gebildeten Frau, einer Tochter des kürzlich verstorbenen Generals von Thümen, eine Reise ins südliche Deutschland machen wird. Winterfeld ist ein überaus braver und zugleich sehr geistreicher Mann. Seine Frau empfiehlt sich selbst. Beide leben vorzugsweise in der Tonkunst, die er historisch, theoretisch und praktisch mit gleicher Gründlichkeit erfaßt hat. Ihre köstliche Stimme bereitet uns allwöchentlich wenigstens Einmal einen genußreichen Abend. Kurz, laß Dir die Leute empfohlen seyn, beinahe so, als wenn ich selbst käme. Ueber Winterfeld bemerke ich noch, daß er lange in Italien gelebt hat, daß er besonders auch in den südlichen und westlichen Sprachen tüchtige Studien gemacht, daß er den Camoens edirt hat und mit zu unserm philomatischen Kreise gehört. Dieß genüge Dir als vorausgesandter Steckbrief. — Seit wenig Tagen haben in Berlin die Dinge einen großen Umschwung erfahren. Es ist plötzlich erlaubt worden, die Griechen nicht blos für eine Art Menschen zu halten, sondern sogar thätig für sie zu werden, so viel jeder vermag. Ich habe mich nun sogleich mit meinem ehrenfesten Collegen, dem Theologen Schulz, zusammengethan, und wir sind jetzt darüber, uns einen philhellenischen Verein für Schlesien zu constituiren, wozu sich bereits eine gute Anzahl von Leuten aus allen Zweigen der bürgerlichen Gesellschaft mit uns zusammengethan hat. Diese Angelegenheit beschäftigt mich jetzt Tag und Nacht, und darüber kann manches andere eine Weile ruhn. — So viel heute. Wir grüßen Dich, Deine liebe Frau und Kinder herzlich.

An Jacobs.

Breslau, 17 Juli 1826.

Leider kann ich auch diesen Brief nur mit der Selbstanklage ungebührlicher Säumniß beginnen, wenn auch vielleicht diesmal eine sehr ernsthafte Nervenkrankheit, die im December v. J. mich den neuen Januar nicht mehr erleben wollen zu lassen schien und seitdem noch nicht aufgehört hat, mich durch manche ungewohnte Schwächlichkeit wieder und wieder an jene Zeit zu erinnern, mir einige Ansprüche auf freundliche Nachsicht geben dürfte. So ist es auch gekommen, daß ich Ihren bewundernswürdig reich ausgestatteten Philostratos immer noch mit stillschweigendem Danke benutzt habe; ich weiß nun freilich vollständig den Werth dieser Gabe zu würdigen. Eben so wäre es wohl schicklich gewesen, die zweite Auflage meines Wörterbuchs und diese und jene Kleinigkeit, die Ihnen von Leipzig in meinem Namen zugekommen seyn wird, mit einigen Zeilen bei Ihnen einzuführen. Aber ich bin schon verwöhnt genug, bei Ihnen einen solchen Fond von Wohlwollen und Nachsicht vorauszusetzen, daß ich einiges darauf zu wagen mir erlaubt habe. Wenn Sie nur nicht finden, daß ich darin weiter gegangen bin, als Sie mir ein Anrecht darauf zu geben gesonnen sind. Jetzt hat mich Ihre Epigrammenlese, die die Bibl. graeca ganz so eröffnet, wie alle Theilnehmenden gehofft hatten, wieder aufs lebhafteste zu Ihnen hinübergezaubert; sie hatte aber grade jetzt einen ganz zufälligen, aber sehr großen Reiz [illegible] für mich, worüber ich mich wenigstens mit ein Paar Worten gegen Sie aussprechen will, wenn es auch vielleicht nicht nur zu früh, sondern ganz unnütz ist.

Beinah ſo lang, als ich hier bin, verlautete nämlich ganz dunkel von einer pergamentnen Handſchrift, die in einem entlegnen Winkel Oberſchleſiens, unfern der polniſch-ruſſiſchen Grenze — wo? wußte niemand näher anzugeben — mit einer ziemlichen Menge, vor vielen Jahren in Italien gekaufter gedruckter Bücher wohl eingepackt, ſtehn ſollte, und man wollte das wenigſtens wiſſen, daß ſie die griechiſche Anthologie enthalte. Obgleich der ſelige Schneider und Andere alles für leeres Gerede erklärten, ſpürte ich doch nach, ſo gut ich konnte, verlor aber am Ende die Fährte ganz. Jetzt vor wenigen Monaten brachte mich ein glückliches Ungefähr durch einen meiner Schüler wieder auf die ſchon verloren gegebene Spur und bald ſo nah an die Sache, daß ich noch in dieſem Sommer zur Gewißheit und, wenn eine ſolche Handſchrift ſich findet, zum vollen Gebrauch derſelben gelangen werde. Ein Graf Henkel von Donnersmark hat von einem Ahnherrn eine in Italien geſammelte Bibliothek ererbt; ſie ſteht ſchon lange auf einem ſeiner entlegenſten Güter, er will nun aber auch in ſeiner Kindheit von einer alten griechiſchen Handſchrift gehört haben; im Auguſt oder September beſucht er ſein Gut, wird alles durchſuchen laſſen und, was ſich von Handſchriften findet, mir mitbringen. Es iſt alſo nicht durchaus unmöglich, daß aus unſerm dürren, mehr als halbpolniſchen Oberſchleſien etwas unerwartet Gutes, ja Vortreffliches auftaucht. Freilich kann es auch eine Kohle ſtatt des gehofften Schatzes ſeyn, den ich mir indeß aufs ſchönſte auszumalen nicht ermangle. Es muß eine unbeſchreibliche Freude ſeyn, wenn es gelingt, etwas Bedeutendes, noch nicht Bekanntes zu entdecken. — Die Bibliotheca graeca iſt grade jetzt eine ſehr willkommene Erſcheinung, da mehr als je auf Selbſtudien und Privatlectüre der alten Schriftſteller gedrungen wird: dieſer kann nichts förderlicher ſeyn, als Bearbeitungen der leſenswürdigſten Autoren in dieſem Geiſte gründlichſter Belehrung. Auch iſt nicht zu zweifeln, daß alle Mitwirkenden ihn ſich anzueignen fähig ſeyn werden. Möchten nur alle es mit der anberaumten Friſt recht genau nehmen, z. E. der Bearbeiter des Herodot. — Gegenwärtig geben mir die heutigen Griechen faſt eben ſo viel zu thun, wie die alten. Es iſt uns endlich ſeit einigen Monaten geſtattet worden, zu einem Verein zuſammenzutreten, deſſen Bemühungen nicht vergebens geweſen ſind. Möchte es nur gelingen, die ganze Provinz zu regelmäßigen Hülfsgeldern zu bewegen! Würde ſich dies durch ganz Deutſchland und die gebildeten Nachbarländer einleiten laſſen, ſo könnte der Erfolg kaum zweifelhaft ſeyn. Ich lege Ihnen einen Bericht aus den ſchleſiſchen Provinzialblättern bei, an deſſen Ende ich dieſe Sache zur Sprache gebracht habe, und bitte Sie, den andern Abdruck an die Redaction der Nationalzeitung befördern zu wollen. Vielleicht, daß auch dieſe ſich geneigt findet, in ihrem weitern Kreiſe etwas Aehnliches anzuregen. Auf dieſem Wege würde es vielleicht unſerm Zeitalter vorbehalten ſeyn, daß die Einzelnen einen förmlichen Krieg gegen eine der furchtbarſten Mächte zu einem ſiegreichen Ende führen und durch ihre vereinten Kräfte erzwingen, was die Cabinette Europas um jeden Preis hindern mochten. Dieſe Erſcheinung dürfte in der Weltgeſchichte ohne Beiſpiel, aber wohl der reinſte Sieg des Rechtes und der öffentlichen Meinung ſeyn, wenn auch gar nicht zu läugnen iſt, daß ſie ſich nur der heutigen Politik ſchlecht verträgt. — Nächſtens werde ich Ihnen eine flüchtige Skizze über Manſo ſenden. Da ich zum 3. Auguſt einige Bogen Latein ex officio drucken laſſen muß, ſchien mir kein Gegenſtand näher zu liegen, als dieſer. Ich muß dafür beſonders Ihre Nachſicht zum Voraus in Anſpruch nehmen, da niemand beſſer weiß als Sie, was hier hätte geſagt werden ſollen, während ich mich aus mehrern innern und äußern Gründen auf allgemeine Andeutungen beſchränken mußte. — Möge mir der in Oberſchleſien zu hebende philolo-

gische Schatz die beste Veranlassung geben, diesen Zeilen recht bald einige andere folgen zu lassen.

Berlin, Dienstag, Abends 6 auf Carls Stube.

An seine Frau, 1826.

Bis hierher, meine liebe gute Seele, bin ich nicht nur ganz glücklich, sondern auch auf die angenehmste Weise von der Welt gekommen. Die Gesellschaft war gut, das Wetter herrlich, die Art zu fahren ganz nach meinem Sinne, obgleich an kein Schlafen zu denken. Heut um 6 Uhr früh waren wir hier; leider aber muß ich bis morgen Nachmittag um 5 bleiben; eher geht die Post nicht weiter. Ich habe mich indeß in mein Schicksal gefunden, um erst am Donnerstag Abend um 8 in Ludwigslust zu seyn. — Hier habe ich mich gleich mit Carl zu Seebecks begeben und dort den Hauptheil des Tages zugebracht. Die Familie ist höchst trefflich und liebenswürdig. — Sodann habe ich Schulze, Meineke, Zumpt und Hübner gesprochen: einige andre Besuche werden morgen gemacht. Morgen Mittag bin ich mit Hegel — was meinst Du dazu? — bei Schulze. — Mehr geht heute nicht, weil noch ein Spaziergang im Mondlicht mit Schulze gemacht werden soll. Grüße Wilhelm, Marie, die mich am Sonntag beim Abschiede fast um meine Fassung gebracht hätte, meine gute dicke Anna, Moritz und Wolf und wen Du sonst von Freunden siehst. Ich hoffe diese Nacht viel versäumtes nachzuholen.

Ludwigslust, 15. Septbr. 1826, Freitag Abend.

Am Mittwoch Abend gegen 6 Uhr, meine liebe Seele, erhob ich mich von Schulzes wohlbesetzter Tafel und meinem philosophischen Nachbar zur Hamburger Eilpost, die mich abermals in recht guter Gesellschaft, wenn auch etwas minder bequem, über Fehrbellin, Wusterhausen und Kyritz am Donnerstag um 2 nach Perleberg brachte, wo ich Extrapost nahm und gestern Abend halb acht hier eintraf. Ich war erst gegen 10 Uhr erwartet, war am Kirchplatz abgestiegen und trat daher ganz unverhofft zu den Versammelten ins Zimmer, wozu Du Dir das weitere ausmalen magst, ich freilich nicht ohne ein wundes Gefühl, wie fern ich von Dir und den Kindern sey. Der Vater ist ein wenig magerer, aber fast rüstiger noch als vor fünf Jahren; ich komme eben von einem dreistündigen Spaziergange mit ihm zurück. Die Mutter ist völlig verjüngt; selbst ihr sonst so hageres Gesicht hat Fülle bekommen, wie kräftig und frisch sie an Geist ist, wie sicher, scharf und durchdringend in ihrem Urtheile, darf ich Dir nicht erst sagen. Minna ist ganz unverändert, dienstbare treue liebe Seele. Lotte und Sophie werde ich nicht sehn; sie kommen erst im October. Dagegen war Ludwig nebst Frau und Kindern anwesend; er sieht jetzt viel älter aus als ich, ist aber übrigens keineswegs veraltet, tüchtig, rührig, das Leben ohne viel Umstände fassend wie es ist und dabei auf eine eigne ganz angenehme Art humoristisch. Auch Julie ist hier, — aber ich habe sie noch nicht gesehn, da sie schon seit mehrern Tagen zu Bette liegt. — Die angenehmen Stunden bei Seebecks und der hohe innere Werth und die zutrauliche Anmuth unsrer künftigen Schwägerin haben mir ein heitres, wohlthuendes Nachgefühl mit auf den Weg gegeben. — — Schulzes Freundschaft ist unverändert. Kamptz hat mich zwei Stunden lang bei sich festgehalten und einige höchst curiose Reden mit mir geführt. Hegel machte mir Hoffnung, unsern Carove auf meiner Heimkehr in Berlin zu finden, dessen Ge-

liebte kürzlich, eben als er sie heirathen wollte, gestorben ist. Auch Aug. Wilh. Schlegel werde ich dann kennen lernen, und wahrscheinlich wird auch Reisig kommen. Einige Tage werde ich also schon für Berlin aufwenden müssen. Den Tag meiner Abreise von hier kann ich noch nicht bestimmen. Möge ich nur recht bald von Euch Kunde erhalten. Die Ohren werden Euch nicht wenig klingen; schon in Berlin bei Seebecks habt Ihr alle die Revue passiren müssen, und hier wird das wohl alle Tage von neuem beginnen. — Wilhelm und Marie sind hier noch unvergessen, und ich freue mich, von Beiden gutes berichten zu können. Mit Wolfs Namen sind sie noch nicht ganz einverstanden, allein das wird sich geben. — Anjetzt erfolgen nur die zahlreichsten Grüße, vor allen von der Mutter u. s. w. Und nun auch von mir eine gute Nacht.

Ludwigslust, 19. Septbr., Dienstag Abend.

Deine lieben und erheiternden Zeilen, Du theure Seele, haben mich gestern Morgen sehr froh überrascht, und einen guten Theil der Sorgen, die — wenn ich fern von Euch bin — in jeder unbewachten Stunde so leicht aufsteigen, wenigstens für einige Tage, vielleicht bis zu Deinem nächsten Briefe verscheucht. Tausend Dank dafür! Was ich Dir von den Unsrigen nach dem ersten Eindrucke flüchtig hingeworfen habe, kann ich anjetzt in allen Stücken nur bestätigen. Besonders das Zutrauen der Mutter und die Freude, die sie an meinem Hiersein findet, bewegt mich tief und läßt sich in keine Worte fassen. Sie durchschaut alle Menschen und alle Verhältnisse mit so sicherer Klarheit, daß es mir vorkommt, als sey ich der einzige, über den sie sich durch gar zu große Mutterliebe befangen läßt. Alles würde schön und ungetrübt heiter seyn, wenn nicht Juliens ganzer Zustand manchen herben Tropfen in den Freudenbecher träufelte — und was das Traurigste, es ist kein Besserwerden abzusehn. — Seitdem der ehrliche Ludwig mit seiner Familie uns verlassen hat, bewohne ich wieder die untern Zimmer, die wir vor fünf Jahren inne hatten, und wo es mir darum viel heimlicher ist. — Die nothwendigen Besuche sind nun meist abgemacht, ich finde die Leute alle unverändert und sie haben die Gefälligkeit, mir stets dasselbe dagegen zu versichern. Brückner und Meyer sehe ich am häufigsten, außerdem einen sehr wackern, erst vor wenig Jahren angestellten Hofprediger Walther, von dem ich auch am Sonntage eine Predigt gehört habe, wie man sie nicht so gar leicht hört. Auch an Spaziergängen lassen wirs nicht fehlen. Die Eltern haben sich so in mich getheilt, daß ich den Vormittag der Mutter, den Nachmittag dem Vater angehöre, obgleich die Grenzen nicht so gar streng gehalten werden. Auch der alte Hirsch ist bereits besucht, der sich aber die Hälfte seines Geweihs abgestoßen hat; die Fasanen sind alle ausgestorben, und die armen Kaninchen sind im vorigen Sommer alle in einer Nacht von den Füchsen gefressen. Dagegen haben die Eichhörnchen, Rehe und Hirsche im Holze sich bedeutend vermehrt. Ebegestern Abend nach 10 wickelte ich mich in meinen blauen Mantel und spazierte beim herrlichsten Mondschein zu den vielen Fontainen, die in dieser zweifelhaften Beleuchtung wie ein Elfenreihn aussahn. Ich hatte das Ludwigsluster Holz nie in diesem Lichte gesehn und finde, daß grade dieses zu seinem schwermüthigen Charakter am besten stimmt. — Gravenhorsts haben den gestrigen Tag bei uns zugebracht und sich, wie es schien, ganz behaglich dabei befunden. — — Bis in die ersten Tage der nächsten Woche hier zu bleiben, werde ich den Wünschen der Eltern schon zugestehn müssen; in Berlin denke ich mich nur so lange aufzuhalten, als der Abgang der Schnellpost es nöthig macht. Der Vater hat bei Schulze die Sache wegen

der Bibliothek in Anregung gebracht, Schulze gleich wieder beim Minister, in der Meinung, es geschehe das Alles nach meinem Wunsch und Willen. Ich habe mit ihm nun aber ernstlich darüber gesprochen und ihm meine Untauglichkeit zu einem solchen Posten entwickelt, werde aber auch wohl noch mit Altenstein darüber reden müssen; das beste wäre freilich, wenn Unterholzners ganzer Abgang sich in nichts auflöste. — — — — — — Was Marie mir ausgeschnitten hat, ist nicht angekommen; es soll mir auch in Breslau sehr willkommen seyn. Was wird mir aber die alte Anna zu meinem Geburtstag machen? Moritz hat nach meinen Erzählungen vor Julien besondre Gunst gefunden, während die Mutter versichert, daß sie sich den Jungen am allerwenigsten denken könne. — Das Wetter, das heut etwas trüb, selbst regnig, war, scheint sich wieder erhellen zu wollen. Auf allen Fall laßt Euch meinen Geburtstag einen heitern und guten Tag seyn. Ich werde viel bei Euch seyn. — Es ist eigen, daß ich grade zu Vollendung meines 40sten Jahres wieder an meiner Geburtsstätte stehe. — Eben bringt die Mutter noch ein Blättchen, und nun muß ich mich von Dir losreißen, um den Eltern und Schwestern wieder anzugehören.

Ludwigslust, 22. Septbr. 1826, Freitags.

Dieß, meine liebe Seele, ist also der erste Gruß Deines Mannes von vierzig Jahren. Der Hinübergang aus der 3 zur 4 hat sich so leicht gefunden, daß ich hoffe, wenn Gott mir noch einen oder zwei ähnliche bestimmt haben sollte, werden sie mir auch nicht eben sehr schwer fallen. Bei uns folgte einem etwas regnigten 19ten ein recht warmer und sonnenheller 20ster, der mich früh weckte. Ich lief gleich hinaus und umwandelte das jetzt freilich fürstlich herausgeschmückte Gebäude, wo ich vor 40 Jahren geboren wurde, um dann die guten Eltern zu begrüßen, die den Tag mit rechter Heiterkeit verschönten. Gegen Mittag erschien zu meiner großen Freude Broem, der noch einige Tage bleibt; den Abend waren Meyer, Gerdes und der sehr geistvolle und liebenswürdige Brückner bei uns. Von manchem erfreulichen Geburtstagsandenken, wobei auch die Kinder nicht vergessen sind, behalte ich mir alles bis Breslau vor. Mochtet Ihr doch alle wohl genug gewesen seyn, meine Marie nicht mehr heiser und meine Anna nicht mehr geschwollenes Auges, um einige Stunden wenigstens unter dem blauen Herbsthimmel zu genießen! Wegen der Seebäder sey ohne Sorge. Zwar hat der brave alte Lützow mich eingeladen, in seiner Kutsche mit ihm nach Doberan zu fahren; aber es gingen mindestens 6 Tage drauf, und die den Eltern zu entziehn, kann ich nicht über mich gewinnen. Ueberhaupt dehnt sich mein Bleiben in die Länge; heut ist der 9te Tag, seit ich ankam, und acht Tage werde ich wohl noch zugeben müssen; so kann der 10—12te October bis zu meiner Heimkehr zu Euch herankommen. Giebst Du mir noch so lange Urlaub? — Dein letzter Brief vom 17ten, nebst dem von Wilhelm, dem ich für seine wohlgeschriebenen Zeilen freundlich danke, kam gestern früh und erfreute mich höchlich, wenn er auch einiges minder Erfreuliche über Mariens, Annens und Moritzens Befinden enthielt; doch läßt alles hoffen, daß Du mir im nächsten Briefe völlige Herstellung melden wirst. Das gebe Gott! Sonst reiße ich mich doch eher los und bin wieder da, ehe Du Dich dessen versiehst. — Ich werde mit Gewalt zu Tisch entboten, und der Brief soll zu Ende. Also nur noch einen schnellen Gruß und Kuß und die Versicherung, daß am Dienstag ein längeres Schreiben an Dich ergehn soll.

Ludwigslust, 20. Septbr., Dienstag

Deine treulich fortgesetzten Berichte, meine gute Seele, sind mir zweimal in jeder Woche wahre Erquickungen, die ich wenigstens durch gleich häufige Erwiederung zu verdienen suchen will, obgleich ich die Zeit dazu fast stehlen muß, was Du auch den ungebührlich eilfertigen Schriftzügen und Gedanken längst abgemerkt haben wirst. Daher muß ich denn doch, wenn Du auch dagegen protestirst, der mündlichen Mittheilung gar manches vorbehalten und hier mich mit flüchtigen Umrissen begnügen. — — Ein sehr angenehmes Nachgeschenk von dem guten Lenthe hat mich gestern noch erfreut, Breems sprechend ähnliches und trefflich gearbeitetes Bildniß, das neben dem des Vaters seinen Platz finden soll. — Den Tag des Scheidens von hier habe ich auf heut über acht Tage, den 3. October, festgesetzt, und hoffe gewiß am 10ten wieder in Eurer Mitte zu seyn, worauf dann am folgenden Tage Annens Geburtstag zu feiern seyn wird. — — Jeder Tag länger hier hat mich über alle hiesigen Verhältnisse des Vaters in klareres Licht gebracht, und mich überzeugt, daß für ihn kein erwünschteres Lebenslos möglich ist. Die Achtung, der er ohne Ausnahme und Beschränkung genießt, ist eine so fest begründete, daß auch ein möglicher Regierungswechsel gar keinen Einfluß darauf haben kann. Dazu kommt das allererfreulichste Verhältniß zu seinem nächsten Colliegen, dem Hofprediger Walther, einem in jeder Hinsicht vortrefflichen Manne, den der Vater sich selbst vom Großherzog zu seinem dereinstigen Nachfolger erbeten hat, und der ihm schon jetzt den größten Theil seiner Amtsgeschäfte abnimmt, während der Vater bei Besetzung aller bedeutenden geistlichen und Schulämter dem alten Großherzog thätig zur Seite steht, womit er allerdings hinlänglich zu schaffen hat. Dabei habe ich täglich neue Gelegenheit, die unerschütterliche Festigkeit seiner Gesundheit und die Frische seiner Kräfte freudig zu bewundern. Ehegestern hatten wir bei Brückner weit über seine gewöhnliche Schlafenszeit hinaus geschwärmt; am andern Morgen aber war er um 6 schon wieder auf den Beinen und versicherte, lange keine so vortreffliche Nacht gehabt zu haben. — Die Mutter ist freilich schon Juliens wegen und ihrer ganzen Natur nach minder heiter; doch hat auch ihre Stimmung durch kräftige Erhebung über alles Irdische und Zufällige unendlich an Klarheit und Freudigkeit gewonnen. So kann ich wohl sagen, daß ich diesmal heitrer und freudiger von den Eltern scheiden werde, als je zuvor, und was das Schönste, ich sehe recht deutlich, wie auch sie mich mit der vollsten Zuversicht entlassen werden, mich mit Euch auch diesseits und öfter als Einmal wiederzusehn. Ich denke, daß das die beste Frucht ist, die diese Reise tragen konnte. — — — Diese Zeilen erhältst Du am 30sten; da kannst Du mir noch einmal nach Berlin schreiben.

Ludwigslust, 22. Septbr. 1826, Freitag Morgen.

Dieß, meine liebe gute Seele, ist nun das letzte Blatt aus Ludwigslust. Ich schreibe heute nicht ganz ohne Besorgniß, weil der gestern mit voller Zuversicht erwartete Brief von Dir, der am Sonntag, 24. Septbr., abgegangen seyn müßte, nicht angekommen ist. Habe ich freilich gar keinen Grund zu irgend einer bestimmten Furcht, so habe ich mich doch gegen den Eindruck getäuschter Hoffnung nicht ganz fest machen können, und auch die in Breslau zuweilen vergebens angewandte Tröstung, daß es den nicht Schreibenden gewiß wohl gehe, ohne sonderlichen Erfolg bei mir versucht. Vielleicht aber ist Dein Brief ein wenig zu spät zur Post gekommen, oder irgendwo liegen geblieben; dann erhalte ich ihn übermorgen früh, und mit dieser Aussicht beschwichtige ich mich für jetzt, so gut

es angehn will. Möge ich nicht fehlgehofft haben. — Indeß will ich Dir von hier wenigstens die Versicherung geben, daß wir — Julien freilich ausgenommen — alle uns so befinden, wie Du es wünschest, ja, daß mir insbesondre die Westen schon ein Bischen zu eng zu werden scheinen. Ob das Wahrheit oder Täuschung ist, wirst Du nun bald selbst ermessen können, da es bei dem vorbestimmten Reiseplan bleibt, auch für den 31. September schon ein Paar rasche vierbeinige Landsleute bis Perleberg in Beschlag genommen sind. — Bleibt das Wetter so schön, so wird meine Rückfahrt noch angenehmer seyn, als meine Herfahrt: ob ich auf dem Eilwagen Gesellschaft finde oder keine, soll mir ziemlich gleichgültig seyn; nur schlechte möchte ich nicht gern haben, obgleich ich mich nöthigenfalls auch mit solcher gebührend abfinden würde. — Meine hiesigen angenehmsten außerhäuslichen Stunden bringe ich im Holze und im englischen Garten zu. — Seit etwa acht Tagen habe ich mich etwas in Abendgesellschaften herumregen müssen; einige recht ordentliche Leute fanden sich überall; doch bin ich meistens recht von Herzen froh gewesen, wenn ich wieder mit den Eltern und Schwestern allein war, und das bunte Treiben im Rücken hatte. Sonst ist Ruhe und Behaglichkeit noch immer Grundzug des Ludwigsluster Lebens; ich fühle mich daher auch hier im graden Gegensatz mit der Stimmung, die mich im vorigen Jahr um diese Zeit in Dresden beherrschte, und bin überzeugt, daß die gegenwärtige meinen Nerven bedeutend zuträglicher seyn wird, als die damalige. — Nach meiner Rechnung muß der Vater in diesen Tagen wieder unter Euch anlangen. Nach Teubners Brief ist von seinem Befinden das allerbeste zu hoffen. Möge es sich in Breslau vollständig befestigen. — Für die Kinder habe ich doch auch nicht den Traum eines Schatten von Ersatz unter der hiesigen Jugend gefunden. Das Ausbleiben Deines Briefes hat meine Ungeduld nach den Zurückgelassenen heftig genug angeregt: früher boten Deine Erzählungen und Mittheilungen immer einige Entschädigung; nun habe ich nur zu thun, daß ich nichts davon durchschimmern lasse, und doch gelingt es wohl kaum. Wenn ich nur am Sonntage wenigstens von Dir höre; das würde jeden Mißton — denn ganz kann ich mich von solchen für den Augenblick mit gutem Gewissen nicht freisprechen — sofort wieder auflösen. — Grüße die Kinder und küsse sie alle der Reihe nach herzlichst. Mein nächster Brief kommt aus Berlin und meldet Tag und Stunde der Heimkehr, den nun doppelt und dreifach ersehnten. — Alles grüßt mit mir: voll treuer Liebe Dein P.

Berlin, 5. October 1826.

Nur wenige flüchtige Worte — mir doppelt ungenügend, da ich Dich nun so bald wieder habe — sollen Dir sagen, daß ich am 3ten, von Lenthe bis gegen Perleberg begleitet, Ludwigslust verlassen und gestern Abend mit der Eilpost wieder in recht guter Gesellschaft hier bei Carl angelangt bin. Heute war mein erster Gang zur Post, die auf den Sonntag bestellt ist; ich komme mit dem kleinen Eilwagen, da der große schon ganz angefüllt war. In Ludwigslust habe ich — Julien freilich ausgenommen — alles sehr wohl verlassen, den Abschied aber doch nicht so ganz leicht gefunden, wie ich mir geschmeichelt hatte. Eine geheime Scheu davor hatte meine verzögerte Abreise zur Folge; eine Schwäche, die ich Dir aufrichtig eingestehe, und Du mir darum gewiß vergiebst. — Daß die Stunden auch in Berlin Flügel haben, glaubst Du mir gewiß. Gestern Abend und heut war ich bei Seebecks, heut Abend bei Meineke, morgen Mittag bei Schulze, morgen Abend bei Bäck. So weit ist alles eingerichtet, und dazwischen wird es

nicht an Anlaß fehlen, die Stunden auszufüllen. Auch Teubner und Dr. Jahn sind schon hier, aber leider weder Schlegel noch Carové.

6. Oktober.

Ich will nur noch hinzufügen, daß ich nach einem sehr frohen, tief in die Nacht hineingezogenen Abend bei Meineke, bei dem ich das erste wirklich liebliche Kind auf meiner ganzen Fahrt gesehn, wohl erwacht und im Begriff bin, meinen heutigen Tageslauf zu beginnen. Da inzwischen der Brief zur Post muß, danke ich Dir vor allem für die hieher an mich gerichteten Zeilen, die ich bei meiner Ankunft schon vorfand. Annens Geburtstag ist mit einem hellen Weihnachtsbaum gefeiert worden, dessen Anhängsel, soviel in den Mantelsack zu bringen waren, mich begleiten. — Sonst bringe ich Euch aber nichts mit, als mich selbst, wenn auch grade nicht genährter und wohlbeleibter, so doch hoffentlich nicht das Gegentheil. Nun denn zum letztenmal ein schriftliches Lebewohl!

Breslau, 17. August 1827.

An Döderlein.

Täusche ich mich nicht über mich selbst, was dem Menschen zuweilen begegnet, so würde ich Dir, lieber Döderlein, auch ohne Dein Vermahnschreiben durch Freund Abegg gegenwärtiges Blatt gesendet haben. Ich finde alles sehr wahr, was Du in dessen Eingange von den Mitkämpfern sagst, die immer zahlreicher um und neben uns im Lebenskampfe fallen. Aber eben weil ich das auch einsehe und schon einige Anwartschaft habe, auch unter diesen zu sitzen, komme ich stets weniger dazu, um mich zu schauen; zumal da ich Deine Furcht, als könne man sich ohne das Briefpapier, eine wahre σκυτίνη ἐπικουρία, einander verfremden, ganz und gar nicht theile. Ich denke wohl, es ist auch Dein Ernst nicht gewesen, sondern nur so eine Redensart, um mein Gewissen mit allen Waffengattungen zu bestürmen. Denn gewiß gehts darin Dir wie mir, daß Deine rechten Freunde von selbst mit Dir fortwachsen und reifen. Kannst Du's durchsetzen, Universitätslehrer und Schulfürst zugleich zu seyn, ohne daß der Eine von beiden darunter leidet, desto besser; ich weiß, daß ich es nicht könnte, überhaupt nunmehr, nachdem ich den akademischen Lotos einmal gekostet, für die Schule verdorben bin. Wir wollen sehn, wie Dir es mit der Zeit ergeht; ich glaube doch, Du streifst auch noch den Verpuppungszustand ab. — Mich hat dieses Frühjahr der herbste Schmerz getroffen, den ich bis jetzt empfunden; mein jüngster Knabe, so weit mein Liebling, als der Vater unter seinen Kindern einen haben darf, ist mir am Palmsonntage gestorben. Am Montage darauf wollte ich meinen Wilhelm in die Schulpforte bringen; nun sandte ich ihn mit einem ehemaligen zuverläßigen Schüler hin. Er ist nach klein Tertia gekommen, und findet sich nicht blos selbst dort höchst behaglich, sondern auch nach häufigen Berichten seines trefflichen Tutors Lange, Ilgens und Wolfs gut in die Pfortnische Ordnung. Ich denke ihn nun im künftigen Jahre dort zu besuchen. Könnten wir denn nicht irgendwo in Thüringen zusammen treffen? Bis Jena, Weimar, Gotha erbiete ich mich zu kommen. — Sonst ist mir alles nach Wunsch, ja über Wunsch gegangen; besonders gewinnt mein akademisches Leben eine für mich immer erfreulichere Gestalt. Meine Seminaristen werden von Jahr zu Jahr tüchtiger, und der Eifer für philologische Studien wächst zusehens; so lese ich diesen Sommer Theokrit vor mehr als 150 Zuhörern privatim und finde, daß sie wirklich zuhören. Auch scheine ich in Berlin purificirt zu seyn, worauf ich jedoch nur darum Werth lege, weil es ein Beweis ist, daß man sich dort gebessert hat;

denn ich bin von außen und innen — was die verpönten Dinge anlangt — der Alte geblieben. Vorigen Herbst habe ich mit Kaupp persönlich Bekanntschaft in Berlin gemacht. — Deine mir von Zeit zu Zeit gesandten Schulschriften sind alle richtig eingegangen. Selling über Agricola hatte ich schon; das Büchlein enthält einige sehr gute Sachen und hat mir auch da gefallen, wo ich nicht beistimme. Heute sende ich Dir einige Silesiaca dagegen; anderes, auch ein Paar Blätter über die griechische Anthologie von mir ist mit der Univers. Schneckenpost 1. April an Dich abgeschickt. Hast Du die Promotionsschriften von Schönborn über Gorgias, und von Held über Nepos durch mich erhalten? Gestern ist auch Deine mem. Hellen und zugleich der zweite Band Synonymen bei mir eingegangen. Daß letztere noch nirgends recensirt sind, laß Dir nicht leid seyn; in der Regel weiß man selbst am besten, wo einem der Schuh drückt. Vielmehr gieb Du, was Du zu geben hast, und so wenig als Du Dich durch ungerechte Kritik irren lassen würdest, eben so wenig laß es durch außenbleibende geschehn, die ja blos eine unschuldige Sorte von jener ist. Deine Polemik muß ich einstweilen fortgesetzt wünschen, da es mir anjetzt noch nöthig scheint, zu zeigen, wie man etymologisiren soll, und wie nicht. — Mein Lexikon Nr. 3 wird in einigen Wochen vom Stapel laufen; der zweite Band ist nur an einigen 100, der erste aber an einigen 1000 Stellen besser geworden. In den nächsten Ruhetagen gehe ich wieder an den halb fertig gedruckten Xen. Ephes. und beende ihn, worauf Lenges, zu dem Schäfer mir seine Papiere mit traditio von Cuvier, Boissonade u. A. geschenkt hat, bald folgen soll. Seit kurzem bin ich mit Niebuhr in lebhaftem Verkehr. Er fragte bei mir nach handschriftlichen Hülfsmitteln für die Byzant. an: ich konnte ihm gleich einen unbenutzten Agathias schicken, der für ihn um so wichtiger ist, als er für diesen gar keine weitern handschriftlichen Subsidien hat. Jetzt will er mir die Bearbeitung einiger Byzantiner zuwenden, und da ich eben einen schönen und alten pergamentnen Codex der Chronographie des heil. Nikephoros gefunden habe, kann es seyn, daß ich diesen Kerl übernehme. — Seit ich einigemal wieder in Dresden gewesen bin, ist mit aller Macht meine alte Lust an bildender Kunst wieder wach geworden. Ich lese jetzt zwar mit viel Mühe und Zeitconsumption, aber mit noch mehr Lust und Selbstbelehrung Geschichte der alten Kunst, und werde sehn, wohin mich das vielleicht noch führt. Ich empfinde das Bedürfniß immer mehr, alle philologischen Disciplinen in mündlichen Vorträgen wenigstens ein Paarmal durchgearbeitet zu haben, und wenn mir noch einige Jahre beschieden sind, denke ich hindurch zu kommen. — Mein hiesiger nächster Umgang ist so ziemlich der alte; außer Wachler und Schneider mit Rohovsky, den Theologen Schulz und Cölln, auch mit Gaß, dann mit dem Staatswissenschafter Eiselen, mit Unterholzner und Abegg und einigen jüngern, besonders Wellauer, Pinzger, Held; außer der Universität eigentlich nur mit Winterfelds und einigen Offizieren, mit denen mich meine Reitliebhaberei zusammen gebracht hat. — Vorigen Herbst habe ich meine Eltern in Ludwigslust wieder besucht und sie lebenskräftiger als je gefunden. An Raumer lege ich ein schriftliches Gegengrüßchen ein. Ich bin, wie alle seine hiesigen Freunde, herzlich froh, nicht bloß, daß er den Engen seines letzten Nürnberger Lebens glücklich entronnen, sondern besonders auch, daß er zum akademischen Leben zurückgekehrt ist, das er nun hoffentlich fester halten wird. Schließlich herzliche Grüße für Euch alle und nochmalige Aufforderung, des Stelldichein in Thüringen bei Zeiten zu gedenken. Ueber Ort und Zeit werden wir uns wohl verständigen.

An Frau Hofräthin Voß. Breslau, 18. August 1827.

Gewiß, meine verehrte mütterliche Freundin, darf ich Ihnen nicht erst sagen, mit welchem Gefühl ich nun schon seit länger als einem Jahre Ihrer oft im Stillen, oft im Gespräch mit meiner Frau und unserm Wachler gedacht habe. Wer wie ich des Glückes theilhaft geworden ist, in Ihrem häuslichen Kreise alles vereint zu sehn, was dem Leben Zierde und Werth giebt, der muß zwar tief trauern um das, was er der Unsterblichkeit Würdiges dennoch hat erlöschen und vor sich dahin schwinden gesehn; aber er weiß auch für sich selbst, wie das heilige Feuer des Rechts und der Wahrheit, dem dieser Heerd vor allem gewidmet war, unendlich und unbegrenzt fortleuchten, fort erwärmen wird. Sie, theure Mutter, hat Gott ausersehn, als würdige Priesterin noch in dem Heiligthume zu walten, in dem gewiß viele unsrer Edelsten und Besten Stunden unvergänglicher Erinnerung gelebt haben: das Amt ist schwer, aber schön und beneidenswerth, und der Himmel wußte wohl, wem er es übertrug. So wie ich Ihnen früher einmal aus vollem Herzen schrieb, wie Heinrichs, des treuen, reinen, liebevollen Bruders, frühes Hinübergehn mir gleichwohl etwas Tröstliches gehabt habe, da ich mir sein Leben ohne das des Vaters und das Ihrige gar nicht habe denken können: so muß ich auch jetzt die hohe Fügung kindlich verehren, die den Vater vor Ihnen von seinem irdischen Tagewerk abgerufen hat. Wie manches schöne Erinnerungsmal ist nun schon den beiden Verklärten gestiftet! Vor allen meinen späten, aber darum: nur doppelt herzlichen Dank für den deutschen Aeschylos, dieses Werk des redlichsten Fleißes und des lebendigsten Auffassens eines Riesengeistes. Freilich werden viele die Anmerkungen schmerzlich vermissen, die auch erst zu manchem Einzelnen den rechten Schlüssel bieten können; aber wie Abeken mir mittheilt, werden auch diese nicht ausbleiben, und immer wird dem Empfänglichen das Bild des großen Dichters aus einer wahrhaft dichterischen Seele treu zurückgespiegelt entgegenleuchten. Von den Herausgebern der in Berlin begonnenen kritischen Jahrbücher aufgefordert, in diesen eine Beurtheilung der Uebersetzung niederzulegen, trug ich zwar anfangs Bedenken, mich über ein Werk auszusprechen, das ich nie hätte erreichen können; aber der Wunsch, bei dieser Veranlassung meinem unvergeßlichen, noch nirgends öffentlich gewürdigten Freunde ein Denkmal der Liebe zu stiften, überwog am Ende alle übrigen Bedenklichkeiten, und ich habe die Arbeit übernommen. In den bevorstehenden Herbstferien gedenke ich mein Versprechen zu erfüllen, und was ich am meisten wünsche, das ist, zu Ihrer Zufriedenheit die Aufgabe zu lösen. Ich werde beim Schreiben immer denken, was Sie dazu sagen würden, wenn ich Ihnen die Blätter vorlesen könnte, und das wird mich, hoffe ich, den rechten Weg finden lassen. Da ich einmal hiervon gesprochen habe, will ich Ihnen auch gestehn, daß mich mehr als Einmal der Gedanke beschäftigt hat, auch über den Vater Voß auszusprechen, was meine ganze Seele erfüllt. So lange der edle Kämpfer noch selbst in seiner ganzen Kraft dastand, habe ich es nie gewagt, mich in einen Streit zu mischen, in dem es meiner nicht bedurfte, in dem vielmehr die Einmengung eines Jüngeren, minder bewährten, zudringlich und anmaßend erschienen sein würde. Auch habe ich selbst den fernsten Anschein irgend eines Partheinehmens stets gescheut. Jetzt hat sich das alles geändert; unvermögend zwar, die Waffen zu führen, denen nur ein solcher Held gewachsen war, fühlte ich mich doch in stillen Stunden der Betrachtung nicht ganz unfähig darzulegen, was Voß als Philolog, was er als gelehrter Schulmann geleistet habe, freilich nur eine Seite seines vielgestaltigen Geistes, aber eine unendlich bedeutende, segenreich fortwirkende. Diesen Gedanken zu verwirklichen, hat mich bisher besonders zweierlei gehindert. Erstens

glaubte ich, mancher Beſſere, dazu Geeignetere, als ich, würde ihn auch auffaſſen und ausführen; ich dachte dabei an Niebuhr, den einzig dazu Berufenen. Dann fürchtete ich doch vielleicht, durch meine Worte unſchuldiger Veranlaſſer neuen Streites über dem heiligen Grabhügel werden zu können, den nur ſtiller Gottesfriede umſchweben, kein menſchlicher Hader entweihen ſoll. Zwar läugne ich nicht, von Creuzer im Ganzen günſtiger zu denken als Voß aus ſeinem Standpunkt konnte, und ich werde die Achtung, die ich gegen dieſen Mann in vielfacher Hinſicht hege, nie verläugnen; gleichwohl werde ich in allem Sachlichen ſtets auf Voſſens Seite ſtehn. Nun weiß dieß zwar Creuzer ſelbſt, da ich in mehreren mit ihm gewechſelten Briefen ihm dieß wiederholt erklärt habe, um mein Verhältniß zu ihm von meiner Seite lauter zu bewahren, und ich darf Ihnen nicht verſchweigen, daß er dieſe offnen Aeußerungen auf eine mir höchſt erfreuliche, Zutrauen verrathende Weiſe erwiedert hat. Aber ſowie gewiß alles Tadelhafte, das von ihm ausgegangen, Anderer Werk iſt, ſo iſt eben von dieſen auch zu erwarten, daß ſie forthin jede wahre Stimme der Verehrung und Bewunderung mit entwürdigendem Lärm erwidern werden. Meinetwegen ſcheue ich das nun zwar keineswegs, aber ich möchte nicht, daß vielleicht edle Freunde des Entſchlafenen urtheilten, durch meine Schuld ſeyen verharſchte Wunden wieder aufgeriſſen. Es iſt dieß ein Vorwurf, der ſogar gegen Schleſſers treffliche Rede erhoben worden iſt, und ich möchte nicht gern neuen Anreiz dazu geben. Können Sie, verehrte Mutter, mir über dieſen Zwieſpalt in mir ein Wort ſagen, das ihn löſet? Ihr Urtheil würde bei mir entſcheidend ſeyn; niemand auf Erden hat ſo viel Recht, ſo viel innere und äußere Befugniß, darüber einen letzten Ausſpruch zu thun, wie Sie. Der zweite Band der Antiſymbolik, der Hymnes auf Demeter, ſind mir theure Reliquien geworden; es iſt, als ob jedes Wort doppelte Kraft hat, ſeit der Mund, der es ſprach, verſtummt iſt. Mein eignes Leben iſt in den letzten Jahren ſtill und gleichmäßig, doch, hoffe ich, nicht ohne Frucht für die Zukunft dahin gefloſſen. Ich darf vorausſetzen, daß Abraham von dieſen Zeilen Kunde erhält, ſchreibe ihm darum nicht beſonders. Wie geht es Hans, und dem Doctor in Eutin?

An Frau von Voigt.

Breslau, 16. Mai 1829.

Verehrte Freundin. Ihre ſo eben durch Herrn v. Stein empfangene Zuſchrift beginnt mit einem ſo ſchlimmen Vorurtheil gegen das Briefſchreiben der Gelehrten, daß ich wenigſtens keine neue Beſtätigung hinzufügen will. Auch ſind ja der guten Dinge nur drei, und grade ſo viel mit der Feder unbeantwortet gebliebene Briefe von Ihnen umfaßt das ſehr gefüllte Fach, das dieſen ſtillen Mahnern gewidmet iſt. Sie ſehn, Ihre Güte hat mich etwas verzogen; aber da alles ſein Maaß hat, fängt mirs doch an bedenklich zu werden, Ihre Nachſicht noch länger auf die Probe zu ſtellen. Meine Briefe, dachte ich immer, entbehren Sie leicht; denn was kann man Ihnen aus dem Schmollwinkel hinter den Sudeten Sonderliches ſchreiben, das Sie nicht beſſer von Nahem vernehmen könnten, und der Geſinnung des alten Freundes — denn daß dieſe nicht allen Werth verloren habe, war ich ſtolz genug vorauszuſetzen — waren Sie ja ohne alle äußerlichen Zeichen gewiß. Ihre Mittheilungen dagegen, die mir immer wie ferne Lieder aus der Zeit und dem Lande meiner Jugend herüber tönen, gewähren mir, was keiner meiner brieflich Verbundenen auch nur ahnen kann, und ſo halten Sie mich an einem goldnen Faden, den ich nicht zerreißen möchte. Ehe ich Sie nun aber, wozu Sie erfreuliche Hoffnung geben, ſelbſt in den Kreis der Meinigen einführe

geſchehe es vorläufig ſchriftlich, damit er Ihnen nicht allzu fremd werde. Freilich habe ich diesmal nicht heitres allein zu melden. Ich ſandte meinen letzten Brief an Sie am 9. April 1826 ab. Im Juli deſſelben Jahres wurde mir ein ſchöner und, wie es ſchien, überaus lebenskräftiger Knabe geboren, den ich mit meinem Lieblingsvornamen Wolf nannte. Er entwickelte ſich zu unſerm Entzücken aufs herrlichſte, ſo herrlich, daß wir uns mehr als einmal ſagten, ſolches Glück ſey zu langem Beſitz zu groß. Wir hatten recht geahnet. Am Palmſonntage 1827 rief Gott ihn wieder von uns. Wohl uns, daß wir ihn gehabt, daß wir aufs tiefſte empfunden haben, was uns in ihm gegeben war; ſo iſt auch die Trauer um ihn ſüß. Die Grabſchrift, die ich ihm ſchrieb, ſagt alles, was ich ſagen kann:

Liebe rief Dich zum Seyn, Dich geleitete Liebe durchs Leben:
Ruhe denn ſelig im Schooß ewiger Liebe nun aus.

Am 23. Auguſt 1827 (ich hatte mich auf den 28ſten gefreut) wurde uns dagegen ein Töchterlein geſchenkt, das freilich bei ſeiner Ankunft ſchwach und hinfällig genug war. Nichts deſto weniger nannten wir es Roſa, und es ermangelt nicht, der ihm dadurch gegebenen Vorbeſtimmung zu entſprechen. Es iſt jetzt ein überaus munteres, rundes und freundliches Mäuschen, wenn meine Frau ihm auch mitunter, zumal des Nachts, etwas weniger Lebhaftigkeit wünſcht. Auch die übrigen Kinder leben fröhlich und friſch an Leib und Seele ihre leichten Tage hin; Marie entwickelt ein eigenthümliches Talent zum Zeichnen, nicht als wären ihre Striche beſonders grad und rein, ſondern ſie iſt höchſt erfindſam, was ſie gehört, geſehn oder gedacht hat, auf eine oft ſehr treffende, geſchickte Weiſe mit wenig Zügen anſchaulich zu machen. Was ſie mitunter an Reizbarkeit und Verletzbarkeit zu viel hat, wiegt Anna durch unerſchöpfliche gute Laune und ſtete heitere Freundlichkeit auf; ſie iſt die Gutherzigkeit ſelbſt, ſteckt aber dabei voll der drolligſten Einfälle. Ich denke, ſie wird einmal ein artiges Stimmchen bekommen; auf alle Weiſe wird Ihr Pathchen ſich, wenn Sie kommen, Ihrer Gunſt bald zu bemeiſtern wiſſen. Moritz hat ziemlich viel von einem Bengel, was ich indeſſen einem Jungen eher verzeihe, als das entgegengeſetzte Aeußerſte; ſein mitunter etwas läſtiger Eigenſinn wird hoffentlich mit der Zeit Selbſtſtändigkeit werden. Wilhelm iſt nun ſchon ſeit länger als einem Jahre ziemlich in Ihrer Nähe, auf der Schulpforta. Ich wollte ihn Oſtern 1827 ſelbſt hinbringen, von dort auch Jena, Weimar, Gotha wiederſehn und gewiſſe Briefe mündlich beantworten: ja Tag und faſt Stunde meiner Ankunft in Dresden, Leipzig, Pforta waren beſtimmt, als mein Wolf erkrankte, und ich, zur Reiſe unfähig, für Wilhelm aus meinen jüngern Freunden einen zuverläſſigen Begleiter auswählen mußte. Vielleicht ſtellt er ſich noch dieſen Sommer Ihnen in Weimar vor, da ich noch ungewiß bin, ob ich ihn in den Hundstagsferien nach Breslau berufen oder den Thüringer Wald durchwandern laſſen werde. Auch ein zweites Glied unſrer Familie, meiner Frau jüngſter Bruder, ein wackrer friſcher Junge, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat, iſt ſeit Oſtern in Sachſen; er ſetzt in Halle ſeine hier tüchtig begonnenen philologiſchen und theologiſchen Studien fort, und erſcheint auch vielleicht über kurz oder lang einmal bei Ihnen. Von den beiden Schweſtern meiner Frau ſtarb die ältere im Herbſt 1826 plötzlich, als ſie eben mit Wachler aus Marienbad heimgekehrt und ich in Berlin war. Bei viel Verſtand und Güte, auch einem Aeußern, das man ſchön nannte, fehlte ihr ſtets der heitre Lebensmuth, der das rechte Leben macht, und es war ihr die unglückliche Gabe verliehen, jedem Dinge ſogleich die trübſte und bedrohlichſte Seite abzugewinnen. So war ihr Ende für ſie gewiß eine Wohlthat. Wachler aber leidet noch immer ſchwer nach. Von München habe ich ſchon in frühern Briefen geſchrieben, und brauche nicht zu wiederholen,

da ich nun einmal nicht malen kann. Ueberhaupt bin ich vielleicht ſchon viel zu wortreich über meine nächſten Umgebungen geweſen; aber da ich ſehr zurückgezogen lebe, geht mein Horizont nicht ſonderlich über Studien und Kinderſtube hinaus: denn das ſind die beiden Stücke, aus denen mein Haus beſteht, die aber auch durch ſtets geöffnete verbindende Zwiſchenthüren meiſt in einander fließen. Das beſte wird ſeyn, Sie kommen und ſehn ſelbſt. Für den Herbſt dieſes Jahres ſind wir im gegenwärtigen Augenblick zwar nicht mehr ganz frei, doch glaube ich, daß wir es in Kurzem wieder ſeyn werden. Wir hatten nämlich, da mancherlei günſtige Umſtände zuſammentrafen, den Gedanken gefaßt, in den Herbſtferien zu meinen Eltern nach Ludwigsluſt zu reiſen, wenn ich mit der bequemen Gelegenheit des Dampfſchiffes mich nach Kopenhagen und vielleicht der nächſten Schwediſchen Küſte überſetzen laſſen wollte; im October dachten wir, nach einigem Verweilen in Berlin, wieder hier zu ſeyn. Nun meldet mein Vater, um jene Zeit werde meiner jüngſten Schweſter Hochzeit ſeyn, und da muß ich geſtehn, finde ich unſre Anweſenheit ſo überflüſſig, ja ſo läſtig, daß ich das vorhergegebene Wort ernſtlich bereue, und es ſich nun bald zeigen muß, ob ſich alles ohne Kränkung der guten Eltern wieder rückgängig machen läßt. Auch in Familien, die, wie die unſrige, gar nicht auf den ſinntödtenden Lärm rauſchender Feſtlichkeiten geſtellt ſind, iſt doch in Mecklenburg jede Hochzeit eine Haupt- und Staatsaction, und an denen finde ich jetzt eben nicht mehr Geſchmack, als in Weimar ſonſt. Habe ich auch dazu ein ernſthaftes und wichtiges Geſicht ſchneiden gelernt — ſowie einem ja mit zunehmenden Jahren manche Verkehrtheit anfliegt — ſo wünſche ich doch, dazu nicht 70 Meilen hin und eben ſo viele her zu reiſen. Ein andrer Einfall, wenn ich für jetzt Ludwigsluſt gut ſeyn laſſe, allein eine Schnellfahrt über Wien und Trieſt nach Venedig zu machen, hat noch keine Wurzel gefaßt. Im vorigen Herbſt machte ich mit drei Freunden einen raſchen Ausflug nach Krakau, dieſer halborientaliſchen Stadt von lauter burgartigen Paläſten, in der man nur Mönche und Juden ſieht, dann in die unterirdiſchen Salzwerke von Wieliczka, durch einen Theil von Galizien und die Vorberge der herrlichen Karpathen, endlich durch den ungariſchen Grenzort Jablunka zurück, wobei wir in kurzer Zeit ſehr viel Schönes, mitunter auch Wunderliches ſahn und erlebten. Eine ſolche Unternehmung an die Schwelle Italiens würde wohl noch belohnender ſeyn, doch kann dazu auch noch in folgenden Jahren Rath werden — vorausgeſetzt, daß ich noch auf folgende zu rechnen habe. Schreibe ich Ihnen alſo nicht bis Anfang Auguſt ausdrücklich das Gegentheil, ſo wiſſen Sie, daß wir in Breslau zu finden ſind; daß Sie uns willkommen ſind, verſteht ſich ohnehin, und was die Begleitung in unſer unverächtliches Gebirge anlangt, ſo wollen wir darüber hier das Weitere in Berathung zu ziehn ſuchen. Was Sie über Goethes unverwüſtliche Geiſtesjugend berichten, hat uns und alle unſre Freunde höchlich entzückt. Die Helena habe ich meiner Frau ſchon ein Paarmal vorgeleſen. Sie haben mir öfters von Fanny Tarnow rühmend geſchrieben. Vor Jahr und Tag kam mir ihre Prophetin von Kaſchmir unter die Hände, und Ihres Lobes eingedenk, las ich und bin Ihnen ſehr dankbar für dieſe Bekanntſchaft; das Buch hat mir ganz und gar und in jeder Beziehung zugeſagt, ſo ſehr zugeſagt, daß ich ihr unter den deutſchen Dichterinnen (die ich kenne nämlich) den erſten Rang gebe. Die meiſterhafte Haltung des Koſtüms iſt in der That das geringſte Verdienſt des Buches, vielleicht ſein höchſtes die freie Bewegung aller Geſtalten, da man ja ſonſt in den Romanen von und für heute nur Gliederpuppen ſieht, an deren Drähten der Autor ganz unmenſchlich reißt und zerrt; das Geſpräch zwiſchen dem armen Miſſionar, deſſen ganzes Verbrechen menſchliches Gefühl iſt, und dem Jeſuiten iſt unübertrefflich und dabei mit ſo

besonnener Mäßigung durchgeführt, daß man schwerlich etwas gelungneres der Art lesen kann. Auch Wilhelm Hauff möchte ich gern: sein und des mir persönlich befreundeten Wilhelm Müllers Tod sind mir wahrhaft schmerzlich gewesen. Kennen Sie denn, oder vielmehr: gewiß kennen Sie längst die verhängnißvolle Gabel des Grafen Platen Hallermünde. Mit einem solchen Behagen, aus völliger Uebereinstimmung mit allen seinen Ansichten und Aussällen hervorgegangen, habe ich vielleicht nie ein poetisches Werk gelesen. Daß ich aber Hands Petersburg gelesen — was man so gelesen haben nennt — das ist entweder Ihr Ernst nicht, oder Sie müssen irgend vorher gemerkt haben, daß auch ich unter die Philister gegangen bin; doch kann ich versichern, daß mein Philisterthum so weit noch nicht reicht; ich habe am Anblättern mehr als genug gehabt. — Käme man nicht mit litterarischen Empfehlungen bei Ihnen gewiß immer zu spät, so empföhle ich ein anonymes Buch: Umrisse aus meinem Skizzenbuche, dessen Verfasser ein Baron Rennenkampf ist. Was sagen Sie aber zu Retsch's Umrissen zum Hamlet? Sie gehn mir über alles, was ich in der Art kenne. — Nun dürfte für heute genug geschwatzt sein! Grüßen Sie den alten Schwabe, dessen Lebenskraft, wenn sie sich auch nur in engern Kreisen bewegt, mir doch gefällt, und den hoffentlich nun ganz genesenen Weichardt. Meine Frau freuet sich mit mir Ihres Kommens und vereinigt ihre Grüße mit den meinigen.

Breslau, 1. August 1826.

Dieß Blatt, verehrte Freundin, überbringt Ihnen ein mir sehr lieber Amtsgenosse und Freund, der Professor der Theologie von Cölln, der mit seiner Familie durch Weimar in seine Westphälische Heimath reiset und in Ihrem Ilmthale einen Rasttag zu machen denkt. Sowohl er, als seine klar verständige, charakterfeste, anspruchlos gebildete Frau, gehören zu unserm nächsten Freundeskreise, und werden Sie von ihnen wahr und vollständig vernehmen können, was etwa Ihre wohlwollende Theilnahme über uns zu vernehmen wünschen möchte. Beide haben heitre und trübe Stunden immer gleich treu mit uns getheilt, und kennen daher etwas mehr von uns, als bloß die äußere Oberfläche unsres Lebens. Ich habe ihnen Hoffnung gemacht, daß Sie ihnen eine zweckmäßige Anleitung geben würden, wie man 24 Stunden in Weimar am angenehmsten ausfüllt, und weiß wohl, daß Sie mich darum nicht fehlbitten lassen werden. Ihr eigner Entschluß, Schlesien in diesem Sommer nicht zu besuchen, ist mir für diesmal wirklich erfreulich gewesen, weil ich mich sonst selbst hätte bemühn müssen, ihn herbeizuführen, was doch ohne ziemliche Unziemlichkeit nicht möglich gewesen wäre. Denn die Reise in meine Heimath, die bei meinem letzten Schreiben noch so sehr im Schwanken war, ist nun doch noch zur Ausführung reif geworden, und soll am 17ten oder 18ten August angetreten werden. Ich werde die Meinigen dann in der Obhut meiner Eltern zurücklassen und bei Doberan mich auf dem Dampfschiffe nach Kopenhagen einschiffen. Gegen Ende Octobers denke ich wieder hier zu seyn, und hoffe Ihnen dann einen Reisebericht über manches Gesehene und Erlebte abstatten zu können. Die beiden letztverflossenen Sommermonate waren für uns grade nicht die angenehmsten; nicht nur ich bin bis zu 8tägigem Betthüten, was bei mir sehr viel sagen will, krank gewesen, sondern auch meine Frau und die Kinder, eins nach dem andern, haben mir abwechselnde Sorgen durch ihr Befinden bereitet. Jetzt ist alles, wo nicht schon auf völlig gutem, so doch auf besserem Wege, wenn ich für meine Person mich auch schwerlich eher ganz wieder erholen werde, als bis der Reisewagen mich aufgenommen hat. — Wilhelm war wäh-

rend ſeiner vierwöchentlichen Ferienzeit aus Pforte zu ſeinem erſten Beſuche bei uns, und hat mich durch manche günſtige Aenderung in ſeinem innern und äußern Menſchen von neuem überzeugt, wie wohl ich gethan habe, grade dieſe Anſtalt für ihn auszuwählen. — Als ich mich grade des neuen Zuwachſes zum Kauk höchlich erfreute, traf mich doppelt ſchmerzlich die Nachricht von dem übrigens beneidenswerthen Ende des Großherzogs. Die Ferne hatte ohnehin in meiner Erinnerung längſt alle die Schlacken abgeſtreift, die auch an dieſem Fürſten hafteten, und die in der Nähe zuweilen ſtark bemerklich wurden; aber das iſt überhaupt nicht der rechte Standpunkt, von dem aus ſich Großartiges auf die rechte Weiſe betrachten läßt. Verglich man ihn vollends mit ſeinen dermaligen Rangesgenoſſen durch ganz Europa, ſo ſtand er wie eine markige Eiche unter ihnen da; und bedenkt man, was jetzt aus Weimar werden ſoll, ſo dankt man Gott, es vor 20 Jahren gekannt zu haben. Nun iſt Einſiedel auch ſchon dem Herzoge gefolgt: nur Goethe und Knebel ſtehn noch wie zwei mächtige Säulen des alten Olymp da; aber wie mag den beiden ums Herz ſeyn? Ueberhaupt iſt dieß Jahr ſchon in ſeiner erſten Hälfte ſo reich an bedeutenden Lebensausgängen geweſen, daß man mit einer, von mir wenigſtens nie empfundenen Bangigkeit von Poſttag zu Poſttag bintebt, da jeder von einer neuen Lücke Kunde bringen kann. Um aber zum Leben zurückzukehren, danke ich Ihnen ſchönſtens für den reichen Bericht über Ihre Tiroler und Wiener Reiſe, den ich ſehr wünſche gelegentlich auf eine angemeſſene Weiſe erwiedern zu können, wenn ich auch jetzt noch nicht abſehe, wenn mir wohl ein Einblick in den wärmern Süden vergönnt ſeyn wird. Bei einem Menſchen, der ſo ganz in ſeinem Amt und in ſeinen Büchern feſtgebannt daſitzt, muß ſchon gar mancherlei zuſammentreffen, um ein größeres Unternehmen der Art ausführbar zu machen. — — Friedrich Schlegel iſt eigentlich eine rechte Vogelſcheuche für alle die geworden, die ein katholiſirendes Gelüſt in ſich verſpüren möchten; leider ſind nur dieſe Leute meiſt ſchon ſo ſtockblind, daß ſie auch den nächſten Popanz nicht mehr ſehn. — — Hier hätten Sie denn den Brief, den Sie noch in dieſem Jahre von mir als Zeichen foderten, daß ich noch keineswegs gegen den Genuß eines Briefwechſels mit Ihnen abgeſtumpft ſey: auch iſt es keineswegs meine Abſicht, damit für das Jahr 1828 bei Ihnen mich zu verabſchieden. Grüße von uns mögen die Breslauer Freunde Ihnen mündlich bringen!

Breslau, 29. December 1828.

Sehr angenehm wurde ich in Ludwigsluſt durch einen Brief von Ihnen, verehrte Freundin, überraſcht, der mir unter fremdem Umſchlag, ich weiß noch nicht durch welche räthſelhafte Brieftaube, von Schwerin her zugetragen wurde; ein zweiter erfreute mich bald nach unſrer Heimkehr. Eine ſolche Doppelſchuld ſoll nicht mit ins neue Jahr hinüber genommen werden. Ihr erſter Brief knüpft ſich an Cöllns Durchflug durch Weimar an. Daß ſie Ihrer Bekanntſchaft nicht haben froh werden können, bedaure ich mit ihnen zwiefach den Grund. Auch Sie würden bei ungeſtörtem Zuſammenſeyn Sich gewiß freundlich angeſprochen gefunden haben. Unſre Freunde hatten ihre Reiſe einige Wochen vor uns glücklich geendet; nur am letzten Tage erkrankte ihnen die älteſte Tochter, ein blühendes Mädchen, ſcheinbar unbedeutend; aber kaum hatten ſie Breslau wieder erreicht, als alle Zeichen einer Unterleibsentzündung eintraten, und ein Schlagfluß nach wenig Stunden dem Leben des Kindes ein Ende machte. Ein tüchtiger Junge hat vier Wochen darauf ſo viel Erſatz gebracht, als in ſolchen Fällen von

Gefaß die Rede seyn kann. Uns ist es vergönnt, mit voller Heiterkeit auf die beendete Reise zurückzublicken; sie hat uns allen und in aller Hinsicht wohl gethan. Wir reisten in der Mitte des Augusts ab, drei Große und vier Kleine, und eilten — einen zweitägigen Aufenthalt in Berlin abgerechnet — grade auf unser Ziel zu. Acht Tage nach uns trafen Wachler und Minchen auch bei unsern Eltern ein, zwar mit der Absicht, bald über Bremen und durch das Weserthal zurückzukehren, doch fand sich bald alles so herzlich und freundlich zusammen, daß sie bis zu unserer Heimfahrt gleichfalls zu bleiben und dann unsern Rückweg zu nehmen beschlossen. Meine Eltern fand ich so ganz jugendlich frisch wieder, zwei von meinen Schwestern als Bräute, Haus und Garten aufs behaglichste eingerichtet, dazu mir selbst zahlreich genug, um eine kleine fröhliche Republik zu bilden, in der es jedoch nicht an vorübergehenden Besuchen fehlte, die zum Theil angenehm, zum Theil komisch und daher zu Gesprächen Stoff bietend, selten wirklich langweilig waren. Doch machte ich zwei Ausflüge, um der Erinnerung wieder einigen neuen Boden zu gewinnen; zuerst Anfang September mit Wachler und Minchen nach Lübeck, wo wir uns trennten. Denn während sie nach Eutin und Kiel gingen, bestieg ich das Dampfschiff Prinzeß Wilhelmine, das mich in mannigfaltiger, durchaus gebildeter Gesellschaft bei spiegelglatter See und dem blauesten Himmel in vier und zwanzig Stunden nach Kopenhagen trug. Die schöne Stadt, gegen deren großartigen Baustyl das Kasernenwesen in Berlin stark abfällt, und die blühende Anmuth der Gegend, die überall das Meer zum Hintergrunde hat, würden genügt haben, mich einige Tage lang ganz zu erfüllen. Aber alles gewann an Reiz und Bedeutung durch die Bekanntschaft einiger vortrefflicher Männer, in deren Gesellschaft ich während der Tageszeit genoß, was Natur, Kunst und Wissenschaft Anziehendes darbieten, den Abend in ihren Familienkreisen ausruhte. Ich muß hier vor allen den Bischof Münter und den Etatsrath Thorlacius nennen; jener, eben so wirksam für die Kirche wie für die Wissenschaft, von unermeßlichem Wissen und unersättlicher Wißbegier, dabei von den heitersten und ansprechendsten geselligen Formen; Thorlacius, aus altem Isländischen Königsstamm, ernst und milde in seinem Wesen, übrigens an Umfang des Wissens mit Münter wetteifernd; dazu kam nun aber noch eine eigne Zier seines Hauses, eine junge Isländerin, seine Nichte, die eben mit ihm und seiner Frau aus Sicilien heimgekehrt war und den Aetna wie den Hekla kannte, sehr schön, sehr anmuthig und eine liebliche Sängerin Isländischer Sagen zur Harfe. Solche Erscheinungen erfreuen überall; treten sie einem aber in fremdem Lande entgegen, wo man keinen Menschen kennt und sich selbst höchstens aus Bücherkatalogen gekannt glauben kann, in allem Zauber der herzlichsten Gastlichkeit, da empfindet man eine Befriedigung, die sich mit nichts vergleichen läßt. — Oehlenschläger war auf dem Lande. Münters Schwester Sophie, selbst beinah taub, lebt auf einem Landhause einzig der Pflege eines 82jährigen Gatten, nach dessen wahrscheinlich nahem Ende sie nach Italien zurückkehren dürfte. Gern kennen gelernt hätte ich Jagemann, aber der ist Professor von Sorve, und dorthin konnte ich nicht mehr. Dagegen verdanke ich es Münter und Thorlacius, daß mir unter den Kopenhagener Gelehrten nicht einer von Bedeutung für mich unbekannt geblieben ist, und daß ich das Beste von dem Vielen gesehen habe, was die Stadt von Thorwaldsen besitzt, vor Allem seinen kolossalen Christus in der noch unvollendeten Frauenkirche. Einen Genuß ganz anderer Art bot die Rückfahrt; wir waren kaum über die Insel Amak hinaus, als ein plötzlicher Wind uns gegen Malmö, an der Schwedischen Küste, trieb, wo Anker geworfen werden mußte; doch gingen wir nach einigen Stunden wieder unter Segel. Als wir am Südende von Seeland, dem Kreidevorgebirge

Stevenskliff, vorüber fuhren, erhob sich ein tüchtiges Gewitter, das gegen die Nacht in einen förmlichen Orkan überging, der mich die Beschreibungen der Dichter verstehn lehrte. Da ich von allen Anfechtungen der Seekrankheit frei blieb, deren Schrecknisse ich übrigens an vielen Exemplaren um mich her beobachten konnte, konnte ich mit frischen Sinnen des prachtvollen Schauspiels genießen, das die Natur uns aufthat; ja ich wüßte kaum, daß ich mich je fröhlicher gefühlt hätte, als in dieser trotzigen Ruhe unter den kämpfenden Elementen. Als der Tag graute, waren wir neben Möen, dessen nahe Kreidefelsen uns etwas bedenklich anstarrten, da der Sturm uns grade darauf los drückte. Nun wurden Nothschüsse gethan und mit Mühe Lootsen von Falster herbeigeschafft, die uns unter den bergenden Schutz dieser Insel brachten. Zwar ließ der Sturm mit Sonnenaufgang ganz nach; aber da er aus Westen gekommen und das Meer in der furchtbarsten Bewegung war, ließ sich binnen zwölf Stunden an keine Fortsetzung der Fahrt denken. Ich ließ mich daher mit zwei Gefährten nach Falster bringen, und wir benutzten den Tag, um die schöne Insel nach allen Richtungen hin zu durchstreifen; gegen Abend kehrten wir an Bord zurück und das Schiff ging wieder in See; eine herrliche Sternennacht, ein stiller Sommertag folgten, und gegen Abend liefen wir wieder in Lübeck ein, wo man nicht ohne Sorge um uns gewesen war und doppelt freundlich uns empfing. Zu den 38 Meilen, die wir in 24 Stunden zurückgelegt, hatten wir zurück $2^1/_2$ Tag gebraucht. Von Lübeck kehrten wir dann über Ratzeburg (wo wir Sodens in einer höchst anmuthigen kleinen Besitzung am Ufer des wunderschönen Sees überraschten) und Schwerin nach Ludwigslust zurück. — Gegen Ende des September machte ich nachher noch mit Wachler eine Eilfahrt zur Schnellpost nach Hamburg und Altona. In Hamburg sah ich seit zwanzig Jahren einen meiner geliebtesten Jugendfreunde, den Senator Hudtwalker wieder, mit dem wir in dem herrlichen Elbthale schöne Stunden verlebten. Gegen Mitte des October schieden wir wieder von unsern Geliebten, verlebten noch einige Tage in Berlin, besonders in der Solly'schen Sammlung, Passalarguas Aegypt. Alterthümern, dem Museum, soweit es fertig ist, und der diesmal sehr reichen Kunstausstellung, mit Seebecks, meinem Bruder und Schulze, und langten gegen das Ende des Monats mit reicher Befriedigung wieder an unserm Heerde an. Besonders in dem erhöhten Wohlseyn der Kinder haben wir nun stets die erfreuliche Erinnerung an die Reise vor Augen und so, hoffe ich, werden Sie sie auch im nächsten Jahre noch finden. Denn daß Sie alsdann Ihr Wort erfüllen, hoffen wir stark; von unserer Seite wenigstens soll Ihnen kein Hinderniß bereitet werden. Unser Gebirge kann gar wohl im Junius besucht werden, zumal wenn man — wie Sie — auf die höheren und schwierigeren Punkte ohnehin Verzicht leistet. Dieser Frühlingsanblick des frischesten Grüns ist wohl der schönste zu nennen. — Vielleicht finden Sie dann auch meine Schwester Lotte hier. Am Sonntage nach Ostern wird nämlich meines Vaters 50jähriges Amtsjubelfest gefeiert werden; ich denke dann auf einige Tage wieder hinüber zu fliegen, und hoffe, daß meine Schwester mich zurückbegleitet. Vielen Dank für alles, was Sie über Goethe, Einsiedel, Knebel, Gottling u. a. lebendig und ergötzlich mittheilen! Ich habe mich eben an Goethes und Schillers Briefwechsel sehr ergötzt, und will nun die Briefe von Georg Forster folgen lassen. Hands bevorstehendes Werk über Weimar wird freilich nur ein trauriger Nachhall einer herrlichen Zeit seyn. Zu den neuen Büchern, die mich ganz für sich gewonnen haben, — was sollen vorkommen — gehört vor allen des Prinzen Bernhard nordamerikanische Reise. Mit einer so kerngesunden, für alles Bedeutende empfänglichen, stets fröhlichen, ehrlichen, offnen Seele muß sichs köstlich reisen. Ludens Verrede in Schuhen und

Strümpfen nimmt ſich etwas bedientenmäßig gegen des Prinzen weltgemachte Schlichtheit aus. Oken fand ich noch als Reſt des geräuſchvollen Naturcongreſſes in Berlin vor, und zankte mich gleich ziemlich über Unterricht in den Naturwiſſenſchaften mit ihm. Dieſe Herren möchten, was ſie treiben, an die Stelle der Sprachen ſetzen, und da ſie das nicht durch die den Sachen inwohnende Kraft erreichen können, ſollen die Sprachfreunde ihren Eifer abkälten, und wenn ſie nicht mit Gutem wollen, ſollen die Regierungen ſie zwingen! Herzliche Grüße und Wünſche für das Jahr 1829.

Breslau, 12. Juli 1828.

An Albrecht Wachler in Halle.

Alle Deine Briefe, mein guter Albrecht, die an die Eltern gerichteten nicht minder, als die an uns ſelbſt, habe ich mit herzlicher Theilnahme und Freude geleſen; nicht bloß Deine treue Anhänglichkeit ſprach mich wohlthuend daraus an, ſondern auch Dein ernſtes Beſtreben, dasjenige, wozu Du Dich beſtimmt fühlſt, dereinſt ganz und in ſeinem edelſten Sinne zu ſeyn. Fahre ſo fort und die Erreichung Deines Zieles wird nicht fehlen. Dir wieder zu ſchreiben, hinderten mich weniger gewohnte Arbeiten als ungewohnte, ſtets wiederkehrende Unpäßlichkeiten, durch die jene mir erſchwert und meine Mußeſtunden unerwünſcht gekürzt wurden. Vor acht Tagen etwa wurde ich denn wirklich krank, ſuchte zwar fortzuleſen, mußte aber doch dem heftigen Fieber nachgeben und ins Bette; das habe ich zwar geſtern wieder verlaſſen, werde mich aber noch einige Tage inne halten und will alſo dieſe Windſtille um ſo mehr zu einem Blatt an Dich benutzen, als ſich von jetzt an bis zum Beginn meiner Ferienreiſe alle Arbeiten verdoppeln dürften. Daß Du in Halle die rechte Bahn, in Geſenius den ſicherſten Führer zur Fortſetzung Deiner Studien finden würdeſt, war, wie Du weißt, ſchon hier ſtets meine Ueberzeugung, und der Erfolg enthält die Beſtätigung. Die im Frühjahr 1803 mit Geſenius in Gotha verlebten Tage ſind auch mir noch in friſcher Erinnerung und ich habe lange ſchon gewünſcht, ſie irgendwo, hier oder in Halle oder an einem dritten Orte, erneuern zu können. Bis das in Erfüllung gehn kann, ſoll mir ein lexikaliſches Band höchſt erwünſcht ſeyn, obgleich es den Anſchein hat, daß ich allein dabei der Gewinnende ſeyn werde. Ich habe bisher, wie auch in der Vorrede zum Wörterbuch geſagt iſt, wiſſentlich den etymologiſchen Theil in die engſten Grenzen zurückgedrängt, nicht als ob ich ihn für unwichtiger hielte, ſondern weil es mir überhaupt noch an den gehörigen Vorarbeiten (fremden wie eignen) fehlt, der wahre Nutzen davon auch erſt bei einem nach den Stämmen geordneten Wörterbuche gewonnen werden kann. Das von mir nie bezweifelte Band zwiſchen der Griechiſchen und den öſtlichen Sprachen, das ja ſchon aus ganz allgemein geſchichtlichen Gründen ohne beſondern Erweis höchſt wahrſcheinlich wird, wird durch eine Reihe von Wurzeln, wie Du ſie mir mitgetheilt, klärlich erwieſen, und iſt mir darunter beſonders מסיל ſehr erwünſcht geweſen, weil es die gemeine Herleitung des μέταλλον aus einer Zuſammenſetzung, die mich ſtets wie ein Calembourg anmuthet hat, vollſtändig über den Haufen wirft. Möchte nun nur erſt zweierlei ermittelt werden können: der geſchichtliche Urquell dieſer auf gemeinſamen Urſprung hinweiſenden Formen und dann die Urbedeutung jeder Wurzel, nebſt ihrem innern Grunde: warum z. B. die Wurzel יין, οἰν —, vin —, den Wein und nicht das Waſſer oder Meer u. ſ. w. bedeute. An Laune, Zufall und Willkühr eines

uralten Sprachkünstlers zu denken, wäre Frevel; vielmehr muß der Grund in der Natur der einzelnen Laute und in ihrer Verwandtschaft mit dem durch sie bezeichneten Gegenstande liegen. Diese Ableitung der Wurzeln oder Stämme selbst aus den Elementen der Sprachen gilt mir als die höchste Etymologie, durch die auch die jetzt sogenannte, die die Wurzel als fertig annimmt, erst recht Richtigkeit und wissenschaftliche Begründung erhalten wird; indeß wollen wir auch diese nicht gering halten, so lang es an jener noch gebricht. — + —

Reise zu Vaters Jubelfest, 1829.

Berlin, Sonnabend früh.

An seine Frau.

Wundre Dich nicht, liebe Seele, noch vor Ludwigslust ein eiliges Blatt von mir zu erhalten. Die Eilpost geht nicht, wie ich gehofft hatte, gleich am Freitag, sondern erst am Sonntag Abend weiter. So habe ich denn gewaltig viel Zeit, um mich von den nicht gehabten Strapatzen der Schnellfahrt bei den Berliner Freunden zu erholen. Wir verließen Breslau in einem höchst bequemen Wagen unter der doppelten Beleuchtung des Mondes und eines ununterbrochnen Wetterleuchtens, das sich um Mitternacht in einen kurzen Regensturm auflöste, der aber bald selbst wieder dem schönsten und klarsten Himmel wich. Die Reisegesellschaft war gut und angenehm. Außer Witte und Mosewius, die beiden Breslauer Kaufherren Förster und Schreiber und ein sehr gebildeter Landwirthschafter, Amtsrath Hagemann aus Akresch-Kronze, einer der tüchtigsten Oekonomen Schlesiens; dazu mehrere stumme Personen. Daß die Fahrt gänzlich ohne Abenteuer vorüberging, versteht sich von selbst. Das Wetter war aber herrlich, und Frühlingsspuren grüßen von allen Seiten. Wir fuhren gestern Mittag in Berlin ein. Jumpt, Karl und Wilhelm paradirten bereits an der Post. Letzterer war einige Stunden vor mir über Halle eingetroffen, hatte aber Albrecht nicht mehr gefunden, weil dieser bereits zu seinen Ferienstudien nach Magdeburg abgegangen war. Wilhelm ist sehr wohl und, so viel ich bis jetzt habe wahrnehmen können, guter Dinge. Hier werde ich freilich nicht viel mit ihm verhandeln können, da der Strudel des Berliner Lebens mich gleich an der Post wieder erfaßte. Um drei Uhr saß ich bereits mit Hirt, Jumpt, Karl und Sillig aus Dresden an Schulzes unter Gerichten sinkender Tafel; von da zur Aufführung einer Passionsmusik von Johann Sebastian Bach, die allein das längere Bleiben in Berlin belohnt haben würde; endlich um 10 Uhr noch auf ein Stündchen zu Karls Frau, die ich früher noch nicht hatte sehen können. Heute Mittag werde ich mit allem, was Jumpt von ein- und auswärtigen Philologen hat auftreiben können, bei ihm tafeln und von Besuchen abmachen, was ich kann. Sidonia hat für den Vater ihr Töchterlein in Pastell gezeichnet. Der Steindruck des Vaters ist recht gut gerathen, doch behält die Zeichnung in meinen Augen den Vorzug und sicher in den Deinigen auch. Von meinem Buche waren 7 Bogen fertig und überaus prachtvoll zusammengebunden. Auch die 100 Rthlr. harrten meiner. Was hier sonst für den Vater auf Bestellung der Sternberger gearbeitet ist, soll trefflich gerathen seyn. Luisens Hochzeit wird jedoch um Johannis stattfinden, kurz vor Spertings Ab-

ganz nach Wankenhagen. Sonst weiß ich nur, daß in Ludwigslust alles vollkommen wohl ist.

Zum Schluße. Meine ganze Reise hat mich Schritt für Schritt mit Euch in Verbindung erhalten, nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich, denn überall belebten die Erinnerungen vom vorigen Herbst mir die nun schon so oft durchmessenen Gegenden. Möget Ihr nun alle nur eben so frisch und wohl seyn und bleiben, wie ich es bin! Wie freue ich mich auf den ersten Brief in Ludwigslust, der mir davon hoffentlich Gewißheit bringt. Küsse die lieben Kinder alle der Reihe nach, Marie, Anna, Moritz, Reschen. Schon ihre Namen hinzuschreiben macht mir Freude. Tausend Grüße den Eltern, Minchen und allen Freunden.

Ludwigslust, Dienstag früh.

Daß wir in Ludwigslust eingezogen sind, siehst Du, meine gute Seele, schon aus der Ueberschrift; daß auch glücklich, brauche ich kaum hinzuzusetzen. Der Rest meines Berliner Aufenthalts ging hin wie immer, unter Besuchen, Schmausereien, Zerstreuungen; Schultzes, Zumpts, bei denen ich auch auf der Rückkehr wohnen werde, und Seebecks haben gewetteifert, mir die Tage erfreulich zu machen. Bei letztern hat mir es besser gefallen als je, und besonders war der alte Herr ungemein liebenswürdig, auch körperlich sehr wohlbehalten. Sie grüßen alle unendlich, auch Eiselens, die ich noch kurz vor unserer Abfahrt besuchte. Diese fand statt am Sonntag Abend um 7. Diesesmal war die Reisegesellschaft sehr gemischt: ein Jude, eine Gouvernante, ein Oekonom, ein Kaufmann, die ergötzlichste Figur ein sehr lustiger und gutmüthiger Engländer, der von der hergebrachten Unbequemlichkeit seiner Landsleute nichts an sich hatte. Wir fuhren ganz den alten wohlbekannten Weg, tranken Kaffee in Aprix, frühstückten in dem Neuscherpkow gegenüber erbauten schönen Posthause Neukliepke, aßen in Perleberg Mittag. In Warnow fiel mirs ein, Extrapost zu nehmen, um vermittelst eines guten Trinkgelds der Schnellpost, mit der wir erwartet wurden, zuvor zu eilen. Gesagt, gethan; wir waren um 3 Uhr fast eine Stunde eher hier, und fanden alles zum heitersten Empfange bereit. Wilhelm war hier unerwartet, wie er es bei Karl gewesen war. Der Vater ist ganz unverändert, die Mutter aber auf die wunderbarste Weise um wenigstens zehn Jahre verjüngt, nicht bloß vom Ansehn, sondern auch in ihrem ganzen Seyn und Thun, worin sie eine Frische zeigt, als wäre sie gänzlich umgeschaffen. Minna wird erst in einigen Tagen mit Ludwig eintreffen. Sophie ist heiter, blühend, ihre Gestalt vom sichtbaren Ausdruck der Gesundheit belebt. Lotte, längst Hausgenossin der Eltern, habe ich wohlgefunden, wie wir sie verlassen. Luise sehr thätig. Sperling fühlt sich mit Behaglichkeit im schönen Hafen. Mit Krümmling ist man von allen Seiten höchst zufrieden, auch mit seiner Amtsthätigkeit; er kommt am Sonnabend, ebenso Brerm.

Dienstag Mittag.

Nun wirst Du wissen wollen, wo ich wohne; wieder in meinem Zimmer vom vorigen Herbst, das Lotte mir eingeräumt hat. Es ist mit ihren schönsten Aprikosen und ihren duftendsten Blumen, mit allem geschmückt, was sie zierliches und gefälliges besitzt; ebenso steht mein Bett, wo im vorigen Jahre, aber die Kammer ist ausgestattet wie die Stube. Ungern habe ich mich in so schwelgerische Umgebungen gefügt; aber Du kannst Dir wohl denken, daß durch Weigerungen und Ablehnungen nichts ausgerichtet wurde. Wilhelm mit dem jungen Spiel, einem stillen, kränklichen, aber sittlich liebenswürdigen jungen Menschen, bewohnt Euer Zimmer. Trage Dir also Lottens alte Wohnung auf mein vorjähriges Zim-

mer über, und Du weißt, wie anmuthig ich umgeben bin. Die Jubelfeier wird nicht ohne manche Kleinlichkeit hergehen werden. In Verbindung mit Walter werde ich für möglichst angemessene Ordnung sorgen. Soviel ist gleich heut morgen bewirkt, daß der Vater bis zum Gottesdienst ungestörte Ruhe behält. Seine Predigt soll aus zwei Theilen nach zwei Bibelstellen bestehn; der erste über den zweiten Brief Petri, Cap. 1 v. 13, 14 wird zeigen, wie ein solches Fest der Gemeinde fruchtbar und segenreich werden könne; im zweiten über Psalm 71 v. 7, 8, 9 wird der Vater seinen Dank gegen Gott aussprechen, der bis hieher geholfen hat und weiter helfen wird. Mir scheint die Anlage vortrefflich und die Ausführung wird es nicht minder seyn. Walter wird dann vom Altar aus die Gesinnungen der Gemeinde, des Landes aussprechen. Ein Danket alle Gott, von der Großherzoglichen Kapelle ausgeführt, soll die kirchliche Handlung schließen. So weit ist alles gut. Dann freilich wird das weltliche Theil auch sein Recht geltend machen; Handschreiben und Verdienstmedaille vom Großherzog, Deputation von Ludwigsluster Bürgern, von der Stadt Sternberg, von der Superintendentur Sternberg ꝛc., gewiß viel verkehrtes, doch hoffentlich gut gemeintes; dann die Hauptsache, ein Schmaus im Societätsgebäude, wozu der Großherzog den Küchenzettel gemacht hat — was willst Du mehr. Lies nur die beiden vortrefflich gewählten Bibelstellen, führe sie Dir einstweilen selbst aus, und lächle über das Weitere. Wir sind ja Doppelwesen. Deine Geschenke sind alle glücklich zur Stelle gekommen und abgegeben; für alle wird Dir freundlichst gedankt. Dein hiesiges Pathchen, welches ich gleich heut morgen besucht, ist ein kleines hübsches Wesen und gefällt mir gut. — Der erste alte Bekannte, den ich wiedersah, war Kloeß, noch voll Entzücken über die Tasse und die ihm wiederholte Anerkennung seiner Verdienste um Annens Augen; noch heute soll ihm ein Gegenbesuch gemacht und seine Frau in Augenschein genommen werden. Brückner ist seit Neujahr fast ohne Unterbrechung krank; ebenso Frau Cousine Minz seit ihrer Entbindung. Des Vaters Kanarienvogel und Belli sind beste wohler; doch hat letzterer seit unserer Abreise der Eltern Haus nicht wieder betreten. Nun noch etwas recht hübsches. Heut früh um 9 soll ein Arbeitsmann ein großes Faß voll Austerschaalen, das auf dem Hofe steht, ausleeren und die Schaalen zerkleßen; ich gehe grade über den Hof in den Garten, als er fast auf dem Boden ist; da findet er einen alten silbernen Kinderlöffel, gezeichnet — A. P. und überreicht ihn mir. Es ist kein Schade nicht gewesen. Alles kam nun herbeigelaufen: die Schwestern wollten ihn vor allem putzen, aber das habe ich abgewehrt und bringe ihn auch mit, wie er aus dem Austerstoff gekommen ist, in dem er bis zu meinem Wiederkommen gelassen hat. Ich komme mir wahrlich vor wie Polykrates, sehe darin aber kein Unglückszeichen, sondern ein neues schönes Pfand für die Zukunft, das mich innig bewegt hat. Hätte ich doch nie geglaubt, daß man sich über einen Kinderlöffel so freuen könne.

Dienstag Abend um zehn.

Das Tagwerk werde beschlossen, wie es begonnen ist, mit Briefschreiben. Den Nachmittag bin ich beim Großherzog gewesen; dann bei Frau Kloeß, die eine hübsche und gebildete Frau ist, mit der man sich gut und bequem unterhält; zuletzt noch ein wenig ins Holz, dessen Grün aber noch weit zurück ist. Ueberhaupt sieht Ludwigslust ohne Laub befremdlich aus, als ob die Aufklärung darin gehauset hätte; man schaut an allen Ecken in die kahlen Umgebungen hinaus. Desto lieber birgt man sich im traulichen Hause, wo ich nichts vermisse als Euch, was freilich etwas viel ist. Mir ist hier noch jeder Raum im Hause, auf dem Kirchplatze, im Garten vom vorigen Herbst her mit den Gestalten der Kinder so

bleibt, daß ich immer denke, hier oder da müsse eins meer Kopfchen hervorblicken; aber die Enttäuschung folgt schnell genug dem Wahn. Dann soll ich erzählen, und weiß auch genug; aber fange ich an, und soll von Marie oder Anna oder Röschen sprechen, so wird mir so weich und schmerzlich zu Muthe, daß ich nicht weit komme. Ich flüchte dann zu Moritz; der ist ein Junge, und ich finde mich wieder. Ueberhaupt sehe ich nicht, wo diese Weichlichkeit hin will, die sich für mein Alter nicht mehr ziemt. Ich sehe wohl, ich lasse mich viel zu viel gehn, und das muß anders werden. Sorgen um Euch, Geliebte, habe ich aber nicht; ich weiß gewiß, Euch wiederfährt während meiner Entfernung nichts, und daß der Löffel nach 7 Monaten am ersten Tage meines Hierseyns, in dem Moment, als ich über den Hof gehe, wieder ans Licht kommen mußte, verbürgt mirs und ist mir ein wunderbarer Trost. Morgen erhalte ich Deinen ersten Brief; ich will die Nacht recht schön durchträumen und morgen das Siegel recht freudig erbrechen. Wie aber will ich mich freuen, wenn es kein Siegel mehr zu öffnen bedarf, und doch wie beglückt es mich, jetzt Dir schreiben zu können, einzig Geliebte. Die besten Grüße an alle, die unsrer herzlich eingedenk sind.

Ludwigslust, 21. April 1828. Donnerstag.

Gestern Abend, Geliebte, als ich eben von einem einsamen Spaziergange aus dem kahlen englischen Garten zu Hause gekommen war, ging auch Dein erster Brief an mich ein. Die bunten Ostereier, die nur unterwegs ganz platt gedrückt waren, fielen mir gleich entgegen und sagten mir, daß Ihr alle wohl seyn müßt; sie wurden sofort vertheilt, wobei sichs fand, daß Sophie ganz leer ausgegangen war, worüber sie sich beklagen läßt. Zwei etwas gespenstisch aussehende Figuren habe ich nicht zu enträthseln vermocht. Ich bedanke mich ganz besonders für den schönen Spruch auf meinem Ei, der mir recht aus der Seele geschrieben war; vorzüglichen Beifall haben die zwei Haasen oder Kaninchen gefunden, die so sauber gezeichnet sind, als ob noch von andrer Hand nachgeholfen wäre. Während die bunten Geschenke betrachtet und erklärt wurden, erquickte ich mich an Deinem Briefe, dessen erfreulichen Inhalt ich in langen Zügen einsog. Gottlob daß alles war, wie ich es wünschte; möge denn auch alles so bleiben, bis ich wieder zur Stelle bin, was, wie ich glaube, am 9. May seyn wird. So, scheint es, lassen alle Pflichten sich am besten mit einander ausgleichen. Den Sturm der ersten Reisenacht haben auch wir genossen, aber von dem Gewitter des Charfreitag Nachmittags haben wir in Berlin keine Spur gehabt. Großes Wasser sahn wir auf der Reise überall wo Wasser war, besonders bei Crossen, wo die Chaussee sich wie ein schmaler Faden durch ein Doppelmeer hinwand, das im Mondlicht wunderlich blinkte und zitterte; dann auch diesseits Berlin um die Havel her. Daß Ihr vom Freitag auf den Sonnabend behaglich hinüber geschlafen habt Ihr — wie Du nun schon weißt — mit mir gethan. Zumpts hatten mir ein nettes Stübchen bereitet, worin ich mehr nach den Strapatzen des halben Tages in Berlin, als nach den nicht empfundenen der Reise, unter dem Nachhall der Bachschen Musik köstlich bis an den andern Morgen um 6 fortschlief. — Ich hoffe doch, Du wirst den ersten Ostertag, an dem wir meist schönes Wetter hatten, bei den Eltern zugebracht haben. Wir nahmen es wenigstens bei Seebecks so an, und haben Euch alle zusammen trefflich hoch leben lassen. Von Locken à la neige habe ich bisher nichts zu leiden gehabt, aber Flocken à la neige begrüßten uns noch kurz vor unsrer Abfahrt aus Berlin ziemlich unsanft; es sind indeß die letzten die wir erlebt haben.

26. April. Freitag früh.

Nun bin ich so ziemlich mit allen Besuchen fertig. Die alte Erbgroßherzogin ist eine sehr würdige Matrone; höchst einfach, aber voll gediegner Bildung und reifen Verstandes, dieß alles wieder einer wahrhaft mütterlichen Milde untergeordnet; es ist ganz lächerlich, auch sie eine Kopfhängerin nennen zu hören. Prinzeß Helene ist ein blasses Kind, das recht altdeutsch aussieht, aber recht angenehm. Mit dem Grünwerden geht es hier noch immer sehr langsam vorwärts; Radiese sind Seltenheit, dagegen bringt der Garten bereits vortreffliche Spargel von einem in Breslau unbekannten Wohlgeschmack, und heut soll Spinat erfolgen, wobei ich an Herrn v. Rumohr denken werde. Hyacinthen sieht man viel, gelbe aber sind unerhört. Was im Holz an Laub zu wenig ist, wird durch Wasserfälle ersetzt: besonders ist die große Schleuße prächtig: sie ergießt sich von selbst in jeder Minute zweimal; auch Rehe sieht man zu Wilhelms Ergetzen in großer Zahl. — Jetzt hat es indeß warm zu regnen begonnen, und da wird alles wohl rasch aufgrünen. Mit Wilhelm bin ich im Ganzen wohl zufrieden, obgleich noch viel starres und ungeschmeidiges übrig ist. Lotte nimmt sich seiner wie meiner auf die beste und freundlichste Weise an; er wird Dir heut auch schreiben. Walters ältester Sohn und Hans Küster sind seine Genossen; Georg Stürzel kommt morgen. — Der Bruder Leuthe hat am Tage vor meiner Ankunft ein neues Bild von mir mit der Brille überreicht; etwas grimmiger sehe ich doch aus als in dem frühern, und Sophie, die sich desselben bemächtigt hat, ist ganz zufrieden damit, die übrigen desto weniger; mich soll nur wundern, ob er nicht auch den Wilhelm beim Kopf nehmen und abconterfeien wird. Ein Oelgemälde des Herzog Albrecht ist Leuthen wohl gelungen. Suhrlandt will ich heute besuchen. Wegen der Jubelfeier habe ich täglich Conferenzen mit Walter und Meyer; ich werde froh seyn, wenn erst alles glücklich überstanden ist. — — Wie wohl die Mutter sich befindet, magst Du daraus ermessen, daß sie ohne langes Zureden sich entschlossen hat, an dem Festmahle Theil zu nehmen. Privatglückwünschungsschreiben sind die ganze Woche schon täglich zu Dutzenden eingelaufen; — — — unverkennbar herzlich ist auch die Theilnahme der mittlern und niedern Stände.

Freitag Abend.

Sobald gegen Abend der Regen nachgelassen hatte, enteilte ich in das Holz. Wirklich war seit gestern alles wie verwandelt, zumal die jetzt unbeschreiblich schönen Erlen mit jenem goldgrünen Frühlingshauch übergossen, durch den die Sonne blickte; einzelne Nachtigallen tönten dazwischen, mir die ersten dieses Jahres; der Teppich unter den Bäumen aber war mit den Sternen der weißen Waldanemone wie übersäet; ich habe sie nie in dieser Menge gesehn. Die beiliegende ist von der Rasenhöhe an den 25 Fontainen, von der unsre dicke Anna im vorigen Herbst herunterkugelte; der Sauerklee mit Blüthe aus dem Gehölz an der Kreuzbrücke, die heut das Ziel meines Spazierlaufes war. Ich habe noch viele Grüße an Euch alle mir bis zuletzt vorbehalten. Einmal erwarte ich hier noch einen Brief von Dir. Schreibst Du mir dann am 29sten wieder, so muß der schon nach Berlin gehn, unter Karls Adresse. Auch ich werde keinen Posttag überschlagen, mich mit Euch von fern zu unterhalten.

Ludwigslust, 27. April, Montag früh.

Mit recht frohem Herzen, Geliebte, kann ich Dir heute morgen die Kunde geben, daß der gestrige Tag uns in ungetrübter Heiterkeit beschlossen ist. Wir hatten, wie wahrscheinlich auch Ihr, vorher trübe und regnigte Tage; gestern früh

aber weckte uns das reinste Sonnenlicht, der klarste Himmel. Um 7 Uhr kam das Seminarium und weihte den Tag mit einem vierstimmigen: Nun danket alle Gott! ein; dann überreichten die Seminaristen eine schöne Bibel mit den darauf geprägten Worten: Gottes Wort bleibt ewig. Die folgenden Stunden geboten uns an: sie werden mir immer zu den stärkendsten und erhebendsten meines Lebens gehören. Gegen zehn Uhr kamen von Griewacks Hause paarweise alle Geistlichen, die sich in Ludwigslust versammelt hatten, etwa 30 an der Zahl; wie verabredet war, trat der Vater, von mir und Ludwig geführt, ihnen entgegen und nun nach schweigender Begrüßung bewegte der Zug sich in die vollgedrängte Kirche, wo die Prediger auf zwei langen Stuhlreihen am Fuße der Altarstufen ihre Sitze fanden. Die feste und würdige Ruhe, die der Vater von den ersten Stunden des Tages an gezeigt hatte, verließ ihn auch während des ganzen Gottesdienstes keinen Augenblick. Nach beendeten Gesängen stieg er von den zwei ältesten Geistlichen, Präpositus Flörke von Grabow und dem alten Sperling geführt, mit fester Haltung die breiten Stufen hinauf. Das Thema seiner Predigt weißt Du schon, ich hoffe Dir eine Abschrift schon mitbringen zu können; denn zum Drucke wird es schwerlich kommen, so wünschenswerth es mir auch scheint. Seine Stimme ist allerdings nicht mehr klangvoll, aber noch stark und deutlich, dabei ist er auch, soviel ich bis jetzt erfahren, überall in der schwer zu füllenden Kirche verstanden worden. Mir entging kein Wort. Wahrhaft bewundert habe ich die Kraft, mit der er allein der Rührung widerstand, die sich aller Zuhörer bemächtigte, so daß seine Stimme auch nicht ein einzigesmal zitterte, und nur der Ausdruck der reinsten evangelischen Milde auf seinen Zügen ruhte. Als nach der Predigt noch ein kurzes Lied gesungen war, stiegen sämmtliche Prediger die Stufen hinan und bildeten zu beiden Seiten einen großen Halbkreis: vor dem Altar stand der Vater zwischen Flörke und Sperling, im Altar Walter; er sprach in einer würdigen und durchaus angemessenen Rede die Gefühle, die Gesinnungen der Gemeinde, des ganzen Landes aus. Dann traten die Prediger im Kreise um den Vater, der niederkniete und von Walter eingesegnet wurde. Ein von der Hofkapelle trefflich ausgeführtes: Nun danket alle Gott! schloß die kirchliche Feier. Nun begab der Zug sich in derselben Ordnung in das Haus der Eltern. Die vier Zimmer linker Hand waren zum Empfang der Glückwünschenden ausgeräumt und eingerichtet, aber sie faßten die Kommenden nicht. Der Erbgroßherzog, die Herzoge Gustav und Karl fanden wir schon vor; dann kam der Minister von Plessen und überreichte vom Großherzog Brief und goldne Verdienstmedaille; ein Exemplar von Silber bringe ich Euch mit. Dann der Hofmarschall von Buch und der Oberstallmeister von Rangau an der Spitze des Hofpersonals, die Generale von Both, von Peng und von Boddien an der Spitze des Militärs u. s. w. Als alle beisammen waren, überreichte Walter mit der Ludwigsluster Geistlichkeit das lithographirte Bild, Pastor Ding von Sternberg von der Sternberger Diocese das Abendmahl von Leonardo da Vinci und drei schön gearbeitete Armleuchter nebst besonderen Schreiben vieler einzelnen Prediger, die nicht hatten kommen können, unter diesen war leider auch Brehm; endlich ich die Schreiben vom Herzog Albrecht und von der Universität Breslau. Es folgten nun noch Geschenke Einzelner, z. B. von der Forsträthin Krüger ein schöner silberner Pokal, vom alten Andersen ein Paar geschmackvolle silberne Leuchter u. s. w. Um 3 Uhr begab man sich zum Schmause ins Societätsgebäude: es waren etwa 100 Personen eingeladen, das Couvert zu 5 Mark, ohne den Wein, und allerdings gestehe ich, nie besser gegessen zu haben. Zum Toastmeister war der Geheime Medicinal-Rath Sachse bestimmt, der sich seines Auftrags mit freimaurerischer Salbung und Wortfülle

entledigte; ich mußte zuletzt noch ſeine Geſundheit dagegen ausbringen. Als die Geſundheit des Tages ertönte, trat Paſtor Dinz wieder auf und überreichte im Namen der Stadt Sternberg einen überaus ſchön gearbeiteten, von innen und außen vergoldeten ſilbernen Pokal. Um 6 Uhr begaben ſich die Eltern nach Hauſe; ich blieb bis gegen acht; als aber die Fidelität gar zu groß werden wollte, und die Cavalliè von allen Seiten zu graſſiren anfingen, machte ich mich mit Brückner, Krämmling und Wilhelm (deſſen gutes und determiniertes Betragen ich rühmen muß) von dannen, machte noch einen kurzen Lauf durch den engliſchen Garten und traf zugleich mit Deinem Briefe bei den Eltern wieder ein. Um zehn ging der Vater, weder geiſtig noch körperlich ermattet, zu Bette, durchſchlief die ganze Nacht, und war heut morgen um 7 ſchon wieder in unſerm Kreiſe. Ebenſo hat die Mutter alles überſtanden, was ſie an dieſem Tage beſtürmte. So iſt denn der Zweck dieſer Reiſe, dieſer Trennung von Euch aufs vollkommenſte erreicht, und ich danke Gott um ſo mehr, daß er mich dieſen Tag hat ſehen laſſen, da ich ihn wohl ſelbſt eben ſo wenig erreichen werde, wie mein Großvater ihn erreicht hat; mögen dagegen unſre Söhne auch darin ihrem Großvater gleichkommen!

Dienſtag früh.

— — — Wenn ich nur von Euch träumen könnte! Aber ich habe Dir oft geſagt, was am Tage mich ganz erfüllt, erſcheint mir nie im Traume, der mir ſtets eine fremde Welt eröffnet, und ſo geht mirs denn leider auch hierin. Deſto mächtiger wächſt die Sehnſucht nach Euch. — Von den Kindern zu erzählen, iſt mir wehmüthiger Genuß; ich bemerke dabei, wie wenig ich mich aufs Erzählen verſtehe: wenn ich dabei bin, fällt mir oft das Beſte am wenigſten ein, und kommt mir dann wieder in den Sinn, wenn zum Erzählen keine Zeit. So geht es einem aber auch mit vielen andern Dingen im Leben, daß man den rechten Moment verfehlt, und dann iſt er unwiederbringlich! — — Mariens gute Wünſche gehn täglich in Erfüllung: Auſtern und Champagner kommen zum rothen Wein hinzu; Anna mag ſich inzwiſchen auf Wünſche beſinnen, und die von Moritz werden ja auch wohl ſchon erfüllt ſeyn; ich habe aber nicht zugeſehn, ob mich Schimmel oder Rappen zogen: lieſen ſie nur ſchnell, ſo war ich ſchon zufrieden. — Ich reiſe hier ab Sonntags, 3. May, Wilhelm den 5ten; er wird einige Tage in Magdeburg bleiben und den 10ten ſoll er wieder in Pforte ſeyn. Nun nur noch Küſſe und Grüße an Kinder und Freunde, beſonders an Dich.

Ludwigsluſt, 30. April, Donnerſtag früh.

Da mir die letzten Tage meines Hierſeyns ſchnell genug verfliegen werden, Du aber noch einen Brief von hier aus erhalten ſollſt, will ich jede zu erhaſchende Stunde ſofort benutzen. Dieſen erhältſt Du Dienſtag früh, dann bin ich Dir ſchon ein 24 Meilen näher und Du kannſt ihn nicht mehr beantworten, ausgenommen mündlich: das iſt mir ein recht tröſtlicher Gedanke, wenn ich der näher rückenden Trennung von hier gedenke. Neulich gerieth ich mit beiden Sperlingen in einen theologiſchen Streit, ob es in der Bibel heiße, der Mann verlaſſe Vater und Mutter, um am Weibe zu hangen, oder umgekehrt: ich behauptete, der Mann, und bei näherer Unterſuchung gaben altes und neues Teſtament mir Recht, es ſtand auch zu deutlich in mir geſchrieben.

Abends.

Ein Spaziergang iſt wirklich bis zu den 14 Allern ausgeführt, trotz des ungünſtigen Wetters, aber von da trieben mich Schloßen wieder nach Hauſe; beim Kaf-

ſerſaal fand ich eine große Menge blaßröthlicher Anemonen, wie die Probe zeigt; auch viele Reche und Eichkätzchen ergetzen mich. Wilhelm iſt ſehr häuslich und huldigt Sophien unbedingt. Vor allen denkt nur darauf, daß ich Euch recht friſch und ſtark wiederfinde, ſo wie ich Euch wieder zu umarmen hoffen darf. Denn bis jetzt hat mir auf der ganzen Fahrt noch kein Finger weh gethan und noch kein Gefühl von Ermattung mich beſchlichen.

1. May, Freitag Mittag.

Ein unfreundlicher Maianfang! Es ſcheint, das Wetter der Rückreiſe ſoll mich auch an die gemeinſchaftlich gemachte erinnern. Aber je mehr es draußen ſtürmt, deſto ruhiger wird es in mir, und ich denke, mir ſoll es in der Eilkutſche eben ſo wohl werden, wie auf dem Dampfſchiffe, als der Sturm mit ihm Ball ſpielte. Eben habe ich doch noch den Druck von Vaters und Walters Rede in einem Abſchiedsbeſuch beim alten Großherzog ausgemacht; die Beſchreibung der Feſtlichkeit wird wohl Paſtor Dinz von Sternberg hinzufügen.

Abends.

Es tobt, ſtürmt und regnet in einem fort durch die noch kahlen Linden, aus denen dennoch zuweilen ein Nachtigallenlaut herausſtönt, der ſich aus den unbelaubten Bäumen doppelt rührend vernehmen läßt. Aber in unſerm ſtillen Hauſe iſt alles heiter und freudig. So werden wir uns auch wiederſehn. Ich verlaſſe Ludwigsluſt recht getroſt! Küſſe mir die Kinder tauſendmal.

N. S. Wilhelm hat auch perſönlich ſehr gewonnen: er ſieht jetzt ein wenig wie Oken aus, welches vor 20 Jahren in Weimar auch von mir behauptet wurde. Die blaue Blume iſt plumbago Capensis, die meine Stube ziert.

Berlin, 4. May, Montag früh.

War mir es bisher Genuß, an Dich, Geliebte, von fernher ſchriftliche Worte zu richten, ſo iſt es jetzt, da ich wieder in Bewegung bin und ſchon die Stunden unſers Wiederſehns zählen kann, faſt eine Geduldsprobe für mich, mit der Feder auszudrücken, was ſich kaum mit dem Munde ſagen läßt, wie ſehr ich mich zu Euch zurückſehne. Bange und ſorglich, wie ſonſt wohl oft, wenn ich Euch auf Wochen verlaſſen hatte, bin ich diesmal nicht um Euch geweſen: mir war, als wiſſe ich, daß nichts Euch treffen könne, deſto größer war die Sehnſucht, Euch, wenn auch nur auf Augenblicke, wenn auch nur im Traume, zu ſehn und zu haben; aber ſie mußte unbefriedigt bleiben, und ſo bringe ich ſie denn ganz zu Euch zurück. Am Sonntag Mittag ſchied ich von unſern Geliebten in Ludwigsluſt, freilich nicht ohne Schmerz, doch mit dem heiterſten Blick in die Zukunft. Sperling und Wilhelm begleiteten mich bis Warnow, wo ich erſt die Poſt beſtieg. Die Fahrt war durch freundliches Wetter begünſtigt; in der Nacht bald vor Fehrbellin leuchtete uns leider ein brennendes Dorf. Geſtern gegen Mittag war ich hier und empfing ſogleich von Karl Deine und der Kinder Zeilen. Es werden die letztern von Euch geweſen ſeyn, wie dieſe die letzten von mir. — — Die eben zurückgelegte Nacht wurde wieder durch einen gewaltigen Feuerlärm unterbrochen; doch iſt nur ein unbedeutendes Haus in einer Vorſtadt abgebrannt. Geſtern habe ich den Reſt des Tages theils bei Karl, theils bei meinem freundlichen und lieben Wirthe Zumpt heiter zugebracht, und mich der in Berlin ſo ſeltnen ruhigen Stunden wahrhaft erfreut. Heute geht nun aber das Laufen und Rennen wieder an, und wird wohl dauern, bis ich in die Schnellpoſt ſpringe, in der ich bereits den er-

ſum Platz belegt habe. So früh, wie Du meinſt, kann ich aber am Sonnabend noch nicht bei Euch ſeyn: vor 10 Uhr nicht, doch hoffentlich nicht viel ſpäter, alſo wird alles wie bereits entgegen laufen können. Und bis dahin lebt denn alle wohl und ſeyd ſo friſch, wie ich es bin.

An Frau von Voigt. Breslau, 10. Juni 1822.

Es wird wohl Zeit, verehrte Freundin, Sie an Ihre Verheißung zu mahnen, zum Ziel Ihrer dießjährigen Sommerreiſe unſer ultramontanes Breslau zu wählen; denn daß ich damit etwa gar ſchon zu ſpät komme und ein andrer Beſchluß unwiderruflich gefaßt ſeyn ſollte, läßt die ungewöhnliche Freudloſigkeit der dießmaligen Frühlingswitterung nicht fürchten, die ſich allen Reiſeplanen ſo ganz feindſelig erzeigt hat. Ich zwar habe ſchon ein anderthalbhundert Meilen zurückgelegt, um bei dem 50jährigen Amtsjubelfeſt meines Vaters anweſend zu ſeyn. Aber eine Fahrt zur Schnellpoſt, meiſt auf den beſten Chauſſeen hin und durch Gegenden, die man am liebſten zur Nacht durchfliegt — ich weiß ſie ohnehin ſchon auswendig — wo alſo das Ziel allein lohnt und lohnt, ſollte man eigentlich nicht mit dem Ehrennamen Reiſe belegen. — Sie werden hoffentlich eine Reiſe machen, alſo nicht auf gradeſter Landſtraße Ihr Ziel verfolgen, ſondern Sich uns auf den anmuthigſten Um- und Abwegen nähern, das heißt beſonders von Dresden an über Herrnhut, Zittau, wo man Sie an den Oybin nicht erſt zu erinnern braucht, über das Wallenſteiniſche Friedland, die Bäder Liebwerda und Flinsberg nach Hirſchberg, wo Sie dann, am Fuße der Schneekoppe angelangt, die Wahl haben, ob Sie erſt das Gebirg umwandern, oder zuvor Sich nach Breslau wenden wollen, um hier einen Entwurf für die Berg- oder Thalfahrten zu machen. Denn freilich nur einen Entwurf werde ich Ihnen anbieten können, kein Geleit, da meine Vorleſungen vor Anfang Septembers nicht zu ſchließen ſeyn werden, alsdann aber wieder anderes eintritt, was mich von Hauſe nicht zu entfernen ermahnt. Laſſen Sie uns nur vor allem wiſſen, wenn ungefähr wir Sie erwarten dürfen. Wäre es in den letzten Tagen dieſes Monats, ſo könnte mein Wilhelm meine Stelle vertreten, der dann von Pforte eine Ferienreiſe zu uns machen wird. Aus meiner Häuslichkeit für den Reſt dieſes Jahres ſehn Sie, daß Sie uns zu jeder Zeit eine gleich erfreuliche Erſcheinung ſeyn werden; halten Sie aber dieß Jahr feſt, denn außer anderm, was mir in Zeit von zwölf Monaten begegnen konnte, weiß ich auch nicht, ob ich Anno 1830 ebenſo haushälteriſch ſeyn würde, aus Neigung gewiß nicht, und gäbe es dann, wie nicht unmöglich, ein Dampfſchiff von Triest nach Lepanto oder Navarin, ſo ſetzte ich mich vielleicht ein. — Einſtweilen nur noch Antwort auf einige Fragen in Ihrem letzten Briefe. Den Vornamen meiner ſchönen Jolinderin — kann ich Ihnen nicht melden, und wüßte ich ihn von Herzen gern ſelbſt. Für einen Vierziger, der ohnehin wie ein tüchtiger Fünfziger ausſieht, kam mir doch die Frage etwas zu jugendlich vor, und ganz ebenſo war es einem geiſtreichen Arzt meines Alters in Ludwigsluſt ergangen, in welchem ich bei meiner Heimkehr aus Kopenhagen ganz unerwartet einen Genoſſen meiner Ueberraſchung und Entzückung fand. Wir tröſteten uns gegenſeitig dadurch, daß nun uns nichts hindere, ihr den ſchönſten Namen von der Welt anzuphantaſieren: hoch und ritterlich iſt er gewiß, da das Geſchlecht der

Thorlacius zu den Ältesten der Insel gehört, und sich nicht bloß von den Isländischen Königen, sondern gleich vom Gotte Thor herleitet. — Münter möchte ich am ersten noch mit Bötziger vergleichen, aber nur mit den guten Seiten des letztern; das heißt, er ist eben so unermüdlich diensteifrig und von eben so reichem Wissen, zwei Eigenschaften, die bei beiden gleich hervortreten; aber Münter ist dabei ein Mann von entschiedener Festigkeit und Geradheit der Gesinnung, und seine Gelehrsamkeit ist stets von Urtheil und Geschmack begleitet; daher ist es schwer zu sagen, ob er für die Kirche Dänemarks oder für die Wissenschaft thätiger und heilbringender wirkt: kurz er ist eine durchaus edle und großartige Natur. — Von allerlei litterarischem werden wir ja bald mündlich uns nach alter Weise unterhalten können: ich glaube, unsre Ab- und Zuneigungen werden noch ebenso zusammentreffen, wie vor 20 Jahren in Weimar. Einen Liebling habe ich doch neuerdings wiedergewonnen, den Grafen Platen in seiner verhängnißvollen Gabel und seinem romantischen Oedipus: denn seine lyrischen Sachen wollen bei mir weniger anklingen — Raupach kenne ich nur dem Namen nach. Ueberhaupt ist das deutsche Theater wenig und das Breslauer gar nicht mehr für mich vorhanden. — Goethes und Schillers Briefwechsel bringt mir mit jedem neuen Heft ein neues Fest. Doch gestehe ich, daß Schiller im Fortschreiten der Verbindung mit Goethe nicht eben gewinnt, sondern merklich hinter seinem allzugewaltigen Gefährten zurückbleibt; zumal wenn er locker und lose wird, was Gottlob höchst selten geschieht, ist er mir unausstehlich. — Verwaden Meinigen schreibe ich Ihnen diesmal nichts, weil Sie ja bald kommen und sehn werden: um das Wann bittet mit mir herzlich grüßend auch meine Frau.

An Jacobs.

Mein Freund und College, Consistorialrath Gaß, überbringt Ihnen, verehrter Lehrer und Freund, meinen besten Dank nicht nur für das reiche Geschenk der akademischen Reden und Abhandlungen, sondern auch und ganz besonders für die Nachsicht und Schonung, womit Sie mein Stummbleiben aufgenommen haben. Das wissen Sie gewiß, daß der Grund davon nicht in meiner Gesinnung liege; diese mir selbst nicht ganz erklärliche Trägheit der Hand, die freilich mit der Schnelligkeit der Gedanken da am allermeisten fortkommt, wo man sich am lebhaftesten von Liebe und Verehrung angeregt fühlt, kann nicht entschuldigt, nur verziehen werden. Darum aber darf ich bei Ihnen kaum erst bitten, da mir Ihr stets freundliches und wohlwollendes Andenken die Gewißheit giebt, daß die Erfüllung der ausgesprochenen Bitte schon vorangeeilt ist. Einigen Antheil an diesem Säumen hat freilich auch der Wunsch gehabt, selbst einmal wieder vor Ihnen zu erscheinen, und vor zwei Jahren, wo ich meinem ältesten Knaben der Schulpforte übergab, hatte ich fast schon die Stunde meines Eintreffens in Gotha festgesetzt. Da vereitelte ein schmerzhafter Verlust alle schönen Entwürfe. Seitdem haben Kindespflichten mich wiederholt in meine Heimath gerufen, und so blieb eine Reise nach Sachsen immer nur im Reiche der Wünsche. Wann sie verwirklicht werden wird, weiß ich auch noch nicht zu sagen: gewiß sobald wie möglich, und vielleicht einmal schneller, als ich jetzt selbst denke. — Das neueste Geschenk, mit dem Sie mich und alle die erfreut, denen nicht bloß ein selbstischer und flüchtiger Genuß des Augenblicks am Herzen liegt, hat für mich insbesondere dadurch den höchsten, wahrhaft unschätzbaren Werth, daß ich in den Zugaben der ersten Rede alles zusammengestellt und geordnet finde, was von der Zeit an, als ich Ihr Schüler wurde, von vereinzelten Erinnerungen aus Ihren Vorträgen in mir

nachgeklungen und meine Liebe zum Alterthum für alle Zeit befestigt hat. Indeß laſſe ich dieſe perſönliche Beziehung, wie viel Reiz ſie auch hat, nicht ſo mächtig in mir werden, um darüber den allgemeinen wiſſenſchaftlichen Standpunkt zu verlieren. Vielmehr ſcheint mir durch dieſe Würdigung aller humanen Beziehungen im Hellenenthume eine Lücke in unſerm Wiſſen ausgefüllt, die zwar ſehr groß, aber auch von ſo eigenthümlich zarter Art war, daß, wie ich fürchte, ſie von vielen kaum recht gefühlt worden iſt. Dieſe wären alſo wie im Schlafe über einem bedenklichen Vergaß hinweggekommen und mögen ſich jetzt mit denen freuen, die jenen Mangel erkannt oder doch empfunden hatten. — Wie nimmt die Pflichterfüllung, die mein Amt mir auflegt, viel zu viel Zeit weg, um ſchriftſtelleriſch recht nach Wunſch thätig zu werden; ich kann das nicht bedauern, und finde meine größere Freude darin, zu ſehn, wie ſich das gelehrte Schulweſen Schleſiens ſeit 15 Jahren durch die jungen Männer bereits gehoben hat, die ſich hier freundlich an mich anſchloſſen. Von meinen Grundzügen der griechiſchen und römiſchen Litteraturgeſchichte iſt eben eine zweite Auflage fertig geworden, die, ſobald das leider zahlreiche Druckfehlerverzeichniß hinzugefügt iſt (zwei namhafte Berliner Gelehrte hatten um die Wette corrigirt!), an Sie gelangen wird und vorläufig um nachſichtige Aufnahme bittet. Dann wird auch das griechiſche Wörterbuch vielfach erweitert und berichtigt von neuem gedruckt; ich hoffe nun durch eine Auflage von 10,000 Exemplaren Muße zu erlangen, mich einmal wieder auf einem andern Felde zu verſuchen. Herr Profeſſor Roſt leiſtet mir dabei ſowohl durch die neueſte Ausgabe ſeines Werkes, als auch durch ſehr ſchätzbare handſchriftliche Mittheilungen treffliche Dienſte. Für die letztern darf ich Sie wohl bitten, ihm im Voraus meinen herzlichen Dank zu ſagen. Ich habe mit dem Schluß des zweiten Bandes, den ich dießmal zuerſt drucken laſſe, eine Pauſe in der Bearbeitung müſſen eintreten laſſen, weil mir nach meines Collegen Büſching Tode die Direction des akademiſchen Kunſt- und Alterthümermuſeums übertragen, mein Vorgänger aber in 19jähriger Verwaltung noch nicht ſoweit gekommen iſt, Kataloge auch nur anzufangen, die ich nun noch vor Abſchluß des Jahres zu vollenden denke. Sobald ich wieder ungeſtört an das Lexikon zurückkehren kann, werde ich ihm ausführlich über manches dahin gehörige ſchreiben. Auch ſo Profeſſor Büſſemann habe ich aus demſelben Grunde einige ihm beſtimmte Theokriten noch immer nicht autopſiren können. — Daß meine Beurtheilung Ihres Delectus epigr. Ihnen nicht mißfallen, hat mich ſehr gefreut: möchten Sie uns doch ein ähnliches Bändchen römiſcher Epigramme geben. — Hierbei fällt mir auch der angeblich pergamentne Codex der griechiſchen Anthologie wieder ein, der auf einem Rittersitz Oberſchleſiens liegen ſollte. Nach langem Suchen fand ſich ein prächtiges pergamentnes Miſſale und Boſchs Ausgabe der Anthologie. Daraus war eine pergamentne Handſchrift der Anthologie geworden. — Möge die jugendliche Friſche Ihrer Thätigkeit uns allen zur Freude und zum Vorbilde noch lange, lange fortdauern. Breslau, 23. Juli 1829.

An Frau von Voigt.

Breslau, 31. October 1829.

Verehrte Freundin. Es war beſchloſſen, daß mein erſter Brief Ihnen die Erfüllung unſrer Hoffnungen bringen ſollte; darum mußte gewartet werden bis heut. Denn erſt am 24. October hat meine Frau mich weder mit einem Alfred, noch mit einer Eva, ſondern mit einem Clarchen erfreut, woraus Sie ſogleich erſehn werden, welch ein wohlgezogner Ehemann ich bin. Uebrigens habe ich allen Grund ſtumm gerade ſeyn zu laſſen, da Mutter und Kind ſich ſo vortrefflich wohl

befinden, daß nichts zu wünschen übrig ist. Haben Sie indeß den schönsten Dank für Ihre zwei reichen Briefe. Wir haben Sie in Gedanken möglichst auf Ihrer Reise begleitet, aber fast nur zu Bedauernissen Anlaß gehabt. Desto erfreulicher war es uns, daß Sie doch nicht ganz ohne erfreulichen Eindruck unsre Berge verlassen haben. — Mir ist es nach Ihrer Abreise recht widerwärtig ergangen; schon während Ihres Hierseyns war ich unpaß, und sobald ich mich meiner pflichtmäßigen Eloquenz entledigt hatte, ließ auch die letzte Spannung nach. Es kam eine so totale Abspannung über mich, wie ich sie nie für möglich gehalten hätte. So mußte ich mich fast zwei Monate auf die unwürdigste Weise als unnütze Erdenlast hinschleppen, und erst Natrumbäder brachten die Sache allmälig wieder ins Gleiche. Jetzt bin ich mit allem fertig. Für künftiges Jahr habe ich nun mit Cölln einen Reiseplan fertig, der auf 3 Monate, August, September, October, angelegt ist. Wir wollen über Wien, Triest, Venedig, Padua, Ferrara, Bologna nach Florenz, zurück über Pisa, Livorno, zu Schiffe nach Genua, Turin, Mailand, Verona, die Seen, über den Simplon durchs Wallis und Chamouni, über Genf, Bern, Zürich, Lindau, Ulm, Augsburg, München, Regensburg, Nürnberg, Prag nach Hause. Indeß wird sich der Entwurf wie gewöhnlich wohl leichter zeigen, als die Ausführung. — Von all den theatralischen Herrlichkeiten mit dem Faust ist mir nichts zu Augen gekommen, als, von Carus mitgetheilt, der Tieckſche Prolog; er schießt gewaltig in die Blätter, und man merkt bald, daß der Reim den Poeten führt, nicht umgekehrt. — Von Wachlers und Cöllns herzliche Grüße; vor allen von meiner Frau und mir. Mögen die dicken Herbstnebel eben so tief unter Ihrer Stirn bleiben, wie wir sie bis jetzt noch gehalten haben und ferner zu halten gedenken.

Am 8. October ist der Oheim unsrer schönen Isländerin, bei dem sie lebte, gestorben. Ob sie bei ihrer Tante bleiben, oder zum Hekla zurückkehren wird, weiß ich noch nicht.

Landeck, im obern Löwen, Freitag, 20. August 1830.

An seine Frau.

Ueber Landeck sollte ich vielleicht noch keinen Buchstaben schreiben, da ich es, einige Sonnenblicke bei der Einfahrt ausgenommen, nur erst im Regen, Sturm und dichten Wolken, also eigentlich noch gar nicht gesehn habe. Dennoch werdet Ihr wie billig so etwas von erstem Eindruck hören wollen, und da unfehlbar ein solcher bei mir stattfinden mußte, so sehe ich auch nicht ein, warum ich davon nicht schreiben soll. So sey es denn gestanden, daß dieser Eindruck der widerwärtigste und trostloseste gewesen ist und noch ist, den je ein Ort auf mich geübt hat. Du weißt, ich hatte mich in die Reise leidlich gefunden und trat sie mit den besten Vorsätzen an. Aber wenn nicht alles sich anders gestaltet, halte ich es hier nicht über 14 Tage aus. Denn wie ich hier zu der heitern Stimmung gelangen soll, die man mit Recht vom Badegast fodert, begreife ich nicht; ja es würde mich niemand zur Reise bewogen haben, wenn ich von der wahren Beschaffenheit des hiesigen Aufenthalts eine Ahnung gehabt hätte. Ich habe diesen Morgen das erste Warmenbad genommen und fange morgen mit dem Bassin an. So wenig ich über das widrig stinkende Wasser etwas sagen will, so ist doch so viel klar, daß man sich jedesmal beim Hin- und Hergehn ein Paarmal tüchtig erkältet; vielleicht soll einmal das andremal aufheben. — Die Gesellschaft soll noch aus 100 Familien bestehn, Polaken und Landjunkern. Was ich davon bis jetzt gesehn,

macht zu keiner weitern Bekanntschaft Lust; wenn Damen dabei sind, verblümter Schmutz, wenn keine dabei sind, unverblümter. Mein Logis soll zu den bessern gehören, und ich will es nicht grade schlecht nennen; es hat die Aussicht nach Norden auf die ganze Stadt Landeck, nach Abend auf den Kreuzberg, dessen Du Dich erinnerst; sie möchte also schön heißen können. Aber Thüren und Fenster sind von solcher Güte, daß sich schwerlich ein Punkt entdecken lassen wird, wo man der schärfsten Zugluft nicht ausgesetzt wäre. Kurz alle Einrichtungen scheinen mir darauf berechnet, daß man den Kurgast nöthigen will, im nächsten Jahr wieder zu kommen, um hier erworbene Uebel, so gut oder schlecht es geht, abzustreifen. — Das Essen ist theuer und schlecht, so daß ich hier schwerlich je zu einiger Eßlust gelangen werde; nur seine Menge ist anerkennenswerth. — Leidlich zufrieden bin ich mit meiner Bedienung; sie ist das am wenigsten schlechte, was ich hier bis jetzt gefunden. — — — Nehme ich alles zusammen, fürchte ich, ich habe einen schrecklich dummen Streich gemacht, als ich mich zu einem Entschluß bereden ließ, der meiner ganzen Natur und Sinnesart widerstrebt. Sprich noch einmal mit Kruttge darüber, und wenn es Euch auch so dünkt, so schickt mir die Pferde je eher je lieber. Anlangend des Vaters Reise, so wird diese ohnehin durch das Wetter einen Aufschub erleiden, und dieser Brief trifft ihn wahrscheinlich noch. Ich kann nur unbedingt abrathen, und Minchen würde sich wahrscheinlich noch unbehaglicher fühlen, als er selbst. Will er kommen, um mich abzuholen, so soll er aufs Schönste willkommen seyn. Daß dieser Brief Dich nicht erheitern oder erfreuen kann, Geliebte, weiß ich nur zu gut; dennoch glaubte ich Dir sagen zu müssen, wie es mit mir steht. Allerdings würde Eure Gegenwart manches anders gestalten, aber auch neue und größere Uebelstände hervorrufen. Ich bereue es daher keineswegs, Euch zurückgelassen zu haben, wenn auch das Heimweh mich schrecklicher quält, als es je einen Schweizer gethan hat. Regis giebt sich alle ersinnliche Mühe, mich aufs beste zu unterhalten, und wenn es darauf ankäme, erreichte er seinen Zweck gewiß. Aber es ist das Vorgefühl fruchtlos vergeudeter, ja zu meinem unmittelbaren körperlichen Nachtheil verschleuderter Zeit, was mich drückt, und die Aussicht, was mir in 24 Stunden zum Ekel geworden ist, noch viele 24 Stunden gleichmüthig vorüberschleichen sehn zu müssen. Gestern Abend ging ich ¾ auf 10 zu Bette, und schlief, müde gelangweilt, bald ein; mich weckte der Schlag der Uhr wieder, und ich hoffte, es sey 3 oder 4, aber es war — 10! — Mich überlief es ganz kalt; denn ich mußte mir denken, ebenso werde es mir mit der Dauer meines Hierseyns gehn. Das sind die Ergebnisse dieses Vormittags; zu Nachmittag ein weiteres. Der Nachmittag ist des Vormittags würdig; gestern ließen sich doch noch einige kleine Ausläufe in die nächsten Anlagen machen, heute ist mir auch das unmöglich, und ich habe den Regis gern allein ziehn lassen. Ich glaube, in dieser alle Erfolge des Bades vernichtenden, ja dem Befinden unfehlbar verderblichen Witterung einen Wink nicht übersehn zu dürfen, daß sich für mich in Landeck nichts hoffen lasse, und so führt auch dieß zu dem dringenden Wunsch, so bald wie möglich nach Breslau zu Euch zurückzukehren. Kann ich Dir auch nicht, wie wir beide gehofft hatten, ein frohes und gesundes Gesicht mitbringen, so ist es doch, denke ich, immer noch besser, was noch übrig ist zu retten, als ganz erschöpft und zerstört wieder vor Dir zu erscheinen, zumal da in der letzten Zeit mein Befinden in Breslau ganz erträglich war, und ich damit hätte zufrieden seyn sollen. Mag es immerhin eine fixe Idee von mir seyn, daß mir hier, vielleicht überall, nicht mehr geholfen werden kann; sie sitzt nun einmal fest, ohne daß ich sie herbeigerufen habe, und was hilft dagegen alles Vernünfteln. Warten wir noch einen Brief von mir ab; dieser mag dann entscheiden, ob ich

hier mich noch länger fortquälen, ob ich bei Euch mich wieder erquicken soll. Unser Freund Krüttge kann und wird es nicht verkennen, daß es Thorheit seyn würde, wenn ich unter diesen Bedingungen auf Genesung hoffen wollte. — Wie ich meinen Tag hinweggebracht, wißt Du doch wohl noch wissen. Um halb acht war ich mit dem Bade fertig; dann wurde wechselnd an diesen Zeilen geschrieben, ohne daß ich im Gespräch mit Dir die gewohnte Erquickung fand, in diesem oder jenem der mitgenommenen Bücher ohne Theilnahme gelesen, im Zimmer ohne Gedanken auf- und abgegangen, aus dem Fenster in die Berge geschaut, ohne etwas wahrzunehmen, halb eins zu Mittag gegessen, ohne Eßlust zu haben. Ebenso der Nachmittag, der Abend. Kannst Du Dir einen traurigern Tageslauf denken? — Und doch, daß ich so klage, ists nicht unmännliche Selbstsucht? — Ihr wollt mich so gern noch einige Jahre unter Euch behalten, und ich sollte nicht alles gern versuchen, was dazu vielleicht führen könnte? Möchte ich mir nur den Gedanken immer recht gegenwärtig erhalten können, möchte mir nicht der andre stets dazwischen laufen, daß mir doch der beste und stärkste Gesund- und Lebensquell in Euer Mitte sprudelt! So wälzt sichs hin und her in mir, und es giebt kein anderes Entrinnen, als Leichtsinn und augenblickliches Vergessen des Theuersten. Vielleicht daß Dein erster Brief, Dein treues und liebevolles Zusprechen die finsteren Dämone bannt, die mich jetzt zerreißen wollen. Mich verlangt sehr danach. So oft ich an Dich und die Kinder denke, wird mir sehr weich und weh, und ich sollte Gott freudig danken, daß er Euch mir geschenkt und bis jetzt erhalten hat. So streitet auch hier ein trübes, verworrenes Gefühl gegen die bessere Erkenntniß an. Ist mein Inneres aber nur ein Spiegel der empörten Elemente, die vor meinen Fenstern ihr wildes Spiel treiben? — Werden Marie und Anna mir nicht einmal schreiben? Wird Moritz es nicht versuchen? Röschen mich wenigstens grüßen lassen? Von Clärchen habe ich freilich auch das noch nicht zu hoffen, und das Veilchen, das von mir in ihrem Seelchen weben mag, bleibt ein unausgesprochenes. Dem Vater und allen drüben die herzlichsten Grüße; wenn der Vater und Minchen nur nicht schon abgereiset sind. Hier würde mich ihr sonst so willkommenes Erscheinen wirklich erschrecken. Du aber küsse die Kinder alle der Reihe nach, und nimm mich in den Schutz Deiner Liebe und Deines Gebets!

N. S. Ich will doch nicht unbemerkt lassen, daß ich heut Mittag einen Pastor Ullmann aus Nassau kennen gelernt, der unter den Vorhandenen sich auszeichnet.

Landeck, 21. August, Sonnabend.

Heute früh um 6 Uhr begann mein eigentliches hiesiges Tagewerk, das Baden im Bassin. Es war gestern Abend völlig sternhell geworden, doch nur auf kurze Zeit: denn ich ging schon wieder unter Regen und Sturm zu Bette, und fand es beim Erwachen noch eben so. Aber freundliche Träume von Euch hatten mich gestärkt und mir den alten Lebensmuth wiedergegeben, der mir gestern ganz abhanden gekommen war. So mußte ich denn wohl recht in der Stimmung zum Baden seyn. Denn von allem dem, was mir unangenehm beim ersten Versuch geschildert war, besonders widerwärtiges Kriebeln und Druck auf der Brust, der sogar Blutstürze verursacht, wenn man anfangs zu lange im Wasser geblieben sey, spürte ich nichts. Die wundervolle Klarheit der mit einem leichten Hauch bedeckten Fluth lockte mich; die milde, liebliche Frische und besonders die weiche, fast möchte ich sagen ölige, sich zart und fest um die Glieder schmiegende Consistenz,

die mich an Schlangenbad erinnerte, feſſelte mich ſo ſehr, daß ich alsbald meine volle Stunde im Waſſer ausharrte, und ſowohl Wannenbad als Ruhe und Frühſtück im Bett mit gleichem Wohlgefühl folgen ließ. — Der Badeanzug iſt gut gemacht, aber weder das ſchwarze Käppchen noch das Badehemd wird gebraucht. Beſonders angenehm ſind mir die großen Laken, die alle Handtücher entbehrlich machen, und die Filzpantoffeln, ohne die der Gang aus dem Baſſin in die Wanne ſehr unangenehm ſeyn müßte. Uebrigens haben ſich die Gäſte ſchon ſo verloren, daß wir heute nur zu vieren badeten: darunter kannte ich nur den Paſtor von Nawicz; die andern waren aber auch erträgliche Leute. Wahrſcheinlich werde ich nach dieſem guten Anfang, der mich zu verdoppelter Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt veranlaſſen ſoll, nur zwei Tage einmal baden und von Montag an das zweite Bad Nachmittags um halb 5 hinzufügen. Unſer Freund Kruttge hat mir zwar einige Nachmittagsruhe erlaubt, aber bis jetzt bedarf ich deren nicht, und ſpüre keine Abmattung. Den größten Theil des Nachmittags bringe ich ſtill auf meiner Stube zu, während Regis gewohnter Maaßen herumſtreift, was ich auch thun werde, ſobald das Wetter dazu einladet. Um 8 Uhr Abends eſſe ich im Salen zwei Forellen oder ein Beefſteak und gehe um 10 zu Bette. Du ſiehſt hier die Lebensordnung eines Menſchen, der nicht mehr wie geſtern ungeſtüm von innen drängt. Ueberhaupt iſt es mir jetzt, bei völliger Gleichheit der Umſtände, ganz unerklärlich, welch ein ſchwärzeſter Geiſt über mich gekommen ſeyn konnte, und mir wie an den Wurzeln des Daſeyns nagte. Mehr als alles aber ſchmerzt es mich, daß mein in dieſer Stimmung geſchriebener Brief Dir gewiß trübe Stunden gemacht hat, und daß mehrere Tage verfließen müſſen, ehe ich das Verſehene wieder gut machen kann. Möge Dich jetzt die Ueberraſchung einigermaßen entſchädigen und die Gewißheit, daß ich mich nicht zum zweitenmal ſo maaßlos mir ſelbſt hingeben werde: mit meinem Willen ſoll meine Heilung durch nichts unterbrochen werden. Manches in meinem erſten Briefe Gerügte bleibt darum gegründet, wenn ich es auch etwas zu ſcharf ausſprach, namentlich was den Zug anlangt. Meine Zimmer liegen dem Bade übrigens ſo nah, daß der treffliche Flanellmantel kein Lüftchen an mich läßt. Die Tiſchgeſpräche aber haben einen beſſern Charakter angenommen, da grade heut die rohſten Geſellen abgezogen ſind, und nun ſchmeckt auch das Eſſen beſſer. Das Wetter hat ſich gegen Abend wieder erheitert, und ich habe es noch mit Regis benutzt, den Kreuzberg zu erſteigen und von ihm einige Scheidſtrahlen der Sonne zu ſehn. Es ſcheint, als ob mein Bergſteigen auch noch nicht ganz vergeſſen iſt.

Sonntag, 22. Auguſt.

Die Annehmlichkeit des Badens bewährt und erhöht ſich. Heut nur ein Badegaſt, ein alter ehrlicher Hauptmann aus Frankfurt an der Oder. Je weniger, deſto größere Sorgfalt und Genauigkeit in Behandlung der Einzelnen. Wenig Spuren vom Sonntage; nur eine Bauerfrau mit Blumen, die ihr abgenommen werden; viel Aſtern und Balſaminen, doch auch Reſeda, Nelken und zwei etwas verkümmerte Roſenknoſpen, lauter Zeichen nicht bloß des Herbſtes, ſondern auch unſers Beiſammenſeyns. Es waren indeß die erſten, die ich ſeit Breslau geſehn, und darum auch dieſe willkommen. Sie machen auch das Zimmer freundlicher. Auf Glockengeläut und Orgelklang habe ich umſonſt gehorcht, obgleich ich den Blick auf eine ganz nahe, ſchon zum Badebereich gehörige Kirche habe. Aber der regelmäßige Mechanismus des hieſigen Lebens ſcheint auch alle außerordentlichen religiöſen Regungen auszuſchließen. Dagegen iſt zu einem extraordinären Mittagseſſen unterzeichnet, zu dem alles Mobile ſich hervorzumachen ſcheint, und

dazu habe ich mich denn auch nicht zweimal auffordern laſſen, wenn ich auch auf neue Bekanntſchaften keine Jagd mache.

Nachmittags.

Gegen 11 Uhr erheitert ſich das Wetter: es wurde ein Spaziergang mit Regis beſchloſſen, die Biela hinauf bis zum nächſten Orte Ullersdorf. Auf dem Rückwege erſtiegen wir den Schrollenſtein, den gleichfalls ein Kreuz bezeichnet, der aber höher iſt als der Kreuzberg und eine viel ſchönere Ausſicht bietet. So waren wir denn zum Mittageſſen wohl vorbereitet und überſtanden es mit Heiterkeit. Jetzt rüſtet mein Geſellſchafter ſich zum herkommlichen Nachmittagslaufe; ich aber werde mich dann ein wenig auf die Breslauer Straße begeben: nach grade verlangt mich ſehr von Euch Kunde zu erhalten. — Ein neuer Regenſchauer hat mich bald wieder in meine Behauſung zurückgetrieben. Alſo kehre ich brieflich zu Euch zurück. Ich weiß nicht, ob ich des Vaters Kommen auch beim ſchönſten Wetter noch wünſchen ſoll; daß er ſich bald langweilen würde, da ihn keine Pflicht, wie mich, hieher treibt, kann ich faſt mit Gewißheit annehmen. Die ſchöneren Oertlichkeiten erfordern alle eine Anſtrengung im Steigen, die zwar an ſich nicht übertrieben iſt, aber ihm leicht ſo erſcheinen könnte — und manches dgl. — Völlige Einſamkeit wird mir am zuträglichſten ſeyn. — — Die Hoffnung, Euch wiedergegeben zu werden, iſt ſo ſüß, daß ſich vieles wird mit Leichtigkeit ertragen laſſen. Ich glaube ſchon jetzt eine Wiederkehr der frühern Kraft zu empfinden. Die Meile, die ich heut Vormittag gegangen und geſtiegen bin, hat mich auf keine Weiſe angegriffen; mein Appetit iſt zwar nicht heftig, aber ſolid und gut; nach dem Kaffee eſſe ich nichts, eben ſo wenig zwiſchen Mittags- und Abendeſſen. Sehr ſchön und erquickend war der Schlaf der zwei letzten Nächte. Vor allem aber kann ich den Genuß am Baden nicht genug preiſen. Daß er ſogleich beim erſtenmal eintrat, wird als ein ſehr ſeltner und gewiſſe Herſtellung verheißender Fall betrachtet. Das erhöht natürlich meine Luſt daran, und wirkt dadurch wieder auf die Kur günſtig zurück. Mögen die Kinder ſich an dem Saal ergötzen, in dem das hellſte Waſſer ſo hoch ſteht, daß es mir grade bis ans Kinn reicht, in dem lauter Männer in weißen Hoſen und Jacken herumpatſchen, daß nur der Kopf über dem warmen, leicht dampfenden Waſſer hervorragt. Denn es ſitzt niemand, ſondern wir bewegen uns gewöhnlich im Kreiſe um den eigentlichen Quell, welches auch viel angenehmer zu ſeyn ſcheint, und führen dabei unſre alltäglichen Geſpräche wie auf dem Trocknen. Bei dieſer Bewegung fühlen wir den kräftigen Gegendruck des Waſſers aufs vollſtändigſte, und ich ſehe darin ſogar einen kleinen Erſatz für den Wellenſchlag der Seebäder. Ja, wenn man ein wenig mit Rudern nachhilft, wird man völlig gehoben und getragen, und wer mit höchſter Bequemlichkeit ſchwimmen lernen will, der kann es hier im Baſſin haben. — Nun, liebe Seele, haſt Du, hoffe ich, meinen vorigen Brief ganz vergeſſen und theilſt heiter mein frohes Hoffen. Unſerm Freunde Kruttge giebſt Du gewiß auch Nachricht vom bisherigen Gelingen, an dem er ſo viel Antheil nehmen wird, als er Theil daran gehabt hat. Wenn ich erſt etwas länger die Sache getrieben habe, ſchreibe ich ihm ſelbſt. Die herzlichſten Grüße und Küſſe Dir und den Andern. Auch Schulzen, Schneider, Nebovsky und Cölln Gruß und Handſchlag. Nun laſſe aber auch nicht gar zu lange mehr eines Briefes harren.

Montag Abends.

Zwar iſt erſt heut ein Brief an Dich abgegangen, um Dir mein Wohlbefinden zu melden. Da Du jedoch das zu hören nie müde wirſt, will ich dieſelbe

Versicherung wiederholen. Heute Mittag wurde ich vom Tische plötzlich abgerufen und fand zu einigem Schreck Vater und Mütchen vor, sie waren indeß beide guter Dinge; wir legten frisch Hand ans Werk, sie bequem einzurichten, es war bald gethan, dann gings zu Tisch und später spazieren. Ich nahm zum erstenmal mein zweites Bad, zwischen 4 — 5, worüber Freund Kruttge hoffentlich nicht zürnen wird. Es ist mir gut bekommen. Vielen Dank für Deinen Brief und alles, was er enthält; ich werde mich bemühen, mich so einzurichten, daß Deine Freude an meinen Briefen stets im Zunehmen bleiben möge. Regis wird Dir diese Zeilen selbst überbringen; Du wirst ihm sehr schmeicheln, wenn Du das Verdienst seiner Mitreise so lebhaft anerkennst, wie Du im Briefe an mich gethan hast. Ich will noch hinzufügen, daß er mich alle Abend in Schlaf zu lesen gesucht hat, was ihm jedoch nur einmal gelungen. Beigehende Tute möge den Kindern willkommen seyn. Eiligst!

Lübeck, Mittwoch 25. August 1830.

So wäre denn mein hiesiges Leben vollständig geordnet und geregelt, wie es noch drei Wochen lang seinen Bestand haben soll. Sowie uns Regis gestern verlassen hatte, wurde gelüftet, die zahllosen Reste von Cigarren hinweggekehrt, einem jeden Dinge der Platz angewiesen, den es hinfort inne haben soll; beiliegend erhältst Du einen richtigen Plan zu unserer jetzigen häuslichen Einrichtung. Eben so fest steht meine Tagesordnung. Im hellen Zimmer früh und frisch erwacht, gehe ich gegen 6 Uhr ins Bad und komme bald nach 7 Uhr zurück; dann nimmt der Vater sein Wannenbad, und ich lege mich wieder, doch ohne zu schlafen, ins Bette, bis er zurückkommt, gegen 8 Uhr. Dann versammeln wir uns bei mir und trinken den Kaffee, der mir allerdings nun ganz vortrefflich schmeckt; ich trinke ihn übrigens mit Sahne. Der Vormittag von da an ist zwischen Lesen, Schreiben, Spazierengehn getheilt; um halb eins zu Tische; nicht leicht über 10—12 Personen. Nach Tische wird geschwatzt und gelesen. Nach vier gehe ich wieder ins Bad, und anderthalb Stunden später pflegt ein weiterer, oft mehrstündiger Spaziergang unternommen zu werden. Um acht zu einem einfachen Abendessen, gewöhnlich zwei Forellen, um halb zehn zu Bette, wo es uns allen an gutem, wohl erworbenem Schlaf nicht zu fehlen pflegt. Im Bassin bin ich längst vollkommen zu Hause. Man hat die Sache so bequem, daß ich in Pantoffeln und im Flanellmantel hinüberspaziere, mein schwarzes Käppchen auf dem Haupte. Im Wasser geht mirs grade wie auf dem Dampfschiffe; die Mitbadenden meinen alle, ich wäre wohl schon oft in Lübeck gewesen, und dadurch habe ich mich sofort in eine Art Respect gesetzt, ohne es zu wollen. Mit jedem Tage wächst mein Behagen an dieser ganz neuen Leibesbewegung; denn dazu haben wir sie wirklich gemacht. Weil sich höchstens 8 Badende einfinden, haben wir vollen Spielraum. Daher sitzt niemand, sondern wir bleiben in beständigem Springen, Zappeln und Herumrennen, welches hoffentlich nicht schadet, da es die Annehmlichkeit des Zustandes erhöht. Es wird übrigens so eifrig betrieben, daß wir gewiß schwitzen würden, wenn man unter dem Wasser schwitzen könnte. Neulich war ich des Nachmittags ganz allein darin; da habe ich besonders gelärmt und getobt, daß die hölzernen Schranken und Einfassungen dröhnten. Ganz dasselbe Behaglichkeitsgefühl wie des Morgens kehrt des Nachmittags wieder, und ich hoffe dadurch mein so zeitig begonnenes Zweimalbaden gerechtfertigt zu sehn, welches viele freilich gar nicht vertragen können. Diese Begünstigungen meiner Natur weiß ich denn auch dadurch aufs dankbarste anzuerkennen, daß ich der pünktlichste Besucher im Bassin und Wanne bin und allen Versuchungen zu Landpartieen u. s. w. widerstehe;

erst von halb sechs an bin ich zu allen solchen Dingen bereit. Gestern war der erste Tag, den wir hier ohne Regen verlebt haben; doch war schon seit mehreren Tagen die Luft höchst angenehm und stärkend. Vater ist mit seinem Wannenleben wohl zufrieden; mit dem Bassin wäre es auch für ihn nichts. Es gefällt ihm hier, und wir wollen schon sehen, wie er sich bei guter Stimmung erhalten lassen wird. Tausend Küsse und Grüße an Dich und die Kinder!

Landeck, Sonnabends 29. August 1829.

Wir wetteifern miteinander im Wohlbefinden. Ich bin an das Baden nun so gewohnt, daß es mir schwer fallen wird, ihm wieder zu entsagen. Einige Ermüdung habe ich wohl in den letzten Tagen gefühlt; aber ich habe mir auch mitunter ziemliche körperliche Anstrengung geboten, besonders am Donnerstage, wo ich nach dem zweiten Bade mit Minchen den höchsten Berg der Umgegend, das Dreieck bestieg, aber auch durch eine überraschend schöne und weite Aussicht belohnt wurde; alle schlesischen Berge vom Zobten an zeigten sich uns in kenntlicher Ferne, die von Glatz und Mähren in wahrhaft imponirender Nähe, uns grade gegenüber, vor allen der Schneeberg und der Puhu. Einen eignen Reiz gewann diese Bergpartie dadurch, daß jedermann versicherte, das Dreieck sey nur durch gute Führer zu finden, und wir es gleich beim ersten Versuch ohne die geringste Mühe erreichten. Gestern brachten wir den Vater auf den Kreuzberg, den niedrigsten unter den namhaften Bergen, aber auch den am schwersten zu erklimmenden; daher ging es nicht ohne Schweiß ab, doch ohne von künftigen ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken. Wölfelsfall jedoch und Spitzberg sind über drei Meilen von hier entfernt und werden für dießmal wohl unberücksichtigt bleiben. Denn das weiß ich doch, daß ich, sobald ich hier meine Bestimmung erfüllt habe, keine Weitläuftigkeiten mehr mache, sondern auf gradestem Wege zu Euch zurückeilen werde. — Mein Hauptziel ist nun zunächst das österr.-schlesische Städtchen Johannisberg, zwei Meilen von hier, in einer wunderschönen Vorgegend gelegen, wenn der Vater einige Abneigung verräth.

Nachmittag.

Ich komme soeben von einer Haupt- und Staatsaction: es waren einige Aeußerungen über Goethes Geburtstag gefallen; es sey eine Schande, ihn nicht zu feiern ꝛc.; kurz Graf Larisch, Collins Hausgenoß in Breslau, ging den Vater um eine Rede an, die er nicht bloß versprach, sondern auch von 12 bis halb eins hielt. Das Auditorium bestand größtentheils aus Damen, die nach beendetem Vortrag ihr Entzücken lebhaft auszudrücken anfingen. — Dem Vater soll hoffentlich das hiesige Leben wohl bekommen; er genießt des Freien mit Maaß und scheint sich zu behagen, obgleich die Conversation mittelmäßig bleibt. — Er meldet noch, daß er die letzte Nacht 4 Stunden in einem Zuge geschlafen habe und der Mutter nächstens selbst schreiben wolle.

Sonntag.

Der gestrige Tag schloß mit einem fernen Gewitter, das, von unserer Höhe herab gesehn, ein schönes Schauspiel darbot; der Richtung nach müßt Ihr in Breslau mehr davon bekommen haben. Heut ist es wieder rauh, kalt, windig, regnig, und es wird wenig außer dem Hause zu thun seyn. — Der Schützling der Frau von Th. hat heute sein Creditiv von Deiner Hand überreicht; er fiel mir fast ins Bad, so daß ich nur das Allgemeinste erst erkunden konnte. Freies Bad

erhält er ohne Weiteres; ich will ihm gerne auch außerdem eine Kleinigkeit geben; nur bei andern etwas ähnliches zu bewirken, iſt meine Sache nicht; wo indeß durch Erzählung etwas gewirkt werden kann, ſoll es nicht unterlaſſen werden. Herzliche Grüße an Kruttge: woran ſoll ich denn merken, daß meine Kur beendet iſt? oder wird eine gewiſſe Anzahl Bäder erfordert? Bis jetzt habe ich 10 Wannen- und 15 Baſſinbäder abſolvirt.

Abends.

München grüßt bloß. Sie hat eben wieder eine Bergpartie mit mir gemacht, die aber nicht ohne Verirren abgelaufen iſt. — Den Mittag haben wir mit etwa 20 Badegäſten recht luſtig verlebt. — Geſtern iſt nicht unterlaſſen worden, der Cölln Geſundheit in altem guten Hochheimer zu trinken, und wirſt Du von uns dreien beauftragt, ihr unſre beſten Wünſche zu bringen. Wir können uns gegenſeitig nichts beſſeres anwünſchen, als daß wir für das nächſte Jahr keines Bades oder Brunnens bedürfen mögen. Lebt alle wohl. Ich drücke Euch tauſendmal ans Herz

Landeck, Mittwoch früh, 1. September 1830.

Nachdem ich ſo eben mein 20ſtes Bad mit Behaglichkeit verlaſſen und meinen Morgenkaffee, der über alle Beſchreibung wohlſchmeckt, zu mir genommen habe, weihe ich den klaren und heitern, aber ziemlich kalten Morgen mit dieſen Zeilen an Dich, Geliebte, ein, froh der abnehmenden Zeit meines doch immer erzwungenen Hierſeyns, obgleich ohne Mißfallen an der Gegenwart. In Deinem geſtern erhaltenen Sonntagsbriefe war nur eins wider mein Hoffen und Wünſchen, was Du über Klärchen meldeſt: alſo werde ich das gute Kind noch nicht mit glattem Geſichtchen wiederſehn. Röschen aber erfreut mich durch ſein fortwährendes Andenken nicht wenig: mein gutes Mäuschen muß aber auch das ſchönſte Warthabild mitgebracht bekommen. Möget Ihr noch recht oft ſo vergnügt ſeyn, wie bei Schultzens und der Puppentaufe, doch ohne naß zu werden. Bei uns hat das Regnen nun, wie es ſcheint, ſein Ende erreicht; auch am Sonnabend haben wir wenig davon erlebt. Heut aber iſt der Aegidien-Tag: wenns an dem nicht regnet, bleibts nach Landecker Wetterregel ſechs Wochen ſchönes, trockenes Wetter; der Tag hat ſo hell begonnen, daß an der Dauer des Wetters kaum zu zweifeln iſt. Kälter aber, als bei Euch, iſt es bei uns gewiß; man findet hie und da geheizte Stuben. Die Nachrichten von den Freunden, die vor mir in den Bädern geweſen ſind, lauten ja alle ſo gut, daß ich mich ſchämen müßte, wenn ich hinter ihnen zurückbleiben würde. Von unbehaglichen Zuſtänden habe ich durchaus noch nichts zu klagen gehabt, weder im Waſſer noch draußen, auch nicht auf Augenblicke; ich will überaus zufrieden ſeyn, wenn mir mein ganzes übriges Leben hindurch ſo zu Muthe iſt, wie jetzt, und wenn das noch einige Jahrzehende ſo fortgehn kann. Faul bin ich zwar aufs unverantwortlichſte und nehme die Feder nur, um Dir zu ſchreiben, in die Hand, leſe auch wenig mehr, als die allerleichteſte Waare. Aber es will ſich ſchon nicht anders einrichten laſſen. Sollte ich jedoch noch einmal nach Landeck gehn müſſen, ſo ſtehe ich nicht dafür ein, ob ich Euch nicht alle mit aufpacke. Nach näherer Bekanntſchaft mit dem hieſigen Thun und Treiben wird mir das immer wahrſcheinlicher: für Marie und beſonders für Anna wäre das Bad auch ſehr heilſam. Was meinen die Kinder zu einem ſolchen Vorſchlage? — Wir wollten dann um die Wette Naturgeſchichte ſtudiren. Mit den Schmetterlingen iſt es zwar auch hier nicht viel, doch iſt der Admiral nicht ſelten: was aber der Botaniker hier zu erwarten hat, ſiehſt Du aus beili-

gendem nicht bloß Kleevier, ſondern auch Kleefunf; doch habe ich keins von beiden ſelbſt gefunden, ſondern der Niederländiſche Kammerrath Plathner, ein ſehr geiſtreicher Mann, der auch in Dillenburg und mit Arnoldis wohlbekannt iſt. Meiner guten Mutter giebſt einſtweilen Du wohl vollſtändige Kunde von der guten Richtung, die mein Befinden hier genommen hat; ich ſchreibe ihr, ſobald ich wieder in Breslau bin. — Vater und Minchen grüßen Euch alle ſchönſtens. Beide ſcheinen mir das Signal zur Abreiſe überlaſſen zu wollen; bis zum 10ten oder 12. Septbr. werden wir noch wohl Gefäbeten haben; wollen wirs aber noch länger hier treiben, ſo werden wir die Einzigen ſeyn. — Der Vater will der böſen Wege halben nicht nach Johannisberg, ich aber will mir aus einer tüchtigen Durchrüttelung nichts machen. Mit meinen Sachen hat ſich alles richtig gefunden; gewaſchen wird hier ſehr gut. Meines Bedienten Frau beſorgt das, die noch einmal Generalwäſche halten ſoll, bevor wir wieder abreiſen. Ihr Gemahl iſt eine ſehr ehrliche Haut, die ich mir gar nicht beſſer hätte wünſchen können; beſonders verſteht er vortrefflich nach dem Bade abzutrocknen und abzureiben, was hier ein wichtiges Ding iſt. Mit dem armen Jungen aus Breslau iſt alles in Ordnung; freilich meint der Doctor, daß keine Heilung zu hoffen ſey und er bald auch den andern Arm verlieren werde. Seine frommen Gönner haben ihn ſehr ökonomiſch behandelt und ihm nebſt ihrem Segen nur 3 Rthlr. mit auf den Weg gegeben, die über die Hälfte mit der Herreiſe drauf gegangen ſind. Ich habe ihm wöchentlich 8 gGr. ausgeſetzt und werde das verdoppeln müſſen; denn obgleich ich mehrern davon geſagt, ſo hat das doch keine Folgen gehabt. Aber das ſage doch, ich hätte mich gewundert, daß ſie dem armen Jungen nicht eine Bibel mit auf den Weg gegeben hätten, da ſie doch wüßten, daß er unter Katholiken gehe, und daß die Bibel bei denen eine Seltenheit ſey. Nun iſt er den ganzen Tag ohne Beſchäftigung. Ich hoffe indeß, ihm eine Bibel von einem Candidaten geborgt zu verſchaffen, und dann ſoll er auswendig lernen, Kapitel für Kapitel. Denn das taugt zu gar nichts, daß zu körperlicher Hinfälligkeit nun noch geiſtige Verwahrloſung hinzutritt; auf jeden Fall ſollten ſie ihm eine Bibel bereit halten, wenn er zurückkommt. Mochtet Ihr Euch doch recht oft zu einer Spazierfahrt entſchließen! Wir haben in der vorletzten Zeit ſo manches Oertchen zuſammen artig befunden, daß Ihr ſehn ſolltet, ob es nicht auch mit dieſen Erinnerungen erträglich iſt. Wie Du mich wieder erhalten wirſt, das weiß nun Gott: fetter und runder nicht, das merke ich an meinen Kleidern; auch nicht brauner, denn die Sonne brennt hier nicht, ſondern ſcheint und leuchtet bloß; auch nicht mit dichterm Haarwuchs, denn dem iſt das hieſige Waſſer im höchſten Grade feindlich, alſo dürr, blaß, kahl; dennoch hoffe ich wohler und friſcher, wenn nicht anjetzt noch alles rückwärts geht, was ich indeß nicht verſchulden will. Mein Selbſtporträt wird hoffentlich ähnlich befunden werden. (Paſſow im Bademantel, Filzſchuhen und ſchwarzem Käppchen, mit der Feder für Reschen gezeichnet. Darunter ſteht: wie der Profeſſor ins Bad geht.)

Abends.

Ich ſchließe mit der Heimkehr vom Schrollenſtein, die glücklicher abgelaufen iſt, als die beim Schluſſe des vorigen Briefes. Auch der Vater war dabei; doch hat er ſich auf den höchſten Gipfel nicht gewagt. Grüße und küſſe die Kinder, bei Dir behalte ich mir es ſelbſt vor.

Sonntag früh, 5. September 1830.

Wieder, Geliebte, iſt eine Woche herum, und näher und näher rückt der Tag unſrer Abreiſe. Ich denke, mein nächſter Brief wird alles Nähere beſtimmen können. Heute habe ich mein 27ſtes Baſſinbad zu mir genommen. Sonntags nämlich wird hier nach alter Sitte nur einmal gebadet, aber ſo gut wie doppelt zu Mittag geſpeiſet, und am Freitage habe ich das Nachmittagbad geſchwänzt. Ein Kaufmann aus Neiße nämlich, mit dem wir auf ſocialem Fuß lebten, hatte ſeine Kur vollendet und zog heim. Wir verabredeten, ihm 2 Meilen bis zu dem öſterr.-ſchleſiſchen Städtchen Jauernik mit dem Schloſſe Johannisberg mit mehreren Wagen das Geleit zu geben. Der Tag war ſehr ſchön, die Gegenden von ſtets wechſelnder romantiſcher Wildheit, die Geſellſchaft durchaus des beſten Humors (der Vater hatte ſich auch noch entſchloſſen), die Ungarweine in Jauernik ſo gut, daß mancher Ehrenfeſte des Guten zu viel that, — Dein Gemahl aber iſt gegen die Lockungen des Ungarweins unempfindlich. — So vergingen uns die Stunden von 9 Uhr Morgens bis 8 Abends ſchnell und leicht genug. Mit Deinem geſtrigen Briefe kamen auch deren von Wilhelm und Geh. Rath Neumann. Erſterer hat vom Profeſſor Kruſe, für den er etwas abgeſchrieben hatte, eins ſeiner Werke zum Geſchenk erhalten, worüber er ſehr glücklich iſt; letzterer notificirte mir eine Gratification von 100 Rthlrn. als Anerkennung meiner Bemühungen um archäologiſches Studium, was mir auch grade nicht ungelegen kam. Marie und Anna ſollen für Brief und Geſchenk ſchönſtens bedankt ſeyn; ſolche Werke können Moritz und Röschen freilich noch nicht liefern. Clärchens fortdauernde Unruhe macht mir Sorgen Deinetwegen, weil ſie Dir die Nächte ſtört, und Du auch die Tage nicht ſehr auf Deine Ruhe bedacht zu ſeyn ſcheinſt. Gewiß kannſt Du in dieſer Hinſicht mit mir höchſt zufrieden ſeyn. Meine Rückkunft nach Breslau darf nicht ohne einige kleine Geſchenke bleiben, die aber hier herbeizuſchaffen nicht der Ort iſt. Ich muß Dir alſo ſchon zu andern Mühen auch dieſe noch anmuthen. Du wirſt am beſten wiſſen, was ſich für jedes paßt und ſchickt. — Dir, liebe Seele, weiß ich freilich gar nichts mitzubringen, als mich ſelbſt, und da wird es immer noch darauf ankommen, wie Du mit mir zufrieden biſt. Auf ein weiteres Herumreiſen, wenn ich hier fertig bin, werden wir alle wohl gleich wenig Luſt haben einzugehn. Schönere Gegenden als die hieſige werden wir nicht leicht finden; außerdem ſcheint der Herbſt zeitig hereinbrechen zu wollen: da iſt es denn recht behaglich, ſich für den Winter einzuſpinnen. Kommen nachher noch hübſche Tage, ſo genießen wir ſie zuſammen; am 20ſten wäre ich doch auch gern bei Dir. Der Stillſtand in allen Welt- und Ortbegebenheiten iſt auch uns wunderlich vorgekommen. Es wird, ehe wir es uns verſehn, ein deſto raſcherer Umſchwung folgen. — Wünſche uns beſſeres Wetter als beſonders das heutige geweſen iſt, damit nicht die Ungeduld uns doch noch übermanne und vor der Zeit von hinnen treibe. Was hilft alles ſchöne Waſſer, wenn alles übrige es nicht iſt. Doch iſt dieß nicht allzuernſthaft zu nehmen. Schreib nur ja recht bald wieder Deinem treuen Paſſow.

Landeck, Mittwoch Mittag 8. September.

Deinen geſtern erhaltnen Brief beantwortete ich ſchon heute, weil es rechtes Wetter iſt, in die Heimath zu ſchreiben, d. h. weil es regnet, daß man ſichs nicht beſſer wünſchen kann, und es dabei recht wohl thut, wenn man ſich in das traute liche Hausleben wenigſtens ſo hinüber verſetzen kann. Die ganze Nacht hat es ſchon durchgeregnet. Jetzt ſehn wir aus unſern Fenſtern um alle Berge die Wolken ihre luſtigen Tänze halten, und wenn ich gleichwohl nicht in denſelben Ton

verfalle, wie bei meinem erſten Briefe, ſo muß das doch wohl in erhöhter, erfriſchter Lebenskraft ſeinen Grund haben. Was Du mir neulich von ſchönen Prinzeſſinnen wünſchteſt, ſcheint in der Landecker Quellnymphe ſeine Erfüllung gefunden zu haben; denn am Montage werde ich zwar mein 40ſtes Bad erreicht haben, gleichwohl aber feſſelt es mich ſo gewaltig, daß ich eingewilligt habe, unſre Abreiſe auf den 17ten September erſt, den Freitag über 8 Tage, feſtzuſetzen. Wenn alſo nicht einige Nachmittagsbäder noch wegen Landpartien geſchweift werden, ſo erreiche ich die reſpectable Zahl von 50 Baſſin- und 49 Wannenbädern, in Summa 99, hundert wäre eine böſe Zahl. Je rauher und unlieblicher das Wetter auf der Erde iſt, deſto anmuthiger und heimlicher finde ich es im Waſſer, und ſchon darum verdrießt es mich gar nicht, wenn es draußen regnet und ſtürmt. — An meinen Mitbadenden, deren jetzt nur noch drei ſind, der Oberpaſtor, ein Land- und Stadtgerichtsdirector aus Liegnitz und ein Kaufmann aus Neiße, ſehe ich aber recht deutlich, wie manche kleine Vorſichtsmaaßregeln das Bad erfordert, und preiſe mich glücklich, dieſe alle bisher unbewußt erfüllt zu haben. Denn bald fehlts dem einen, bald dem andern, ſo daß er ausſetzen muß, während ich nie etwas von ihren Beſchwerden gefühlt (alle drei ſind große ſtarke Leute) und nur zwei Nachm.-Bäder ausgeſetzt habe, einmal, wie Du weißt, um nach Jauernik zu fahren, und dann ehegeſtern Nachmittag zu einer höchſt angenehmen Droſchkenpartie nach Kunzendorf, einem reizenden Schloß und Park des Landgrafen von Fürſtenberg, eine Meile von hier. Sind die Nachwirkungen dieſes Bades ſo wie ſein unmittelbarer Genuß: giebt es in der That mich Euch und mir ſelbſt zurück: ſo ſoll ihm auch ein Dankgeſang gelobt ſeyn, den es vielleicht ſchon für ſeine gemüthherhellende und erheiternde Kraft allein verdient. Aber davon habe ich mich auch vollkommen überzeugt, daß der edler geſtimmte Menſch ſehr wohl thut, nicht die vollere Jahreszeit zu benutzen; ich habe noch einen kurzen Anſchmack von dem dann hier herrſchenden Ton bekommen und verlange ihn nicht zum zweitenmal. Kurz, vom 20ſten Auguſt bis 20ſten September 1831 mich hier mit Dir und den Kindern wieder auszuruhen, fängt an mein Lieblingsgedanke zu werden, auch in unſerm jetzigen Logis. Ueber das Oekonemiſche werde ich alle nöthigen Erkundigungen einziehn; theuer iſts hier nicht, ſo viel leuchtet mir ſchon jetzt ein, und von häuslichen Sorgen, Kochen, Waſchen ꝛc., ſollſt Du ganz befreit ſeyn. Ich werde mit dem mitgenommenen Gelde recht gut reichen; glaube aber wirklich, daß wir weniger im Ganzen verbrauchen werden, wenn wir unſre Familienwirthſchaft nicht theilen.

Donnerſtag.

Recht neugierig machſt Du mich durch das, was Du über die neue Decke und die erneute Tapete ſchreibſt: daß die erſte nicht brillirt, iſt mir eben recht, und ihr Harmoniren mit der Tapete beweiſt, daß ſie mit Kunſtverſtand angelegt iſt. Nun will ich nur wünſchen, daß bis dahin die Worte angekommen und aufgezogen ſeyn mag, damit ich gleich auf einmal den Totaleindruck bekomme. Das beſte wäre nun freilich, wenn ich im neuſtaffirten Zimmer auch als ein Erneuter erſcheinen könnte. Am Waſchen und Baden laſſe ich es dazu nicht fehlen; aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen einer Tapete und einem Angeſicht. Darum mußt Du ſchon vorlieb nehmen, wenn ich mich nur mit leidlichem Humor ſolcher verjüngten Umgebungen würdig erweiſe. Anlangend die Heimkehr wirſt Du gebeten, bei Behm alles ſo zu beſtellen, daß die Pferde Donnerſtag, 15. September, hier eintreffen und Tages darauf mit uns abfahren können. Der Vater und Minchen wünſchen ſehr, den Wagen wieder zu bekommen, der ſie hierher gebracht hat, und der durch mancherlei Packbequemlichkeit ausgezeichnet iſt. Für mich ſchickſt

Du nichts als den Mantelsack mit. Meine ehrliche Haut wird alles Packen mit ein Paar andern ehrlichen Häuten bestens besorgen. Bei Gelegenheit der ehrlichen Häute muß ich noch bemerken, daß die hier recht eigentlich zu Hause zu seyn scheinen; die Menschen haben hier alle ein höchst gutmüthiges Gepräge, und so lange wir hier sind, habe ich von Prellen, Stehlen ꝛc. hier nicht einmal den Namen gehört, geschweige denn die Sache erfahren.

Donnerstag Abend.

Heut Vormittag um 11 Uhr ergriff mich unwiderstehliche Lust, abermals das Dreieck zu ersteigen; ich führte die Sache sofort aus, genoß wieder der herrlichsten Aussicht und war um halb eins wieder zu Tisch auf dem Platz. Daß ich noch ein guter Fußgänger bin, davon habe ich mich nun genügend überzeugt. Wir veranstalten jetzt dann und wann kleine Mittagspartien bei einem Zuckerbäcker, der aber als Koch bei weitem vorzüglicher ist, und uns für wenig Geld sehr gut bedient. Heute gaben wir einem alten guten Reg.-Rath aus Posen, der morgen abgeht, einen Abschiedsschmaus; jetzt werden wir die ersten seyn, die eine neue Lücke in unsern Kreis reißen, und Sonnabend und Sonntag über 8 Tage folgen alle übrigen nach, so daß Landeck am 20sten ganz verödet dastehn wird. Während ich im Nachmittagsbade saß, ist wieder ein wüstes Regenwetter losgegangen, das allem Anschein nach einige Tage anhalten wird. Das soll mich indeß gar nicht in meiner Gemüthsruhe stören. Heute Abend soll uns unser Thee trefflich munden. Um halb neun geht der Vater zu Bette, und dann lese ich Minchen auf ein Stündchen vor, jetzt von Wilhelm Müller. Beide grüßen Euch alle. Die Kinder küsse. Nun gute Nacht.

Landeck, Sonnabend früh 11. September.

Heute, Geliebte, erhältst Du nur ein ganz kurzes Briefstein: denn nach zwei argen Regentagen, die wir übrigens ganz behaglich haben vorbeirauschen lassen, scheint die Sonne wieder, als wäre es die kräftigste Juliussonne, und sie soll nicht ungenossen bleiben. Heute sollen einige Streifereien auf die Höhen um Landeck unternommen werden, zunächst auf den schönsten und höchsten Punkt, das Dreieck, auf den ich einige Freunde bringen will, die noch nicht oben gewesen sind. Morgen aber, da das Wetter nun einige Dauer verheißt, will ich mit denselben nach Grafenort bei Habelschwerdt, einem vielgepriesenen Park des Grafen Herberstein, 3 Meilen von hier: leider will der Vater nicht mit; er hat einige Nächte schlaflos zugebracht. Sollte indeß die nächste besser seyn, so entschließt er sich vielleicht morgen früh noch. Minchen wird aber in unsrer Gesellschaft seyn, und wir werden hoffentlich recht fröhlich in einer bequemen Droschke mit ein Paar raschen Pferden unter dem blauen Himmel dahinfliegen, zumal wenn heut Abend noch recht gute Botschaft von Euch eingeht. Von mir habe ich das Unerwartete zu berichten, daß seit gestern früh den Spitzen meines rechten Fußes Leben und Reizbarkeit wiedergekehrt ist; zwei Tage vorher war es wenigstens noch ganz beim Alten. Es kommt nur noch darauf an, wie es sich hält.

Nachmittag.

Der Gang auf das Dreieck ist glücklich und ergötzlich vollendet, zu der morgenden Fahrt alles bestens eingeleitet, das Wetter fortwährend klar und heiter. Von unserer Fahrt zu Euch bemerke ich, daß wir am Freitag bis Frankenstein

fahren und dort übernachten wollen; wir könnten alſo um 5 Uhr Nachmittags am Sonnabend wieder in Breslau ſeyn; dieß wird Dir genügen, um danach Euer Entgegenkommen bis Koberwitz anzuordnen, auf das ich rechne und hoffe, wenn das Wetter günſtig iſt; ſonſt ſehn wir uns in der erneuten Stube wieder. Die Kinder grüße und küſſe ſchönſtens. Da Marie ſo gern einen Brief aus Landeck haben möchte, will ich ihr morgen noch einen zu ſchreiben ſuchen. Wilhelms Brief iſt zwar ein Muſter von Confuſion; ich verzeihe ſie ihm aber von Herzen, da ſie aus Freude über Lange's Wohlwollen herrührt, welches auch mich lebhaft ergriffen hat. Es war unſtreitig die größte Auszeichnung, die ihm zu Theil werden konnte. Gebe Gott, daß er ſo fortfahre.

Sonntag Abend 9 Uhr.

Wir ſind von Grafenort zurück, glücklich und heiter, obgleich das Wetter und der Himmel uns ſchnöd getäuſcht haben — denn zu regnen hat es wenig aufgehört. Gleichwohl haben wir uns beſtmöglich umgeſehn, uns an manchem ergötzt und bei einer Bowle Ananas-Cardinal wohl befunden. Deſto verdrießlicher empfing uns der allein zurückgebliebene Vater. Ich glaube, er reiſte am liebſten morgen ab; dennoch muß es bei der getroffenen Anordnung bleiben. Der Gedanke, daß dieß der letzte Brief aus Landeck iſt, erſchreckt mich etwas, weil ich ſo wenig Gelegenheit und Zeit gefunden habe, Dir von hier zu ſagen, wie lieb ich Dich habe; dennoch ſehe ich daraus mit Freuden, wie mäßig die Zeit bis zu unſerm Wiederſehn und Wiederumarmen iſt. Lebe wohl bis dahin!

Breslau, 8. May 1832.

An Frau von Voigt.

Verehrte Freundin. Obgleich Ihre Zuſchrift vom 22. März ein rothes Siegel trug, wie gegenwärtige, ſo ahndete mir doch mit voller Klarheit, welche Trauerkunde ſie umſchließe. Wunderbar, daß nie ein Brief von Weimar ſo ſchnell zu mir gelangt iſt; am verhängnißvollen Donnerſtage ſelbſt geſchrieben, war er ſchon am Montag Abend in meinen Händen und gewährte mir die traurige Befriedigung, in Breslau der erſte zu ſeyn, der unſer aller Verluſt wußte. Sie hatte mich die gewöhnliche Briefpoſt raſcher bedient, als den Marſchall Mortier ſeine Relaispferde, und es iſt in der That, als ob der Mechanismus des Poſtenlaufes ein menſchliches Mitgefühl angenommen hätte. Denn allerdings bin ich Ihnen herzlichen Dank ſchuldig, daß Sie nicht gewollt haben, daß das Trauervollſte mir durch ein gemeines Zeitungsblatt, oder etwa durch einen gleichgültigen Menſchen mit genugſamer Kaltblütigkeit hinterbracht werde. Daß Sie am Todestage noch, faſt in der Todesſtunde des entfernten Freundes, der durch ſeine Schuld Ihnen faſt ein entfremdeter geworden war, ſo raſch gedenken mochten, hat mich ſehr gerührt, mehr als ich es zu ſagen vermag, und Sie haben Ihren wohlwollenden Zweck ganz erreicht. Kann das Schmerzvollſte nicht mehr abgewendet werden, iſt es erfolgt: ſo iſt der größte Troſt, es aus treuem Munde, auf würdige und innig theilnehmende Weiſe zu hören. Nicht minder danke ich Ihnen für den zweiten Brief, der ſo anziehende Einzelheiten enthält. Als ich ihn erhielt, war grade ein junger Mann bei mir, der mir ſagen konnte, jene geiſtreiche junge Franzöſin ſey die Gräfin Reinhard, die er im vorigen Sommer in Dresden kennen gelernt hatte. Wenn Sie es mir nur nicht als Ungenügſamkeit ausdeuten wollen, ſo bitte ich, gelegentlich mir mehr Aehnliches zugehn zu laſſen. Unter manchem Willkommnen iſt mir faſt das Willkommenſte geweſen ein Brief von Luiſe Seid-

ler an Quandt, uns durch Carus mitgetheilt, nachher in der Allg. Zeitung stark verarbeitet, sichtbar durch B. — Unter allen, die Goethe überlebt haben, ist keiner, von dessen Stimmung ich so gerne einige Kunde hätte, als der alte Knebel. Bisher standen die Freunde noch als ein Heroenpaar aus alter Zeit da, kräftig genug, die Plattheit und Flachheit der Gegenwart abzuwehren. Ich kann mir nun, aus früherer Erinnerung, Knebel gar nicht anders denken, als müsse er dem Schicksal grimmig zürnen, das ihn allein übrig gelassen. Von der Poesie, die auf diesen Anlaß zu Tage gekommen, hat mich nichts angesprochen; ich nehme möglichst wenig Notiz davon; Tiecks Prolog mußte ich freilich Anstandshalber in einer Gesellschaft mit verlesen hören. Wir dürfen ja hoffen, daß Goethe in seinem Nachlasse sich selbst die schönste und vollkommenste Todtenfeier gestiftet hat. Am meisten wahre Poesie scheint anjetzt immer noch in Schwaben zu Hause zu seyn, was Herr August Wilhelm von Schlegel auch darüber zu witzeln hat. Uhland, Kerner, Schwab und Pfizer sind, zumal wenn man mit dem sonst vorhandenen Vergleichung hält, unvertilgliche Namen. Stellt man aber die Berliner oder Dresdner oder Leiptziger oder Münchner Poesie dagegen, so entsetzt man sich wirklich vor diesen gediegenen Massen von Aberwitz und Philisterei. Eine neue Influenz von der schlimmsten Art scheint mir jetzt die liberale Pelakenwuth herbeizuführen, die leider in Süddeutschland den rechtlichen und gesunden Sinn vergiftet. Pole und Held sind dort immer gleichlautend; mir will es aber bedünken, als ob die nicht weniger als Helden sind, die aus ihrem Vaterlande davon laufen, um in Schwaben mit wehmüthigen Grimassen zu tanzen, zu schmausen und zu zechen, die sich gegenseitig für Vaterlandsverräther erklären und, statt an der Weichsel zu kämpfen, an der Seine sich duelliren und diejenigen lästern, die ihrem liederlichen Treiben Vorschub zu thun, nicht geneigt sind; besonders wenn diese Gesellen „bei den zarten Frauen und Jungfrauen Deutschlands" in den Zeitungen ihren Dankgefühlen Luft machen, verspüre ich mehr Seekrankheit, als auf der See selbst. Wenn nur die braven Schwäbischen Dichter ihr schönes Talent nicht dazu mißbrauchen, Polnischen Patriotismus zu affectiren, wie Pfizer schon gethan hat. Ein so schlechter Stoff muß auch den besten Dichter zu Grunde richten. Vorigen Herbst hat mich ein Buch sehr angezogen, über das Sie vielleicht einige Nachricht geben können: es heißt Memoiren einer Unbekannten, bei Cotta. Die Sprechende und Haupthandelnde ist eine deutsche Fürstentochter (auf den ersten Seiten dachte ich an Karoline von Weimar, doch zeigte sichs bald anders). Die Handlung beginnt 1806, mit dem Gefecht bei Saalfeld, und schließt mit der Eroberung von Saragossa; es ist aber wenig äußere Handlung, desto mehr innere. Ob die deutsche Fürstentochter eine wirklich vorhandene, oder das Ganze Einkleidung in einen Roman ist, darüber kann ich mit mir noch nicht einig werden. Im Grunde thuts auch nichts zur Sache; genug, das Buch ist köstlich, und um alles zu sagen, es hat mich oft durch seine wunderklare und doch so tiefe Darstellung an Goethe erinnert. Also, können Sie etwas Licht geben? denn ich wüßte gern, wer so schreiben kann. Nun von uns auch noch einige Worte. Seit vorigen Herbst bewohnen wir eine neue, geräumige, fast zu splendide Wohnung; sie mag indeß das ihrige beigetragen haben, daß wir von Cholera u. dgl. gänzlich verschont geblieben sind und jene Zeit in voller Ruhe verlebt haben. Frau und Kinder sind alle wohl; zu den letztern ist im vorigen Juni noch ein Junge, Waldemar, hinzugekommen, der unser aller Liebling und wirklich ein Junge ist, wie er seyn soll. Erhalte ihn uns Gott. Heute habe ich Ihnen geschrieben, weil Karl August von Weimar mein Professorpatent am 3ten May 1807 unterschrieben hat, und das 25 Jahr heute sind. Ich betrachte den Tag als den Geburtstag unserer

Freundſchaft, die mir auch in das zweite Viertelhundert hineindauern möge, wenn ich es auch nicht beſchließen werde.

Breslau, 8. December 1832.

Verehrte Freundin. Wieder mahnen mich zwei inhaltreiche Briefe von Ihrer Hand, wie viel nachſichtige Güte Sie mir zuzuwenden nicht ermüden, und doch falle ich jedesmal in den alten Fehler der Saumſeligkeit zurück, ſodaß ich fürchte, ich werde am Ende als ein Recht zu fordern anfangen, was ich mir bisher mit Dank und Rührung habe gefallen laſſen. Denn in der That, wir haben unſre Rollen vertauſcht, und Ihre, der Frau, briefſtelleriſche Thätigkeit, mit meiner paſſiven Empfänglichkeit verglichen, gereicht mir wenig zum Ruhm. — Leider iſt die Sache nicht bloß ſo, ſondern, was ſchlimmer, ſie muß anjetzt auch ſo ſeyn, weil meine körperliche Hinfälligkeit es ſo erzwingt. Der abgewichne Sommer hat mir wenig Gutes gebracht, zwar keine Krankheit, aber auch keine Geſundheit. Mitte Auguſts mußte es möglich gemacht werden, ins Bad nach Landeck zu gehn. Ich erkenne es mit Dank, daß es ſchöne Tage waren; meine Frau und alle Kinder begleiteten mich, in einem zweiten Wagen Wachler und Minchen; dazu die mir ſtets wunderbar zuſagende Gegend und das erwünſchteſte Wetter. So wurden vier Wochen mit Luſt verbadet und verlebt. Jetzt iſt aber alles wieder, wie es war. Ich will Sie aber nicht mit Klagen unterhalten, ſowie ich auch für die Meinigen nichts dergleichen habe. Es ſoll nur eine Entſchuldigung ſeyn, wenn Sie meine Briefe matt und leer finden, eine Art beſtlicher Einleitung, wenn Sie über kurz oder lang einmal hören ſollten, mein langes Schweigen ſey ein längſtes geworden. — Sehr viele und wahre Erheiterung fährt Goethe fort, uns zu gewähren, nicht bloß durch Wiedergenuß des oft Genoſſenen, ſondern auch durch das, wozu er andre anregt und begeiſtert. Sie erinnern Sich wahrſcheinlich noch, daß Herr von Müller ſonſt nie mein großer Liebling war: ſeine in Erfurt geleſene Gedächtnißrede auf Goethe hat ihn ganz mit mir verſöhnt: oder bin ich nur ſo mürb und ſchwachherzig geworden? Das aber bleibt wahr und gewiß, daß Sie Ihre Briefe zu rechten Fundgruben des Anziehendſten und Bedeutendſten zu machen wiſſen, ſeitdem Sie mich zu dem Glücklichen erkoren haben, dem Sie Ihre ſchönſten Kunden und Erinnerungen an ihn mittheilen mögen. Fahren Sie fort mich deſſen zu würdigen, ſo lang es Tag iſt. Glauben Sie, daß Sie nicht zu Unempfänglichen ſprechen. Um eine Reliquie von dem ehrwürdigen Haupte Sie anzugehn, kam mir doch unbeſcheiden vor. Sie haben aber auch darin meine leiſeſten Wünſche erkannt, und ich bin Ihnen nun zu gedoppeltem Dank verpflichtet für das, was Sie mir geſchenkt und wie Sie es gethan haben. Der gute Heinrich Voß ſchenkte mir einſt eine kleine Locke von Schiller: nun ruhn die beiden auch in meinem Schatzkäſtchen neben einander. Kürzlich las ich meiner Frau einmal wieder die Jahres- und Tagshefte vor, die im 31ſten Bande der Cottaſchen Ausgabe ſtehn. Hier findet ſich Seite 62 der Tod eines Herrn von Bielefeld, der ſich den Cimbrier nannte. Dieß iſt ja Zug für Zug die Geſchichte des unglücklichen Franz von Sonnenberg, des Verfaſſers des Donatoa; nur daß dieſer ſich 1805 entleibte, Bielefeld es ſchon 1795 gethan haben ſoll. Hat Goethe hier einmal zwei Perſonen vermengt, was ihm gar nicht ähnlich ſieht, oder haben wirklich zwei Menſchen in einem Zeitraum von 10 Jahren genau daſſelbe Geſchick gehabt? Können Sie vielleicht zur Löſung dieſes pſychologiſchen Räthſels beitragen? Ueber etwas anders kann ich eine Notiz geben. Sie ſchreiben, Jacobi ſolle eine Abſchrift der erſten Iphigenia gehabt haben, die in Weimar aber beim Theater-

brande untergegangen ſey. Eine ſaubere Copie dieſer erſten, noch in Proſa geſchriebenen Iphigenia beſitzt die herzogliche Bibliothek in Gotha, auf die ſie aus dem Nachlaſſe entweder des verſtorbenen Herzogs Ernſt, oder des Prinzen Auguſt gekommen iſt. Ich habe ſie 1807 in Händen gehabt und geleſen, und erinnere mich noch wohl des Eindrucks der kräftigen Friſche, die mich daraus anwehte. Jacobs oder Uckert werden ja gern damit dienen. Posgaru — der Name iſt griechiſch, (mit Erlaubniß!) πῶς γαρ οὐ; zu deutſch warum denn nicht? — lebt hier als reformirter Prediger und heißt Suckow. Der wirklich geiſtvolle und beſonders witzige Mann iſt mehr werth, als ſeine Novellen, beſonders als die letzte in der Urania. Nun will ich Ihnen nur noch ſagen, daß Frau und Kinder wohl und heiter ſind, und daß ihnen Landeck ganz ſo wohl bekommen iſt, wie ich es für mich gewünſcht hatte.

Schlußwort.

Paſſows ganze Conſtitution verhieß kein langes Leben; er war nicht groß, zart gebaut und ſchwächlicher Natur, von lebhaftem Geiſte und einem höchſt reizbaren Nervenſyſtem. Mit dem Gedanken eines frühen Todes war er lange befreundet; er trieb ihn mächtig zur eignen Vervollkommnung und durch die eifrigſte Thatigkeit die kurzeſte Lebensbahn nicht ſpurlos verſchwinden zu laſſen. Dabei ſuchte er durch Abhärtung ſeinen Körper zu ſtärken und durch feſten Willen ſeine große Reizbarkeit zu mildern. Er hatte große Gewalt über ſich erlangt und ertrug ſtill und ruhig die größten körperlichen Schmerzen: heftiges Zahnweh und einen oft wiederkehrenden einſeitigen Kopfſchmerz, bei dem ihm gewöhnlich große Schweißtropfen auf die Stirn traten und endlich ein mehrſtündiger Schlaf folgte. Auch den herbſten Seelenſchmerz trug er mit Ruhe und Ergebung und ſetzte ihm nur erhöhte Thätigkeit entgegen. Er war mild und höchſt liebenswürdig im nähern Umgang; ſcharf und bitter äußerte er ſich nur über jede Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit, die ſeinem Kreiſe nahe trat. Er war ſtreng gegen ſich ſelbſt und foderte deshalb auch viel von andern.

Sein häusliches Leben war ein Muſter von Ordnung und Pünktlichkeit; nach der Uhr waren alle Geſchäfte und Verrichtungen eingetheilt, auch die wenigen Dienſtleiſtungen, deren er bedurfte; dabei duldete er weder Staub noch Spinnenweben in ſeiner Nähe. Regelmäßig ſtand er im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr auf, badete Kopf und Oberleib zu jeder Jahreszeit in kaltem Waſſer und hielt eine Stunde darauf ſeine Vorleſungen. Den Morgen füllten Berufsarbeiten, den Nachmittag andere wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen aus, der Abend blieb der Ruhe und Erholung. Die erſten Jahre in Breslau arbeitete er gewöhnlich nach dieſen Abendſtunden noch bis nach Mitternacht; ſpäter mußte es ſeiner Geſundheit wegen unterbleiben. — Er ſcheute nicht Wind noch Wetter, war ein rüſtiger Fußgänger und ſuchte durch weite Spaziergänge, durch regelmäßiges Turnen, ſpäter durch öfteres Reiten den nachtheiligen Folgen des anhaltenden Sitzens entgegen zu arbeiten. Dennoch war von Zeit zu Zeit eine Reiſe zu ſeiner Erholung nöthig, die auch gewöhnlich von wohlthätiger Wirkung war.

Paſſow war ein liebevoller und zärtlicher Vater, aber feſt und ſtrenge wo es Noth that. Es hat wohl nicht leicht ein Mann ſo viel Freude an Kindern gefunden, wie er; ſie ſchien erhöht durch die erſte ſchmerzlich

getrübte Vaterfreude. Die Kinder hingen aber auch alle mit so großer Liebe an ihm, daß es eines Blickes bedurfte, um sie zurecht zu weisen. Die Mädchen wollte er nur mit Liebe gezogen wissen, die Knaben mit Strenge — da nahm er den Maßstab von seiner eignen Jugendzeit und war selten zufrieden.

In der Freundschaft war er warm und treu, und seine Hingebung kannte keine Grenzen; in Amt und Pflicht gewissenhaft und unermüdlich thätig. Ein begeisterter Vaterlandsfreund, suchte er immer für das Wohl des Ganzen zu wirken als Schulmann, als Professor, als Turnvertheidiger. Mag das Ziel, welches ihm vorschwebte, ein ideales, unerreichbares gewesen seyn: das höchste und edelste blieb es immer. Tod und Zeit haben eine reinigende Kraft und werden die Schlacken abstreifen, womit seine bittre Heftigkeit die Goldkörner seines Strebens verdunkelte. — Er täuschte sich nie über sich selbst; er sah auch in der aufgeregtesten Zeit seines Lebens sein Unrecht bald ein, fühlte, daß er zu weit gegangen sey, und hatte gern den, in unvorsichtiger Aufwallung zur Rechtfertigung des Turnens gegen dessen Breslauer Feinde niedergeschriebenen und persönlich beleidigenden, Aufsatz in der Isis (1819, Heft 3 S. 525) zurückgenommen; sein Brief an Professor Fries kam aber zu spät in Jena an, der Aufsatz war bereits abgedruckt und versendet. Die darin Betheiligten belangten Passow injuriarum beim Breslauer Ober-Landesgericht, das ihn einige Jahre früher wegen eines Auftritts mit Dr. Gerhard (erwähnt in einem Briefe an Heinrich Voß, 10. Septbr. 1817) zu 5 Rthlr. Strafe und den Unkosten verurtheilt hatte und nun in diesen Angelegenheiten, zumal er in den Terminen nicht erschienen war, seine Strafe rücksichtlich jenes Erkenntnisses schärfte: „da er erwiesenermaßen schon wegen Injurien gestraft worden sey." Er reichte zwar dagegen Milderungsgesuche ein, worin er auseinander zu setzen suchte, daß der Aufsatz in der Isis keineswegs als ein Pasquill zu betrachten, sondern durch viel ärgere, rechtlich freilich verjährte, persönliche Angriffe und Beschimpfungen hervorgerufen worden sey und daher keine schweren Injurien begründe, noch weniger aber die Strafe in Rücksicht jenes Vorfalls geschärft werden könne. Das Urtheil blieb aber unverändert, und nachdem auch eine Vorstellung bei dem Ministerium fruchtlos geblieben war, mußte Passow sich einer achtwöchentlichen Haft in einem Zimmer des Königlichen Universitätsgebäudes unterziehen.

Seine Gesundheit hatte unter diesen Stürmen der Zeit und vielfachen, heftigen innern Aufregungen sichtlich gelitten; er fand Erholung im heimathlichen Kreise seiner Eltern und Geschwister (im Herbst 1821); aber das Ende des Jahres nahm seinen theuren und unvergeßlichen Freund Kayßler mit hinweg. — Später hat er noch viele Freunde vor sich hinüber gehn sehn; oft feierte er ihr Andenken auf dem stillen Friedhof, der seine Hülle nun auch umschließt. Sein außerordentliches Gedächtniß bewahrte treu alle mit ihnen in Freud und Leid verlebten Stunden. Lebendig standen einzelne Tage vor seiner Seele, die in langen Reihen vergangner Jahre denkwürdiges für ihn vereinten; nie hat er im beschäftigsten Leben ihrer vergessen. — Wenn Passow auch mitunter kränkelte, so war er doch selten ganz bettlägerig; nur im Jahre 1825 kam er durch ein Nervenfieber dem Tode nahe. Später zeigten sich manchmal bedenkliche Anfälle von Schwindel, Beklemmenheit und Schwäche,

die gewiß schon Vorboten seines plötzlichen Todes waren, und die er vielleicht nicht genugsam beachtet hat. —

Unablässiger Thätigkeit gewohnt, war er unermüdlich, seiner Wirksamkeit immer neue Quellen zu eröffnen. So nahm er sich mit großem Eifer der hülfsbedürftigen Griechen an. Er errichtete mit Schulzens Hulfe einen Verein zu ihrer Unterstützung, der viele Jahre in Thätigkeit geblieben ist und in Folge dessen er sich manches freundlich ermunternden Besuchs, wie des Fursten Suzos und des liebenswürdigen Schinas, auch mehrerer Briefe des alten Korai zu erfreuen hatte, so wie des Bewußtseins, manchem armen Griechen einige Unterstützung verschafft zu haben. Darüber versäumte er aber nie etwas anderes und beendete in eben dieser Zeit seine Tabellen zum Lexikon.

Nach Büschings Tode meldete sich Passow zur Uebernahme der von diesem gehaltenen Vorlesungen, aus Liebe zur Sache, ohne alle Ansprüche auf Zulage. Sein Wunsch wurde ihm gewährt und der Curator der Universität, Geheimerath Neumann, übergab ihm förmlich das Museum für Alterthum und Kunst zu diesem Behufe. Er war eifrigbemüht, die Antikensammlung zweckmäßig zu bereichern; ließ durch den Maler König neue Vermessungen vornehmen, da die vorhandnen Bestimmungen nicht selten im Widerspruch mit einander standen, und fertigte danach ein vollständiges Verzeichniß der Sammlungen, mit den nöthigen Nachweisungen versehen.

1830 ging Passow den 2ten Januar mit einem jüngeren Freunde bei strenger Kälte aufs Museum, klagte bei seiner Rückkehr über empfindlichen Frost und konnte sich gar nicht erwärmen. Nachmittags besuchte er die Fakultätssitzung, kam gegen 4 Uhr sehr schwindlig zurück und stammelte kaum verständlich: mir ist ganz sonderbar zu Muthe! — Seine Frau führte den Schwankenden zum Sopha; da ihm aber nun die Sprache gänzlich zu versagen schien, schickte sie in ihrer großen Angst zu dem ganz in der Nähe wohnenden Geheimerath Wendt, der auch gleich kam und schleunigen Aderlaß, Senfpflaster und Arznei verordnete und der zagenden Frau Trost und Hoffnung zurückließ. — Der folgende Tag brachte die traurige Ueberzeugung, daß Passow auf der ganzen rechten Seite gelähmt sey. — Drei Tage lag er ganz still und schwach. — Den fortgesetzten Bemühungen seines Freundes und Hausarztes, Medizinalrath Dr. Kruttge, und der sorgsamsten Pflege der Seinigen gelang es nach und nach, seine Genesung zu befördern. Den 8ten Februar versuchte er seine Vorlesungen fortzusetzen, doch konnte er Anfangs nur mit großer Anstrengung anhaltend sprechen. — Tief erschütterte ihn in diesem angegriffenen Zustande der plötzliche Tod seines geliebten Vaters, der am 28. Februar, ohne vorhergegangene Krankheit, an einem vieljährigen Brustübel gestorben war; aber auch diesen großen, überraschenden Schmerz trug er mit Ruhe und christlicher Ergebung. Die Tage vergingen unter steten Erinnerungen an den geliebten Entschlafenen. Wachlern, der sich seine Aufregung größer und bedenklicher für seine Gesundheit gedacht hatte, sagte er mit einem herzlichen Händedruck: Dieß ist ja kein Verlust für den Augenblick, sondern fürs ganze Leben. — —

Er schrieb oft an seine trauernde Mutter und Geschwister in dieser Zeit, ging häufig spazieren, da ihm viel Bewegung verordnet war, blieb aber matt und im höchsten Grade reizbar und verstimmt. Er erhielt viele

wohlthuende Beweise allgemeiner herzlicher Theilnahme; Ein hohes Ministerium sandte ihm 200 Rthlr. und Urlaub zu einer Badereise. Dennoch blieb er lange unentschlossen, diese gütige Erlaubniß zu benutzen, weil er an einer gänzlichen Wiederherstellung zu zweifeln schien, gab aber endlich den ernstlichen Vorstellungen des Arztes und den Bitten der Seinigen nach und ging auf vier Wochen nach Landeck. Trotz der widerstrebendsten Stimmung und des ungünstigsten Wetters that das heilsame Bad Wunder an ihm: er kehrte gesund und heiter zurück; den Gliedern war Kraft und Beweglichkeit wiedergegeben und mit frischem Muthe und erneuter Thatigkeit ging er an seine Geschäfte. Im Januar 1831 wurde seine Frau gefahrlich krank. Sorge um ihr Leben und anhaltendes Nachtwachen erschutterten seine Gesundheit von neuem. Seine Frau genaß — aber Passow hat sich nie wieder völlig erholt. — Einigemal versagte ihm plotzlich die Sprache, schnelles Aderlassen verhütete weitere Folgen. Oefters klagte er über ein höchst unangenehmes Gefuhl von Kalte an der ganzen rechten Seite. — Er entschloß sich in dieser Zeit zu einer Wohnungsveranderung. Eine heitere, geraumigere Wohnung sollte wohlthuend auf seine Gesundheit wirken. Doch verhinderte der Umzug einen zweiten Besuch des heilbringenden Landeck, und der Winter blieb nicht frei von mancherlei besorglichen Anfallen. — Gegen das Frühjahr bemerkte er einen Leibesschaden an sich zu seinem großen Schrecken, denn all dergleichen war ihm von jeher ein wahrer Gräuel gewesen; er hatte nie von einem Bruch reden hören ohne Uebelkeiten zu verspüren, und mußte es nun an sich selbst erleben! Kruttge und Wundarzt Herbst erklärten es für einen Wasserbruch und nicht gefahrlich: er müsse sich nur von Zeit zu Zeit einer leichten Operation unterwerfen und ein Band tragen. Ihn aber hatte die fatale Entdeckung so angegriffen, daß er einige Tage das Bett nicht verlassen konnte.

Wachler war auf das liebevollste bemüht, ihn aufzuheitern und angenehm zu zerstreuen. Er litt sichtlich unter diesen schweren Sorgen um den geliebten Freund, von dem er seit vielen Jahren gewohnt war, sorgsame Aufmerksamkeit und Erheiterung zu empfangen und jeden wohlthuenden Genuß, den die innigste Sehnesliebe bieten kann. — Wachler feierte in seinem Hause Passows 25jahriges Amtsjubiläum den 5. Mai 1832 im Kreise aller anwesenden Familienglieder und Freunde, die in die herzlichsten Wünsche für sein Wohl einstimmten, welche Wachler innig bewegt aussprach, doch nicht ahndend, daß ihm dieser Geliebte so bald vorangehn und schon der wiederkehrende Jahrestag dieses Festes ihn nicht mehr finden wurde.

Die Cholera zeigte sich in Breslau und befestigte Passow in dem Entschluß, seine ganze Familie mit nach Landeck zu nehmen. Wachler ging mit seiner Tochter voraus und besorgte Wohnung für alle. Das Wetter war heiter; die reizende Gegend wurde nach allen Richtungen hin durchstreift; Passow fand das Bad wohlthuend und behaglich, wie das erste mal — aber der gehoffte und gewunschte Erfolg zeigte sich nicht: die Glieder blieben steif und schwer und das Gemüth befangen, wenn auch in etwas gemindertem Grade. Eine gefahrliche Krankheit seiner Schwiegermutter rief alle vor beendeter Badezeit nach Breslau zurück. Passow blieb still und in sich gekehrt im Gefuhl unheilbarer Körperschwäche; das Arbeiten wurde ihm schwer, er klagte, daß ihm alles so langsam

von der Hand ginge. — Im Geiste sah er sich schon untauglich zu allen Geschäften, von allen Freunden gemieden wegen seiner Langweiligkeit, kein Kollegium mehr zu Stande bringend, die Kinder herangewachsen, die Ausgaben vermehrt und durch seine Untüchtigkeit die Einnahme so verringert, daß an kein Auskommen zu denken war; — so plagte er sich mit den traurigsten Gedanken! Es half nichts, daß er sein Auditorium gefüllt fand beim Anfang der Vorlesungen, daß ihn seine Freunde oft und freundlich besuchten; er blieb still und bleich und äußerte einst auf einem Spaziergange zu Dr. Bach: er würde gewiß den Winter nicht überleben. — Am Neujahrstage 1833 fühlte er sich wirklich so unwohl und fieberhaft, daß er sich niederlegte, nach dem Arzt verlangte und mancherlei Anordnungen traf, die seiner Frau auffielen und Besorgniß erregten; doch blieb es bei einem rheumatischen Fieber, und am 12. Januar ging er schon wieder aus. Indeß gestand er selbst, er habe geglaubt zu sterben, und wunderte sich eigentlich, daß es nicht geschehn sei. — Dachte er nun vielleicht, seine Ahndung hatte ihn getrogen? — genug er war nun heitrer, gesprächiger und thätiger. Bald darauf wurde Gölln sehr krank. Passow fand schon am 3ten Tage sein Aussehn und seine Stimme so auffallend verändert, daß er sehr besorgt war um dieß theure Leben — und wenige Tage nachher war es schon geendet! Was Passow für sich und die Seinigen gefürchtet, sah er nun am geliebten Freunde verwirklicht. Tief erschüttert suchte er für sich selbst Beruhigung darin, die Hinterbliebenen zu trösten und ihnen hülfreich zu sein. Auch schrieb er einen biographischen Aufsatz über Gölln, der ihn durch so manche erfreuliche Rückerinnerung wohlthuend beschäftigte, dessen Druck er aber nicht vollendet sah. —

Er war durch diese traurige Gemüthserschütterung wie umgewandelt; sein eignes Körperleiden war in den Hintergrund getreten, und Lebenslust und Hoffnung schienen neu angefacht, er machte Entwürfe zu neuen Arbeiten und manche schönen Plane für die Zukunft. Dazu erfreute ihn Ein hohes Ministerium mit 200 Rthlr. Zulage, hinsichtlich seiner Verwaltung des Museums für Alterthum und Kunst, und machte dadurch allen ökonomischen Sorgen für die Zukunft ein Ende. Auch schien er sich wirklich körperlich wohler zu fühlen, beschäftigte sich oft und freundlich mit den Kindern, ließ sich von ihren Arbeiten und Spielen erzählen und belebte die kleine Welt mit neuer Heiterkeit. Er half ihnen noch Mittags am 11ten März auf ihren Wunsch die Fensterläden schließen, damit der Pudding heller brennen sollte, und freuete sich mit ihnen der blauen Flamme. Den Nachmittag hatte er mancherlei zu besorgen, wobei ihn mehrere Freunde wohlauf gesehn; er verzehrte noch mit den Seinigen recht behaglich seine Abendsuppe — gegen 9 Uhr befiel ihn ein heftiger Schwindel und Erbrechen — langsam führten ihn die Seinigen auf seine Stube, die Glieder waren schon wie erstarrt, und mit mehrern Unterbrechungen wurde er zu Bette gebracht; manchmal ruhte er an seiner Frau Schulter, und einmal sagte er: es ist doch sonderbar! die Decke steht und mein Bett liegt tief unten. — Wie das Erbrechen nachließ, schloß er die Augen und lag ganz still. Auf die besorgte Frage seiner Frau: wie gehts Dir nun? sagte er noch: sehr müde; und einige Minuten später klagte er über schreckliche Kopfschmerzen an der Stirn, dann sprach er nicht mehr. Indeß war vergeblich nach Kruttge

und einem Wundarzt geschickt, jedoch keiner zu Hause gefunden worden. Da ließ die Frau den Geheimerath Wendt, der nun ihr Nachbar war, um seinen Beistand ersuchen, den er ihr schon in mancher Noth so bereitwillig gewährt hatte. Dieser schickte sogleich seinen Schwiegersohn, Dr. Betschler, der die schleunigsten Anstalten zur schnellsten Hülfe traf; viel wurde versucht — auch Kruttge kam gleich darauf — auch Wendt, selbst unwohl, kam und sah nach dem Kranken, sprach mit den Aerzten — und ging still wieder heim; dießmal konnte er der betäubten Frau kein Trostwort zurücklassen — alle Hülfe war vergebens! Gegen 11 Uhr athmete er nicht mehr.

Am 14ten März begleiteten die Studierenden ihren geliebten Lehrer auf seinem letzten Wege; viele andere, die ihn auch geliebt und geachtet hatten, gingen mit. Auf dem reformirten Kirchhofe, neben Göllns Hügel, wurde er eingesenkt, und Schnee bedeckte die frischen Gräber. Im Jahre 1833 ließen seine Schüler und Freunde ihm ein schönes Denkmal setzen von schlesischem Marmor, das die verwelklichen Blumen, die ihm die Liebe streute, wie die verhallenden Stimmen der Wehmuth überdauern soll.

Uebersicht

der von Passow herausgegebenen selbständigen Schriften, sowie der in Gesellschaftschriften, Journalen ꝛc. veröffentlichten Abhandlungen, Aufsätze und Recensionen.

Eine aus K. G. Nowack's Schlesischem Schriftsteller-Lexikon (Heft 3) entlehnte und vom Verfasser selbst revidirte Beilage.

Schriften: Moneu an Heliodora. Herausgeg. von Friedr. Ziegler. Helmstedt, 1806. 108 S. kl. 8. — Kusse. Aus dem Latein. des Johannes Secundus übersetzt. Leipzig, 1807. 77 S. gr. 8. (Mit dem latein. Text). — Aulus Persius Flaccus. Textum recens. F. P. In usum praelect. Lipsiae, 1808. VI. 34 pgg. 8. — Aulus Persius Flaccus. Von Fr. P. Erster Theil. Text und Uebersetzung. Ueber d. Leb. u. d. Schriften des Pers. Anmerk. zur 1. Satire. Leipzig, 1809. XII. 370 S. 8. — Musäos. Urschrift, Uebersetzung, Einleit. und krit. Anmerkungen. Leipz., 1810. (VIII u.) 216 S. 8. — Longos des Sophisten Daphnis und Chloe griech. und deutsch. Leipzig, 1811. LXXXVI. 358 S. 12. — Archiv deutscher Nationalbildung. Herausgeg. von Reinh. Bernh. Jachmann und Fr. P. Berlin, 1812. 1 Hefte gr. 8. Mit Fichte's Bildniß. (Darin von P.: Die griech. Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutscher Jugend, u. a.) — Ueber Zweck, Anlage und Ergänzung griech. Wörterbücher. Berlin, 1813. gr. 8. — Vaterländische Gedichte vom J. 1813. Frühling. Taschenbuch für 1814. (Von F. P., Chr. C. L. Blechmann und K. Wesseldt). Königsberg, 1813. 8. — Grundzüge der griech. und röm. Litteraturgeschichte. Zum Gebrauch bey akadem. Vorles. entworfen. Berlin, 1816. VI. 114 S. 4. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe u. d. Tit.: Grundz. der griechischen und römischen Litteratur- und Kunstgeschichte. Ebendas. 1829. 16 Bg. 4. — C. Cornelii Taciti De R. Germania. Recensuit, varietate lectionis instruxit, annotationemque G. G. Brotieri integram addidit F. P. Editio altera auctior. Vratislav., 1817. XVIII. 117 pgg. 8. (Ein großes Material zu einer neuen Ausgabe ist vorhanden.) — Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden. Breslau, 1818. 238 S. 8. — Meletemata critica in Aeschyli Persas. Vratislav., 1818. 60 pgg. 4. (Auch in den Opusc. ac. p. I — 85.) — Zur Rechtfertigung meines Turnliedens und meines Turnziels. Breslau, 1818. 46 S. kl. 8. — Johann Gottlob Schneiders Handwörterbuch der griechischen Sprache. Nach der dritten Ausgabe des größern griechisch-deutschen Wörterb. mit besondrer Berücksicht. des Hom. und Hesiod. Sprachgebr. und mit genauer Angabe der Sylbenlängen ausgearbeitet. Zwei Bände. Leipzig, 1819—21. kl. 4. — Zweite Auflage. Zwei Bände

Leipzig. 1825. fl. 4. — Dritte Auflage. Zwei Bände. Leipzig. 1827. fl. 4. — Die vierte Auflage erschien unter dem Titel: Handwörterb. der griech. Sprache von Fr. P. Zwei Bände. Leipzig. 1831. Lex. 8. — **Museum criticum Vratislaviense.** Opera F. P. et C. Schneider. Pars I. Vratislav., 1820. XVI. 328 pgg. 8. — Symbolae criticae in scriptores Graecos et Romanos e codicibus manuscr. Vratislav. depromptae. Acc. tab. lithogr. Vratislav., 1820. 39 pgg. 4. (u. Opusc. acad. p. 225 — 279.) — Alexandri Aphrod. de febribus libellus, in Germania nunc primum edidit. Vratisl., 1822. 53 pgg. 4. (Opusc. p. 521 — 611.) — Nuptialia sacra Frid. Guil., princ. regn. Boruss. heredis, et Elisabethae Ludoviciae, princ. Bavar., piis votis prosequitur Univ. litt. Vratisl. interpr. Fr. P. Vratislav., 1823. (Fol. u. gr. 4.) Opusc. p. 515—517. — Variae lectiones in Stephanum Byzantium. E codice Rehdig. edidit. Vratisl., 1824. 60 pgg. 4. — Corpus scriptorum eroticorum Graecorum. Edidit F. P. Vol. I. Parthenii erotica. Accesserunt Diogenis, Antonii et Iamblichi excerpta. Lipsiae, 1824. IV. 84 pgg. 12. Vol. II. Xenophon Ephesius. Lips., 1833. XII. 78 pgg. 12. — Carmen saeculare. Ill. gymn. Gothano d. 21. Dec. quartum saeculum solemniter auspicanti dicavit. Lips., 1824. 4 mai. Opusc. p. 518—520. — *ΔΙΟΝΥΣΙΟΥ ΟΙΚΟΥΜΕΝΗΣ ΠΕΡΙΗΓΗΣΙΣ* Dionysii orbis terrarum descriptio. Rec. et admot. crit. instruxit F. P. Accessit tab. geogr. lapidi inscripta. Lipsiae, 1825. XV. 104 pgg. 12. — Novum lexicon manuale graeco-lat. et latino-graecum. Primum a Remi. Hederico institutum, post curas Patricii, Ernesti, Wendleri, Morellii, Larcheri, Rostii, Blomfieldii denuo castigavit, emend., auxit G. Pinzger, recognoscente Fr. P. Tom. I. II. Lips. 1825—1827. 8. mai. — Die Lehre vom Zeitmaße der griech. Sprache. Auf 6 Tfln. dargestellt. Leipz., 1826. Kpf. Zweite Aufl. Daf. 1827. Kpf. — Narratio de Ioanne Caspare Frid. Mansone. Accessit imago Manssonis lapidi inscr. Vratisl. 30 pgg. 4. (u. Opusc. p. 351—389.) — Verlegeranmahnung. In einer Thatsache dargestellt. Leipzig, 1826. 16 S. gr. 8. — Specimen novae edit. evangelii Ioannei a Nonno versibus adstricti. Vratisl., 1828. VIII. 35 pgg. 4. — Henrici Stephani ad Io. Cratonem a Craftheim epistolae ex autographis nunc primum editae. Vratisl., 1830. XIV. 37 pgg. 4. (Opusc. p. 390—442.) — De ordine temporum, quo primi libri elegiae scripsit Tibullus, Commentatio. Vratisl., 1831. 19 pgg. 4. (Opusc. 280—309.) — Petri Victorii ad Ioannem Cratonem, Thomam Rehdigerum et Hieronymum Mercurialem epistolae ex autogr. nunc maximam partem primum editae. Vratisl., 1832. XII. 51 pgg. 4. (Opusc. p. 445—514.) — Verzeichniß der antiken und modernen Bildwerke in Gyps auf dem akadem. Museum für Alterthum und Kunst in Breslau. Breslau, 1832. 31 S. 8. — Nonni Panopolitae Metaphrasis Evangelii Ioannei. Rec. lectionumque varietate instr. Accessit Evangelium sancti Ioannis. Lips., 1834. 8. mai. — Fr. Passovii opuscula academica. Disposuit Nicolaus Bachius. Lips., 1835. VIII. 614 pgg. 8.

Prolusiones zu den Sommer-Lections-Verzeichnissen der Universität Breslau, und zwar: De codice Rehdigerano Sylvarum Statii. Typis univers. 1818. 5 pgg. 4. — Anecdota Aeliana, e codice Rehdig. 1819. 6 pgg. 4. (Opusc. p. 215—224.) — Commentatio in Sophoclis Trachin. v. 970—1004. 1820. 8 pgg. 4. (Opusc. p. 136—150.) — De mensura vocabuli *liber*. 1821. 4. — Vitae Adalb. Barthol. Kayserli et

Io. Gottl. Schneideri Saxonis, professor Vratislav., 1822. 12 pgg. 4. (Opusc. p. 330—350.) — Animadv. in Propert. IV. 11, 23 sqq. u. De nominibus propriis in -ίδης haud semper patronym. 1823. 3 pgg. 4. (Opusc. p. 301—308.) — Variae lectiones in Oppiani Halieutica e codice Fragensi enotatae. 1824. 8 pgg. 4. (Opusc. p. 203—214.) — Vindiciarum Sophocleearum spec. primum ad Antig. v. 781—799. 1825. 12 pgg. 4. (Opusc. p. 116—135.) — Epiphyllides Aristophaneae. 1826. 8 pgg. 4. (Opusc. p. 131—165.) — Quaestio de vestigiis coronarum Meleagri et Philippi in anthologio Constantini Cephalae. 1827. 10 pgg. 4. (Opusc. p. 176—197.) — Variae lectiones ex duobus cod. orationis Marcellianae. 1828. 6 pgg. 4. (Opusc. p. 309—321.) — De Dicaearchi Tripolitico coniectura. 1829. 6 pgg. 4. (Opusc. p. 166—175.) — Observationes criticae in Soph. Antig. v. 106 et in hymnum Hom. Cer. v. 122. (Index lect. per hiem.) 1829. 6 pgg. 4. (u. Opusc. p. 109—115.) — De primo Eumenidum Aeschyleearum cantico commentatio. 1830. 8 pgg. 4. (Opusc. p. 86—93.) — Notitia de Anthologio Orionis Theb. 1831. 4 pgg. 4. (Opusc. p. 198—202.) — Observationes in parodum Aeschylene septem contra Thebas fabulae. 1832. 12 pgg. 4. (Opusc. p. 94—108.) — De scarpio in gemma Augustea coniectura. 1833. 8 pgg. 4. Opusc. p. 321—329.

Vorreden zu: Guil. Schneider, de origin. tragoed. Graecae. Vratisl., 1817. 8. — Rud. Raschenstein, de orat. Olynth. ordine. Lips., 1821. 8. (Pag. III—XIV.). — A. J. Vogel, griech. Elementarbuch zum Schulgebr. Leipzig, 1825. 8. (Auch in der 2. Aufl. Leipzig, 1835. gr. 8. abgedruckt.)

Theilnahme an folgenden Zeitschriften und Sammlungen: Wieland's N. teutscher Merkur, seit 1804: Mai 1804 S. 78 f., August S. 294 ff., Oct. 1805 S. 100, Apr. 1806 S. 251—265, Dec. 1806 S. 243—251, Febr. 1808 S. 80—85: Gedichte ꝛc. — Zeitg. f. d. eleg. Welt. Jahrg. 1805: Drei noch ungekannte Briefe von Joh. Winkelmann; in Nr. 119 S. 945 ff. — W. G. Becker's Erholungen. Lpz., 1806. 1. Bdch.: S. 228 f., 2. Bdch.: (Heraklea) S. 38—47 (Umarbeit. des früh. Abdr. im Merkur von 1804). — Jeßler's und Fischer's Eunomia, 1805. — Abendzeitung, 1806: Ueber das Weimarsche Theater: Nr. 69—71. Ueber die Riegend. Zeich. u. a. Nec. Nr. 75 f. Außerdem Gedichte, Uebers. aus Persius. — Jenaer Allg. Litt.-Zeit., seit 1807: zahlreiche Recensionen philol., pädagog., histor. u. belletr. Werke. — Leips. Allg. Litt.-Zeit., 1807: Nachträge zu dem der Zweybrücker Ausgabe beygefügten Catalogus der Editionen des Persius: im Int.-Blatt Nr. 15 S. 227—232. — **Pantheon** von Büsching und Kannegießer, Bd. 2. 1810: Denkmale der hellen. Elegie (Uebers.) S. 91—109. (Großentheils in derselben Gestalt wieder abgedr. in W. E. Weber's: Die eleg. Dichter der Hellenen. Frankf. a. M. 1826. 8.) Der vier und zwanzigste Februar. Trauersp. von Werner, und seine Aufführung in Weimar; S. 179—200. — C. D. Beckii acta sem. Reg. et soc. philol. Lips. vol. I. 1811: Symbolae etc. — Die Musen. Von Frdr. Baron de la Motte Fouqué und Wilh. Neumann. Jahrg. 1813. 1. Bd.: Bruchstücke über Sprachenmischung (Veranlaßt durch A. W. Reide's Schrift: Ueber Wortmengerey. Leipz. 1812), S. 360—376. — L. Wachler's Neue theol. Annalen, seit 1815: einzelne Recensionen. — Athenäum von Günther und Wachsmuth. 1817: Für künftige Bearbeiter des Sophokles. 1e Beitrag. Zu Antigone. 966 f. u. 360 Pr. Bd. 2. H. 2. S. 291—309. 2r Beitrag. (Elektra 1—10 nach

Erf.) Band 3. Heft 2. S. 186—200. — Scherflein zur Vervollſtändigung der griechiſchen Wörterb. Band 3. Heft 1. S. 1—5. — Ueber die ſogenannten Perſonalien Ausgaben des Aeſchylos. Ebend. S. 5—13. — Nachrichten von Gelehrten Schulen. Bd. 2. H. 2. Bd. 3. H. 2. — Halliſche Allgemeine Litteratur-Zeitung, ſeit 1817, beſonders 1825. Philolog. Recenſ., z. B. über Spohn's, Gelbert's und Eichſtädt's, das Leben und die Schriften des Idull betreffende Werke: im Juni 1825. — Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften von Erſch und Gruber, ſeit 1818: Artikel, die griech. und röm. Literatur u. Geſchichte der Philologie betreffend: z. B. Achilles Tatius, Aeſchines, Anthologia latina, Baſt ꝛc. — L. Wachler's Philomathie, 1818 ff.: Ueber Tacitus Germania. Bd. 1. S. 19 ff. — Verdeutſchungen aus Dante und Petrarca. Ebd. S. 221—238. — Ueber die romantiſche Bearbeitung helleniſcher Sagen. Bd. 2. S. 103—130. — Zur Geſchichte der Demagogie in Griechenland. Bd. 3. S. 267—308. — Weimariſches Oppoſitionsblatt, 1818: Berichte üb. d. Turnweſen in Schleſ.: in der Beil. zu Nr. 68 u. 12. Aug. — Oken's Iſis. 1819 (H. 3 S. 325—328): Von den Turnfeinden in Breslau. — Gaß, Jahrb. des proteſt. Kirchen- und Schulweſ. von und für Schleſ. Jahrg. 2. 1819: Ueber das Verhältniß des Chriſtenth. zur Schule. S. 175—208. — Seebode's krit. Bibliothek, ſeit 1820: Abdr. einiger Proluſ. u. Rec. — Schweinner's freimüth. Abendblatt, 1821: Ueber Tac. Germ. Cap. 2 (acq. J. G. Huſchke). — Seebode's Archiv für Philol. und Pädag., ſeit 1821: Abdr. einiger Proluſ., ſowie: Ueber das Zeitalter des Phyſiognomikers Polemon. II. Jahrg. S. 7—9. Der Dichter Idullus. S. 180—182. Gliederung. S. 26. 182. Ueber Idull's Georgica. S. 189—199. — Zimmermann's Allgem. Schulzeitung, II. Abtheil.: Mehrere Abhandl. (Abdr. einiger Prolusionen) und Recenſionen. — Jahn's Jahrbücher für Philol. und Pädag., welche er bei ihrem Entſtehen (1826) ins Publikum einführte: Recenſ. — Berl. Jahrbücher für wiſſenſchaftl. Kritik: Recenſ. — Bottiger's Archäologie und Kunſt (Breſl., 1828. 8), I. Bd. 1. Heft: Herakles der Dreifußräuber auf Denkmalen alter Kunſt und über die vergebliche Coriton auf dieſen Denkmalen. S. 125—161. — Zur Archäologie der Infibulation (Ariſtoph. Ayes 500). S. 223 f. — Fr. v. Raumer's hiſtor. Taſchenbuch (1. 2. Jahrg. Leipz., 1830. 1831): Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des 16. Jahrh. S. 339—389 und S. 547—601. — Schleſiſche Provinzialblätter, 1826 (Juni) Bd. 83: Der ſchleſiſche Verein zur Unterſtützung der nothleidenden Griechen S. 553—572 (Anonym). 1831: Daniel von Cölln (biographiſch dargeſtellt). Bd. 97. S. 227—245. — Zimmermann's Zeitſchrift für die Alterthumswiſſ., 1834: Ueber die ſogenannte Apotheoſe des Auguſtus in der Antiken Sammi. zu Wien. Nr. 1. 2. — Ueber Cicero's Rede für den M. Marcellus. 1835. Nr. 11—16. S. 113—133. — Auch lieferte P. Beiträge zu der neuen Pariſer Ausgabe des Thesaurus von H. Stephanus.

Breslau,
gedruckt bei Grass, Barth und Comp.

Druckfehler-Verzeichniß

Seite 3 Zeile 19 von unten: Nöel's l. Aufsatz.
— 30 — 14 v. u.: Charakters habe l. Charakterhabe.
— 34 — 7 u. 8 von oben: Gedner l. Geiner.
— 39 — 4 v. u.: und Homiletik Religion l. Homiletik und Religion
— 61 — 7 v. u.: um einen höhern l. und einen höhern
— 66 — 19 v. u.: wallen l. wollen.
— 67 — 8 v. u.: Ideal l. Jdeal.
— 83 — 2 v. u.: hat l. hatte.
— 84 — 13 v. u.: Gebr l. Gebe.
— 90 — 15 u. 16 v. u.: Romans l. Romane.
— 94 — 23 v. u.: furchtbare l. fruchtbare.
— 97 — 24 v. u.: die ich aufgelassen vor: Stimmung
— 98 — 21 v. o.: schola anatom l. Schola vorlum
— 98 — 3 v. u.: Sie l. sind Sie.
— 101 — 7 v. o.: von Ihrer l. von Ihr.
— 107 — 30 v. u.: viel l. vie.
— 155 — 1 v. o.: Ihre reine l. Ihrer eine.
— 170 — 20 v. u.: allen Verkehr l. aller Verkehr.
— 176 — 16 v. u.: weichen l. reichen.
— 181 — 11 v. u.: femininen l. femininum.
— 189 — 6 v. u.: Lachter l. Lachten.
— 197 — 17 v. u.: leibhafte l. lebhafte.
— 276 — 12 v. u.: Lebensgruß l. Lebensgrund
— 277 — 10 v. o.: weit zu l. viel zu.
— 287 — 17 v. o.: 24. April l. August
— 293 — 5 v. o.: Olfersdorf l. Ullersdorf.

Nachstehende Werke desselben Verlages werden einer geneigten Beachtung empfohlen:

* **Ambrosch, J. Ath.**, Studien im Gebiete des altröm. Bodens und Cultus. 1r Band.

Andenken an Dr Dominicus Unterholzner. Von Baltzer u. Ritter. gr. 8. geh. 10 Sgr.

* **Baltzer, Dr. J. B.**, Beiträge zur Vermittlung eines richtigen Urtheils über Katholicismus und Protestantismus. gr. 8. 16 Bogen. Geh.

Deutsch, Dr. C., Der Branntwein, als Urheber vieler Krankheiten, für Nichtärzte dargestellt. 8. Geh. 8 gGr. 10 Sgr.

Duflos, Adolf, Handbuch der pharmaceutisch-chemischen Praxis. 2ter Theil. Auch unter dem Titel: Die chemischen Heilmittel und Gifte oder praktische Anleitung zur Erkennung und Prüfung ihrer Eigenschaften, mit steter Berücksichtigung der Preussischen Pharmakopoe. Für Aerzte, Physiker und Apotheker. gr. 8. Geh. 2⅓ Rthlr.

Elsner, Moritz, Eine gegen Hegel gerichtete Anklage des Hochverraths; aus dessen Schriften beantwortet. gr. 8. Druckvelinpapier. Geh. 6 gGr. 7½ Sgr.

Elvenich, Dr. P. J., Mitherausgeber der Acta Romana. Vertheidigungsschrift. Erste Lieferung. gr. 8. Druckvelinpapier. Geh. 8 gGr. 10 Sgr.

* **Elvenich, Dr. P. J.**, Vertheidigungsschrift. 2te Lieferung, welche zugleich eine actenmässige Darstellung der in der Hermesischen Sache zu Rom gepflogenen Verhandlungen enthält. gr. 8. 9 Bogen. Geh.

* **Franz, Agnes**, Buch für Kinder gebildeter Stände. Dramen, Erzählungen, Mährchen, Parabeln, Sprichwörter und Fabeln. Mit Kupfern. 2 Bände. Geh.

Gringmuth, Dr. W., de Rhyparographia. 8 maj. Geh. 8 gGr. 10 Sgr.

[illegible], Dr. J. H., Die venerische Krankheit der Pferde. Eine monographische Beilage zu den Handbüchern der Kameralisten, Medicinalbeamten, Thierärzte, Pferdezüchter und Oekonomen. 8. Geh. 12 gGr. 15 Sgr.

Haschke, Dr. Ph. E., ad legem XII. de legato partis commentatio. 4. Geh. 10 gGr.

Haschke, Dr. Ph. E., T. Flavii Syntrophi instrumentum donationis ineditum. 4 maj. Geh. 10 gGr. 12½ Sgr.

* **Jacobi, Dr. Th.**, de Ottocaro dicto ab Horneck chronico rhythmico. gr. 8. Geh.

Kries, Dr. C. G., de Gregorii Turonensis Episcopi vita et scriptis. gr. 8. Geh. 16 gGr.

Krocker, Dr. H., de plantarum epidermide observationes. 4. Geh. 12 gGr. 15 Sgr.

Lilie, Dr. G., de Horatiana ad Pisones epistola. 8 maj. Geh. 8 gGr. 10 Sgr.

Otto, Dr. A. G., enarratio de rariori quodam [illegible] exemplo. Fol. Geh. 16 gGr. 20 Sgr.

Otto, Dr. A. W., Neues Verzeichniss der anatomischen Sammlung des Königl. Anatomie-Instituts zu Breslau. gr. 8. Geh. Ladenp. 1 Rthlr. 7½ Sgr.

Raebiger, Dr. J. F., Ethices libr. apocryph. vet. test. 8 maj. Geh. 16 gGr. 20 Sgr.

Rudiger, Dr. S. T., de curialibus imperii Romani post Constantinum M. 4 maj. Geh. 12 gGr. 15 Sgr.

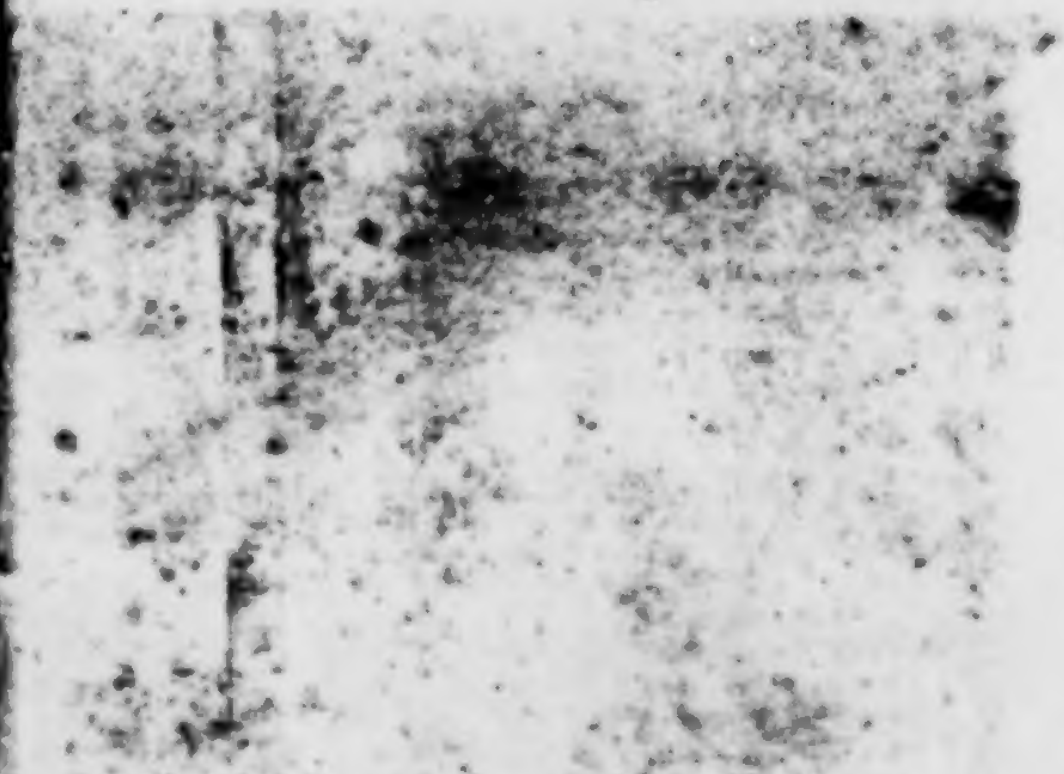
Schneider, Dr. F., de consolatione Ciceronis. 8 maj. Geh. 6 gGr. 7½ Sgr.

Schulz, David, Das Wesen und Treiben der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung. gr. 8. Geh. 22 gGr. 27½ Sgr.

Websky, Martin, Lustfeuerwerkerei für Dilettanten. Mit 10 Kpfrt. gr. 8. Geh. 18 gGr.

[illegible], B. Th., Gedichte. 12. 8. Geh. 20 gGr. 25 Sgr.

☞ Die mit * bezeichneten Bücher befinden sich noch unter der Presse.



Franz Passow's

Vermischte Schriften.

Franz Passow's

Vermischte Schriften.

Herausgegeben

von

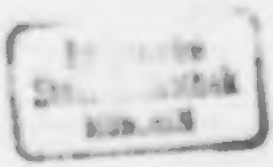
W. A. Passow,
Lehrer am herzoglichen Gymnasium zu Meiningen.

Mit zwei lithographirten Tafeln.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Ub/03/240



Vorrede.

Sammelſchriften wie die vorliegende können in zweierlei Abſicht zuſammengeſtellt werden: entweder handelt es ſich ausſchließlich darum, eine Anzahl Aufſätze von bedeutendem wiſſenſchaftlichem Werthe vor der Vergeſſenheit zu bewahren, in die auch das Trefflichſte durch Vereinzelung und Zerſtreuung leicht geräth; in dieſem Falle iſt es am Ende gleichgiltig, ob die verſchiedenen Aufſätze einen oder mehrere Verfaſſer haben, ja ob ſie einer oder verſchiedenen Zeiten angehören.

Von weſentlich anderer Art aber ſind ſolche Sammelwerke, welche, nur Arbeiten eines einzigen Mannes enthaltend, neben dem wiſſenſchaftlichen Werthe, der natürlich immer unerläßliches Erforderniß bleibt, ihre eigenthümliche Bedeutung dadurch erhalten, daß ſie als ein weſentlicher Beitrag zu der Lebensbeſchreibung eines durch ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit oder ſeine Perſönlichkeit, oder am beſten durch beides geiſtig hoch ſtehenden Mannes gelten ſollen und können. Es kann aber eine ſolche Sammlung kleiner Schriften in der That einen ebenſo intereſſanten als wichtigen Beitrag zu der nähern Kenntniß eines Mannes liefern: mehr als ein umfangreiches Hauptwerk wird ſie meiſt geeignet ſein, den Gang, den die geiſtige Ausbildung ihres Urhebers genommen, die verſchiedenen Richtungen, denen er ſich hingegeben, die beſonderen Neigungen und Liebhabereien, denen er die von Haupt- und Berufsarbeiten freien Stunden zu eigner Erholung widmete, und ſomit die ganze geiſtige Eigenthümlichkeit des Mannes erkennen zu laſſen. So wird in Werken dieſer Art manche Arbeit mit vollſtem Recht zur Aufnahme gelangen, die in Sammlungen der zuerſt bezeichneten Art keine Stelle finden würde; es wird auch die Anordnung im Ganzen und die Redaction im Einzelnen hier mancherlei Rückſichten verlangen, die dort wegfallen.

Wenn ich demnach jetzt mit einer Sammlung der kleinern deutſchen Schriften meines verſtorbenen Vaters hervortrete und dieſelbe als ent-

schieden denjenigen Sammlungen angehörend bezeichne, welche neben dem wissenschaftlichen Interesse ebenso sehr ein biographisches haben sollen, so müßte ich eigentlich vor Allem nachweisen, daß der Verfasser dieser Aufsätze überhaupt der Mann ist, ein solches Interesse noch jetzt in Anspruch zu nehmen. Hoffentlich aber wird man mir keinen Vorwurf daraus machen, wenn ich diesen Beweis unterlasse: für diejenigen, welchen Franz Passow's Name an sich dafür nicht hinreichende Bürgschaft leistet, würde die Stimme des Sohnes wenig Beweiskraft haben; sie kann ich nur auf den Inhalt des vorliegenden Bandes zu eigner Entscheidung verweisen. Alle diejenigen aber, welche meinen Vater im Leben gekannt und mit Unbefangenheit zu würdigen gewußt haben, und ebenso alle diejenigen, welche aus Beruf oder Neigung der Gestaltung der Alterthumswissenschaft in diesem Jahrhundert mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, werden einen solchen Beweis sicherlich weder verlangen noch erwarten.

Manches ist schon seit Franz Passow's frühem und plötzlichem Hinscheiden geschehen, um seinem Namen ein würdiges Denkmal zu setzen: bald nach seinem Tode war es möglich, seine akademischen Gelegenheitsschriften zu einem Bande vereinigt erscheinen zu lassen [1]; eine längere Zeit verstrich, bis eine kurze Darstellung seines Lebens, belegt und begleitet von einer reichen Briefsammlung für die Oeffentlichkeit völlig vorbereitet war [2]. Wiederum ist eine bedeutende Zeit bis zu Vollendung der vorliegenden Sammlung verflossen: die Nothwendigkeit alle, in

---

1) Francisci Passovii opuscula academica. Disposuit Nicolaus Bachius. Lipsiae 1835. Sumtibus Fr. Chr. Guil. Vogelii. Der Freund, der diese Sammlung besorgte, ist auch bereits von dem irdischen Schauplatze abgetreten, der ihm nicht frei von Kampf und Widerwärtigkeiten war; wie manche Anfeindung er, nicht immer aus lauterer Quelle, erfahren hat, so haben doch die, welche ihn persönlich kannten, achteten und liebten, den Trost, daß sein Andenken als vielseitiger Gelehrter, als gewissenhafter, tüchtiger Schulmann, als edler, trefflicher Mensch unvergessen sein wird!

2) Franz Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. 1839. Neben zahlreichen freundlichen und erfreulichen Stimmen, die sich öffentlich und privatim über diese Briefsammlung haben vernehmen lassen, hat auch die entgegengesetzte Gesinnung nicht unterlassen sich laut zu machen in der alten „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", 1840, Nr. 57. Wenn, wie die Vermuthung nahe liegt, der Recensent Rache hat nehmen wollen für manches, in den Briefen ausgesprochene harte Urtheil, so hat er eben durch seine Recension den schlagendsten Beweis geliefert, daß jene Urtheile um nichts zu hart waren.

verſchiedenen, jetzt zum Theil vergeſſenen Zeitſchriften verſtreuten deutſchen Aufſätze Paſſow's einzuſehen, machte vielfachen Briefwechſel und manche langwierige Durchblätterung zahlreicher Bände nöthig; Vieles konnte erſt nach längerer Bemühung herbeigeſchafft werden; es kam dazu die Stellung des Herausgebers, der früher durch die Vollendung ſeiner Studien, ſpäter durch ſeine amtliche Thätigkeit an ununterbrochener Beſchäftigung mit dieſer Sammlung vielfach gehindert war; doch hofft er, *weird das ſpäte Erſcheinen dieſes* Bandes nicht zu ſpät ſein allen denen, die an Paſſow's geiſtiger Hinterlaſſenſchaft ein perſönliches oder wiſſenſchaftliches Intereſſe nehmen.

Ich habe nun noch Rechenſchaft abzulegen über Anordnung, Auswahl und Redaction dieſer Sammlung.

Die erſte betreffend, wurden wiſſenſchaftliche und dichteriſche Arbeiten geſondert; in beiden Abtheilungen aber gab die biographiſche Tendenz des Ganzen ſofort die Zeitfolge als leitendes Princip an die Hand, die um ſo leichter eingehalten werden konnte, da ihrem Inhalte nach eng zuſammengehörende Aufſätze auch faſt immer aus derſelben Zeit ſtammten. Eine einzige Ausnahme iſt gemacht worden mit „Hieronymus Wolf's Jugendleben", welches der Verfaſſer ſelbſt mit einem ſpäteren Aufſatze unter gemeinſamem Titel befaßt hat, mit welchem letztern es denn auch hier zuſammengeordnet erſcheint.

Ungleich ſchwieriger war es unter den zahlreichen Aufſätzen und Recenſionen Paſſow's eine Auswahl deſſen zu treffen, was hier zu dauernder Erinnerung an ſeinen Namen und ſeine Wirkſamkeit aufbewahrt werden ſollte.

Zwei Punkte mußten dabei im Auge behalten werden: wiſſenſchaftlicher Werth und charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Aufzunehmenden. Paſſow's „Leben und Briefe" geben ein vollſtändiges und reiches Bild von ſeinem äußern und Gemüthsleben. Die „Opuscula academica" zeigen die ſchriftſtelleriſche Seite ſeiner Berufsthätigkeit. Hier war es nun Aufgabe, eine Sammlung zu veranſtalten, die ein möglichſt vollſtändiges Bild ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwickelung, Richtung und Eigenthümlichkeit gebe.

Bekannt iſt es, daß Paſſow ſich ſeit ſeinem erſten Auftreten derjenigen Richtung der Alterthumswiſſenſchaft angeſchloſſen hat, deren Haupt und Meiſter die gebildete Welt in Friedrich Jacobs verehrt. Nicht war ihm die Wiſſenſchaft, der er ſein Leben gewidmet, ein in ſich gegen alle Außenwelt abgeſchloſſenes Ganzes, ſondern nur deshalb war

ſie ihm die Krone aller Wiſſenſchaften, weil keine in gleichem Grade bildend auf das Geſammtleben des einzelnen Menſchen wie ganzer Völker einzuwirken fähig iſt; weil ſie dem Sinne für alles Wahre, Schöne und namentlich für Recht und Vaterland die ſicherſte Grundlage bietet. Deshalb hatte Paſſow auch bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten nur ſelten den gewählten Stoff an ſich allein im Auge, ſondern faſt immer weiſt er ſeine Bedeutung für und ſeinen Zuſammenhang mit dem Ganzen, mit dem höchſten Ziele der Wiſſenſchaft und des Lebens nach. Eine ähnliche Stellung zur Wiſſenſchaft nehmen zwar oft und mit beſonderer Vorliebe ſchwache Geiſter für ſich in Anſpruch, welche hinter einem ſolchen, angeblich philoſophiſchen oder hiſtoriſchen oder äſthetiſchen Standpunkt die Abneigung oder Unfähigkeit, mit dem gründlichſten Studium in die geringſten Einzelheiten der Wiſſenſchaft einzudringen, verbergen zu können wähnen. Anders Paſſow: er hat es oft genug ausgeſprochen und durch die eigne That hinlänglich bewieſen, daß er das gründlichſte Studium des Einzelnen und Kleinen für den einzigen und unerläßlichen Weg hielt, um ſich einen freien Ueberblick über das Große und Ganze zu verſchaffen. So legte er ſchon früh den Grund zu jenen Studien, als deren reife Frucht ſein Wörterbuch der griechiſchen Sprache hervorging. Sein Endziel aber bei allen wiſſenſchaftlichen Arbeiten war, ſich das ganze Leben der Alten vollſtändig und nach allen Seiten hin lebendig zu fruchtbarer Benutzung für die eigne Zeit zu vergegenwärtigen: der erſte und unentbehrlichſte Schritt dazu war ihm eine möglichſt erſchöpfende Kenntniß der alten Sprachen; denn ohne die Sprache eines Volkes im Einzelnen und im Ganzen durchforſcht zu haben, iſt keine wahre Kenntniß deſſelben möglich. Es ſchloß ſich an das Sprachſtudium an: Erkenntniß der politiſchen Zuſtände der alten Welt und Eingehen in die künſtleriſchen Beſtrebungen des Alterthums, wie ſie ſich theils in den bildenden, theils in den redenden Künſten bethätigen; die letztere Richtung hegte Paſſow bei von Natur dichteriſcher Anlage mit beſonderer Vorliebe; hieraus entſprangen ſeine zahlreichen literatur-hiſtoriſchen Arbeiten, die er zu einem Ganzen zuſammenfaßte in ſeinen „Grundzügen der griechiſchen und römiſchen Literatur- und Kunſtgeſchichte". Ausgearbeiteteres und Umfangreicheres in dieſer Beziehung hätte vielleicht ein weiter geſtecktes Lebensziel hervorgeben laſſen.

Wer aber ſo wie Paſſow im Alterthume nicht Todtes und Abgeſtorbenes, ſondern Leben und ewige Blüthe ſuchte und ſah, der konnte

ſich auch von der Gegenwart, von den mancherlei wichtigen und ſchwierigen Fragen einer mächtig aufgeregten Zeit, von der Geſchichte ſeines eignen Volkes nicht theilnahmlos abwenden. Hier war es vor Allem ein lebendiges, durch feindſelige Gegenſätze manchmal bis zu leidenſchaftlicher Ungeduld geſteigertes Rechtsgefühl und eine reine, begeiſterte, wohlbegründete Liebe zu ſeinem deutſchen Vaterlande, was ſeine Anſichten und Handlungen beſtimmte; beide Gefühle ſind in ihm von früher Jugend bis an ſein Ende ſtets lebendig geblieben. Wie er aber keine Wiſſenſchaft ohne Beziehung auf das wirkliche und öffentliche Leben der Gegenwart ſich denken konnte, ſo blieben auch die Ereigniſſe derſelben nie ohne Einfluß auf ſeine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung: ſeine perſönliche Stellung veranlaßte ihn wiederholt die Beziehung ſeiner Wiſſenſchaft zu den Bedürfniſſen der deutſchen Jugend in pädagogiſchen Aufſätzen zu beſprechen; in etwas ſpätere Zeit fallen mehrere den Zeitereigniſſen noch unmittelbarer gewidmete Arbeiten. Aber auch in den weit zahlreicheren Aufſätzen, die nicht durch unmittelbare, thätige Theilnahme an den Tagesereigniſſen hervorgerufen ſind, iſt eine eigenthümliche Vereinigung des Neueſten mit dem Aelteſten nicht zu verkennen: nicht ungern werden da Parallelen gezogen oder doch angedeutet; neuere Zuſtände, wo es thunlich iſt, zu richtiger und leichterer Veranſchaulichung der alten herbeigezogen; namentlich griechiſche und deutſche Volksthümlichkeit, griechiſche und deutſche Dichtkunſt neben einander geſtellt. Die begeiſterte Liebe zum Alterthum ließ ihn nicht zu einem Verächter der neueren Zeit und ihrer Leiſtungen werden, weil er überall, dort wie hier, nur das allgemein und ewig Wahre und Schöne ſuchte und ſchätzte.

Soviel über Paſſow's geiſtige Eigenthümlichkeit im Allgemeinen: um die in dieſer Sammlung getroffene Auswahl im Einzelnen zu rechtfertigen, muß ich die geiſtige Entwickelung Paſſow's genauer in geſchichtlicher Ordnung darſtellen.

Paſſow verließ im Jahre 1804 das gothaer Gymnaſium, erfüllt von der lebendigſten Begeiſterung für ſeinen trefflichen Lehrer Friedrich Jacobs und durch dieſen für das Studium des klaſſiſchen, beſonders des griechiſchen Alterthums, nicht minder aber voll friſchen Gefühls für die Meiſterwerke der neueren, beſonders deutſcher und italieniſcher Poeſie, der ſich bald eifrige Beſchäftigung mit Shakespeare und Calderon anſchloß. Die deutſche Dichtkunſt ſtand damals auf einem Höhepunkte lebendigen Regens und geiſtvollen Schaffens: Goethe's Meiſterwerke lagen vor, und noch erſchien von Zeit zu Zeit Neues von ihm; Schiller

ſtand auf dem Gipfel ſeiner dichteriſchen Thätigkeit; eine gewaltige Aufregung veranlaßte das Auftreten der romantiſchen Schule und ihrer mannigfachen Gegner. So war es ganz natürlich, daß Paſſow, ſobald ihm durch das akademiſche Leben in Leipzig volle Freiheit der Beſchäftigung gegeben war, ſeine Zeit zwiſchen eifrigſtem Studium des Alterthums und dichteriſchen Beſtrebungen theilte; ebenſo natürlich war es, daß dieſe eher als jenes ſichtbare Reſultate gaben, daß er, noch mehr dazu getrieben durch ein früh geknüpftes, zartes und beglückendes Liebesband, zuerſt mit einem Bändchen Gedichte, jedoch ohne ſeinen Namen, hervortrat; dieſem Zeitraume gehört die große Mehrzahl der in dieſe Sammlung aufgenommenen, ſowie die in der Briefſammlung mitgetheilten Gedichte an, die den Einfluß der romantiſchen Dichterſchule unverkennbar an der Stirne tragen [1]). Paſſow's dichteriſches Schaffen, um den letzten Theil dieſer Sammlung hier gleich im Zuſammenhange zu beſprechen, nahm ab, je mehr ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit ſich concentrirte und ſteigerte; während aus der Zeit von Paſſow's akademiſchem Leben zahlreiche Gedichte zurückgelegt wurden, ſind in Weimar außer dem hier mitgetheilten vom Jahre 1810 nur wenige entſtanden; in Jenkau gab er durch die große Zeit des Freiheitskrieges veranlaßt mit zwei Freunden „vaterländiſche Gedichte" heraus, die hinter den Dichtungen Arndt's, Rückert's, Stägemann's u. a. beſcheiden zurücktreten. Nach dem frühen Verluſte ſeiner geliebten Jugendfreundin finden ſich nur noch die fünf Gedichte, die dieſe Sammlung beſchließen. In ſpäterer Zeit ſchrieb er ſelbſt: „Meine frühere Leichtigkeit im Versmachen hat mich ganz verlaſſen, weil ich eigentlich nur noch für höchſte Poeſie Sinn habe." [2])

In naher Verbindung mit der dichteriſchen Thätigkeit der Jahre 1805 bis 1807 ſtehen einige Aufſätze äſthetiſch-kritiſchen Inhalts aus dieſer Zeit, in der Abendzeitung und andern Zeitſchriften abgedruckt. Die darin niedergelegten Anſichten ſind an manchen Stellen der veröffentlichten Briefe ſo deutlich ausgeſprochen, daß eine Wiederholung derſelben ſchon aus dieſem Grunde unterbleibt. Wichtiger für Paſſow's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wurde eine Vereinigung ſeiner philologiſchen und dichteriſchen Studien, deren Reſultat in ſeinen Ueberſetzungen des Perſius, Muſäos, Longos vorliegt.

---

1) Vergl. Gervinus, Geſchichte der deutſchen Dichtung, V, S. 623.

2) „Leben und Briefe", S. 273.

Diejenigen Dichter des Alterthums, in deren Werken Paſſow vor allen die herrlichſten Leiſtungen der Poeſie verehrte, waren Homer, Aeſchylos, Sophokles und Ariſtophanes; von dem eindringendſten Studium derſelben legen ſein Wörterbuch und mehrere kleine Abhandlungen [1]), legten vielleicht noch mehr ſeine Vorleſungen Zeugniß ab; ſelbſtändige größere Arbeiten, namentlich über Sophokles, verſchob er für größere Vollendung immer auf eine ſpätere Zeit, die zu erleben ihm nicht vergönnt war. Neben dieſen Meiſtern der Kunſt aber wandte er eine beſondere Neigung den Elegikern Griechenlands und Roms und den letzten Blüthen des verſinkenden Griechenlands, den Erotikern und den Blumenleſen griechiſcher Epigramme, zu. Zum Theil mochte ihn der, mehr als die altklaſſiſche Dichtung Liebe und Zärtlichkeit athmende Inhalt derſelben in ſeiner eignen, durch die innigſte Liebe beglückten Jugend anziehen und dann als ein theures Andenken durch das Leben begleiten, zum Theil des hochverehrten Friedrich Jacobs Beiſpiel dieſen Einfluß üben, endlich auch die meiſt noch groſſe, philologiſche Hülfsbedürftigkeit dieſer Schriften ihn anlocken. Die oben erwähnten Ueberſetzungen, Vorarbeiten für Sophokles und für die griechiſchen Elegiker füllten ſein Leben in Weimar aus, wo jedoch auch der neueren Poeſie noch manche Stunde gewidmet blieb, in welchen Recenſionen einſchlagender Art entſtanden, die die „Jenaiſche Literaturzeitung“ enthält. Er ſelbſt legte in ſpäteren Jahren auf dieſe Arbeiten einen ſo geringen Werth, daß Uebergebung derſelben in dieſer Sammlung als geboten anzuſehen war.

Ernſtere und weniger durch bloſſe Neigung beſtimmte Arbeiten mußten begonnen werden, als Paſſow im Jahre 1810 nach Jenkau bei Danzig ſich überſiedelte. Er ſtand hier ganz unabhängig an der Spitze einer bedeutenden, faſt ganz von Neuem aufzubauenden Anſtalt. Hatte er ſich bei ſeiner pädagogiſchen Thätigkeit bisher mehr von ſeinem geſunden Gefühle leiten laſſen können, oder doch nur für die ſelbſt zu ertheilenden Stunden einer methodiſchen Begründung bedurft, ſo mußte jetzt das ganze Gebiet des Unterrichts und, bei der Einrichtung jener Anſtalt, der Erziehung gründlich durchdacht und durchforſcht werden; hauptſächlich wurde dabei von Paſſow die Wichtigkeit der alten Sprachen für Bildung deutſcher Jugend ins Auge gefaßt; denn der auf Deutſchland noch ohne Ausſicht auf Errettung laſtende Druck der Fremdherrſchaft verpflichtete die Erzieher der heranwachſenden Geſchlechter mehr

1) Opuscula academica. I—VII.

als je, auf tüchtige Begründung einer vaterländischen Gesinnung bedacht zu sein. Diese doppelte Rücksicht auf gründliche Förderung der Erziehungswissenschaft und auf Bewahrung und Befestigung deutschen Volksthums rief das, von Passow und seinem Freunde und Amtsgenossen Jachmann, jetzt Regierungs- und Schulrath zu Königsberg in Preußen, herausgegebene „Archiv deutscher Nationalbildung" ins Leben. Mit zwei darin enthaltenen Aufsätzen Passow's ist diese Sammlung eröffnet. Es ist in ihnen neben gründlicher Besprechung des Gegenstandes und dem reinsten Streben nach Wahrheit jugendliche Lebendigkeit, ja leidenschaftliche Erregtheit für die verfochtene Sache leicht zu erkennen; darum sind sie recht geeignet als Charakteristik aller seiner Jugendarbeiten zu dienen; sie mußten ferner aufgenommen werden als Hauptbelege für seine pädagogische Thätigkeit und den ihr zugewandten, ernsten Eifer; manche Frage wird man in ihnen schon berührt und kurz beantwortet finden, die um vieles später die Pädagogen lebhaft beschäftigt hat und zum Theil noch beschäftigt; vor Allem aber war in dieser Sammlung eine Wiederholung dieser Aufsätze Pflicht, weil sie eine eigenthümliche, nur von Wenigen getheilte Ansicht über den Unterricht in den alten Sprachen ausführlich vertheidigen, als deren Verfechter Passow allgemein bekannt war und sich auch noch in späteren Jahren bekannt hat, während diese seine ausführliche Begründung derselben jetzt nur wenigen Schulmännern bekannt sein dürfte. Er hat die hier niedergelegten Ansichten niemals aufgegeben noch geändert, wie er dies praktisch noch bei der Erziehung des Herausgebers dieser Sammlung bethätigte. Ein Urtheil über die Richtigkeit derselben hier auszusprechen, liegt nicht in der Absicht des Herausgebers, doch muß er allerdings bekennen, daß er die Ausführbarkeit derselben bei der ganzen Gestaltung unseres öffentlichen Schulwesens, ja unseres bürgerlichen und socialen Lebens nicht für möglich hält; während sie bei einem lediglich durch Privatunterricht zu bildenden Schüler wohl nicht ohne günstigen Erfolg angewandt werden würde.

Passow's Thätigkeit als Gymnasiallehrer nahm mit Auflösung der Anstalt zu Jenkau im Jahre 1814 ein plötzliches Ende; und wie er nach kurzer Unterbrechung in eine wesentlich verschiedene Wirksamkeit versetzt wurde, so trat gleichzeitig in seinem inneren Leben ein entschiedener Wendepunkt ein durch den Tod seiner ersten Gattin. Sie, eine Frau, die nach schriftlichen Andenken und mündlichen Mittheilungen eine wunderbare Vereinigung ächter Weiblichkeit und seltner geistiger,

ja faſt gelehrter Bildung in ſich darſtellte, hatte an allen Beſtrebungen Paſſow's lebhaften Antheil genommen und dadurch weſentlich dazu beigetragen, daß eine heitere, poetiſche Anſicht und Behandlungsweiſe Alles umgab, was er bis dahin unternahm und leiſtete. Nach ihrem Verluſte hatte er ſelbſt ſchnell und ſicher erkannt, daß ihm fortan eine ſcharfe Trennung ſeines inneren Gemüthslebens von dem, was er für die Außenwelt leiſten könne und ſolle, Noth ſei [1]); eine Trennung, die er früher gar nicht gekannt hatte, die aber trotz der ſchmerzlichſten Veranlaſſung einen Fortſchritt zu wiſſenſchaftlicher Vollendung mit ſich führte, nachdem der faſt feindſelige Gegenſatz, in dem er ſich dieſe Doppelrichtung ſeiner Exiſtenz Anfangs gedacht zu haben ſcheint, durch den Eintritt in ein neues, bedeutendes und ſchnell liebgewonnenes Amt, durch die Vereinigung mit einem Kreiſe ausgezeichneter Männer, am meiſten durch das Wiederaufblühen einer gegenſeitig beglückenden Häuslichkeit gemildert war.

Seit dieſer Zeit laſſen ſich Paſſow's literariſche Arbeiten eintheilen in ſolche, die die Alterthumswiſſenſchaft an ſich und in ihrer ſtrengſten Form fördern, und in ſolche, die beſtimmt ſind die Reſultate dieſer Wiſſenſchaft einem weiteren Kreiſe Gebildeter zugänglich zu machen; gern bearbeitete er einen und denſelben Stoff in jeder dieſer beiden Rückſichten. Zu den erſteren Arbeiten gehören außer ſeinem Wörterbuche, den Ausgaben mehrerer Klaſſiker und den lateiniſchen Abhandlungen die meiſten ſeiner zahlreichen Recenſionen; zu den letztern die deutſchen Abhandlungen, die den größten Theil dieſer Sammlung ausmachen. Die nächſte Veranlaſſung zur Entſtehung eines großen Theiles derſelben gab ein geſelliger Verein der geiſtig bedeutendſten Männer Breslaus, die philomathiſche Geſellſchaft, bekannt geworden durch die dort geleſenen Aufſätze, deren Sammlung und theilweiſe Herausgabe Wachler beſorgt hat. Den größten Einfluß jedoch auf die jedesmalige Richtung von Paſſow's Arbeiten hatte die Wahl des Stoffes für ſeine Vorleſungen; einigermaßen beſtimmt wurde dieſe allerdings wohl durch Paſſow's augenblickliches Bedürfniß bei ſeinen größeren literariſchen Arbeiten; doch ordnete er dieſes im Ganzen dem, was den Studirenden wiſſenſchaftlich Noth that, oder wozu die Zeit mahnte, entſchieden unter; ſo war es nicht zufällig, daß er im Winter 1815 bis 1816 über Tacitus' Germania und Demoſthenes las. Aus der erſteren Vorleſung entſtand in Ver-

1) „Leben und Briefe", S. 185.

bindung mit äußerer Veranlaſſung [1]) ſeine kritiſche Ausgabe der Germania und noch früher der in dieſer Sammlung wiederholte Aufſatz über dieſelbe Schrift; es iſt zwar ſeitdem nicht weniges in gleicher Abſicht über die Germania geſchrieben worden, auch ſtehen die Anſichten Paſſow's keineswegs unbezweifelt feſt, wie ſich z. B. Hoffmeiſter [2]) und Rießling [3]) theilweiſe gegen dieſelbe erklärt haben, dennoch aber wird dieſer Aufſatz immer von wiſſenſchaftlicher Bedeutung bleiben und namentlich das Verdienſt behalten, daß er, meines Wiſſens zuerſt in der neueren Philologie, das älteſte Schriftwerk über unſer Vaterland ſeinem Zwecke nach und von der für Deutſchland wichtigſten Seite betrachtet hat. Die gleichzeitigen Vorleſungen über Demoſthenes „zogen natürlich die allgemeinſte Berückſichtigung auch der übrigen griechiſchen Redner herbei" [4]); als ein Reſultat derſelben iſt der zuerſt in Erſch und Gruber's Encyklopädie erſchienene Aufſatz über Aeſchines zu betrachten, eine noch nicht übertroffene Darſtellung und Würdigung des großen Redners.

Gleichzeitig war Paſſow mit lebhaftem Studium der alten Literaturgeſchichte beſchäftigt, die er ebenfalls und wiederholt zum Gegenſtand ſeiner Vorträge wählte: außer der tabellariſchen Ueberſicht über das Geſammtgebiet dieſer Wiſſenſchaft entſtanden mehrfache Abhandlungen ſpeciellen Inhalts; von ihnen iſt hier wiederholt die über die lateiniſche Anthologie, als welche ihn ſelbſt befriedigte [5]); ferner hat der Herausgeber unter gemeinſamer Ueberſchrift zuſammengefaßt eine Anzahl kürzerer Aufſätze über die griechiſchen Erotiker und Epiſtolographen; die beſondere Neigung des Verfaſſers für dieſe Schriftwerke und die geringe Berückſichtigung, die ihnen, außer von Friedrich Jacobs, in der neuern Zeit zugewendet worden iſt, wird dies Verfahren rechtfertigen [6]).

1) „Leben und Briefe", S. 233.

2) „Weltanſchauung des Tacitus", S. 220 ff.

3) In ſeiner Ausgabe der Germania. S. 7. 11 ff.

4) „Leben und Briefe", S. 218.

5) „Leben und Briefe", S. 213.

6) Außerdem enthält die Encyklopädie von Erſch und Gruber folgende Artikel von Paſſow: Arkadius von Antiochia, Arrianus von Nikomedia, Asklepiades, Bakchylides, Bäſt, Bion, Harpokration.

Daß über dieſen Studien das Intereſſe für deutſche Poeſie nicht erſtorben war, zeigt der Aufſatz über die romantiſche Bearbeitung helleniſcher Sagen aus einer Zeit, wo derartige Arbeiten noch ſelten und am ſeltenſten von Philologen unternommen wurden. Eine noch lebendigere Theilnahme aber erheiſchten damals von jedem rechtlichen, eine öffentliche Stellung einnehmenden Manne die öffentlichen Verhältniſſe in Deutſchland: Paſſow, eifrig bemüht in ſeinem Kreiſe mitzuwirken, daß die großen Opfer der Befreiungsjahre nicht fruchtlos gebracht ſeien, konnte und wollte ſich dem Kampfe entgegengeſetzter Parteien nicht entziehen; manche Sorge, manche Verkennung, manche Verläumdung hat er in dieſer Zeit erfahren; wer wollte es da dem Manne, der ſich des reinſten Strebens bewußt war, verargen, wenn er ſeine Gegner mit zum Theil leidenſchaftlicher Heftigkeit bekämpfte! Verſtöße gegen herkömmliche Formen hat er begangen; in der Sache Uebereilungen oder Fehler zu bereuen hatte er nicht. Der Kampf endete ohne entſchiedenen Sieg für eine der beiden Parteien; langſamer aber ſicherer hat die Zeit entſchieden, die je länger deſto mehr Anerkennung dem Streben zollt, für welches damals Paſſow kämpfte, und ſie ihm immer mehr zollen wird, je mehr geiſtige Freiheit in Deutſchland einheimiſch werden wird. Die Turnſache, um die ſich zunächſt der Kampf entſpann, war nur die äußere Veranlaſſung; im Grunde handelte es ſich um weit allgemeinere und höhere Fragen. Gern hätte ich aus den damals von Paſſow veröffentlichten Streitſchriften ein oder andres in dieſer Sammlung wiederholt, aber mich hielt die Scheu zurück, an längſt entſchlafenes Unheil zu rühren; es konnte jener Streit nicht durchgefochten werden, ohne daß mancherlei Perſönlichkeiten hineingezogen wurden; Lebenden durch die Auffriſchung dieſer Erinnerungen unangenehme Gefühle zu erwecken, oder ſchon Abgeſchiedener Namen zu beunruhigen, wäre beides Unrecht. Auch iſt eine Arbeit vorhanden, welche die Ideen, welchen Paſſow damals wie ſein Leben hindurch anhing, weit reiner und freier von allen zufälligen Beimiſchungen äußerer Umſtände darſtellt, weil ſie auf wiſſenſchaftlichem Wege in die Betrachtung längſt verfloſſener Jahrhunderte eingeht, ſeine Abhandlung „zur Geſchichte der Demagogie in Griechenland.“ Mitten in trüber Zeit entſtanden iſt ſie ein beſonders ſchlagendes Beiſpiel, wie Paſſow nicht mit dem Nächſtliegenden und grade durch ſeine Nähe leicht Verwirrenden ſich begnügte, ſondern ſich überall auf einen überſichtlichen, unparteiiſchen Standpunkt erhob, wie er die Anforderungen der Wiſſenſchaft

und die des Lebens zu vereinigen wußte, ohne für jene an Gründlichkeit, für diese an Wärme zu verlieren.

Von den heftigen Aufregungen dieser Jahre und noch während derselben wandte sich Passow unmittelbar zu den strengsten, anhaltendsten und, nach der gewöhnlichen Ansicht, dürrsten Studien zurück, zu den lexikalischen; er wußte durch den Hinblick auf ein hohes wissenschaftliches Ziel und die geistvolle Art des Arbeitens auch dieser Beschäftigung Annehmlichkeiten und mancherlei Freuden abzugewinnen; zu andern Leistungen blieb ihm neben dieser umfassenden Arbeit und den Verpflichtungen, die ihm sein Lehramt auferlegte, wenig Zeit; die an Zahl und Umfang geringen Aufsätze, die durch Verfolgung einzelner, bei den Hauptarbeiten aufstoßender Fragen entstanden, wurden von dem, in dieser Hinsicht stets vielfach Angegangenen an verschiedene Zeitschriften abgegeben. Einiges davon aus den Jahren 1821 und 1825 erscheint in dieser Sammlung aufs Neue; es soll dazu dienen, theils seine geschmackvolle Behandlung einzelner Stellen, theils seine feine Combinationsgabe zu veranschaulichen, und darf auch durch wissenschaftlichen Werth auf diese Erhaltung Anspruch machen [1]). Etwas umfangreicher sind die Abhandlungen über Tibull aus dem Jahre 1825, eine Frucht der im Winter 1824 bis 1825 über diesen seinen Liebling unter den römischen Dichtern gehaltenen Vorlesungen. Die Recension über die Arbeiten Spohn's, Golbery's und Eichstädt's bildet mit dem Aufsatze über Tibull's Glycera und einem später geschriebenen, lateinischen Programm [2]) ein zusammengehöriges Ganzes, das über Tibull's Leben und Werke beabsichtigte selbständige Werk [3]) freilich nur sehr unvollkommen ersetzend. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser hier wiederholten Abhandlungen verbürgen Dissen's Worte auch da, wo er Passow's Ansichten bekämpft [4]); und wenn Passow hier in der That Unhaltbares aufgestellt hat, wie es Dissen wenigstens in Betreff der Vermuthung über die Person der Glycera sehr wahrscheinlich macht, so lag der Grund davon eben in dem eigenthümlichen

---

1) Wüstemann hat in seiner Ausgabe des Theokrit von den Conjecturen zur sechszehnten Idylle nur die erste erwähnt, durch seine Erklärung der Stelle aber nicht beseitigt.

2) Opuscula academica. XIV.

3) „Leben und Briefe", S. 204.

4) In seiner Ausgabe des Tibull. I. p. XV ff. XXI. XXVII ff. XLVII ff.

Streben des Verfaſſers, ein zuſammenhängendes, vollſtändiges Bild von dem Leben und Charakter des Dichters an die Stelle vereinzelter und abgeriſſener Notizen zu ſetzen [1]).

Um dieſe ſelbe Zeit wurde Paſſow's Thätigkeit beſonders lebhaft für Journalkritik in Anſpruch genommen, indem er regen Antheil nahm an der Gründung der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, welche der ihm befreundete Buchhändler B. G. Teubner beabſichtigte; dieſe Zeitſchrift wurde von ihm mit einer allgemeinen Einleitung eröffnet, welche hier um ſo mehr wiederholt worden iſt, da ſie Paſſow's Anſichten über einen, je länger, je wichtiger gewordenen Literaturzweig ausführlich darlegt und zugleich ein glänzendes Zeugniß für ſein überall auf volle Wahrheit und ſtrenge Gerechtigkeit gerichtetes Streben abgibt. Schwieriger war die Entſcheidung, ob von den in derſelben Zeitſchrift enthaltenen oder den ſonſtigen Recenſionen Paſſow's eine oder die andere in dieſe Sammlung aufgenommen werden ſolle. Paſſow war ein von Manchem wegen ſchonungsloſer Strenge gefürchteter Recenſent; grade die Kritiken aber, in denen er ſich von dieſer Seite zeigt, konnten nicht aufgenommen werden, da ſie, gegen ſchlechte Bücher gerichtet, nur ein rein zeitliches Intereſſe gehabt haben; aber auch, wo das recenſirte Buch dauernden Werth hat, iſt die Wiederholung der Kritik noch nicht gerechtfertigt, ſondern nur da, wo dieſe außer dem referirenden und beurtheilenden Inhalte zugleich poſitive Reſultate eigener Forſchungen enthält; aus dieſem Geſichtspunkte entſchloß ſich der Herausgeber zur Aufnahme der oben erwähnten Tibulliſchen Recenſion, und aus gleichem Grunde hat er aus den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik die beiden Artikel über die neuſten Bearbeitungen der griechiſchen Anthologie entnommen. Bei dem großen Reichthum derſelben an einzelnen Verbeſſerungsvorſchlägen, Auslegungen einzelner Stellen und grammatiſchen Bemerkungen konnte durch keinen andern Aufſatz Paſſow's Thätigkeit als Kritiker und Exeget beſſer repräſentirt werden, eine Richtung, die in dieſer Sammlung ebenfalls nicht fehlen durfte; erwähnt iſt überdies ſchon ſeine beſondere Vorliebe für jene

1) Außer dieſer Tibulliſchen Recenſion lieferte Paſſow zur halliſchen Literaturzeitung Recenſionen von: Tibulli Elegia I. 10. ed. Klindworth; F. W. Schmidt, [illegible] griechiſche Wörter, 1818. Tibullus überſetzt von Strombeck; Seyffarth, Memoria Spohnii; Bentleii notae in Horatium ed. Sachse, 1825. Museus ex edit. Schraderi ed. Schaefer und Coluthus ex edit. Lennepii ed. Schaefer, 1826. Briefe von J. H. Voß, 1830 und 1831.

Epigrammensammlungen, die die Erhaltung seiner einschlagenden Arbeiten wünschenswerth macht; auch darf sich der Herausgeber auf das ausdrückliche Zeugniß von Friedrich Jacobs berufen, der die Recension seines Delectus Epigrammatum zum Wiederabdruck empfahl [1]).

Ich komme jetzt zu einem noch nicht erwähnten Theile von Passow's Thätigkeit, zu seiner Beschäftigung mit den bildenden Künsten, deren Geschichte und der Auslegung einzelner Bildwerke. Schon im Jahre 1806 hatte er die Universität Leipzig nach kaum zweijährigem Aufenthalt verlassen, um bei einem längern Aufenthalt in Dresden seinen angebornen Kunstsinn an dem Studium der dortigen Sammlungen auszubilden, wie es ganz ähnlich früher Goethe gethan hatte [2]); auch bei späteren Besuchen derselben Stadt waren ihre Kunstschätze stets ein Hauptaugenmerk. Auch in den Kreis seiner akademischen Lehrthätigkeit zog Passow sehr bald die Kunst der Alten, indem er zuerst im Sommer 1817 nach Heyne's Auszügen aus dem Werke des älteren Plinius über dieselbe las und diese Vorlesung öfter wiederholte. Erst bedeutend später wandte er diesem Fache auch schriftstellerische Thätigkeit zu, und es ist wohl nicht zufällig, daß seine frühste, hieher gehörige Arbeit, über die Gemählde des ältern Philostrates, einen Uebergang von der Behandlung schriftlicher Denkmäler des Alterthums zu dem, ihm noch weniger vertrauten Felde der Kunstbetrachtung bildet; zunächst für den breslauer Freundeskreis bestimmt, wurde diese Abhandlung erst nach Passow's Tode veröffentlicht. Je länger, desto mehr Arbeit widmete Passow diesem Zweige der Alterthumswissenschaft, wozu das Bestreben, alle Disciplinen derselben zu umfassen [3]), ihn noch mehr bestimmte; so wurde es möglich, daß er

1) Außerdem hat Passow zu den Jahrbüchern geliefert: Ueber die neuesten Bearbeitungen der griechischen Literaturgeschichte, 1826. Recensionen von: Jo. Tzetzae histor. var. Chiliades ed. Kiessling, 1826. F. A. Wolf's consilia scholastica herausgegeben von Köpke, 1829; Grysius' Wörterbuch der griechischen Eigennamen, 1832. Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft herausgegeben von Hoffmann, 1833; Hoffmann's lexicon bibliographicum, 1833. Ich zähle hier auch die von Passow in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik enthaltenen Recensionen auf: von Stephani thesaurus linguae Graecae edit. Paris. I. I. 1831; v. Stackelberg, Trachten und Gebräuche der Neu-Griechen; Wellauer, Lexicon Aeschyleum und Schneider, Lexicon Sophocleum; A. G. Lange's vermischte Schriften, 1832.

2) „Leben und Briefe". S. 71. — Goethe, „Dichtung und Wahrheit". Theil II, Buch 8.

3) „Leben und Briefe". S. 314.

in der zweiten Auflage seiner Tabellen über die alte Literaturgeschichte auch die Kunstgeschichte mit befaßte; so entstanden noch einige Aufsätze, die sich mit der Auslegung einzelner Kunstwerke beschäftigen: zunächst der über Herakles den Dreifußräuber; er zeichnet sich einerseits durch möglichst vollständige Zusammenstellung des Stoffes mit durchgehender Berücksichtigung der schriftlichen Zeugnisse aus dem Alterthum aus, andrerseits gibt er von einem, auf verschiedenen Denkmälern wiederkehrenden und für deren Auslegung entscheidenden Gegenstande eine neue Deutung, deren Richtigkeit der competenteste Beurtheiler, Ottfried Müller, durch seine Wiederholung anerkannt hat [1]). Eine Veranlassung mehr zu fortgesetzter Beschäftigung mit Kunstgeschichte und Archäologie wurde für Passow die Direction des akademischen Museum für Alterthum und Kunst, welche er im Jahre 1829 freiwillig übernahm. Je weniger bedeutend diese Sammlung an sich für alte Kunst war, da sie von Originalen so gut als nichts, von Gypsabgüssen nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl befaß [2]), desto nutzbarer suchte Passow das Vorhandene für sich und seine Schüler zu machen. Er las jetzt regelmäßig im Locale jenes Museum über alte Kunst und wandte selbst den schwierigsten Theilen derselben, wie der Münzkunde, sein Studium zu. Dieselbe Neigung, die er für die kleinen Spätlinge der griechischen Poesie, für die Epigramme, befaß, trug er nun auch auf die entsprechenden Werke der bildenden Kunst, auf die geschnittenen Steine, über; eins der ausgezeichnetsten Ueberbleibsel dieser Kunstgattung, wovon das breslauer Museum einen trefflichen Abdruck besitzt, die Gemma Augustea des wiener Kabinets war es, welche der Gegenstand einer seiner letzten Arbeiten wurde.

Es gehört in diese späteren Jahre von Passow's Leben noch eine Leistung für höhere Kritik, die Vertheidigung der Ciceronischen Rede für den M. Marcellus. Passow hatte im Winter 1827 bis 1828 über diese Rede gelesen, wohl hauptsächlich deshalb, weil es wenig passendere Beispiele zur Einführung in die höhere Kritik gibt. Wie immer

1) Müller und Oesterley, „Denkmäler der alten Kunst", Band I, Heft 1; Text zu Tafel XIII, Nr. 17.

2) Das von Passow verfaßte „Verzeichniß der antiken und modernen Bildwerke in Gyps auf dem akademischen Museum für Alterthum und Kunst in Breslau, 1832" zählt im Ganzen 157 Numern, worunter 88 Gypsabgüsse nach Antiken.

wurde ihm diese Vorlesung Veranlassung zur gründlichsten Durchdringung einer Streitfrage, die ihn, theils der Sache, theils aber auch des Mannes wegen, der sie zuerst angeregt, schon wiederholt beschäftigt hatte; in dem hier vorliegenden Aufsatze faßte er wiederum die allgemein interessante Seite der Sache auf, und so entstand eine ausschließlich auf geschichtlichen Thatsachen und Combinationen ruhende Vertheidigung der Aechtheit jener Rede, die neben ihrem allgemeinen Interesse das größere wissenschaftliche Verdienst hat, die verschiedenen Gesichtspunkte, aus denen der Streitpunkt zu betrachten ist, scharf geschieden und einen derselben bis ins Einzelnste verfolgt zu haben.

Theils das strenge Gerechtigkeitsgefühl Passow's, welches jedem Verdienste die gebührende Anerkennung zu verschaffen suchte, theils die umfassende und hohe Stellung, die er zu seiner Wissenschaft einzunehmen sich bemühte, mußten ihn unausbleiblich dahin führen, auch der Geschichte der Alterthumswissenschaft seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; er sah in jedem der Männer, die zur Vervollkommnung derselben beigetragen, einen Genossen seines Strebens, einen entfernten Freund, an dessen Schicksalen er einen wirklich gemüthlichen Antheil nahm; auch hiervon hat er zwei Denkmale hinterlassen in der Bearbeitung von Hieronymus Wolf's Jugendleben und in der selbständigen Darstellung des Mannes, welcher ihm für sein Hauptwerk ein Vorbild und zugleich durch seine eigenthümlichen Lebensschicksale besonders anziehend war, in der Lebensbeschreibung des Heinrich Stephanus. Passow's letzte Arbeit aber war die, von wärmster und wahrster Freundschaft eingegebene Schilderung seines, wenige Wochen vor ihm selbst unerwartet aus diesem Leben abgerufenen, trefflichen Freundes Daniel von Cölln. So hat Passow, dem ein edler, wahrer und reiner Mensch stets unendlich mehr galt als der größte Ruhm der Gelehrsamkeit, dessen Herz warm für die Wissenschaft, wärmer aber für das Ziel aller Wissenschaft, für Heranbildung zu wahrer, unvergänglicher Menschenwürde schlug, seine schriftstellerische Thätigkeit auch mit einer Arbeit beschlossen, die nicht eine Frucht seiner reichen Kenntnisse, sondern ein Ausfluß seines für jedes edle Gefühl begeisterten Gemüthes ist.

Diese Uebersicht von Passow's literarischer Thätigkeit wird, wie ich hoffe, meine Auswahl und Anordnung dieser Sammlung erklären und rechtfertigen. Weniges habe ich nur noch über die Redaction derselben hinzuzufügen.

Das Einfachste war, die ausgewählten Abhandlungen ohne Aen-

derungen und ohne Zuſatz abdrucken zu laſſen. Grade im Gegentheile riethen mir befreundete und gewichtige Stimmen, in die einzelnen Abhandlungen „möglichſt vollſtändig nach- und hineinzuarbeiten", was ſeit ihrem erſten Erſcheinen an Nachträgen und Berichtigungen bekannt geworden; es hätte aber ein ſolches Verfahren ſich nicht auf bloßes Referiren beſchränken dürfen, ſondern eine durchaus neue Geſtaltung an die Stelle deſſen, was Paſſow gearbeitet hatte, geſetzt. Ein Mittelweg war drittens, dieſe Nachträge und Berichtigungen in Zuſätzen und Nachweiſungen möglichſt kurz hinzuzufügen. Von dieſen drei Verfahrungsweiſen habe ich die letzte ſofort verworfen: es bedarf hier nicht der Nennung von Namen, damit ſich Sachkundige erinnern, welche armſelige Rolle dergleichen eingeſtreute und angeflickte Nachträge in mehr als einer, an ſich ſehr werthvollen Sammlung ſpielen; dieſe nachzuahmen wäre aber nirgends weniger am Orte geweſen als bei den, grade durch ihre Abrundung und Ganzheit ausgezeichneten Arbeiten Paſſow's. Aber auch das zweite Verfahren, ſoviel Anlockendes es auf den erſten Anblick hatte, mußte aufgegeben werden: wer möchte es unternehmen, ſich an die Umgeſtaltung einer ganzen Reihe verſchiedenartiger Aufſätze zu wagen, die dem eigenthümlichen Bildungs- und Studiengange einer bedeutenden Perſönlichkeit durch einen Zeitraum von zwanzig Jahren ihre Entſtehung verdanken, ohne ganz denſelben Entwickelungsgang in derſelben Weiſe und Ausdehnung durchlebt zu haben! Aber auch abgeſehen von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit eines ſolchen Unternehmens wäre durch dieſelbe der Zweck, den ich bei Veranſtaltung dieſer Sammlung im Auge hatte, ganz vereitelt worden: es wäre auf dieſem Wege nicht eine Sammlung von Paſſow's vermiſchten Schriften, ſondern eine Fortſetzung derſelben entſtanden; mein Zweck war aber nicht *Neues* für die Wiſſenſchaft zu leiſten, ſondern *Vorhandenes* zu vereinigen, zu erhalten, und dadurch das Andenken eines edlen Kämpfers für die Wiſſenſchaft zu ſichern und zu ehren; ihm ein Denkmal zu errichten, aus welchem erſichtlich ſein ſoll, welche Stelle er in der Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft einnimmt. So konnte ich alſo nur bei dem Erſten und Nächſten ſtehen bleiben: ich mußte Alles, was von Paſſow's Arbeiten überhaupt wiederholt werden ſollte, unverändert wiederholen, wie es der Verfaſſer geſchrieben. Wer dieſe Sammlung zu wiſſenſchaftlichen Zwecken benutzen will, wird das, was eine ſpätere Zeit für dieſelben Gegenſtände geleiſtet hat, kennen oder leicht zu finden wiſſen; über Entſte-

bung der einzelnen Aufsätze aber und die Beziehung, in der sie zu Passow's Charakter und Gesammtthätigkeit stehen, wird, wie ich hoffe, diese Vorrede genügenden Aufschluß geben; in derselben Absicht sind einzelnen Aufsätzen Verweisungen auf Passow's „Leben und Briefe" beigefügt; außerdem habe ich nur wenige zum Verständniß nöthige oder doch nicht so ganz nahe liegende Anmerkungen hinzugethan, Druckfehler berichtigt, Citate auf neuere Auflagen oder die jetzt gangbaren Ausgaben gestellt; alles von mir Herrührende ist durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Sonst also finden sich in dieser Sammlung durchaus nur die unveränderten Arbeiten ihres Verfassers, und habe ich diese treue Wiederholung der Originale bis auf Beibehaltung aller Aeußerlichkeiten, Orthographie u. dergl. ausgedehnt, woraus sich, bei dem Zustande unsrer deutschen Rechtschreibung, die Ungleichheit derselben in den verschiedenen Aufsätzen erklären wird. Nur der Schluß einiger Abhandlungen ist weggelassen und dies an den einzelnen Stellen jedesmal bemerkt worden.

Schließlich sage ich noch den herzlichsten Dank allen Freunden in der Nähe und Ferne, die mir durch Rath und That die Vollendung meiner Arbeit möglich gemacht haben.

So übergebe ich denn diese Sammlung der Oeffentlichkeit mit dem Wunsche und mit der Hoffnung, daß in einer Zeit, wo sich so manches unklare und unlautere Streben mit viel Lärm und Anmaßung vernehmen läßt, wo ein glänzende Oberflächlichkeit Vieler Augen blendet, doch auch deren Zahl nicht gering sein werde, die dem Andenken und dem geistigen Erbe eines früh geschiedenen, edlen deutschen Mannes, eines standhaften Verfechters wahrer und gründlicher Wissenschaftlichkeit Liebe und Theilnahme zuwenden werden.

Mein'ngen, im December 1842.

W. A. Passow.

Inhalt.

Seite.

Die griechiſche Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutſcher Jugend. 1812. 1

(Archiv deutſcher Nationalbildung. Herausgegeben von R. W. Jachmann und Fr. Paſſow. Erſter Jahrgang, 1812. Heft 1, S. 99–140.)

Der griechiſchen Sprache pädagogiſcher Vorrang vor der lateiniſchen, von der Schattenſeite betrachtet. 1812. 20

(Daſelbſt, Heft 3, S. 324—367.)

Ueber Tacitus' Germania. 1816. 40

(Philomathie von Freunden der Wiſſenſchaft und Kunſt. Herausgegeben von Dr. L. Wachler, Bd. 1, S. 19—61.)

Aeſchines. 1817. 64

(Erſch und Gruber, Encyklopädie, Sect. 1, Bd. 2, S. 73—78.)

Lateiniſche Anthologie. 1817. 75

(Daſelbſt, Bd. 4, S. 262–268.)

[Zur Geſchichte der griechiſchen Exegetiker und Epiſtolographen.] 1817. 86

Antiphanes von Berga. (Daſelbſt, Bd. 4, S. 324.)
Antonius Diogenes. (Daſelbſt, Bd. 4, S. 356—357.)
Achilles Tatius. (Daſelbſt, Bd. 4, S. 304—306.)
Alciphron. (Daſelbſt, Bd. 3, S. 115—116.)
Ariſtänetos. (Daſelbſt, Bd. 5, S. 256—257.)

Ueber die romantiſche Bearbeitung helleniſcher Sagen. 1817. 97

(Philomathie, Bd. II, S. 103—130.)

Zur Geſchichte der Demagogie in Griechenland. 1819 111

(Daſelbſt, Bd. III, S. 287—308.)

Seite

Zu Theokrit's Chariten. 1821. 133

(Seebode, kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen. 1821, Heft 1, S. 86—90.)

Ueber das Zeitalter des Physiognomikers Polemon. 1825. 137

(Seebode, Archiv für Philologie und Pädagogik. 1825, Heft 1, S. 7—9.)

Heliodorus II, 26. 1825. 140

(Daselbst, S. 182.)

Der Dichter Fabullus. 1825. 141

(Daselbst, S. 180—182.)

Recension von Spohn de Tibulli vita et carminibus, de Golbery de Tibulli vita et carminibus, Eichstaedt de Lygdami carminibus commentatio I, II, III. 1825. 143

(Hallische Allgemeine Literaturzeitung. 1825, Nr. 131—134.)

Ueber Tibull's Glycera. 1825. 167

(Seebode, Archiv. 1825, Heft 2, S. 189—199.)

Allgemeine Einleitung zu den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. 1826. 176

(Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 1826, Bd. 1, Heft 1, S. 1—21.)

Ueber die neuesten Bearbeitungen der griechischen Anthologie. 1827. 1828. 194

Erster Artikel. (Daselbst, 1827, Bd. 1, Heft 2, S. 58—74.)
Zweiter Artikel. (Daselbst, 1828, Bd. 1, Heft 1, S. 39—57.)

Ueber die Gemählde des ältern Philostratos. 1827. 223

(Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. 1836, Nr. 71—73.)

Herakles der Dreifußräuber auf Denkmalen alter Kunst und über die vorgebliche Cortina auf diesen Denkmalen. 1828. 237

(Archäologie und Kunst. Herausgegeben von C. A. Böttiger. Bd. 1, Stück 1, S. 125—164.)

Ueber Cicero's Rede für den M. Marcellus. 1829. 258

(Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. 1835, Nr. 14—16.)

Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des sechszehnten Jahrhunderts.

1. Hieronymus Wolf's Jugendleben. 1823. 277

(Fr. v. Raumer's historisches Taschenbuch. Erster Jahrgang, S. 329—389.)

2. Heinrich Stephanus. 1830. 296

(Daselbst, zweiter Jahrgang, S. 547—604.)

Seite.

Ueber die ſogenannte Apotheoſe des Auguſtus in der Antikenſammlung zu Wien. 1832. 319

(Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft. 1834, Nr. 1–2.)

Daniel von Cölln. 1833, d. 26. Februar. 334

(Zuerſt: Schleſiſche Provinzialblätter, 1833, Bd. 97, S. 227–236. Dann, durchgeſehen, berichtigt und vermehrt: Halliſche Allgemeine Literaturzeitung, 1833, Intelligenz-Blatt, Nr. 27.)

Gedichte.

Italieniſche Sprache. 1804. 341

Neujahrsnacht. 1804. 341

An den Bach. 1805. 342

Umhüllung. 1805. 343

(Musen an Helikon. Herausgegeben von Fr. Ziegler. Helmſtedt, 1806, S. 9.)

Winter. 1805. 344

(Daſelbſt, S. 12.)

Frühling. 1805. 344

(Daſelbſt, S. 13.)

Blumenleben. 1805. 345

(Daſelbſt, S. 14.)

Menſchenleben. 1805. 345

(Daſelbſt, S. 15.)

Unſer Leben. 1805. 346

(Daſelbſt, S. 16.)

Kommen. 1805. 346

(Daſelbſt, S. 17.)

Scheiden. 1805. 347

(Daſelbſt, S. 18.)

Einſamkeit. 1805. 347

(Daſelbſt, S. 20.)

Das Schwanenlied. 1805. 348

Daſelbſt, S. 21.)

Traum. 1805. 348

(Daſelbſt, S. 23.)

Das Unendliche. 1805. 349

Seite.

Die Freunde. 1805. 349

F. S.
G. F. O.

An J. C. Imm 15. Januar 1810. 349

Mannheim. Im Auguſt 1814. 351

Die Alpenroſe. Im September 1814. 351

Der Rheinfall. Am 20. September 1814. 352

Prag. Am 20. September 1815. 352

Auf den Tod ſeines Sohnes Wolf. Im April 1827. 354

Die griechiſche Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutſcher Jugend *).

Die ſchroffen Gegenſatze, in die das wiſſenſchaftliche Streben unſerer Zeit ſich gern verliert, obwohl es dadurch nur den Mangel eines feſten inneren Grundſatzes kund giebt, haben ſelbſt die mehr zum Praktiſchen hinneigenden Gebiete keineswegs verſchont, und namentlich in dem von unſern Vorfahren, wenn auch zuweilen bewußtlos, ſo doch durchaus gründlich, ernſt und volksthümlich begonnenen Unterrichtsweſen das gleichmäßige Fortſchreiten und Reifen der Anſichten vielfach zurückgedrängt. Doch dürfen wir der feindlichen Einſeitigkeit ſolcher Bemühungen nicht alles Verdienſt abſprechen, ſelbſt wenn es nur zufälliges wäre: das Gegeneinanderſtreben der Theile hat manches eingealterte Vorurtheil ſchonungslos vernichtet, auf manche noch zu wenig befeſtigte Seite aufmerkſam gemacht, das in jeder Geſtalt und bei jedem menſchlichen Mißbrauch unwandelbar und wahr Beharrende aus aller Anfechtung nur ſieghafter und kräftiger hervorgehn laſſen, nebenbei auch die Unſtatthaftigkeit ſolcher Antitheſen gezeigt. Zwar über diejenigen Gegenſtände des Unterrichts, die eine einzige Anlage des menſchlichen Geiſtes ausſchließlich in Anſpruch zu nehmen ſchienen, wie die Lehre von Gott das Gemüth, die Größen- und Formenlehre den Verſtand, erhob ſich entweder gar kein Streit, oder er war doch bald wieder zum Schweigen gebracht, mehr jedoch durch Mitwirkung eines ehrwürdigen Herkommens oder der herrſchenden Meinung, als aus innerer Begründung. Ebenſo erging es manchen Inbegriffen poſitiver Kenntniſſe, aus denen eine gewiſſe Brauchbarkeit für das Leben hervorleuchtete, denen überdieß, wie man ihr Weſen gar oberflächlich auffaßte, eine Art unſchuldiger Harmloſigkeit und bequemer Fügſamkeit einen Eingang verſchaffte, den ſie in dieſer Ungeſtalt gewiß nicht verdienten. Wie ein Apfel des Haders und der Zwietracht dagegen war zwiſchen dieſe vereinzelten Beziehungen geworfen, was ſie alle zu freundlicher Eintracht hätte verbinden ſollen, die Sprache. Daß hierbei etwas Höheres obwalte, als ein thieriſcher Organismus zur Hervorbringung gewiſſer Laute, ward früh geahndet, und in alten Sagen dunkel ausgedrückt. Die Geſchichte zeigte, daß jedes von außen her zu bedeutender Bildung gelangte Volk neben ſeiner angeſtammten Sprache auch die ſeiner Bildner und Meiſter übte, und damit auch dann noch fortfuhr, wenn alles Erlernbare längſt abgelernt war. So führte denn auch der große Stifter unſerer Nation die Römerſprache in alle

*) [Vergl. Franz Paſſow's „Leben und Briefe", S. 165, 169.]

die Anstalten ein, die den Blick des noch in ursprünglicher Kindheit befangenen Deutschen öffnen, erhellen, erweitern und erheben sollten, nicht ausschließend zwar das heilige Organ, das dem Abendland die ersten Lehren der Menschlichkeit predigte, die Hellenensprache; jedoch ihr geringere Rechte anweisend, weil er selbst ihre wohlthätigen Einflüsse minder erprobt hatte, und Griechenland überdieß, sowie es zu jedem feigen Frevel hinabgesunken war, zu keiner nähern Verbindung mit seinem kräftigen Volk einladen konnte *). Mit deutscher Treue und Dankbarkeit wurde, Jahrhunderte hindurch, immer mehr verbreitet und vervielfacht, was der große Carl, weise und menschlich angeordnet hatte; man erkannte, was die beiden Sprachen gefördert hatten, was die Deutschen ihnen schuldig geworden waren, ohne sich zu befragen, ob die seitdem verflossenen Zeiten, ob die große Umgestaltung der Dinge und die neuen Verhältnisse der Völker nicht auch in der Bildung des jungen Geschlechts ganz andere Rücksichten geboten; hatte das Verfahren der Schulen auch dadurch etwas instinktmäßig Bewußtloses angenommen, so wirkte doch die ungetrübte innere Ueberzeugung von dem Werth des als herkömmlich Betrachteten ganz so wohlthätig, wie jede innige und reine Ueberzeugung kindlicher Gemüther wirken muß, und die zum Grunde liegende Gesinnung war schön, denn sie war deutsch. Inzwischen hatte die mit jedem Jahrhundert sich bereichernde Erfahrung, das Heranreifen und Mannwerden des Menschengeschlechts die nothwendige Folge, daß die bisher vorwaltend gewesene, allgemeine Subjectivität des Daseyns allmälig überging zum helleren Bewußtseyn, und eine Krisis hervorbrachte, deren gewaltige Gährung sich in der ersten Angelegenheit des Menschen, seinem Glauben, auch zuerst und am nachdrücklichsten aussprach: andere nicht minder gewaltsame für die Gegenwart gleich verderbliche Reformen anderer Menschenverhältnisse blieben den nächstfolgenden Jahrhunderten aufgespart, und die Begebenheiten der letzten Decennien strebten, wie es scheint, den Kreis der Möglichkeiten zu vollenden. Kein Wunder also, wenn die Uneinigkeit der Zeit sich auch den friedsamsten Regionen des Lebens mittheilte; wenn der erwachte Geist der Skepsis, der vor dem Heiligen und Unaussprechlichen nicht gezagt hatte, nun auch in allen irdischen Dingen sein Recht geltend machte. Da

*) Ueber Carl des Großen Verdienste um die Verbreitung der lateinischen und griechischen Sprache durch die Klosterschulen verweisen wir auf A. H. L. Heeren's „Gesch. des Studiums der class. Liter.", Gött. 1797, Th. I, S. 122 fg., [Ausg. von 1822], ein Werk, dessen Vollendung eine bedeutende Lücke in unsrer Literatur aufs trefflichste ausfüllen würde. Wäre das Capitular bei Baluzii, Th. I, S. 419, als echt anerkannt, so hätte Carl die Schule zu Osnabrück schon ausdrücklich für die „graecas et latinas scholas" errichtet. So viel aber ist nach der „Vita Brunonis" in Leibnitz' „Script. Brunsvic.", T. I, p. 271, ausgemacht, daß dieser Bruno Otto des Großen Bruder und nachmals Erzbischof von Köln, in Utrecht neben der lateinischen auch die griechische Literatur mit großem Beifall gelehrt hat, welches zu gleicher Zeit auch in der Stiftschule zu St. Gallen und in lothringischen Klöstern geschah. S. Heeren, a. a. O., S. 197.

Das sittliche Verhältniß der tiefgesunkenen byzantinischen Griechen zu Carls erwachenden Deutschen konnte nicht historisch wahrer und vielseitiger dargestellt werden, als in des trefflichen Friedr. von Fouqué „Gainhard und Emma", Nürnb. 1811, geschehen ist, einem dramatischen Kunstwerk, dessen wie aller übrigen Werke, die dieses Dichters eigner Name ziert, wir uns gedrungen fühlen, gleich bei dieser ersten Gelegenheit in unserm Archiv mit Dank, Neigung und Verwunderung als gediegenster und schönster Darstellung deutschen Sinnes zu gedenken.

ſeine Natur es mit ſich bringt, nur das gelten zu laſſen, was als gültig durch Vernunftgründe dargeſtellt iſt, ſo hieße es der ewigen Weltordnung zürnen, wenn wir den Einzelnen zürnen wollten, die verwegen eingriffen in das Beſtehende, und es zu zerſtören trachteten, ohne daß ſie allemal hatten, was ſie an die Stelle des Zertrümmerten ſetzen konnten. So war es denn nicht nur hiſtoriſch nothwendig, daß das geſammte Erziehungs- und Unterrichtsweſen, dem ein zur Reflexion überwiegend hinneigendes Zeitalter natürlich die bedeutendſte Aufmerkſamkeit zuwandte, ein Hauptgegenſtand der ſtrengſten Prüfung wurde, ſondern die mancherlei Verwirrungen der erſten Anfänge werden auch bald durch ihre erſprießlichen Folgen reichlich überwogen ſeyn. Objektives Bewußtſeyn der Zwecke, durch welches allein die wohlthätige Mittheilung möglich wird, und daher wiſſenſchaftlich conſequente Behandlung in der Anwendung, traten an die Stelle des frühern inſtinktartigen Betriebs und einzelner unverbundener, jedes Mittelpunkts ermangelnder, darum ungenügender und unſicherer Erfahrungsſätze, die durchaus zuſammenbrechen mußten, ſobald die Strenge der Prüfung ſich an ihnen verſuchte. So erging es denn auch den alten Sprachen, die ſich zu lange in dem beneidenswerthen Beſitz unbedingter Anerkennung und Bewunderung behauptet hatten, um nicht endlich einmal die Nemeſis gegen ſich zu erregen; und kein äußerer Schutz kam ihnen dabei zu Statten. In keine Verhältniſſe der Kirche oder des Staats unmittelbar eingreifend, ohne ſogleich einleuchtenden praktiſchen Nutzen, Ueberbleibſel, wie es ſchien, einer längſt durch beſſere Sitten ausgedrängten Zeit, Manchem vielleicht auch durch wenig angemeſſene Ueberlieferung verleidet, bedurften ſie allerdings der ganzen innern Kraft ihrer guten Sache, um nicht den leidenſchaftlichen Anfällen ihrer Gegner zu erliegen. Denn es kann nicht wohl geleugnet werden, daß ſie den Vertheidigungen ihrer Freunde wenig genug verdanken; ſo ſonderbar waren die Wege, auf denen dieſe den Widerſachern am geſchickteſten zu begegnen glaubten. Alle hiſtoriſchen Schutzgründe, hergenommen von den frühern unverkennbaren Einflüſſen beider Sprachen auf die Menſchlichmachung ganzer Nationen, waren nichtig; man fühlte wohl, daß man in manchen Dingen den Hellenen wie den Römern, wenn auch nur durch deren Hülfe, vorgeſchritten war, und die Mittel, die einſt dazu beigetragen hatten, waren nur noch von hiſtoriſchem Intereſſe, ohne weitere Anwendbarkeit; überhaupt kam es hier zu ſehr auf das größere oder geringere Selbſtgefühl der Individuen, ja ganzer Völker an, wie z. B. der ſehr verſchiedene Grad der Verehrung des Alterthums in England und Frankreich ausweiſet. Noch weniger konnte der oft erneuete Streit über den Vorzug der ältern und neuern Schriftſteller zu einem ruhigen Ziel führen: wenigſtens bei dem bisherigen Schwanken unſerer Geſchmackslehren und Kunſttheorien war es unmöglich, hierüber etwas Allgemeingültiges feſtzuſetzen; aber ſelbſt die Hinwegräumung dieſer Hinderniſſe hätte zu keinem Reſultat geführt, weil dieſer Streit an und für ſich mißverſtanden war. Geſetzt auch, die Gegner hätten den Werken helleniſcher und römiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft den Vorzug zugeſtanden, ſo waren dieſe dadurch um nichts gefördert, ſondern den Studierſtuben der Gelehrten nur ſo mehr geeignet, da ſolche Frucht nur dem reifſten Alter, der ungeſtörteſten Beſchaulichkeit genießbar ſein konnte, während die Jugend in troſtloſen Vorbereitungen zu einem unwahrſcheinlich zu erreichenden Ziel ihre regſten und bildſamſten Jahre verbracht hätte: oder, um es kürzer zu ſagen, man

vermeynte höchſt unſtatthaft das Erlernen der alten Sprachen, welches einem Jeden möglich iſt, mit der vollendeten Meiſterſchaft in den Alterthumsſtudien, die man freilich nur wenigen, hochbegabten Männern zugetheilt ſah; man ſonderte nicht das Reinmenſchliche von dem Strengwiſſenſchaftlichen in der Anſicht, man verkannte endlich das Verhältniß der Schule zur Welt, zum Staat und zur Wiſſenſchaft. Was man übrigens zum Lob der alten Sprachen beibrachte, die treffliche Verſtandesübung durch ihr Erlernen, ihre Brauchbarkeit, zu Nothwendigkeit für jeden nachmaligen Weltzweck, war theils zu wenig ausgeführt und begründet, theils auch zu platt und zu gewaltſam herangezogen, um beſonderer Erwähnung zu bedürfen. Daß demungeachtet beide Sprachen ſich in gleicher Verbreitung erhielten, daß, wenigſtens in Deutſchland, ihre Verehrung von Jahr zu Jahre wuchs, und ſich vielfach in unſterblichen Werken unſerer größten Meiſter ausſprach, legt ein ſo kräftiges und anſpruchloſes Zeugniß für ihre hohe Vortrefflichkeit ab, daß ihnen eigentlich keine beſſere Aegide zu Theil werden konnte *); ſelbſt wenn Wolf's Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft den in ſich vollendeten, wiſſenſchaftlichen Charakter derſelben nicht zu unvergänglicher Dauer begründet hätte.

Durch alle dieſe großen und bedeutenden Erſcheinungen iſt aber das Verhältniß der alten Sprache zur Bildung deutſcher Jugend ſo wenig entſchieden, daß die Anſichten, des Lehrſtandes ſelbſt, von dem, was durch dieſe Studien erreicht werden ſoll und kann, nicht minder von der größern oder geringern Extenſion, und beſonders auch von der methodiſchen Behandlung derſelben vielleicht zu keiner Zeit getrennter und entgegengeſetzter geweſen ſind, als jetzt: ein ſicheres Zeichen jedoch von den vielſeitigen Rückſichten, die dieſem Studium dargebracht werden, da die frühern einhelligern ſchwerlich von aller Einſeitigkeit freizuſprechen ſind. Die Wiſſenſchaft ſelbſt erreichen zwar dieſe verſchiedenartigen Tendenzen nicht, doch wird die ſubjektive, praktiſche Anwendung dadurch an allen Seiten gehemmt, die erwünſchte Uebereinſtimmung in Zweck und Methode, aus der allein ſicheres Gedeihen hervorgehen wird, fern und ferner gehalten, ja vielleicht mancher thätige und verdiente Arbeiter geirrt, und, zum unermeßlichen Nachtheil Vieler, auf einladende Abwege gelockt. Dieſe und ähnliche Wahrnehmungen, die der Kundige ſich leicht herbeirufen wird, veranlaßten die folgenden Betrachtungen: aber nicht ſowohl, um die tiefliegende Frage vom eigentlichen Zweck und Nutzen der Erlernung fremder und ferner Sprachen, und von dem Kriterion ihres gegenſeitigen Rangs in der Bildung unſeres Volkes ein für alle Mal zu beantworten, ſind ſie niedergeſchrieben; als vielmehr, um Ideen und Grundſätze, die bisher mit gutem Erfolg praktiſch gemacht worden, zu eigner oder anderer Belehrung, Widerlegung oder Nachfolge darzulegen. Denn nur durch dergleichen Veranlaſſungen zu mehrſeitigerem Gedankenwechſel halten wir es

*) Die Kunſtwerke, in denen deutſche Tiefe und Gemüthlichkeit ſich mit helleniſcher Vollendung vereinigt hat, dürfen wir hoffentlich den Unſrigen nicht erſt nennen. Doch mag es nicht überflüſſig ſeyn, beſonders den jüngern Freund, auf zweier Männer Werke zu verweiſen, die gekräftigt ſind durch die Vorbilder des Alterthums, und die ihren Meiſtern vielfach den würdigſten Dank darzubringen lieben, auf Johannes von Müller's „Briefe an Bonſtetten", die jedes deutſchen Jünglings Handbuch ſeyn ſollten, und auf die neuerſchienenen an ſeinen Bruder; dann auf des mannhaften Ernſt Moritz Arndt „Briefe an Freunde". Altona 1819

möglich, zur Erreichung des würdigen Ziels zu gelangen, dem unſere Blätter nachſtreben *).

Um dem verwirrenden Schwanken der Meinungen durch die vollkommenſte Begründung unſerer Anſichten jede mögliche Grenze zu ziehn, ſey gleich im Eingang erinnert, daß wir, wenn wir von der Bildung unſerer Jugend durch das Sprachenlernen reden, keine andere Bildung als die nur durch das Medium des Nationalen bedingte zum Menſchen verſtehen, ohne uns durch die mißverſtandenen Anforderungen einzelner Stände, oder durch die ſie begünſtigenden Berufsanſtalten für ſpecielle Weltzwecke irren zu laſſen; da demnach die in unſern Blättern ſchon genügend entwickelte Idee der Nationalſchule**) von dieſer Seite zum Grunde liegt, können wir uns ſogleich zu der Unterſuchung wenden, ob und zu welchem Zweck die Jugend überall in fremde Sprachen eingeführt werden ſoll, weil ſich nur hieraus wird beſtimmen laſſen, welche Sprachen dem bezeichneten, reinmenſchlichen Bildungszweck vorzugsweiſe zuſagen, welchen Rang zu einander ihnen dieſer Geſichtspunkt anweiſet, und wie ſie überhaupt auf Schulen zu behandeln ſind.

Daß die Stufe innerer Ausbildung, zu der ſich das einzelne Idiom erhoben hat, das ſicherſte und umfaſſendſte Zeugniß von dem geſammten Culturzuſtande einer Nation ablege, iſt längſt anerkannt, wie hervorgehend aus dem eigenſten Weſen aller Sprachen, als ſinnlichem Ausdruck des innern Lebens, und beſtätigt durch die Geſchichte der Völker; dieſelbe Erſcheinung wiederholt ſich, wenn auch minder bemerkbar, in jedem Individuum; der Grad ſeiner Geiſtesreife, die erlangte oder verfehlte Harmonie in der Entwickelung der verſchiedenen Geiſtesvermögen, die beſondere Richtung ſeiner Anſichten, die ihm eigenthümliche Art aufzufaſſen und wahrzunehmen, dieſes Alles erkennt der geübte Beobachter gar leicht in den mündlichen oder ſchriftlichen Aeußerungen des Sprachvermögens wieder, weßhalb denn auch der Vorwurf, ſeiner Muttersprache ſogar unkundig zu ſeyn, von Alters her zu den ehrenrührigſten gezählt iſt, ſowie man ſich nicht minder berechtigt gehalten hat, beſonders jedes Schriftwerk, ohne Rückſicht auf ſeinen Gehalt, als den gültigſten Prüfſtein für die geiſtige Anlage und Ausbildung ſeines Verfaſſers anzunehmen, weil der mündlichen Mittheilung allerdings Zufälligkeiten und äußere Hinderungen bis zu einem bedeutenden Grad Eintrag thun, und die Billigkeit des Urtheils trüben könnten. Darum iſt auch noch nicht daran gezweifelt, daß Sicherheit

*) „Ueberhaupt wäre zu wünſchen, daß die Deutſchen, die ſo vieles Gute leiſten indem ſie ſich das Gute fremder Nationen aneignen, ſich nach und nach gewöhnten, „in Geſellſchaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer dieſem Wunſche gerade entgegengeſetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in ſeinen Anſichten, ſondern „auch im Ganzen ſeines Lebens und Thuns, von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht ſeyn, doch daß er es ſey, ſich überreden: — anſtatt daß es für den „Einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinſamer „Arbeit gerufen würden." Göthe „Zur Farbenlehre", I, 728 [Werke, Bd 37, S. 236, Ausg. von 1840]. Möchte des größten Deutſchen Urtheil über ſein Volk unſerm Archiv, das aus der empfohlenen Geſinnung begonnen werden, nicht von böſer Vorbedeutung ſeyn!

**) [M. W. Jachmann, „Die Nationalſchule". „Archiv deutſcher Nationalbildung", Heft 1, S. 61—78.]

und Fertigkeit in der Mutterſprache ein Hauptgeſichtspunkt bei jedem Unterricht ſein und bleiben müſſe: aber gerade aus dieſem lebhaft gefühlten Bedürfniß konnten Bedenklichkeiten gegen das jugendliche Erlernen fremder Sprachen entſtehen, die allerdings ein Bedeutendes von Zeit an ſich nehmen, und überdieß gar wohl zur Verwirrung der heimiſchen Rede geeignet ſcheinen dürften. Ließe ſich der letztere Nachtheil durch einen entſchiedenen Gewinn entkräften oder gar aufheben, ſo würde man ſich mit dem andern Einwand ſchon leichter abfinden. Nun iſt es nicht zu leugnen, daß zumal unausgebildete Sprachen durch den täglichen Gebrauch, ohne alle Unterweiſung, am ſchnellſten bis zur wirklichen Anwendung im Leben gebracht werden können: ſie bleiben aber dann ein Bewußtloſes, und ſind weſentlich von den Naturlauten der Thierwelt nicht verſchieden; ſie beurkunden nur noch eine eigenthümliche Aneignungsfähigkeit des Menſchen, ohne doch ſeine Bildung im geringſten vorwärts zu bringen; wie wir denn Menſchen ſehn, die, mit ganz einſeitigem und untergeordnetem Zweck reiſend, ſich in den Gebrauch vieler Sprachen ſetzen, ohne dadurch für ihr geiſtiges Theil etwas namhaftes gewonnen zu haben: daraus ergiebt ſich unter anderm auch, daß das bloße Beſitzen und Innehaben nicht das höchſte und letzte Ziel alles Sprachlernens iſt. So kann auch der Deutſche, ohne beſondere Anleitung, zum völligen Gebrauch ſeiner Sprache gelangen, weil er, unter Deutſchredenden herangewachſen, ſich an die von jeher vernommenen Klänge unbewußt gewöhnt hat, ſo daß er ſie ſich durch den ſtets erneuten Eindruck in eben der Geläufigkeit, Richtigkeit und Reinheit aneignet, in welcher er ſie von ſeinen nächſten Umgebungen überkommen hat. Eine eigne Erſcheinung giebt in dieſer Hinſicht die deutſche Jugend, die wir eigentlich zu berückſichtigen haben: die Erfahrung beweiſt, daß ſie, in einigen Gegenden mehr, in andern weniger, ihre Mutterſprache nur in der widrigſten Verunſtaltung durch Fehler aller Art zu gebrauchen weiß, die ſich durch das ganze Leben der Individuen hinziehen müßte, wenn in den Schulen nicht durch grammatiſche Uebungen dagegen gearbeitet würde, die wahrſcheinlich jedem andern, jetzt auf Cultur Anſpruch machenden Volk, in ſeiner Mutterſprache vorgenommen, mit Recht lächerlich dünken könnten, weil allerdings der eigentliche Stoff derſelben nicht erſt erlernt, ſondern, wie alles übrige Volksthümliche *), mit der Muttermilch eingeſogen werden ſollte, ſo daß dem Unterricht nur noch das Bewußtwerden des Beſitzes und die höhere Anwendung deſſelben übrig bliebe. Den Grund dieſer wenig ehrſamen deutſchen Sonderbarkeit haben wir übrigens nicht in einer nothwendigen und unveräußerlichen Mißgeſchaffenheit unſeres Volks zu ſuchen, ſondern in jener von ſiebenfachem Fluch der Enkel belaſteten Zeit, als die Deutſchen ſich freiwillig auferlegten, was die Tyrannei ſtaatskluger Eroberer von andern Völkern vergebens zu erzwingen getrachtet hat, zugleich mit vaterländiſcher Art und Sitte die volle, kräftige, reiche vaterländiſche Sprache von ſich zu werfen, um ſich die fremdeſte aller Weiſen, die weit ſchlechtere Sprache

*) Volksthum, volksthümlich, Volksthümlichkeit, drei Wortbezeichnungen, die bisher unſerer Sprache, wie leider das Bezeichnete unſerm Volk, abgieng, hat uns vor kurzem ein edler deutſcher Geiſt, Friedr. Ludw. Jahn, in ſeinem „Deutſchen Volksthum", Lübeck 1810, ſ. beſonders S. 376 mit Sinn und Glück geſchaffen, aber auch zu dem Bezeichneten einen tüchtigen Grundſtein gelegt durch ſein weltgeſchichtliches Buch

anzuzwängen *); das bezeugen uns vorzüglich die Stände, die ſich zum Unterſchied von den gebildeten bisher die höheren genannt haben, bei denen jener Greuel eigentlich heimiſch war, von denen er ſich wieder verbreitete, deren Sprache noch jetzt recht ausgezeichnet gebrandmarkt iſt mit allem, was eine Sprache entſtellen kann. Eine ſolche Sünde der Väter aber vererbt ſich auf viele folgende Geſchlechter, und der Deutſche wird noch lange daran zu büßen haben, daß er mit frevler Willkühr ein Volksthümliches verdrängen wollte, ſtatt es einer höhern Idee unterzuordnen und zu vollenden. Ueberſehn wir dagegen die Zuſtände der übrigen jetzt lebenden Sprachen, ſo finden wir ſie beſchützt von Völkern, die ihre Nationalität von jeher zu behaupten gewußt haben, und darum mit gleicher Correktheit und Reinheit durch alle Stände geſprochen: Mundarten erzeugten ſich allerdings, aber dieſe ſind nicht zu verwechſeln mit demjenigen, was wir ſo eben an uns zu rügen hatten. Erhebt ſich auch die Altcaſtilianiſche über die Katalaniſche, die Florentiniſche über die Bergamasker, ſo hat das eigentlich nur einen hiſtoriſchen Grund: die eine wie die andere hat ihre feſten Geſetze, lebt in einer eignen Literatur, und weiß nichts von regelloſer Willkühr; daher ſie denn auch jedes ihrer Mitglieder in urſprünglicher Reinheit empfängt, bewahrt und fortpflanzt: eine Richtung, die unſerer Sprache, wenn ſie ihr zu geben geweſen wäre, unabſehbaren Gewinn gebracht haben würde **). Doch wenn wir uns dagegen überzeugen, daß jene uns an Reinheit, Richtigkeit und Selbſtändigkeit der Idieme ſo weit vorgeeilten Völker unſerer Nation dennoch an vielfacher Geiſtesausbildung an Tiefe und natürlicher Anlage zum Eindringen in alles Ueberſinnliche bedeutend nachſtehn, ſo tritt der Unterſchied

*) „Möge eine beſſere Nachwelt Mühe haben es zu glauben, — deutſche Zeitgenoſſen von Klopſtock — unter vielen Edlen und Großen nenne ich den Einen „Größten und Edelſten — ließen Franzöſinnen kommen, um ihre Töchter zu bilden; „und ſo wie pedantiſche Schulfüchſe unſere Sprache vulgarem nannten, ſo wurden „deutſche Kinder edler Häuſer gewöhnt, die hehre, edle Mutterſprache als Sprache „des Geſindes anzuſehen". Friedr. Leop. Graf zu Stolberg im „Vaterländ. Muſeum", Heft 5, S. 326. Man vergl. Heinr. Luden's „Vorleſungen über das Studium der vaterländ. Geſchichte", Jena 1810, S. 93 und Jahn's „Volksthum", S. 371, 372. Aehnliche Erſcheinungen zeigten ſich, als des energiſchen Polen Volksſprache bedroht wurde, und keinem ähnlichen Verſuch wird es anders ergehn.

**) Was die Mundarten den Hellenen geweſen ſind, was ſie jedem Volk ſeyn könnten, das ſein Volksthum in Ehren zu halten weiß, hat Friedr. Jacobs in ſeiner meiſterhaften Rede „über einen Vorzug der griechiſchen Sprache in dem Gebrauch ihrer Mundarten", München 1808, gezeigt. In unmittelbarer Beziehung auf unſere Sprache ſteht Nadlef's Schrift „Ueber die Trefflichkeiten der ſüddeutſchen Mundarten", München 1811, ein Beſtreben, das um ſo mehr Dank verdient, je weniger die größern Werke über unſere Sprache von dieſer Richtung geahnet zu haben ſcheinen. Wie viel Kraft noch immer in der „reichen und wohllautenden Gaſſenſprache", wie viel natürliche, unſchuldig einſchmeichelnde Unſchuld und Naivetät in der allemanniſchen Mundart, wie viel Gutmüthigkeit und unſchädbare Anlage zu komiſcher Derbheit in dem Nürnberger Volksdialekte lebt, haben uns in redenden Beiſpielen unſers Voß zwei Salfiſche Idyllen, denen Brückner mit einer Ueberſetzung aus dem doriſchen Mesches gefolgt iſt, haben uns Hebel's allemanniſche und Grübel's Nürnbergiſche Gedichte gelehrt. Daneben verdient dankbare Erwähnung, was ſich Aehnliches in Volksliedern aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands in den Sammlungen von Arnim und Brentano, von Böſching und von der Hagen verfindet.

zwischen praktischer Ausübung und selbstbewußtem Besitz einer Sprache in das hellste Licht: nur der letztere kann dem höchsten Zweck des Menschen, dem lichthellen Erkennen seiner menschlichen Bestimmung, fruchtbringend werden; aber er wird auch nur dann erlangt werden, wenn die ursprüngliche Subjectivität der Menschennatur, dem universalhistorischen Standpunkt unserer Zeit gemäß, zu objectiver Anschauung ihrer selbst erhoben wird. Hieraus aber ergiebt sich auch, daß die deutsche Sprache nicht darum in unsern Schulen gelehrt werden soll, um den Lehrling eingesogener Sprachfehler methodisch zu entwöhnen: denn daß dieser Grund dereinst bei den Deutschen eben sowohl verschwinden werde, als er bei andern Völkern nie Statt gehabt hat, hängt mit allen andern Hoffnungen für unser Vaterland unmittelbar zusammen, dagegen leitet die Geschichte des deutschen Schulwesens zu der Ueberzeugung, daß jene Sprachverpestung der erste Anlaß öffentlichen Unterrichts in der Muttersprache wurde, zugleich aber auch zu dem tröstlichern Resultat, daß auch das Schlimmste der höhern Lenkung segensreichen Dienst zum Guten bieten muß. Denn wirklich muß der Unterricht in der deutschen Sprache, obgleich durch temporäres Bedürfniß herbeigeführet, dem Deutschen von unerschöpflich wohlthätigen Folgen werden, sobald man ihn benutzt, den Lernenden zum Bewußtsein seines Idioms, und — was nur auf diesem Wege erreicht werden kann, weil alle andern Mittel von der Sprache ihre beste Kraft entlehnen müssen — seiner Volksthümlichkeit zu leiten. Dieser Gesichtspunkt weiset in dem Sprachunterricht der Muttersprache die erste und bedeutendste Stelle an; die hieraus hervorgehende Frage aber, wie dieses objective Bewußtwerden derselben zu bewirken sey, führet uns unmittelbar zu unserm Zweck, von dem wir uns bisher zu entfernen schienen, um gerüsteter zu ihm zurückzukehren.

Daß der echte Jugendunterricht nicht willkührlicher Einpfropfungs-, sondern naturgemäßer Entwickelungsunterricht seyn solle, ist ein alter Gedanke von unbestrittener Wahrheit. Man hat es längst anerkannt, daß die lebendigen Keime alles dessen, was sich im Fortschritt des Lebens Gutes und Schönes aus der menschlichen Natur entfaltet, schon im Kinde, nur in chaotisch gebundenem Zustande, sich vorfinden, und nur der zuerst trennenden, dann neu verbindenden Kraft, des Zwistes und der Liebe, harren, die das Ungleichartige sondere, und das Gleichartige zu unvergänglicher Eintracht verknüpfe. Sowie es in der anorganischen Welt des Hinzutretens verwandter Stoffe bedarf, um die gemischten Körper nach ihren Elementen zu zerlegen, und diese in ihrer ursprünglichen Reinheit zu gewinnen: so werden auch die Kräfte, die in der noch geschlossenen Knospe der Kinderseele rein, aber ahndungslos schlummern, nur durch analoge Anregungen von der Außenwelt her ins Erwachen gerufen werden. Dazu ja führen wir früh den jungen Geist in die strenge Form der mathematischen Wissenschaften ein, daß er durch die absolute Wahrheit ihrer Sätze allmälig dahin geleitet werde, in sich selbst ewige Wahrheiten zu erkennen, die nicht durch Zeichen und Formeln erwiesen, wohl aber von jeder Vernunft ergriffen werden können, der von außen her die Möglichkeit eines unwidersprechlich Wahren anschaulich gemacht ist. Dazu ja, daß das erwachende Gemüth die heiligen Gesetze ahnden und erkennen lerne, durch die, wie sein äußeres, so auch sein inneres Daseyn bedingt und geregelt ist, suchen wir es früh mit sinnigem Auffassen des Bedeutungsvollsten in der Natur zu nähren; und damit auch der innere

reich, dem Seinigen, dem Vaterlande, der Welt und der Menſchheit, ja endlich dem höchſten Waltenden ſich liebevoll dienend und kräftig mitwirkend anzuſchließen, aus den Engen der Selbſtheit zeitig in ein freieres Regen und Bewegen hervorgerufen werde, laſſen wir die großen Beiſpiele der Weltgeſchichte ſich in belebter Darſtellung vor dem Kinde erneuen. So erkennt ſich dann allmälig die innere Sehkraft in dem reinen Spiegel, den ein Aeußeres ihr entgegen hält, und nicht anders kann es ſein mit dem bewußten Erfaſſen der angeborenen Sprache. Auch ſie wird ſich ſelbſt in dem treu zurückgeworfenen Abbild einer andern Sprache vollkommener, lebendiger, angemeſſener erkennen, als in der geiſtvollſten Entwickelung ihrer Beſtandtheile und Geſetze, die zwar zu philoſophiſch objektiver Anſicht, nicht aber zu volksthümlich menſchlicher Erweckung führt: zu geſchweigen der praktiſchen Unmöglichkeit, dem Kinde eine ſo unabſehbare Reihe metaphyſiſcher Begriffe, als die Darſtellung einer Sprache aus ſich ſelbſt erfordert, auf eine andere Art eigen zu machen, als auf dem mechaniſchen Wege des Gedächtniſſes, welcher dann wieder bittern, aber gerechten Hohn ſpräche der gemäßten philoſophiſchen Form. Dagegen zeigt das Kind eine unſchätzbare Anlage, ſich durch Vergleichungen auch entlegene und ſchwierige Begriffe deutlich und eigen zu machen, und ſowie dieſe überhaupt beim Jugendunterricht nie zu viel geeigt und benutzt werden kann, ſo gilt das ganz vorzüglich für die Sprachgeſetze, die nichts ſinnlich-anſchauliches anknüpfen laſſen, als an die aus demſelben Princip hervorgegangenen Grundſätze einer andern Sprache.

Nun aber iſt deſſen, was jeder einzelne als wahrhaft bildend anerkannte Lehrgegenſtand an geiſtigem Nahrungsſtoff darbeut, ſo unermeßlich viel, und ein ausgebreitetes Wiſſen ſo gar nicht der Zweck des Schulunterrichtes, daß die Nothwendigkeit einer nach leitenden Ideen unternommenen Auswahl ſich von ſelbſt aufdrängt. Zu dieſer leitenden Idee erkieſe denn ſogenannte Brauchbarkeit für ein dereinſtiges Berufsleben, wer da will: wie fern ab Rückſichten dieſer Art unſern Zwecken liegen, darf hier nicht erſt gezeigt werden: vielmehr geht aus dem nur Geſagten von ſelbſt hervor, daß dem beginnenden Glied der Menſchheit dasjenige am nächſten zu ſtellen iſt, was die innigſte Verwandtſchaft hat mit dem in ihm zu Entwickelnden, und zugleich das vollkommenſte, dem Ideal nächſte Gegenbild davon aufſtellt. Dieſelben Rückſichten entſcheiden auch über die Wahl derjenigen Sprache, die dem jungen Deutſchen zum erſten klaren Gefühl ſeiner Mutterſprache verhelfen ſoll, indem ſie eines Theils der deutſchen Sprache möglichſt analog ſein*), andern Theils den Foderungen an eine vollkommene Sprache, ſo viel zu erreichen ſteht, entſprechen muß, damit das angeborene Idiom nicht etwa als verkrüppeltes Zerrbild zurück geſpiegelt, ſondern in der vollen Herrlichkeit eines zwar hohen, aber durch Ernſt und Ausharren annäherungsweiſe zu erreichenden Vorbildes dargeſtellt werde. Denn da Alles, was nicht ſchon von menſch-

*) Wir kommen auf dieſen Punkt bei der griechiſchen Sprache abſichtlich nicht wieder zurück, weil er bereits von Joh. Arnold Kanne, „Ueber die Verwandtſchaft der griechiſchen und deutſchen Sprache", Leipz. 1811, mit einem ſolchen Aufwand von Scharfſinn und Gelehrſamkeit behandelt iſt, daß nur in Einzelnheiten hinzuzufügen möglich wäre. Doch iſt dabei nicht zu überſehen, daß Kanne ſich durchaus auf die Verwandtſchaft einzelner Wörter aus beiden Sprachen beſchränkt hat, und alle das Uebereinſtimmende in der Wort- und Periodenbildung noch reichen Stoff zu neuen, gewiß nicht minder anziehenden Forſchungen giebt.

licher Willkühr hat leiden müſſen, rein und gut aus der Werkſtätte des Schöpfers tritt, ſo muß auch den beginnenden Menſchen das Reinſte, als das Verwandteſte umgeben; es muß aber auch ein anregendes Princip damit verbunden werden, welches ihm alles Menſchliche in idealer Geſtalt zeige, und ihn anfeuere, das, was in ihm ſelbſt rege und lebendig wird, zu ſo würdigem Ziele zu ſteigern. Sowie es den Geiſt lähmen und erſchlaffen müßte, wenn ihm in ſeinen Bildungsjahren nur das Unbild der herrſchenden Mittelmäßigkeit aus der Geſchichte hervorgehoben würde, in dem thörigten Wahn, daß er die göttliche Größe Einzelner noch nicht zu ahnen vermöge: ſo würden auch alle an die Sprache geknüpften Begriffe ſich zu enger Mangelhaftigkeit verunſtalten, ſo würde der höchſte nationale Zweck bei der Ausbildung des Sprachvermögens unerreicht bleiben, wenn eine minder in ſich vollendete, minder conſequent organiſirte Sprache der mutterlichen zum objektivirendem Gegenbild gegeben würde.

Erwähnt wenigſtens muß aber auch noch einer dritten Anfoderung werden, die an die Gegenſtände des erſten Jugendunterrichts gethan zu werden pflegt, man verlangt nämlich vor allem Leichtigkeit und Faßlichkeit von denſelben, das Letzte mit vollem Recht; das Erſtere dagegen wird meiſtens gröblich mißverſtanden, und hat viele geiſttödtende, nervenlähmende Kleinlichkeiten und Spielereien veranlaßt. Ein bedeutender Mißgriff liegt in der herrſchend gewordenen Unart und Gedankenloſigkeit, die Begriffe ſchwer und leicht als poſitive Begriffe zu behandeln*), da ſich doch ihre Relativität überall entgegendrängt. Man ſucht deshalb die allereinfachſten Nahrungsmittel für den Geiſt mit Mühe auf, verſeichtet und verdünnt ſie aufs möglichſte, und bedenkt dabei nicht, daß man dem Kinde auf dieſe Art einen gefährlichen Maßſtab an die Hand giebt, nach welchem es alle kräftigere und ſolidere Speiſe unfehlbar ſchwer finden und nur mit Unluſt ſich aneignen wird. Den Faſſungskräften des zarten Lieblings iſt nichts überlegen, als das Abgeriſſene, Zerſtückelte, Unzuſammenhängende, mit nichts von der Natur in ihm Begründeten Verbindung habende: keineswegs aber das Ferne, das Große, das Vielgeſtaltige, mehrere Geiſteskräfte zugleich Erregende, ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grad das Abſtracte nicht, wenn nur der Lehrer Sinn und Gewandtheit genug mitbringt, dieß alles an das innere Leben des Kindes anzuknüpfen, ohne zu den unſeligen Verſinnlichungskünſteleien ſeine Zuflucht zu nehmen. Tragen wir dieſe Beſtimmungen auf das Sprachenlernen über, ſo folgt daraus, daß dem Kinde die Sprache die ſchwerſte zu erlernen ſeyn wird, welche die mangelhafteſte iſt; das heißt, in deren Elementen die wenigſte Conſequenz, in deren Geſetzen die meiſte Willkühr und Abgeriſſenheit, die ſchwankendſten Beſtimmungen, die reichlichſten Launen und Grillen herrſchen: dieß alles aber wird da Statt haben, wo in den grammatiſchen Formen die größte Armuth und Beſchränkung obwaltet. Dagegen wird die Sprache im

*) Auf dieſe Weiſe finden wir ſehr gerügt, wo wir es gerade nicht erwartet hätten, in Schwarz gemüthvoller „Erziehungslehre", Th. 3, Abth. 2, S. 380, wo ein Reſultat über das Früherlernen der lateiniſchen Sprache daraus fließt, welches nicht nur mit unſern Anſichten in geradem Widerſpiel ſteht, ſondern, wie es ſcheint, auch mit des würdigen Verfaſſers eigenen, der im erſten Theil deſſelben Werkes, S. 382, ſogar dem weiblichen Geſchlecht die griechiſche Sprache mit Wärme empfiehlt.

rechten und zulaſſenen Sinn die leichteſte ſeyn, die in den elementariſchen Beſtandtheilen die größte Uebereinſtimmung, in den durch Sprachverhältniſſe auszudrückenden metaphyſiſchen Begriffen die größte Fülle und Vollſtändigkeit offenbart: nicht alſo diejenige, die das Gedächtniß allein durch einige willkührliche Vorſchriften in Anſpruch nimmt; ſondern die, welche die geſammten Verſtandeskräfte in die regſte und bewußteſte Thätigkeit verſetzt. Bei dem animaliſch ſubjectiven Gebrauch für das gemeine Leben würde gerade das umgekehrte Verhältniß eintreten, darum aber kann gerade die Sprache, die ſich dem empiriſchen Mißbrauch am ſchnellſten fügt, die Würdigung und Prüfung der höhern Kritik nicht aushalten, obgleich wir ihr zugeſtehen müſſen, daß ſie ſich am raſcheſten und weiteſten verbreiten wird. Iſt hingegen der erſte Einſchritt mit einer reichen, alle Sprachgeſetze rein darſtellenden und vollſtändig umfaſſenden Sprache gethan, ſo wird nicht nur das Externen aller minder ausgebildeten Idiome ſchneller und gründlicher von Statten gehn, weil doch jedes Vereinzelte dann in der angenommenen Normalſprache ſeinen zuverläſſigen Anhaltspunkt findet; ſondern das geiſtige Anſchauungsvermögen iſt auch zur beſten Zeit und auf die richtigſte Weiſe erregt worden. Alle die Begriffe, die den grammatiſchen Formen des etymologiſchen Theils jeder Sprache zum Grunde liegen, ruhen, als nähere Bedingungen des Raumes, der Zeit und der Perſönlichkeit, ſo tief in dem innerſten Weſen der menſchlichen Natur, daß ſie nur einer zuſammenhängenden Berührung bedürfen, um ins Bewußtſein überzugehn, wird dieß aber, ſtatt in fortgehender Reihe, ſtoß- oder ſtufenweiſe geweckt, ſo iſt es um die innere Harmonie gethan, und das ſchöne Ganze entbehrt, verkrüppelt und nachgeflickt, der Reinlichkeit und Uebereinſtimmung des verſtändig und geſchickt durchgeführten erſten Guſſes.

Es iſt alſo nun nur noch übrig, aus der Zahl gebildeter Sprachen diejenige nach ernſtlicher Prüfung auszuwählen, welche den gemachten Anforderungen aufs genaueſte entſpricht: daß eine todte Sprache, als eine vollkommen abgeſchloſſene, ſyſtematiſch umgrenzte, ſich ganz vorzüglich dazu eignen würde, ſcheint am Tage zu liegen; ſowie ſich der junge Zeichner eher an den todten Formen des Gipſes und des Marmors, als an der lebendigen Natur des menſchlichen Leibes zu üben haben wird: doch geben wir gern zu, daß dieſer Vorzug, obwohl ein unleugbarer, ſo doch nur ein zufälliger iſt, der erſt dann geltend gemacht werden darf, wenn er ſich zu den bedeutendern, oben dargeſtellten Charakterzügen einer Normalſprache geſellt. Daß ſich aber dieſes Alles in hoher Vollkommenheit in der griechiſchen Sprache, wie in keiner andern lebenden oder todten, zuſammen finde, dürfte leicht die am wenigſten gewagte Behauptung in dieſem Aufſatz ſein.

Vielleicht könnte nunmehr noch eine vollſtändige Beweisführung für unſer Urtheil über die griechiſche Sprache als eigentlicher Schlußſtein dieſer Abhandlung gefordert werden; dieſes aber für jetzt zum Theil abzulehnen, glauben wir uns nicht minder befugt. Vollſtändig und gründlich durchgeführt, wie ſichs allein geziemt, würde eine ſolche Darſtellung eine ſchrittweiſe muſternde Prüfung der geſammten griechiſchen Sprachlehre erheiſchen, die wir nun zwar auf keine Weiſe ſcheuen, die aber hinaus ſchreiten würde über die Grenzen dieſer Blätter, deren praktiſchem Zweck ſie überdieß nicht ganz entſpräche. Sodann ſind dieſe Gedanken nicht geſchrieben zur Bekehrung der Heiden: ſie ſind eigentlich nur für den Kenner und thätigen Förderer des Schulweſens

bestimmt, dem nicht fremd seyn kann und darf, was hier zu entwickeln gewesen wäre, wogegen es ein vergebliches und zweckloses Bemühen seyn würde, die unkundige Menge, die nicht auf Gründe hören gelernt hat, von Wahrheiten überzeugen zu wollen, die sie einstweilen auf das Ansehen derjenigen hinnehmen und glauben muß, welche der Staat selbst durch den Platz, auf den er sie gestellt hat, als die urtheilsfähigsten Richter in diesem Gebiet anerkennt. Endlich aber wollten wir keine Lobrede auf die griechische Sprache geben, und glauben wir wohl unvorgreiflich sagen zu dürfen, daß wir es für unmöglich halten, der griechischen Sprache ihren Rang unter ihren Schwestern im geringsten streitig zu machen: ja wir glauben uns berechtigt, vor allem von dem anders meinenden die Gründe seines Abstimmens fordern zu dürfen, da jede Verneinung, jeder Widerspruch ohne Beweisführung eitel und ungültig ist, manche Bejahung dagegen sich so ganz von selbst versteht, daß sie ihre kräftigste Begründung in ihrer absoluten Wahrheit selbst besitzt.

In Betrachtung aber, daß der Werth eines echten grammatischen Sprachunterrichts gar vielmal aufs gröblichste verkannt ist *), und daß eine so meisterhaft angelegte und ausgeführte Sprache, wie die griechische, der Vollkommenheiten und Trefflichkeiten gar manche hat, die erst den reifer ausgebildeten Verstandeskräften wahrnehmbar und faßlich werden, wird es immer nicht unzweckmäßig oder überflüssig seyn, auf einige der bedeutendsten Momente im

---

*) Da dieß Verkennen ohne Ausnahme die Folge ungründlicher Kenntnisse und todter Ideenlosigkeit gewesen ist, so ist es ganz unnöthig, hier auf Einzelne Rücksicht zu nehmen. Wenn aber Männer von Geist und umfassender Sachkunde Meinungen der Art zu begünstigen scheinen, so darf man nicht wohl dazu schweigen. Dieß ist geschehen in Ludolf Georg Dissen's „Kurzer Anweisung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen", Göttingen 1809. Diese Schrift empfiehlt sich sogleich durch eine Menge trefflicher und geistvoller Ansichten über die Behandlung der Homerischen Gesänge für den Jugendunterricht; aber der gründlichen Bildung durch die Sprache kann sie, gegen des Verfassers Willen, sehr gefährlich werden, weil sie den Zweck des Sprachenlernens mit dem Zweck des historischen Unterrichts geradezu vermengt. Denn da, nach Dissen, Erregung und Bildung der Empfindung, und besonders der Theilnahme am Menschen und an der bürgerlichen Gesellschaft durch die Odyssee bewirkt, gleichwohl aber von der Odyssee der Anfang des Griechischlernens gemacht werden soll, so wird offenbar dieses zum Mittel herabgewürdigt, ein treffliches Motiv formeller Bildung versäumt, die Kultur der Muttersprache ihrer kräftigsten Unterstützung beraubt, und die Erregung des Gemüths, die ganz auf volksthümlichem Wege bewirkt werden sollte, durch das Hineinspielen einer fremden Sprache immerfort gehindert und getrübt. Daß überdieß die Welt der Odyssee keineswegs diejenige ist, durch welche der bezeichnete Zweck am nächsten zu erreichen wäre, hat, wie wir glauben, Friedr. Kohlrausch in dem „Handbuch für Lehrer höherer Stände zu den Geschichten und Lehren der heiligen Schrift", Einleit. S. 11 fg., anschaulich genug gemacht; während andern, durch die Dissen'sche Arbeit möglichen pädagogischen Mißgriffen durch eine gründliche Beurtheilung in der „Jen. Allg. Lit.-Zeit.", 1811, Nr. 108, vorgebaut ist. Ja wir wundern uns nicht, wenn alles Selbstdenkens unfähige Menschen sich durch jene Schrift so weit leiten lassen, in dem Erlernen der griechischen Sprache Gefahr für die Deutschheit zu wittern, ohne darum bei jener Benutzung der Odyssee das mindeste patriotische Bedenken zu spüren. Bei diesen Armen wird man geneigt, es recht herzlich zu bedauern, daß sie so ganz ohne Ahnung von formeller Bildung durch eine Muttersprache herangewachsen sind, und daß sie gleichwohl nicht Resignation genug hatten, von einer Sache zu schweigen, die ihnen gänzlich fremd war: von dem einsichtsvollen Dissen aber möchte man sich eine neue, auch der Form nach ausgearbeitetere Darstellung seiner Ansichten mit etwas schärferen Grenzbestimmungen wünschen. (Vergl. „Leben und Briefe", S. 161.)

Bau der Hellenenſprache hin zu weiſen, die gerade ihr einen vorzüglich bildenden Einfluß für den jungen Lernenden geben, deßgleichen ſich keine andere Sprache rühmen möchte *).

Gleich in der phyſiſchen Auffaſſung durchs Gehör drücken ſich ganz bedeutende Eigenthümlichkeiten des griechiſchen Wohllauts und der Harmonie, die innere verbedeutend, vernehmlich aus. Nun iſt es allerdings ſchwer, wo nicht gar unmöglich, über etwas ſo ſubjectives zu reden, wie der Eindruck mehrerer Klänge von durchaus verſchiedenem Charakter iſt. Aber die griechiſche Sprache verſtattet, ihren ganzen Wohllaut auf zwei ſichere Principien zurückzuführen, auf die feſten Geſetze, nach denen die Conſonanten ſich mit den Vocalen zu Silben verbinden, womit auch die geſammte Lehre von den Veränderungen der Mitlaute in Zuſammenhang ſteht, und auf die eben ſo einfachen, als conſequenten Grundſätze der Ausſprache, ſo weit ſich dieſe nach proſodiſchen Regeln wieder darſtellen läßt. Auf den allgemeinen, formellen Werth, den ſolche Sprachgeſetze für die Denkkraft überhaupt haben, werden wir gegen das Ende wieder zurück kommen: jetzt wollen wir nur darauf aufmerkſam machen, daß in dem erſtgenannten ein unerſchöpflicher Bildungsſtoff für das Gehör überhaupt liegt, während die letztere Rückſicht die beſte Unterſtützung der rhythmiſchen Uebungen iſt. Die nach unſerer Landesart hergebrachte Sitte aber noch nicht unbedenkbare Frage:

Was wird mir der Rhythmos nutzbar ſein zum Broterwerb **)?

dürfen wir hoffentlich unbeantwortet laſſen. Wir fügen noch hinzu, daß unter allen uns bekannten Sprachen nur die italiäniſche und ſpaniſche einige Wahl in der Verbindung der Conſonanten zeigt, wenn auch ganz ohne durchgehende Grundſätze; und daß in proſodiſcher Sicherheit die deutſche Sprache allein neben der helleniſchen genannt zu werden verdient, wenn gleich auch hier das bildſamſte, die vernunftgemäßen Geſetze, durchweg dem tyranniſchen Gebrauch untergeordnet erſcheinen.

Gehen wir nun vorwärts zu den Elementen der Formenlehre, ſo zeichnet ſich ſogleich die Declination durch reichere Zahlverhältniſſe aus: bedeutender aber um vieles ſind die überall deutlich hervortretenden Silben, in denen die Zahl- oder Caſusbegriffe ausgedrückt werden. Dieß führt unfehlbar auf größere Beſtimmtheit in den Begriffen ſelbſt, da das Kind natürlich das am nachdrücklichſten Bezeichnete am lebendigſten auffaßt, und wir irren gewiß nicht ſehr, wenn wir zwiſchen der ganz unverhältnißmäßigen Unſicherheit der Deutſchen in dieſem Theil der Grammatik, und zwiſchen der unbeſtimmten, in unzählbaren Fällen gänzlich unbedachten Bezeichnung der Caſusverhältniſſe, die in

*) Verwandten Inhalts iſt die Preisſchrift von J. H. Trendelenburg: „Vergleichung der Vorzüge der deutſchen Sprache mit den Vorzügen der griechiſchen und lateiniſchen", die den vierten Band der „Schriften der deutſchen Geſellſchaft in Mannheim", Mannh. 1788, ausmacht: eine ungemein lehrreiche und weitangelegte Zuſammenſtellung, von der ein gelungener Abdruck und dadurch möglich gemachte allgemeinere Verbreitung recht ſehr zu wünſchen wäre.

**) „Τί δέ μ' ὠφελήσουσ' οἱ ῥυθμοὶ πρὸς τἀργύριον": Aristoph. Nub 648, nach Wolf's vollendeter Ueberſetzung dieſes Luſtſpiels; welche zugleich den kräftigſten Beweis für unſere, manchen frühern Anſichten widerſprechende Meinung über die proſodiſche Genauigkeit der deutſchen Sprache abgiebt, und das begangne, was dieſer große Mann in ſeiner Rede über deutſche Metrik darüber eben ſchon ausgeſprochen hat

der italiänischen Sprache demselben Tadel unterworfen ist, einen genauen Zusammenhang zu erkennen glauben. Endlich ist die schöne Abwechslung durch drei Declinationen, die doch immer wieder ihre gegenseitige Relation ausdrücken, zu mancherlei Geistesgymnastik zu benutzen. Wir verkennen übrigens nicht, daß in den beiden letzten Hinsichten die römische Sprache der hellenischen wenig oder nichts nachsteht.

Ohne bei dem Adjectivum oder Pronomen zu verweilen, weil hier im Ganzen das von der Declination gesagte zu wiederholen gewesen wäre, obgleich die Uebungen sich besonders in den Vergleichungsgraden, sowie in der Formation der Adverbien und der verschiedenen, bei den Zahlwörtern obwaltenden Bestimmungen bedeutend vervielfältigen lassen, eilen wir zu der Krone aller Sprachgestaltung, dem ebenso reich und prachtvoll, als consequent und deutlich entfalteten griechischen Verbum, vor dem das lateinische als eine Schülerarbeit erscheint, zu geschweigen der mißgeschaffenen Zwittergestaltungen, die sich uns aus allen lebenden Sprachen entgegendrängen *). Daß der, Klarheit und Bestimmtheit durchaus verdrängende, Gebrauch des sogenannten Hülfsverbums so gut wie gar nicht Statt hat, und dagegen der ganze Verbalbegriff in einem einzigen Worte zusammengefaßt ist, ging allerdings auch auf das lateinische Verbum über, obgleich hier das Passivum schon die Reinheit der Idee verläßt, und den Grund legt zu der schlechten Organisation ihrer Töchtersprachen. Wovon aber die Römer nichts aufzunehmen vermochten, das ist die herrliche Fülle der Nuancen durch den Reichthum der griechischen Modal- und Zeitbestimmungen; das ist vor allem der wunderbare Geist angeschaffner Consequenz, der durch die Formenbildung der ganzen Conjugation herrscht, und in den Gesetzen über die Behandlung der Wort- und Tempusstämme, über die Verhältnisse zwischen den Haupt- und Nebenzeiten, die Augmente und Reduplicationen, die Veränderungen der Selbst- und Mitlaute, die bedeutungsvollen Unterschiede zwischen Charaktervocal und Endung; in der langen Reihe von Begriffen endlich, die durch Person, Zahl, Modus, Tempus und Genus in wenige Sylben zusammengedrängt sind,

*) Diese schöne Harmonie im Bau des griechischen Verbums ist durch die Tabellen von Friedr. Thiersch ganz vorzüglich ins Licht gestellt und mit Sinn entwickelt; wir wünschen nur, daß besonders die zweite Ausgabe nicht durch so viele Druckfehler, durch manche Unbestimmtheit im Ausdruck, und durch einzelne, ohne Noth gewagte Hypothesen einiges an allgemeiner Brauchbarkeit verloren hätte. Wahrscheinlich wird jedoch in des Verf. uns verheißener griech. Grammatik, der wir verlangend entgegen sehn, dieß alles gebessert oder doch stärker begründet seyn. Daß aber auch noch nach Buttmann's gediegenem Werk besonders eine griechische Sprachlehre für Schulen viele wesentliche Reformen wünschen läßt, ist außer Zweifel. Um nur Eins bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, tadeln wir es durchaus, daß die Lehre der griechischen Declination nicht von der zweiten Declination begonnen wird. Nicht nur, daß ihre Formen einfacher; nicht nur, daß das männliche Geschlecht sonst durch die ganze griechische, wie in der deutschen Sprache, überall den Vortritt hat; es kann ja der Genit. sing. in dem Masc. der ersten Declination gar nicht begriffen werden, wenn ihr nicht schon die zweite vorangegangen ist. Daß die ältesten griechischen Grammatiker aus, uns wenigstens, unbegreiflichen Gründen die herkömmliche Ordnung gemacht haben, ist gar kein Hinderniß, die Sache in einer Sprachlehre zum Gebrauch deutscher Jugend vernunftmäßiger zu ordnen. Ja wir wollen auch bekennen, daß wir einstweilen noch überzeugt sind, daß das Verbum dem Nomen vorangehen müsse, wenn wir auch hierüber noch zu keinem ganz festen Resultat gelangt sind.

und zu gleicher Zeit gefaßt und angeſchaut werden müſſen; eine Folge von Verhältniſſen, die dem Lernenden auf das vielſeitigſte beſchäftigt, und mehr als irgend etwas auf der erſten Stufe des Unterrichts Anwendbares geeignet iſt, den erwachenden Gedanken zugleich Ordnung, Regel und Beſtimmtheit zu geben. Während nun auf dieſem Wege alle Eigenthümlichkeiten der deutſchen Sprache, die der Natur aller Eigenthümlichkeit nach nur aus Vergleichungen anſchaulich werden können, allmälig und ungeſucht hervortreten, ſich dem Kinde bemerkbar machen, und ſo zur ſichern Erreichung des aufgeſtellten höchſten Zweckes führen, wird zugleich eine bedeutende formelle Bildung gewonnen, die ſich füglich neben der durch die mathematiſchen Uebungen erhalten wird; und wenn ſie auch, als empiriſch hervorgebracht, dieſen an abſoluter Reinheit nachſteht, ſo hat ſie doch wiederum darin einen eigenthümlichen Werth, daß ſie dem Geiſt mehr als die bloße Form giebt, daß ſie nicht bloß geſtaltet, ſondern auch befruchtet und belebt, indem ſie reiche Keime zu fernerer Bildung zurückläßt, aus denen ſich, wenn ſie gepflegt werden, das Gebäude der Sprache in immer reineren und höhern Verhältniſſen entwickelt, indem nun die Lehren von der Wortbildung, endlich die Grundſätze, nach denen die Wörter zu logiſchem Zuſammenhang, endlich zum ſtetiſchen Periodenbau aneinander gereiht werden, zu immer umfaſſenderer Anwendung des Sprachvermögens geltend zu machen ſein würden. Kaum bedürfen wird es noch der Erwähnung, daß zugleich die übrigen Anlagen des Lernenden auf gleich angemeſſene Weiſe harmoniſch zu erregen ſind, und es wird ſich dann von ſelbſt ausweiſen, wie die formelle Cultur des Sprachunterrichts jeder andern Geiſtesthätigkeit hülfreich und förderlich werden muß. Tritt dagegen das Kind, durch äußere Nothwendigkeit getrieben, ſchon aus dieſer Elementarklaſſe in ein Verhältniß des äußern Lebens ein, ohne ſich einer fernern Ausbildung erfreuen zu können, ſo iſt dieſem die dem griechiſchen Unterricht zugewendete Zeit eben ſo gut und vortheilhaft angelegt, als dem auf dem Wege der Sprache fortſchreitenden und ſo allmälig auch in die helleniſche Literatur eingehenden. Denn uns iſt das Erlernen der griechiſchen Sprache, rein als Sprache betrachtet, großer und wohlverſtandener Zweck, nicht unbequemes Mittel zu einem fernliegenden Gewinn, und der Zweck, der auf keinem andern Wege gleich gründlich und umfaſſend zu erreichen ſteht, ein nationaler, der dem Königsſohn alſo ebenſo nahe liegt, als dem niedrigſten ſeiner künftigen Unterthanen.

Während ſo die griechiſche Sprache ſchon in ihren erſten Elementen eine Welt der herrlichſten Bildung bewahrt, und auf den ihr mit Sinn und Ernſt zugeführten Schüler überträgt: ſo bewährt ſich ihre tiefe Vollendung, ihr philoſophiſcher Organismus faſt noch herrlicher darin, daß ſie ſich offenbart in einer Reihe von Werken, die das ganze Leben von den kindlichſten Gefühlen an, durch das Feuer und die innige Wärme der Jugend hindurch, bis zum höchſten Gipfel der reifen Mannheit in ſteter Angemeſſenheit geleiten, und darin ausſprechen das ihrem vor allen Völkern der Weltgeſchichte vorzugsweiſe vergönnte Glück, ſich naturgemäß aus unerſchöpfter innerlicher Kraft, ohne fremdartige Einwirkung, von der erſten Kindheit an bis zu einer, ſeit dem von keiner Nation wieder erreichten Höhe der reinſten Menſchlichkeit emporgerankt zu haben an den ewigen Pfeiler wohlbegriffenen Volksthums. Dieſe Reinheit von allem Zufälligen und Unverwandten ging aber auch natürlich auf die Sprache über, ihrer gediegene Bildung aus einer einzigen,

harmonischen Maße fördernd: das aber erzeugt nicht allein die reinsten und schönsten Uebereinstimmungen der Akkte, sondern es giebt auch der Sprache ihren bewunderten und preiswürdigen Wortreichthum, den ihr alle Tochtersprachen der lateinischen vergebens beneiden, sowie ja alles Zwitterhafte seiner Natur nach unfruchtbar ist; um den aber unsere Muttersprache mit ihr wetteifern kann, wenn sie, ehe es zu spät seyn wird, auf die unbefleckte Reinheit ihres Stammes denkt, oder doch das mit Besonnenheit von Außen angenommene sich wirklich aneignet, und so volksthümlich umprägt, wie die Griechen mit allem gethan haben, was auch ihnen von orientalischen Sprachen, Sitten und Ideen mag angewehet seyn*).

Sowie aber jeder echte Nahrungsstoff für jedes Alter nährend ist, so beschränkt sich auch die Bildungsfülle im griechischen Idiom so wenig auf die ersten Jahre des Unterrichts, daß sie vielmehr als die treueste und [illegible] Geleiterinn, wie des ganzen Menschenlebens, so ganz vorzüglich des holden Jugendalters erscheint, noch nach Jahrtausenden den weisen Ausspruch ägyptischer Weisheit bekräftigend, daß die Hellenen nie Kinder zu seyn aufhören, wie sie alle jugendlich seyen am Geist, keinen verjährten Wahn alter Sage, kein von Zeit ergrautes Wissen in demselben hegend**). Doch es wird genügen, auch nur so viel angedeutet zu haben: die Würdigung der griechischen Dichter und Prosaiker bedarf zum Glück der Begründung nicht mehr, die wir dem Erlernen der griechischen Grammatik unterbauen zu müssen geglaubt haben: auch sollte hier ja nur von der Sprache der Hellenen, nicht aber von ihrer Literatur die Rede seyn; um so weniger, als jene nicht erst dieser zur Unterstützung und Feststellung des ihr angewiesenen Ranges bedarf, und mancherlei Verwirrung in den pädagogischen Maximen aus der Verwechslung beider Gebiete entsprungen ist: endlich hoffen wir aber

---

*) „Die Sprachreinigkeit von Seiten ihres sittlichen Einflusses auf Sprachbereicherung", von Moritz [illegible], Leipz. 1811. Kaum nöthig ist es, hiebei wieder an K. W. Kolbe's vortreffliches Werk: „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache", Leipz. 1806, an den Anhang dazu: „Ueber Wortmengerei", Leipz. 1809, und an dessen Fortsetzung im 8. Heft des „Vaterl. Museums" zu erinnern. Höchst bedeutend über das Verhältniß der fortwährenden Bereicherungsfähigkeit unserer Sprache zu der anderer lebenden ist der schon S. 7 Anm. *) angeführte, seinen Deutschgesinnten nie genug zu [illegible] Aufsatz von Stolberg: „Unsere Sprache". Doch gestehen wir, daß wir uns zu dem Purificationismus Campe's, Eschenburg's, selbst Jahn's, noch nicht hinauf stimmen können, so viel auch unstreitig unsere Sprache einzelnen Versuchen dieser Männer verdankt. Vielmehr scheint der deutschen Sprache noch immer die Kraft einzuwohnen, auch ausländische Wörter zu erfassen und sich anzueignen: eine Kraft, die andern Idiomen nur im ersten Kindheitsalter verliehen worden zu seyn scheint, die wir uns aber nicht zu früh rauben lassen, weil wir ihr schon viel Schönes schuldig geworden sind. In der griechischen Sprache aber orientalische Einmischungen zu erkennen, die von ältern Philologen zu einseitig aus dem Hebräischen abgeleitet wurden, wird nach Friedr. Schlegel's tiefsinnigem Buch „über die Sprache und Weisheit der Indier", Heidelb. 1808, wohl niemandem schwer fallen.

**) ὦ Σόλων, Σόλων, Ἕλληνες ἀεὶ παῖδές ἐστε, γέρων δὲ Ἕλλην οὐκ ἔστιν. — Νέοι ἐστὲ τὰς ψυχὰς πάντες, οὐδεμίαν γὰρ ἐν αὐταῖς ἔχετε δι' ἀρχαίαν ἀκοὴν παλαιὰν δόξαν, οὐδὲ μάθημα χρόνῳ πολιὸν οὐδέν. So sprach ein hochbejahrter Priester in Sais zum Solon. Siehe Platon im „Timäus", p. 22 b. Tom. 9. p. 290, 291. Bipont., den Clemens von Alexandria, Stromm. I, p. 356, 360. 426. Potter., ausschreibt.

auch, daß das Archiv ſelbſt uns baldigen Anlaß geben wird, eben ſo von der griechiſchen Literatur zu reden, wie von der Sprache nunmehr geſchehen iſt *).

Wir würden nun alſo ſo ziemlich am Ende unſerer Darſtellung ſeyn, wenn wir nicht noch auf einen Gegenſtand glaubten Rückſicht nehmen zu müſſen, der zwar nicht eigentlich nach der Natur der Sache, deſto mehr aber nach der ganzen Richtung unſeres Unterrichtsweſens, genau mit dem Hauptgegenſtand unſerer Betrachtung zuſammen hängt: wir meinen die Anwendung der Römerſprache auf die Bildung der Jugend, und ihr danach zu beſtimmendes Verhältniß zur griechiſchen Sprache. Daß dieſes noch immer ein vor- und übergeordnetes geblieben, iſt einer der weſentlichſten Mängel unſeres geſammten Schulweſens, und ein höchſt niederſchlagender Beweis von der Ideenloſigkeit und Beſchränktheit, mit der dieß Gebiet noch jetzt im Ganzen und Großen behandelt wird. Wie tief die lateiniſche Grammatik unter der griechiſchen ſteht, bedarf nach dem oben geſagten keines beſondern Beweiſes: überdieß giebt ſie dem jugendlichen Geiſt, der von ihr ſeine erſte Sprachbildung und Sprachform überkommt, eine bedeutende Einengung, die erſt mit Gewalt erweitert werden muß, wenn die umfaſſenden helleniſchen Sprachgeſetze darauf folgen ſollen, während die lateiniſchen ſich zwanglos und lebendig, ja mit antreibender Luſt dem ſchon urbar gemachten Denkvermögen anſchließen werden, ſobald die griechiſche Sprache ſchon weitere Sphären geöffnet hat. Es iſt alſo keineswegs unbillige Zurückſetzung und Geringachtung einer kraftvollen und gediegenen Volksſprache, wenn wir die griechiſche der

*) Wollten wir hier alle die Männer bei Namen aufführen, die in den letzten Jahrzehenden eigens über den hohen Werth der griechiſchen Literatur geſprochen haben, ſo würden wir Seiten füllen können: ſtatt aller nennen wir nur Ein Werk, das die ſämmtlichen früheren aufwiegt: Niethammer's „Streit des Philanthropinismus und Humanismus", Jena 1808, von dem wir nur bedauern, daß es einem ganz weſentlichen Gegenſatze, die nur Hader ſtiften können, unverdiente Realität gegeben hat. Jene Monographien aber haben ſich, mit wenigen Ausnahmen, zu denen wir vor allen den ehrwürdigen C. W. Funk zählen, ſo ſehr in den nebelnden und ſchwebenden Regionen unbeſtimmter Bewunderung und Anpreiſung gehalten, daß ihre ſchönen Redensarten ſo ziemlich ohne alle Wirkung geblieben ſind: Das Wohin? zeigte ſich allerdings deutlich, aber das Woher? nach welchem wohl gefragt werden durfte, leuchtete nicht hervor. — Wenn alſo auch der griechiſchen Sprache an Ehrenbezeugungen nichts entzogen wurde, ſo getrauten ſich doch wenigere, ihre Rechte gegen die herrſchende römiſche geltend zu machen, in der wirklich ein nationaler Zug unbedingter Einſeitigkeit, der nicht nach Gründen fragt, fortzuleben ſcheint. Zwar erinnern wir uns, von früh auf, den frommen Wunſch vernommen zu haben, die griechiſche Sprache möge doch endlich ein Mal vor der lateiniſchen gelehrt werden: doch wurde er auch immer als Unmöglichkeit zugleich wieder bei Seite geſchoben, und niemand, ſo viel wir wiſſen, hat den Muth gehabt, als Schriftſteller oder gar als praktiſcher Schulmann auf ſeine Ausführung zu dringen. Bei Niemeyer, „Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts", Halle 1810, Th. 2, S. 530, iſt auch über dieſen Punkt nur Schwanken und Unbeſtimmtheit: ja ein Ungenannter in einer gelehrten Zeitung hat uns kürzlich verſichert, in allen guten Schulen werde das Griechiſche gar nicht mehr auf den untern Claſſen gelehrt: ſo daß es alſo hinfort ehrenvoll ſeyn wird, ſich mit den ehrwürdigen Fürſtenſchulen Sachſens zu den ſchlechten Schulen zu ſchlagen. Das Verdienſt, die Würde der griechiſchen Sprache zuerſt mit Kraft und Nachdruck gegen die römiſche geltend gemacht zu haben, gebührt dem vortrefflichen Friedr. Koch, „Schule der Humanität", Stettin u. Leipzig 1811, S. 82 fg.; das Verdienſt, dieſe Idee — aus eigner Ueberzeugung und noch vor Erſcheinung der Koch'ſchen Schrift — zuerſt in die Wirklichkeit gerufen zu haben, unſerm Gymnaſium.

römischen voraufgehn lassen; sondern das reine Gefühl der Vernunftmäßigkeit, was uns bei Umstellung zweier, zur Zeit noch anders zusammen geordneter Lehrobjecte leitet: denn den unglücklichen Gedanken, die Elemente beider Sprachen neben einander zu lehren, werden wir kaum besonders zu widerlegen haben, da von selbst einleuchtet, daß hierbei unser höchster Zweck, der für die Bewußtmachung der Muttersprache, verloren gehn muß; daß aber auch jene beiden Sprachen sich, neben einander gestellt nur gegenseitig hindern, verwirren, ersticken; daß sie dem kindlichen Geist, gleich einem zu schnell genutzten Saatlande, mit der Kraft auch die Lust des Auffassens und Aneignens aussaugen werden, während die Eine zur fördernden, unterstützenden Trägerinn der Andern wird, so bald die kräftigere, reichere der schwächern und jüngern Schwester zur Grundlage gegeben worden. Darum wird bei dieser Unordnung beider Sprachen, außer der echten Bildung unserer Nation, nicht bloß, um auch eines wissenschaftlichen Gewinnes zu gedenken, das objective Studium der griechischen Sprache, als in größere Rechte eingesetzt, sondern auch das der lateinischen selbst, als zweckmäßiger vorbereitet, an Gründlichkeit und Tiefe unverkennbar gewinnen; dieses aber wird so gewiß auf das Ganze der Nation zurück wirken, als jedes redliche und gewissenhafte Studium einer Wissenschaft den Charakter des Individuums zur Gediegenheit, Treue und Wahrhaftigkeit, als jedes oberflächliche und anmaßliche Ueberspringen zu undeutschem Lug und Trug, zu leerem Prunken mit hohlem Schein, zur gründlichen Unwahrheit befördern wird: es thut nicht erst noth, aus bekannten Literaturen die Beweise für diesen Satz beizubringen, so nahe liegen sie uns allen. Werfen wir nun aber auch einen Blick auf die römische Literatur, so zeigt sich uns zwar des Trefflichen viel; aber das Trefflichste, das wirklich Römische, hat ein so merkliches Gepräge einseitiger Intensivität, daß sein Werth durchaus erst reifern Alters zur Anschauung gebracht werden kann, so daß man, im Gegensatz mit jenem ägyptischen Ausspruch über der Hellenen ewige Jugend sagen möchte, die Römer seyen schon in ihrer Kindheit Männer gewesen. So groß und mächtig dieser Characterzug einer ganzen Nation ist, so viel große Tugenden selbst daraus entsprangen, so zeigt sich doch auch eine schwere Irrung der Natur in so wundersamer Fügung; und so wie darum in einer universalen Geschichte der Menschheit die Römer keineswegs den Rang behaupten werden, der ihnen in der Geschichte der Völker gebührt, so dürfen sie auch nicht zu frühzeitig einwirken auf die Bildung einer Nation, deren Volksthümlichkeit nicht eiserne Einseitigkeit des Characters, sondern ein rastloses Hinstreben nach dem reinsten Menschlichen zu seyn verheißt.

Die Anwendung der aufgestellten Grundsätze auf die der römischen entstammten Sprachen ist nunmehr leicht. Die römische Sprache selbst war wenig mehr, als ein Schatten der griechischen: die Töchtersprachen der römischen sind nur Schutt und Moder von diesem Schatten, durch fremdartige, unverkochte Beimischungen zum Theil barbarischer Zungen zu mangelhaftem Gebau zusammen gekruppelt, und endlich korrekt versteinert von dem alles ertödtenden Gorgonenhaupt bequemer Selbstgefälligkeit und anmaßlicher Willkühr. Als Sprachen also nehmen sie in der That einen so niedrigen Rang ein, daß es gar keiner andern Gründe bedarf, um ihren verderblichen Einfluß auf alle diejenigen darzuthun, die ihren Geist noch nicht gestählt haben mit den gediegenern Formen beider alter Sprachen. Dem so Gebildeten

aber werden ſie überdieß von ſelber zufallen, und, auf dieſem Wege erworben, ſind ſie darum nicht zu verſchmähen, weil ſie im Ganzen den Sinn erweitern, indem ſie alle ſich ein Volksthümliches eingeprägt, und weil einige derſelben unſterbliche Meiſterwerke in ihrer Literatur aufzuzeigen haben. Doch dieß alles ſind erſt Vortheile für ein bedeutend vorgeſchrittenes, ſchon in ſeiner Nationalität befeſtigtes Alter: zeitiger einwirkend würden ſie nichts zu bewerkſtelligen vermögen, als höchſtens Zerſtückelung und Verwirrung, wie wir das an unſerer Poeſie, nicht erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern, erfahren haben.

Wir ſtehn nun nicht an, das Geſagte zuſammen faſſend, zu bekennen, daß wir das Erlernen der Hellenenſprache unſerm ganzen Volk, ohne Rückſicht auf Geburt, Stand und künftige Beſtimmung — Rückſichten, die der wahre Jugendbildner nie nehmen ſollte — nothwendig glauben. Wir haben unſre innigſte Ueberzeugung nicht nach der Sitte unſerer Zeit in einem kurzen und guten Heiſchesatz hingeſtellt, ſondern ſie auf dem Wege Schritt vor Schritt zu ihrem Ziel geleitet, auf welchem wir zu ihr gelangt ſind. Die voraus zu ſehenden Proteſtationen der Beſchränktheit werden alſo für uns ganz weſenlos ſeyn, wogegen wir mit Freude vernehmen werden, was, von gültigen Principien ausgehend, geeignet ſeyn möchte, unſre Anſicht zu berichtigen oder zu beſtimmen. Doch wollen wir, um Gutmeinenden unnütze Mühe zu ſparen, noch ein Mal recht beſtimmt darauf hinweiſen, daß dieſe ganze Darſtellung aufs innigſte verflochten iſt mit der Idee der Nationalſchule, und daß demnach alle Widerlegung, die gründlich ſeyn will, von dieſer Seite kommen muß. Was alles aber fallen würde, wenn die Nationalſchule fiele, das bedenke ein jeder im ſtillen Gemüth!

Der griechischen Sprache pädagogischer Vorrang vor der lateinischen, von der Schattenseite betrachtet.

Verneinende Entgegenstrebungen gegen Ansichten und Meinungen, die mit entschiedener Bejahung ausgesprochen wurden, sind immer gut, und dem Wahrheit, nicht Huldigung suchenden sicher erwünscht. Ueberzeugen sie gründlich vom Gegentheil, so tragen sie ihre Rechtfertigung in sich selbst: aber auch wenn sie ihr Ziel verfehlen, kann mancher Gewinn aus ihnen hervorgehn. Daß dem für eine Idee Begeisterten bei der lebendigen Anschauung des Ganzen oft und leicht das Mißverhältniß eines Theiles entgehn mag, ist eben so natürlich, als daß der von dem Gegenstand wenig Erwärmte gerade diese Lücken und Flecken zuerst wahrnehmen wird. Ist aber die Sache nur an sich die gute und wahre, so wird die richtigere Darstellung des scheinbar Tadelswerthen, wohl gar das Ganze Vernichtenden möglich sein, und durch ruhige Beseitigung jeder Einwendung bei vielen mehr erreicht werden, als die consequenteste Entwickelung der bejahenden Gründe je vermocht hätte. Für den tiefer blickenden Beschauer, für den man denn doch eigentlich schreibt, der selbständig und begründet in sich, gern und leicht und durchblickend in dargebotene fremde Ideen eingeht, genügt freilich die reinste und freieste Darstellung des Gedankens, die nicht auf vorläufige Beseitigung künftiger denkbarer Einwendungen rück- und seitblicken kann, wenn sie hervorgeht aus der unschuldigen Unbefangenheit innigster Ueberzeugung: jedes abwehrende Stillestehn würde dabei beschwerliches Außending seyn. Wünscht man aber durch seine Worte einen Zweck im Leben mit zu fördern, so muß man einen Schritt aus den reinen und friedlichen innern Kreisen hervor nicht scheuen, und auch wohl eine Dornenlese beginnen, um Nachfolgenden freiere Bahn bieten zu können, auf der dann schon mehrere und immer mehrere nachdringen und das rechte Ziel erreichen werden.

Wir haben, um sogleich zur Anwendung dieser Betrachtungen zu kommen, alsbald beim ersten Hervortreten dieser Blätter die Untersuchung angeregt, in welcher Beziehung auf die volksthümliche, also auf die höchste Bildung deutscher Jugend die griechische Sprache zu denken sey. Sie erschien uns als der sichere und edle Stamm, an welchem sich die ersten Triebe unserer Sprache heranranken, von dem diese sich freies Vorbild entlehnen, und dann den Uebergang zu andern Zungen des Abendlandes vorbereitet finden sollte. Wir trugen deßhalb kein Bedenken, ihr erstes Erlernen gleichzeitig zu setzen mit der ersten wirklichen Unterweisung in der Muttersprache, der römischen Sprache dadurch ein Recht entziehend, das sie Jahrhunderte

hindurch in ziemlich unangefochtenem Mißbrauch ausgeübt hat. Glücklicher Weise ſtellten wir damals weder das dürre Erzeugniß müßiger Speculation, noch den weſenloſen Spuk eines frommen Wunſches auf, deſſen Erfüllung meiſtens niemand weniger hofft und wünſcht, als der Wünſchende ſelbſt. Vielmehr gaben wir nur einfache Rechenſchaft über ein von uns nach ernſtlicher Prüfung erwähltes Verfahren, das ſich uns in der Anwendung von Tage zu Tage mehr bewährte, und das wir darum auch von andern geprüft und angewendet, wo nicht, zu unſerer eignen Belehrung, als unſtatthaft dargeſtellt zu ſehn ein lebhaftes Verlangen trugen.

Zwar hatten wir nicht abgelaſſen, vor der Ausführung unſerer Idee den Stachel des Zweifels möglichſt gegen uns ſelbſt zu ſchärfen, und der oft zu ſchnell vorauf eilenden Neigung nirgends geſchont. Aber es wollte nicht gelingen, auf andere Hinderniſſe und Einwendungen zu treffen, als auf außerweſentliche, denen wir weder weichen wollten, noch auch zu weichen genöthigt waren. Denn in der That war ein altes Herkommen das einzige, was wir für den Vortritt der römiſchen Sprache aufzufinden vermochten: dieſes war uns als hiſtoriſches Denkmal ehrwürdig; höher aber konnte es uns nicht gelten, da ſich deutlich genug erwies, daß nicht die Strenge prüfender Wahl, ſondern der überwältigende Strom eigenmächtig geſtaltender Weltereigniſſe die Hellenenſprache auch da noch zur Dienerinn ihrer Ueberwinderinn machte, als dieſe ſelbſt ſchon dem allgemeinen Wechſel der Dinge hatte erliegen müſſen. Wahrnehmend nun, wie in der Außenwelt zu unſern Tagen vieles dahinſinkt, welches, durch ein Ehrwürdiges und Heiliges in ſich, zur Dauer von Jahrhunderten gelangt war, ſchien es dem Sinn dieſer Zeit widerſprechend, mit abergläubiger Scheu ſtehn zu laſſen, was, nur durch eine zufällige Dauer, ſich Achtung und eine Art von Unverletzlichkeit erworben hatte. Was man im gemeinen Sprachgebrauch Unausführbarkeit oder Unmöglichkeit nennt, lag noch ferner. Was der Menſch klar zu denken und in Worten darzuſtellen vermag, wird er auch zur That herausführen können: überdieß iſt es eine der verſtändlichſten Lehren der Geſchichte, daß man vom Menſchen nur zu fordern habe, damit er alsbald leiſte; daß man nur den Anlaß zu geben brauche, damit er jede innere Kraft nach außen wende. Wer dagegen von ſich und andern darum etwas zu begehren ſcheut, weil es noch nicht geleiſtet iſt, der wird am Ziel ſeines Lebens nichts erreicht haben, als was ihm bewußtloſer Trieb und Zufall aufdrangen. So forderte man auch nur mit Ernſt vom Bildner deutſcher Jugend, daß er in der helleniſchen Sprache heimiſch ſey wie in der römiſchen, und bald wird ſich zeigen, wie unwürdig die von der Kraft des menſchlichen Geiſtes dachten, welche eine ſonſt gut geheißene Anſicht durch Zweifel dieſer Art entwirklichen und unter die ſchönen Träume rücken wollten. Ein ernſthafteres Beſtreben, wie es ſich vielfach bei thätigen Lehrern an ſogenannten gelehrten Schulen ausſpricht, könnte endlich, ſo ſchien es uns, darum auf die Priorität der lateiniſchen Sprache dringen, weil ſie als anerkannte Gelehrtenſprache eins der allgemeinſten Bildungsmittel zwiſchen den geiſtigen Beſtrebungen aller lebenden Nationen iſt; weil ſie auch zum unmittelbaren Verkehr mit dieſen dadurch den Hauptſchlüſſel bewahrt, daß die bedeutendſten derſelben ihre Töchter, noch immer nach Form und Bildung ihr nahe verwandt, und leicht gewonnen ſind, wenn man ſich zuvor die Mutter zu eigen machte. Wenn die beiden früher angedeuteten Einwürfe zwar gegen die Sache ſelbſt gerichtet, aber in ſich

hoht und nichtig waren; so trägt die letztere Bemerkung umgekehrt das Gepräge von etwas anerkannt Wahrem, berührt aber dagegen auf keine Weise den Mittelpunkt des Streites, da hoffentlich niemand uns so mißverstehn oder auch mißdeuten wird, als wollten wir der lateinischen Sprache mit ihrer veränderten Stellung zur Jugendbildung irgend etwas von der Intension oder Extension entziehn, die ihr bisher in der Sphäre des Schulunterrichts zuerkannt war: vielmehr glauben wir, gegen die römische Sprache nicht eher im besten Sinn gerecht werden zu können, als bis wir aufgehört haben, gegen die hellenische ungerecht zu seyn. Da überdieß der Einschritt in das Erlernen fremder Sprachen gewiß in einem Alter geschehn muß, wo eine Gelehrtensprache noch außer aller Berücksichtigung liegt, so schwindet diese Einwendung ganz Dagegen wollen wir gleich hinzufügen, daß wir es nicht unzweckmäßig, vielmehr nothwendig finden, dem Unterricht in der lateinischen Sprache auf höheren Bildungsstufen einen jedoch wenig erweiterten Raum einzugeben, so daß am Ende des Schulcursus beide alte Sprachen wieder im Gleichgewicht stehn. Es bedarf also kaum noch der Erwähnung, daß auch das Erlernen lebender, von dem Römischen herstammender Idiome auf unserem Wege in nichts gefährdet wird: vielmehr dürfte nicht wenig dabei gewonnen werden, wenn man von der lateinischen Sprache nicht erst zur griechischen zurück, und dann erst mit einem offenbaren Sprung etwa zur französischen überzugehen braucht, sondern wenn man nach Voraussendung der hellenischen sofort auf die römische ihre Töchtersprachen kann folgen lassen. Denn daß Jemand auch diese Mischlinge der hohen attischen Jungfrau sollte voranschicken wollen, mögen wir uns nicht denken: wenigstens bedürfte es nicht erst unserer Antwort darauf. Unsere Erfahrung hat uns überzeugt, daß ein halbes Jahr bei mittelmäßigen Anlagen des Kindes, genug ist, um — neben unverkürztem Unterricht in der Muttersprache, der Geschichte und Geographie, der Formenlehre, der Naturgeschichte, und entsprechenden Uebungen in der Gesangslehre, im Schreiben und Rechnen — den etymologischen Theil der griechischen Grammatik, durch elementare Lese- und Schreib-Uebungen unterstützt, so weit zu vollenden, daß das Kind nun zu einer höhern Bildungsstufe und damit zu den Anfangsgründen der lateinischen Sprache vorschreiten kann. Diese dem lateinischen Sprachunterricht entzogenen sechs Monate, wie überschwänglich sie ihm durch das darin Erworbene im Weiterrücken der Bildung erstattet werden, bedarf für den Kundigen nur der Andeutung, und so erschien, fester ins Auge gefaßt, unseren Ideen förderlich, was sich dem oberflächlichen Hinblick als Eintede und Hemmung verbilden könnte.

Anderer Stoff zu Zweifeln, weder flacherer, noch gründlicherer, wollte sich nicht darbieten, so eifrig wir ihn, allein und mit gleichgesinnten Freunden, suchten, weil wir das stille Vertrauen hegten, er werde, gefunden und erwogen, das seinige zur ferneren Begründung unserer Ueberzeugung beitragen. Da sich aber beim redlichsten Willen nie ganz verbürgen ließ, ob doch nicht ein Vorgefaßtes, mit individueller Neigung lebhaft Ergriffenes, durch zufällige äußere Begünstigung sich schätzenswürdiger als seiner wahren Natur nach Darstellendes uns blind machte gegen nahliegende, jedem wirklich Unbefangenen sich sogleich entgegendrängende Bedenklichkeiten; und kaum zu bezweifeln war, daß nicht des Einzelnen Ansicht, wenn schon im Ganzen die rechte, theilweise an Einseitigkeiten kranken sollte: so konnte uns schwerlich etwas Erwünschteres

kommen, als Fragen, Anregungen, Widersprüche von außen, die, oft von viel anderen Standpunkten ausgehend, uns auf manche nicht genug befestigte Seite unserer ersten Beweisführung hinwiesen, und uns überhaupt veranlaßten, mit diesen uns bisher fremden Ansichten bereichert und über die Prüfungsweise anderer praktisch belehrt, die ganze von uns nun einmal zu allseitig, um sie sogleich wieder fallen zu lassen, aufgefaßte Sache von neuem, wie eine neue und unberührte, wieder durchzudenken, wovon wir hier unsere Resultate niederlegen wollen. Eine Auswahl unter den uns zugekommenen Einwendungen wagten wir nicht zu machen, weil wir keinen ganz untrüglichen Maßstab für den größern oder geringern Anschein der Wahrheit nachzuweisen wußten, und weil, was Ein denkender Mann gedacht hat, noch so viele andere denken können, daß wir schon aus diesem Grunde lieber alles zugleich benutzen, als abwarten wollten, daß es uns auch noch erst von andern Seiten wieder entgegengestellt werde.

Oeffentlich erhobene Zweifel sind noch nirgends her zu unserer Kunde gekommen: wir haben also vor allen die uns schriftlich mitgetheilten selbst aufzustellen. Das erste uns zugegangene waren: „Fragen und Bedenken eines Laien, um deren Abdruck und Auflösung im Archiv deutscher Nationalbildung gebeten wird."

1) „Was für eine fremde Sprache mögen wohl die Griechen gelernt haben, um zu ihrer hohen Geistesbildung zu gelangen?"

2) „Wenn sie keine fremde Sprache lernten, durch welche Mittel wurden die Zwecke erreicht, zu welchen wir Deutsche alle Griechisch lernen sollen?"

3) „Wenn diese Zwecke auf andern Wegen erreicht werden können, wenn es also nicht der Erlernung einer fremden Sprache bedarf, um zu einer höhern Bildung und zur Nationalität zu gelangen, erscheint es dann nicht sehr weise, den Unterricht in fremden Sprachen nicht in den Nationalschulplan aufzunehmen, sondern ihn höhern Bildungsanstalten vorzubehalten, und die Wahl den Aeltern und Vormündern zu überlassen?"

4) „Sollten die Deutschen wirklich aus sich selbst und ohne Hülfe der Griechheit unfähig seyn, zu einer wahren Nationalität zu gelangen, wäre dann wohl ihre Existenz als besondere Nation wünschenswerth? wäre es ein Verlust für die Humanität, wenn die deutsche Nation in andern unterginge?"

5) „In abstracto scheint es nicht unmöglich, die griechische Sprache zur Grundlage des Nationalunterrichts zu machen. Aber in concreto? Erlernung einer fremden Sprache, das heißt, rechte und tüchtige, ist nicht jedermanns Sache. Unterricht darin ebenso wenig" *).

Der ersten dieser Fragen, in denen allen man den scharfen praktischen Umblick eines geistvollen Geschäftsmanns leicht erkennen wird, könnten wir

*) Eine sechste Frage bleibt hier ausgeschlossen, weil sie einen ganz andern Gegenstand betrifft: sie wird im nächsten Heft des Archivs mitgetheilt und geprüft erscheinen. [Heft 1, S. 109, Anm.: „Der Anfang der sechsten Frage heißt: „Nicht bloß gleiche Sprache ist Bedingung der Nationalität, auch gleiche Regierung. — Sollte es also nicht einem preußischen Schriftsteller und seiner Sphäre angemessener seyn, sich mit der preußischen Nationalbildung zu beschäftigen, als mit der deutschen?" Beantwortet von K. H. Jachmann in dem Aufsatz „Das Wesen der Nationalbildung", das., S. 405–433.]

vielleicht mit einigen Gegenfragen antworten, wenn wir sonst auszuweichen und abzulenken geneigt wären. Wir könnten fragen: was für eine fremde Sprache mag wohl den Hellenen zugänglich gewesen seyn, die ihrer Volkssprache an innerer Vortrefflichkeit und Ausbildung so entschieden überlegen gewesen wäre, daß vom Erlernen derselben irgend ein Gewinn, nicht vielmehr unendlicher Nachtheil für dieselbe, — wie nachmals durch die Vermengung mit der makedonischen und noch später mit der römischen — zu erwarten gewesen wäre? oder: welcher fremden Sprache hatten die Griechen thörichter Weise so viel Zugang gestattet, daß ihre angestammte, durch den Fremdling verpestet und entheiligt, reinigender Sühnung durch eine dritte, bessere, selbst reine und ungemengte bedurft hätte? also: wie war es den Hellenen möglich, wozu that es ihnen noth, eine fremde Sprache zu lernen, deren Aneignung nicht geradezu sinn- und bedeutungslos, abgeschmackt und, was Hellenen als das Widerlichste galt, ein Product vernunftloser Willkühr gewesen wäre? Aber wir wollen lieber die Sache gerade ins Auge fassen, weil mehr dabei herauskommt, und ein anderes Verfahren den vielen Abstimmenden, auf die wir besonders im Schulstande selbst rechnen, gar zu erwünscht seyn dürfte.

In Bezug auf die erste Frage antworten wir also, daß die vielen abweichenden Dialekte der hellenischen Sprache, deren jeder seinen eigenen, ausschließlich und selbständig gebildeten Beruf und Charakter hatte, und im Volke neben den übrigen fortlebte, den ersten Zweck eines zu erlernenden fremden Idioms, zu bestimmtem und deutlichem Bewußtseyn des angebornen zu gelangen, erfüllten. Obgleich unsere Kunde von dem gegenseitigen mündlichen Verkehr der einzelnen Hellenenstämme durchaus mangelhaft ist, so wissen wir doch, daß einem jeden, der seines Vaterlandes werth heißen wollte, die Homerische Sprache, mindestens zum Verstehen, geläufig seyn mußte: daß ein gleiches Verhältniß zu den derischen Mundarten Statt gehabt, erhellet nicht sowohl aus den Chören der Tragiker, die sich auf gewisse, meist schon aus den Homerischen Gesängen bekannte Formen beschränkten; sondern ganz vorzüglich aus dem Aristophanes, in dessen Spielen ganze Scenen für seine Zuschauer verloren gewesen seyn würden, wenn sie nicht gewandt gewesen wären, die zierliche Reinlichkeit und Leichtigkeit der attischen Rede neben dem bleischweren Auftritt der spartanischen zu würdigen. Hierbei einen Unterschied nach dem Unterschied der Stände machen zu wollen, wäre rein modern verfahren; da die Hellenen im Grunde keine andere Grenzlinie zwischen den bürgerlichen Verhältnissen kannten, als die natürliche zwischen Freisinn und und sclavischer Gemeinheit. Daß aber der Unterschied in den verschiedenen Dialekten wirklich so groß war, als er nach unserer Anwendung gewesen seyn muß, davon kann sich jeder überzeugen, der den Versuch macht, Homerische Verse in attische Prosa umzuschreiben, oder wer auch nur die Auflösungen, welche Eustathios jedem Absatz vorangeschickt hat, mit der Urschrift vergleicht. Er wird die Homerische Sprache der Platonischen nicht ähnlicher finden, als die des Nibelungenliedes der Goethe's und Schleiermacher's.

Gesetzt aber auch, man wollte hier auf eine wesentliche Differenz zwischen Sprachen und Mundarten bestehen: so würde doch jene Frage keine Einwendung seyn; sie würde aber von ihrer schwächsten Seite, einem merklichen Mangel an historischer Combination, zu betrachten seyn, und dazu sind wir durch die Sache selbst aufgefodert. Es ist wohl die erste Bedingung jeder Nation ein Volksthümliches zu besitzen oder doch zu erstreben: hierin liegt

aber auch ſchon die generiſche Verſchiedenheit zwiſchen allen einzelnen Völkern anerkannt: wenn alſo auch alle der Idee nach Eines, Volksthum, erſtreben, ſo kommt doch dieß Eine, realiſirt, in ebenſo viel geſonderten Erſcheinungen zu Tage, als geſonderte Völker gegeben ſind. Und gleichwohl wollte man darauf beſtehen, daß ein jedes zu ſeinem Ziel denſelben Weg gehen ſoll, welchen das erſte das beſte andere? Aber nicht allein die geographiſche Lage und die von ihr bedingte geiſtige und phyſiſche Organiſation der Menſchenſtämme*) übt ihr von jedem Verſtändigen anerkanntes Recht auf Menſchenbildung aus: auch der Zeit, dem Verhältniß zu andern Staaten und dem geſammten Zuſtand des Menſchengeſchlechts gebührt ein unüberſehbar großer Antheil. Daß ein Volk, blühend in der erſten friſcheſten Jugend der Menſchheit, andere geiſtige Bedürfniſſe hat, einen andern Weg zu ſeiner volksthumlichen Vollendung gehen wird, als eine Nation ſpäterer Jahrhunderte, deren Bildungsepoche in Jahre fällt, wo Klarheit und männliches Bewußtſeyn der Charakter jegliches Strebens ſeyn ſollten, ſind ſo allgemein anerkannte hiſtoriſche Poſtulate, daß wir zu ihrer Begründung nicht abzuſchweifen brauchen. So ſtanden die Hellenen im friſcheſten Morgen des großen Welttages, rein in ländlicher Unbefangenheit, da: weil ſie den Zweifel noch nicht kannten, den erſt die Schuld in das Gemüth bringt, thaten ſie aus innerer Nothwendigkeit das Rechte, verſchmähten ohne Dünkel das Fremde, entwickelten ſich rein und ungeſtört aus ſich ſelbſt, und wurden dadurch zum Muſtervolk, an dem die Gottheit zeigen wollte, was Menſchen erreichbar ſey: ſo wurde mit ihnen vollendet, was Bedingung ihres Lebens und Seyns war, ihre Sprache, ihre Literatur und Kunſt, ihre Verfaſſung. Das deutſche Volk hat ſich ſelbſt, ſein urſprüngliches Weſen und ſeinen Beruf, ſchon ſeit Jahrhunderten ſo oft verkannt, vergeſſen, und dann wohl theilweiſe mit ſtaunenswürdiger Kraft wieder ergriffen, daß es als Volk mit dem helleniſchen gar nicht verglichen werden darf: jene erſte Unſchuld des Daſeyns, die der leiſeſte Hauch des Fremdartigen unwiederbringlich vernichtet, haben nicht erſt wir oder unſere nächſten Verfahren verloren: alſo nicht zu kindlicher Schuldloſigkeit können wir uns zurückträumen, deren eigenſter Begriff allem Wiedergewinnen entgegenſteht: dafür ſollen wir uns mit hellem Bewußtſeyn und mit klarer Feſtigkeit läutern von allem, was nicht unſer iſt, und für die nothwendig hingegebene Unſchuld uns Reinheit gewinnen. Wir haben dieſen

*) Dieſe Thatſache iſt neuerdings von einem ſonſt achtbaren Gelehrten, Herrn Huſchke (de progr. humanit. studior.) mit merkwürdiger Anmaßung weggeläugnet. Zwar der von ihm gewählte Ton, der bedenkliche Zweifel gegen die laut angeprieſenen Fortſchritte in der Humanität erregen könnte, zeigt deutlich, daß es nicht Begeiſterung für die Wahrheit war, was ihn in empbatiſche, reich mit Dichterblumen geſpickte Redensarten gejagt hat: damit aber doch der gelehrte Mann, wenn er einmal wieder in ein ihm fremdes Gebiet tappen will, vor allem nachforſcht, was beſſere Männer urtheilen, wollen wir die von ihm angebellte Meinung mit einigen Zeugniſſen bekräftigen, die er wohl wird ſtehn laſſen müſſen: von Alten Ariſtoteles problem. 11, p. 921, sq. ed. Amel. All. und den ganzen Hippokrat. *περὶ ἀέρων, ὑδάτων καὶ τόπων*, von Neuen Schlözer's „Weltgeſch.", Th. I, S. 62. Alex. von Humboldt's „Anſichten der Natur", S. 176. Aug. Leop. Bucher's „Betrachtungen über die Geographie", S. 122 fgg., wo die Stellen aus Schlözer und Humboldt mitgetheilt ſind, und William Falkener's ganzes weitläuftiges Werk: „Ueber den Einfluß des Himmelsſtrichs, der Lage u. ſ. w. auf Temperament, Sitten, Verſtandeskräfte u. ſ. w. der Menſchen", deutſch erſchienen in Leipzig 1782, 698 Seiten.

Gegenſatz bedeutend hervorgehoben, um anzudeuten, wie verſchiedene Wege oft zwei geiſtig nahe verwandte Völker zu wandern haben, wenn nicht dieſe ſchöne Verwandtſchaft, die das unmittelbare Gepräge des Göttlichen trägt, von einer Seite verſcherzt werden ſoll. So brauchte der Grieche keine fremde Sprache: ſie konnte ihm nur die ſeine trüben, weil noch nichts herzuſtellen war. Der Deutſche, bei welchem dieß nicht der Fall iſt, muß ſich dagegen ein reines Bild vor Sinn und Seele ſtellen, damit er allmälig ſich ſelbſt daran wiedererkenne.

Jedes Zeitalter, ſowie es in den Beſſern lebt, die ſeine Idee gefaßt haben, ſteht auf den Schultern der Vergangenheit, die nur eben aufgehört hat Gegenwart zu ſeyn: ſteht es gleich mit derſelben, ſo nennt es die Geſchichte todt, ſteht es tiefer, ſo heißt es mit Recht barbariſch. Darin liegt die Verpflichtung, was frühere Zeiten Großes und Herrliches, uns zugänglich, hinterlaſſen haben, treulich für folgende Jahrhunderte zu benutzen. Die Maſſe wird ſich mit jedem Tage mehren; aber je reichlicher die Auswahl, deſto köſtlicher muß das Erleſene werden, die höheren Anſprüche fördernd, die jedes neue Menſchengeſchlecht an ſich ſelbſt zu thun hat. Daß die deutſche Sprache das Lebenselement des deutſchen Sinnes iſt, wird wohl niemand beſtreiten mögen: alſo auch gewiß nicht, daß ſie an jedem Einzelnen mit ſorgſamer Pflege zu reinigen und zu kräftigen ſteht. Und gleichwohl wollten wir, die wir ſonſt überall die treibende Kraft eines edlen Beiſpieles, eines hohen Vorbildes bewundernd anerkennen, rückſichtlich auf die Sprache, dieſen Einfluß läugnen? Daß die Hellenen die Götterlieblinge waren, denen, wie in goldenen Träumen, mühlos zuſtrömte, wonach der Deutſche ſchon ſo lange in noch unbelohntem Streben ringt, kann ihm nie zum Vorwurf werden, ſo lang er nicht abläßt, ſich eines gleichen Glückes würdig zu machen. Wir würden es Thorheit nennen, wenn der junge bildende Künſtler ſorgſam bewahrt würde vor dem Anſchauen herrlicher Werke der alten Meiſter: wir würden den kaum einer Antwort würdigen, der ein ſo verkehrtes Beginnen mit der Frage beſchönigen wollte, welchen Meiſter doch wohl der göttliche Raphael ſtudiert haben möge, um ſeine Wunderbilder zu ſchaffen? Erſt dann, wenn die Erziehungskunſt es ſich anmaßt, den Genius ſchaffen zu wollen aus Nichts, und ſo recht eigentlich einzudringen in den Rath der Götter, ſind Einwendungen dieſer Art am Orte. Sollte aber einmal mit einſtem Zweck gefragt werden, nicht um einen halbwitzigen Einfall zur Schau zu ſtellen, ſo hätte gefragt werden muſſen, ob wohl die Hellenen, wenn ſie in der Lage der jetzigen Deutſchen geweſen wären, eine ihnen zugängliche Sprache und Literatur ſich würden angeeignet haben, die ſich zu der ihrigen verhalten, wie die ihrige zur unſrigen? Freilich wäre das wenig mehr als ein Namentauſch: aber bei wem findet nicht die Wahrheit bequemen Eingang, wenn die Lehre auf einen Dritten angewandt wird?

Fällt nun, wie uns dünkt, die erſte Frage, ſo fällt auch die zweite und dritte, die beide ſich an jene lehnten. Wer wirklich wiſſen möchte, durch welche Mittel die Hellenen zu ihrer Nationalität gelangten, den verweiſen wir am liebſten und ſicherſten auf ihre Werke ſelbſt *). Unnütz würde die Be-

*) Wem der Weg zu lang dünkt, auf Heeren's „Ideen über Politik, Handel und Verkehr der vornehmſten Völker des Alterthums", Th. 3, Abth. 1, S. 152—173.

lehrung nicht seyn, weil sich bald ergeben müßte, daß alle jene Motive so innigst verwachsen waren mit Oertlichem und Temporärem, daß eine wirkliche Umpflanzung derselben auf fremden Boden und in andere Zeit sich selbst widerspräche, und daß gleichmäßig kein zu deutscher Nationalbildung vorgeschlagenes Mittel aus dem Grunde verworfen oder nur bedenklich gemacht werden kann, weil es den Griechen fremd gewesen sey. Ein jedes Zeitalter benutze treulich den ihm durch seinen universalhistorischen Standpunkt selbst zugänglich gemachten Bildungsstoff, und keines wird sich neben einem andern zu schämen haben. Freilich macht nicht die Menge der Hülfsmittel oder Werkzeuge, welche zur Bildung dienen oder das Leben verschönern, sondern vor allem der Gebrauch, welchen der Geist von jenen Hülfsmitteln macht, der Sinn, den er hineinlegt, das Ziel, worauf er jene Kräfte hinlenkt, das Glück, den Ruhm und die Würde eines Zeitalters aus*): zur unausbleiblichen Schande dagegen würde es einem Zeitalter gereichen, das eines bereit liegenden Hülfsmittels darum uneingedenk bleiben, oder sich seiner doch nur nach einseitigem Vorurtheil bedienen wollte, weil frühere, in hoher Würdigkeit glänzende Jahrhunderte ohne dasselbe zu ihrer bewunderten Herrlichkeit emporgestiegen waren.

Ganz unverständlich in der dritten Frage ist uns der Vorschlag, die griechische Sprache aus dem Nationalschulplan ausschließend den höhern Schulen vorzubehalten, weil wir in der That nicht wissen, was unter den höhern Schulen gemeint ist. Wir kennen nur einen Gegensatz von der

---

[Ausg. von 1826.] Nur Eine Rücksicht vermissen wir ungern, die auf die Eleusinischen Mysterien. Mit den übrigen Volksfesten, ihres ehrwürdigen Alters wegen, gleichstark auf das Nationalgefühl Aller wirkend, war noch dadurch auf einen bedeutenden Gegensatz hingewirkt, daß alle Ausländer von der eigentlichen Einweihung, der *μύησις*, ausgeschlossen waren, und ihnen durch öffentlichen Ausruf bei der jedesmaligen Wiederholung der festlichen Bräuche die Aufnahme aufs neue versagt wurde. Hauptstelle bei Isokrates „Paneg.", 12, S. 60, Coray; vergl. „Apollodor", 2, 5, 12, 2, p. 190 Heyne; „Schol. Veneed. Iliad.", 8, 368, p. 281, b. Villois; Tzetzes zum „Lykophron", 1328, S. 1006, Müller; Hemsterhuys zum „Schol. Aristoph. Plut.", 846, p. 289; und besonders 1014, p. 367. Auch „Herodot", 8, 65, scheint auf die Exclusion zu deuten. Daß eine solche nicht allein bei den Mysterien, sondern auch bei der mitkämpfenden Theilnahme an allen öffentlichen Wettspielen obwaltete, ist bekannt: bedeutungsvoller aber erscheint diese Verfügung unstreitig bei den Mysterien, deren Zweck und hoher Beruf es war, das Beste und Zarteste zu schirmen vor unheiligen Eingriffen der Profanen. Was also Grundgesetz eines so tief gedachten Institutes war, das kann unmöglich durch Zufall oder Laune hineingerathen seyn: das wird sich jedem Hellenen in seiner edelsten Bedeutung angekündigt haben, den Bessern begriffen, der Menge doch auch geahndet und ehrwürdig. Vor freventlichem Uebermuth aber, wie er sich bei neuern, sogenannten gebildeten Völkern empörend genug hervorgedrängt hat in absoluter Geringschätzung aller Andersredenden, im angemaßten Alleinbesitz der allgemeinsten Lebensgüter und in consequenter Verhöhnung fremden Rechts, bewahrte sie das mit ihnen geborene Maß und die heilige Scheu, deren sinnvolles Bild jedem in der geflügelten Nemesis, dem wägenden Zünglein des Lebens (Mesomed. 1., T. 2, p. 292, Anal. Br.), vorschwebte. Scheu in Zeiten, wo die Schwächlichkeit der neuern noch gern halbe Barbarei spürt, in den Homerischen Gesängen, lebt dieser tiefe Geist echter Menschlichkeit, der auch den Feind in ritterlichen Ehren hält, wie in der deutschen Ilias, dem „Nibelungenliede", und er weicht von keinem echten Hellenen, bis endlich die Redner, nur zu oft die Verderber der Geschichte und der Wahrheit, den Journalton erfanden, doch nicht ohne Mißbilligung der alterthümlicher Gesinnten, z. B. des Lukianos „Quomodo hist. conscrib. sit.", 14, T. 2, p. 20, Reitz.

*) Friedrich Schlegel „Ueber die neuere Geschichte", S. 218.

Nationalschule, die als Schule doch hoffentlich unter keiner höhern steht, die Universität, auf der sich der objective Kreis des Wissens vor dem reiferen Jünglinge erschließt. Bis hieher das Erlernen der classischen Sprachen auszusetzen, wird wohl niemand rathen wollen: wir wissen also nicht, was wir aus jenen höheren Schulen machen sollen. „Conservatorien gewisser bestimmter Studien" werden doch nicht gemeint seyn? — Der Vorschlag endlich, es den Aeltern und Vormündern zu überlassen, ob ihre Kinder und Pflegbefohlenen Griechisch lernen sollen, oder nicht, konnte wohl nur von einem Mann geschehen, der von dem Gipfel eigener ausgezeichneter Bildung auf eine gleiche bei allen seinen Mitbürgern schließt, aber ganz unbekannt ist mit den oft lächerlichen, oft empörenden Zumuthungen, denen der Vorsteher einer Schule von Seiten des Lernens und Nichtlernens ausgesetzt ist, und denen, da die edle Waffe der Vernunft und der Ueberzeugung hier nur mit Entweihung geführt werden könnte, nichts als ein scharfbegrenzter, alle Ausnahmen verbannender Lehrplan entgegengestellt werden kann*).

Ob nun die Deutschen wirklich unfähig sind, ohne Hülfe der Griechheit zu einer wahren Nationalbildung zu gelangen, oder nicht, ist eine Frage ganz anderer Art, die nur der wird lösen können, der alles und jedes im Leben, in der Wissenschaft und Kunst der Vor- und Mitwelt aus diesem Gesichtspunkt geprüft hat, woneben sich überdieß die unberechenbare Möglichkeit ein weites und breites Feld vorbehalten wird. Wir sollten wohl zufrieden seyn, wenn wir nur Ein Mittel gefunden haben, das edel an sich und unverkennbar zu jenem Ziel fördernd ist. Auf keine Weise aber folgt daraus, daß unter dieser Bedingung die nationale Existenz der Deutschen überall nicht wünschenswerth wäre. Würde man denn ein siechendes Menschenleben lieber ganz hinschwinden lassen, als es durch heilkräftige Mittel aus fernen Zonen wieder zu seiner Kraft führen, besorgend, das fremde Mittel werde der ganzen Natur des dadurch Genesenden eine Wendung geben, die schlimmer als das Nichtseyn? Wäre es aber wahr, daß die Deutschheit in dem Volksthum untergehen müßte, aus welchem sie sich nach unserer Ansicht Kräftigung ihres eigenen schöpfen sollte, ja wäre es nur möglich: dann ließe sich unstreitig kein heilsamerer Rath geben, als alles übrige von sich werfend, sich einzig in die Ueberreste des hellenischen Alterthums zu versenken. Denn, wenn wir einmal nicht wir selbst seyn wollen und sollen, so ließe sich doch schwerlich etwas wünschenswertheres denken, als in der griechischen Nation nicht sowohl „unterzugehn", als in nie erreichter Vollendung emporzublühn. Ernstlich aber kann wohl nur von Untergang einer Nation durch eine andere, nicht in einer andern gesprochen werden: sonst könnte ein Volksthum auch über alle

*) Leider könnten wir hochberühmte Gymnasien nachweisen, die es dem künftigen Juristen verstatten, sich von dem Unterricht im Griechischen nach Belieben auszuschließen! Wer sich freilich nicht überzeugen kann, daß das Griechische dem Deutschen, daß es dem Menschen unentbehrlich, dem wird man unstreitig auch vergebens zu zeigen suchen, was dem JEtus abgeht, wenn er dieß Bildungsmittel von sich weist. Doch dürfte es auf keinen Fall unzweckmäßig seyn, darauf aufmerksam zu machen, wie ganz anders wahrhaft ruhmwürdige und sachkundige Rechtsgelehrte über diesen Gegenstand urtheilen. Wir verweisen darum auf van Lynden „Interpr. jurispr. Tullianae", p. 161, und auf das, was früher König im „Lehrb. der allg. jur. Literat.", Th. I, S. 36, zusammengestellt hat, da der Jurist dem Juristen wohl am leichtesten Glauben schenken wird.

volksthümliche Bedingungen hinaus bestehen; gesetzt aber auch, eine solche Unterjochung der Nationalität wäre durch das bloße Erlernen einer todten Sprache zumal denkbar, so ließe sich doch wohl bei keiner weniger an eine solche Gefahr glauben, als gerade bei der hellenischen: wie doch sollte sonst in die Sprache ein Geist gefahren seyn, der dem Volke fremd, ja verhaßt war? Denn nie hat wohl eine Nation, auf einer solchen Höhe echter Bildung, mit solchen Staatskräften ausgerüstet, und in so lebhaftem Gefühl der eigenen Würdigkeit, fremdes Recht und fremde Eigenthümlichkeit reiner anerkannt, als die hellenische *).

Die fünfte Frage ist zur Hälfte schon beantwortet, zur Hälfte beruht sie auf einem nicht klar gefaßten Gedanken. Denn wir fragen wieder, was unter „rechter und tüchtiger Erlernung einer fremden Sprache" gemeint sey. Von einem objectiv wissenschaftlichen Studium können natürlich diese Ausdrücke nicht gebraucht seyn; dann aber bleibt es ganz unbegreiflich, warum nicht ein jeder unverschrobene Knabe den Theil des Sprachenlernens, der für die ihm angewiesene Bildungsstufe gehört, unter der Leitung eines tauglichen Lehrers auf die rechte und tüchtige Weise in sich aufnehmen soll. Wenn es, wie wir hoffen, jedermanns Sache ist, auf dem Wege einer zweckmäßigen Bildung zum Gebrauch seiner Vernunft zu kommen, so wird er auch seine Sprache nicht bloß instinktmäßig brauchen können: dieß Sichbewußtseyn in der eigenen erschließt ihm aber auch die höheren Schwierigkeiten der fremden Sprachen, die nichts weiter hinzu verlangen, als einige Beschäftigung des Gedächtnisses. Wer freilich auf Quinta erreicht sehen will, was auch das längste und edelste Menschenleben nie ganz erstreben wird, der darf solchem Kleinmuth, solchem Zweifel an der Hoheit des Menschen füglich Raum geben. Wer aber den Werth eines rechten Elementar-Unterrichts begreift; wer bedenkt, daß die Stufen der Bildung zahllos sind, und nie bis zur letzten erreicht werden können; daß also selbst das Vortrefflichste ein bloßes Annähern an ein Unerreichbares bleibt, der wird auch anerkennen, daß jede Stufe ihre Würde hat, und auf jeder etwas Rechtes und Tüchtiges erreicht ist, wenn man nicht durch eigene Schuld eine höhere zu erreichen verscherzt hat. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Stationen auf dem Wege zu einer fremden Sprache zu mustern, und zu zeigen, wie jede unverkrüppelte und unverwahrlosete Kraft auf jeder einzelnen leicht das vernünftiger Weise Geforderte leisten kann; wir halten es aber auch für unnöthig, sobald nur der allgemeine Bildungszweck beim Sprachlernen von dem eigentlich gelehrten unterschieden wird. Können wir die Idee des erstern fassen, so wird uns einleuchten, daß das Nichtserreichen nur aus dem absolut bösen Willen des Lernenden, oder aus dem Ungeschick des Lehrenden entspringen kann, und daß nicht das objective

---

*) So wußte Themistokles des Artabanos schöne Worte: καλὸν μὲν πᾶσι τὰ οἰκεῖα νομίζειν καὶ σώζειν „Plutarch in Themist.", 27, zu würdigen; so konnte Alkibiades Sparter unter Spartern, Perser unter Persern seyn. Aber wo der Hellenen hohe Bildung sich einseitiger zeigte, in Lakedämon, da erschien auch diese menschliche Anerkennung seltener, und wich oft unhellenischer Willkührlichkeit. Athen zwang nie untergeordneten Städten die eigene Verfassung auf; in Sparta wurde es allmälig herrschende Maxime, durch so empörende Gewalthandlungen allen Freiheitssinn zu tödten. Wer dem leidenschaftlichen Gemälde des edeln Isokrates, „Panegyr.", 32—36, nicht unbedingt glauben will, der erinnere sich, was Athen, was früher die Heloten und Messenier, später Megalopolis und Mantineia durch Sparta gelitten haben.

Erlernen einer gewiſſen Sprache, ſondern die planmäßig eingeleitete Beſchäftigung mit ihr und durch ſie der eigentliche Zweck einer idealen Pädagogik iſt. —

Wir laſſen dieſen allgemeinern Zweifeln gegen die dem Griechiſchen eingeräumte Priorität, die unmittelbar auf die Sache ſelbſt eingehenden Bedenklichkeiten eines hochverehrten Gelehrten folgen, der gleich verdienſtvoll als gründlicher Bearbeiter der alten Literatur und als praktiſcher Schulmann, durch ſeine Auctorität uns in unſerer Anſicht hätte auf Augenblicke wankend machen können, wenn wir auf etwas anderes, als auf Gründe hätten hören können und mögen *).

„— es freut mich, daß Ihr Conradium ſo ſchön gedeiht, und daß nun auch in jenen Gegenden eine tüchtige Pflanzſchule der Humanität aufblüht. Daß Sie den Unterricht mit der griechiſchen und nicht mit der lateiniſchen Sprache anfangen, ſollte mich bei meiner Vorliebe für das Griechiſche freuen; indeſſen geſtehe ich aufrichtig, daß ich mich bis jetzt noch nicht von dem Vorzuge dieſer Rangordnung habe überzeugen können. Das allgemeine Geſetz der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes iſt doch, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Näherliegenden zum Entfernten fortzuſchreiten, und da ſcheint mirs, ſollte man beim Unterricht, d. h. bei der Unterſtützung dieſer Entwickelung nach Naturgeſetzen, mit der Sprache anfangen, die unſern Idiomen ſchon um einige Stufen näher ſteht, alſo mit der lateiniſchen, ſchon deßwegen, weil ſie vollkommner als unſere Sprache, aber unvollkommner als die griechiſche iſt. Mit dem Vollkommenſten anzufangen, kann wohl nicht als Grundſatz gelten: ſonſt müßte man im Lateiniſchen auch zuerſt den Cicero, Horaz, Virgil leſen; ich zweifle ſelbſt, ob es gut gethan iſt, mit den Anfängern im Griechiſchen gleich den Homer, z. B. die Odyſſee zu leſen; um das Vollkommne in dem Bau einer Sprache oder in den Schriften zu verſtehen und zu fühlen, dazu gehört ein durch das Sprachſtudium ſchon ſehr gebildeter Geiſt, und ich befürchte, daß, wer nicht ſtufenweiſe zum Erkennen und Anſchauen des Vollkommnen geführt wird, es nie oder mit Schwierigkeit erkennen und fühlen lernt." —

Das vielfach Vortreffliche in dieſen Aeußerungen, das auch mit unſern Anſichten und Einrichtungen ganz übereinſtimmt, freudig anerkennend; beſonders die treffenden Worte gegen die verderblichen Anmaßungen vieler neueſter Pädagogen in den Geiſt einführen zu wollen, ehe der Buchſtabe deutlich gefaßt und geläufig geworden iſt, haben wir doch gegen die Anwendung auf das Griechiſche manches einzuwenden, da uns dieſe nicht ſowohl die Sache, als einen falſchen Weg in derſelben zu treffen ſcheint.

Der anerkannt wahre pädagogiſche Grundſatz vom Einzelnen zum Allgemeinen fortzuſchreiten, würde beim Sprachlernen dann nur verletzt werden, wenn man auf der unterſten Claſſe mit einer philoſophiſchen Grammatik an-

*) Da die folgende Stelle uns nicht eigentlich zur öffentlichen Bekanntmachung geſchrieben wurde, haben wir kein Recht, hier Namen zu nennen: doch glauben wir die Mittheilung bei dem uns zu fern wohnenden Verf. wohl entſchuldigen zu können, weil der Inhalt, alles Perſönliche ausſchließend, einen allgemeinen Gegenſtand von einſeitigem Intereſſe mit gediegenem Ernſt, nicht mit beliebter Converſations-Seichtigkeit behandelt, und die große Ferne uns hinderte, die ausdrückliche Erlaubniß zur Mittheilung einzuholen. Daß übrigens die Gegengründe nicht gegen meinen erſten Aufſatz im Archiv, ſondern gegen eine frühere ſchriftliche Mittheilung gerichtet ſind, zeigt ihr Inhalt ſelbſt.

heben, und aus dieſer dann einzelne poſitive Idiome deduciren wollte: dieſe beſchließt billig den Kreis des Sprachenlernens, kann aber nicht durch das frühere oder ſpätere Erlernen einer poſitiven Sprache anmaßlich anticipirt werden. Bedenklicher ſchon iſt die andere Vorſchrift, vom Näherliegenden zum Entfernteren fortzurücken, und beſonders bei ihrer Anwendung auf unſern Gegenſtand unzähligen Mißverſtändniſſen bloß gegeben. Hat doch ein geiſtvoller Mann *) aus demſelben Grundſatz, aus welchem ſich die lateiniſche Sprache als zuerſt zu lernende ergeben ſoll, hergeleitet, daß der Deutſche mit dem Schwediſchen anfangen, dann das Däniſche, dann das Engliſche folgen, dieß den Uebergang zum Franzöſiſchen, das Franzöſiſche den zum Italieniſchen, das Italieniſche den zum Spaniſchen, das Spaniſche den zum Lateiniſchen machen, und das Griechiſche die lange Irrfahrt ſchließen ſoll. Solche Um- und Mißdeutungen ſind aber gar nicht verwunderlich, da es ſchwer ſeyn möchte, nachzuweiſen, was bei Sprachen eigentlich nahe oder fern heißt. Von geographiſcher Beſtimmung kann die Rede nicht ſeyn, ebenſo wenig von dem Verhältniß der Zeitenferne. Der Weg der Stammverwandtſchaft bringt auf Irrfahrten, wie wir eben eine bemerkt haben. Es bleibt alſo nichts weiter übrig, als eine gewiſſe innere Nähe in der grammatiſchen Anlage und in dem überhaupt, was man Genius einer Sprache zu nennen pflegt. Wären wir geneigt zuzugeben, daß, was vom kindlichen Gemüth nicht gleich klar gefaßt und vollſtändig begriffen werden kann, auch ohne allen wohlthätigen Einfluß auf daſſelbe bleiben wird, ſo würden wir die Worte des trefflichen Urhebers der oben mitgetheilten Gedanken hier gegen ihn ſelbſt richten, weil wohl beim Sprachſtudium nichts eine höhere Reife des Urtheils vorausſetzt, als dieſe innere, nicht mehr an beſtimmten Lauten und gemeinſamen Stammſylben haftende Relation zweier Idiome zwiſchen einander lebendig aufzufaſſen. Obgleich alſo der Verf. ſich ſelbſt nicht gleich bleibt, ſo ſind wir doch ganz einig mit ihm, daß dieſe Rückſicht nicht unweſentlich iſt: nur werden wir ihm das nie zugeben, ſo willig wir gerade in der griechiſchen Sprache uns im Schülerverhältniß zu ihm bekennen, daß die römiſche Sprache der deutſchen verwandter ſey als die helleniſche, gleichviel, ob man dabei auf die Uebereinſtimmung der Wortſtämme, oder auf den grammatiſchen Bau, oder auf ihren individuellen Sprachcharakter ſehen will. Freilich iſt hier nicht der Ort, einen ſo umfaſſenden Gegenſtand bis zum unwiderſprechlichen Beweis zu führen: auch fallen uns gerade keine Auctoritäten bei, die einſtweilen für anderweitige Gründe gelten könnten; aber wir glauben, daß es an ſolchen nicht fehlt, und daß das ſelbſtgebildete Urtheil der meiſten mit uns ſeyn wird. Ueberdieß ſcheint uns ſelbſt dieſe Art von Sprachverwandtſchaft kein feſtes Kriterien des pädagogiſchen Ranges, weil das näher und ferner Verwandtſeyn durchaus relative Begriffe ſind, die erſt da entſtehen, wo mehrere Sprachen mit einer dritten verglichen werden können **). Dem

*) Ernſt Moriz Arndt in den „Fragmenten über Menſchenbildung“, ſ. „Jenaer Allgemeine Literaturzeitung“, 1806, Nr. 212, S. 170.

**) Man wende mir nicht ein, daß auch der Vollkommenheitsbegriff in concreter Anwendung nur ein Annäherungsbegriff iſt, und alſo gleichfalls Stufen hat: denn eine vollkommenſte Sprache kann ſich ein jeder nach den Geſetzen philoſophiſcher Sprachforſchung geſtalten, nicht ſo eine verwandteſte.

Kinde, das ſeiner ſinnlichen Natur nach beim Sprachlernen durchaus nur für Klangesverwandtſchaft ganz offnen Sinn hat (den man aber auch benutzen muß, z. B, bei der Reduplication der griechiſchen Perfecta. Was hier Uebereinſtimmung zwiſchen dem Griechiſchen und Deutſchen, iſt im Lateiniſchen Anomalie!) wird alſo jede fremde Sprache, mit der es ſeine Sprachſtudien beginnt, gleich nahe, oder wohl eigentlich gleich fern zu liegen ſcheinen, wenn man nicht zu einer ganz ſtammverwandten greift, für unſere Jugend z. B. zu dem ſchwäbiſchen Deutſch der Nibelungen, oder zu dem Saſſiſchen, welches Verfahren aber ſchon beſeitigt iſt. Damit aber jenes Geſetz des Ueberganges von Näherm zu Fernerm doch in Ehren bleibe, hat der Lehrer allerdings auf nichts ſorgfältiger zu achten, als daß er aus der Sprache, mit welcher er nach feſtem Princip beginnt, dem Kinde dasjenige zuerſt nahe bringt, was ſeiner kindlichen Natur am nächſten liegt, alſo die Form, in der alsdann derſelbe Grundſatz immer von neuem angewendet werden muß, jemehr der Unterricht ins Detail geht. Daß jenes Princip, wonach ſich die zuerſt zu lernende Sprache beſtimmen wird, die höchſt mögliche innere Vollkommenheit derſelben ſey, iſt noch immer unſere Meinung. Da der Zweck des Sprachlernens nicht gleich auf der unterſten Claſſe erreicht werden ſoll, paßt die Einwendung nicht hieher, daß nur ein ſehr gebildeter Geiſt die Vollkommenheit des Baues einer Sprache faſſen könne. Das Kind kann natürlich auch von ſeiner Mutterſprache den Werth noch nicht faſſen: gleichwohl geſteht ihm der Verfaſſer ſchon die Beſchäftigung mit einer noch vollkommnern zu, die lateiniſche für eine ſolche annehmend, was wir freilich auch noch nicht bejahen möchten. Hier häufen ſich alſo Widerſprüche auf Widerſprüche. Da wir Geſetzmäßigkeit und Uebereinſtimmung, Harmonie der Theile, innere Ordnung und einen möglichſt ausgefüllten Kreis der grammatiſchen Begriffe, als das Vortrefflichſte in der Conſtruction einer Sprache bewundern, ſo ſcheint uns auch gerade hierdurch die vollkommenſte Sprache die dem erſten Unterricht geeignetſte zu ſeyn, nicht nur weil ſie dem Lehrling ohne Zweifel bei rechter Leitung — die wir überall vorausſetzen müſſen, da ja ein ungeſchickter Lehrmeiſter das Heilſamſte unwirkſam, ja ſchädlich machen kann — am faßlichſten ſeyn wird, ſondern ganz vorzüglich, weil keine andere gleich beim Erlernen des ſcheinbar, aber auch nur ſcheinbar todten Buchſtaben den Geiſt des Lehrlings ſo anregen, beſchäftigen und combiniren lehren, keine alſo gleich bei ihren Elementen ſo bildend und befruchtend ſeyn wird. Denn indem den nothwendigen und unſchätzbaren Uebungen des Gedächtniſſes nichts entzogen wird, tritt ſchon durchgängig eine höhere Bedeutung hinzu, welche das mechaniſche Auffaſſen erleichtert und belebt, und als Leitfaden bei allen ſpäter zu erlernenden, minder organiſchen Sprachformenſyſtemen benutzt werden kann. Sowie man aber dem Lernenden eher die einfache Regel, als das bunte Ausnahmenweſen vorlegt: ſo ſollte auch überall das Einfachwahre und Rechte, das Reinſte, eher gezeigt werden, als das durch Mangelhaftigkeiten Entſtellte, dadurch Verwirrende und Störende, indem der ungetrübte Sinn des Kindes das Gute, das Eines iſt, ſich verwandter und anſchaulicher fühlen wird, als das von dem Ideal weiter und weiter Abſchweifende, welches das Princip der Vielheit. Würde nicht der Lehrer in irgend einer bildenden Kunſt ſeinen Schüler lieber ſogleich mit den vollendetſten Meiſterwerken umgeben und dieſe ihre ſtille Gewalt auf den noch unbefangenen Sinn ausüben laſſen: als ihn erſt abſtumpfen mit den Fehlern

mangelhafter Gebilde, die gleich eine ſo ſchiefe Richtung geben könnten, daß die Empfänglichkeit für das Beſte unendlich geſchwächt, wo nicht auf immer gelähmt würde? Und beim Sprachlernen, wo man nicht erſt ſeltener äußerer Begünſtigungen bedarf, wollte man dieſen unermeßlichen Vortheil planmäßig und abſichtlich aufgeben? Ueberhaupt kann man wohl kein frevelhafteres Wort hören, als das alltägliche: der Lehrer, das Buch, das Bild iſt für Kinder noch gut genug! Der Mann ſoll auch das Unreine ins Auge faſſen, um es zu bezwingen und hinwegzutilgen; aber die heilige Knoſpe eines künftigen thätigen Seyns, die noch im ſtillen Frieden der innern Einigkeit ſelig träumt, kann wohl nie mit genug zarter ſittlicher Ehrfurcht und Scheu behandelt, nie mit genug reinen Anſchauungen aus der Wirklichkeit umgeben werden. Freilich begreifen und faſſen wird das unbefangene Gemüth nicht auf einmal die ganze tiefe Bedeutung ſeiner Umgebungen; aber alles Edle und Gute iſt von ſo unwiderſtehlicher Gewalt, daß es der ſchönſten Einwirkungen nie verfehlen wird, wo nicht ſchon vom Schlechteren die Organe verknorpelt ſind. Dieß auf die Sprache angewendet, bringt aber keineswegs auf die Folge, daß man nun im Lateiniſchen auch mit Cicero, Horaz, Virgil, im Griechiſchen mit der Odyſſee die Lecture anfangen müſſe: da man denn doch das in der Sprache Verſtändliche gar ſehr unterſcheiden muß von dem in der Literatur Verſtändlichen: denn mit dem Cicero die lateiniſche Lecture anzufangen, würden wir unbedenklich empfehlen, wenn der Inhalt der Ciceroniſchen Schriften nur dem Kindesalter entſpräche: ja wir hoffen ſogar, durch eine ausſchließlich aus dem Cicero zuſammengetragene Chreſtomathie bald im Stande zu ſeyn, die lateiniſche Lecture wirklich mit dem Cicero auf Quarta zu beginnen [1]), weil uns die mit der Rundung der Erdkugel in modiſcher Latinität anhebenden Leſebücher ebenſo wenig zweckmäßig ſcheinen, als die vom ſtarren, unrömiſchen Eutropius abſchreckend beginnenden. Im Griechiſchen aber von der Odyſſee auszugehen, verbeut uns — vieles andern zu geſchweigen, was ſchon von mehrern Seiten geſagt iſt — der noch unberührte Grund, daß gerade dieß herrliche Buch uns als Sprachmittel noch bei weitem nicht gut genug iſt für den erſten Lehrling. So wenig als wohl jemand nach ruhiger Ueberlegung anrathen wird, im Lateiniſchen von den Fragmenten des Ennius anzufangen, ebenſo wenig hätte im Ernſt von einem elementaren Gebrauch der Odyſſee die Rede ſeyn ſollen, wenn man nicht das Grammatiſche, d. h. das einzig echte und gründliche Erlernen einer Sprache, geradezu wegwerfen wollte. Sowie ſich die helleniſche Sprache von Stufe zu Stufe vollendet, wird ſie in ihren Formen einfacher, beſtimmter, ſich mehr und mehr zur Einheit abwendend von der anfänglichen Vielheit der Formen, auch darin ein ſinnvolles Symbol von aller aus eigenen Tiefen erquellenden Bildung; während ſich, ebenſo bedeutend, das Geiſtige in zahlloſen neuen Wendungen und Modificationen des Ausdruckes zu immer größerer Fülle und Mannigfaltigkeit entwickelt. Rückblickend finden wir in der Sprache des alten Heldengeſanges noch das

1) Ich glaube manchem Schulmann eine angenehme und erwünſchte Verheißung zu geben durch die Notiz, daß mein Freund und Collega Jachmann dieſe nützliche Arbeit mit Liebe unternommen, und ſchon größtentheils vollendet hat. („Lateiniſches Elementarbuch. Eine Sammlung zweckmäßiger Stellen aus den Schriften des Cicero". Von Reinhold Bernhard Jachmann, Director des Gymnaſiums zu Jenkau bei Danzig. Berlin, in der Maurer'ſchen Buchhandlung, 1813.)

mindergebildete Schwanken der Form in vielfältiger Brechung; dagegen höchst einfach und auf wenige Regeln zurückzuführen das Geistige der Sprache, welches die Grammatik in der Syntaxis befaßt [1]). Darum ist es uns unbegreiflich, wie denkende Männer von der ionischen Sprachbildung ausgehen mochten, die vollendete attische verschmähend. Erst wenn diese dem Gedächtniß eingeprägt, und durch eine zweckmäßige Lectüre, wie sie nur Chrestomathien geben können, befestigt und beseelt ist, wird es Zeit, zu den Abweichungen in der epischen Sprache überzugehen, an die nun mit Recht die erste Einleitung in die Erkenntniß vom Bau der Sprache geknüpft wird, weil dieser durch die Attiker nicht eigentlich von innen vollkommner, sondern, aus dem edelsten Kern sich entfaltend, nur nach außen reicher und vielgestaltiger wurde. Darum also sind wir fest überzeugt, daß das Erlernen der Hellenensprache von einem Erlernen der reinen attischen Mundart ausgehn, daß aber der erste Schritt aus der Chrestomathie nicht auch zu einem Attiker, sondern zu den Homerischen Gesängen geschehen muß, mit denen sich dann, nachdem der Form ihr Recht gezollt worden, der durch den syntaktischen Theil repräsentirte Geist der Sprache, sowie der Literatur, naturgemäß aufthun, und ohne Anticipationen und Sprünge weiter verfolgen lassen wird. Wenn wir so im Object Form und Geist aufs schärfste sondern und als Gegensätze darstellen, so mißdeute niemand so, als wollten wir der subjectiven Behandlung eine gleiche Scheidung anmuthen: wir denken, die rechte Form hat auch ihren Geist, und kann und soll eben sowohl zum geistigen Leben erhöhet werden, als der Geist nur zu oft in starren Formen ertödtet wird. Wir entwickelten aber unsere Ansicht hievon um so lieber, als wir nur in dem Gange, welchen wir bei uns dem griechischen Sprachunterricht vorgezeichnet haben, und den das gegenwärtige Stück des Archivs gleichfalls mittheilt [2]),

---

1) Niemand hat dieselbe Ansicht fruchtbarer und kräftiger angewendet als Friedr. Thiersch, in seiner Grammatik des gemeinen und Homerischen Dialekts, — deren besonderer Empfehlung es nicht erst bedarf — die ganze Syntaxis aus den Homerischen Gesängen entwickelnd, und mit Homerischen, überdieß trefflich auswendig zu lernenden Beispielen belegend.

2) [M. W. Jachmann, „Beschreibung des Conradinum auf Jenkau bei Danzig“: „Archiv“, Heft 3, S. 271—323. Die dort (S. 289 fag.) mitgetheilte Anordnung des griechischen Unterrichts wird hier wiederholt, um zu zeigen, wie die in diesem und dem vorhergehenden Aufsatz aufgestellten Grundsätze ausgeführt waren:

„Der philologische Cursus umfaßt 1) prosaische, 2) poetische Lectüre, 3) prosaische, 4) prosodische Stylübungen.

A. Griechische Sprache

V. Classe: 1) Der etymologische Theil der Grammatik nach Buttmann, angewendet auf Jacobs' griechisches Elementarbuch I. Cursus. Prosodisch richtige Aussprache nach den Grundregeln.
3) Uebersetzung einfacher deutsch gegebener Sätze zur Uebung in den grammatischen Formen.

IV. Classe: 1) Jacobs' griechisches Elementarbuch 2 Cursus.
2) Homerische Hymnen, Bruchstücke aus der Odyssee.
3) Verwickeltere Sätze, mit besonderer Rücksicht auf die bekanntesten der griechischen Constructionen, welche die deutsche Sprache nicht kennt.
4) Wiederherstellung mit bloßer Versetzung der Wörter in Prosa aufgelöster griechischer Verse. Hexameter und Distichon. Zugleich die Lehre von den Längen und Kürzen der Silben nach dem etymologischen Theil der Grammatik

leichter verſtanden zu werden hoffen: hoffen, daß es niemandem undeutlich bleiben wird, wie wir von Jakobs' aus attiſchen Schätzen gefülltem Elementarbuch zur Odyſſee und Ilias, und von dieſen dann wieder zu den höchſten Meiſtern der attiſchen Kunſt gelangen.

Endlich hat uns ein Freund die Reſultate mitgetheilt, die ſich über unſern Gegenſtand in einer Geſellſchaft mehrerer ſchätzbarer Gelehrten ergeben haben. In dieſer hatte Eine Stimme ſich dahin erklärt, „der Vortritt des Griechiſchen ſey ſo lange unzuläſſig, als die unterſten Claſſen der Gymnaſien zugleich noch Bürgerſchulen ſeyn würden, gerade der Vollkommenheit und des Reichthums der helleniſchen Sprache wegen.“ Der Uebrigen Meinung war dahin ausgefallen, „daß auch dieſe Bedingung nicht anzunehmen ſey, ſondern daß dem Lateiniſchen überall die Priorität bleiben müſſe, weil es eine feſtere Grammatik, leichtere Formen und keine Dialekte habe.“

Das erſtere dieſer beiden Urtheile dürfte mit unſerer Anſicht ganz zuſammenfallen; denn wahrſcheinlich würde ſein achtbarer Urheber eine reine gelehrte Schule nennen, was in unſerm Archiv als Nationalſchule, von An-

---

III. Claſſe: 1) Jacobs' Attika.
2) Odyſſee.
3) Längere Erzählungen und Beſchreibungen, mit vorzüglicher Rückſicht auf Wortſtellung, Periodenbau und Wahl der Ausdrücke ſelbſt.
4) Wiederherſtellung verwickelter transponirter Verſe, Zurückführung proſaiſcher grammatiſcher Formen auf poetiſche. Hexameter und Diſticha. Zugleich Grammatik des epiſchen Dialekts nach Thierſch.

II. Claſſe: 1) Xenophon's Anabaſis.
2) Ilias.

Zu eigener Lecture und ſchriftlicher Interpretation in den der Selbſtbeſchäftigung gewidmeten Schulſtunden werden den Secundanern zur Auswahl vorgeſchlagen, von griechiſchen Proſaikern: Xenophon's kleinere Schriften, Jacobs' Sokrates, Auswahl aus Lukianes nach Wolf's Sammlung, Eichhorn's „Hist. antiqua ex ipsis script. Graec. narrat. contexta“; von griechiſchen Dichtern: Homeriſche Geſänge, Heſiodes, Bion, Moſchos, Auswahl aus der Anthologie nach Kanne's und Jacobs' Sammlung.

3) Größere hiſtoriſche Compoſitionen.
4) Poetiſche Ausführung in griechiſcher Proſa vorgelegter Aufgaben. Hexameter und Diſticha.

I. Claſſe: 1) a. Geſchichtſchreiber. Herodotos, Thukydides.
b. Redner. Iſokrates, Demoſthenes.
c. Philoſophen. Platon.
2) a. Tragiker. Aeſchylos, Sophokles.
b. Komiker. Ariſtophanes.
c. Lyriker. Pindaros und Theokritos.

Dieſe ſechs Abtheilungen bilden einen dreijährigen Cyclus, ſodaß in jedem halben Jahre nur Ein Schriftſteller, Proſaiker und Dichter alternirend erklärt, von dieſem aber (mit Ausnahme der Hiſtoriker) ein ganzes Werk geleſen wird.

Zu eigener Lectüre und ſchriftlicher Interpretation in den Schulſtunden, welche dem Selbſtſtudium gewidmet ſind, werden den Primanern zur Auswahl vorgeſchlagen, von Proſaikern: Herodotos, Platoniſche Dialogen, Reden des Iſokrates, Biographien des Plutarches; von Dichtern: Homeriſche Geſänge, Theognis, die drei Tragiker, Apollonios von Rhodos.

3) Größere rhetoriſche und philoſophiſche Compoſitionen, eigene Arbeiten nach gegebenen Themen.
4) Freie Uebertragungen aus dem Deutſchen oder Lateiniſchen in griechiſche Verſe. Hexameter und Diſticha. Jambiſche Trimeter. Lyriſche Metra.]

dern als Humanitätsſchule bezeichnet iſt. Wir hätten uns alſo hier nur darüber zu verſtändigen, ob wir noch immer Bildung und Gelehrſamkeit für Eines nehmen dürfen, ob nicht die Schule alle Gelehrſamkeit zurückweiſen ſoll, und ob der Staat nicht eine tüchtige, feſt begründete, aber gleichmäßig organiſirte Bildung dem Armen wie dem Reichen, dem Niedern wie dem Hohen ſchuldig iſt? Wollen wir aber auch, von der Reinheit der Idee abgehend, das nächſte Schulbedürfniß ins Auge faſſen: ſo ſehen wir doch wieder nicht ein, was das Latein Beſſeres in den Bürgerclaſſen bewirken ſoll, als das Griechiſche; beſonders nicht, wie dieſem ſeine Vollkommenheit, ſein Reichthum im Wege ſein kann, da doch auch das Lateiniſche in den niedern Claſſen nicht bis zu einem ſelbſtſtändigen Grad von Abgeſchloſſenheit zu führen iſt. So wird es alſo auch hier wohl beſſer ſeyn, gleich mit dem Rechten einzugreifen, und der Sprache im Lehrplan die größere Zeitausdehnung zu geben, welche dem erwachten Geiſt einſt die edelſte Nahrung beut. In eigener Verlegenheit würden wir uns freilich fühlen, wenn die helleniſche Literatur der Trefflichkeit ihres Idioms nicht entſpräche, oder uns das Beſte davon verloren wäre: aber das letztere haben die Götter der alten Hellas nicht gewollt, und das erſtere gehört faſt unter die undenklichen Dinge, weil ſich ſonſt die ſchönſte helleniſche Eigenthümlichkeit, innige Harmonie zwiſchen dem Geiſt und der Form, gerade da verläugnet hätte, wo ſie ſich am glänzendſten bewähren konnte, und bewährt hat.

Was nun aber die andere Meinung betrifft, ſo verſtehen wir ſie theils gar nicht; theils, wo ſie uns verſtändlich erſcheint, finden wir keine Beziehung auf den pädagogiſchen Standpunkt. Gleich „die feſtere lateiniſche Grammatik" iſt uns ein leeres Wort. Schwankend kann man eine Sprachlehre in objecto wohl nur dann nennen, wenn ſie hie und da aus Laune oder Grille von der philoſophiſchen Grundlage aller Sprache abweicht, welches man der griechiſchen wohl nicht zu ihrem Nachtheil gegen die lateiniſche vorwerfen wird. Daß in den gedruckten lateiniſchen Sprachlehren gar viele Regeln apodeiktiſcher vorgetragen ſind, als in der griechiſchen, die überall dem freien Urtheil noch Raum giebt, dürfte jener gar wenig zum Ruhm gereichen: wir zweifeln aber auch gar nicht, daß wenig davon übrig bleiben wird, wenn die lateiniſche Grammatik im Ganzen nur erſt den rechten kritiſchen Bearbeiter gefunden hat. Im Gegentheil, wenn wir zum Vortheil der Hellenenſprache einen Grund von außen möchten und brauchten, ſo würden wir auf den unermeßlichen Gewinn ausführlicher hinweiſen, welcher der höhern Pädagogik aus den grammatiſchen Werken eines Buttmann, Matthiä und Thierſch erwachſen iſt: ein Vortheil, der wohl gegen die lateiniſche Sprache in Anſchlag gebracht werden kann, da es nicht jedes Schulmannes Sache iſt, ſich einen eigenen ſichern Gang durch die Sprachlehre zu brechen, wie wir das deutlich genug an dem elenden Zuſtand der lateiniſchen Grammatik ſehen, der es doch an praktiſchen Handhabern wahrlich nicht gefehlt hat.

Ob die Formen der griechiſchen Sprache, ob die der lateiniſchen die leichteren ſind; müſſen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, weil wir keinen ſichern Maßſtab kennen, nach dem ſich das entſcheiden ließe: es würde ſich für die Formen beider Sprachen manches mit Grund anführen laſſen; für die eine die geringere Zahl, für die andere die größere innere Uebereinſtimmung. Wollten wir aber die kleinliche Bequemlichkeit des Lernenden die Wahl der erſten Sprache beſtimmen laſſen, wer weiß, ob wir dann nicht doch zum

Schwedischen greifen müßten? Daß die Formen einer solchen Elementar- und Normal-Sprache zu berücksichtigen sind, ist auch unsere Meinung: nur mit dem Unterschied, daß wir nicht fragen, welche beschäftigt den jungen Geist weniger, sondern welche beschäftigt ihn zweckmäßiger? Da wird sich denn wohl einem jeden die Ueberzeugung aufdringen, daß, wenn im Lateinischen die Kennzeichen der Personen-Endungen in der Conjugation gefaßt sind, alles übrige auf todte Mechanik des Gedächtnisses hinausläuft: während im Griechischen besonders das Verbum durch die Veränderungen der Buchstaben, durch die Verkürzungen und Verlängerungen der Stämme, durch die Zusammenziehungen, durch die Augmentationen und Reduplicationen, durch die Beziehungen und Unterschiede zwischen Haupt- und Nebentemporibus, durch die Verwandtschaft der Conjunctive mit jenen, der Optative mit diesen und durch so viel anderes dem erwachenden Combinationsgeist die zweckmäßigste und reichlichste Nahrung beut, und die große Strenge, in der sich diese Regeln von einander sondern, trefflich geeignet ist, bei dem Kinde einen sicheren Grund zu legen zum zarteren und genaueren Unterscheiden in Dingen, die zwar noch materiell ins Auge fallen, aber doch eigentlich schon hinüber deuten in den Kreis der Ideen. Dieß wird die Grammatik keiner andern Sprache in ihren elementaren Theilen nur mit einiger Vollkommenheit leisten, und darum ist es selbst gefährlich, die ersten Uebungen dieser Art mit einem Stoff vorzunehmen, der das Gedächtniß mit so überwiegender Einseitigkeit beschäftigt, wie die lateinische Sprache. Dieß wird nur der läugnen können, der in dem etymologischen Theil der Grammatik nichts als ein nothwendiges Uebel sieht, welches nun einmal, gleichviel wie, überwunden werden muß, um nur zum Lesen zu kommen. Aber ein solcher stoßt allen Sprachunterricht um, und bemüht sich unnütz um ein leichter zu erreichendes. Es ist natürlich, daß der Lehrling das zuerst ergriffene Verfahren bei allen folgenden Sprachen anwenden wird: dann kann es aber gar nicht fehlen, daß ihm nicht der Reichthum der hellenischen Formen als eine ungeheure Masse erscheine, vor der das Gedächtniß zurückbebt. Beim Beginnen vom Griechischen tritt der entgegengesetzte Fall ein: das was hier an allgemeiner Kräftigung mehrerer Geisteskräfte gewonnen wird, führt auf die anmuthigste und heiterste Weise in jede andere Sprache ein, und das behaglichste Gefühl, gleich durch das Zuerstlernte einen Gipfel erreicht zu haben, von dem sich nun der lange Weg förderlich hinabzusenken scheint, hebt über jede Mühe leicht hinweg. Ueberhaupt aber wird einen jeden die Erfahrung davon überzeugen, daß der in ein neues Lerngebiet Eingehende rasch, ehe er sich ein Bild von den Schwierigkeiten und dem Umfange des Gegenstandes hat gestalten können, bis zur Erreichung irgend eines bedeutenden Punktes fortgezogen werden muß, damit er gleich festen Fuß gewinne, und das schon Gewonnene zu mehrerem den Reiz gebe. Aus diesem Grunde haben wir es auch nicht unzweckmäßig gefunden, die griechische Grammatik sofort mit der Lehre vom Verbum zu beginnen, die nicht zu schwer scheint, so lange man nichts leichteres kennt, und der das Nomen dann als belohnende Erholung folgt. Ein schnelles Hinwegeilen, über die erste fremde Sprachlehre zumal, taugt nicht, weil es immer ominös ist für die ganze übrige Beschäftigung mit der Sprache: keine aber verdient und belohnt dieß Verweilen, wie die hellenische, weil keine den Gewinn an formeller Bildung geben wird, während sie zugleich ein reiches Materiale für die folgenden Bildungsstufen liefert.

Die Dialekte endlich geben den Schulunterricht nicht mehr an, als der Lehrer gerade für gut findet: daß die lateiniſche Sprache keine habe, iſt überdieß eine unerwieſene Behauptung, die wir übrigens zu unſerm Zweck gern ſtehn laſſen wollen, denn hier läuft die Widerrede auf bloßen Wortſtreit hinaus, welchen die Planloſigkeit der gewöhnlichen Lehrweiſen begünſtigt. Drücken wir die Sache ſo aus, der Deutſche ſoll die attiſche Sprache eher lernen als die Ciceroniſche, ſo ſind wir aller weitern Widerlegung überhoben, und zugleich am Ende unſerer dießmaligen Betrachtungen.

Einwendungen anderer Art ſind uns nicht kund geworden. Wenn die mitgetheilten und beſprochenen nicht alle ſehr gründlich ſind, ſo iſt die Schuld nicht unſer: würdigen mußten wir ſie, weil es anmaßend hätte ſcheinen können, einzelne ausſondern zu wollen, und weil ſie von Männern ausgegangen ſind, deren Gedanken man überall Achtung ſchuldig iſt, auch wenn man ihnen nicht beiſtimmen kann. Daß es noch einen Mittelſtand geben mag, der, ohne die Priorität des Griechiſchen anfechten zu können, alle ernſtliche Prüfung der Sache unnütz findet, und ſie mit dem geläufig gewordenen Ausdruck Methoden-Künſtelei beehren wird, weil ja doch auch bei dem bisherigen Verhältniß der alten Sprachen zu einander des Reiches Wohlfahrt beſtanden, und es nicht an tauglichen Leuten aller Art gefehlt habe, können wir bei der tiefen Bewußtloſigkeit, in welcher nur zu oft gelehrte und ungelehrte Schulen ihr Daſeyn mechaniſch fortſetzen, gar nicht bezweifeln. Dieſen Indifferentiſten aber begreiflich zu machen, daß im ganzen Unterrichts- und Erziehungsweſen nichts ohne feſten Plan und Abſicht geſchehen ſollte, und daß keine Spottnamen verdient, was Ernſt und Gründlichkeit in die Jugendbildung einzuführen ſtrebt, wollen wir Geduldigeren überlaſſen.

Zum Schluß wird es uns vergönnt ſeyn, da wir — ohne auf Auctoritäten zu pochen — unſern Gegenſtand einzig durch Gründe verfochten haben, die übereinſtimmenden Urtheile einiger Männer anzuführen, deren Namen wir nicht ohne Ehrfurcht ausſprechen können, und denen man ſchwerlich gleich gewichtige von der widerredenden Anſicht wird entgegenſtellen können. Auch Methoden-Künſtelei, Neuerungsſucht u. dergl. wird man ihnen wohl nicht vorwerfen wollen.

Daß der edle Vitterino da Feltre (geboren 1378, geſtorben 1446) das Griechiſche vor dem Lateiniſchen gelehrt habe, kann zwar nicht durch ausdrückliches Zeugniß erwieſen werden: ſehr wahrſcheinlich aber wird es durch den Bericht eines ſachkundigen und wahrheitliebenden Zeitgenoſſen, des Kamaldulenſers Ambrogio Traverſari an Cosmo de' Medici: Cecilia, die Tochter des Marcheſe Gian-Francesco Gonzaga, Herrn von Mantova, habe unter Vitterino's Leitung in ihrem zehnten Jahre das Griechiſche ſo zierlich geſchrieben, daß er beſchämt eingeſtehen müſſen, ſo weit habe es kaum Einer ſeiner Schüler gebracht [1]).

1) Orelli's „Vitterino von Feltre", Zürich 1812, S. 29, 19. Ueber Ambrogio Traverſari ſehe Herren „Geſchichte des Studiums der claſſ. Liter.", Th. 2, S. 237 fg., [Ausg. von 1822]. Ebend. S. 268, wird Cecilia Gonzaga kaum 8 Jahr alt genannt, als ſie jene Probe von ihrer Kenntniß im Griechiſchen ablegte. Man muß alſo doch vor 1000 Jahren, als noch alle Hülfsmittel fehlten, das Griechiſchſchreiben für keine ſo „peinliche Uebung" gehalten haben, wie neulich ein Halliſcher Rec., 1812, Nr. 102, S. 813, der ſchon darum von dieſer Tortur nichts wiſſen will, weil ſie die Fertigkeit im Lateinſchreiben erſchwere und hindere. Wenn

Dagegen bezeugt der groſe Heinrich Stephanus ausdrücklich und mit freudiger Beiſtimmung, ſeines Vaters Robert Grundſatz ſey es immer geweſen, man müſſe die griechiſche Sprache vor der lateiniſchen lernen. Heinrich leitet die begeiſterte Liebe für das Alterthum, die ihn als Mann zu rieſenhaften Werken befeuerte, einzig aus dieſem natur- und ſachgemäſen Gange her [1]).

Bedeutender aber um vieles noch iſt Wottenbach's Erzählung (Vita Dav. Ruhnkenii, p. 32; der Holl., p. 81 der Leipz. Ausg.). Sowohl Tiberius Hemſterhuys, als David Ruhnken haben geurtheilt, verkehrt ſey die Ordnung im Jugendunterricht, nach der wir zuerſt mit der lateiniſchen, dann erſt mit der griechiſchen Sprache bekannt gemacht werden. (Praeposterum esse puerilis institutionis ordinem, quo primum latinis, deinde graecis imbuimur literis.)

Da ſo entſchiedene Ausſprüche ſolcher Männer ſo lange haben unbeachtet bleiben können, müſſen wir uns freilich im voraus darauf gefaſt machen, auch unſere Ideen im beſten Fall mit ſchonungsreichem Schweigen übergangen und einſtweilen vergeſſen zu ſehen. Aber wir wiſſen wohl, daß es der Wahrheit durchgängig nicht anders beſchieden iſt; daß ſie aber, auch verkannt, Wahrheit bleibt, und daß ſie einſt als ſolche wird anerkannt und gefeiert werden. Namen thun dann nichts zur Sache. Darum wiſſen wir unſere Wünſche und Hoffnungen, unſere Geſinnungen und Anſichten nicht beſſer zu ſchlieſen, als mit den würdigen Worten eines alten Weiſen: „*Τυχὸν μὲν ὧν τι διημάρτανον· εἰ δὲ καὶ προσεῖπον, ἀλλ' οὐν τούς γε λόγους. ὥσπερ χρησμοὺς, εἰς τὸν ἐπιόντα χρόνον κατέλιπον.*

---

wir doch auch gegen die lateiniſchen Stylübungen eifern wollten, weil ſie den griechiſchen Zeit entziehen! Klüger wär' es immer noch und conſequenter. Aber man merkt leicht, wo den Rec. der Schuh drückt.

1) Henr. Stephanus in der Vorrede zu ſeinem „Poetis Graec. principe heroici carm.", vergl. Joh. Georg Müller's „Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt", Th. 3, S. 302.

Ueber Tacitus' Germania.

Vir seculorum memoria dignus,
qui
nunc nominatur, olim intelligatur.

Jedes Schriftwerk des hellenischen wie des römischen Alterthums, habe es uns sein eigner, unvergänglicher Werth, oder eine Laune des Zufalls erhalten, kann aus zwei einander grad entgegengesetzten und daher auf sehr verschiedenartige Ergebnisse führenden Gesichtspunkten gewürdigt werden. Denn entweder suchen wir uns über die Wichtigkeit zu verständigen, die es unter zufälligen, unwesentlich von außen hinzu getretenen Bedingungen für uns Spätlinge gewonnen hat: oder unser Nachforschen gilt der Bedeutung, die der Urheber selbst für Vaterland, für Mitwelt und Nachwelt mit sicherem Bewußtseyn hineinlegte. Schwanken zwar sollte auch der erste Standpunkt nie: doch muß er, mit der Außenwelt verknüpft und von ihr abhängig, wechseln und sich wandeln, bedingt durch Volksthümlichkeit, durch Ort und Zeitereignisse, und daraus entsprungenen Bedürfnissen unterwürfig. Der andere Standpunkt ist unwandelbar Einer und derselbe, unabhängig vom Aeußerlichen in dem innersten Wesen des Werkes begründet: und sowie jener vor allem bei werkthätigen Lebenszwecken, unter denen ächte Volkserziehung am höchsten steht, unverwandt im Auge zu halten ist, so gehört dieser vorzugsweis der Reinheit wissenschaftlicher Ergründung an. Ganz zurückzuweisen aber ist keiner von beiden: da jener ohne diesen willkührlich und unstatthaft, dieser ohne jenen unfruchtbar bleiben, und folgenlos in sich selbst zerfallen würde.

Darum muß dem letztern zuerst sein volles Recht geschehn, damit wir feste Grundlage für jenen gewinnen: und weil alles, was in der Zeit entstand, dem dreifachen Maaß der Zeit untergeordnet bleibt, so kann auch das freieste und kühnste Werk menschlicher Schöpfungskraft erst dann wahrhaft verstanden werden, wenn es nach diesem dreifachen Maaßstab geprüft ist. Aus der Gegenwart muß sich die gewählte Form ergeben, aus der Vergangenheit das wirklich Geleistete, aus der Zukunft das erstrebte Ziel. Danach bilden sich drei Hauptfragen, in welchem Lebensabschnitt des Urhebers, in welchem Verhältniß der Aufeinanderfolge zu seinen übrigen Werken steht das einzeln zu betrachtende? welche Vorarbeiten, welche Hülfsmittel überhaupt konnten dabei benutzt werden, und welche Ansicht hatte sich zur herrschenden gemacht? welche Rückwirkung auf die Zukunft ging aus den Einwirkungen der Vergangenheit und Gegenwart hervor?

Dieſe dreifache Berückſichtigung kann dem erſten Blick ſo allgemein gultig erſcheinen, daß man ihre Beſchränkung auf Werke des Alterthums vielleicht einſeitig finden wird. Sobald man aber die Anwendung auf beſtimmte einzelne Erſcheinungen neuerer Jahrhunderte verſucht, wird man auch der Unmöglichkeit inne werden. Namentlich für unſer vaterländiſches Schriftweſen dürfte ſo etwas nur in wenigen, von Einem großen Gedanken ergriffenen Zeitaltern, nur bei einzelnen, vom bewußtloſen Treiben der Menge unabhängigen und im wachſten Sinn der Zeit lebenden Geiſtern durchzuführen, nirgends als durchgängige Anfoderung feſtzuſtellen ſeyn. Die Bahn aller Beſtrebungen hat ſich ſo erweitert, oft ſo vielfach zerſpalten und verwirrt, daß nicht leicht ein Einzelner Einem unverrückten Ziel feſt und ſicher genug nachſtrebend erfunden wird, um in ſeinen vorläufigen Verſuchen den wohlgerichteten Stufengang zum Gipfel hin, ohne Rückſchritt und ohne Abſchweifung, zuſammenhängend nachzuweiſen.

Ebenſo ſelten geworden iſt die wahre Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit eines wiſſenſchaftlichen Lebens: Werkthätigkeit nach außen hin und innere Forſchungskraft ſtellt man gern als Gegenſätze auf, und während die Einen nur geben, die Andern nur empfangen wollen, verlernt man, ſich gegenſeitig zu tüchtigen. Wo aber der Werkmeiſter in Wiſſenſchaft und Kunſt ſeinen Beruf darin zu erkennen vermag, alles was vereinzelt, zerſtückt, oft verworren und verſchlackt, durch ſein Volk zerſtreut iſt, zuſammen zu faſſen, zu verſchmelzen, und es gereinigt und geſtaltet dem Ganzen, von dem er den edeln Stoff roh empfing, als Muſterbild zurückzugeben: da iſt von dieſer Seite ein zuſammenhängender Bildungsgang, da iſt auch friſches und freudiges Volksleben jedem Schriftwerk geſichert. Sorgſame Berückſichtigung endlich, treue Benutzung des früher in demſelben Kreiſe Erreichten will man anjetzt höchſtens noch bei Erfahrungswiſſen oder Sammlergelehrſamkeit für etwas mehr als nichts gelten laſſen. Das Menſchengeſchlecht fühlt ſich herausgewachſen aus der Enge, der Begrenzung des Kindesalters; Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit zu gewinnen, ſcheint Bedürfniß zu ſeyn. So will denn Jeder ein Jegliches von ſich ſelbſt neu beginnen, und je ernſtlicher er es meint, deſto nothwendiger ſtellt es ſich ihm dar, den vollſtändigen Bildungsgang ſeines ganzen Geſchlechts nachbildend und zuſammenfaſſend in ſeinem eignen engen Leben zu wiederholen. Anſtatt alſo anſpruchlos, aber hellbringend dem Ganzen, das Vorhandene von Schritt zu Schritt ſeiner Vollendung anzunähern; will ein Jeder, oftmals nicht ohne Qual und Pein, ganz er ſelbſt und das erſte in ſeiner Art ſeyn, nur inſoweit etwas wirklich löbliches bezweckend, als unfruchtbarer Wiederholung längſt anerkannter, allgemein angenommener Wahrheiten dadurch entgegen gearbeitet wird.

Es ſoll hier nicht unterſucht werden, ob nicht dieſer Geiſt der Vereinzelung und Abſonderung, der die Hervorbringungen unſerer Wiſſenſchaft, unſerer Kunſt, unſeres geſammten Schriftweſens bezeichnet, nach ewigen Geſetzen auf einer gewiſſen Stufe menſchlicher Geſammtbildung unfehlbar eintreten mußte, ſodaß in dieſer geſchichtlichen Nothwendigkeit ſchon ſeine volle, wenn auch von uns noch nicht ganz begriffene Rechtfertigung begründet wäre. Weit entfernt alſo, aus den entgegengeſetzten Wahrnehmungen in der alten Zeit einen entſchiedenen und unbedingten Vorzug vor der unſrigen zuzuſprechen, ſollte hierin nur ein tiefbegründeter Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt nachgewieſen, keine abſchätzende Vergleichung unternommen werden.

Wer auch möchte sich der tröstlichen Ueberzeugung verschließen, daß es dieser Richtung des Menschenlebens vorbehalten ist, neue, herrliche Kräfte aus seiner innersten Natur zu entfesseln, damit alsdann, nach der vollkommensten und allseitigsten Durchbildung und Ausarbeitung alles Einzelnen die Rückkehr zu einer höhern, veredelten, bewußten Allgemeinheit möglich werde, die zwar in der Kindheit des Menschengeschlechts schon im edeln Keim vorhanden seyn mußte, vollendet aber und gezeitigt erst in der männlichen Reife desselben hervortreten kann.

Die Uebergangspunkte zwischen beiden widerstrebenden Richtungen zeigt uns das wissenschaftliche Leben der Römer, mit dem der Hellenen auf der Einen, mit dem der neuern Nord- und Westvölker Europas auf der andern Seite zusammengehalten. Soweit es jenem schon nachsteht an durchherrschendem überall gleichmäßig vertheiltem Zusammenhang und an ungestörter, von Innen heraus geforderter Entfaltung seiner Theile: so ohne Vergleich überlegen erscheint es noch, wenn wir ihm irgend ein Gegenbild aus unsern Zeiten geben. Das wenigstens kann bei den Römern nie verkannt werden, daß jeder ihrer Schriftsteller diesen Anforderungen in dem Grade genügt, in welchem er, nach Einmal eingetretner Unterbrechung, sich über Alltäglichkeit, über leere Nachahmerei und geistloses Aus- und Zusammenschreiben erhebt: während dieß zarte Band immer mehr nachläßt und sich löset, je spärlicher überhaupt die letzten Trümmer altrömischer Gesinnung aus dem allgemeinen Einsturz hervorragen.

Nichts ohne festen und würdigen Zweck, nichts der schönen Form oder gar des nur vergänglich lockenden Scheines wegen zu beginnen, war Grundeigenthümlichkeit der Quiriten, die nur zügellosem Andringen und unverstandenem Aufnehmen entarteter Ausländerei erliegen konnte. Darum ist die Verknüpfung der wirklich römischen Schriftwerke mit dem wahren Sinne der Zeit, in der sie entstanden, nicht weniger innig und nothwendig, als bei den Hellenen in der schönsten Zeit ihres Staatslebens. Wo dieser Zusammenhang vergebens gesucht wird, da wird auch das eigenthümlich römische Leben vermißt werden: es können höchst gebildete, ausgefeilte, gedankenvolle, ja gediegne Erzeugnisse für das Beste begeisterter Lateiner auf diesem Wege entstehn, wie so manche Schrift des Cicero uns lehrt. Aber es sind Werke der Muße, fern vom Forum aus heimlicher Lust entsprungen, darum nicht eher ebenbürtig, als bis der allmächtige Wille eines Einzigen die strengen alten Formen zerbrach. Ohne werkthätige Beziehung auf Zeit und Zeitgenossen wurden sie schon in vollem Gegensatz mit öffentlicher Wirksamkeit gedacht: und wo sie doch in Einzelheiten römisch zu bleiben nicht umhin konnten, war es wider Willen und Wissen ihrer Urheber, aus bindender, unentäußerlicher Naturnothwendigkeit. Als die Beredsamkeit, ihren edeln Geist beurkundend, mit der Freiheit unterging, da gelang es nur noch der Geschichtschreibung und dem Kreise der Dichtkunst, der rein von ausheimischer Nachahmung in prüfender Darstellung des Zeitgeistes seine eigne Bahn beschied, sich diese schöne Eigenthümlichkeit auch über dem Grade des Freistaates kräftig zu bewahren.

Gleiche Gediegenheit und Klarheit war erforderlich, wo alle einzelnen Hervorbringungen Eines Meisters in wohlgegliederter und bedeutender Reihenfolge sich gegenseitig bedingen und erklären. Wer freilich im Ganzen für das Ganze thätig war, mußte überall von Einem Standpunkt aus, wenn

auch nach den verſchiedenſten Richtungen hin, ſeine Wirkſamkeit verbreiten, und ſo ſich überall einen leitenden Grundton erhalten. Auch war nur bei der vollſtändigſten Ueberſicht, bei nie nachlaſſender Anſpannung der Kräfte ein ſicheres Gelingen möglich; und darin vor allem mußte das Zunehmen höherer Reife, gewonnener Uebung und Sicherheit anſchaulich werden. Aber wie viel leichter iſt es immer, ſich mit der Außenwelt auszugleichen, als mit dem eignen Innern! Da nun auch dieß nicht ohne die gründlichſte Einſicht in alle gleichzeitigen Zuſtände erreichbar iſt, und hier, was allein ſchon als edles Strebeziel gelten darf, ſich wieder dienend unterordnen muß: ſo kann es nicht Wunder nehmen, wenn dieſe Erſcheinung überall ſelten iſt, wenn ſie bei den Römern vielleicht nur zweimal ganz klar und lauter hervortritt, dafür aber auch in dem Herrlichſten, was ihr Schriftweſen aufzuweiſen hat, in den Werken des Horatius und Tacitus.

Daß aber die rechte Benutzung des gegebenen Gemeinguts, die ſich im wohlgeordneten, naturgemäßen Fortwachſen des Vorhandenen offenbart, und alle Lücken und Abgeriſſenheiten im Bildungsgange des Volks unmöglich macht, bei den Römern unter die faſt unerhörten Dinge zu zählen iſt: das konnte da nicht anders ſeyn, wo ſo zeitig jede angeſtammte, altitaliſche Eigenthümlichkeit aus der Landesſprache getilgt, und dafür die ſchon fertige, ja abgeſchloſſene helleniſche Kunſt eingeimpft wurde.

Was bei den Hellenen die lange Kette mannigfach wechſelnder Geſtaltungen ſchloß, als das endliche Ergebniß raſtlos durchlebter, genoſſener, empfundener Jahrhunderte: das ergriffen die viel zu früh um die Unbewußtheit ihrer künſtleriſchen Unſchuld gebrachten Römer mit der ganzen Kraft ihres mächtigen Willens, beſonders da, wo es aneignen und ähnlichen galt, nicht um es mit deutlicherm Bewußtſeyn zu ſteigern, ſondern um die einmal erſtrebte Höhe zum dauernden Ruhepunkt umzugeſtalten, und das Geleiſtete treulich zu wiederholen in der viel roheren Sprache, durch ungeübte Werkzeuge, mit mangelhaften Mitteln und ohne Berückſichtigung des Volks. Wo die dichteriſche Ausbildung, welche das gebildetſte Zeitalter allein als ächt und würdig anerkannte, vom kunſtgerechten Schauſpiel: wo die gebundene Rede von Sprachlehre und Redekunſt ausging: da war aller Stufengang, alle Entwicklung aus ſich ſelbſt ſo unfehlbar gleich im erſten Keim erſtickt, daß ein ganz außerordentlicher, zugleich von ſeinem Volk durchaus ergriffener und doch wieder über ſein Volk frei hinaustretender Geiſt erforderlich war, um in ſeiner eignen Entfaltung vorbildend darzuſtellen, was dem Schriftweſen im Ganzen fremd und unerreicht geblieben iſt. Es lag einem ſolchen die ſchwere Verpflichtung ob, in ſich zu verjüngen die alten, angeſtammten, aber verkannten und vernachläſſigten Eigenthümlichkeiten ſeines Volkes, ohne dabei unberückſichtigt zu laſſen, was für die Form Erſprießliches und Angemeſſenes von außen her gewonnen war: in Einem Guß alſo zwei Beſtandtheile zu verſchmelzen, die als feindſelige Maſſen gegen einander ſtehen, und Sprache und Ausdruck zerriſſen haben. Hat dieſen Widerſpruch je ein Römer im Ganzen und Großen gelöſt, ſo war es Tacitus. Und wären auch ihm noch höhere Grade zu erreichen geblieben, ſo iſt es doch gewiß, daß in Verſchmelzung des alten Sinnes und der neuen Bildung kein anderer ſo nahe zu dem höchſten Ziel gedrungen iſt wie Er, den wir darum den vollendetſten und wahreſten aller Römer zu nennen kein Bedenken tragen.

Die Belege für dieß Urtheil aus allen ſeinen uns erhaltenen Werken

vollſtändig zuſammenzutragen, und was das Verſtehen derſelben dabei von mehrern Seiten gewinne zu zeigen; gehört unter die anziehendſten, aber auch unter die ſchwierigſten Aufgaben der Geſchichtsforſchung, weil das Alterthum über Tacitus faſt gänzlich ſchweigt, und was nicht etwa der jüngere Plinius Einzelnes mit ſelbſtgefälliger Oberflächlichkeit erzählt, ausſchließlich aus den Zeugniſſen entnommen werden muß, die er über ſich ſelbſt giebt. Dieſe aber ſind ſo beziehungsreich, daß wir eine ſolche Darſtellung füglich Eingeweihteren überlaſſen und gleichwohl in jedem einzelnen ſeiner Werke das bisher im Allgemeinen Ausgeſagte bewahrheiten können.

Daß wir zu dieſem Zweck ſein Buch von unſerm Vaterland allen andern vorziehen, wird nicht befremden. Wir beſitzen keine ältere, und aus keinem Zeitalter eine durch den innewohnenden Geiſt gewichtvollere Urkunde über deutſches Volksthum. Auch hat wohl nie ein Geſchichtſchreiber aus den beiden Muſtervölkern ein ihm barbariſch geltendes Geſchlecht mit ſolcher Entäußerung jedes vaterländiſchen Vorurtheils, mit ſo behaglich verweilender Neigung, der ſich auch das Fremdartigſte erſchließen mußte, und in dieſer innern Vollſtändigkeit zum Gegenſtand beſonderer Erforſchung und künſtleriſch vollendeter Darſtellung gewählt. Kann noch ein Alter hierin mit Ehren neben Tacitus genannt werden, ihm vergleichbar an allgemeiner Gerechtigkeit, an reiner Auffaſſungsfähigkeit, und an beſeeltem Wiedergeben des Angeſchauten, dieß alles bei unverbrüchlicher Treue gegen ſein Vaterland, dann iſt es Herodotos. Gleichwohl trennt beide edle Geiſter der ganze, nie zu verbindende Spalt, der zwiſchen der blühendſten, heiterſten Kindheit und der reifſten, ſtrengſten Männlichkeit befeſtigt iſt. Trocken neben ſolchen Meiſtern und unbedeutend muß dagegen ein jegliches erſcheinen, was wir von Völkerſitten bei Strabon und dem ältern Plinius, in den Bruchſtücken des Poſeidonios von Rhodos und des Nikolaos von Damaskos erzählt finden. Nur das Sonderbare, Fremdartige, Unerhörte kam hier in Rückſicht: was nicht des Erzählers Verwunderung angeregt hatte, dünkte ihm auch nicht der Aufbewahrung werth: und ſo erhalten wir, wenn es hoch kommt, einzelne glücklich aufgegriffene, bedeutſame Hauptzüge, öfter unweſentliche Nebendinge oder fratzenhafte Schiffermährchen, nie eine volle, ruhige, wahrhafte Anſchauung. Julius Cäſar allein hätte es ohne Zweifel vermocht, wenn ſein Ziel nicht ein ganz anderes geweſen wäre. Wer ſo tief und ſo ſtill in den dunkeln Zuſammenhang des Menſchenlebens und des Völkerlebens ſchaute wie Tacitus, dem konnte nur das Dauernde und in ſich zu Urſach und Wirkung Verbundene Bedeutung haben, und wo andre erſt recht geſchwätzig werden, an den Grenzen der Mährchenwelt, da mußte Er, dem nur die Wahrheit Weſen hat, verſtummen.

Wo der Mangel an beſtimmten geſchichtlichen Zeugniſſen ſo fühlbar, und das Vorhandene ſo ſchnell ausgeſchöpft iſt, wie bei allen geſchichtlichen Unterſuchungen über Tacitus, da iſt es eben ſo ſchwierig, etwas zugleich Neues und Haltbares aufzuſtellen: als demjenigen, was etwa Vermuthung und Gefühl aus Vergleichung und Folgerung gewinnen mochten, bei ſolchen Eingang zu verſchaffen, welche nicht die Wärme des Mitforſchens ſchon vorher auf ähnliche Ueberzeugung geleitet hatte. Nur dazu nützt vielleicht dieſe Armuth an handgreiflicherem Bauſtoff, daß auch die bloße Vermuthung eher Verzeihung findet, und daß man den Anzeigen ſchärfer nachſpürt, die etwa in dem Vorhandenen verborgen liegen mögten.

Daß alles, was wir von Tacitus beſitzen, in ſehr verſchiedenen, weit von einander entlegenen Zeiträumen geſchrieben wurde: ließe ſich ohne alle geſchichtlichen Zeugniſſe aus dem Weſen ſeiner Werke ſelbſt genugſam erweiſen. Das innere Bedürfniß, das ihn trieb, den Gegenſatz zur eigentlichen Seele ſeiner Darſtellungen zu machen, und Licht und Schatten ſo hart an einander zu ſtellen, wie ſein Jahrhundert Edles und Schlechtes; dieſe bedeutende Vorliebe für alles entſchieden Abſtechende bei dem zarteſten und beſcheidenſten Maaß im Einzelnen zeigt ſich zwar ſo vielfältig, daß ſie ſich auch dem minder Achtſamen aufdringt; nirgends aber ſchöner und großartiger, als in dem Verhältniß, in welchem das Leben des Agricola und die Germania zu den Jahrbüchern und den Geſchichtsbüchern ſteht. Dort das reine und erquickliche Licht, das von Gegenſtänden ausgehen mußte, denen die volle Neigung des Darſtellers zugewandt war: ein edler Mann, ein kraftbegabtes Volk aus dem Dunkel der Umgebungen wundervoll hervorleuchtend, nur hie und da ſtreifende Schlagſchatten, mehr um die blendende Herrlichkeit ſeiner Lieblingsgeſtalten zu mildern, als um ſie durch berechnete Beiwerke zu heben, deren ſeine Rede nicht bedurfte: in Einklang damit die reinſte Anmuth und Ausbildung der Darſtellung. Hier das grauenvolle Dunkel verworrener Frevel, die ſich mehr und mehr und unauflöslich in einander verwickeln, nur ſelten durch einen ſchnell wieder umwölkten Lichtblick erhellt, ſeys nun um den ganzen Abgrund bodenloſer Verbrechen zu beleuchten, ſeys um dem beklommenen Geiſt kurze Erholung, eine leiſe Mahnung zu geben, daß das Gute nie untergehe, und nur je länger und gewaltſamer es zurückgedrängt wurde, deſto nachdrücklicher ſein ewiges Recht geltend mache. Dieſe Vertheilung alles Lichts, durch die kleineren, alles Schattens durch die größern Werke des Tacitus ſcheidet ſie beſtimmter und ſchärfer von einander, als die Zufälligkeit des Umfangs oder die Wahl des Gegenſtandes. Weſentlich iſt die Zeit, in der ſie entſtanden. Daß die kleinern Bücher bald nach Trajan's Thronbeſteigung bekannt gemacht wurden, die größern erſt gegen das Ende ſeiner Herrſchaft, wo nicht nach ſeinem Tode, hat uns der Geſchichtſchreiber ſelbſt hinterlaſſen, und auch ohne dieß könnte darüber kaum ein Zweifel ſeyn. Wer ſich über die merkliche Verdunkelung in Tacitus Seele wundern will, ſodaß bei ihm die Reife höheres Alters ſtatt Milde und Heiterkeit, Trübſinn und Herbigkeit gebracht habe: der ahndet nichts von dem vorſchauenden Geiſt, in welchem er, der treiſchen Seherin vergleichbar, vielleicht der einzige ſeiner Zeitgenoſſen es deutlich erkannte, daß die Schickſalsſtunde der römiſchen Weltherrſchaft mit Macht annahe. Daß ſelbſt die Kraft, die Güte und das hochſinnige Wollen des herrlichen Trajanus nicht mehr abwenden konnte, was durch frühere ſchwere Schuld der Ahnen zu unabwendbarem Verhängniß für die Enkel geworden war, das durfte wohl den hohen, feſten Mann im Tiefſten bewegen, der ſelbſt unter den Verbrechen des Domitianus, gleichgültig gegen eigne Gefahr, männlich zu hoffen nie müde geworden war, der in dem Bilde ſeines Agricola, in der Betrachtung eines ganzen freien Heldenvolkes, die Gegenwart vergeſſend, ein wahrer Epimenides, ſich für eine beſſere Zukunft geläutert und dieſe zuförderſt in ſich ſelbſt begründet hatte. Aber nicht bloß ſo erheiternde Erhebung brachte ihm dieſe Beſchäftigung mit dem Beſten und Würdigſten. Der Entwurf zu ſeinen großen Geſchichtwerken mußte früh begonnen, mit ihm herangewachſen und gereift ſeyn. Was in ſolcher allſeitigen Vollendung ans Licht trat, das

konnte nicht die Frucht ſpäterer Entſchlüſſe, es mußte das Ergebniß eines ganzen, in Einem Gedanken hingelebten Lebens ſeyn, wie die Bücher des Thukydides oder wie Johannes Müller's Schweizergeſchichten. Gab es für den römiſchen Jüngling eine angemeſſenere Vorſchule, als aneignende Ergründung einfach großer Geſinnung; bevor der gereifte Mann die verwickelte Schilderung eines in tauſendfacher, unergründlicher Schlechtigkeit verſunkenen Volkes unternahm?

Schwieriger kann die Beſtimmung erſcheinen, ob das „Leben des Agricola" vor der „Germania" geſchrieben wurde, oder umgekehrt; obgleich in beiden Büchern eine ausdrückliche Nachweiſung über die Zeit ihrer Abfaſſung im Allgemeinen zu finden iſt. Wenigſtens können wir die herrſchende Meinung, die die „Germania" vorangehen läßt, keineswegs zur unſrigen machen; nicht einmal die Möglichkeit ihres Entſtehens beweiſen. Im „Agricola" wird des Trajanus ſchon als Alleinherrſchenden gedacht, und die Kraft ſeiner Maaßregeln dem guten Willen des Nerva ſo gegenübergeſtellt, daß dieſer nicht mehr am Leben ſeyn konnte. Doch wird auch die Herrſchaft des Trajanus als noch ganz neu und in ihrer erſten Entwicklung bezeichnet. In der „Germania" wird die Zeit berechnet, die unter vergeblichem Bemühen die Deutſchen zu bändigen verfloſſen war und es werden vom erſten Einbruch der Cimbern bis zum zweiten Conſulat des Trajanus, im Jahr 98 nach Chriſtus, als runde Zahl 210 Jahre angenommen. Alſo nicht bis zu dem Jahr, in welchem er ſchrieb, ſondern bis zu einem ſelbſtgewählten früheren, wollte Tacitus ſeine Berechnung führen: das ſagen ſeine eignen Worte aus: „Wenn wir etwa bis zum zweiten Conſulat des Trajanus zählen, ſo kommen ungefähr 210 Jahre heraus." Die runde Zahl, deren die Alten ſich bei Zeitangaben ſo gern bedienen, ſcheint den Anlaß gegeben zu haben, aus den zunächſt verfloſſenen Jahren gerade dieſe auszuwählen. So wäre denn nur die Zeit beſtimmt, vor welcher das Buch nicht geſchrieben ſeyn kann und wir haben unſer Recht, es noch mehrere Jahre jünger zu machen, wenn dieß mit andern Wahrſcheinlichkeiten zuſammentrifft. Ueber das Jahr 108 nach Chriſtus darf indeß nicht herausgeſchritten werden, weil ſonſt die Zahl 220 näher gelegen hätte. Wenn aber gar die Vermuthung gewagt iſt, im Jahr 98 habe Tacitus als ſein erſtes geſchichtliches Werk „die Germania", darauf nach Nerva's Tod „das Leben des Agricola" geſchrieben; ſo liegt darin auch inſofern eine Unmöglichkeit, als Nerva ſchon am 27. Tage des Jahres 98 ſtarb, und Tacitus alſo keinen vollen Monat zur Abfaſſung ſeines Buchs gehabt hätte.

Was aber ungleich beſtimmter als dieſe noch ſchwankenden Zeitangaben für das frühere Erſcheinen des „Agricola" ſpricht, das ſind die unſchätzbaren einleitenden Worte, die der Lebensbeſchreibung ſelbſt vorangehen. So lange Domitianus' eiſernes Scepter auf Rom laſtete, rüſtete Tacitus im Stillen vor, was die Zeit noch nicht ans Licht treten ließ. Nerva beflieg dann den Thron als Greis, deſſen nahes Ende in der Natur der Dinge lag, ſodaß der Geſchichtſchreiber den Wiederbeginn der öffentlichen Wohlfahrt nur Hoffnung und Wunſch zu nennen wagte. Zu kräftiger Gewißheit wurde ſie ihm erſt, als Trajanus, bereits unter ſeinem Vorgänger hinlänglich bewährt, die Zügel des Reiches allein hielt: und nun konnte auch Er als Geſchichtſchreiber mit der Feſtigkeit und Zuverſicht hervortreten, ohne die ein Geiſt wie der ſeinige, der durch ehrgeizigen Tod zu glänzen verſchmähte, aber nichts

begonnenes wieder aufgab, keine große Laufbahn betreten mochte. Wahrscheinlich war das Leben des schon seit fünf Jahren verstorbenen Agricola längst vollendet, wahrscheinlich schon engern Freundeskreisen theilweis vorgelesen, manches davon vielleicht dem überall spähenden Domitianus verrathen. Schon darum mußte zur Oeffentlichmachung eine andere Ordnung der Dinge erharrt werden. Diese begann erst mit Trajanus, weil bloße Hoffnungen dem ernsten Manne, dem Titus noch in frischester Erinnerung seyn mußte, nicht genügen konnten. Anjetzt wurde die Einleitung im frischesten Dankgefühl hingeschrieben und so konnte sich das Buch, fast gleichzeitig mit Trajanus Thronbesteigung, des Lichts sicherer freuen. Noch aber liegt die ungeheure Vergangenheit, wie ein schwerer, kaum verscheuchter Traum auf der Brust des Erwachenden und mit noch ungeübter Stimme begrüßt er die neue Freiheit. Dieß erste Aufathmen der entfesselten Brust spricht sich dort in dem Entgegenstellen der kaum entschwundenen und kaum anhebenden Zeit so rührend, so tief und innig wahr aus, daß dieß alles allein für den Vorgang des „Agricola" entscheiden müßte. Diese Einleitung ist also nicht eigentlich Einleitung zum „Agricola", deren dieß einfach klare und lautere Buch viel weniger bedurfte als alle übrigen des Tacitus. Vielmehr soll sie dem Manne, der als Redner längst eine Zierde Roms war, die neue Laufbahn des Geschichtschreibers unter günstigen Vorbedeutungen eröffnen und sein gewiß Vielen kundgewordenes langes Säumen rechtfertigen. Nun ist die Bahn gebrochen, und alle seine folgenden Werke führen sich selbst ein.

Daß dem hervortretenden Geschichtschreiber nichts näher liegen konnte, als einem solchen Schwiegervater ein würdiges Denkmal zu stiften, und durch diese Wahl des Gegenstandes den Sinn seines Bestrebens sofort zu bezeichnen: daß auch besonnene Prüfung seiner Kräfte ihn früher für ein Werk von so einfach edler Anlage bestimmen mußte, bevor er die größern Schwierigkeiten des vielfach verwickelten Entwurfs der Germania zu besiegen unternahm, würde als einziger Beweis ein ziemlich schwacher seyn; doch ist dieß Zusammenstimmen mit nachhaltigeren Gründen nicht unbedeutend. Denn allerdings war es dem Tacitus leichter, einen Römer seinen Zeitgenossen als würdigstes Vorbild aufzustellen, dessen ganzes äußeres und inneres Leben er kannte, dessen ganzes Wesen in Einfachheit und Gradheit begründet war, den er selbst als das höchste Ziel sittlicher Nacheiferung betrachtete: wie viel schwerer dagegen erscheint es, die Schilderung eines ganzen Volks zu wagen, das durch Oertlichkeit und Staatsverhältnisse den Römern noch sehr fremd, überdieß verschiedenartig und vielfach zerspalten in sich selbst, von ganz ungeübter Hand nie in dieser wundervollen Einheit der Ansicht zusammengefaßt werden konnte.

Desto fester steht die althergebrachte Ueberzeugung, daß Tacitus die Geschichte seiner Zeit vor den Jahrbüchern schrieb, wenn es auch ganz unmöglich bleibt, über die Zeit, in welcher beide Werke vollendet wurden, auch nur Vermuthungen zu wagen. Dennoch hat neuere Künstelei anders ersonnen. Zu Anfang der Geschichten steckt Tacitus sich selbst sein Ziel, die Begebenheiten von Galba bis zu Domitianus' Tod: für sein Greisenalter zurückgelegt habe er sich das Leben des Nerva und Trajanus. In den Jahrbüchern aber gedenkt er schon seiner ausführlichern Darstellung der Domitianischen Herrschaft als vorhanden und bekannt. Da er nun im Anfang der „Geschichten" nicht auch künftiger Abfassung der „Jahrbücher"

Meldung thut, so folgert man, diese seyen damals entweder schon geschrieben gewesen, oder Tacitus habe sich erst nach Vollendung der „Geschichten" darauf besonnen, auch die frühere Kaisergeschichte zu bearbeiten. Da der ersten Vermuthung Tacitus eigne Worte entgegenstehn, und auch die andere nicht eben stimmt zu dem gediegenen Verfahren des großen Geschichtschreibers, fiel man auf einen sonderbaren Mittelweg. Da Tacitus in den „Jahrbüchern" nur vom Domitianus Leben rede, sey dieß zuerst allein geschrieben, darauf die „Jahrbücher" und nun erst, um die Lücke zu füllen, der erste Theil der „Geschichten" von Galba bis Titus. Aber der beigebrachte Grund ist kaum des Widerlegens werth: zu Anfang der „Geschichten" von künftiger Ausarbeitung der „Jahrbücher" zu sprechen, wäre leere Ruhmredigkeit gewesen, daß er mit Domitianus grade schloß, bedurfte der gegebenen Rechtfertigung. Uebrigens trägt ein so verworrenes Durcheinanderarbeiten bei einem so gearbeiteten, aus Einem sichern Guß hervorgegangenen Werk seine Unmöglichkeit in sich.

Wie in den kleinen geschichtlichen Vorarbeiten Tacitus den näher liegenden Stoff zuerst ergriff, so auch in seinen großen Werken. Er hob sie mit der Geschichte seiner Zeit an, sie von der neuen Ordnung der Dinge mit dem Erlöschen der Julier beginnend, mit dem letzten Flavier schließend. Nerva's und Trajanus' Herrschaft fiel aber auch noch in seine Lebenszeit, und der letztere mochte selbst eine Darstellung seiner Thaten von dieser Meisterhand erwarten. Allein den Ruhm eines noch lebenden Machthabers in einem Geschichtwerk zu verkünden, war Tacitus gewiß zu stolz. Darum wählte er sich einen frühern Zielpunkt, der sich natürlich genug mit Domitianus Tod ergab; und daß er nicht ununterbrochen weiter erzählte, ist das zarteste Lob für Nerva und Trajanus, dessen die edlen Männer werth waren. So verlohnt es also gewesen wäre, hier das künftige Erscheinen der „Jahrbücher" anzumelden: so angemessen und schön ist die Wendung, mit der er sich jedem Schein von Fürstendienerei entzieht, indem ein neues Anerkennen der Verdienste des Trajanus darin, daß er sich seine Thaten für das reifste Lebensalter aufspart, würdig ausgesprochen wird. Zugleich aber war diese freiwillige Verheißung bei unbestimmter Zeit der Erfüllung, die sicherste Schutzwehr gegen alle denkbare Anmuthungen und Aufforderungen. Darum ist es auch wahrscheinlich, daß Tacitus nie eine Stufe des Greisenalters erreicht hat, die ihm zur Lösung seines gegebenen Wortes hoch genug schien. Da dieser Geist aber würdig beschäftigt seyn mußte, und er nach seinem Consulat im Jahr 97 und dem glänzenden Rechtssieg über Marius Priscus, Statthalter von Afrika, im Jahr 100 sich allen Staatsämtern entzogen zu haben scheint, nachdem er die höchsten Gipfel der Ehre und des Ansehns erreicht hatte: so kann wohl kein anderer Grund angenommen werden, als daß er im reifen Gefühl seines inneren Berufs nunmehr seine ungetheilte Muße der Geschichtschreibung zuwenden wollte. Diese Zwischenzeit nun, die sich zwischen Vollendung der Geschichten und dem fortgesteckten letzten Lebenszweck bildete, mit welcher größern Bestrebung konnte sie ausgefüllt werden, als mit der Ausarbeitung der „Jahrbücher"?

Stärker als alle diese äußerlichen Gründe spricht die innerste Natur der Werke des Tacitus für diese Aufeinanderfolge: wir mögen auf die Ausbildung des Stils oder auf das Künstlerische der Anlage, oder auf Reife und Vollendung der Ansichten und Gedanken Rücksicht nehmen. Diese Ueberzeugung indeß kann nicht überliefert, sie muß aus den Quellen selbst geschöpft

werden. Wo aber in der geſchichtlichen Beweisführung nicht wirkliche Zeugniſſe oder Ueberlieferungen nachgewieſen werden können, da müſſen die Ergebniſſe von beiden Seiten in Einem Punkt zuſammen fallen, und ſich wechſelſeitig bekräftigen.

Stellen wir ſo die Erſcheinung der Germania ohne engere Begrenzung in die erſten Herrſcherjahre des Trajanus, nachdem Tacitus wahrſcheinlich ſein vierzigſtes Lebensjahr vollendet hatte: ſo entſteht nun die Frage, ob in den Verhältniſſen dieſer Zeit Gründe liegen konnten, grade dieſen Stoff zu bearbeiten: und das führt überhaupt auf die Zwecke, die Tacitus dabei im Auge haben mochte.

Darauf iſt die ſachlichſte, kürzeſte und begnemſte Antwort, ein jedes Geſchichtwerk, wenn es nur mit Geiſt und Kunſt, mit Fleiß und Wahrhaftigkeit gearbeitet ſey, trage ſeinen Zweck in ſeiner eignen Vortrefflichkeit, und es gezieme ſich nicht, noch andere, von Außen hineingetragene darin ſuchen zu wollen: was alles die Geſchichte noch nützen könne und werde, vermöge der Geſchichtſchreiber nicht zu erahnden: er habe nur den Eingebungen ſeines Genius in erhabener Unbewußtheit Folge zu leiſten.

Und gewiß war auch Tacitus von der Würde ſeines Berufs genugſam erfüllt, um in der Geſchichte die Lehrerin und Wohlthäterin des Menſchengeſchlechts zu erkennen, ohne ihr erſt fremdartiges Nebenwerk aus wohlfeiler Sittenlehre und trüglicher Lebensklugheit anzufälſchen. Aber darum dünkte ihm ſchwerlich die Erwägung ungeziemend, welcher geſchichtlichen Erinnerungen Aufhellung, welcher Völker und Zeiten Beleuchtung den jedesmaligen Bedürfniſſen der Gegenwart am entſprechendſten und nutzbringendſten ſey. Heut zu Tage beſtimmt Laune oder Zufall, ein unerwartet gefundenes Pergament, eine eigne geiſtreiche Verknüpfung von Begebenheiten, ungefähre Verſäumung irgend eines Gebietes und die Hoffnung, etwas Ungeſagtes zu ſagen, nur allzuoft die Auswahl aus dem unermeßlichen Vorrath. Wer im Alterthum ſich nicht geradezu mit bloßem Sammeln begnügen wollte, bei dem war eigentlich kein langes Wählen möglich: ohne vieles Sinnen und Fragen erfaßte er, was innigſtes Mitleben mit ſeinem Zeitgemeſſen ihm von ſelbſt verführte: andern Beruf, andre Begeiſterung kannte man nicht. Was ſo einmal unmittelbares Leben geſogen hatte aus dem Boden, dem es freiwillig entſproßt, nicht erſt künſtlich eingepflanzt war, das mußte dann auch für alle Zukunft fortleben, ſeine Gültigkeit für alle Zeit behauptend. Und ſowie niemals ein Römer treuer geſinnt war gegen ſein Vaterland, als Tacitus: ſo war auch Stoff und Behandlung bei keinem bedeutſamer als bei ihm.

Daß er etwas mehr gewollt habe, als eine möglichſt wahrhafte und treue Schilderung von den Wohnſitzen, der Lebensweiſe und den Stämmen der Germanen entwerfen, kann niemandem verborgen bleiben, der dieſe Schrift mit den übrigen des Tacitus vergleicht, während gar manches von einem allgemeinen Standpunkt aus unerklärlich bleibt. Rom und das Rom, das ihn in unmittelbarer Gegenwart umgab, mußte ihm ſtets der Mittelpunkt bleiben, auf den ſich jedes ſeiner Worte bezog, auch wenn er germaniſchem Volksleben mit ganzer Seele zugewendet ſchien. Sowie er darum jede Zeitferne auf ſeine Zeit bezog, ſo blickte er auch hier unabläſſig aus der Fremde in ſein Heimathland zurück, und giebt dadurch der Germania daſſelbe elegiſche Gepräge, das ſeinen übrigen Werken der Gegenſtand ſelbſt nothwendig aufdrücken mußte. Wie verſchiedenartig nun auch die Anſichten

vom Ziele Buches wahrer Bestimmung sind: darin stimmen die Meisten überein, daß eine tiefere Ansicht das Ganze durchdringe, und zu einem bestimmten Ziel hinlenke.

Am schicklichsten und glaubhaftesten erschien bisher die Meinung, das gesammte germanische Leben und Seyn habe dem Geschichtschreiber, soviel er es gekannt, vorzugsweise zugesagt. So manche bei den Römern einst heimische, zu seiner Zeit untergegangene Tugend, Freiheitsliebe und Kriegsmuth, Sittenreinheit und Treue, Keuschheit und Gottesfurcht, habe er bei ihnen wiedergefunden: darum habe er, zwar nach bester Einsicht, doch nicht ohne sichtbare Vorliebe germanisches Volksthum zum Gegenstand begeisternder und erhebender Darstellung gewählt; dabei eine Gerechtigkeit übend, deren kein anderer Römer fähig war, ein Volk, auf das man, als auf ein barbarisches herabschaute, nach seinem Werth und seiner Kraft in ein richtigeres Licht stellend. Dieser Ansicht liegt gewiß viel Wahres zum Grunde; aber nicht blos manche Einzelheit, auch mehr als Eine bedeutende Seite des Buches läßt sich danach nicht genügend erklären. Zweckles und unwesentlich müßte so ein Jegliches erscheinen, was über die natürliche Beschaffenheit des Landes und die Sitte der einzelnen Stämme gesagt ist: ebenso die steten Hinweisungen auf feindliche oder freundliche Berührungen, sowohl zwischen Germanen und Germanen, als zwischen Germanen und Römern. Denn zu einer wirklichen Landesbeschreibung fehlt noch sehr viel, was durch keine Unkenntniß gerechtfertigt wird, zu einer Geschichte der Germanen noch mehr. So lange wir also keinen andern Standpunkt gewinnen, bleibt dieß alles unerklärt und unverbunden. Auch würde Tacitus bei diesem Zweck, wie aus dem Geschichtlichen und Oertlichen, so auch aus dem Sittengemälde unsrer Altvordern nur das hervorgehoben haben, was diesem Zweck entsprach: dahin gehören aber mitnichten die unverhüllten Erwähnungen mancher tief im Volk gegründeten Schwächen und Fehler, besonders das stete Bezeichnen der Stämme nicht, die als schon entartet und durch römische Laster verpestet dargestellt werden. Und überhaupt wäre es wohl unmöglich, unserm Geschichtschreiber mehr Vorliebe für die Germanen nachzuweisen, als er überall für Recht, Kraft und Sittenreinheit kund gibt. Er tadelt wo zu tadeln ist ohne Rückhalt: und bleibt so ganz Römer, daß er sich nicht bedenkt, seinem sogenannten Lieblingsvolke das fürchterlichste, was ein Römer kannte, dauernde innere Zwietracht, von den Göttern zu erflehen, damit Rom bestehe.

Widersinniger ist die Meinung derer, die uns ein willkührlich erfonnenes Lustbild zeigen wollen in dem ernsten und gewissenhaften Buche, dessen unablässiges Bestreben nach der wahrhaftesten Ueberlieferung uns aus allen seinen Theilen kräftig anspricht, besonders aus der prüfenden Gewissenhaftigkeit und Behutsamkeit, womit er die größere oder geringere Glaubhaftigkeit seiner Quellen anzudeuten liebt und aus seiner gründlichen allgemeinen Abneigung gegen Verfälschung des Wahren durch gefällige Lüge. Alles, wollte man, sey freie Erdichtung, höchstens zur Vermehrung der Täuschung hie und da eine vorhandene Nachricht benutzt; das Ganze aber bestimmt, den Römern als Musterbild ein Volk zur Nachahmung hinzustellen, das alles den Römern Mangelnde besäße. Alles gegen die erste Ansicht Erinnerte gilt hier in noch höherem Grade. Auch konnte es dem Tacitus schwerlich in den Sinn kommen, ein Volk, das an dem drückendsten Uebermaß verfeinerter Bedürfnisse, an den verderblichsten Zeugen künstlicher Ueberbildung unbekannt

kranke, zu dieſem urkräftigen Naturzuſtande zurück führen zu wollen. Es weſentloſer Jünglingsträume war der gediegne Mann nicht fähig. Das Unbegreiflichſte bleibt indeß, wie ſelbſt derjenige, dem vielleicht der Sinn verſagt war, in Tacitus Darſtellungen ſelbſt das Gepräge der Wahrheit zu erkennen, das einträchtige Zuſammenſtimmen faſt aller Berichte des römiſchen Geſchichtſchreibers mit ſpätern, vielfach beglaubigten Entwicklungen des deutſchen Volkes unbeachtet laſſen konnte. Die herrliche Treue im Auffaſſen und Wiedergeben aller germaniſchen Eigenthümlichkeiten, die wir nie genug bewundern können, wäre ſonach ein Erzeugniß dichteriſcher Willkühr, und der Einklang mit den Ergebniſſen ſpäterer Zeit leerer Zufall!

Damit aber auch das Verkehrteſte nicht unverſucht bleibe, fanden ſich auch ſolche, die in der Germania ganz ernſtlich eine Satire auf das römiſche Volk entdeckt haben wollten. Auf das alsdann ganz Zweckloſe der geſammten zweiten Hälfte, auf das Widerſinnige ſolcher Entgegenſtellungen, die zum Nachtheil der Germanen ausfallen, braucht man nicht erſt aufmerkſam zu machen. Aber auch inſofern widerſpricht der ganze Inhalt, als wir mit beſonderer Sorgfalt vieles ſo eigenthümlich Germaniſche hervorgehoben finden, daß dabei an gar keine Beziehung auf Römiſches zu denken iſt. Wo aber die Römer eine ſtrafende Vergleichung trifft, da iſt der Tadel meiſtens ſo grad und unumwunden ausgeſprochen, daß er mit der Annahme ſo künſtlich verſteckter Abſicht des Ganzen in den wunderlichſten Widerſpruch tritt. Auch ſind denn doch am Ende dieſer Beziehungen nach Verhältniß ſo wenige, daß darum nimmermehr ein ſo ausgearbeitetes Werk unternommen werden konnte: wenigſtens entſtände ſo ein widerwärtiges Mißverhältniß zwiſchen dem kaum hie und da hervortretenden Hauptzweck des Ganzen und zwiſchen deſſen Umgebungen, die uns zu wahrhaft drückendem Ueberfluß angehäuft erſcheinen müßten. Iſt es nun auch allerdings wahr, daß Tacitus die ſtrafenden Worte, die er gegen ſein entartetes Zeitalter redet, mitunter im Gefühl edlen Schmerzes ſo verhüllt hat, daß gewiß nicht Jeder ſeiner Zeitgenoſſen ihren vollen Sinn faßte: ſo wäre doch jede Umkleidung anderer Art unwürdige Beleidigung ſeines großen Sinnes. Wo er aber in der That dunkel redet wie alle Götterſprüche aller Zeiten, thut er es nicht, um ſeine wahre Meinung zu verheimlichen, ſondern es konnte nun einmal aus ſo tiefer Bruſt nichts flaches und einfaches heraustönen. Auch wußte man endlich ſo viel in Rom von den Germanen, um abſichtliche Erdichtung ſofort als ſolche zu erkennen und den Verfälſcher von Thatſachen gebührend zu verlachen. Konnte noch irgend etwas helfen, ſo war es die lauterſte und gradeſte Wahrhaftigkeit: Tacitus wenigſtens konnte nur dieſes Mittel und verſchmähte großherzig jedes andre, das dem Haufen gefallen mochte, ohne das Uebel zu heben. Wer hört nicht lieber den gefeyerten Lobredner als den unbeſtochenen Richter? aber welcher Ehrenmann fragt danach? dem Tacitus war wie alle Treue ſo auch die geſchichtliche zu ehrwürdig, um ſich zu wie edlem Zweck eines Trugs gegen ſie ſchuldig zu machen.

In dieſe und ähnliche Schwierigkeiten verwickeln wir uns unfehlbar, ſo lange wir die Veranlaſſung zur Germania in der eignen Stimmung ihres Verfaſſers ſuchen, anſtatt ſie in der damaligen Lage und den äußern und innern Zuſtänden des römiſchen Reiches zu finden.

In der langen Reihe von Kämpfen, in denen Germanen und Römer ſich gemeſſen hatten, war ſelten einer zur Ehre, nie zum Vortheil der letzteren

cretion. Weil es aber jenen nach ihrer Verfassung genügen mußte, die Vertreibung oder Vernichtung der feindlichen Heere ihre Grenzen zu schirmen, den Römern aber ein so reiner und würdiger Vertheidigungskampf von Anbeginn etwas Unbekanntes gewesen war: so schmeichelte sich ihre mit dem innern Verfall wachsende, von den Kaisern absichtlich genährte Eitelkeit fortwährend mit allerlei Siegesträumen. Was doch die ewige Stadt noch nicht bezwungen und wie klein erscheint gegen einen solchen Mittelpunkt der Anmaßung die übrige Welt! Während sich also das gern getäuschte Volk den tollsten Uebertreibungen zum Trotz in diesem Traum von Unbesiegbarkeit erhielt: konnten dagegen den Kaisern selbst und denen, die in den Angelegenheiten des Staats tiefer sahen, die wachsenden Gefahren von einem solchen Nachbarvolk nicht verborgen bleiben. So scheint es von den ersten Alleinherrschern an zugleich Ehrensache und mißverstandenes Staatsbedürfniß für jeden neuen Kaiser geworden zu seyn, an den gefürchteten und zugleich von der Höhe römischer Bildung gering geachteten Barbaren seine Sporen zu verdienen: mit welchem Erfolg, darüber könnten wir auch ohne sehr stark redende geschichtliche Zeugnisse eben nicht in Zweifel kommen. Caligula war der erste, der der behaglich aufhorchenden Stadt das lustige Trauerspiel eines verlarvten Triumphzugs gab. Nach vielfachem Verlust von einem abenteuerlichen Kreuzzug an die batavischen Küsten nach Rom zurückkehrend, ließ er gallische Vornehme germanische Sprache studiren, germanische Tracht anthun, und führte sie dann, untermischt mit Ueberläufern und Gefangenen, deren man von Drusus und Germanicus Zeiten her, noch einzelne in Rom aufbrachte, in vollem Siegespomp durch die verhöhnte Stadt. Nach gleichen Heldenthaten gegen die Chatten und Daker, um Agricola's glorreiche Feldzüge gegen die Britannier in Schatten zu stellen, wiederholte Domitianus dieselbe freche Lüge, sodaß man in Rom schon kein gewisseres Zeichen erlittener Niederlage kannte, als einen kaiserlichen Triumphzug. Wie auch die Römer diesen Aufschneidereien spotteten: dennoch ließen sie sich gern dadurch zu bequemer Sorglosigkeit einschläfern, ohne zu ahnden, was ihnen in den germanischen Wäldern entscheidenderes als Niederlagen des Varus vorbereitet werde. Die Germanen dagegen schlossen sich fester aneinander: sie wurden empfangreicher aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit, und blickten im Gefühl unerschöpfter Kraft nach Außen: was aber dem wankenden Reich das verderblichste war, sie lernten die erschlaffenden Römer verachten, die mehr als Einmal Ruhe und Frieden von ihnen erkaufen mußten. So standen die Römer zu den Germanen, als Trajanus schon unter Nerva die Wiederbegründung des furchtbar erschütterten Kaiserthums mit neuer Befestigung der Grenzen eröffnete. Seinem umschauenden Geist schien nichts nothwendiger, als der römischen Waffen Ehre und Glück gegen die Germanen wieder geltend zu machen. Thätig am Rhein, an der Donau, siegreich gegen die Bructerer, konnte er im Jahre 99 den vielfach entweihten Beinamen des Germanischen ohne Erröthen annehmen. Aber das meiste war noch zu thun übrig. Die errungenen Vortheile waren unbedeutend, wenn man sie gegen die beständige Gefahr hielt, die sich in jedem Augenblick von den Alpen nieder über ganz Italien hinwälzen konnte. Aus der großen und thatenlustigen Seele des Kaisers sprühte manche edle Funke unter das Volk, dessen Kraft davon noch Einmal, zum letztenmal aufflammte. Als der jüngere Plinius im Jahr 100 als Lobredner seines angebeteten Fürsten auftrat, war es entweder des Kaisers eigner Lieb-

Lieblingsgedanke oder der laute Wunsch des Volks, den der Redner zu dem des Kaisers zu machen strebte, die bisherigen Vortheile über die Germanen zu benutzen, und ein Volk zu unterwerfen, das ihnen Jahrhunderte hindurch getrotzt hatte, das ihnen mit jedem Jahr bedrohlicher wurde. Gewiß ist, daß in jener Zeit, in die das Erscheinen der Germania gehört, von einem großen und entscheidenden deutschen Feldzuge viel Gerede unter dem Volke war.

Sowie Tacitus seine Landsleute und die Germanen kannte, theilte er die allgemeinen Hoffnungen, denen der minder tief blickende Plinius lebhaft genug seine Stimme leiht, auf keine Weise. Kein Wunder also, wenn er gerade durch diese bevorstehenden Kämpfe sich getrieben fühlte, den Römern das Volk, welches sie unterjochen wollten, in einem Licht zu zeigen, in welchem es bisher nur Wenigen erschienen seyn mochte. Sie sollten die unerschöpfte Naturkraft dieser vermeinten Barbaren begreifen lernen, und darin zugleich ihre ganze Furchtbarkeit für die römische Macht. Tacitus kannte besser als irgend wer den sittlichen Zustand der Stadt, die gänzliche Erschlaffung des Volkes, dem noch größere Gefahren von Innen drohten als von Außen, das aber diesen unfehlbar erliegen mußte, wenn jene nicht mehr abgewendet werden konnten. Im stärksten Gegensatz damit stellt sich ihm der frische Urzustand der Germanen dar: er faßte es ganz, was so tüchtige Kraft vermöge. Dazu kam nun die lange Reihe mißlungener Versuche von Julius Cäsar an bis Domitianus in sein Gedächtniß. Diese alle hatten den Römern die Unbezwingbarkeit eines solchen Volks gezeigt: sie erfüllten anjetzt den Geschichtschreiber mit bösen Ahndungen für die Zukunft. Hat je ein großer Geist seinen vorschauenden Forschergeist herrlich bewähret: so ist es Tacitus in seiner Ansicht von dem Einfluß, den die frischen Nordvölker nach unwandelbarer Nothwendigkeit einmal auf Rom haben mußten: eine Ueberzeugung, die kaum ein Paar Jahrhunderte später ihre vollste Bestätigung empfing. Welch ein Gewicht auf die Schicksale des damals noch weltbeherrschenden Reiches er selbst in Trajanus schönsten Jahren den germanischen Völkern zuschrieb, und wie er seine römischen Zeitgenossen zu würdigen wußte, das zeigt am deutlichsten der merkwürdige und freimüthige Ausspruch: bis dahin sey es mit seinem Vaterlande gekommen, daß man ihm von der Gottheit nichts heilsameres mehr erwünschen könne, als dauernde Zwietracht unter den germanischen Stammen. Den Gegensatz unterdrückt er: aber wie leicht ist er zu ergänzen! Von fremder Zwietracht hoffte er noch Einiges, von eigner Eintracht nicht; und wie wenn nun der Feind zusammenhielt?

In dieser Ueberzeugung, unter diesen Verhältnissen schrieb Tacitus sein Buch. Lauterste Wahrheit war erste Bedingung, denn er wollte seiner Landsleute Heil und Rettung. Sie sollten das ganze Gewicht der bevorstehenden Unternehmungen begreifen lernen. Aus diesem Standpunkt erklärt das Buch sich leicht und vollständig, und der Würde der Geschichtschreibung bleibt ihr Recht. Alles, Ortbeschreibung und Sittenschilderung, geschichtliche Bemerkungen und Betrachtungen über die innern Stammverhältnisse, hat seine unmittelbare Beziehung, sobald wir diesen Zweck anerkennen; vor allem die nachdrückliche Aufzählung des Unheils, das die germanischen Feldzüge schon über Rom gebracht hatten, in jedem andern Zusammenhang eine störende Abschweifung und doppelt unerklärlich durch die gewählte Pracht der großartigsten Darstellung. So hatten die vergleichenden Rückblicke auf Rom ihre feste Beziehung, so widerspricht der über manches Germanische ausgesprochene

Tadel weder ſich ſelbſt, noch dem Ganzen. Seine Wahrheit rechtfertigt ihn allein ſchon: durchweg aber trifft er rohe Ueberkraft, die niemand mehr zu fürchten hatte, als der mit Waffen in der Hand ergriffene Gegner. Selbſt der geheimnißvoll in mährchenhafte Länder verdämmernde Schluß erklärt ſich nun leicht: auch er iſt trefflich geeignet, mit erfurchtsvollem Schauer und mit zögernder Vorſicht zu erfüllen. Alles aber vereinigt ſich dahin, einen ernſtlichen Feldzug gegen die germaniſchen Völker als ein Wagniß von den äußerſten Schwierigkeiten und dem zweifelhafteſten Erfolge darzuſtellen. Grade wenn eine ſo allgemeine Wirkung auf das ganze römiſche Volk beabſichtigt wurde, konnten alle früher erſchienenen ausführlichern Werke nichts nützen: das ganze Ergebniß mußte in dieſe beſeelte Kürze zuſammengedrängt, in dieſer ſchlichten Kraft ausgeſprochen werden, um ſo zu wirken, wie Tacitus wollte.

Trajanus freilich kannte alle jene Gefahren gut genug. Wer ſelbſt in Germanien befehligt hatte, und überhaupt ſo hell durchſchaute wie er: dem konnte das nicht verborgen bleiben, wogegen ſich nur römiſche Eitelkeit, ſinnloſer Leichtſinn und verächtliche, nur den Augenblick bedenkende Bequemlichkeit verſtocken mochte. Deſto wahrſcheinlicher wird es, daß das Volk, an die Ergötzlichkeiten germaniſcher Triumphzüge gewöhnt, aufgeblaht durch Verdienſte, die dem Fürſten allein angehörten, mitunter auch wohl wirklich Gefahr von Norden her ahndend, und in behaglichem Vertrauen von Trajanus Waffenglück ein Jegliches erwartend, daß dieß Volk einen Krieg mit Ungeſtüm begehrte, der noch wenigſtens nicht an der Zeit war, und gegen den um ſo mehr die kraftvollſte Abmahnung Noth that, als ſelbſt Männer, wie Plinius, geachtet wegen öffentlichen Anſehns und edler Geſinnung, alles geſchichtlichen Blickes ſo ganz ermangelten, daß ſie den allgemeinen unreifen Wunſch zu dem ihrigen machten, und ihm beredte Worte liehen. Ob nicht Tacitus durch den Kaiſer ſelbſt veranlaßt, Eine Ueberzeugung mit ihm theilend, ſeine Germania ſchrieb: wer mag es leugnen? In ſich hat es Wahrſcheinlichkeit genug. Eine andre Frage iſt die, ob für alle Zeit oder nur für den gegenwärtigen, nicht genug gerüſteten Augenblick von dem germaniſchen Feldzug abgeſchreckt werden ſollte. Unſtreitig wohl das erſtere. Denn wenn auch das ganze Buch aufzufodern ſcheint, ſich die Germanen, anſtatt ſie zu bekämpfen, in manchen Dingen lieber zum edlen Vorbild zu nehmen, vor allem aber ſich ihnen an kriegeriſcher Tüchtigkeit wieder ähnlich zu machen: ſo war doch gerade hierin Alles und gewiß wirkſamer geſagt, als bloßes Abmahnen und Verneinen vermocht haben würde. Auch ſind alle die Winke, die zur Beſinnung bringen mußten, nicht aus damaligen römiſchen Zuſtänden, die ſich ändern konnten, ſondern aus der Grundverfaſſung der germaniſchen Stämme hergenommen.

Und wie auch hätte Tacitus einen ſolchen Krieg ernſtlich wünſchen können? Entſcheidend mußte er dießmal werden, dafür bürgte des Kaiſers großartige Geſinnung. Mußte nun der treu geſinnte Römer den Gedanken unerträglich finden, in dem Fall, daß die Germanen ſiegten, ſein Volk noch ſchneller untergehn zu ſehn, als es nach allgemeiner Nothwendigkeit unvermeidlich ſchien: ſo konnte der Geſchichtſcheiber im entgegengeſetzten Fall ebenſo wenig wünſchen, daß ein ſchon zuſammenſinkendes Volk noch vor ſeinem gänzlichen Sturz ein friſch und kräftig aufblühendes voll großer Anlagen und ſeltengewordener Tugend erſt mit ſich in den Abgrund ziehn ſollte. Zürnt er

doch schon, wo er bei germanischen Grenzvölkern nur den leisesten Anflug römischer Entartung gewahrt. Doch konnte Tacitus wohl nicht mehr so vernichtende Erfolge von seinen Landsleuten fürchten, und daß er diesen Niederlage, Schmach und Demüthigung zu ersparen wünschte, war wohl sein eigentliches redliches Bemühn.

Den sie so lange gereizt, der Ur der hercynischen Forsten,
Oft auch Stöße gefühlt seines gewaltigen Horns,
Er bricht endlich hervor, reißt hin durch jegliches Stellneh,
Und will selber den Feind suchen in dessen Gebiet.
Nicht halb zahm und dem Siege bequem, wie die Thiere des Circus,
Wild wie der Heimath Wald heischt er entscheidenden Kampf.
Ueber die Alpen herab schon wälzen sich neue Teutonen,
Doch kein Marius naht! Aber ein bleiches Gespenst
Schwebt in des Heers Nachtrab, winkt hin zu den nordischen Haiden,
Varus, er ists! wo er einst diese Verderber erprobt.
Rom soll fallen! so wards in der Himmlischen Rathe beschlossen,
Und vollziehn ihr Gericht soll das germanische Schwert. [1])

Was Tacitus bewirkte, sagen keine ausdrücklichen Zeugnisse: aber der Feldzug wurde nicht unternommen, obgleich Trajanus Herrschaft lang und oftmals ruhig genug war, um zu unternehmen was er für unternehmbar achtete. Das wenigstens können wir annehmen: einem Buch, wie der Germania, konnte es gar wohl gelingen, Erfolge von diesem Umfang und dieser Wichtigkeit herbeizuführen. Thatsachen, mit diesem Stempel der Wahrhaftigkeit gezeichnet; allgemeine Wahrheiten, mit dieser eindringenden Beredsamkeit dargelegt, mußten unfehlbar den Besseren ergreifen, und den großen Haufen wenigstens packen.

Hieraus ergiebt sich denn auch leicht, welche Bewandtniß es mit Tacitus sogenannter Vorliebe für die Germanen habe, und wie sie gar wohl mit seinem regen Gefühl für alte Römergröße bestehen könne, ja vielmehr Eins damit sey. Denn grade diese fruchtbare Betrachtung der Stammtugenden seines Volkes mußte ihm jedes ausheimische ehrwürdig machen, bei dem sich ähnliches und noch in vollerer Kraft kund gab. Was bei den römischen Spätlingen seltne, der Aufzeichnung werthe Abweichung vom Zeitgeist geworden, das war in den germanischen Wäldern altes, anspruchloses Herkommen: man wußte es gar nicht anders. Wer darf es Vorliebe nennen, wenn Wahrnehmungen dieser Art seine Darstellung unwillkührlich heben und beflügeln!

Aber auch der Geschichtschreiber an sich, der den Stand der Dinge reiflich erwog, mußte schon durch rein geschichtliche Theilnahme sich mächtig angezogen fühlen von der Bedeutung, die dieses Volk dereinst für den Erdkreis zu erlangen vorbestimmt erschien. Der alte römische Glaube an ein ewiges Schicksal, das, mit der Entfaltung des Reiches unaufhörlich verbunden, diesem die Weltherrschaft bestimmt habe, war noch nicht ganz erloschen: aber Tacitus sah wohl, daß die höchste Höhe, längst überstiegen, seiner Zeit schon im Rücken lag, daß sein Vaterland in unaufhaltbarem Sinken begriffen sey. Wer sich in solchen Lagen Ruhe des Geistes und Klarheit des Umblicks zu bewahren weiß wie er, der sucht dann in allem Dunkel der Gegenwart nach einem neuen Angelstern, an den sich neue Hoffnungen knüpfen lassen; nach einem verjüngten Sonnenaufgang, aus dem verklärt hervorgehen werde, was

1) A. Schlegel's „Rom", B. 157—164.

der Laſt der Wirklichkeit erlegen war. Ein ſolcher zeigte ſich nirgend mehr als in den freien germaniſchen Gauen. Der ganze übrige Erdkreis war römiſchen Waffen und römiſchen Laſtern Unterthan worden, und wie die innerſten Herzkammern dieſes Länderkörpers zu kranken und zu verſiegen begannen, erſchlafften die äußerſten Gliedmaßen am ſchnellſten, da ihnen die Kraft, den Unheilsſtoff von ſich zu werfen, längſt ausgeſogen war. Germanien allein war von der um ſich freſſenden Verpeſtung durch römiſche Knechtſchaft rein geblieben. Darum konnte auch einzig von dorther eine Wiedergeburt des Menſchengeſchlechts beginnen, und Tacitus verkannte das nicht. Heißt das Vorliebe, ſo iſt es wenigſtens das Edelſte und Erhabenſte, was die menſchliche Bruſt zu faſſen vermag: auf den Trümmern des eignen, treu geliebten Mutterlandes ſich der neuen Morgenröthe zu freuen, ob ſie auch mit Weltenbrand und mit Vernichtung des Geliebteſten beginne.

Daß ſich aber Tacitus zu ſo richtiger Anſicht von dem Zuſtand und dem Schickſal des römiſchen Reiches zu erheben vermochte: das bedarf keiner Erklärung außer der Höhe ſeines ſittlichen Standpunktes und ſeinem geſchichtlichen Tiefblick. Derſelbe leitende Gedanke führt auch durch ſeine größeren Werke, in denen ächter, alter Römerſinn ſich ſelbſt den letzten unvergänglichen Denkſtein aufrichtet. Nicht auf gleiche Weiſe kann die Frage beantwortet werden, wie doch Tacitus zu dieſer Würdigung eines fremden, wenig zugänglichen, verhaßten Volkes gelangt ſey. Thatſachen allerdings, was insgemein ſo geheißen wird, konnten gar manche aus den frühern Nachrichten über Germanien geſammelt werden; die älteſten aus den Büchern des Julius Cäſar, den allein wir auch als benutzte Quelle genannt finden. Aber von dieſem weicht Tacitus oft genug ab: kein Wunder, da mit Cäſar, dem erſten Römer auf deutſcher Erde, die Kenntniß des Landes erſt begann, und ihm weder zu längerem Verweilen an Einem Orte, noch zu ſorgfältiger Prüfung und Verarbeitung der eingezogenen Nachrichten Muße gegönnt war. Hinderniſſe anderer Art erwuchſen aus gegenſeitiger Unbekanntſchaft der Sprachen; auch konnten Cäſar's Heereszüge über innere Zuſtände, den wahren Zuſammenhang der germaniſchen Verfaſſung und alles ächt Volksthümliche kein Licht verbreiten. Dazu kommt, daß Cäſar bald von einem gewichtigen Zeugen, dem ſtrengen und wahrhaften Aſinius Pollio, nicht bloß der Leichtgläubigkeit, was hier in vielen Fällen gar ſehr zu entſchuldigen ſeyn würde, ſondern auch häufiger abſichtlicher Verfälſchung der Wahrheit angeklagt wurde: ſodaß wir die Abweichungen bei Tacitus, wenn wir überdieß noch die inzwiſchen erfolgten wirklichen Veränderungen in Germanien erwägen, als ebenſo viel Berichtigungen anzuſehn das Recht haben. Dagegen waltet Cäſar's durchdringender Scharfblick und ſein ſicheres Urtheil durch alle ſeine Darſtellungen, und die großartige Weiſe ſeines Auffaſſens mußte darum unſerm Geſchichtſchreiber von höherm Werth ſeyn, als Lehrgebäude wie das des Strabon, oder dürre und oft prüfungsloſe Grundriſſe, wie der des Pomponius Mela.

Die unter Agrippa's Leitung ausgeführten und zu öffentlicher Benutzung in Säulengängen ausgeſtellten Länderzeichnungen konnten dem Hauptinhalt der Germania nicht viel Nutzbares bieten: viel eher, bei der damaligen Unvollkommenheit ſolcher Entwürfe, an manchen Schwierigkeiten und Dunkelheiten in der letzten Hälfte des Buches Urſache ſeyn.

Deſto reichhaltiger müſſen dagegen des Aſinius Pollio eigne, untergegangene Geſchichtwerke geweſen ſeyn, die Cäſar's Feldzüge mit beſaßten

ebenſo die verlorenen Bücher des Livius, von denen nach den alten Inhaltsanzeigen das 104. eine Schilderung Germaniens und ſeiner Bewohner, das 105. bis 107. die Thaten des Cäſar, das 137. bis 140. die Feldzüge des Druſus enthielt: wichtiger aber als alles übrige des ältern Plinus zwanzig Bücher über alle bis zu ſeiner Zeit zwiſchen den Germanen und Römern geführten Kriege. Auf germaniſchem Boden begann Plinius ſein Werk zu ſchreiben, er ſelbſt einer der genaueſten Berichterſtatter, der ſorgfältigſten und ruhigſten Beobachter des Alterthums, ſoweit mit vielſeitigem Wiſſen und mit reifer Erfahrung durchzukommen war.

Rechnet man dazu, was aus mündlicher Ueberlieferung etwa zu gewinnen war, ſo haben wir ſo ziemlich alle Hülfsmittel beiſammen, die Tacitus in Rom vorfinden konnte, von denen er aber nur des Cäſar als wirklich zu Rath gezogen gedenkt, während er es in ſeinen größern Werken keineswegs unter der edlen Haltung geſchichtlicher Darſtellung betrachtet, glaubwürdige und ehrenwerthe Männer, namentlich den Aſinius Pollio, Livius und Plinius, als Gewährsmänner für ſeine Ausſage anzuführen.

Allerdings erklärt es der in dieſen Blättern angenommene Volkszweck der Germania, daß kein anderer Zeuge namhaft gemacht wurde, als der vergötterte Julius. Aber welche Ausbeute konnten auch die übrigen für den wahren Zweck dieſes Buches geben? Was konnten gelehrte oder unterhaltende Geſchichtwerke, was konnte mündliche Ausſage römiſcher Krieger, germaniſcher Gefangener oder gar Ueberläufer helfen, wo das innerſte Leben eines Volkes dargeſtellt werden ſollte!

Erwägt man überdieß, daß Tacitus' ganze Geſchichtſchreibung von Selbſterlebtem ausging, und daß er erſt in ſeiner ſpäteſten Zeit Thatſachen zu erzählen unternimmt, die außerhalb des Kreiſes ſeiner unmittelbaren Beobachtung lagen: erwägt man ferner den unverkennbaren Ausdruck gewiſſeſter Ueberzeugung, die bei Länder- und Völkerbeſchreibung eine ganz andre Grundlage haben muß, als bei Erzählung geſchichtlicher Thatſachen, eine andre bei Zuſtänden, als bei Ereigniſſen und Begebenheiten — nimmt man dazu die innige Wärme, die dieſe Schrift in allen Theilen durchdringt, und die Natur ihres ganzen Inhalts; ſo liegt nichts näher als die Vermuthung, Tacitus habe den Gegenſtand ſeiner Darſtellung aus eigner Anſchauung gekannt, und nicht aus Büchern, ſondern als Augenzeuge erzählt.

Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts ſprach ein ſonſt unbedeutender Ausleger des Tacitus dieſe Vermuthung aus. Leider ſtützte ſeine Meinung ſich auf nichts, als auf ein falſch verſtandenes Wort. Weil Tacitus ausdrücklich ſage: „wir haben unter dem Kaiſer Veſpaſianus die Veleda geſehn, die lange bei ihrem Volk wie eine Gottheit gehalten iſt", müſſe er ja ſelbſt in Germanien und namentlich im Lande der Bructerer geweſen ſein. Dieſem Beweis indeß nahm man bald ſeine ganze Kraft durch eine bekannte Stelle des Statius, wo unter andern römiſchen Zeitereigniſſen, die Aufſehn erregten, auch

der gefangenen Veleda Lieben

genannt wird. Fehlen uns auch alle anderweitigen Nachrichten von der Wendung, die das Geſchick der den Römern einſt ſo furchtbaren Seherin nahm, ſo läßt uns doch Tacitus ſelbſt an der Richtigkeit der Ausſage des Statius nicht zweifeln: vielmehr erklärt ſie ſich wechſelſeitig mit dem verſtümmelten fünften Buch der Geſchichten. Schon Tacitus' eigner Ausdruck,

lange habe sie unter den Germanen als Seherin gegolten, beweist, daß ihr Ansehn nicht bis an ihr Ende dauerte. Auf etwas Bestimmteres führen die Geschichtsbücher, wo sie für uns schließen. Die Bataver, müde des langen Kampfes gegen die Römer, zu dem besonders Veleda durch ihre Umgebenden sie befeuert hatte, gaben allmälig den Einflüsterungen des Petilius Cerialis williger Gehör. So ließen sie sich gern einreden, wenn einmal zwischen Oberherren gewählt werden müsse, so sey es geziemender, sich römische Kaiser als germanische Weiber gefallen zu lassen. Auch gegen den Claudius Civilis, der bisher seinen Vortheil darin gesehn hatte, in Cineriei Sinn mit der Seherin und durch ihr Gewicht unterstützt zu handeln, wandte sich auf römische Verhetzung die Stimmung des Volkes. Dieser jedoch, von keiner höheren Begeisterung getrieben, aber gewandt und rasches Entschlusses, eilte nun seinen Landsleuten zuvor, und schloß sich scheinbar freiwillig an Cerialis an, bevor die Bataver zu einem Entschluß kommen konnten: sodaß diesen die ganze Schmach des Abfalls, jenem das ganze Verdienst hergestellter Ruhe auf den römischen Grenzen zufiel. Mit den Unterhandlungen des Civilis reißen die Geschichtsbücher ab: aber aus allem zunächst Vorhergehenden können wir mit Sicherheit folgern, daß Cerialis die Auslieferung der unerschütterlichen und unbestechlichen Veleda zur ersten Bedingung machte, und daß diese, ebenso wie früher Thusnelda, durch Eines ihrer Landsleute Verrath in römische Hände fiel.

Indeß ist diese Widerlegung doch nur eine halbe, da sie nur Möglichkeit gegen Möglichkeit giebt, und weiter nichts beweist, als daß Tacitus, um die Veleda zu sehn, nicht grade nach Germanien zu reisen brauchte. Gleichwohl ergiebt sich aus den Geschichtsbüchern, daß Tacitus sie nirgends als in Rom oder doch in römischer Gewalt sehn konnte: „denn niemand", sagt er selbst, „gelangte je zum Zutritt oder zum Gespräch: sogar ihr Anblick war jedermann verwehrt, zur Erhöhung heiliger Scheu: Auserwählte aus ihren Angehörigen, gleichsam Vermittler der Gottheit, überbrachten ihre Rathschläge und Aussprüche." Wie konnte sie demnach ein Römer anders als in ihrer Gefangenschaft sehn? Aber auch der Sprache des Tacitus wird Gewalt angethan. Wo sich ein römischer Schriftsteller vernehmen läßt: Wir haben gesehen, da dürfen wir ihm nicht die Einzahl unterschieben. Dieser Ausdruck war von herkömmlicher Bedeutung geworden, und bezog sich durchaus nur auf das, was der Erzählende zugleich mit der ganzen Kaiserstadt oder mit allen seinen Zeitgenossen erfahren und erlebt hatte. Danach läßt die Stelle der Germania eine gedoppelte Auslegung zu, der indeß die Worte des Statius nähere Bestimmung geben, alles auf Rom beziehend. Sonst läge es näher, das persönliche Sehn der Veleda ganz aufzugeben, und die Mehrzahl vom ganzen Zeitalter zu verstehn.

Wenn sich also auch in diesem Wege nicht erweisen ließ, daß Tacitus selbst in Germanien gewesen sey: so hat doch die Schaar der Neueren doppelt und dreifach gefehlt, die mit dieser Widerlegung die ganze Frage über Tacitus Anwesenheit in den von ihm beschriebenen Gegenden abgethan und für immer beseitigt wähnte.

Wahr ist es allerdings: kein Wort, auch nicht der leiseste Wink ist uns gegeben, daß Tacitus die Gegenstände seiner Darstellung aus eigner Anschauung kannte, und Vielen mag das viel gelten: aber bei keinem Schriftsteller sollte es weniger beweisen, als bei dem unseligen. Niemand war

eitlem Schein, anmaßlichem Hervordrängen und Geltendmachen ſeiner Perſon entfremdeter als Er. Nur da, wo es ſeyn muß, redet er von ſich, und dann mit Würde und Gewicht. In der Germania war nirgends der Ort dazu: in keinem ſeiner Werke weniger. Wer in ſo hohem geſchichtlichem Sinne ſchreibt, weiß ſich vom Reiſebeſchreiber zu unterſcheiden, und hütet ſich, in Schilderungen von Gegenden, Ländern und Völkern ſein Ich in den Vordergrund zu ſtellen. Bei keiner Gegend Italiens, die er beſchreibt, und deren er gewiß die meiſten geſehn hatte, gedenkt er ſeiner Anweſenheit. Und wie viel würdiger auch iſt es eines ſolchen Meiſters, wenn die Wahrheit, die Treue, die Belebtheit, das Treffende einzelner Züge in ſeinen Darſtellungen dasjenige ausſpricht, was er ſelbſt verſchweigt. Bei der Gegenwart konnten Einmiſchungen dieſer Art der Glaubwürdigkeit nur ſchaden und von der Sache abziehn. Für die Zukunft aber war am beſten geſorgt, wenn das Ganze jenes höhere, unausgeſprochene und grade darum gewiſſeſte Zeugniß in ſich trug. Wer das nicht zu erkennen vermochte, für den geſchrieben zu haben war wohl überall dieſes Geſchichtſchreibers Beſtreben nicht.

Man hat gemeint, es erfordere einerlei Thätigkeit des Geiſtes, nicht erlebte Begebenheiten und nicht geſehene Oertlichkeiten bis zur höchſten Anſchaulichkeit belebt und treu darzuſtellen: und bei Tacitus' Meiſterſchaft in jenem habe ihm nothwendig auch dieſes gelingen müſſen. So unbegreiflich konnte man es verkennen, daß es bei jenem vor allem auf ein Zurückführen zu etwas Allgemeinem, bei dieſem auf ſorgfältigſte Auffaſſung des Einzelnen und Unterſcheidenden ankomme, wo gerade die lebhafteſte Einbildungskraft, die es nie mit der Natur aufnehmen ſollte, das meiſte Unheil ſtiften würde. Die Homeriden, dann Herodotes und Thukydides, auch Salluſtius, und unter den Unſeren Möſer und Johannes Müller ſahn den Schauplatz der Begebenheiten, deren Geſchichte ſie ſchrieben, und lebten auf ihm. Wer mag ſich einbilden, ihre Darſtellungen würden daſſelbe Gepräge tragen, wenn aus Ueberlieferungen und Berichten Anderer zu entnehmen geweſen wäre, was der unmittelbarſten Gegenwart angehört, und die erſte Bedingung jedes Ereigniſſes iſt! Und wie ganz anders möchte es um alle neuere Geſchichtſchreibung ſtehn, wenn nicht ihre meiſten Hervorbringungen einzig im Dunkel der Arbeitszimmer, unter dem Staub der Urkunden und Bücher empfangen und ausgebildet wären!

Beim Tacitus beſonders hat man alle Folgerungen auf eine Anweſenheit in Germanien dadurch abzulehnen gemeint, daß man noch zwei vermeintlich ähnliche und gleich gelungene Schilderungen ferner Länder und Oertlichkeiten nachwies, die ebenſo wenig von ihm beſucht ſeyen, die Beſchreibung von Judäa, beſonders von Hieroſolyma in den Geſchichten, und die von Britannien im Agricola. Abgeſehn einſtweilen von dem ganz Willkührlichen in der Annahme, Tacitus ſey weder in dem Einen, noch in dem Andern geweſen: zeigt die Schilderung von Judäa die weſentlichſten Abweichungen von den Nachrichten über Germanien. Alle einzelnen Angaben ſind von der Art, daß ſie gar füglich überliefert werden konnten: Grenzen, Beſchaffenheit des Bodens, Naturerzeugniſſe, Berge, Flüſſe, Lage, Bauart und Zierden der Hauptſtadt, alles iſt in muſterhafter, belehrender Kürze und Bündigkeit, aber auch mit der Bedingtheit und Vorſicht angegeben, mit der der beſonnene Mann mittelbare Nachrichten behandeln mußte. Um aber von der Volksthümlichkeit der Eingebornen das belebte Bild zu geben, das nur aus unmittelbarer Wahr-

nehmung gewonnen werden konnte, brauchte man zu Tacitus' Zeit Rom nicht mehr zu verlaſſen, wo ſich ſchon ſeit Auguſtus jenes Schmarotzervolk genugſam eingeniſtelt hatte, um an Ort und Stelle genügende Kenntniß davon nehmen zu können.

Sehr wahr dagegen iſt die Bemerkung über Britannien; und wir würden durch die ganze Art wie Tacitus hier, beſonders am Eingang ſeiner Schilderung, redet, uns berechtigt glauben zu der Annahme, er ſey ſowohl dort als in Germanien geweſen. Indeß hier iſt ein ausdrückliches geſchichtliches Zeugniß vorhanden; Tacitus ſelbſt bezeugt es ſo unverkennbar, daß nicht zu begreifen wäre, wie ſo etwas ſo lange hat unbeachtet bleiben können, wenn nicht zahlloſe Stellen dieſes Schriftſtellers in andern Beziehungen daſſelbe Schickſal theilten. „Agricola", ſo heißt es in ſeinem Leben, „hatte einen durch innern Zwiſt ausgetriebenen hiberniſchen König in Schutz genommen; und unter dem Anſchein wohlwollender Geſinnung hielt er ihn für eine günſtige Gelegenheit bei ſich zurück. Oft habe ich von dieſem gehört, Hibernien könne mit einer Legion und mit geringen Hülfsvölkern bezwungen und behauptet werden."

Gegen den aus dieſer Stelle gezogenen Schluß, Tacitus ſey mit Agricola in Britannien geweſen, würde ſich höchſtens das Eine einwenden laſſen: Agricola habe ja bei ſeiner Rückkehr nach Italien den König mitnehmen, und Tacitus alles jenes in Rom von ihm vernehmen können. Wer aber um Domitianus' eiferſüchtigen Groll zu vermeiden jede glänzende Begleitung ſeiner Freunde und des Volkes mied, und bei Nacht in Rom einzog, wer auch fernerhin alles von ſich that in Tracht, Lebensweiſe und Verkehr mit den Menſchen, was irgend an den großen und glücklichen Feldherrn hätte erinnern können: wie durfte der einen übergegangenen, feindlichen König um ſich, in ſeiner Begleitung haben! Indeß Tacitus' eigne Worte beſeitigen jeden Zweifel. Der Umſtand, daß Agricola den Fürſten wie aus Freundſchaft an ſeiner Seite behielt, um ihn beim erſten günſtigen Anlaſſe zur Bewältigung Hiberniens zu benutzen, enthält den ſicherſten Beweis, daß hier nur von der Zeit der kriegeriſchen Thätigkeit des Agricola in Britannien die Rede ſeyn könne. Späterhin würde überdieß der Hibernier geſagt haben, ſein Vaterland habe einmal erobert werden können.

Daß nun Tacitus in ſeinen frühern Jahren Rom auf eine Weile habe verlaſſen müſſen, um irgend einer kriegeriſchen Unternehmung beizuwohnen, das brachte ohnehin nach dem Gebrauch der Zeit ſeine edle Abkunft mit ſich. So ging der jüngere Plinius, deſſen ganzes Leben mit dem unſers Geſchichtſchreibers die bedeutendſten Zuſammenſtimmungen zeigt, 21 Jahr alt, auf ein halbes Jahr als Kriegstribun nach Syrien. Was war natürlicher, als daß Tacitus, damals etwa in ſeinem 22. Lebensjahr, ſeinen Schwiegervater zu einem Unternehmen begleitete, von dem die Erwartungen wenig geringer waren als die Erfolge, und dadurch zugleich ſeiner Ritterpflicht genügte! Auch liegt zwiſchen dem Tode des Titus, im Jahr 79, unter welchem Tacitus in ſeiner unter Veſpaſianus begonnenen öffentlichen Laufbahn eine Stufe geſtiegen war, und zwiſchen dem Jahr 88, in welchem ihn Domitianus zum Prätor und Quindecimvir erhob, eine anderweitig nicht ausgefüllte Zeit, die mehr als hinreichend iſt, dieſen Feldzug unſers Geſchichtſchreibers aufzunehmen, von dem er jedoch wahrſcheinlich vor Agricola zu ſeinem höheren innern Beruf zurückkehrte, ſobald der Sitte und dem Anſtand

Genüge geſchehen war. Auch weiſet das Zögern des Agricola, von dem Rath des Hiberniers auf der Stelle Gebrauch zu machen, darauf hin, daß Tacitus in der erſten Zeit des britanniſchen Feldzuges mit demſelben im römiſchen Lager zuſammentraf, als den Anführer die Wiederherſtellung der ſeit Petronius Turpilianus, Trebellius Maximus und Vettius Bolanus vernachläſſigten Kriegszucht noch zu ſehr beſchäftigte, um ſich auch auf die gewiſſeſte auswärtige Unternehmung einlaſſen zu dürfen. Bis zu dieſer Wiederbefeſtigung der römiſchen Macht in Britannien ſuchte Agricola alſo den hiberniſchen Fürſten bei ſich feſtzuhalten, um nach Erreichung dieſes Zeitpunktes von ſeinen, auch vom Tacitus als zuverläſſig betrachteten Rathſchlägen zur Eroberung der Nachbarinſel Gebrauch zu machen.

Iſt ſomit Tacitus' weitere Reiſe nach Britannien außer Zweifel geſtellt, ſo giebt dieß ſchon der viel kürzern nach Germanien höhere Wahrſcheinlichkeit an ſich; ja, beide konnten leicht in Eine zuſammenfließen, da der gradeſte und gebahnteſte Weg nach Britannien durch die Kette der römiſchen Pflanzſtädte am Rhein den Strom entlang der bataviſchen Küſte zuführte. Auf ſeiner Rückkehr hinderte ihn, ſoviel wir wiſſen, nichts, länger in Gegenden zu verweilen, die ihm ſchon damals nicht gleichgültig ſeyn konnten, wenn ſein Beruf zum künftigen Geſchichtſchreiber bereits irgend in ihm wach geworden war.

Indeß iſt uns noch eine andere Nachricht erhalten, aus der wir auf ein bedeutend früheres Bekanntwerden des Tacitus mit Germanien ſchließen dürfen. Der ältere Plinius, von Kindern erzählend, deren körperliche Entwicklung unnatürlich raſch vor ſich gegangen, erwähnt aus alten Berichten eines ſalaminiſchen Knaben, des Sohnes des Euthomenes, der bis zu ſeinem dritten Jahr drei Ellen gewachſen ſey, dabei langſamen Ganges, ſtumpfſinnig, ſchon mannbar und von ſtarker Stimme: nach Ablauf des dritten Jahres aber ſey er an plötzlichem Zuſammenſchrumpfen aller Glieder geſtorben. Aus eigner Erfahrung vergleicht er ein römiſches Kind, das mit Ausnahme der verfrühten Mannbarkeit jenem ſalaminiſchen faſt durchaus gleich geweſen ſey: ſein Vater ſey Cornelius Tacitus, römiſcher Ritter, Procurator des belgiſchen Gallien. Wie ſchief diejenigen ſahen, die in dieſem mißgeſchaffenen Weſen unſern Geſchichtſchreiber zu finden meinten, lehren ſchon Plinius' Worte. Denn wäre nicht auch dieſes Kind ein frühzeitiges Opfer ſeiner Unnatur geworden, wie hätte dieſer wichtigſte aller Unterſchiede unerwähnt bleiben mögen? Auch möchte es Aerzten unſchwer ſeyn, die Unmöglichkeit längeres Lebens bei ſolcher Mißgeſchaffenheit zu erweiſen. Dennoch hindert nichts, in dem belgiſchen Procurator den Vater des Geſchichtſchreibers anzunehmen. Alle Zeitberechnungen treffen zu, ebenſo der bürgerliche Rang: daß beide von Einem Stamm der Cornelier waren, zeigt der Name, und die geringe Verbreitung deſſelben erhöht die Wahrſcheinlichkeit. So konnten frühe und darum recht dauernde Eindrücke des Kindes Seele zur Beſtimmung des Mannes vorbilden, wenn er in jenen Gegenden erzogen, ja vielleicht geboren [1]), germaniſche Eindrücke als die erſten und reinſten im Gemüth bewahrte.

Als entfernterer Möglichkeit endlich kann einer dritten Anweſenheit auf dieſem Boden, ſpäter als beide erwähnte, gedacht werden. Wieder er ſelbſt erzählt, als Agricola ſtarb, im Jahr 93, ſey er mit ſeiner Gattin

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 218, 233.]

nicht in Rom, ſondern ſchon ſeit vier Jahren abweſend geweſen. Daß dieſe Entfernung von ſeinem Schwiegervater keine ſelbſtgewählte war, das drücken ſeine eigenen Worte aus, die von einer über ihn verhängten Abweſenheit reden. Darunter eine wirkliche Verbannung zu verſtehen, berechtigt uns nichts. Denn war es natürlich, daß Domitianus zwei Männer, wie Agricola und Tacitus, dazu durch die engſten Bande der Freundſchaft verknüpft, nicht gern zugleich in ſeiner Nähe ſah, ſo lag es doch in ſeiner heimlichen Sinnesart, mit ſchlauer Beſonnenheit ſo auffallende Schritte zu vermeiden, wie hier die Verbannung geweſen wäre: auch war derſelbe Zweck auf leiſerem Wege zu erreichen. Im Jahr 88, um die Zeit als Agricola aus Britannien zurückkehrte, war Tacitus Prätor: es war ganz in der Ordnung und ehrenvoll dazu, — ſo liebte Domitianus ſeinen Haß zu verlarven, — wenn er im Jahr darauf als prätoriſcher Mann auf unbeſtimmte Zeit in einen fernen Theil des Reiches verſendet wurde. War ſchon Tacitus' Vater in Germanien thätig, der Sohn wenigſtens mehreremal anweſend geweſen: nichts konnte natürlicher erſcheinen, als wenn er auch jetzt auf dieſen grade damals ſo mißlichen und ſchwierigen Poſten geſtellt wurde. Zurückberufen ſeyn muß er bald nach Agricola's Tode, da er von allen um dieſe Zeit losbrechenden Gewaltthaten des Kaiſers Augenzeuge war; auch hatte ſeine Verſendung anjetzt keinen Zweck mehr.

Wie wenig nun von dieſem allen ein jedes Einzelnes im Stande ſeyn würde, eine Anweſenheit des Tacitus in Germanien glaubhaft zu machen: ſo kann doch ein ſolches Zuſammentreffen von mehreren und ganz verſchiedenen Seiten her kein bloßer Zufall ſeyn. Auf jeden Fall iſt das Feld gereinigt, und genügend erwieſen, daß Gegengründe von außen her nicht vorhanden ſind. Die ſtärkſte und triftigſte Beſtätigung muß immer das Buch ſelbſt geben. Möchte hier nur das Wichtigſte auch das Augenfälligſte und Handgreiflichſte, ja möchte es nur überall mittheilbar, und auf anderem Wege als dem der ſelbſt erworbenen Ueberzeugung zu gewinnen ſeyn!

Das iſt ſchwer zu verkennen, daß einzelne Theile Germaniens ausführlicher geſchildert ſind, als andre, ohne daß der Grund davon in dem allgemeinen Zuſtande der Länderkunde bei den Römern zu ſuchen wäre. Denn gerade die ſüdlicheren Striche an der Donau hin, die bei Tacitus aller genaueren Beſchreibung ermangeln, waren die zugänglichſten, gekannteſten. Dagegen bemerken wir die größte Ausführlichkeit und ein ſichtbar liebevolles Verweilen bei dem ganzen Lande vom batäviſchen Seeſtrand an, durch Belgien über den Niederrhein bis an die Ems und gegen die Weſer. Dieß Verhältniß zeigt ſich wie in der Germania, ſo auch in den beiden größern Werken: der Schauplatz der belgiſchen Feldzüge des Germanicus, der Kämpfe des Civilis, iſt mit unverkennbaren Ortfarben dargeſtellt, das Höchſte vielleicht, was in gedrängter, doch ganz anſchaulicher und vergegenwärtigender Ortsabſchilderung geleiſtet iſt. Doch nicht dieß allein. Auch das Bild germaniſcher Sitten und germaniſchen Volklebens, wie es uns Tacitus entwirft, iſt beinah Zug für Zug von dorther entlehnt, wo ſich bis auf unſere Tage die alte Geſtalt, der alte Sinn und die alte Zucht am vollſtändigſten und reinſten erhalten hat. Darum muß auch von dorther alle Unterſuchung über Tacitus' Glaubwürdigkeit ausgehn und dorthin zurückkehren: ja es darf geſagt werden, daß durch des herrlichen Möſer „Osnabrückiſche Geſchichten" aller Streit darüber geſchlichtet ſeyn ſollte.

Einen andern innern Beweis geben die Gegenſtände ſelbſt, die Tacitus in ſeinen Kreis gezogen hat, vor allem ſein bedeutendes Verweilen bei dem, was das unmittelbarſte und innerſte germaniſche Volksleben bezeichnet. Das lag ganz in der Beſtimmung ſeines Werkes: aber hier war, wenn irgendwo, eigne Anſchauung erſte Bedingung. Solches mußte im Ganzen und Großen, in ſeinen angeſchaffenen, angeſtammten Umgebungen, auf ſeinem heimathlichen Boden aufgefaßt, erkannt, eingeathmet und ſich angeähnlicht werden, um es ſo wiedergeben zu können. Frühere Schriftwerke aber, oder Bekanntſchaft mit in Rom lebenden Germanen konnten nicht mehr nützen, als aufgetrocknete Pflanzenſammlungen oder Treibhäuſer, um einen lebendigen Begriff zu geben von dem Duft und der Färbung einer Blüthe, von dem Pflanzenleben eines fernen Erdſtriches. An der Quelle ſelbſt mußte dagegen ein Mann, mit Tacitus Beobachtungsſchärfe, mit ſeinem Tiefblick und der unbegrenzten Zartheit ſeiner Empfindung neben der herrlichſten Kraft des Willens ausgerüſtet, ſelbſt bei mangelhaften Mittheilungswerkzeugen, vollgültiger Zeuge und Bürge der Wahrheit werden.

Für jetzt es Anderen anheimſtellend, dieſe allgemeinen Anſichten an Einzelheiten zu erproben, hoffen wir wenigſtens durch die aufgeſtellten Vermuthungen keinem den Genuß des köſtlichen Buches verkümmert, keinem die herrlich klare Ueberſchaulichkeit des Ganzen verdunkelt zu haben. Auch iſt es hoffentlich weder des Tacitus, noch unſrer Altvordern unwürdig, aus jugendlichen Erinnerungen die erſten, zarteſten Keime eines männlichen Werkes hervorgehen zu laſſen.

In kräftigern Umriſſen als jede Atlantis ſchwebte dem edlen Geiſt unter leerer, unbefriedigender oder empörender Gegenwart unſer Vaterland als die Heimath glücklicherer kindlicher Eindrücke vor, reifere Erfahrung gab dem freundlichen Bilde feſtere Haltung, und die vollendete Entwicklung verwandtes Sinnes prägte es zum Kunſtwerk aus.

Aeſchines [1]).

Aeſchines der Redner, von dunkler Herkunft, und darum nur nach Selbſterworbenem, nicht nach Angeſtammtem, mit Ehren zu benennen. Sein Vater, Tromes [2]), diente einem Athener, Elpias, der eine Schule hielt. Vielleicht durch ſeinen Herrn mit in die Verfolgungen der 30 Tyrannen verwickelt (404 v. Chr.), flüchtete auch er zuerſt nach Korinth, dann nach Theben, und kehrte unter Thraſybulos im folgenden Jahre mit gewaffneter Hand nach Athen zurück, wo er das ihm wohlbekannte kleine Geſchäft des Elpias fortſetzte. Er lebte noch im J. 343, damals 94 Jahr alt [3]). Sein Weib, Glaukis [4]), Tänzerin zur Schellentrommel, anfangs als gemeine Buhldirne lebend, und unter dem Spottnamen Empuſa berüchtigt, wurde durch ein ſtadtkundiges Mißgeſchick in die Enge eines kirchlichen Eheſtandes gedrängt. Aber auch ſo trieb ſie ein verachtetes und verbotenes Gewerbe fort; zu bakchiſchen Myſterien, die neben den vom Staat anerkannten und geſchützten mit manchem Unfug im Stillen fortdauerten, an Neueintretenden abgeſchmackte Weihungsgebräuche vollziehend. Dieſen Eltern wurde, von dreien Söhnen der mittlere, Aeſchines, im J. 393 in Armuth und Niedrigkeit geboren [5]). Er begann, wie ſein Vater, mit Sklavendienſten; wo nicht Kinder leſen lehrend, ſo doch Tinte reibend, die Schulbänke putzend, und die Schulſtube ſäubernd; dann, weil er bald eine ſtarke und vernehmliche Stimme entwickelte, half er ſeiner Mutter bei ihren nichtswürdigen Meſſificationen. Die Gymnaſien, in denen der freigeborne Jüngling die erſte Ahnung kräftigen Zuſammenlebens mit ſeinen Altersgenoſſen empfing, betrat er um Sold, ſeines ſtarken und feſten Körpers wegen gleichſam zum Vorringer gedungen [6]). Was einige alte Zeugen berichten, er habe an den philoſophiſchen Unterhaltungen des Sokrates und Platon, ſowie an den Rednerſchulen des Alkidamas und Iſokrates Theil genommen, verneinen

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 213.]

2) Demoſth. de cor., p. 270, Reiske.

3) Aeſchin. f. leg., § 78, 147, Bek. Satyr hat Verwirrung angerichtet. Ueber Tromes' Alter daſ. p. 213.

4) Dem. cor., p. 270, 313, 320. Vita Aesch., p. 215, 247, bek. Liban. Vit., p. 10 R., Lucian. Somn., 12.

5) Aeſchines' Geburtsjahr deutet er ſelbſt an, c. Timarch § 49, von ſeinen Brüdern, f. leg. §. 149.

6) Dem. cor., p. 313. Pseudoplut., p. 840 A.

andre ausdrücklich [1]); gegen Sokrates beweiſt überdieß die Zeitrechnung; gegen die übrigen, bei dieſer Leichtigkeit einer Namensverwechslung, ſein eignes Schweigen an entſcheidenden Stellen, und vor allem der ungezügelte Gang, den ſeine Beredtſamkeit einſchlug. Von ſeinem frühzeitigen Gelangen zum atheniſchen Bürgerrecht, das ſeine Geburt ihm auf immer zu verſagen ſchien, ſowie von ſeiner Aufnahme in den Stamm Kothoke, wiſſen wir nur, daß beides nicht auf den ſchönſten und geradeſten Wegen erreicht wurde [2]). Er führte nun ſein Geſchlecht auf die uralten Eteobutaden zurück; ſeinen Vater nannte er mit freiem Namen Atrometos und ſeine Mutter Glaukothea. Daß der viel vermögende Staatsredner Ariſtophon von Kolyttus ihn gleich danach als Grammateus in ſeine Dienſte nahm, macht es wahrſcheinlich, daß deſſen Verwendung bedeutend mitwirkte. Aber Aeſchines ging bald in ein gleiches Verhältniß zu dem nicht minder einflußreichen Demagogen Eubulos dem Anaphlyſtier über, mit dem er hinfort in ungeſtörter Einigkeit dieſelben Grundſätze der Staatsverwaltung verfolgte, jede politiſche Freundſchaft, jede Feindſchaft theilend. So wurde dieſe Verbindung die Grundlage zu dem Bedeutendſten und Größten in des Redners ſpäterm Leben, ja in manchem Betracht zu dem Geſchick, das bald über ganz Griechenland hereinbrechen ſollte. Doch mochte dieß anfängliche untergeordnete Verhältniß eines Schreibers und Geſetzvorleſers dem unruhigen, über ſein Lebensziel noch unentſchiedenen Geiſt nicht auf die Dauer genügen. Er verließ den Eubulos wieder, um die Kraft ſeiner Stimme als Schauſpieler in dritten tragiſchen Rollen von der kolyttiſchen Bühne geltend zu machen, aber nur auf kurze Zeit; er fand keinen Beifall und wurde endlich als Oenemaos völlig ausgepfiffen [3]). Nunmehr that er Kriegsdienſte und focht nach mehreren kleineren Unternehmungen bei Mantinea (363) gegen Theben nicht unrühmlich mit [4]). Drei Jahre ſpäter trat er, 33 Jahre alt, 6 Jahre früher als Demoſthenes, wir wiſſen nicht auf welchen Anlaß, zum erſten Mal als Staatsredner auf [5]). Kenntniß des atheniſchen Rechts hatte er ſich als Grammateus erworben, eine kunſtreich ausgebildete Stimme als Schauſpieler, und manches höhere Talent verdankte er einer glücklichen, reichbegabten Natur. Noch war das Intereſſe der Athener ungetheilt. So ſprach denn auch er, wie alle, mit Eifer und Beifall gegen Philipp's von Makedonien in demſelben Jahre beginnende Macht [6]). In dem glänzenden Feldzug, den die Athener auf Timotheos' Anrathen (358) gegen Euböa unternahmen, befeſtigte er ſein bürgerliches Anſehen; er zeichnete ſich in dem entſcheidenden Treffen von Tamynä unter Phokion's Augen aus, und überbrachte die Siegesbotſchaft mit unglaublicher Schnelligkeit nach Athen; dafür wurde ihm vom Rath und Volk ein Kranz zuerkannt [7]).

---

1) Pseudoplut., p. 840 B. Phot. bibl., p. 61, 26 f Bek. Apollon. vit., p. 247 Bek.

2) Dem. cor., p. 314. Apollon. vit., p. 247 Bek.

3) Dem. cor., p. 288. Spalding ad Quinctil. Instit. Rhet., 2, 17, 12

4) Aesch. f. leg., §. 169.

5) Dieß Jahr ergiebt ſich aus Aesch. epist., 12, init., übrigens das Einzige, ſo in jenem ganzen Briefe als Thatſache angenommen werden kann.

6) Dem. f. leg., p. 343. Pseudoplut., p. 840 f.

7) Dem. f. leg., p. 343. Pseudoplut., p. 840 f.

Inzwiſchen wuchs die makedoniſche Macht nach allen Seiten hin. Päonier, Illyrier, Theſſalier und Thrakier hatten bereits das Uebergewicht von Philipp's Staatsklugheit und Feldherrntalent empfunden, während ſich die Griechen in dem erſten heiligen Kriege gegen Phokis unter einander erſchöpften und aufrieben. Um ſo weniger ſcheute ſich der König, auch mit Athen verbundene Städte zu befehden; erſt der Fall und die Zerſtörung des bundesverwandten Olynthos (348) erregte ernſtliche Beſorgniſſe. Drei feuervolle Reden des Demoſthenes waren ohne würdigen Erfolg geblieben. Nun drang Eubulos auf eine Sendung in den Peloponneſos, um alle dortige Staaten mit Athen gegen den König zu verbinden. Aeſchines empfing den Auftrag; in Megalopolis redete er viel und lange zu den dort verſammelten zehntauſend Arkadern gegen den von Philipp geſendeten Hieronymos [1]); doch ohne den herrlichen Erfolg, den drei Jahre ſpäter Demoſthenes errang. Dem wachſamen König dünkte gleichwohl weder dieſe erſte Regung in Athen, noch die völlig gleiche Richtung aller Staatsredner unbedeutend. Gleich mit dem nächſten Jahre (347) trug er unter der Hand auf Frieden mit Athen an; das Bedürfniß fühlten alle; Philokrates der Hagnuſier drang auf eine Geſandtſchaft an ihn; im März [2]) gingen 10 Redner nach Lariſſa ab, unter dieſen Philokrates ſelbſt, Aeſchines und Demoſthenes. Ehrenvoll aufgenommen, wurden ſie mit der Zuſage entlaſſen, daß ihnen ungeſäumt eine makedoniſche Geſandtſchaft folgen ſolle. Seinen Hauptzweck hatte der König erreicht, Philokrates und Aeſchines waren für ihn gewonnen und die Spaltung der politiſchen Anſichten, die allein verderblicher wurde, als alle makedoniſche Liſt und Gewalt, hatte ſich damit auf immer entſchieden. Ob Aeſchines, denn für den verruchten Philokrates iſt nicht zu ſtehn, ſchon jetzt durch niedrige Leidenſchaften getrieben wurde, ob er es überall ahnete, daß atheniſches und makedoniſches Intereſſe in unauflöslichem Gegenſatz ſtehe, und daß er auf dem Wege zum Vaterlandsverräther ſey, iſt eine andere Frage; wir glauben ſie eher verneinen, als bejahen zu dürfen.

Im März erſchienen die makedoniſchen Unterhändler Parmenio, Antipater und Eurylochos in Athen. Auf Demoſthenes' Betrieb eilte das Volk, den Frieden zu beſchwören, in den die meiſten atheniſchen Verbündeten mit eingeſchloſſen waren; nur der gegenſeitige Eid des Königs fehlte noch, und auch dieſen aufs ſchleunigſte einzuholen war Demoſthenes' dringender Rath, da Philipp überdieß eine neue Fehde gegen den thrakiſchen Fürſten Kerſobleptes, einen atheniſchen Bundesgenoſſen, angefangen hatte. Das Volk ſäumte nicht, fünf Botſchafter zu wählen; Demoſthenes war dießmal nicht unter ihnen, aber Eubulos und Aeſchines [3]), ſie gingen im April ab. Anſtatt aber den König auf dem kürzeſten Wege in ſeinem Heereslager aufzuſuchen, reiſten ſie langſam über Euböa durch Theſſalien nach ſeiner Hauptſtadt Pella; dort ſeine Rückkehr erwartend. Dieſe erfolgte erſt nach völliger Ueberwindung des Kerſobleptes, und erſt nachdem er ſich wieder gegen Phokis gerüſtet hatte.

---

1) Dem. f. leg., p. 311. Pseudoplut., p. 840 f.

2) [„März" iſt hier jedenfalls durch einen Druckfehler eingeſchlichen ſtatt „Januar" oder „Februar". Vergl. „Winiewski commentarii in Dem. orat. de cor.", p. 318. 365.]

3) Den auffallenden Widerſpruch verſchiedener Nachrichten entſcheidet das Photiſma beim „Dem. cor.", p. 235.

beſchwor er endlich den Frieden, nicht an heiliger Stätte, ſondern in einer Herberge; die Phokier wurden namentlich ausgeſchloſſen. So kamen die Abgeordneten mit einem lügenvollen Entſchuldigungsſchreiben vom König im Julius nach Athen zurück. Demoſthenes und Timarchos erhoben ſich ſogleich gegen dieſen Friedensſchluß und warfen der Geſandtſchaft Hochverrath vor. Während ſie aber eine förmliche Klage einleiteten, trat Aeſchines mit einer Vorklage gegen das ſittliche Leben des Timarchos hervor, welches ihn des Rechts, zum Volk zu reden, verluſtig mache. Hier trug Aeſchines den vollſtändigſten Sieg davon [1]). Vor allem war damit Zeit, bei den beweglichen Athenern die Hauptſache, gewonnen. Wegen Phokis ließ ſich das Volk, das den Krieg ſcheute, und auch den ſchlechteſten Frieden lieber wollte, beſchwatzen; Aeſchines ſagte aus, ihm insgeheim habe der König eröffnet, er meine es gut mit Athen, mit Phokis; nur das verhaßte Theben wolle er züchtigen; gegen Demoſthenes trat ihm Philokrates bei, und unter dieſer Stimmung des Volks ſiegte der höhnende Spott zweier Gegner, die ihre Exiſtenz auf dem Spiele ſahen, leicht über die unerfreuliche Wahrheit [2]). Der Friede wurde anerkannt: eine Aufforderung an den Aeſchines, nochmals zum Könige zu gehen, um ſich von der Erfüllung ſeines geheimen Verſprechens wegen Phokis unmittelbar zu überzeugen, lehnte er unter dem Vorwand einer Krankheit ab [3]). Aber noch in demſelben Monat meldete Philipp ſelbſt mit kühner Frechheit dem atheniſchen Volke die völlige Unterjochung des unglücklichen Landes. Freundſchaftsverſicherungen für Athen waren dabei ſo wenig geſpart, als Drohungen im Kriegesfall; man hatte in Athen ſchon alle Rüſtungen eingeſtellt, ſo war es das Bequemſte, den Worten des Makedoniers mehr zu glauben, als ſeinen Thaten; und die ahnungsvollen Warnungen des Demoſthenes, deſſen nie endende, zürnende Klagen über feile Verrätherei und erkaufte Söldlinge jetzt beginnen, als finſtre Träume eines Kranken zu verlachen.

Kein Wunder denn, daß Aeſchines im folgenden Frühjahr (346) ſchon wieder als Pylagoras an die Spitze einer Geſandtſchaft an die Amphiktyonen ſtand. Bei dieſer Verſammlung wurde Philipp, obgleich Barbar, nicht nur unter die Amphiktyonen aufgenommen, es wurde ihm auch der den Athenern zuvor ſchimpflich entzogene Vorgang bei Befragung des delphiſchen Orakels und die Anordnung der pythiſchen Spiele übertragen. So hatte er faſt mehr erlangt, als er für jetzt begehren konnte. Das gab der Stadt Ruhe nach außen, die aber nichts bewirkte, als größere innere Zerſpaltung. Die Einen, mit ernſtem Blicke vorſchauend, wollten Thätigkeit, Rüſtung, mancherlei Aufopferung und Entſagung für die Gegenwart, um eine beſſere Zukunft zu begründen, vor allem aber Einigung der griechiſchen Staaten unter ſich; die Andern, die Wünſche des großen Haufens kennend, zeigten, was für den nächſten Tag behaglich und bequem ſey, und wie Athen, im Trüben fiſchend, ſich auf Koſten der übrigen Griechen vergrößern könne; das gewann ihnen die Neigung der Meiſten und die Gunſt des Königs dazu. Demoſthenes und Aeſchines waren jetzt ſchon als die größten Redner und zugleich als die Häupter beider Parteiungen in ganz Griechenland gekannt.

1) Aesch. c. Timarch. mit dem Summar. graec.

2) Aesch. c. Timarch. mit dem Summar. graec.

3) Dem. f. leg. summar., p. 337.

So beobachteten Beide sich mit gegenseitigem Mißtrauen, und mit dem politischen Haß wuchs der persönliche, da jeder den andern durchaus zu vertilgen wünschen mußte, und mit dem System des Gegners dessen ganzes Daseyn fest verknüpft war; selbst Künstlereifersucht, da beide durch sehr verschiedenartige Rednergaben zu wirken suchten, mag ein Reizungsmittel mehr gewesen seyn.

Zum Ausbruche kam diese Feindschaft im J. 343. Demosthenes machte die auf uns gekommene Staatsschrift über Aeschines' Verrath bei seiner zweiten makedonischen Gesandtschaft (*περὶ παραπρεσβείας*) bekannt. Aeschines antwortete mit gleicher Kraft und Ausführlichkeit, aber kälter und besonnener, von seinem alten Gönner Eubulos unterstützt [1]). Zu öffentlichen Streitreden kam es wahrscheinlich nicht. Demosthenes hatte nicht genug geschichtliche Beweise in den Händen; auch war mancher Bessere zu schonen, der an jener Sendung Theil genommen hatte. So begnügte er sich, in einer Denkschrift den Gegner zu befehden, über dessen Absichten ihm kein Zweifel übrig seyn mochte; und Aeschines war gewiß zufrieden, mit einer ähnlichen Rechtfertigungsschrift abzukommen. Erwuchs dem Letztern auch kein unmittelbarer Nachtheil daraus, so war sein Ansehn doch ohne Zweifel wankend geworden, und es bedurfte nur noch eines neuen Ereignisses, um Schlimmeres über sein Haupt zu ziehn. Ein solches blieb nicht lange aus. Antipho, staatsgefährlicher Anschläge wegen verbannt, und nach Makedonien entwichen, war heimlich (wahrscheinlich 342) in die Stadt zurückgekehrt, um die im Piräeus versammelten athenischen Kriegsschiffe anzuzünden [2]). Dort entdeckte ihn Demosthenes, und ließ ihn ohne weiteres einfangen. Aeschines zeigte darin dem Volk Beeinträchtigung der Demokratie, und bewirkte so des Verräthers Freilassung. Aber der Areopagus zog ihn wieder ein, und obgleich er ohne Aussage auf der Folter starb, haftete nun doch ein so schwerer Verdacht des Mitwissens auf Aeschines, daß ihm das eben ertheilte Amt eines Syndikus bei der delischen Schatzkammer wieder abgenommen, und dem wohlgesinnten Hyperides anvertraut wurde [3]). Nicht lange nachher erlitt Philipp vor Perinthus und Byzantium durch die heldenmüthige Vertheidigung beider Städte und durch Phokion's, vom Demosthenes vorzüglich bewirkten, Entsatz wiederholten und großen Verlust. Aeschines' Schuld war es, daß auch dieß der Stadt keinen Gewinn brachte. In demselben Jahr (340) wieder als Pylagoras in Delphi anwesend, entzündete er dort, in scheinbar löblicher Aufwallung gegen die Bewohner von Amphissa, von denen geweihter Boden bearbeitet war, den zweiten heiligen Krieg gegen Lokris. Nun lag das ganze Geschick von Griechenland klar vor Demosthenes großer Seele. „Du ziehst Krieg nach Attika, einen Amphiktyonenkrieg!" war seine erste Antwort, als Aeschines die Botschaft brachte. Schlag folgte auf Schlag. Im Februar 339 wählten die Amphiktyonen den König zum Oberfeldherrn, im September zog er mit 30,000 Mann verwüstend über Lokris und setzte sich dort fest; nach einigen Unterhandlungen mit Theben und Athen, brach er dann plötzlich im Juni 338 nach Elatea bis auf fünf Tagemärsche gegen die Stadt vor. Hier schwieg und zitterte alles, nur Demosthenes stand fest und redete. Seine Worte riefen den alten Geist zum letzten Mal zurück; rasche Rüstungen und,

1) Dem. f. leg. summar., p. 338.

2) Dem. cor., p. 271. Liban. vitap. Aeschin. T. 1, p. 977. Reiske.

3) Dem. cor., p. 271 sq.

was allen unerreichbar gedünkt hatte, ein glückliches Bündniß mit Theben, waren einzig sein Werk. Am 3. August fochten Athener und Thebaner mit Einer Begeisterung den Entscheidungskampf bei Chäronea. Alexander brach zuerst den rechten athenischen Flügel; die heilige Schaar von Theben deckte in geschlossenen Gliedern das Schlachtfeld. Ueber Theben, über Griechenland war nun entschieden, ja über die alte Welt, sie hatte ihrer würdig, groß und herrlich geendet.

Der König benutzte seinen Sieg mit kluger Mäßigung; besonders gegen Athen die zarteste Schonung übend. Während er so viele Gemüther gewann, bestimmte Antipater insgeheim durch verheißene Dotationen in Böotien den Aeschines, die Erbitterung der Athener gegen Demosthenes, als den Urheber ihres letzten Unglücks, zu reizen [1]). Auf geradem Wege war hier nichts zu erreichen; das Verdienst des hohen Mannes glänzte in solcher Reinheit, daß mit Uebergehung des Aeschines ihm vom gesammten Volk der ehrenvolle Auftrag zuerkannt wurde, den bei Chäronea gefallenen Bürgern die feierliche Dankrede zu halten. Aeschines mußte sich für jetzt begnügen, gegen den Ktesipho, der auf eine goldene Krone für Demosthenes, zum Lohn seiner Verdienste um den Staat, allerdings mit Verletzung bestehender Formen, angetragen hatte, eine hemmende Klage einzuleiten, um wenigstens neue Auszeichnungen des noch jetzt furchtbaren Widersachers zu verhüten. Dann ging er, auf wie lange, wissen wir nicht, zum König. — Acht Jahre verflossen. Philipp starb durch Meuchelmord, Alexander begann seine Kometenbahn, Tyrus war schon gefallen, Alexandria gegründet, die Schlacht bei Arbela gewonnen, aber auf der gegen Ktesipho eingeleiteten Klage wegen Gesetzübertretung ruhte völliges Schweigen. Wodurch dieß veranlaßt wurde, ist ebenso unbekannt, als was nach acht Jahren (330) den 63jährigen Aeschines bewog, die vergessene Sache ernstlich wieder zur Sprache und zur Entscheidung zu bringen. Aber in der Natur dieses Kampfes liegt es, daß alle hier wirkende Triebfedern geheime waren. Wer sie zuerst in Bewegung setzte, mochte sie auch jetzt wieder aufregen. Aeschines' Rede gegen den Ktesipho war so angelegt, daß sie, wenn sie siegte, zugleich Demosthenes' ganzen Einfluß und alle bisher genossene Anerkennung umstürzen mußte. So stand das öffentliche Leben des größten Mannes dieser Zeit auf dem Spiel, und nichts als eine Geldbuße von 1000 Drachmen war dagegen gesetzt. Aus diesen Bedingungen erwuchs Demosthenes' Rede von der Krone, ein Werk, dessen Erhaltung uns für alles Verlorengegangene der alten Welt entschädigt. Noch ehe der Redner geendet hatte, erkannte Aeschines selbst sich als besiegt, ja als vernichtet; er verließ den Gerichtsplatz, um zugleich auf immer von seinem Vaterlande zu scheiden, das Zeuge seiner Schmach geworden war; auch nicht der fünfte Theil der gesammelten Stimmen fiel zu seinen Gunsten. Nie hatte sich die Kraft der Wahrheit und der guten, gerechten Sache glorreicher offenbart.

Demosthenes fand den überwältigten Gegner im Begriff, ein Schiff nach Kleinasien zu besteigen; er erleichterte ihm durch ein Geldgeschenk die Reise [2]). Aeschines ging nach Jonien über, von da nach Karien, auf Alexander's Rückkehr von Jahr zu Jahr harrend, bis die Nachricht seines

1) Liban. vit. , p. 10.

2) Pseudoplut. , p. 845 D.

Todes von Babylon her alle auf ihn gebauten Hoffnungen ſtürzte [1]) (324). Nun wandte er ſich nach Rhodus, wo er eine neue, ſchnell aufblühende Rednerſchule gründete, die die Mitte hielt zwiſchen attiſcher gediegener Strenge und weichlicher aſiatiſcher Entartung [2]). Er begann ſeine erneute Lehrerlaufbahn mit öffentlicher Wiederholung der Rede gegen den Ktesipho. Da ſeine Zuhörer ſtaunten, und die Möglichkeit eines Ueberbietens nicht faſſen konnten, ließ er Demoſthenes' Gegenrede folgen. Nun war allen das Räthſel gelöſt: Aeſchines' Erliegen ſchien ihnen nothwendig; da, von der Größe ſeines Gegners ergriffen, rief er aus: „und hättet Ihr nur das Unthier ſelbſt erſt reden gehört!“ [3]) — Von Rhodus begab er ſich nachmals nach Samos, und hier endete er (317) fünf Jahre nach Demoſthenes, 75 Jahr alt, ein raſtloſes, bedeutendes, ſturmvolles, aber verlornes Daſeyn [4]).

Unbefangener Würdigung ſeines öffentlichen Charakters als Staatsmann hat von jeher geſchadet, daß er überall im Gegenſatz mit Demoſthenes erſcheint [5]); ein Gegenſatz, den ſchon Schriftſteller des Alterthums abſichtlich geſchärft haben [6]); dann daß die Enthüllung der makedoniſchen Plane auf Ergebniſſe führte, die allen Theilhabern an jenen den verdienteſten und tiefſten Unwillen zuzuwenden ſcheinen. Dabei iſt indeß nie zu vergeſſen, unter welchen Bedingungen Aeſchines' Charakter ſich entfaltete. Durch ſeine Geburt von allen Wohlthaten des Freiſtaats ausgeſchloſſen, konnte er nicht heranwachſen in Liebe zum Vaterlande, von dem er die Rechte eines freien Mannes erſchleichen und erſtehlen mußte. Sein Jugendleben konnte mit abſichtlicher Kunſt nicht geſchickter angelegt werden, um jede freie und edle Geſinnung zu fährden. Wenn ſich alſo ein ſelbſtſüchtiges Streben zeitig in ihm feſtſetzte, ſo iſt der Anlaß dazu weit mehr in ſeiner Lage, als in ſeiner eigenen Sinnesart zu ſuchen. Und Demoſthenes war eine ſo einzig hohe Natur, daß nur ein ſehr bedeutender Geiſt ihm ſo lange und ſo wirkſam entgegen arbeiten konnte.

Wie er den makedoniſchen Verſuchungen erlag, iſt gänzlich im Dunkeln. Hiebei aber von Anfang an nur feile Beſtechlichkeit gelten zu laſſen, berechtigt uns nichts. Weil Aeſchines kein Held war wie Demoſthenes, konnte auch nicht die großartige Unerſchütterlichkeit politiſcher Ueberzeugung in ihm wohnen. Er nahm Theil an Staatsgeſchäften wie die meiſten, weil er ſich perſönlich dazu geeignet fühlte, weil ſeine Lehrjahre bei Ariſtophon und Eubulos ihm Kenntniß der atheniſchen Geſetze und Gerichtsformen gegeben hatten, und weil gerade dieſe Bahn jedem ſtrebenden, über das Alltägliche hinaus

1) Plutarch. Demosth., 24.

2) Pseudoplut., p. 840 D. Cic. Brut., 13. Orat., 8. Spalding ad Quinctil. 12, 10, 18.

3) Cic. de orat., 3, 56. Plin. hist. nat., 7, 30. Plin. epist., 2, 3, 10. Spald. ad Quinctil., 11, 3, 6.

4) Pseudoplut., p. 840 D. Varro hat auch geirrt, und Visconti iſt ihm gläubig gefolgt.

5) Beſonders Libanius in ſeiner Vergleichung beider Redner, T. 1, p. [illegible] sq., ein ebenſo elendes ſophiſtiſches Machwerk, als ſeine „Vitae Aeschin.“ und ſein „Encom. Demosth.“, wo des Effekts wegen der grellſte Gegenſatz geſucht iſt. Es waren Schulaufgaben, ſowie es denn auch umgekehrt Apologien des Aeſchines gab, ſ. Lucian. Parasit., 56.

6) Aesch. f. leg., §. 153.

eilenden Geiſte vorzugsweiſe zuſagen mußte, nicht, weil tiefe Begeiſterung ihn trieb, Eine erhabene Idee in Wort und That, in Leben und Tod geltend zu machen. Wie leicht mochte es da der ſchlauen Beredtſamkeit des Königs werden, dem Redner eine Richtung zu geben, wie er es wünſchte, die in ihren Anfängen aber das Wohl Athens zu bezwecken, und ſomit ihm und dem Ganzen zugleich zu nützen ſchien. Wir freilich glauben klüger zu ſeyn, weil uns alle Reden des Demoſthenes vorliegen, und die Geſchichte uns den Erfolg enthüllt hat. Aber Demoſthenes ſelbſt blickte noch nicht ſo ſcharf durch jenes künſtliche Gewebe, als Aeſchines zum erſtenmal dem König gegenüber ſtand; und als Mann von großen, umfaſſenden, vorwärts ſchauenden politiſchen Combinationen hat der ſtets im Einzelnen und in der Gegenwart lebende Aeſchines ſich nie gezeigt. Darum wollen wir nicht zweifeln, daß er willen- und ahnungslos eine Bahn betrat, auf der ihn nachher die Nothwendigkeit unverbrüchlicher Conſequenz von Stufe zu Stufe bis zu Verrath und Frevel vorwärts ſtieß, weil ihm urſprüngliche Einheit der Geſinnung fehlte. Vorwärts zwingen konnte ihn wohl nichts gewaltſamer als Demoſthenes ſelbſt, deſſen Scharfblick die Gefahr erkannte, die er ſofort als böſe Abſicht nahm und zugleich mit ihren Urhebern verfolgte. Bei der reißenden Kraft dieſes Gegners war kein Umkehren mehr möglich, und ſo führte der erſte Irrthum eine nicht unedle oder gemeine Natur bis zum Verbrechen. Aber auch lächelnde Gefahren gab es, die vorwärts lockten; der große Beifall, mit dem das Volk jegliches aufnahm, was ſeinen Wünſchen ſchmeichelte: und um in Athen die Volksgunſt verſchmähen zu können, war nicht viel geringeres erforderlich, als ſo hoch und feſt zu ſtehen, wie Demoſthenes. Bis zu welcher ſittlichen Entwürdigung, Zwang und Lockung, feinere und gröbere Selbſtſucht den Aeſchines führten, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Den Ausſagen des Demoſthenes iſt hier ſo wenig unbedingt zu glauben, als denen des Aeſchines gegen ſeinen Widerſacher. Die Spannung zwiſchen beiden hatte den höchſten Grad erreicht, und Ein Redner erlaubte ſich gegen den andern, was irgend ſeinem Zwecke förderlich ſeyn konnte. Das war aber nicht immer das Geſchichtlichwahre oder das zu Beglaubigende. Vielmehr ſind die beſten Redner am häufigſten Verfälſcher der Geſchichte. Daß Aeſchines makedoniſches Gold zu eigner Bereicherung empfing, iſt ſchwer zu glauben; kein Zeugniß außer dem des Demoſthenes ſpricht mit einiger Wahrſcheinlichkeit dafür, ſtark dagegen der Umſtand, daß er, von Athen entweichend, der Hülfe ſeines Todfeindes bedurfte, und daß er etwa das Empfangene in wüſtem Treiben vergeudet habe, berichtet kein Alter; wäre es geſchehen, ſo hätte Demoſthenes davon nicht geſchwiegen. Mit deutlichem Bewußtſeyn ſchlecht erſcheint Aeſchines nur gegen den Demoſthenes. Als er gegen dieſen den Verdacht, makedoniſcher Miethling zu ſeyn, zu entflammen trachtete; als er den ihm ſelbſt nahe verbundenen, ſchandbaren Philokrates, ſobald er todt war, fallen ließ, um ihn zu Demoſthenes' Schuldgenoſſen zu machen, da war es gewiß kein Irrthum, was ihn leitete. Auch die ganze Anlage der Rede gegen den Kteſipho iſt von höchſt tückiſcher und beshalb berechneter Künſtlichkeit. Aber wo der Kampf auf Leben und Tod geht, wer gedenkt da noch in jedem Augenblicke des Würdigen und Rechten! Kein anderes war Aeſchines' Verhältniß gegen Demoſthenes, er konnte nicht zweifeln, daß hier nur zwiſchen Vernichten und Vernichtetwerden die Wahl ſey. Selbſt die furchtbare Gewalt, mit der Demoſthenes ſich auf dieſen Gegner ſtürzte,

sowie sein Edelmuth nach dessen Bewältigung, überzeugt uns, daß er weit entfernt war, ihn zu verachten; der Haß hörte mit dem Widerstand auf. Und dagegen ist Aeschines' Benehmen, sobald von Kampf nicht mehr die Rede war, Zeugniß für eine Seele, deren angeborner Adel auch unter den verderblichsten Einwirkungen nie ganz ertödtet werden konnte. Hüten wir uns also, zu rasch den Stab zu brechen über einen Mann, den sein Unglück neben einen zu weit überlegenen Gegner stellte, und in eine verwirrungsvolle Zeit warf, gegen deren Stürme sich zu behaupten ihm, wie, außer Demosthenes, allen Mitlebenden, die Kraft gebrach.

Eine bestimmtere Würdigung gestattet sein Werth als Redner. Gesprochen hat er oft, aufgezeichnet nur drei Reden, die wir alle noch besitzen. Die erste gegen den Timarchos ist eine schaudererregende Urkunde für die sittliche Entartung Athens zu seiner Zeit, mit verwegner Kraft, aber mit unverkennbarer Wahrheit ausgeführt. Timarchos, mit allen Lastern befleckt, hatte sich gleichwohl durch Herkunft, Vermögen und Redegabe lange in äußerer Achtung und Volksgunst zu erhalten gewußt; bloß weil niemand Klage gegen ihn erhoben hatte. Desto unvermeidlicher war nun sein Sturz, den er nach einigen Nachrichten nicht überlebte [1]). Sein Name blieb als Sprichwort in entehrendem Gedächtniß. Die zweite, nur in Redeform abgefaßte Schrift ist bestimmt, Demosthenes' Anklage gegen seine zweite Sendung an Philipp zu entkräften. Sie enthält manchen, freilich nur nach strenger Prüfung benutzbaren Beitrag zur griechischen Staatsgeschichte, auch vieles über sein eignes Leben. Ueber den Grad seiner Schuldigkeit, ob ihn schon damals bewußte Absicht, ob ihn nur Verblendung zu manchem Tadelhaften verleitet hatte, giebt sie keinen sichern Aufschluß, so verworren sind die Verhältnisse, so vielfältig seine Widersprüche mit seinem Gegner, dem er dießmal an lichter Darstellung der Begebenheiten überlegen ist. Man begreift es darum leicht, daß er auch aus diesem Streit als Sieger hervorging. Die dritte Rede ist die dem Namen nach gegen den Ktesipho, in der That aber gegen Demosthenes gerichtete. Das ganze Alterthum ist einig darüber, daß beide Meister hier die ganze Kraft und Fülle ihrer Beredtsamkeit gegen einander aufgeboten haben, niemand erkannte das thätiger an als Cicero, der beide in seine Sprache übertrug [2]). Der Erfolg lag unstreitig ebenso tief in Demosthenes' sittlicher, als in seiner rednerischen Ueberlegenheit begründet. Eine vierte Rede über die Angelegenheiten von Delos, die sich nicht erhalten hat, war schon im Alterthum als unecht anerkannt, und wahrscheinlich das Werk des an seiner Statt nach Delos gesandten Hyperides oder eines andern Aeschines [3]).

Ohne eine regelmäßige Schule, durch das Leben selbst zum Redner gebildet, von der Natur mit äußerlichen Gaben reichlich ausgestattet, nicht minder mit raschem Entschluß, kühler Besonnenheit und zuströmender Redefülle, lag ihm der Vortrag aus dem Stegereif nahe genug. Er übte ihn wahrscheinlich zuerst im Großen, sodaß er als der Erfinder davon (des αὐτοσχεδιάζειν) betrachtet wurde [4]). Auch seine auf uns gekommenen

1) Aesch. c. Timarch. summar. graec.

2) Auf uns gekommen ist nur die Einleitung, das Büchlein „De optimo genere oratorum".

3) Pseudoplut., p. 840. E. Ruhnken hist. crit. oratt. Graec., p. LXIX.

4) Philostr. Sophist., I, 18, 3.

Reden mögen zuerſt geſprochen, dann erſt niedergeſchrieben ſeyn. Wenigſtens in der gegen den Timarchos hatte Demoſthenes mehrere heftige Ausfälle gehört, die in unſern Exemplaren nicht mehr geleſen werden. So kam es denn, daß die Form ſeiner Reden keiner Trefflichkeit ermangelt, als jener tiefen Vollendung in Anlage und Ausführung, durch die Demoſthenes unerreichbares Vorbild aller Zeiten wurde. Leichtigkeit und Gewandtheit, Gewicht und Erhabenheit, lichtvolle Darſtellung und überraſchende, ſchlagende Wendungen, alles was den großen Künſtler beurkundet, ſtand ihm zu Gebot, für alles liefern ſeine Reden glänzende Beiſpiele. Die Alten preiſen beſonders die klare Fülle, die glückliche Entfaltung, den Nachdruck, die Keckheit und den Aufſchwung, und bei großer Anmuth den Donner ſeines Ausdrucks (sonitus) [1]). Sie wiſſen nichts zu rügen, als daß er aus Mangel an ſtrenger Schule mehr Fleiſch als Muskel zeige [2]). Der gänzliche Mangel einer reiflich durchdachten und wohl ausgeführten Anlage wäre hinzuzufügen geweſen. An Schönheit und hinreißender Kraft des mündlichen Vortrags ſcheint Demoſthenes ſelbſt ſich in Nachtheil gegen ihn gefühlt zu haben. Dieſe Vereinigung der ſeltenſten, zum Theil faſt entgegengeſetzten Rednertugenden hätte ihn vielleicht zu gleicher Höhe mit Demoſthenes gehoben, wenn dieſelbe unerſchütterliche Vaterlandsliebe, derſelbe, eines tragiſchen Helden würdige, Hochſinn ſeinen Werken die großartige, ſich überall in gleicher Schwebung bewahrende Haltung, dieſen ſittlichen, das Ganze erſt weihenden Verband gegeben hätte, den wir bei Demoſthenes als das Höchſte bewundern, und ohne den die Rede ſich zu gröberer oder feinerer Sophiſtik entwürdigt. Aeſchines galt, ſeit er die rhodiſche Schule geſtiftet hatte, als zweites Haupt der Sophiſten nach Gorgias [3]); und er ſelbſt zeigte einen tiefen Blick in die Natur echter Beredtſamkeit, als er erklärte, nur Grammatik könne er lehren, nicht Redekunſt [4]).

Außer den drei Reden las noch Photius neun Briefe von ihm, die man, wie jene mit den Grazien, ſo dieſe mit den Muſen verglich [5]). Auf uns ſind zwölf Briefe unter ſeinem Namen gekommen, alle aus ſeiner Selbſtverbannung, theils an Einzelne, theils an Rath und Volk nach Athen geſchrieben. Ihre Unechtheit iſt von den Engländern Markland, Thomas Clarke und Taylor beſonders aus hiſtoriſchen Gründen erwieſen; nur den dritten Brief möchte Markland retten. Vieles iſt noch unbemerkt gelaſſen, z. B. daß Philokrates, an den zwei Schreiben gerichtet ſind (erſtes und ſechſtes), längſt geſtorben war, als Aeſchines auswanderte. Alle ſind darauf berechnet, Rührung und Theilnahme für den Flüchtling zu erregen; ſie verrathen deutlich eben den ſophiſtiſchen Urſprung, welchem wir die ſogenannten Briefe des Phalaris, Themiſtokles, Sokrates u. a. zuzuſchreiben von Bentley gelernt haben.

Auch als erotiſcher Dichter hatte Aeſchines ſich verſucht; aber, wie er ſelbſt andeutet, keinen Namen erlangt [6]). Nichts davon ſcheint ihn überlebt zu haben.

1) Cic. de orat., 3, 7. Christodor. Ecph., 13. Anal. 2., p. 456
2) Quinctil., 10, 1, 77.
3) Philostr. Sophist. proocm., p. 481. Olear.
4) Liban. vit., p. 11.
5) Phot. bibl., 61, 204 Bek.
6) Aesch. c. Timarch., § 135. 136.

Von Aeſchines' Privatleben wiſſen wir wenig mehr, als daß er im J. 343 mit der Tochter eines Philodemos verheirathet war, und daß dieſe ihm bis dahin eine Tochter und zwei Söhne geboren hatte. Er ſoll ein Freund des Weins, freien, frohen und freudigen Sinnes, auch ſo alſo geborner Gegenſatz des Demoſthenes geweſen ſeyn. Hier haftet kein Makel, dergleichen die Schlechtigkeit Neuerer ihm hat anſpritzen wollen.

Ein ſchönes marmornes Bruſtbild [1]), in dem Landhauſe des Caſſius gefunden, jetzt eine Zierde des Vatikans, zeigt ihn als einen athletiſch kräftigen, ſehr fleiſchigen Mann, ſteif durch erkünſtelten Anſtand, offnen, lebensluſtigen und genußfähigen Angeſichts ohne irgend etwas eigenthümlich hervortretendes, aber bequeme und gefällige Uebereinſtimmung aller Züge, in denen die Mühen und Stürme ſeines Lebens keine Spur hinterlaſſen haben; die breite Unterlippe unedel wegwerfend. Nur das Profil von Stirn und Naſe würdig und feſt, die Wölbung der Augenknochen vorzüglich ſchön und im Aufblicke tragiſche Erhebung [2]).

---

1) Zuerſt von G. J. Vitconti im „Mus. Pio-Clement.", T. 6, Tab. 26, bekannt gemacht; wiederholt in ſeiner „Iconogr Grecque.", T. I, p. 258, Tab. 29. Das Bildniß bei Urſinus iſt unecht.

2) [Hier iſt der letzte Abſchnitt „Literatur" weggelaſſen worden, da er für die Gegenwart natürlich nicht mehr ausreicht und durch neuere Werke zur Genüge erſetzt iſt.]

Lateiniſche Anthologie [1]).

Die wichtigen Gegenſätze zwiſchen griechiſchem Volksleben und römiſchem Staatsleben, durch den geſammten Stufengang politiſcher und bürgerlicher Entwicklung zur Anſchauung gebracht geben ſich nicht minder in den frühſten Anfängen griechiſcher und römiſcher Kunſtausbildung als weſentlich und eingeboren kund. Dort bewegt ſich der frohe Jugendgeſang erwachender allgemeiner Menſchlichkeit ungefeſſelt, in großen Formen, von Mund zu Mund, von Land zu Land, jedem angehörend, der ihn ſich anzueignen die innere Kraft beſitzt. Hier begrenzt das Dunkel prieſterlicher Gewalt und die Herrſcherwürde Einzelner jede urſprüngliche Regung: ſie muß erſt vom Staat ihre Anerkennung empfangen, der ſie dann, kunſtiger Zeit gedenk, in Stein und Erz zu erhalten bemüht iſt. So beginnt dort weitverbreitetes geiſtiges Streben nach Kunſt und Schönheit der Darſtellung Jahrhunderte vor Einführung allgemeiner Schriftzeichen: während hier von Etrurien her eine völlig ausgebildete Schriftſprache angenommen iſt, ehe das Volk eine eigne Sprache, geſchweige denn Sprachwerke beſitzt. Darum liegen die Anfänge der griechiſchen Literatur, ſoweit wir zurückſchauen können, in der Phantaſie und dem Gedächtniß des Volks, eine unbegrenzte Beweglichkeit und Bildungsfähigkeit voraus verkündend: die der römiſchen in dem Willen prieſterlicher Könige, in der ſtarren Wandelloſigkeit geheiligter Verordnungen, in verewigenden Steinplatten und Erztafeln, nicht minder bedeutungsvoll vor den Einwirkungen ſpäterer Zeit geſchützt. Nur durch die mannigfaltigſten Umgeſtaltungen gelangten die Homeriſchen Geſänge auf uns Spätlinge, während wir den Weihegeſang der Arvaliſchen Brüder in Marmor aufbewahrt, wahrſcheinlich noch in eben der Geſtalt leſen, in welcher ihn die Prieſter des Romulus abſangen. Es folgen dann von urkundlich Erhaltenem die Grabſchriften der Scipionen; die des L. Cornelius Scipio Barbatus 298 Jahre vor Chriſtus, 34 Jahre vor dem erſten puniſchen Krieg abgefaßt; die des Cn. Cornelius, Scipio Hiſpanus, mit Ennius gleichzeitig, das älteſte römiſche Ueberbleibſel elegiſchen Versmaßes: alſo ſchon hier römiſche Sitte in griechiſcher Geſtalt. Von dieſer Zeit an verſchwindet aber die Poeſie mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben: ſie hört auf, italiſch zu ſeyn, und verliert damit alles Volksmäßige. Zugleich iſt die Sprache nun mündig geworden: ſie hat ſich eine eigne Proſa geſchaffen, und dieſe herrſcht in allem Oeffentlichen. Nur Ein Mittelglied bleibt, das ſich beide Geſtalten zu erhalten weiß, die Inſchrift; oft zwar im ſtrengſten proſaiſchen Geſchäftsſtyle: oft aber auch

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 213.]

ſchen mit griechiſchem Namen zum Epigramm geworden, in der zierlichſten Umhüllung durch griechiſche Versweiſen den harten Ernſt der lapidariſchen Proſa mildernd. Erfüllte Gelübde, Werke der Baukunſt und der Skulptur, vor allem aber die ſchöne alte Sitte, an Grabſtätten friſche Lebensbilder zu knüpfen, und den Abgeſchiedenen fortwährend in Beziehung zu erhalten auf die Nachbleibenden, gaben dazu ſo häufigen Anlaß, daß wir wenig römiſche Dichter kennen, die nicht auch Epigrammendichter geweſen wären, während ſich unzählige innerhalb dieſer Grenzen verſuchten, die ſich nie in weitere Gebiete hinausgewagt haben. Hierin lag aber auch der Grund, daß das Epigramm zeitig ſeines urſprünglichen Berufs vergaß, und unabhängig als freie Dichtung auftrat: griechiſche Meiſter waren mit ihrem Beiſpiel vorangegangen. Beſonders in den Zeiten geiſtigen Verfalles war eine Form erwünſcht, was ſich von abgeriſſenen dichteriſchen Bildern und Gedanken Einzelnes in Einzelnen erregte, gefällig aufzunehmen und anmuthig weiter zu überliefern: ſowie auch die zierlichen und ſinnreichen Spiele der Steinſchneidekunſt durchaus in Zeiten fallen, die ſich nicht mehr zu den großartigen Schöpfungen der Bildhauerei erheben können. Daher wurde denn bald ein jedes dichteriſche Element, das mit enger Begrenzung irgend verträglich ſchien, epigrammatiſcher Stoff: Fabel und Geſchichte, Vergangenheit und Gegenwart, Ferne und Nähe, Tod und Leben, Ernſt und Scherz, Weisheit und Thorheit: ſelbſt Undichteriſches täuſchte in der ſauber behandelten Form, und ſo war denn keine Gattung poetiſcher Behandlung unbegrenzter, feſſelloſer, freier von aller Theorie, da ſich weder Inhalt, noch Umfang, noch Versweiſe vorzeichnen ließen. Am allerwenigſten, der Form wegen, von der Elegie ſcharf abzugrenzen, ſpielt es ebenſo leicht in das jambiſche und das trochäiſche, in das epiſche und das lyriſche, in das idylliſche und das ſatiriſche Gedicht; ja nicht einmal der Dialog war auszuſchließen. Dieſe Ungebundenheit ſetzt dann freilich den Theoriſten und den ſyſtematiſch abklaſſenden Geſchichtſchreiber der Poeſie nicht ſelten in Verlegenheit: aber gerade hierin ſcheint auch der Grund zu liegen, daß Griechen und Römer noch in Zeiten der tiefſten künſtleriſchen Entartung untadelige, ja muſterhafte Epigramme aufzuweiſen haben. Die zarten Wurzeln dieſer Dichtungen ſchlangen ſich durch Schutt und Trümmer, und wußten jeden noch übrigen Lebenstropfen hervorzuſaugen, und zu ihrem Gedeihn zu verarbeiten. Darum ſind auch die Ueberreſte beider Literaturen von ihrem Beginn bis zum gänzlichen Erlöſchen mit Epigrammen wie mit einem immergrünen Epheugeſpinſt überwoben, das aber auch darin dem Epheu gleicht, daß es ſchmarotzerartig die letzten Nahrungsſäfte in ſich zieht, ehe ſie ſich zu kräftigern Bildungen anhäufen und ſammeln konnten. Hierin iſt die Geſchichte des griechiſchen und römiſchen Epigramms ſich völlig gleich.

Der bedeutendſte Unterſchied zeigt ſich in der Art, wie bei beiden Völkern dieſe anmuthigen und unſchätzbaren Kleinigkeiten aufbewahrt wurden. Bei den Griechen ſonderte ſich bald die Thätigkeit des Dichters und des Sammlers. Sinnender Fleiß war bemüht, das Beſte in dieſer Art, das vereinzelt ſo leicht untergehn konnte, in reichlichen Blumenkränzen zu verbinden, und dieſen, mit Meleager etwa 100 Jahre v. Ch. beginnenden, Anthologien verdanken wir das Meiſte und Köſtlichſte, was wir noch von griechiſchen Epigrammen beſitzen. Andre, vor allen der leider uns nicht erhaltene Euemerus, laſen zu beſondern Zwecken zuſammen, was von geſchichtlicher Wichtigkeit zu ſeyn ſchien, und ſo iſt es nicht Schuld der Griechen, wenn ſich aus der Fülle

des Vorhandengewesenen doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil auf unsre Zeit gerettet hat.

Bei den Römern finden wir keine Spur von solcher weislich erhaltenden Vorsorge. Allerdings grub das ernste, reiche und vornehme Volk mehr in Marmor und Erz; auch fanden sich mehrere Dichter, die selbst ihre Epigrammen in besondern Werken herausgaben, wie Martialis, Ausonius, Claudianus, Ennodius, Luxorius u. a. Aber gerade diese, die die Sinndichterei zuerst und geschäftsmäßig betrieben, waren, wie bei uns derselbe Fall seyn soll, bei weitem die Unbedeutendern. Dagegen überließ man die herrlichsten einzelnen Funken hochbegabter Geister oder glücklicher Augenblicke ihrem eignen Geschick. So besitzen wir denn keine römische Blumenlese, die, wie die beiden vorhandenen griechischen, aus alten Sammlungen geschöpft, von Alten angeordnet wäre: sondern einzig dem Zufall haben wir zu danken, was sich außer den genannten Werken einzelner Epigrammatiker Schätzbares erhalten hat, und erst Neuere haben daraus, nach griechischem Vorbild, eine römische Anthologie zu gestalten begonnen.

Den ersten Grund dazu legte der große Joseph Scaliger durch seine „Catalecta veterum Poetarum", Lugd. 1573, die Friedrich Lindenbruch, Lugd. B. 1595 (1617) neu herausgab, dem Appendix Virgilii beidemal angehängt; in zwei Bücher, dem Inhalt nach vertheilt, enthalten sie etwa 250 kleine, großentheils hier zuerst herausgegebene Gedichte, ohne daß bei der Auswahl eine Epigrammenlese berücksichtigt wäre: man findet auch Oden, Elegien, ja Bruchstücke epischer, didaktischer und mimischer Poesie. Den ersten Nachtrag gab Claud. Binet, Pictav. 1579 besonders durch neu entdeckte Epigramme des Petronius, die von dieser Zeit an eine oft wiederholte eigne Sammlung, „Catalecta Petroniana", bilden: an diese schließen sich seit der von Peter Pithoeus besorgten Patissonschen Ausgabe des Petronius die „Priapeja" oder „Errores Veneris" verschiedener alten Verfasser an. Wichtiger aber um vieles waren die „Epigrammata vetera e codd. MS. et lapid. collecta", die gleichfalls Peter Pithoeus, Par. 1590 in vier Büchern bekannt machte. Sie fügten zu dem von Scaliger gegebenen eine reiche Ausbeute von bis dahin Ungedrucktem oder Uebersehenem hinzu. Ueberhaupt aber richtete sich die Thätigkeit der Alterthumsforscher anjetzt vorzugsweis auf dies Gebiet: außer den Italiänern, die zahllose Inschriften aller Art ans Licht zogen, dachten Salmasius, Caspar Barth, Thomas Muncker, Hoogstraten und Janßen von Almeloveen ernstlich auf neue Epigrammensammlungen. Niemand aber hatte einen vollständigern Apparat dazu vorbereitet, als der treffliche Nicolaus Heinsius. Indeß unterblieb die Ausführung aller dieser Pläne, bis Heinsius sämmtliche Hülfsmittel — unter diesen besonders die Copien einer von Salmasius an die pariser Bibliothek gekommenen und einer dijoner Handschrift — an Peter Burmann den Jüngeren gelangten. Mit diesen und andern bedeutenden Hülfsmitteln ausgerüstet, unternahm er seine „Anthol. vett. Latt. Epigr. et Poem.", die in Amsterdam 1759 und 1773 in zwei Quartbänden erschien, das Letzte und Vollständigste, was wir in dieser Art besitzen.

Die sämmtlichen, hier zum Theil zum ersten Mal bekannt gemachten Gedichte, 1546 an der Zahl, sind auf dreierlei Quellen zurückzuführen, auf gelegentliche Anführung alter Schriftsteller, auf alte Inschriften und auf Handschriften. Die Zahl der ersten ist bei weitem die geringere: doch besitzen wir

auf diesem Wege faſt nur ausgezeichnet Vortreffliches, das überdies am ſeltenſten Zweifel über ſeine Echtheit geſtattet. Cicero, Varro, Suetonius, Gellius und die ſpätern Grammatiker haben am reichlichſten beigeſteuert. — Ungleich mehr iſt aus Inſchriften gewonnen, vorzüglich aus Italien und aus Spanien, auch aus Ungarn, Deutſchland, Frankreich und Afrika. Aber freilich iſt unter dieſen vieles ungewiß und verdächtig. Nicht genug, daß unzählige neuangefertigte Inſchriften abſichtlich als alte untergeſchoben wurden: auch unverkennbar echte wurden falſch und nachläſſig abgeſchrieben, dann oft zerſtört und zerſtreut, ſodaß nun jedes urkundliche Hülfsmittel zu ihrer Wiederherſtellung fehlt. Aber auch umgekehrt entlehnte die neuere Zeit manche alte Inſchrift zu eignem Gebrauch, ſodaß wir faſt ebenſo oft Gefahr laufen, Altes zu verkennen, weil es uns aus jungen Quellen zufließt. S. Burm., Th. 2, S. 69, 183, 200, 201, 291 und ſonſt. Ebenſo wenig war von dieſer Seite Vollſtändigkeit zu erreichen: fördert doch noch jetzt faſt jeder Tag ſo viel Neues ans Licht, daß aus den ſeitdem in Italien, England und Frankreich erſchienenen archäologiſchen Werken ſchon wieder die nichtigſten Nachträge gegeben werden können. Am vollſtändigſten ſcheint das in Spanien nicht kärglich Vorhandene durch die ſorgſamen Bereiſungen des Valencianers Gregor Mayanſio und für Tarragona durch Joſeph Fineſtreſio von Barcelona geſammelt zu ſeyn. Beider verdienſtvolle Nachrichten bei Burm., Th. 2, S. 111—116. — Ebenſo vieles beruht auf dem Anſehen von Handſchriften, beſonders der in Paris und Dijon; aber auch unter dieſen iſt des Zweifelhaften, aller kritiſchen Zuverläſſigkeit Ermangelnden ſehr vieles. Die Handſchriften ſelbſt ſcheinen ohne irgend einen Plan willkürlich Zuſammengerafftes, Gutes und Schlechtes, Altes und Neues aufgenommen zu haben, ohne daß ſich ſagen läßt, bis zu welchem Zeitalter die Sammler herab ſteigen wollten. Indeß ſind wir von der wahren Beſchaffenheit dieſer Urkunden noch zu wenig unterrichtet: namentlich über die Folge der einzelnen Gedichte in ihnen wiſſen wir noch nichts, und doch würde ſchon dies zu weſentlichen Reſultaten führen können. Möchten wir vor allem nur von der dijoner Handſchrift, wenn ſie noch vorhanden iſt, ſo ſichre Kunde erhalten, als wir durch Jacobs von der palatiniſchen der griechiſchen Anthologie beſitzen. Manches müſſen wir auch auf den Glauben alter Gelehrten hinnehmen, für deren Launen uns niemand bürgt. Es war leicht, hier den Kundigſten zu täuſchen, weil viele echte Inſchriften des 1. und 5. Jahrhunderts ſchlechter und unrömiſcher ſind, als mancher Italiäner des 14., 15. und 16. ſie zu machen im Stande war; und leider berechtigt die Gelehrtengeſchichte dieſer Zeit zu jedem ſolchen Argwohn. Es iſt namentlich von Johann Cotta, von Sannazar, von Pontanus, von Zanchi, von Marullus u. a. bekannt genug, daß ſie ebenſo geneigt waren, ſich Neuentdecktes, noch wenig verbreitetes Altes anzumaßen, es ſich auch wohl durch willkürliche Aenderungen und Einſchiebſel anzueignen, als eignes Machwerk unter einem ehrwürdigen Namen in die Welt zu ſchicken, und dadurch die mannigfaltigſten, oft unauflöslichen Verwirrungen zu veranlaſſen. Nimmt man nun noch alle die möglichen Irrungen, Mißverſtändniſſe und Uebereilungen hinzu, die gerade bei einem ſolchen, aus zahlloſen Einzelheiten erwachſenden Werk nie ganz zu verhüten ſind; bedenkt man endlich den Geiſt der Zeiten, in die ein großer Theil dieſer Fünde fällt, und die Eigenthümlichkeit des Italiäners, dem gerade in Sachen des Alterthums unkritiſche Phantaſie ſchon ſo manchen ſchlimmen Streich geſpielt hat:

ſo leuchtet die theilweis unvermeidliche Unzuverläſſigkeit unſrer lateiniſchen Anthologie nicht minder ein, als das Meer von Schwierigkeiten, das der zu erſchöpfen hat, der hier etwas durchaus kritiſch Begründetes und Genügendes geben will. Ein jahrelanger Aufenthalt in Italien, das Burmann nie betrat, wäre die erſte Bedingung. Nach den Umſtänden hat dieſer Gelehrte dennoch viel geleiſtet, und unzählige Male die rechte Bahn gezeigt, auf der ihm leider noch niemand gefolgt iſt. Zum Beleg ſehe man ſeine Bemerkungen zu 1: 6, 112, 135; 2: 20, 23, 24, 93, 170, 227, 260; 3: 64, 177, 263, (dies Epigramm iſt allerdings eines alten und guten Dichters würdig aber gerade der Umſtand, daß Ferret es auf einem alten Marmor geleſen zu haben vorgiebt, erregt entſchiednes Mißtrauen: wie konnte dies zierliche Lob der Schönheit eines Mädchens in eine Steinſchrift kommen?) 3: 266—68; 4: 16, 58, 59, 74, 76, 85, 95, 112, 174, 251, 276, 342; 5: 214, 215, 216 u. ſ. w.

Dieſen ganzen Vorrath von Epigrammen und andern Gedichten hat Burmann nicht, wie Brunck die griechiſche Anthologie, nach ihren Verfaſſern, auch nicht nach der wahrſcheinlichſten Zeitfolge, ſondern nach der viel ſchwankendern und täuſchendern Uebereinſtimmung der Gegenſtände und des Inhalts in ſechs Bücher vertheilt. Das erſte enthält 178 Gedichte, auf Götter und Göttinnen, Heroen und Heroinen: das zweite 268, auf berühmte geſchichtliche Perſonen, in Glimpf und Schimpf: das dritte 293 Ortſchilderungen, Beſchreibungen von Bauwerken, dann Gedichte ſittlichen Inhalts, Lebensweisheit und Lebensgenuß, Wein und Liebe: das vierte 406 Grabſchriften, faſt alle von alten Marmorn: das fünfte 219, Vermiſchtes, darunter beſonders didaktiſche Stücke, Räthſel, arithmetiſche Aufgaben und allerlei Naturwiſſenſchaftliches: das ſechste die 87 Priapeja, das bisher ungedruckte Büchlein des Lurorius, 83 Epigrammen enthaltend, 11 größtentheils epithalamiſche Gedichte verſchiedener Verfaſſer, und das dem Valerius Cato beigelegte Verwünſchungsgedicht. Bei jedem ſind mit preiswürdiger Genauigkeit die Quellen und die verſchiedenen Lesarten angegeben.

Daß unter dieſen Gedichten die aus Steinſchriften gewonnenen alle ohne die Namen ihrer Urheber ſind, bedarf kaum der Erwähnung: aber auch von den übrigen iſt die größere Hälfte namenlos, wenn ſich auch aus Inhalt und Sprache hie und da das Zeitalter mit mehr oder minderer Beſtimmtheit vermuthen läßt. Genannt ſind von anderweitig bekannten Verfaſſern folgende, die wir in chronologiſcher Ordnung herſetzen. Näbius, Ennius, Plautus, Porcius, Licinius, Pacuvius, Valerius Aedituus, Lucilius, Valerius Cato, Q. Valerius Soranus, L. Manilius, M. Terentius Varro, Q. Lutatius Catulus, Laberius, P. Syrus, L. Pomponius, M. und Q. Cicero, Tullius Laurea, Julius Cäſar, Catullus, C. Licinius Calvus, M. Furius Bibaculus, C. Helvius Cinna, Varro Atacinus, Octavianus Auguſtus Imp., Mäcenas, Virgilius, Caſſius Parmenſis, Aſinius Gallus, C. Abronius Silo, Tibullus, Gn. Mattius, Germanicus Cäſ., Pedo Albinovanus, Domitius Marſus, Corn. Severus, Lucilius jun., L. Annäus Seneca, Volcatius Sedigitus, Nero Imp., Petronius, A. Septimius Serenus, Virginius Rufus, Plinius jun., Sentius Augurinus, Sulpicia, Martialis, Adrianus Imp., Julius Florus, Apulejus, Gallienus Imp., Solinus, Publilius Optatianus Porphyrius, Citerius Sidonius, Auſonius, Symmachus, Claudianus, Rufus Feſtus Avienus, Turcius Rufus Apronianus, Boethius, Eucheria, Alcimus

Avitus, Phocas, Priscianus, Luxorius, Beda und Gerbert, nachmals Papst Sylvester II. ums Jahr 1000. Unbestimmter ist die Zeit der übrigen, die nach dem Alphabet folgen mögen: Ablavius, Alanus, Alcinous, Alfius Avitus, Coronatus, Donatus, Etemundis, Evantius, Eurialus, Eusebius, Flav. Felix, Florentinus, Floridus, Latus Avianus, Lindinus, Mavortius, Modestinus, Modestus, Pentadius, Petronius Afranius, Petrus Referendarius, Pomnanus, Porphyrius, Puter Puppius, Regianus, Reposianus, Aurel. Romulus, Rufinus, Flav. Sisebutus, Sulpicius Apollinaris, Sulpic. Lupercus Servastus, Symposius (vielleicht Eine Person mit Lactantius), Tuccianus, Valerianus, Valerius Probus, Vincentius, und endlich die immer gemeinsam zu zwölfen anrückenden, immer dasselbe Thema zwölffach variirenden zwölf Scholastiker: Asclepiadius, Nemenus, Basilius, Euphorbus, Eusthenius, Hilarius, Julianus, Maximianus, Palladius, Pompejanus, Vitalis und Vomanus, s. 2: 158, 195, 197, 198; 3: 75; 5: 2, 17, 29, 52, 89, 101. Doch ist hiebei nie zu vergessen, daß mancher jener erstgenannten großen Namen bei einer strengen Prüfung als nachgefälscht wieder verschwinden dürfte; während unter den herrenlosen Gedichten viele von solcher Vortrefflichkeit sind, daß sich die ersten Meister ihrer nicht zu schämen brauchten. Gerade diese ebenso wichtige, als schwierige Theil der Kritik liegt noch ganz unangerührt.

Wieweit man nun aber auch die Grenzen des Epigramms auszudehnen geneigt sey, eine bedeutende Zahl der in der „Anthol. Lat." befaßten Poesien wird niemand auch in die lockerste Begrenzung zu zwängen vermögen. Zum Theil werden die Grenzbestimmungen immer schwankend bleiben, denn durch die mechanische Abmessung der Länge des Gedichts wird nichts erreicht: die mit Recht gepriesene Grabschrift des Lucrezius, 4, 13, auf einem vaticanischen Marmor, ist 46, die nicht minder schöne der Aconia Fabia Paulina, 4, 201, auf einem capitolinischen, 58 Verse lang, und wer will es diesen absprechen, Epigramme zu seyn? Dasselbe gilt von manchen kleinen hexametrischen Gedichten, die ganz in die Weise der idyllischen Erzählungen des Bion hineinspielen, wie 1: 30, 31, 146, 170; 3: 276. Man hat gleichwohl kein Recht, sie auszuschließen. Dagegen ist manches in die Burmannsche Sammlung gerathen, was sich mit Fug, als nicht hinein gehörig, herausweisen läßt, und bei künftigen Ausgaben nicht wieder aufgenommen werden darf. Dahin gehören vor allem Bruchstücke aus ganz fremdartigen Dichterwerken, aus den Mimen des Laberius, P. Syrus und Mattius, 2: 212; 3: 101, 102, 132, 189, den Eumeniden des Varro, 1: 54, einer Tragödie des Pomponius Secundus, 1: 75 und einer ohnehin untergeschobenen Uebersetzung des Apulejus aus Menander, 3: 231, aus den jambischen Geschichten der Sulpicia und des Volcatius Sedigitus, 2: 223; 3, 251, aus den didaktischen des Ennius, Varro Atacinus, Germanicus, Colinus, 3: 135; 5: 48, 51, 113, und den epischen des Pedo Albinovanus, des Nero und eines Ungenannten, 2: 121; 3: 8, 9. Ebenso wenig erwartet man hier vollständig oder großentheils erhaltene epische Erzählungen wie des Corn. Severus Cicero, Mavortius Urtheil des Paris, Reposianus Mars und Venus, Beda Lob des Kukuks, Avienus an den Murmecius, und die unbenannten vom Achilles unter Lycomedes Töchtern, von der Dido, über die Aeneide, an den Senarius, 2, 155; 1, 147; 1, 72; 5, 70; 3, 58; 1, 89, 173; 2, 184; 2, 133, ebenso wenig die Elegien auf

Mäcenas Krankheit und Tod, auf Meſſala, auf Mänius Brudermord, auf Roms Verfall, auf die Hoffnung, auf das zu reich geſchmückte Mädchen, auf die Roſe, von den Thierſtimmen, auf die Nachtigall, des Avienus von den Sirenen, des Sulpicius Serva[illegible] von der Vergeblichkeit, des Rufinus auf den Amor, die des Pentadius und der Eucheria: 2: 119, 120, 122, 131; 3: 5, 82, 275, 292; 5: 143, 149; 1: 169; 3: 74, 89, 105; 5: 133, ebenſo wenig die didaktiſchen Gedichte aſtronomiſchen und mathematiſchen Inhalts im fünften Buch, oder das vom braven Mann, 5: 111, oder die Epithalamien am Ende des ſechſten Buches, oder die Dirä ebendaſelbſt, oder die Copa, 3: 293, oder die ſchlechten, dem Horatius nachgeſtümperten Oden, 2: 17, 153, 186; 3: 90, 97, 104, 167 und manches bei Luxorius. Am allerwenigſten aber die elenden Spielereien, mit denen ſich ſcholaſtiſche Langeweile beſonders am Virgilius verſündigt hat, die Summarien zu ſeinen Werken, 2: 188 ff., die „Themata Virgiliana", 1. 174 ff., und die Virgiliſchen Centonen, 1: 14, 45, 168, 170—72; 2: 180; 3: 81, Luxor. 84, die in dem fünfthalbhundert Hexameter langen Drama Medea, 1: 178, den Gipfel der Widerlichkeit erreichen. Die Spielereien mit Ovidiſchen Verſen, 1: 112; 5: 52 ff. ſind um nichts erträglicher. Von dieſen alſo, und noch von manchen andern muß die „Anthol. Lat." gereinigt werden, wie Brunck's Analekten durch Jacobs gereinigt ſind, bevor wir eine echte römiſche Epigrammenleſe erhalten können. Manches davon hat Wernsdorf mit Recht, aber ohne feſten Plan, in ſeine kleinern lateiniſchen Dichter aufgenommen: es gehört aber dieß ſehr verſchiedenartigen Sammlungen an, und darin, daß wir zu dieſen auch noch nicht die Ausſicht haben, liegt eine triftige Entſchuldigung für Burmann's Zuſammenwerfen ſo verſchiedenartiger Elemente. Auch das Bemühen, an Vollſtändigkeit den Sammlungen Scaliger's und Pithöus' nicht nachzuſtehen und beide entbehrlich zu machen, ſcheint Einfluß gehabt zu haben. Dagegen iſt es durchaus nicht gutzuheißen, daß Burmann alle chriſtlichen Epigrammen rein ausgeſchloſſen hat; T. 2, p. 624. Denn geſetzt auch, ſie ermangelten jedes dichteriſchen, ſprachlichen und geſchichtlichen Werthes, was doch zu glauben ſchwer hält: ſo ſind ſie doch ſelbſt geſchichtliche Thatſachen, und zur Charakteriſtik ihrer Zeit, ja zur Geſchichte des Epigramms ebenſo unentbehrlich, als in der „Anthol. Palat." die des Gregorius von Nazianz.

Faſſen wir nun unter Einen Ueberblick zuſammen, was unbeſtreitbar dem Gebiete des Epigramms angehört, ſo finden wir in dem Vorhandenen einen Zeitraum von mehr als 1200 Jahren umgrenzt, und zugleich ſo ausgefüllt, daß bis zum 6. Jahrh. nach Chr. vielleicht kein Menſchenalter ohne irgend ein poetiſches Denkmal geblieben iſt. So liegt der ganze Bildungskreis der römiſchen Sprache und Verskunſt in dieſem großen Epigrammenkranze, der nicht minder die Umgeſtaltungen der römiſchen Geſinnung im Freiſtaat und unter den Kaiſern durch redende Zeugniſſe belegt; hierin der griechiſchen Anthologie durchaus vergleichbar. Hieraus ergiebt ſich aber auch, wie unſicher alle kritiſche Behandlung dieſer Dichterwerke bleiben muß, ſo lange nicht von einem jeden das Zeitalter ausgemittelt iſt. Hat das aber ſchon bei größern Werken nicht ſelten unüberwindliche Schwierigkeiten: ſo zeigt ſich bei dieſen engbegrenzten Ueberreſten, die zum Theil durch Nachbildung älterer Muſter gefährlich täuſchen, oft die entſchiedenſte Unmöglichkeit. Auch hiebei wäre indeß von einer Anſicht der auf Steinen erhaltenen Epigramme viel

zu hoffen: diese würden dann wahrscheinlich für viele, auf andern Wegen zu uns gekommene, als Normen benutzt werden können.

Schon in den verschiedenen Gestaltungen der Versweisen zeigen sich die abweichendsten Zeitalter. Allerdings herrscht, wie im griechischen Epigramm, das Distichon und der Hexameter überwiegend vor. Doch finden wir daneben manche Versart für diese Gattung benutzt und verbreitet, die von den Griechen gar nicht oder doch sehr selten angewandt wurden. Wir zählen dazu nicht Ausgeburten in ungemischten Pentametern, wie 2: 99 und mit der liederlichsten Ungebundenheit in der Behandlung des Fünffüßlers, 4: 56, dergleichen auch Ausonius, „Sent. sept. sapient." und „Epitaph. Ariadnes", und Martianus Capella, 9, S. 307 Grot. versucht haben: von Griechen Philippus von Thessalonich, 4, und Heliodorus 2, 2, S. 109 Coray; auch nicht die sonderbarsten und regellosesten Mischungen des Pentameter mit dem Hexameter: besonders unter den Grabschriften, wie 4: 25, 155, 164, 166, 189, 213, 214, 227, 261, 264, 267, 275, 287, 316, 364, 394, 395, von welcherlei Unnatur auch Jacobs griechische Beispiele, gleichfalls lauter Epitaphien, zu den bei Brunck schon vorhandenen gegeben hat, Th. 13, S. 759, 763, 770, 793, 797, 819. Doch möchten diese alle nicht sowohl der Barbarei des Zeitalters, als der beschränkten poetischen Einsicht ihrer Urheber zuzuschreiben seyn, wofür auch das spricht, daß diese verwahrlosten Gedichte ohne Ausnahme wirkliche Inschriften sind. Bei einigen haben aber auch die Verfasser mit sichtbarer Absicht neue, an sich nicht verwerfliche Gesetze für die Verbindung beider Versarten geschaffen, z. B. 4: 102, 118, 271 (ganz ebenso in der griech. Anthol. Epigr. adesp. 721) und 340. — Als eigenthümlich im römischen Epigramm ist dagegen der häufige und frühe Gebrauch des phaläcischen Hendekasolbabus zu betrachten, der vom Varro und Catullus eingeführt zu seyn scheint, und besonders bei Gedichten leichtern Inhalts, sowohl bei erotischen, als bei Spottgedichten, mit Glück angewendet ist. Die „Anthol. Lat." hat gegen hundert Beispiele davon. — Gleichfalls in frühe Zeit fällt der Gebrauch trochäischer Tetrameter nach Archilochus' und Solon's Beispiel: er war, wie es scheint, herkömmlich bei poetischen Pasquillen und persönlichen Angriffen, daher auch bei den Spottversen der Soldaten auf die Triumphatoren, so 2: 58, 59, 60, 61, 127, vergl. Bernstein, „de antiq. [illegible] milit. in duces triumph. jocos versusque satir. faciendi licentia", Jen. 181[illegible]. Aber ebenso früh wußte er auch seinen feierlichen Prachtschritt geltend zu machen, in den Versen des Porcius Licinius und des Varro, 2: 215; 3: 100. Trochäische Dimeter von der leichtesten Bewegung finden wir nur in den Neckereien des Kaiser Adrianus mit dem Julius Florus, 2: 97, 98. — Desto vielartiger hat sich der Jambus auch für das Epigramm ausgebildet, obgleich es sich in dieser Gestalt oftmals dem lyrischen Gedichte so stark annähert, daß Zweifel über die Abgrenzung entstehen können: vorherrschend ist der akatalektische Trimeter, oft mit der Nachlässigkeit der römischen Komiker, nicht selten aber auch mit Archilochischer Reinheit und Zierlichkeit behandelt: der Choliambus kommt vor, aber nicht häufig, 2: 126, 242; 3: 127 und mehrmals in den Priapejen: er bleibt dem ihm einmal aufgeprägten Charakter überall treu. Mit jambischen Dimetern in Epodenform abwechselnd erscheint der Trimeter Einmal, in dem genialen Schmähgedicht auf den Kinäden Lucius, einer echten Epode, gewiß aus der bessern Zeit, 2: 246. Einmal katalektisch, 2, 78, ein Paarmal der

akatalektiſche Dimeter, 2: 96, 267; 3: 239. Einmal dieſer mit der daktyliſchen Penthemimeris zum Elegiambus verbunden, Luxor. 6. Ebenſo vereinzelt ſind die Verſuche in Anacreontiſchen Maßen, 3: 212; 4: 399, Luxor. 11, 22, in ithyphalliſchen, 1: 19, in choriambiſchen Tetrametern, 1, 27. Herm. „Elementa metr.“, p. 366, in priapeiſchen Verſen, Priap. 86, 87, in glykoniſchen, Luxor. 9, und mit pherekratiſchen wechſelnd, 3: 149, in anapäſtiſchen Dimetern 5: 50, Luxor. 12, 35, 66, und in etwas rohen Paröniakern, 4: 257, in wirbelnden Galliamben endlich zwei unſchätzbare, aber wahrſcheinlich fragmentariſche Gedichtchen des Varro und des Mäcenas, 1: 53, 54, die ſich der Schönheit ihrer Rhythmen nach mit Catullus' Attis meſſen können. Vor allen erwünſcht wären Denkmale von altitaliſchen Versmaßen geweſen: aber hier ſind wir ſehr leer ausgegangen: nur hie und da regt ſich etwas von Saturniſcher Weiſe, aber außer 2: 2, 42, 43, 218, 219 wagen wir nichts hieher zu ziehen. Anderes, wie 2: 108; 3: 219, 232; 4: 38, 43, 279, 398 trägt mehr die Spuren unverſtändlicher Willkühr, als unbekannter, altehrwürdiger Art an ſich. Im Ganzen aber ſieht man nirgend einleuchtender, als in dieſen Epigrammen, wie tief die künſtleriſche Ausbildung der römiſchen Verskunſt unter der der griechiſchen geblieben iſt. Allerdings iſt aus dem Auguſteiſchen Zeitalter manches auch der metriſchen Form nach klaſſiſches darunter: aber dies ſind vereinzelte, ſeltene Lichtblicke, während wir in der griechiſchen Anthologie durchweg Muſter für metriſche Behandlung finden, und durch Unvollkommenheiten von dieſer Seite ebenſo überraſcht werden, wie in der römiſchen Sammlung von ſelten hervorbrechenden Treffligkeiten.

Dieſer beſtändige Kampf mit der Form mag uns bei der römiſchen Anthologie vor mancher künſtlichen Spielerei bewahrt haben, dergleichen bei den Griechen mehr gefunden wird. Das Vorhandene beſchränkt ſich ſo ziemlich auf Schlangenverſe (versus serpentini, ophites oder reciproci. Burm. T. 1, p. 558. Wernsd. Poet. Lat. Min., T. 3, p. 257), in denen die letzte Hälfte des Pentameters genau die Penthemimeris des vorhergehenden Hexameters wiederholt, 1: 139; 3: 86, 105; 4: 250; 5: 69, und auf Krebsverſe (versus anacyclici, palindromi, retrogradi, auch diabolici. Burm., T. 1, p. 542. Wernsd. P. L. M., T. 2, p. 370. Jacobs Anthol., T. 10, p. 129 und 13, p. 924), die dem Sinn und dem Versbau unbeſchadet rückwärts wie vorwärts geleſen werden können, 3: 89, in deren erſtem beſonders Pentadius gewandt war. Mit Unrecht ausgeſchloſſen hat Burmann die drei Epigrammata figurata des Publilius Optatianus Porphyrius, den Pythiſchen Altar, die Syrinx und das Organon (bei Wernsd., Th. 2, S. 379 ff.). Nachahmungen der bekannten Spiele unter Theokritus, Simmias, Doſiadas und Beſantinus Namen.

Den vollen Werth für die Geſchichte der lateiniſchen Sprache kann die Epigrammenleſe erſt dann erreichen, wenn alle Inſchriften mit der erforderlichen diplomatiſchen Treue abgeſchrieben ſind. Dann kann beſonders für Rechtſchreibung viel daraus gewonnen werden. Aber auch ſchon jetzt hat das Vorhandene beſonders für Erweiterung unſerer Kenntniß vom römiſchen Sprachſchatz, ſeinem Wörterreichthum und ſeiner Bildungsfähigkeit dankenswerthe Ausbeute gegeben, obgleich auch hierin künftigen Lexikographen noch manches übrig geblieben iſt. Ueberhaupt iſt ein jedes ſolches Denkmal des Alterthums unerſchöpflich, weil ſich die Grenzen der Combinationsgabe nie beſtimmen und abſchließen laſſen.

Entſchiedenen noch iſt die geſchichtliche Wichtigkeit der lateiniſchen Anthologie. Sie berührt und erhellt manche Begebenheit, und ſtellt manche neue Thatſache auf. Beſonders aber giebt ſie durch den reichen Vorrath von Grabſchriften die zahlreichſten Beiträge für römiſche Familiengeſchichte und zur klaren Anſchauung des häuslichen Lebens. Namentlich über den großen Einfluß der Freigelaßnen im Innern der Familien giebt kein Hiſtoriker ſo vielen und denkwürdigen Aufſchluß als die Reihe der hieher gehörigen Epitaphien, 1 335—398. Eine andre Reihe, 3 1—50, iſt ebenſo bedeutend für die Stadtgeſchichte, und durch die drei erſten Bücher Zerſtreutes für Archäologie der bildenden Künſte, das eben die Benutzung verdient, welche die neueſten Herausgeber von Winkelmann's Kunſtgeſchichte von ähnlichen Epigrammen der griechiſchen Anthologie gemacht haben. Für römiſche Sittengeſchichte endlich giebt es wenig ergiebigere Quellen als dieſe, aus der ſich alle Seiten des römiſchen Lebens lebendig zurückſpiegeln.

Ueber den dichteriſchen Werth der Sammlung ein genügendes und erſchöpfendes Urtheil auszuſprechen, iſt unmöglich: hier würde jedes Epigramm einzeln und von den übrigen unabhängig zu würdigen ſeyn. Viele ſind von großer Vortrefflichkeit und wahre Zierden der römiſchen Poeſie, die meiſten Mittelgut, aber freilich auch eine bedeutende Zahl ohne Geiſt und ohne Form. Hier kam die Sprache nicht zu Hülfe wie bei den griechiſchen Epigrammatikern, bei denen doch immer der Stoff, in dem mitunter auch recht ungeſchickte Hände wühlen, rein und edel bleibt, ſodaß er oft den Verarbeiter über ſich ſelbſt erhebt, und an ſeiner Statt dichtet. Dieſen Zauber hat die lateiniſche Sprache nie erlangen können, und ſo ſteht denn das Schlechtgedachte alsbald in ſeiner nackten Armſeligkeit da. Unverdienten Ueberſchätzungen iſt allerdings dadurch entgegen gearbeitet.

Viele Epigrammen ſind griechiſchen Muſtern nachgebildet, obgleich man bei andern zu der entgegenſtehenden Vermuthung veranlaßt werden, und das Lateiniſche als das Vorbild betrachten könnte, z. B. 1: 12 und 103. Verhältnißmäßig iſt jedoch die Zahl des aus dem Griechiſchen Entlehnten, ſoviel wir vergleichen können, nicht gar groß.

Vor den übrigen gelungen erſcheinen uns die römiſchen Grabſchriften. Allerdings ſind gerade unter dieſen die leerſten, am wenigſten dichteriſchen, von Seiten der metriſchen Ausführung am meiſten vernachläſſigten; auch iſt eine ziemliche Anzahl arg verſtümmelt, und eins und das andre noch nicht einmal vollſtändig bekannt, z. B. ein von Shaw in Afrika gefundenes, 1 318, und ein andres das Panofka auf einem griechiſchen Aryballos entdeckte, 1 329. Dagegen aber redet in andern das Gefühl freier und wahrhafter, wo ein wirklicher Schmerz die Worte gab, und der männliche Ernſt, der hier geziemt, war dem Römer natürlicher. Die griechiſchen Epitaphien ſind meiſtens ſinnreicher, und ſpielen uns anmuthig hinweg über Tod und Grab, oder ſie ſchmelzen in der weichſten Wehmuth hin: die römiſchen ſind tiefer gefühlt, und faſſen feſt und ſtreng ins Auge, was der Grieche verhüllte. — Oefter weniger können neben den griechiſchen die *erotiſchen* Epigramme der Römer gefallen: von dem Feuer, das in den Elegien des Tibullus und Properzius glüht, findet man kaum einzelne Funken wieder. Die ſittenloſeſten, in denen wenigſtens eine Art von Kraft gezeigt werden konnte, ſind immer noch die beſten, daher den Priapeen durchweg der Vorzug vor dem übrigen dieſer Gattung zugeſprochen werden muß. Sie ſind meiſtens keck, entſchieden und eigen-

thümlich durch ausgelaßnen Muthwillen. Aber wo Zartheit und Anmuth erstrebt wurde, da machte die Sprache und der sie beseelende Geist Hinderungen, die der Einzelne, zumal in diesem engen Raume, selten zu überwinden vermochte. Als das reizendste von allen hat schon Ruhnken zum Rutil. Lupus S. 258 die Rückkehr des epischen Sängers zum Liebesgedicht, 3: 192, anerkannt. Besser kleidet den römischen Epigrammatiker das sententiöse Gewicht des Sittenspruches: und wo Begebenheiten oder Helden der römischen Vorzeit den Stoff gaben, ist die Ausführung oft sehr edel und angemessen. Während der Gelehrte vor allem Vollständigkeit fodern muß, wäre es für die größere Zahl gebildeter Freunde des Alterthums sehr wünschenswerth, daß vorläufig in geschmackvoller Auswahl eine Sammlung des Schönsten, Bedeutendsten und Eigenthümlichsten aus allen Gattungen veranstaltet, und dadurch wieder einige Aufmerksamkeit auf diese fast vergessenen Denkmale gewendet werden möchte. Die griechische Anthologie ist seit Brunck und Jacobs ganz eigentlich der Tummelplatz geworden, auf dem jeder seine kritische Kraft und Gewandtheit üben will. Um die römische, die nicht weniger Anlaß dazu bietet, hat seit Burmann kaum einer und der andere sich bemüht; niemand daran gedacht, ihr einen verhältnißmäßigen Aufwand von Kraft und Zeit zu widmen. — Sie verdient es, daß auch ihr ein Jacobs zu Theil werde! —

Aus der Acht gelassen sind sowohl von Burmann, als von Johann Schrader, der dem zweiten Bande der Anthologie eine reichhaltige Epistola critica beigegeben hat, Varianten zu mehren Epigrammen, — besonders zu denen der 12 Scholastiker — die ein ungenannter französischer Gelehrter, nebst Lesarten zu des Cornelius Severus Aetna, des Lactantius Phönix, den Räthseln des Sympesius und der Periegesis des Priscianus, aus einem St. Galler, einem schwedischen (Codex Suecicus) und einem Thuanischen Manuscript ausgezeichnet, und Joh. Ernst Imman. Walch, „Acta Soc. Latin Jenens", 1756, Vol. V, p. 1—23 mitgetheilt hat. Auch Wernsdorf in den kleineren lateinischen Dichtern hat von diesen, zum Theil schätzbaren Beiträgen, keinen Gebrauch gemacht. Vergl. Fabric. Bibl. Lat., T. 3, p. 241, 266. Saxe Onom., T. 1, p. xxvii.

[Zur Geschichte der griechischen Erotiker und Epistolographen.]

Antiphanes von Berga.

Einer der vielen, die nach Alexander's des Großen indischen Feldzügen von unglaublichen Dingen, ἄπιστα, schrieben. Antiphanes erzählte, wahrscheinlich in der Gestalt einer Reisebeschreibung, Unglaublichkeiten von Ländern und Völkern, und wurde besonders von Strabo 1, 3, p. 47; 2, 3, p. 102 mit Pytheas und Euemerus, als Aufschneider in diesem Gebiet bezeichnet. Er trieb dies Geschäft so arg, daß nicht nur der fabelnde Antonius Diogenes aus ihm das Meiste für seine Reisemährchen entlehnte, wodurch Antiphanes eigentlicher Vater der griechischen Erotiker wurde, sondern daß auch seine Landsleute durch ihn in den bösesten Leumund kamen. Denn nach Stephanus von Byzanz (v. Πέργη, p. 159) hieß von ihm Περγαῖον: kein wahres Wort reden. Da Strabo ihn immer nach Euemerus nennt, Eratosthenes von Kyrene ihn aber schon als unzuverlässig und lügenhaft kannte: so dürfen wir seine Lebenszeit mit Sicherheit zwischen 300 und 240 vor Chr. setzen. Er ist nicht mit dem gleichnamigen Komiker, um 400 vor Chr., zu verwechseln [1]).

Antonius Diogenes.

Verfasser einer Erzählung von der Liebe des Dinias und der Derrollis in 24 Büchern (τὰ ὑπὲρ Θούλην ἄπιστα), von denen Photius in seiner „Bibliotheca", Cod. 166, p. 364 sq. Hoeschel., eine vollständige Inhaltsübersicht gegeben hat. So viel sich daraus ergiebt, war das Ganze eine Reisebeschreibung durch die fernsten fabelhaften Theile des Erdkreises, belebt durch die daran geknüpften Schicksale der Liebenden, welche ein ägyptischer Magus mit Zauberkünsten verfolgend, von Land zu Land treibt, bis die Treue siegt, und durch ein Wunder, wie Fortunats Wünschhütlein, die langen Irrfahrten in Tyrus ihr Ziel finden.

Lebendige Phantasie, ein unendlicher Reichthum verschiedenartiger Lagen und Zustände, vor allem aber Anhäufung alles Seltsamen, was von unbekannten Gegenden in Osten und Norden, besonders von der Insel Thule, gefabelt war, scheinen dies Werk ausgezeichnet, und es zur Fundgrube für

---

1) Fabric. B. Gr., T. 1, p. 193; 2, p. 119; 8, p. 157. Casaub. zu Strab., T. 1, p. 196 Almelov. Pineda zu Steph. Byz., p. 754 sq. Schweigh. zu Polyb. 33, 12, 10, T. 8, p. 90, 189. Seymn. 657.

alle spätere Erotiker gemacht zu haben. Da wir wissen, daß Antonius überall mit Anführung der Quellen, aus denen er seine Unglaublichkeiten schöpfte, erzählt hat, so läßt sich von seiner Art und Kunst keine sonderliche Meinung fassen, und begreift sichs, warum sich nur die aus dem seinigen hervorgegangenen erotischen Bücher erhalten haben. Sein Hauptgewährsmann war der als ausgemachter Lügner berüchtigte Reisebeschreiber Antiphanes von Berga. Darstellung von Seelenzuständen scheint nicht seine Sache gewesen zu seyn.

Des Antonius Zeitalter wußte Photius schon nicht mehr: er glaubt, man könne es bald nach Alexander dem Großen setzen. Aber es leuchtet ein, daß der würdige Patriarch eine Dichtereinkleidung in der Einleitung zu ernstlich als historischen Bericht genommen hat. Dort heißt es, Alexander habe bei der Eroberung von Tyrus diese Wundergeschichte im Grabe des Dinias, von Erasinides dem Athener auf Cypressentafeln aufgezeichnet, gefunden, und Antonius habe sie von diesen abgeschrieben und bekannt gemacht. Hieraus sieht man zugleich, wodurch Longus und Achilles Tatius zu ihren Eingängen veranlaßt sind. — Aus dem Namen des Antonius vielmehr, aus dem gänzlichen Schweigen über ihn bei allen Schriftstellern vor Porphyrius (gegen 300), während nach Photius sämmtliche spätere Erotiker aus ihm schöpften, aus dem Umfang seiner Erdkunde und aus seiner Art, das ägyptische Zauberwesen darzustellen, da wir leider den sichersten Schluß aus seiner Sprache nicht mehr machen können, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit ein bedeutend späteres Zeitalter vermuthen. Schwankt dies allerdings immer noch durch die ersten drei Jahrhunderte nach Christus, so bleibt doch die letztere Hälfte dieses Zeitraums die glaubhaftere [1]).

Achilles Tatius,

(bei Suidas und Eudokia Στάτιος) alexandrinischer Lehrer der Redekunst, von ungewissem Zeitalter, im spätern Alter Christ, endlich Bischof. Verfasser der 8 Bücher von Klitophon's und Leukippe's Liebe, einer mathematischen Schrift über die Sphäre, eines etymologischen Werkes und einer geschichtlichen Sammlung, Nachrichten von ausgezeichneten Männern enthaltend. Seine etymologischen und geschichtlichen Arbeiten sind nicht auf unsre Zeit gekommen; auch aus seiner Sphäre nur ein unvollkommner Auszug, der sich als Einleitung zu Aratus „Phaenomena" ankündigt, aber, wie wir ihn besitzen, eines wissenschaftlichen und geschichtlichen Werthes ermangelt [2]), ein Paar uns hier erhaltene Bruchstücke älterer Schriftsteller ausgenommen. Allein seine Liebesgeschichte ist uns vollständig erhalten.

Wie in den übrigen erotischen Erzählungen der spätern Griechen wird auch in dieser ein liebendes Paar, vom ersten Erwachen gegenseitiger Neigung an, durch mannichfache Trennungen, Fährlichkeiten und Versuchungen auf vielfach verschlungenen Wegen endlich glücklich in den Hafen der Ehe geführt. Antonius Diogenes hatte in einem großen Werk, voll von Wundern und Abenteuern, das erste Beispiel gegeben. Heliodorus von Emesa ließ das Wahrscheinliche an die Stelle des mährchenhaft Unglaublichen treten, mögliche

1) Untersuchungen über sein Alter: Vavassor de ludicra dict., p. 108, dem Martin Plotius v. Antoniis, T. 1, p. 217 leichtsinnig widerspricht, und Manso verm. Schr. Th. 2, S. 287 sq. Fabr. B. Gr., T. 1, p. 186; T. 8, p. 157.

2) Montucla Hist. des Mathem., T. 1, p. 317.

Verhältnisse des Lebens an die Stelle kecker Erdichtung, und ein mehr dramatischer Umfang gewährte leichteren Ueberblick über das Ganze. Ihm folgte auch Achilles. Alle seine Erzählungen sind an sich nicht unmöglich, und erst ihre Zusammenreihung erregt das Gefühl des Wunderbaren. Entführung, Meerfahrt, Schiffbruch, Land- und Seeräuber, Krieg, Giftmischerei, Knechtschaft und drohender Opfertod sind nur Vorspiele, die erste Hälfte des Buches hindurch. Hat die poetische Welt alle Schrecknisse vergebens aufgeboten, ein Band zu zerreißen, für dessen Bestehen sich ahndungsvolle Träume und Götterssprüche verpfändet haben: so beginnen gefahrvollere Kämpfe mit Anfechtungen des sittlichen Menschen: Lockungen und Drohungen wetteifern, die Liebe und Treue der bisher Siegreichen wankend zu machen. Hiebei ist es bezeichnend für unsern Erzähler, daß er als letzte und höchste aller Gefahren die Verwicklung in einen Rechtshandel und in die Schlingen spitzfindiger Redekünstler bis ans Ende aufspart: da, mit aller seiner Unschuld wäre hier der Angeklagte schwerlich gerettet, — wenn nicht eine höhere Fügung, alle Netze und Knoten zerhauend, dazwischen getreten wäre. Nun hat erst die Liebe ihre unsterbliche Natur bewährt, und reichliche Dichtergerechtigkeit wird geübt, im Strafen wie im Belohnen. In diesem gesteigerten Fortschreiten der Begebenheiten ist zweckmäßig geordneter Plan nicht zu verkennen: aber auch hierin allein zeigt er sich lobenswerth. Ein innigerer nothwendiger Zusammenhang der Theile wird vergebens gesucht: und vieles selbst ist im höchsten Grade unschicklich und widersinnig angelegt. Dahin gehört der dem Longus unglücklich nachgeahmte Eingang, und der sykophronische Gedanke, die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende den Klitophon ohne Unterbrechung einer ihm und uns völlig gleichgültigen Person erzählen zu lassen. Im Anfange der Ereignisse zeigen sich besonders zwei so schlecht verkleisterte Uebergangspunkte, daß diese allein die Unfähigkeit des Achilles zu einer wohlhaft lichterischen, ja zu einer bloß verständigen Anlage darthun würden. Wir meinen alles, was zwischen der Entführung von Klitophon's vorbestimmter Braut Kalligone und seiner Flucht mit Leukippe sich begiebt (2, 18—31). Denn dem natürlichen Gange der Dinge nach mußte die Verwicklung sich da von selbst lösen, wo sie nun eigentlich erst beginnt. Ebenso unbegreiflich in sich ist die Scheinvermählung zwischen Klitophon und Melitte (5, 12 ff.), ohne die freilich die letzten 4 Bücher überall nicht geschrieben werden konnten. So gewinnt man bald die Ueberzeugung, daß Achilles sich selbst alles gestattete, was zur kunstlichsten Schürzung des Knotens beitragen, und verwunderliche Wirkung erregen konnte. Während er also bis zum Ende alles aufbietet, was die Liebenden trennen kann: ist diesen dagegen jedwedes erlaubt, was zu ihrer Wiedervereinigung helfen mag. Betrug, Lüge und Meineid steht da als mustelles zum Handlung, sobald sie zu diesem Ziel zu führen scheinen; und Klitophon trägt nicht länger Bedenken, in Melitte's verbrecherische Wünsche, schon nach ihres rechtmäßigen Gatten Heimkehr, einzuwilligen, weil er dadurch seine Geliebte am schnellsten wieder zu gewinnen hofft (5, 27). Ja, durch ein schlechtes Sophisma wird am Ende etwas wie zu Rechtfertigendes verhaucht, und das entscheidende Gottesurtheil zum sechsten Gaukelspiel gemacht (8, 11. 11). So wenig der Gedanke an sich zu verwerfen gewesen wäre, die strengsten Gebote der Sittlichkeit als ausgeglichen mit der Liebe darzustellen: so unsittlich und unsichtlich ist der Sieg, den diese über jene davon trägt, während alle übrige menschliche und bürgerliche Ordnung ihren gewohnten Gang daneben

fortlegt. Dieſes Gefühl widriger Inconſequenz, da ſich zwei verſchiedene Welten überall kreuzen, wird erhöht durch die klägliche Geſtalt, in der der Held der Erzählung ſich in allen entſcheidenden Augenblicken zeigt. Feigheit und Unentſchloſſenheit bilden ſein Weſen, ſodaß keine ſeiner Handlungen ihm ſelbſt gehört. Leukippe iſt dagegen in möglichſt hellem Lichte gehalten, ja ſie wird gelegentlich bis zur Selbſtverläugnung und Todesverachtung einer Glaubensheldin hinaufgeſchraubt (6, 21. 22). Folgerechte Charakterzeichnung findet ſich ebenſo wenig bei den Hauptgeſtalten, wie bei den Nebenfiguren. Man ſieht ſich unter willkürlich aufgeſchminkten Menſchenlarven, die wie Menſchen reden und thun, aber jeder Eigenthümlichkeit, alles wahren Lebens, aller kräftigen Wirklichkeit ermangeln, ſodaß ſie Gliederpuppen und Sprachröhre des Dichters bleiben. Scheint die Schilderung des Lebens der ägyptiſchen Räuber hievon eine Ausnahme zu machen: ſo iſt nicht zu vergeſſen, daß das Beſte darin vom Heliodorus geborgt iſt [1]). Ebenſo verliert ſich die oft und mit Vorliebe geſuchte Darſtellung leidenſchaftlich erhöhter Zuſtände durchaus in hohles Wortgekünſtel, in ſeelenloſe Schönrednerei, ohne Sinn für Natur und Wahrheit. Und doch lag in den Werken der Komödien- und Mimendichter der reichſte Schatz lebendiger Menſchenkenntniß zu allgemeiner Benutzung dar, ein Quell, aus dem Longus mit Glück und Einſicht zu ſchöpfen wußte. Aber zu dieſer künſtleriſchen Anſpruchloſigkeit konnte der Rhetor nicht gelangen, der vor allem ſich ſelbſt hören laſſen mußte, und ſeinen Gegenſtand nur in ſo weit liebte, als er Stoff für ſeine kleinlichen Beſtrebungen darbot. Innerer Zuſammenhang, Wahrheit, Sittlichkeit und Schicklichkeit war darum für ihn gar nicht vorhanden, und man hat Unrecht, ihn verführeriſcher Schilderungen zu zeihen. Einzig die Form hatte für ihn Bedeutung, ſodaß Zweifel über die Gegenſtände nie entſtehn konnten, ſobald dieſe zu ſchildern und zu reden gaben; hierin iſt ſich vielleicht kein uns erhaltener alter Schriftſteller ſo durchaus gleich geblieben wie Achilles; und das macht ſeine Leſung lehrreich. Hieraus erklärt ſich zugleich die Anzahl von Beiwerken, die theils den Begebenheiten fremd, theils ihrem Fortſchreiten geradezu hinderlich ſind: ausführliche Beſchreibungen von Kunſtwerken (1, 1. 3, 6 ff.; 5, 1. 3), allerlei Seltnes von Sagen und Fabeln (1, 18; 2, 11. 21. 23; 3, 5; 8, 6. 12), von Naturbemerkungen und Wahrnehmungen (1, 17; 2, 15; 3, 25; 4, 2—5. 19), von Völker- und Länderkunde (2, 14. 1, 11. 12. 18), der zahlloſen, indeß mit der Hauptſache etwas feſter verbundnen Monologe, Geſpräche und Disputationen über Liebe und Leidenſchaft zu geſchweigen. Allerdings geben dieſe glänzend ausgeführten Abſchweifungen einige Thatſachen, die uns ohne dieſe Ueberlieferung fehlen würden: aber gerade das, was ſich am erſten erwarten ließ, anſchauliche Einzelheiten aus dem geſelligen und bürgerlichen Leben, vermiſſen wir durchaus: ein Beweis mehr, wie fremd der nicht ungelehrte Rhetor in dem Kreiſe des Lebens war, dem er zu ſchildern unternahm. Mit deſto größerem Dank auszeichnen müſſen wir die, zwar unbefriedigende, Erwähnung homeriſcher Rhapſoden, die truppweis zu dramatiſchen Darſtellungen in Aegypten — wann bleibt ungewiß — umherzogen, und die recht vollſtändige Beſchreibung eines Bühnendolches mit zurückweichender Klinge (3, 20. 21).

Das vorwaltende rhetoriſche und ſophiſtiſche Beſtreben, das die Anlage

1) Achill. 1, 11 und Heliod. 1, 2

im Ganzen verdarb, konnte auf das Einzelne der Ausführung keinen andern Einfluß üben. Dieſe Anhäufung von Süßigkeiten, Zierlichkeiten und Anreizungen, von Gegenſätzen, Bildern und Wortſpielen überbietet kein Schriftſteller des Alterthums: man muß aber geſtehen, daß in dieſer Art vieles nicht glücklicher ausgeführt werden konnte, als Achilles gethan hat: ſowie denn überhaupt wenig zu tadeln ſeyn möchte, wenn der Standpunkt zu entſchuldigen wäre, von dem alles ausgegangen iſt. Darum ſteht nicht zu zweifeln, daß er im Sinn ſeiner Zeit ein tüchtiger Lehrer der Schönrednerei war; und die Nachricht bei Suidas, alle ſeine Werke ſeyen im Styl der Liebesgeſchichte geſchrieben, wird ganz glaubhaft. Sie giebt aber auch die Gewißheit, daß, was wir unter dem Namen ſeiner Sphäre beſitzen, in dieſer Geſtalt nicht von ſeiner eignen Hand ſeyn kann.

Daneben tritt die ausſchweifendſte Nachahmungsluſt in allen Theilen der Erzählung bezeichnend hervor. Platon, beſonders im Phädros und im Gaſtmahl, hat überall beiſteuern müſſen: bald ſind Bilder und Ausdrücke von ihm entlehnt, bald iſt ſeiner Art, Ueberſinnliches zu ſinnlicher Anſchauung zu bringen, und philoſophirend zu dichten, mit athemloſem Bemühen nachgetrachtet. Wie viel Achilles den großen Meiſtern der griechiſchen Elegie ſchuldig iſt, läßt Propertius noch ahnden. Von den näher liegenden ſind beſonders Heliodorus, Longus und Syneſius, Nonnus und der Grammatiker Muſäus benutzt, oft bloß aus- und umgeſchrieben. Dieſe Nachweiſungen in möglicher Vollſtändigkeit bleiben dem künftigen Bearbeiter eine Hauptaufgabe. Beſäßen wir alles, was Achilles noch las; vielleicht ließe ſich ſeine ganze Schriftſtellerei als die Arbeit eines geſchickten Muſivkünſtlers darſtellen. Man hat zwar die Sache auch umgekehrt, und ihn zum Vorbilde des Heliodorus, Longus und Muſäus zu machen verſucht. Aber das meiſte davon iſt ſchon widerlegt, (ſ. z. B. J. G. Schneider zum Anakreon, S. 240) und mit Fug haftet der Vorwurf an dem, der die zahlreichſten unleugbaren Beweiſe von Nachahmerei zuläßt, und der das ſtreitige Gut am ungeſchickteſten und unverſtändigſten gehandhabt hat. Eine Folgerung daraus auf das Zeitalter des Achilles bleibt gleichwohl höchſt mißlich: über die meiſten der zuletzt genannten ſchwebt ein gleiches Dunkel, und wieviel aus allen Erotikern gemeinſamen Quellen geſchöpft ſey, vermögen wir mit unſern mangelhaften Hülfsmitteln nicht mehr zu entſcheiden. Doch ſind ſelbſt keine Scheingründe vorhanden, ſeine Lebenszeit vor den Anfang des 6. Jahrhunderts zu ſetzen. Ebenſo vergeblich iſt es, gegen die ausdrücklichen Worte des Suidas erweiſen zu wollen, erſt als Chriſt habe Achilles ſeine Leukippe geſchrieben. Außer dem Gebrauche der alten Götterfabeln iſt die ganze Anſicht von Nothwendigkeit, Verhängniß und Untergang alles Daſeyns im Tode ganz unchriſtlich: mag bei der Schilderung von Leukippe's Standhaftigkeit mancher Zug von den erſten Glaubenszeugen hergenommen ſeyn, was läßt ſich mehr daraus ſchließen, als daß Achilles geſchichtlich gewußt habe, was damals jeder wiſſen konnte? Was man von Uebereinſtimmung zwiſchen ſeiner Sprache und der des Neuen Teſtaments geträumt hat, bedarf keiner Widerlegung, nur mittelmäßiger Sprachkenntniß, um es zerfallen zu ſehen. Aber ſowie das Chriſtenthum ſelbſt nothwendiges Erzeugniß ſeiner Zeit war; ebenſo nothwendig gehörte Chriſten und Heiden mancher tiefe Gedanke gemeinſchaftlich, und was nicht ausſchließlich auf chriſtlichen Glaubensſätzen beruht, iſt mit mehr Sicherheit als Ureigenthum der alten Welt anzuſprechen. In Klitophon's und Leukippe's

Liebe wird niemand Christliches erkennen wollen, und wenn irgendwo, so müßte es sich hier kund geben. Die Knabenliebe hatte schon unter den ersten römischen Kaisern das Aeußerste von Entartung erreicht, sodaß sie aus der Poesie mehr und mehr verschwinden mußte. Darum steht auch Achilles gegen sie in gleichmäßig polemischer Richtung: er spricht entweder geradezu strafend über sie (8, 9), oder er stellt sie erzählend als verfolgt vom vernichtenden Götterzorn, mit überall tragischem Ausgang dar (1, 12; 2, 34). Dieß ist nicht der schlechteste oder unbedeutendste Theil des Buches.

Vorzüglich zu loben ist die Leichtigkeit, das gute Verhältniß und der Wohlklang im Bau der Perioden: obgleich er sich mitunter in dichterische Rhythmen, selbst in hexametrische Vershälften verirrt. Uebereinstimmend damit kann man die Behandlung der Sprache nennen. Sie ist im Ganzen der bessern Atticisten würdig; nur selten durch einigen alexandrinischen Anflug ihre Heimath verrathend, und auch dieser fast auf einige Aoristformen (wie εἶπα, εἶδα, ἦλθα) beschränkt. Dabei sind aber einzelne starke Jonismen doppelt auffallend, die schwerlich aus Unkunde oder Uebereilung geflossen sind, da beides sonst dem Achilles nicht nachgewiesen werden kann. (Hieher gehört als durchherrschend ὄφελον statt ὤφελον, überdieß ganz als Wunschpartikel mit dem Subjunctiv verbunden, κάλος statt κάλως, und abwechselnd mit der attischen Form νηός statt νεώς, ἠώς, ἱλεωνός, Dative wie σχοίνοισι und κακοῖσι, ἕνεκεν und εἵνεκεν, αἰδώς und αἰδοῦν, ῥεῖα, ἀντίῤῥεεν, δῖα u. s. w., ein Hexameterausgang, den drei Jonismen bezeichnen: τὴν Ἰονίην Σκυθίην πεποίηκας, und noch vieles der Art, was die Herausgeber nicht hätten übersehen sollen.) Manches davon möchte allerdings bei sorgfältigerer Bearbeitung des Schriftstellers getilgt werden; einiges schon nach genauerer Vergleichung der Handschriften verschwinden [1]. Anderes aber wurde ohne Zweifel vom Schriftsteller selbst mit bewußter Absicht als seltener und gewählter Redeschmuck der gewöhnlichen Form vorgezogen: ein Recht, das sich die reinsten Attiker kräftigst zu bewahren wußten: und hie und da liegen vielleicht zerstückelte Dichterglieder unter, deren Spur nicht ganz vertilgt werden sollte, wie in der angeführten Stelle, 8, 2.

Sonach ist der Werth dieses Schriftstellers ein sehr bedingter, und seine Lesung nur für den von Ausbeute, der ein geschichtliches Studium der griechischen Sprache, oder der Poesie, oder der spätern wissenschaftlichen Zustände von Alexandria zu unternehmen vermag.

Alkiphron,

der beste unter den briefstellenden Sophisten und Schönschreibern Griechenlands. Von seinem Leben ist nichts bekannt, auch die Zeit nicht. La Croze und Joh. Christoph Wolf rückten sie ohne sonderlichen Grund bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. herab. Bergler, dem Saxe, Wagner und Harles blindlings gefolgt sind, während sie thaten, als verbesserten sie ein vermeintliches Schwanken dieses vortrefflichen Mannes, setzten ihn zwischen Lucianus, als seinem Vorbild, und Aristänetus seinem Nachahmer (170 und 350). Joh. Fr. Reitz, Vorrede zum Lucian, Th. 1, p. LIX Bip. und J. G. Schneider zu Anakreon p. 87 selbst vor Lucianus. Befremdlich genug ist die einzige

1) F. Jacobs Obs. misc. post Pors. Advers. p. 386 ed. Lips., wohin auch I, 15, p. 20 Mitsch. gehört.

geſchichtliche Hindeutung, die ihn zum Zeitgenoſſen und Freund des Lucianus macht, ganz aus der Acht gelaſſen: 2 Briefe des Ariſtänetus, 1, 5 und 22, die zwiſchen Alkiphron und Lucianus gewechſelt wurden. Auf jeden Fall lebte Ariſtänetus bald genug nach dieſen Schriftſtellern, die ſeine ſteten Muſter ſind, um ihr Zeitalter wiſſen zu können; und da er ſich übrigens keine Sünden gegen die Geſchichte zu Schulden kommen läßt, haben wir auch hier kein Recht zu zweifeln. Selbſt ſein angebliches Nachahmerverhältniß zu Lucianus kann damit beſtehn, welches für die bemerkt wird, die auch künftig Bergler's Urtheil wiederholen wollen.

Unter Alkiphron's Namen haben wir in 3 Büchern 116 erdichtete Briefe, mit wenig Ausnahmen ohne Bezug auf einander. Ihr Zweck iſt unſtreitig, gewiſſe Menſchenclaſſen von ſcharf bezeichneter Eigenthümlichkeit im Leben und Sein ihr Weſen unmittelbar ausſprechen zu laſſen, und inſofern nähert er ſich dann der mimiſchen Poeſie noch mehr, als dem der neuern attiſchen Komödie. Wir glauben, gegen die gewöhnliche Meinung, vier Abtheilungen annehmen zu müſſen: „Fiſcherbriefe", 1, 1—19. 3, 1—3; „Ländliche Briefe", 1, 24—28. 3, 9—11; „Paraſitenbriefe", 1, 20—23. 3, 1—8, 12—72 und „Hetärenbriefe", 1, 29—40 nebſt dem ganzen zweiten Buche. Den letztern gebührt der entſchiedenſte Vorzug vor den übrigen. Denn allerdings war es ein unglücklicher Gedanke, Fiſcher, Bauern und Schmarotzer ſich über ihre nächſten Angelegenheiten in Briefen, und in ſo zierlich geſetzten, durchaus gefälligen und anmuthigen, beſprechen zu laſſen: während bei den Hetären Athens gerade dieſe epigrammatiſche, reizende und witzige Geiſtesbildung gar nicht ſelten war; auch ließ dieſer Stoff ſchon dichteriſche Veredlung und Steigerung leicht zu. Jene Unſchicklichkeit, die alle übrigen Briefe mehr oder weniger drückt, und ein Zeichen ihrer Zeit iſt, würde allein den Beweis geben, daß Alkiphron die griechiſchen Mimendichter nicht benutzt, vielleicht überall nicht gekannt hat. Sein Beſtreben geht rein ſophiſtiſch auf die anmuthigſte Umhüllung durch eine ſchöne und gebildete Darſtellungsweiſe, in der ſelbſt Armuth und Niedrigkeit behaglich und ergötzlich, Gemeinheit und Unſittlichkeit anſtändig und einladend auftreten. Inſofern ſteht er mit Lucianus, der jeden Schein unerbittlich befehdet, im ſchärfſten Gegenſatz, ſo ähnlich er ihm ſonſt in ſeinem Auffaſſen, im lebendigen Wiedergeben und in der Benutzung mancher gemeinſamen Quelle iſt.

Der Schauplatz aller dieſer Briefe iſt in und um Athen, einige wenige (1, 30—32. 3, 51. 69.) ſind aus dem nachbarlichen Korinth geſchrieben. Die Zeit iſt ſelten angedeutet, weil dieſe Charaktergemälde dazu nicht oft Anlaß gaben; wo etwas Geſchichtliches hervortritt, weiſt es in die makedoniſchen Zeiten zunächſt nach Alexander. Doch läßt ſich ſo wenig hieraus etwas für ein frühes Zeitalter des Briefſtellers folgern, als aus manchem ſpottenden Seitenblick auf den Peloponnes (1, 2, 1. 65. 3, 51. 60) für ſeine Abſtammung aus Athen. Der Kreis, in dem er ſich mit Vorliebe bewegt, bringt eins wie das andre von ſelbſt mit ſich; auch die Quellen, aus denen er ſchöpfte, erklären es genügend.

Gemeinſames Verdienſt aller Alkiphroniſchen Briefe iſt Reinheit der Sprache, die ihn zu einem der beſten Atticiſten macht, natürliche Einfachheit der Darſtellung, und, ſo viel die gewählte Form es zuläßt, durchgängige Wahrheit der Charaktere. Der Alterthumsforſcher findet außerdem manche ſchätzbare Ausbeute für athenienſiſche Sitten- und Culturgeſchichte, manche

hiſtoriſche Thatſache und vieles zur genauern Kunde der attiſchen Umgangsſprache, was Alkiphron allein uns erhalten hat. Was aber den Hetärenbriefen einen beſondern und bedeutenden Werth giebt, das iſt, außer dem Angeführten, die größtentheils geſchichtliche Unterlage und die dabei benutzten Quellen. Hier konnten hiſtoriſche Perſonen eingeführt werden, was weder bei den ländlichen, noch bei den Paraſitenbriefen möglich war; und dabei wurde dem unbeſtimmten Schwanken ſelbſtgeſchaffner Weſen vorgebaut. Die Lagen, Verhältniſſe und Geſinnungen aber, die hier behandelt ſind, waren ſchon durch die Dichter der neuern Komödie zu einem beziehungsreichen poetiſchen Gemeingut geworden. Allerdings ſind auch dieſe Briefe nicht alle von gleicher Trefflichkeit, da viele das Hetärenleben wieder nur in allgemeinen Zügen darſtellen; aber ſie ſind leicht auseinander gefunden, wenn man ſich nicht durch die Ueberſchriften irren läßt, die zuweilen einen geſchichtlichen Namen vor einen ganz ungeſchichtlichen Brief ſetzen. Dahin gehört beſonders I, 38 die Schilderung der Bakchis, die, an ſich höchſt anziehend, auf arge Fehlſchlüſſe leitet, wenn man in ihr ernſtlich die berühmte korinthiſche Buhlerin ſucht, deren Alkiphron an andern Stellen gedenkt. Aber es iſt nicht ſchwer, der Haltung des ganzen Briefes ſein unageſchichtliches Phantaſieſpiel abzuſehn. Als hiſtoriſch begründet erkennen wir 6 Briefe des erſten Buches, 29—34, und das ganze, höchſt vortreffliche zweite. Hyperides und Phryne, Bakchis, Myrrhina, Thais, Lamia und der Städteeroberer Demetrius, Leontium und Epikurus, Glycera und Menander ſind hier nicht bloß geſchichtliche Namen, es ſind leben- und ſeelenvolle Geſtalten von der tiefſten innern Wahrheit. Die Briefe des zweiten Buchs, die ſich gleich durch Länge und Ausführlichkeit von den übrigen unterſcheiden, ſind ohne Zweifel als ein in ſich verbundnes Ganzes zu betrachten. Hingebende weibliche Liebe zu einem ritterlichen Fürſten, zu einem etwas wunderlichen Philoſophen und zu einem liebenswürdigen Dichter iſt ihr meiſterhaft durchgeführter Gegenſtand. Lamia's Brief an Demetrius kann ſich mit der zarteſten Scene in Göthe's Egmont vergleichen; Leontium's üble Laune über den kalten und herriſchen Epikurus, mit lucianiſchem Muthwillen geſchildert, ſteht ergötzlich zwiſchen dem alle Herzen erobernden Helden, und der reichen Liebe Menander's zu ſeiner Glycera. Die beiden zwiſchen dieſen gewechſelten Briefe, die Krone der ganzen Sammlung, geben uns das treueſte Bild von Menander's zarter Ueppigkeit und dem ſüßen Reiz ſeiner Poeſie. Hier iſt alles geſchichtlich, und zugleich erhalten wir die wichtigſten Aufſchlüſſe über das Studium, das Alkiphron dieſem Dichter zugewendet hatte. Alles iſt durchwebt mit Anſpielungen auf ſeine Luſtſpiele und auf einzelne Stellen derſelben; aber leider ſehen wir nur ſoviel daraus, daß uns der rechte Schlüſſel zum Alkiphron in Menander's Werken untergegangen iſt, daß dieſe erſt über jenen volles Licht verbreiten würden, und daß wir uns jetzt meiſtens mit Ahnungen begnügen müſſen. Sollte uns indeß einmal jener Spätling attiſcher Anmuth verloren gehen, ſo gebührt der Zügung Dank, die uns wenigſtens in dieſem Abglanz die Größe unſers Verluſtes erkennen läßt. Daß die reizende Schilderung von Glycera's treuer Liebe aus dem Drama entlehnt iſt, das der Dichter zur Verherrlichung ſeiner Geliebten ſchrieb, deutet Alkiphron ſelbſt an, 2, 4, 15.

Aber auch außerdem iſt es nicht zu verkennen, welchen Einfluß die neuere Komödie auf dieſe ganze Briefſammlung gehabt hat. So gering das iſt, was von jener auf uns gekommen; ſo hat man doch ſchon manches

Bruchſtück des Menander, des Machon, des Anaxilas, des Antiphanes u. a. im Alkiphron ſinnreich angewandt wieder gefunden. Aber was mehr iſt, alles was lebt in ſeinen Perſonen, ja die ganze, eigenthümlich ſinnlichgeiſtige Haltung ſeiner Gemälde ſcheint von dorther gekommen zu ſeyn. Darum leugnen wir ſelbſt die Möglichkeit, daß dieſer Schriftſteller, dem ſolche Quellen zugänglich waren, vom Lucianus hätte borgen können. Man hat beſonders aus Lucianus' Hetärengeſprächen, Zuſammenſtimmendes nachgewieſen; aber es iſt bedeutend, daß man ungewiß blieb, wo er hier der Nachahmende, wo er der Nachgeahmte ſey. Die Schwierigkeit löſt ſich leicht und natürlich und zu beider Ehre, wenn wir beiden gemeinſame ältere Vorbilder anerkennen; und dazu ſind wir doppelt und dreifach berechtigt, da wir ja auch vom Lucianus wiſſen, wie viel er den attiſchen Komikern verdankt. Darum iſt es gewiß ein ſchönes und wahres Wort Bergler's, Alkiphron verhalte ſich zum Menander, wie Lucianus zum Ariſtophanes; auch das Verhältniß der beiden geiſtreichen Sophiſten zu einander iſt damit ausgeſprochen. — Dagegen hätte nicht unbeachtet bleiben ſollen, daß Alkiphron wie dem Thukydides, ſo auch dem Demoſthenes viel verdankt. (Man vergleiche beſonders Demoſthenes de cor. 11, 2. p. 270 R. mit Alkiphron 3, 62.) Man ſieht, er wußte die beſſern Muſter zu finden, und das erhebt ihn über ſeine Zeit, ſowie es ihm dagegen manchen Nachtreter zuzog.

Ob alle ihm zugeſchriebene Briefe ſein Eigenthum ſind, hat man auf ſich beruhen laſſen. Schon die Geſchichte ſeines Textes macht es zweifelhaft, auch ſcheint einiges ſeiner zarten und ſinnigen Weiſe zu widerſtreben, beſonders das Huren- und das Philoſophengelag, 1, 39 u. 3, 55, beide ſehr dem Ariſtänetus gleich, und letzteres erſcheint überdieß wie ein Auszug aus Lucian's Symposien; obgleich es auch nicht widerſinnig wäre, dieß aus jenem Briefe entſtehen zu laſſen; ſowie Longus 3, 3 f. unverkennbar aus Alkiphron 3, 39 heraus geſponnen und erweitert hat.

Von dieſen Briefen enthielten die erſten Ausgaben nur das erſte und zweite Buch. Bergler fand in wiener und vaticaniſchen Handſchriften 72 hinzu, und machte aus dieſen das dritte Buch; abermals 2 vollſtändige neue und von 5 andern die Bruchſtücke aus wiener und florentiniſchen Handſchriften theilte zuerſt Wagner mit. Wir beklagen beſonders den ſchlechten Zuſtand des dritten Bruchſtücks, aus dem man nur noch erkennt, daß es zu einem Brief der Phryne an Praxiteles gehört hat. Hier kann uns ein Gegenſtück zu Menander und Glycera untergegangen ſeyn. — Endlich findet ſich noch ein ſehr langer ungedruckter Brief, aus dem bereits Dorville, Valckenaer, Abreſch, Heringa u. a. Holländer Prächen gegeben haben, in mehrern pariſer Handſchriften ſ. Saxe Onom. T. I. p. 385; Schoell Repert. de Litter. anc. T. I, p. 8; Bast epist. crit. ad Boisson., p. 223, 259 und zum Gregorius Corinthius, p. 70.

Ariſtänetos.

Man hat neuerdings als erwieſen angenommen, daß die zwei Bücher erotiſche Briefe und Erzählungen, die dieſen Namen an der Stirn tragen, dem Ariſtänetos von Nikäa in Bithynien angehören, dem vertrauteſten Freunde des Sophiſten Libanius, einem ausgezeichneten Redner, der im Jahr 358, als Verwalter der vom Kaiſer Conſtantius ſeiner Gemahlin Euſebia zu Ehren neubenannten Landvogtei Bithyniens (Dioecesis Pietatis), bei der

vom Libanius ausführlich beschriebenen Zerstörung von Nikomedia durch ein Erdbeben mit umkam [1]). Dem widerstreitet aber die einzige geschichtliche Angabe, die sich in den gesammten 51 Briefen findet. Die bewundernde Schilderung einer Tänzerin, Panareta, (I, 26) läßt ihn eines Pantomimen Caramallus gedenken, als des einzigen, dem Panareta nachahme, während sie selbst allen andern ein Vorbild sey. Dieses Caramallus gedenkt aber Sidonius Apollinaris [2]), mit nicht geringem Lobe als seines Zeitgenossen, und Sidonius starb erst im Jahr 484. Darum haben die im Allgemeinen ausgesprochenen Zweifel eines Salmasius, Caspar Barth und Hemsterhuis [3]) sehr triftigen Grund: und muß es auch unentschieden bleiben, ob unser Briefsteller seine Erzeugnisse einem berühmten Namen unterschob, oder ob Zeit und Zufall dies thaten, oder ob er wirklich Namensgenosse jenes Nicäers war — denn der Name kommt gerade in dieser Zeit öfter vor — so kann man doch nicht zweifeln, daß diese Briefe in das Ende des fünften oder den Anfang des sechsten Jahrhunderts zu setzen sind: ein Ergebniß, zu dem auch die Uebersicht der von ihm nachgeahmten Schriftsteller führt. Denn dem denkbaren Einfall, daß die Briefe von verschiedenen Verfassern, und gerade der des Caramallus gedenkende von einem spätern herrühren könnte, ist die völlige Gleichheit der Sprache und der ganzen Behandlungsweise nicht sehr günstig: und mehre Caramalle, ohne das geringste geschichtliche Zeugniß, anzunehmen, ist abgeschmackt, so lange sich andere zuverlässigere Auskunftsmittel darbieten.

Soviel ergiebt sich aus den Briefen selbst, daß ihr Urheber ein Sophist und zwar keiner der geistreichsten und geschmackvollsten war. Liebesgenuß, bald in frostiger Lüsternheit, bald in ziemlich roher Sinnlichkeit, ist der Gegenstand aller, meistens Erzählung, oft Schilderung und Beschreibung, selten die unmittelbare Darstellung bestehender, noch in der Entwickelung begriffener Verhältnisse, wie man sie im Briefe, der dem Dialog so nah verwandt ist, zu erwarten hatte. Daher würde man die wenigsten dieser Aufsätze für Briefe nehmen, wenn sie nicht die Namen der Personen trügen, zwischen denen sie gewechselt seyn sollen. Geschichtliches ist in ihnen allen nicht, und trifft man auch auf Namen wie Lais, Hippias, Euphorio, Eratosthenes, Euemeros, Glykera, Archilochos, Terpander u. A., so haben doch diese mit ihren berühmten Inhabern nichts gemein. Ja, wo geschichtliche Erzählungen zum Grunde liegen, wie I, 13 die bekannte Heilung des Antiochos durch den Erasistratos, werden die wirklichen Personen in erdichtete umgewandelt. Ebenso wenig ist des Briefstellers Absicht, mimische Charakter-Anschaulichkeit zu geben. Seine Personen begnügen sich, verliebt zu seyn: die Mannigfaltigkeit ist nur in den verschiedenen, zum Theil abenteuerlich und unerfreulich zusammengekünstelten Lagen und Umständen gesucht. So verlieben sich zwei Frauen, die Eine in den Ehemann, die Andere in einen Sclaven der andern, und beide verabreden sich zu gegenseitiger Erreichung ihrer Wünsche: ein Jüngling geräth ins Gedränge zwischen einer Sclavin und ihrer Gebie-

---

1) Liban. περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης, T. 1, p. 80 sq., μονῳδία ἐπὶ Νικομηδείᾳ T. 3, p. 337 Reiske. Epist. 31, p. 14 Wolf und die Ausleger zu Ammian. Marcell. 17, 7.

2) Carm. 23, 267.

3) Zu Lucian. Dial. Mort. 20.

terin, die sich eine die andre belauschen: Ehemänner von ihren Weibern, und Männer von Hetären auf allerlei Art betrogen; und mehr dergleichen von schlechter und doch vielleicht selten von eigner Erfindung. Die beschreibenden Stücke sind um nichts besser gerathen: Farben sind nicht gespart, besonders wo es die oft versuchte Schilderung körperlicher Reize gilt, aber ein belebtes Bild kommt nie zu Stande. Am lesbarsten sind immer noch die eigentlichen Briefe [1]), obgleich auch hier das Wesentliche fehlt, Kenntniß des menschlichen Gemüths. Zu dieser Abtheilung gehören auch Selbstbekenntnisse und monologische Erinnerungen an genossenes Glück, meist in Stoßgebeten an eine Gottheit endend [2]).

Die Behandlung ist sich übrigens in allen diesen Gattungen so vollkommen gleich geblieben, daß man an der Einheit des Verfassers nicht zweifeln kann. Er sucht überall nur Gelegenheit, einen zusammengelesenen Vorrath alter und neuer Redeblumen wieder an den Mann zu bringen; und da scheut er dann keine Ueberladung, keine Unzweckmäßigkeit, keine Wiederholung, am wenigsten aber Eingriffe in fremdes Gut, von dem er eigentlich lebt. Dichterfloskeln aus Homeros, Hesiodos, Sappho und Apollonios von Rhodos möchte man mehr dem Bestreben nach Zier, als der Nachahmungssucht zuschreiben. Aber die Art, wie er von Aelteren den Platon, von Neueren besonders den Philostratos, Lukianos und Alkiphron (denen aber er zum Dank Briefe beilegt), auch den Xenophon von Ephesus und den Grammatiker Musäos ausgeschrieben hat, läßt keinen Zweifel übrig an seiner eignen bettelhaften Geistesarmuth. Seine Nachahmung des Musäos, die dafür von Dorville, Van. crit. p. 207, von J. Schrader u. A. bereits anerkannt worden, ist insofern wichtig, als sie zur Bestimmung seines Zeitalters beiträgt. Denn so lange nicht die Gründe widerlegt sind, die den Musäos zum Zeitgenossen des Prokopius von Gaza machen; wird man diesen Aristänetos auch nicht älter annehmen dürfen, als etwa 500 Jahre n. Chr. So würde er ziemlich gleichzeitig werden mit Achilles Tatius, dem er auch in seiner Schreibart verwandt ist, gleich schmuckreich, gleich frostig und geschraubt, und gleich unempfänglich für wahre Poesie.

Da bis jetzt nur eine Handschrift des Aristänetos, gegenwärtig auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, bekannt, und auch diese noch nicht mit kritischer Sorgfalt benutzt ist: so begreift sich der sehr verdorbene Zustand des Textes, dem im Ganzen noch kein Gelehrter zusammenhängende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die wiener Handschrift ist vielleicht selbst verstümmelt, denn vom letzten Brief des zweiten Buches fehlt ein bedeutendes Stück. Dagegen hat der Neugrieche Polyzeis Kontou, als griechischer Versmacher nicht sehr rühmlich bekannt, einen neuen Brief dieses Sophisten aus der Handschrift eines Alexios Spanos, *κατὰ τὴν νῆσον Ἰωαννίνων Ἀχερουσίαν καλουμένην*, ans Licht gezogen, der auch in Bast Epist. crit., p. 270 zu finden ist. Vielleicht gehört auch in der Briefsammlung des Alkiphron Eins und das Andre ihm [3]).

---

1) Wie 1. 21; 2 1—3. 6. 9. 13. 15—17. 21.

2) Wie 2, 8. 10. 11.

3) [Auch hier ist bei den letzten drei Artikeln, wie oben bei dem Aufsatze „Aeschines", der Schlußabsatz „Literatur" weggeblieben.]

Ueber die romantiſche Bearbeitung helleniſcher Sagen.

Jedes Korn hat ſeine Hülſe,
Seine Schaale jeder Kern.

Um den vollen Eindruck, den ein edles Dichterwerk hervorzubringen vermag, rein und lebendig in ſich aufzunehmen, wird es auch bei einem auf Erzählung gegründeten Gedicht nicht erſt der Frage bedürfen, von woher der Stoff entlehnt, wieviel davon überliefertes dichteriſches Gemeingut, wieviel des Künſtlers Eigenthum in Erfindung der Begebenheiten und in ihren Verknüpfungen ſey. Ja, eine Nachforſchung dieſer Art kann leicht mehr als den bloßen Anſchein kalter Neugier und unfruchtbares Verwitzes nach ſich ziehn, wenn eben nichts dadurch erreicht werden ſoll, als die an ſich ſehr gleichgültige Kenntniß, wo der erſte Quell einer herrlichen, ſinnvollen Sage verborgen liege, und wieviel oder wie wenig der Dichter von eigner Schöpferkraft aufgeboten habe, um dem ſinnigen Genuß ein genügendes, erfreuendes, erhebendes Werk darzubieten. Denn in der vollkommenſten Verſchmelzung des ſich draußen Regenden und Bewegenden mit dem ſtillen innern Leben in der geläuterten Menſchenbruſt liegt doch wohl das wahre Dichtergeheimniß, und das glückliche Vermögen, dieſes mit jenem ſo innig zu vermählen, daß die Gegenſätze zwiſchen dem draußen und drinnen im reinſten Zuſammenklang ſich auflöſen, bleibt die echte dichteriſche Weihung, deren Geheimniß die Völkerſagen aufs mannigfaltigſte zurückſpiegeln. Dem Meiſter gehört ſein Werk ganz und ausſchließlich eigen, wie dem Bräutigam die Braut, die er ſich ſelbſt erworben: er verdankt der Außenwelt nichts mehr, und dieſe dagegen iſt geehrt und beſeligt, daß der Sänger ſie in ſein ſtilles Reich zog.

Erwägt man nun aber, zu einzelnen Dichterwerken hingewandt, daß alles in den Kreis der Erſcheinungen Eintretende auch ſofort äußerlichen Bedingungen, endlicher Mangelhaftigkeit und Bedürftigkeit, und allen den unberechenbaren Einwirkungen der Zeit unterworfen iſt, ſo möchte doch die Frage nach dem, was der Dichter vorfand, und was er aus dem Vorgefundenen geſtaltete, nicht mehr ſo eitel und nichtig erſcheinen. Ja ſie wird unerläßlich und von der höchſten geſchichtlichen Bedeutung, ſobald wir, nicht zufrieden uns einer herrlichen dichteriſchen Schöpfung in angenehmer Hingebung zu erfreuen, ſie wiederum als weſentlichen Theil eines noch herrlichern Ganzen, als einzelnen bedeutungsvollen Zug eines größern Bildes betrachten. Dabei gilt es gleich, ob wir des Dichters geſammtes Geiſtesleben in ſeiner innern Verknüpfung und ſeinen geheimen Schöpfungsgang, ob wir die Richtung des Zeitalters, dem er angehört, oder die ganze Fülle des bildenden

Vermögens, das die Menſchenbruſt zu umſchließen und zu entwickeln vermag, aus Thatſachen anſchaulich zu erkennen ſtreben: immer und immer kehrt die Eine Frage wieder, was vor dem Dichter da war, und was durch ihn geworden iſt. Wollen wir aber auch nur das Zunächſtliegende, das Weſen eines echten Künſtlers aus ſeinen Werken vollſtändig begreifen, und die Offenbarungen des Göttlichen in der lichteſten Umhüllung anſchauen lernen, ſo führet auch dahin nur dieſer ſtreng geſchichtliche Pfad, auf dem wie überall mit der gereinigten und erweiterten Einſicht zugleich der Genuß an lebendiger Friſche gewinnet, und die leidende Hingebung ſich zu ſelbſtthätigem Mitleben und Mitbilden erhöht.

Man hat das feurige Entzücken des ungelehrten Kunſtfreundes oft in ſchroffem Gegenſatz der ruhigen Betrachtung des beſonnenen Kunſtkenners und Kunſtrichters gegenüber geſtellt, meiſt nicht zu der letztern Begünſtigung. Aber Eines iſt nichtig ohne das Andere: der warme Freund wird jeden Augenblick den gefahrvollen Irrthümern beſtrickenden Sinnentruges preisgegeben ſeyn, ſo lang er ſeinem ſchönen, liebevollen Gefühl ausſchließlich vertraut: der ernſthafte Kenner wird ſich vielleicht noch ſchneller Luft und Licht unter Meinungen und Grundſätzen verbauen, wenn er die freie Liebe im Herzen mit dem oft mühſam gewonnenen Ertrag achtbares Wiſſens umſchränken und umpferchen will. Darum neigen ſich zartſinnige Frauen, die ſich lautere Empfänglichkeit für alles wahrhaft Vortreffliche erhalten haben, bei mangelndem Gleichmaaß und Zuſammenhang der Bildung, ſo leicht in mißverſtandenem Wohlwollen auch zu ſchwächern Erzeugniſſen hin, wenn dieſe zufällig eine unbewachte Seite des Gemüths berühren: während es ebenſo leicht Männern von ausgezeichneter Einſicht begegnet, daß ſie kleinlich an Meiſterwerken mäkeln, die etwa das Selbſtgefühl ihres Kunſturtheils verletzten, oder daß ſie ſich ungerecht auf einen gewiſſen Kreis von Darſtellungen beſchränken, alles dasjenige verwerfend, was jenſeits der willkührlich unternommenen Abgrenzung liegt.

Für die freie Bewegung des lyriſchen Gedichts wird freilich wohl kein anderer Maaßſtab auszumitteln ſeyn, als die Reinheit und die Wärme des eignen Gefühls. Einzelheiten können von außen bedingt ſeyn, und es iſt gut für das genügende Verſtehen einzelner Stellen, ſich im Beſitz dieſer und jener Kunde zu befinden. Aber die Würdigung des Ganzen wird immer auf das Unveräußerliche, Ewige in der Menſchennatur zurückzuführen ſeyn. Das Geſchichtliche bleibt hier ein Zufälliges und Untergeordnetes, und Namen ſind im lyriſchen Gedicht nicht Zeichen für vergängliche Weſen, ſondern für unvergängliche Gedanken.

Wie anders dagegen geſtaltet ſich alles in den erzählenden und darſtellenden Dichtungsarten, in denen die Bilder des äußern Lebens in Handlung und That hervortreten, und die Geſetze der Geſchichte walten, im Heldengedicht durch ſeine vielfachen Abſtufungen hin und im echten geſchichtlichen Bühnenſpiel! So ſinnlos an den Weltweiſen die Frage ſeyn würde, von wannen ihm die Thatſachen ſeines Bewußtſeyns gekommen, ſo verkehrt wäre bei dem lyriſchen Dichter eine Nachforſchung nach den Quellen ſeiner Gedanken und Gefühle. Aber wie der Geſchichtſchreiber Rede ſtehen muß über den empfangenen Stoff, wie er damit geſchaltet, und was er daraus gebildet, und wie danach erſt ſein wahrer Werth oder Unwerth ermeſſen werden kann, ebenſo ſind auch die Dichter rechenſchaftspflichtig, deren geſtaltenden

Händen die gleichen edeln Steine zum Bau anvertraut ſind. Erſt dann, wenn ſorgfältig ausgemittelt iſt, was dieſen Meiſtern die Gunſt der Zeit darbot, was ihre Werke bedingte, wieviel gediegne Dichtung ſchon in den Stoffen rein zu Tage lag, wieviel erſt von den Schlacken alter, den köſtlichen Gehalt oft unkenntlich machender Ueberlieferung zu ſcheiden war, wieviel endlich aus eigener Dichtungsfülle beigeſteuert werden mußte, um dem Verwahrloſeten Geſtalt, dem Unbedeutenden, Todten, Gehalt und Sinn zu verleihen, erſt dann wird manches Meiſters einfache Größe, mancher unſchätzbarer Naturgaben traurige Verwilderung, manches Jüngers künſtlich verhülltes Unvermögen gerechte Würdigung finden.

Zwei der reifſten Heldenſpiele des Sophokles, ſein Aeas und ſein Philoktetes, haben ihre Wurzeln ſo tief in die Homeriſche Sagenwelt geſenkt, daß wir ohne Ilias und Odyſſee kaum ahnden würden, wie feſt ſie mit dem ganzen helleniſchen Volksleben verwebt und verwachſen waren. Daß wir von den drei Häuptern der tragiſchen Bühne in Athen Einen Stoff in dreifacher Bearbeitung beſitzen, dürfen wir unter die glücklichſten Fügungen zählen, die über den Werken des Alterthums gewaltet haben: die dadurch möglich gemachte genaue und unmittelbare Vergleichung ihrer Art und Kunſt giebt nicht nur über die Eigenthümlichkeit eines jeden und über ihr wechſelſeitiges Verhältniß zu einander, ſondern über die Ausbildung und Geſtaltung der attiſchen Tragödie ſelbſt die tiefſten Aufſchlüſſe. Für Virgilius Nachruhm dagegen mag es kein geringes Glück ſeyn, daß die Jahrbücher des Ennius nicht bis auf uns gekommen ſind. Wieviel Licht über Shakespear's Rieſengeſtaltungen verbreitet iſt, ſeitdem man ihren geſchichtlichen Unterlagen ſowie der Sittengeſchichte ihrer Entſtehungszeit ſorgfältigere Beachtung gewidmet hat, iſt bei den zahlreichen Freunden des großen Dichters in dankbarer Erinnerung, und was ſich auf demſelben Wege für Calderon's gründlicheres Verſtändniß gewinnen laſſen würde, zeigen die ſchätzbaren Nachforſchungen, die wir über den „ſtandhaften Prinzen" ſchon beſitzen. Umgekehrt aber iſt das Uebereilte, das Unreife, das Verfehlte in vielen Gedichten unſeres noch im Tode fortduldenden und büßenden Bürger ſeitdem erſt recht vollſtändig anerkannt, ſeit ſein ſcharfſinnigſter und gerechteſter Beurtheiler mit unerbittlicher Strenge nachgewieſen hat, wie treffliche Urbilder den Anlaß zu manchen ſeiner mißlungenſten Werke gegeben haben.

Die unendlich bewegliche Natur der deutſchen Dichtkunſt, die jede fremde Würdigkeit leicht anerkennt und ſich aneignet, hat darum eine größere Menge von Nachbildungen und Ueberarbeitungen ſchon früher dichteriſch gebildeter Stoffe möglich gemacht, als irgend ein anderes Volk von gleicher geiſtiger Freiheit von ſich rühmen kann. Aber auch in dieſer ſcheinbaren Abhängigkeit hat der deutſche Geiſt ſich eine eigenthümliche Bahn gebrochen, in der der geſammte Bildungsgang des deutſchen Volkes mit allen ſeinen Sprüngen, augenblicklichen Rückſchritten und Unverbundenheiten nachgewieſen werden könnte. Denn während die Hellenen unverbrüchlich treu bei den heiligen Sagen der Kindheit und Jugend ihres Volkes ausharrten, die mit ihnen im Heldenſpiel zu männlicher Reife und tiefer Bedeutſamkeit heranwuchſen, dann in gleicher Wechſelwirkung in verkünſtelter Ueberbildung erſtarrten, und ſich endlich in kleinlich ſpielender Schwäche und Weichlichkeit auflöſten: ſo begab ſich bei den Deutſchen das Gegentheil. Die frühen, reichen Sagenſchätze der Vorzeit wurden vergeſſen, ihre Zugänge durch Fremd-

artiges, Angelerntes verschüttet, sodaß nur in einzelnen Gauen unsers Vaterlandes Nachklänge davon im Munde des Volks blieben, und mit dem Volke fortlebten. Dagegen richtete eine unendliche Wißbegier und die regste Theilnahme an dem allgemeinen Geschick des großen Menschheitslebens die Dichter wie die gelehrten Forscher in eben dem Maaße nach allen Himmelsgegenden der Fremde zu, in welchem sie der angestammten Güter zu vergessen schienen, bis das richtige Bedürfniß, dem großen Kreis einen bestimmten Schlußstein zu geben, sie endlich in ihre Heimath zurückführte.

Die Spuren dieses durchmessenen Kreislaufes zeigen sich in allen Gebieten deutscher Dichtkunst: in keinem treten sie deutlicher, ansprechender, oft befremdender hervor als in der Ballade, von der wir die Romanze nur dem Namen nach unterschieden glauben. Die bequeme Begrenzung dieser Form, ihr dem deutschen Gefühl besonders zusagendes Mitteninneschweben zwischen dem epischen und dem lyrischen Gedicht, wodurch nach beiden Seiten hin eine unendliche Tonleiter von Abstufungen möglich wird, auch das allgemein Zusagende in dieser annähernden, vergegenwärtigenden Behandlung geschichtlicher Ueberlieferungen weckte bei den Sängern und ihren Freunden die alte, angestammte, eine Zeit lang vergeßne Liebe dafür wieder, sobald der Werth der Gattung an den Mustern andrer Völker wahrgenommen und begriffen war. So geschah es denn ganz nothwendig, daß die Wiedererweckung der Ballade unter uns fast gänzlich in ausheimischen Anregungen ihre Beginne hatte. Wie kräftig Herder, Göthe und der Bardenverein in Göttingen den deutschen Volksgesang neu zu beseelen strebten, bei weitem das Entscheidendste bewirkten sie durch Verpflanzung schottischer und spanischer Volkssagen auf deutschen Boden: dadurch erst gelang es, die Lust der Mitlebenden an reinen Naturklängen mit Macht zu wecken, den welschen Tand zu bannen, und das Verwandte mit dem Verwandten zusammenzuführen.

Daß Ton und Wesen der altschottischen und englischen Balladen so glücklich als geistreich getroffen wurden, daß sie alsbald jeden störenden Anhauch des Ausländischen abstreiften, und nur noch der eigenthümliche Reiz zauberischer Ferne über ihnen schwebte, möchte sich aus dem geheimen Zuge naher Stammverwandtschaft erklären lassen. Daß aber auch alle Gluth und Farbenpracht des Südens ungeschwächt aus deutschen Tönen auf deutsche Gemüther überströmte, das konnte nur bei der uns oft genug zum Vorwurf gemachten, unbegrenzten Empfänglichkeit für alles, was gut und schön an sich ist, in diesem Grade gelingen. Wie wenig dem aber ein bloß gelehrtes Wohlbehagen zum Grunde liegt, das lehrt die Geschichte der deutschen Romanze. Obgleich für uns ausheimisch geworden, und erst, nachdem sie sich zu vollkommener Kunstform erhoben hatte, das Vaterländische in sich aufnehmend, ist sie doch schneller volksthümlich und allgemein bei uns geworden, als das Heldengedicht und das echte, seines Namens würdige Trauerspiel. Freilich ist dabei die belebende Kraft der Männer nicht zu übersehen, denen wir die Urbarmachung dieses Gebiets nach langer Brache verdanken, aber sie allein hätte nie hingereicht, ein Gewächs zum Grünen und Blühen zu bringen, für das der Boden nicht schon die erforderlichen Nahrungssäfte besaß.

Diese schönen, frischen Tage des wiederaufblühenden romantischen Dichtergartens in Deutschland fielen zusammen mit der Zeit, als Lessing und Winckelmann, Heyne und Wolf die Erkenntniß des Alterthums von mancher

entſtellenden, verdunkelnden Hülle zu befreien begannen, und die bedeutendſten Einwirkungen auf das größere Volksleben vorbereiteten.

Vergeſſen waren die alterthümlichen Götter- und Heldenſagen zwar nie unter den Deutſchen: das hätten ſchon die gründlichen deutſchen Schulen nicht zugegeben: auch liebten es die Dichter von jeher, gelehrte Anſpielungen auf die heidniſche Fabellehre ihren kunſtreichſten und prächtigſten Werken als gewählten, koſtbaren Schmuck anzuheften: das hing genau mit der gleichzeitigen Sprachendurchmengung zuſammen. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß dieſe gelegentliche Benutzung der alten Welt durchaus unfruchtbar blieb, ja Schaden ſtiftete. Sie rückte uns weder die Vergangenheit näher, noch erhöhte ſie wahrhaft das Leben in der Gegenwart: ſchwer laſtete der Schulſtaub auf den einzelnen, aus dem großen Buch der Zeit geriſſenen Blättern, und die herrlichen Göttergeſtalten ſchritten in Reifröcken und aller Entſtellung modiſches Aufputzes daher: ihr freudiges Leben war erloſchen, und ſie galten nur noch als Redeblumen, durch die man gemeine und alltägliche Gedanken herauszuſchmücken, auch wohl zu verdunkeln trachtete.

Diejenigen aber, die wirklich den guten Willen hatten, eine ſchöne Erinnerung aus der Vorzeit dichteriſch zu verjüngen, vergriffen ſich in den Mitteln, und wählten meiſt das ungehörigſte, widerſprechendſte, das ſich denken ließ, den Bänkelſängerton der von den Franzoſen entlehnten komiſchen Erzählung, die man dann wohl als Romanze gab und gutmüthig dafür nahm. Dadurch wurde denn nichts vergegenwärtigt, nur die Einbildungskraft getrübt und verwirrt: der Vater der Götter und Menſchen ſtieg herab zum fauniſchen Weltmann, zum hungrigen Leyermann der dichteriſch kühne Apelle, und dem jugendlich zarten Bacchus fehlte nur noch Ein Schritt zum Falſtaff. So wurde man gemein, wo man volksmäßig werden wollte, man verzerrte ſtatt anzunähern, und was unter andern Umſtänden auf niederer Stufe als Parodie hätte gelten mögen, verlor anjetzt auch dieſe Bedeutung, weil denen, zu deren Gunſten ſo handgreiflich geſcherzt ward, die Grundform unbekannt war. Wie tief dieß Uebel gewurzelt hatte, zeigt der Einfluß, den es ſelbſt auf edle, der Urſchöne des Alterthums wohl kundige Geiſter ausgeübt hat. Bürger's „Prinzeſſin Europa" vereinigt alles in ſich, was von dieſer Seite geſündigt werden konnte, und dient darum zugleich als Vorbild und als Entſchuldigung für die, deren Gemeinheit ſich noch heut zu Tage in ähnlichen Erzeugniſſen wohlgefällt.

Dennoch gehört ohne Zweifel Bürger mit zu denen, die mit dem ſchönſten Erfolg auch für den Volksgeſang einen reinern und edlern Sinn anregten. Im Ganzen hatte er den Romanzenton mit einer Kraft, einer Innigkeit und Gemüthlichkeit gefaßt, die nicht ohne tiefe Nachwirkung bleiben konnten: dieß hohe Verdienſt wurde durch alle Mißgriffe in Einzelheiten ſo wenig aufgehoben, daß vielleicht die mitunter gar zu große Häuslichkeit und Ungebundenheit, denen er ſich mit unverkennbarer Vorliebe hingab, das ihrige beigetragen haben, der ganzen Gattung bei ſehr vielen und verſchiedenartigen Hörern den ſchnellſten Eingang zu vermitteln.

Als die Romanze einmal eingebürgert war, gewann ſie bald an Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Behandlung. Man begnügte ſich nun nicht mehr, nordiſche und ſüdliche Sagen auf deutſchen Boden zu verpflanzen: auch das Vaterländiſche ward in den erweiterten Kreis gezogen. Für Heldengeſänge von längerem Athem hatten ohnehin zu wenig

Dichter die Kraft und zu wenig Leſer die Ausdauer. Der Romanze aber, in mäßigem Raume beſchloſſen, und oftmals in einen geſchickt vorbereiteten, blitzähnlich wirkenden Schlag auslaufend, kamen die mannigfachſten Begünſtigungen zu ſtatten. Eine nicht geringe lag auch in der Freiheit, ihr durch unerſchöpflich verſchiedenartigen Versbau und Reimwechſel die höchſte Mannigfaltigkeit, ja eine unvergängliche Neuheit für die äußern Sinne zu geben, während ihre geſchichtliche Grundlage, der einfachſten Erzählung ebenſo reichen Stoff bietend wie der üppigſten Fülle dichteriſcher Malerei, ſie gleichmäßig für das Vorleſen und den Geſang eignete, ein Vorzug vor dem Liede, den ſie hauptſächlich der gedankenvollern Behandlung deutſcher Dichter ſchuldig iſt.

Nun war es bei der ganzen Richtung der Zeit natürlich, daß, nachdem viel köſtliches Dichtergut mitlebender Völker ſich in der Romanze erneut und auf deutſche Weiſe ſich zu bewegen gelernt hatte, auch den Schätzen der immer vollſtändiger erkannten, immer höher geehrten helleniſchen Vorzeit vielfältigere Aufmerkſamkeit zugewandt wurde.

Viele herrliche Sagen waren hier ſchon von alten Sängern ſo einladend behandelt, daß die Verſuchung, mit ihnen zu wetteifern, oder auf vaterländiſchen Boden ſelbſtändig zu verpflanzen, was in der fremden Hülle entzückte, nahe genug war: andere nicht minder vortreffliche lagen noch in einem unverdienten Halbdunkel, und es mußte erfreulich ſcheinen, ihnen ihr bisher verſagtes Recht nachzuliefern, das ſo lange Verſäumte endlich einmal nachzuholen. Dadurch war gleichmäßig angezogen, wer ſich zu umdeutſchender Nachbildung oder zu freier Geſtaltung geneigter fühlte.

Dünkte nun vielleicht auch manchem die neue Romanzenform auf den erſten Blick dieſem Gebrauch widerſtrebend, weil ſich darin zwei bisher nur im Gegenſatz gedachte Lebensanſichten zu verbinden ſchienen: ſo ließ ſich doch auch nicht verkennen, daß grade in einer ſolchen Umkleidung das Alte am täuſchendſten in die neue Welt herübergetragen werden könne. Einen eignen Reiz fügte grade die Verſchmelzung jener kämpfenden Lebensrichtungen hinzu, die damals auf verſchiedenen Wegen angeſtrebt ward, und ſich am vollſtändigſten mit allen ihren Licht- und Schattenſeiten in der „Braut von Meſſina" darſtellte.

Der erſte, der rein alterthümliche Sagen in der edelſten und gewähltſten Romanzenform aufzufaſſen unternahm, war Schiller, etwa vom Jahr 1797 an. Die „Kraniche des Ibykos", der „Ring des Polykrates", die „Bürgſchaft", etwas ſpäter „Hero und Leander", ſind unſchätzbare Denkmale dieſes Beſtrebens, das Reich der Romanze zu erweitern und die Einheit des wahrhaft Alterthümlichen mit dem wahrhaft Neuen durch die That zu erweiſen. Den „Kranichen des Ibykos" dürfte wohl der erſte Platz unter dieſen Balladen gebühren. Des harmloſen Dichters Geſchick, die Trauer eines ganzen Volkes um den ihm Entriſſenen, die großartige Rache ſeines Mordes, in der Göttliches und Menſchliches auf eine geheimnißvolle Weiſe, natürlich und wunderbar zugleich, in einander greift, ſind ſo allgemein wirkende Triebfedern, daß ſie ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten. Schiller hat ſie durch die glücklichſten Gegenüberſtellungen von Sieg und Fall, von hülfloſer Einſamkeit und freudigem Volksgetümmel, von Tod und Leben noch zu verſtärken gewußt: und meiſterhaft iſt die durch das iſthmiſche Feſt ſo natürlich herbeigeführte Erſcheinung der Rachegöttinnen ſelbſt, denen des Aeſchylos beſinnungraubender, herzbethörender Erinnyengeſang in den Mund gelegt

wird [1]), ſodaß man den geſchichtlichen Mißgriff in dem Auftreten des tragiſchen Chors bei dieſer Gelegenheit leicht und willig vergißt. Aber auch Schiller's eigne dichteriſche Schöpfungskraft erſcheint in ihrem glänzendſten Lichte, wenn man erwägt, daß zur Hervorzauberung dieſes vielgeſtaltigen, lebensreichen Gemäldes das Alterthum nichts beigeſteuert hat, als eine gelegentliche Erwähnung bei Plutarch und nachſtehendes kleines Gedicht des Antipatres von Sidon:

Ibykos, Räuber entriſſen das Leben dir, während vom Eyland
Hin an dem Meeresgeſtad einſame Wege du zogſt:
Aber du flehteſt zum Schwarme der Kraniche, welche zu Zeugen
Drohend genaht, als des Tods herbeſtes Loos dich ereilt:
Und nicht riefſt du umſonſt, denn die ſtrafende Göttin Erinnys
Hat auf der Vögel Geſchrei, was du erlitteſt, gerächt
Fern in des Siſyphos Reichen. Vernahmt ihr es, gierige Horden,
Räubergeſchlecht, und erbebt nicht vor der Himmliſchen Zorn?
Auch Aegiſthos, der einſt den heiligen Sänger erſchlagen,
Floh den rächenden Blick dunkler Erinnyen nicht [2]).

Viel geringer iſt dieß Verdienſt im „Ring des Polykrates" und in der „Bürgſchaft". Herodotos und Cicero haben beide, an ſich echt dichteriſche Ueberlieferungen ſo vollſtändig und befriedigend ausgeführt, als es in ungebundener Rede irgend ſtatthaft war [3]). Für den deutſchen Bearbeiter liegt das größte Lob in der Auswahl beider Stoffe, deren erſter zu den minder bekannten gehörte, in der ſchönen geiſtigen Treue, mit der er jeden Zug beſonders bei Herodotos zu erhalten gewußt, in der glücklichen Abweichung, durch die er im Ring des Polykrates das in die unmittelbar gegenwärtige Handlung als Geſpräch verwebt, was der Geſchichtſchreiber auf dem langſamen Wege eines Briefwechſels zwiſchen Aegypten und Samos geſchehen läßt, und in der Bürgſchaft in den wohlerfundenen Hinderniſſen und Gefahren, die des heimwärts eilenden Freundes Kühnheit zu überwinden hat, um dem Zurückgebliebenen ſein Wort zu erfüllen, und ſich dem unvermeidbar ſcheinenden Tode darzubringen. Nur den weichlich rührenden Ausgang, wo der Tyrann ſich den Begnadigten zum Genoſſen ihres Freundſchaftsbundes anträgt, hätte man dem deutſchen Dichter wohl erlaſſen. Zwar hat er ihn nicht ſelbſt erfunden: denn er ſteht ſchon in der Erzählung des Cicero: nur mit dem Unterſchiede, daß Dionyſios dort der in Platon's Umgang hochgebildete, ſtaatskluge, gegen menſchliche Gefühle keineswegs verſchloſſene Herrſcher iſt, bei Schiller aber ein blutiger, finſterer Wütherich, der an allem Edeln im Menſchen zweifelt, und mit teufliſcher Argliſt jede Gelegenheit ergreift, wo er eine bis dahin unerſchütterte Tugend in Verſuchung bringen kann, ja der mit böſen Mächten im Bunde zu ſtehen ſcheint, die durch zwingende und drohende Naturgewalten ſeinen Planen förderlich werden: für einen ſolchen hätte ſich ein andrer, ein ernſter, ſtrafender Schluß beſſer geeignet.

In „Hero und Leander" iſt der Stoff ſehr einfach, ja faſt unbedeutend, auch möchte man ihn kaum noch für einen wahrhaft alterthümlichen gelten

1) Aeschyl. Eumenid. 306 fg. 321 fg. 366 fag.

2) Antip. Sid. ep. 78. Anal. Brunck. T. 2. p. 27. Jacobs Anth. Palat. 7. 745. vergl. Plutarch. de garrul. 14. Viel Ähnliches hat die Entdeckung der Mörder des heil. Mainrad durch verfolgende Raben, Acta Sanctor. Jan. T. 2. p. 1054.

3) Herodot. 3, 41. Cic. de offic. 3, 10.

laſſen: überdieß war er ſchon von einer langen Reihe alter und neuer Dichter in allen Zungen ſo vielfältig bearbeitet worden, daß der eignen Erfindung nichts mehr überlaſſen war. Das war auch Schiller's ſicherem Gefühl nicht entgangen, und er erhob ſich dadurch über alle ſeine Vorgänger, daß er von der verwicklungsloſen Sage faſt alle Beiwerke wieder hinwegräumte, mit der andre ſie überladen hatten, ſodaß er außer den beiden Liebenden nur die leitende Fackel und das öde Meer und die unſichtbaren neidenden Götter über ihnen mit in die Begebenheit verwebt. Aber durch die ſüßeſte Fülle der Sprache, deren liebliche Zartheit mit dem kurzen Liebestraum der beiden Glücklichen zu wetteifern ſcheint, iſt auf die angemeſſenſte Weiſe erſetzt, was die alte Sage an eigner, tieferer Bedeutſamkeit vermiſſen läßt.

Der „Klage der Ceres", dem „Eleuſiniſchen Feſt", der „Kaſſandra" und der Siegesfeier der von Troja heimziehenden Helden liegen zwar ähnliche Sagen zum Grunde, aber ſie ſind durchaus lyriſch behandelt, und keines dieſer Gedichte iſt von Schiller als Romanze oder Ballade anerkannt. So gern man alſo auch ſonſt bei dieſen ſinnvollen Schöpfungen verweilt, ſo iſt doch hier ſo wenig für ſie der Ort, wie für die in manchem Sinne verwandten Götter Griechenlands, in denen überdieß ein am Schluß dieſer Darſtellung noch einmal zu berührender Gedanke auf eine Weiſe durchgeführet iſt, die aller Poeſie den Krieg erklärt, und uns in eine höchſt undichteriſche Wirklichkeit niederziehe.

Alle jene Romanzen aber tragen bei unübertrefflicher Schönheit der Darſtellung den unverkennbaren Stempel des hohen ſittlichen Adels, der Schiller's wahrſtes, innerſtes Leben bezeichnete, der unendlichen Sehnſucht nach dem Edelſten und Vollkommenſten, wodurch alle Werke dieſes erhabenen Mannes ein Volksſchatz für uns geworden ſind.

Faſt gleichzeitig mit Schiller, wahrſcheinlich durch ihn mit angeregt, ihm wenig nachſtehend an Anmuth und Fülle der Sprachbehandlung, ihm überlegen an kühler dichteriſcher Beſonnenheit, an Regelgerechtheit des Ausdrucks und an gründlich gelehrter Alterthumskenntniß, trat Auguſt Wilhelm Schlegel mit ſeinem „Pygmalion", ſeinem „Arion" und ſeiner „Kampaſpe" hervor, von denen der erſtere beſonders allgemein geprieſen und bewundert ward. Vieles erinnert an Schiller, aber auf eine ſolche Weiſe, daß der beginnende Dichter die Vergleichung mit dem bewährten Meiſter nicht zu ſcheuen brauchte. Dennoch zweifeln wir ſehr, daß Schlegel's Dichterruhm ein dauernder und echter geworden ſein würde, wenn dieſe und ähnliche Werke in der That die Träger deſſelben ſein müßten. Die am wenigſten beachtete prunkloſe „Kampaſpe" ſpricht gerade durch ihre Einfachheit und durch Wahrheit des Gefühls mehr als die übrigen an: aber auch in dieſem Gedicht ſtört nur zu oft ein unreifer Hang zu müßiger Wohlredenheit, deſſen rhetoriſche Annehmlichkeit nicht in eben dem Grade ausreicht, etwanige dichteriſche Mängel zu vergüten, wie Schiller's ſittliche Hoheit. Um den „Pygmalion" hingegen ſind mit wahrhaft verſchwenderiſchem Aufwand alle Dichterfarben und Blüthen verſammelt: aber ihm ſo wenig wie irgend einem ſeiner Vorgänger iſt es gelungen, unter dieſen Beiwerken das Widrige und tief Unſittliche der lüſternen Fabel zu verhüllen. Schwerlich viel älter als Ovidius, dem ſie irgend eine Sammlung mileſiſcher Mährchen dargeboten haben mag, von keinem wahrhaft Alten erwähnt, hätte ſie von deutſchem Dichterboden fern, und der Schaubühne unſrer weſtlichen Nachbarn überlaſſen bleiben ſollen.

Am wenigſten befriedigt von Seiten der Ausführung „Arion", wiewohl die wundervolle Rettung des Sängers ſich ganz beſonders für eine romantiſche Behandlung zu eignen ſcheint, ſowie auch die ähnliche Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes durch Ludwig Tieck an dichteriſcher Wärme und Belebtheit unſtreitig höher ſteht: leider aber verletzt die Unvollkommenheit und eilfertige Unreifheit der Form, die ſo vielen Werken dieſes reichbegabten Dichters anhängt, doppelt und dreifach bei einem Stoff, den man ſich in aller Vollendung alterthümlicher Darſtellung zu denken gewohnt iſt. [1]).

Im Ganzen aber wird man bei Schlegel in den genannten Gedichten viel an die Weiſe erinnert, wie Arioſto, mitunter auch wohl wie Marini aus bedeutungsvollen Sagen der alten Welt Herz und Seele herausgaukelten, und nichts als eine ſchimmernde Hülle, eine buntgefärbte Seifenblaſe übrig ließen, nur mit dem Unterſchiede, daß ein ſolches Spiel dem Italiener immer beſſer ſteht als dem Deutſchen, der die anmuthige Beweglichkeit der ſüdlichen Sprache nicht mit herüber zu ziehen vermag. Wir haben um ſo weniger Bedenken getragen, das Gefühl, das uns allemal bei jenen drei Schlegel'ſchen Gedichten anwandelte, ohne Hehl auszuſprechen, da der nachmalige edle Kunſtſinn dieſes Meiſters ſich von dieſer Manier ſoweit entfernt hat, daß ihm ſelbſt dieſe Verſuche, zu denen er ſpäter keine ähnlichen hinzugefügt hat, nur noch als bedeutende und lehrreiche Verſuche, nicht mehr als Kunſtwerke gegolten zu haben ſcheinen.

Durch Schiller und durch Schlegel auf dieß neue Gebiet hingewieſen, haben viele Jüngere ſich in mancherlei Nachahmung bemüht. Sie lenken aber faſt alle in die leichter zu betretende rhetoriſche Bahn ein, und darum hat nichts von ihnen ſo volksthümlich werden wollen, wie ihre Vorbilder. Manche gute Stoffe ſind dabei ans Licht gezogen, unter denen der „König Ankäos von Samos" beſonderer Auszeichnung werth iſt [2]), aber mehr und mehr um ſich greifend zeigt ſich ein gewiſſes Erſtarren in den Geſtalten, eine Gefahr, in welche die einfachruhige Großheit der helleniſchen Sagen den gar leicht verlocken kann, der ihrer und ſeiner nicht in jedem Sinne Herr und Meiſter iſt.

Ueberall aber bleibt bei dieſen Verpflanzungen alterthümlicher Handlung und Geſinnung eine Schwierigkeit, die ſchwerlich je ganz und genügend gelöſt werden kann, wenigſtens nicht zu deſſen Befriedigung, der dem ſo Verjüngten bis an ſeine Quellen folgen, es in ſeinem urſprünglichen Zuſtande beurtheilen kann. Alle dieſe Unternehmungen gleichen der Uebertragung eines Werkes der Bildhauerei in die Kunſtmittel der Malerei: auch dabei wird alles andere eher erreicht werden, als die Aufſtellung eines wahrhaft ſchönen Gemäldes. Ebenſo erſcheinen uns dieſe helleniſchen Sagen im Balladengewande: die feſten und reinen Formen der alten Kunſt löſen ſich darin wieder auf, und es wird zu einer dämmernden Unbeſtimmtheit zurückgeführt, was längſt gediegener geſtaltet war. Im Fall des glücklichſten Gelingens wird ein ſolcher Verſuch den Eindruck hervorbringen, welchen die Gemälde des Paul Veroneſe: eine gewiſſe Nähe und Vertrautheit in der äußern Er-

1) Tieck's „Phantaſien über die Kunſt", S. 39. Grundlage iſt und bleibt auch hier Herodot, I, 23, 24.

2) Tzetzes schol. in Lycophr. 188. Spanh. ad Callim. hymn. in Delum 30. Schol. Apoll. Rhod. I, 188.

ſcheinung, deren innere Fremdartigkeit jedoch grade durch dieſe Umkleidung merkbarer und ſtörender wird.

Freilich ſind die Meinungen über getreue Nachahmung des Zeitgemäßen, des Ländlichen und Sittlichen, was man Koſtum zu benamen pflegt, in den Künſten von jeher verſchieden geweſen, und es kann nicht geläugnet werden, daß manche vorzügliche Geiſter, wie grade Paul Veroneſe, werthlos und ungenießbar geworden ſeyn würden, wenn man ihnen ihre ummodelnde Weiſe hätte verbieten, und ſie zwingen wollen, auf gelehrtem Wege zum Werk zu ſchreiten. Damit iſt aber über die Sache ſelbſt noch nichts ausgemacht: auch möchte ſich dieſe wohl auf keine Weiſe Einem Grundſatz unterordnen laſſen. Die Entſtehungszeit eines Kunſtwerkes, ſein Heimathsland, die Stufe der Bildung, auf der des Künſtlers Zeitgenoſſen ſtanden, die geſammte Eigenthümlichkeit ſeines Volkes, beſonders deſſen größere oder geringere Fähigkeit, ſich in fremde Volkseigenthümlichkeit zu verſetzen, endlich die Nähe oder Ferne, in der uns die geſammte Sagenwelt ſteht, aus welcher uns Einzelnes vergegenwärtigt werden ſoll, fodern ihre ſorgfältige Berückſichtigung, und werden beinahe für jeden beſondern Fall auf ein beſonderes Ergebniß führen.

Im Allgemeinen läßt ſich wohl annehmen, daß der heutige deutſche Künſtler bei größerer Freiheit in Beobachtung des Koſtums durchaus verlieren und ſich ſelbſt Eintrag thun würde. Wir haben uns die ſchöne Gabe, alles Vortreffliche ohne ſelbſtgeſchliffene Brillen in ſeinem wahreſten Naturzuſtande anzuſchauen, durch Jahrhunderte langen ernſten Fleiß errungen: etwas ſo erkämpftes darf nicht leichtſinnig wieder hingegeben werden: am allerwenigſten iſt da Grund dazu vorhanden, wo es die Betrachtung des helleniſchen Volksgeiſtes gilt, deſſen tiefe innere Verwandtſchaft mit dem unſrigen anerkannt iſt, und in Wort und Werk aufs feſteſte geknüpft werden muß. Wollen wir ſo die Freiheit des deutſchen Künſtlers in der Wahl der Formen beſchränken, ſo ſprechen wir ihm darin einen Umfang geiſtiger Freiheit zu, wie er weder dem italiäniſchen, noch dem franzöſiſchen zugeſtanden werden kann. Für den zweckmäßigen Gebrauch vaterländiſcher Formen gebricht es uns an vaterländiſchen Stoffen nicht, deren noch viele, in Chroniken und Legenden, in Städte- und Familienſagen verborgen, eines würdigen Bearbeiters harren. Von dem aber, der uns Ausheimiſches darſtellen will, haben wir das Recht, es in möglichſt eigenthümlicher Geſtalt zu fodern, in ſeinem mütterlichen Boden, unter ſeinem heimathlichen Himmel. In jenen Verkleidungen aber liegt eine Willkühr, die nie auf ein Geſetz zurückgeführet werden wird, und die Form erſcheint dabei als etwas Zufälliges, Unweſentliches, welches der echte Künſtler nie zugeben wird.

Die muſikaliſchen Versgeſtaltungen der Neuern mit ihren Anklängen und Reimverſchlingungen haben einen ſo ganz eigenthümlichen Geiſt, daß ſie nie zu paſſenden Umhüllungen des Alterthums werden können. Sowie uns Händel's „Meſſias" mit untergelegten italiäniſchen Worten fremd werden würde: ſo und noch vielmehr bekommen griechiſche Namen, griechiſche Sitten in neumodiſchen Strophen, von Reimen umklingelt, etwas durchaus Unheimiſches, das nur dadurch gebannt werden kann, wenn der Dichter jede Erinnerung an den fremden Urſprung zu vertilgen weiß. Darin war nie ein größerer Meiſter als Arioſto: ſeine Olympia am Felſen, ſein Ruggiero auf dem Flügelroß entzücken, weil ſie ganz ſind, was ſie ſeyn ſollen, und im vollſten Einklang mit ihren Umgebungen: man verſuche es, und ſetze Perſeus

und Andromeda an ihre Stelle: alles wird erſtarren wie unter den Einwirkungen des verſteinernden Zauberſchildes.

Darum iſt es wohl kein bloßes Ungefähr, wenn die beiden deutſchen Dichter, die am tiefſten in den Geiſt des Alterthums eingedrungen ſind, wenn Voß und Göthe die Umſtaltung alter Sagen in neuer Romanzenform durchaus verſchmäht haben.

Voß iſt überall entweder wo er mit- und nachdichtend überſetzt ganz Grieche, oder wo er frei dichtet ganz Deutſcher. Das einzige, vortreffliche Idyll „Philemon und Baucis" ſteht inſofern in der Mitte, als der deutſche Dichter hier einen alterthümlichen Stoff durchaus ſelbſtändig behandelt hat. Aber dieſe Behandlung iſt eine rein alterthümliche, und nur die Sprache der neuen Welt angehörig. Dennoch fühlt man ſich unter dieſen Umgebungen heimiſcher und eingewohnter, als alle künſtlich annähernden Verjüngungsverſuche bewirkt haben würden. Die Ganzheit, die Wahrheit und liebevolle Treue dieſer Darſtellung zieht den unverdorbenen Sinn unwiderſtehlich mit ſich fort, das lautere Gefühl einer herrlichen alten Zeit wird durch kein neues Flickwerk geſtört, alle Theile treffen zu Einem harmoniſchen Eindruck zuſammen, und gerade durch die ſorgfältigſte Vermeidung aller Kunſtmittel iſt der Zweck dieſer Nachbildungen aufs glücklichſte erreicht. Dieſes Gedicht, mit einſichtsvoller Treue in die griechiſche Sprache zurückgeführt, würde in derſelben einen ſo genügend alterthümlichen Eindruck hervorbringen, wie wenn jemand daſſelbe mit Göthe's „Iphigenia" zu leiſten unternähme, die ſchon jetzt um vieles helleniſcher athmet, als die griechiſch-geſchriebene des Euripides.

Darum iſt es auffallend und unerfreulich, daß Voß auf dieſem Wege auch nicht Einen nennenswerthen Nachfolger gefunden hat. Alle Anklänge in Mitlautern und Selbſtlautern ſind aufgeboten, um uns die Schauer des Nordens und die Gluth des Südens anzunähern, es fehlt nicht an Rittergedichten, die ſich mit Zierlichkeit durch viele Bücher achtzeiliger Stanzen hindurchbewegen, damit uns kein italieniſcher Anhauch verloren gehe: die gewichtvollen Strophen des „Nibelungenliedes", wie die mühſamen Schlecken des „Ramayon" und der „Sakuntala" ſind mit Glück wieder verſucht, um uns durch alle Zonen hindurchzugeleiten: nur den ſchönen, uns längſt einheimiſch gewordenen erzählenden Vers der Alten gebrauchen wir dazu am wenigſten, wozu er ſich am vollkommenſten eignet. In dieſer ſtammverwandten Form könnten uns die ſinnvollſten Sagen des Alterthums auf eine würdige Weiſe neu belebt werden, und wir würden ſo in dem echten Idyll, im urſprünglichen Sinne des Wortes, wofür uns Theokritos in ſeinen nicht ländlichen oder mimiſchen Gedichten beinah das einzige alte Vorbild iſt [1]), um eine neue Dichtungsart reicher, die ſich zum alterthümlich geſtalteten Heldengedicht ſo verhielte, wie die Romanze zum romantiſchen Rittergedicht.

Göthe erſcheint hier beinahe im Gegenſatz mit Voß. Bewundern wir in der „Iphigenia" die nie in Steifheit ausartende Würde, womit er den hohen Prachtſchritt des attiſchen Heldenſpiels nachſchreitet, ſo veranlaſſen zwei

1) Beſonders im Kyklopen, im Hylas, im kleinen Herakles, und im Löwentödter; hieher gehört ferner Moſchos' Europa und Cornelius' Gallus' Gyris, in deſſen Vorbilde, dem gelehrten Euphorion von Chalkis, uns wahrſcheinlich der Meiſter in dieſer gefälligen Gattung verloren gegangen iſt.

ſeiner kühnſten und eigenthümlichſten Romanzen, der „Zauberlehrling" und die „Braut von Korinth", die beide aus helleniſchen Quellen gefloſſen ſind, zu faſt entgegengeſetzten Betrachtungen. Denn wenn die „Iphigenia" einen der lehrreichſten Beweiſe giebt, bis zu welchem Grade täuſchender Uebereinſtimmung der Deutſche zum Griechen werden kann, ohne ſeiner Volksart etwas zu vergeben: ſo zeigen umgekehrt die beiden letztgenannten Gedichte in Beiſpielen die Möglichkeit, alte Ueberlieferungen durch überwiegenden Dichtergeiſt der neuen Zeit vollkommen und unbedingt anzueignen, und in der Romanze daſſelbe zu bewirken, was Shakespeare für das Trauerſpiel im „Julius Cäſar" und im „Coriolanus" geleiſtet hat: der Britte freilich wieder auf eine ſo durchaus eigne Weiſe das Volksthümliche der Römer und ſeiner Landsleute in Berührung bringend, daß wir dieſe Vergleichung nicht gar weit durchzuführen geneigt wären.

Den Stoff zum „Zauberlehrling", der vielleicht eine noch viel ältere morgenländiſche Quelle hat, finden wir in Lukianos' „Lügenfreund" [1]. Bei dem kranken Weltweiſen Eukrates haben ſich mehrere Freunde, Anhänger verſchiedener Philoſophenſchulen, verſammelt: die hingeworfene Frage nach dem Grunde des allgemeinen Wohlgefallens am Wunderbaren bringt ſie auf allerlei abenteuerliche, zum Theil auch aberwitzige Geſchichten. Endlich nimmt Eukrates ſelbſt das Wort, um zu berichten, was er in Aegypten auf einer Reiſe mit dem magiſchen Wundermann Pankrates von Memphis erlebt habe.

„Wenn wir, erzählt er, in eine Herberge kamen, nahm er den Thürriegel oder den Beſen oder auch einen Mörſerſtößel, hing ihm Kleider um, ſprach eine Zauberformel dazu, und ließ ihn wandeln und gehen, ſodaß er allen andern wie ein Menſch vorkam: er ſchritt dann heraus, ſchöpfte Waſſer, kaufte Gemüſe ein und richtete es zu, und bediente uns in allen Dingen gar ſehr geſchickt und wartete uns auf. Hatte Pankrates dann ſeiner Bedienung zur Genüge, ſo ſprach er einen andern Zauberbann, durch den er den Beſen wieder zum Beſen den Mörſerſtößel zum Mörſerſtößel machte. Das gefiel mir aus der Maaßen wohl, aber es wollte ſich nicht ſchicken, es ihm abzulernen. Denn ſo bereitwillig er ſeine übrigen Kunſtſtücke mittheilte, ſo neidiſch behielt er dieſes für ſich. Eines Tages aber horchte ich ihm, in einem dunkeln Winkel verſteckt, ohne daß er es merkte, ſeinen Bann ab, der aus drei Silben beſtand. Er begab ſich darauf nach dem Markte, nachdem er dem Mörſerſtößel ſeine Aufträge hinterlaſſen hatte. Sobald er nun am folgenden Tage wieder etwas auf dem Markte zu thun hatte, nahm ich den Stößel her, kleidete ihn an, ſprach gleicherweiſe die drei Silben zu ihm, und hieß ihn Waſſer tragen. Als er aber den vollen Eimer herangeſchleppt hatte, ſprach ich: nun laß gut ſeyn, und bringe kein Waſſer mehr, ſondern ſey wieder Stößel. Aber das Ding wollte mir nicht mehr gehorchen, und brachte Waſſer über Waſſer, bis es uns das ganze Zimmer voll Waſſer geſchöpft hatte. Da ich mir nun nicht anders mehr zu helfen wußte, (denn ich fürchtete, Pankrates möchte, wenn er mich ertappte, ſehr böſe werden, wie es denn auch geſchah), griff ich nach einer Axt, und hieb den Stößel in zwei Stücke auseinander. Da nahmen beide, eins wie das andere, ihren Eimer, und trugen Waſſer, und ſtatt eines Dieners hatte ich ihrer zwei. Da trat Pankrates wieder ein, und ſowie er denn gleich merkte, was vor-

1) Luciani Philopseud. 35. 36. T. 7. p. 287 ig Bipont.

gefallen war, machte er die beiden Stücke zwar wieder zu dem, was sie gewesen waren, mich aber ließ er heimlicherweise im Stich, und ich weiß nicht, wohin er geschwunden seyn mag."

In so guter Laune dieß Mährchen auch erzählt ist, so muß man doch zugestehen, daß von der tiefen Bedeutsamkeit, die in der Göthe'schen Romanze unter dem anmuthigen Scherz hervorblickt, sich keine Spur darin zeigt, und daß der deutsche Dichter sich den Stoff, dadurch daß er Geist und Seele hineinschuf, wahrhaft zu seinem Eigenthume gemacht hat.

Einem Wunder ähnlich ist aber die Läuterung und Verklärung der Sage, auf welcher die „Braut von Korinth" beruht. Göthe hat sie aus einem der armseligsten Bücher zu Tage gefördert, die je in griechischer Zunge geschrieben seyn mögen, aus den Gespenster- und Wundergeschichten des Phlegon von Tralleis, eines Zeitgenossen und Freigelassenen des Kaisers Hadrianus. Wir glauben den Dank unsrer Leser zu verdienen, wenn wir keine vollständige Uebersetzung, sondern einen zusammenziehenden Auszug aus der unerträglich breiten Erzählung geben, doch so viel wie möglich mit Phlegon's eigenen Worten, besonders da, wo Göthe ihm bis ins Einzelne treu geblieben ist [1]).

Der Anfang fehlt.

„Die alte Amme blickt verstohlen in das Fremdengemach, und gewahrt dort beim Lampenschimmer Philinnion, die vor bald sechs Monaten verstorbene Tochter des Hauses, neben dem Gastfreunde Machates sitzend. Erschreckt eilt sie zu den Eltern, Demostratos und Charito, und meldet, was sie gesehen. — Charito wird ohnmächtig, dann weint sie, zuletzt glaubt sie, die Alte sey von Sinnen, und will sie wegschicken. Da diese ihr aber Vorwürfe macht, daß sie sich so wenig um das Geschick der unglücklichen Tochter kümmere, entschließt sich Charito endlich, mit ihr zum Fremdengemach zu gehen."

„Sie finden den Jüngling und das Mädchen schlafend: die Mutter aber glaubt an der Kleidung wie an den Gesichtszügen ihre Tochter zu erkennen. Sie zieht sich indeß, noch nicht völlig überzeugt, für jetzt zurück, um am Morgen das Mädchen beim Weggehen anzuhalten, oder doch vom Machates alles zu erkunden. Da sie das erste versäumt, wendet sie sich also an den Gast, und fleht diesen an, ihr die Wahrheit nicht zu verhehlen."

„Machates, anfangs bestürzt, sagt endlich aus, das Mädchen heiße Philinnion, und sie habe ihm gestanden, daß sie ohne Wissen ihrer Eltern zu ihm komme. Zur Beglaubigung bringt er aus seinem Reisekoffer einen von ihr erhaltenen goldenen Ring und einen Busengürtel hervor, den sie ihm in der letzten Nacht hinterlassen hatte. Nun kann die Mutter nicht länger zweifeln: sie überläßt sich dem heftigsten Schmerz, und beruhigt sich erst nach Machates Versprechen, sie in der nächsten Nacht mit der Tochter zusammen zu führen."

„Diese kommt zur gewohnten Stunde, und läßt sich wie sonst auf das bereitete Lager nieder. Machates aber, der sich noch immer nicht überzeugen kann, daß eine Abgeschiedene sich so regelmäßig bei ihm einfinde, mit ihm esse und trinke, indeß doch zur Gewißheit zu gelangen wünscht, läßt den Eltern heimlich ihre Anwesenheit melden. Demostratos und Charito eilen

1) Phlegontis Tralli. mirabil. cap. I.

herbei, erkennen ſofort ihre Tochter, und brechen in lautes Jammergeſchrei aus, ſie aber redet zu ihnen:"

„O Mutter und Vater, wie grauſam mißgönnt ihr mir, zu dreien Tagen im elterlichen Hauſe harmlos mit dem Gaſt zu weilen! Darob werdet ihr ſchwer zu büßen haben, um eurer Neugier willen: ich aber werde heimgehen zu dem mir beſchiedenen Orte: denn nicht ohne göttlichen Willen kam ich hieher."

„Kaum hat ſie ausgeredet, ſo ſinkt ſie todt aufs Lager zurück. Die lauten Klagen der Eltern rufen die Nachbarſchaft zuſammen: der Vorfall wird ſchnell ſtadtkundig, und man beſchließt das Grabgewölbe des Hauſes zu öffnen, in welchem auch Philinnion beigeſetzt war. Alle Leichen ruhen hier auf ihren Todtenlagern, aber auf dem, auf welchem Philinnion gebettet war, findet ſich nichts als der eiſerne Ring, der dem Machates gehört, und der vergoldete Pokal, den er ihr am erſten Tage geſchenkt hatte."

„Dieß Wunder ſetzte die ganze Stadt in Angſt, der Wahrſager Hyllos gebot, die unruhige Leiche außerhalb der Grenzen zu verſcharren, den unterirdiſchen Hermes und die Eumeniden zu ſühnen, und für Kaiſer und Reich beſondere Opfer darzubringen: Machates aber in Verzweiflung gab ſich ſelbſt den Tod."

Es bedarf keines beſondern Fingerzeiges, wie verſchieden hier die Benutzung des Geſchichtlichgegebenen von der in Schiller's und Schlegel's Romanzen iſt: bei dieſen meiſt vortreffliche, wahrhaft alterthümliche Stoffe, wobei es hauptſächlich darauf ankam, eine des unſchätzbaren Gehaltes würdige Umhäuſung zu finden, und nichts Vorhandenes zu verderben oder zu verwiſchen: bei Göthe unbedeutende, ja gemeine, kaum recht alterthümlich zu nennende Ueberlieferungen, die, wie von einem Zauberſtabe berühret, zur höchſten dichteriſchen Bedeutung erhoben, und dennoch ihre urſprünglichen Züge keineswegs verläugnend, zu beredten Sinnbildern der tiefſten und größten Gedanken gearbeit ſind: im „Zauberlehrling" die Gefahr, die allen Menſchen droht, wenn ſie unberufne Geiſter aufregen, die ſie nicht mit entſchiedener geiſtiger Obergewalt zu lenken und zu zügeln vermögen: in der „Braut von Korinth", wie in den „Göttern Griechenlands", der Kampf zwiſchen der alten und der neuen Welt, der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum, aber wie anders hier gefaßt. Wir vernehmen hier nicht des Dichters wehmüthige, unbefriedigte Klage über den Untergang einer Weltgeſtaltung, die weder zurückgeflehet werden kann, noch darf; eine Klage, die dem deutſchen Ohr als leeres Bilderzeprünge bedeutungslos, oder als Ausbruch unchriſtlicher Geſinnung bei einem ſonſt ſo hochſinnigen Dichter doppelt verletzend ſeyn muß. Göthe hat alles in der ernſten Nothwendigkeit der Geſchichte dargeſtellt: die alte Welt erſcheint im lockendſten Liebreiz, aber ſie iſt zur leeren Hülle geworden, ſie verführt die beweglichen Sinne, doch feſſelt ſie kein Herz mehr, denn es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt!

Gegen ein ſolches Phantom, das nur noch wie ein greulicher Golem die ſchöne Kindheit des Menſchheitlebens log, that es nicht Noth, das Chriſtenthum in ſeiner vollen Göttlichkeit kämpfend zu zeigen. Einfache Sittlichkeit genügt, und ohne Trauer ſehen wir unter der Funken Sprühn, unterm Verglühen der Aſche den alten Göttern zueilen, was ſeine Zeit ausgelebt hat.

Zur Geſchichte der Demagogie in Griechenland [1]).

Das atheniſche Volk erſcheint in der Geſchichte der europäiſchen Staaten wie vorbeſtimmt, alle Stufen geſetzlicher und ungeſetzlicher Volksfreiheit und Selbſtändigkeit vom glücklichſten Gleichmaaß aller bewegten Kräfte an bis zur zügelloſeſten Uebergewalt des Haufens durchzuverſuchen, und der Folgezeit die lehrreichſten Erfahrungen über Wünſche, Hoffnungen und Beſtrebungen zu überliefern, die gewiß einmal in jedem größern bürgerlichen Vereine lebendig geweſen ſind. Hier iſt keine Höhe edler Kraftentwicklung, die Athen nicht erſtiegen hätte, aber auch keine Tiefe frecher Entartung, die es nicht hätte durchmeſſen müſſen.

Eine Herrſchaft des Volks aber iſt nie denkbar ohne eine leitende Einwirkung, die den Willen der geſetzgebenden Menge bald offenbar, bald durch geheime Triebfedern bewegt, und ihm ſeine Richtung mehr oder minder merklich vorzeichnet. In dieſem allgemeinſten Sinne mußte alſo auch in Athen eine Volksführung (Demagogie) in eben dem Augenblick geboren ſeyn, in welchem ſich das Streben nach Volksherrſchaft (Demokratie) zum erſtenmal in nicht erfolgloſen Regungen kundgab: ſie mußte ſich zum Gebäu wohl unter einander verbundener Grundſätze vollenden, ſobald des Volkes Uebergewicht durch eine von allen Seiten als gültig anerkannte Verfaſſung begründet war: unter welchem Namen und in welcher Geſtalt iſt dabei gleichgültig: der Name konnte durch Zufälligkeiten oder Aeußerlichkeiten beſtimmt werden, wie faſt überall da geſchehen iſt, wo zwieſpältige Bürger das Bedürfniß der Vereinigung unter neuen Benennungen ſuchten, nachdem der alte heilige Vaterlandsname ſeine Bedeutung verloren hatte: die Geſtalt aber iſt abhängig von der Form des geſammten öffentlichen Lebens, ſowie von den jedesmaligen ſittlichen und geiſtigen Zuſtänden des Volkes, und kann daher nicht zu jeder Zeit dieſelbe ſeyn. Soviel iſt indeß gewiß, daß der Volksführer Kraft und Thätigkeit, das wahre Ziel, dem ſie nachjagen, und die Wahl der Mittel dazu um ſoviel beachtenswerther ſind, als ſich das von ihnen gelenkte Volk durch Geiſt und Freiheitsliebe über die meiſten andern erhebt.

Je weniger dieſe Eigenſchaften den Athenern ſtreitig gemacht werden

---

1) Der nachſtehende Aufſatz ward bereits im Herbſt 1819 in der philomathiſchen Geſellſchaft in Breslau vorgeleſen. Er erſcheint hier im Ganzen unverändert, nur mit Benutzung von Friedr. Kortüm's gehaltvollem Buche über die helleniſchen Staatsverfaſſungen. Denn anderes mit Einſicht und Wahrheitsliebe aus den Quellen Geſchöpftes iſt, ſoviel ich weiß, ſeit jener Zeit [bis 1822] in Bezug auf den behandelten Gegenſtand nicht erſchienen. [Vergl. „Leben und Briefe", S. 262.]

können, deſto minder gewagt wird auch die Behauptung erſcheinen, daß die geſchichtliche Darſtellung der atheniſchen Volksführung einen höchſt weſentlichen Theil jeder vollſtändigen Geſchichte des atheniſchen Staats- und Bürgerlebens bildet. Und in der That führt ſie uns eine eigne, ſich trotz mancher Umgeſtaltung durch Jahrhunderte hinziehende, immer raſtlos wirkſame, am Ende ſo furchtbare als verabſcheuenswerthe Kette von Männern vor, die gleich den ihnen nahverwandten Sophiſten durch unverbrüchliche Einheit des Zweckes und der Mittel zuſammenhielten, und dieſelbe, zu unfehlbarem Untergange führende Umgeſtaltung in der politiſchen Geſinnung der Athener herbeiführten, welche in ihrer Art zu empfinden und zu denken der Sophiſten ruchloſes Werk war.

Als der atheniſchen Volksführer gemeinſames Ziel ſtellen wir gleich im Voraus das unverrückte Beſtreben auf, die politiſche Richtung, die ſie beim Volke ſchon als die herrſchende vorfanden, des Volkes Lieblingsneigungen und Abneigungen, aus eigenſüchtigen Abſichten auf den ſchnellſten und kürzeſten Wegen bis zu dem Gipfel emporzutreiben, über den hinaus ſich kein höherer mehr zeigte, wo alſo der entfeſſelte Wille, jedes innern Haltes ermangelnd, ſich ſelbſt überſtürzen, und das mit mancher Anſtrengung langſam Erreichte ſchnell genug und auf immer wieder verloren gehn mußte. Denn nachdem einmal die Blüthe männlicher Selbſtändigkeit ohne Frucht zu tragen abgefallen war, wechſelten die einſt Freien nur noch ihre Gewalthaber, und bei jedem derſelben fand niemand ſchneller weiten Spielraum für lange gewohnte Betriebſamkeit wieder als der geweſene Volksführer, bei ſeinen Grundſätzen folgerecht ausharrend, aber mit dem jedesmal Mächtigſten ſeinen Namen wechſelnd, und ſo dem Alleinherrſcher gegenüber als Fürſtenknecht die ſchimpfliche Reihe ſeiner Verwandlungen endend.

Ein zu künftigem Herrſchen berufenes Volk gab es in Athen von Annahme und Einführung der Soloniſchen Verfaſſung an. Solon, ſelbſt aus dem königlichen Geblüt der Kodriden, hatte die ſchon damals gegen einander gährenden Kräfte des auf verjährten Beſitz manches ehrwürdigen Vorrechts ſtolzen, aber auch inneres Werthes ſich bewußten Adels (dem Ariſtokraten) und des mit der allen atheniſchen Entwicklungen eignen reißenden Schnelle zum Gefühl allgemeiner Menſchen- und Bürgerrechte gereiften Volkes (der Demokraten) mit echter Staatsweisheit in ein richtiges Verhältniß zu einander zu ſtellen gewußt, und ein Gleichgewicht zwiſchen dem, was ſie hatten und was ſie wollten, begründet, wie es jenen Anfängen europäiſcher Staatsgeſtaltung entſprechend war. Solon ließ ſo wenig den Adel zu trägem Stillſtehn oder Rückſchreiten, als das Volk zu unzeitigem Vorwärtseilen Muße oder Raum gewinnen, und bereitete dadurch eine ruhige Ausbildung aller der Anlagen vor, mit denen vorzugsweis die attiſch-joniſchen Stämme begabt erſcheinen. Den großen und milden Sinn dieſer Anordnungen hat das atheniſche Volk nie verkannt, und bei allem nicht bloß ſcheinbaren, damals aber noch nothwendigen Uebergewichte des hemmenden ariſtokratiſchen Einfluſſes galt Solon doch alle Zeit hindurch ſo ungetheilt als echter Volksfreund wie er es war [1]).

1) Isocr. Areopagit., p. 143 Steph. ja nach Ariſtoteles, (Polit. II, 9, p 661 Göttl.) war er der eigentliche Urheber der nachmals in Demagogie ausartenden Uebergewalt des Volks.

Gegen diesen ersten Gründer volksmäßiger Verfassung erhob sich auch alsbald der erste Demagog Peisistratos, dem von Solon uneigennützig und bedachtsam vorbereiteten mit selbstischem Ungestüm vorgreifend. Ob drückender Uebermuth einzelner Reichen oder unzufriedener Trotz unter den ärmern Bürgern die ersten Reibungen veranlaßte, mag als geschichtlich nicht mehr zu ermitteln auf sich beruhn. Gewiß ist, daß der gewandter Redegabe mächtige Mann vorhandne Unruhen schlau benutzte, daß er sich unter dem Vorwand die dürftigen Höhenbewohner (Hyperakrier) gegen die aristokratischen Meeranwohner (Paralier) zu schützen an die Spitze der Demokraten stellte, und nachdem Megakles durch ihre Keulen aus dem Felde geschlagen war, die oberste Gewalt in Athen als wohlerworbenen Siegespreis an sich nahm. So war aus dem ersten demagogischen Volksvertreter schnell der erste Tyrann geworden: beide aber sind ihrem Wesen nach so nahe verwandt, daß es nicht befremden kann, im Peisistratos die Geschichte der spätern Demagogie gleichsam vorgebildet, und ihren nothwendigen Ausgang den Athenern deutlich genug vor die Augen gerückt zu sehn [1]).

Eine so erworbene Obmacht über ein jugendlich frisches Volk konnte indeß nicht von langer Dauer seyn. Die Athener hatten die Süßigkeit anerkannter Volksrechte einmal gekostet: bei ihrer Regsamkeit, bei der sichern Entschiedenheit ihres Wollens konnten sie unmöglich lange von der nachdrücklich betretenen Bahn abgelenkt werden, und so mußte unter den Peisistratiden schnell wieder zerfallen, was gewaltsame List unvorbereitet gebaut hatte.

Als die Solonische Verfassung aufs Neue in Kraft getreten war, bildeten Aristokratismus und Demokratismus sich in unablässigem Gegeneinanderstreben doppelt rasch zu zwei kämpfenden Systemen heraus, die auf wohlzusammenhangenden, vom Vater auf den Sohn vererbten Grundsätzen beruhten, und wie sie die Ansprüche des Alten und des Neuen, des Seyns und des Werdens um die Wette geltend zu machen suchten, mit der Zeit eine heilbringende Ausgleichung zu verheißen schienen. Die Aristokraten fochten für alte Anrechte, die ihnen Geburt und fortgeerbter Reichthum von den Vätern her in wenig bestrittnem Besitz gelassen hatten, ohne daß sie darum gleichgültig wurden gegen die Tugenden und die Ehre ihrer Ahnen: Standesunterschiede und danach gesonderte Rechte galten ihnen als hergebrachte Bedingungen des Staatswohls, aber sie achteten und förderten dabei die sittliche Kraft des Volkes, dem sie in getreuer Verehrung der vom Staat anerkannten Götter, in strenger Reinheit und Würdigkeit des Lebenswandels, in Abhärtung, Mäßigung und kriegerischem Muthe — Tugenden, die der fleißig besuchte Turnplatz nährte und befestigte — mit preiswürdigem Beispiele vorangingen [2]).

---

1) Peisistratos als Demagog bezeichnet von Aristot. polit., V, 4, p. 162 Göttl. ausdrücklich so genannt polit. V, 8, p. 178 Göttl.; vergl. Herodot I, 59. und Plutarch im Solon 13. — Ueber die Geistesverwandtschaft zwischen dem Demagogen und dem Tyrannen: Aristot. polit. V, 8, p. 177 f. 184; V, 9, p. 187 Göttl. Plutarch im Alkibiades 16, Kortüm über Kleon in den philol. Beiträgen aus der Schweiz, I, p. 38. 39. Daher gewöhnlicher Untergang der Demokratien durch Demagogen, zumal wenn diese Feldherren sind, Aristot. polit. V, 4, p. 160 f. 7, p. 170 ff. Göttl.

2) Eine mit der meinigen völlig übereinstimmende Ansicht von dem ältern Adel leben in Athen finde ich in K. O. Müller's „Geschichten hellen. Stämme und Städte", Bd. I, p. 15 aufgestellt, und von Kortüm, „Zur Geschichte hellen. Staatsverfassungen",

Aber durch die Natur ihres Beſitzſtandes ſelbſt zurückgewieſen auf die Betrachtung des Vergangenen, und dem Ernſt lakoniſcher Zucht durch ihren eignen Wandel geneigt, wünſchten ſie keine Erweiterung der atheniſchen Landmark durch Eroberungen, ſie ſuchten die Ausbildung einer Seemacht nach Vermögen in Schranken zu halten, und verſchmähten jede geregelte Beredtſamkeit wie die lebenverſchönernden Künſte, weil ſie darin die erſten Keime loſer Gaukelei mit leicht zu verdrehenden Worten, gleißend verhüllter Unrechtlichkeit, ſittlicher Verweichlichung und Erſchlaffung zu erkennen glaubten. So iſt ihr ganzes Seyn und Wollen ehrwürdig durch makelloſe ſittliche Strenge gegen ſich ſelbſt, und weder durch die volkverachtende Härte des römiſchen Patriciers, noch durch den klägtichen Dünkel des gemeinen Lehnjunkers befleckt. Weil aber ihr ganzer Zuſtand ſie mehr zur Aufrechthaltung des beſtehenden als zur Ausbildung des noch in ſeinen Anfangen begriffenen hinführte, mußten ſie allmählig hinter dem durch Zeitbegebenheiten ſchnell gereiften, zur Mündigkeit geweckten, unaufhaltſam vorwärtseilenden Volke zurückbleiben, ihr Geſichtskreis verengte ſich mehr und mehr zu willkührlicher Abgeſchloſſenheit, und leeres Prunken mit den Tugenden der Väter ſchlich ſich am Ende an die Stelle der verlorengegangenen eigenen ein. Bei ſolchem einſeitigen Verkennen der beſſern Regungen des Volkes konnte der Ariſtokratismus den mächtig von innen heraus wirkenden Kräften nicht auf die Dauer widerhalten: ſeine ſtarre Unbeweglichkeit ward ſein Untergang. — Iſagoras, Miltiades, Ariſteides, — dann auf der glänzendſten Höhe der Theſeusähnliche Kimon, Thukydides, des Mileſias Sohn, und ſchon im entſchiednen Sinken Nikias können als geſchichtliche Stellvertreter dieſer Anſicht, als Aufnehmer, Bewahrer, Fortbildner und Ueberlieferer dieſer Grundſätze genannt werden: Aeſchylos und Ariſtophanes dichteten, Thukydides, des Oloros Sohn, ſchrieb ſeine Geſchichte in ihrem Sinne, den jedoch dieſe Meiſter in einer Reinheit aufgefaßt hatten, in der ihn das wirkliche Leben nie dargeſtellt haben mag [1]).

Dieſen gegenüber, meiſt Mann gegen Mann in öffentlicher Wirkſamkeit kämpfend, aber auch, wo es des Staates Geſammtwohl gilt, gegen äußere Feinde oft wieder thätig mit ihnen verbunden, erſcheinen auf der andern Seite Kleiſthenes, Themiſtokles, in der vollendeten Herrlichkeit der höchſten Kraftentfaltung und Beherrſchung der olympiſche Perikles, Ephialtes, und ſchon vom Verfall der Zeit gewaltſam mit hinabgeriſſen Alkibiades, Männer, die uns nicht blos das ihrem politiſchen Wirken aufgedrückte Gepräge, ſondern auch das ausdrückliche Zeugniß des Alterthums als Demagogen kenntlich macht [2]):

---

p. 71. 182 lebhaft angegriffen. Was aber der letztere Gelehrte, dießmal gegen ſeine ſonſtige Art mit mehr rhetoriſchem Nachdruck, als geſchichtlichem Ueberblick, einwendet, hat meine frühere Ueberzeugung nicht verändern können.

1) Ueber Aeſchylos als edel-ariſtokratiſchen Dichter ſ. meine „Melet. crit. in Aeschyli Persas", p. 13 sq. [Fr. Passovii opuscula academica, p. 14 sqq.] Ludw. Döderlein's „Comment. de Aesch. Eumen.", p. 4 und Auguſt Jacob's „Quaestion. Sophocl.", T. I. p. 172 f. Ariſtophanes aber bekämpft jede demokratiſche Ungebühr mit ſolcher Kühnheit, und mit ſo ungezügelter Laune, daß ſelbſt Wieland, „Att. Muſeum", Th. 2, p. xii. den unwürdigen Gedanken faſſen konnte, dieſer feinſinnige Dichter ſcheine im Solde der Ariſtokratie geweſen zu ſeyn!

2) Kleiſthenes heißt bei vielen alten Schriftſtellern Demagog, ſ. Schneider zu Ariſtot. Polit. III, 1, zu Anf. Themiſtokles bei Plutarch im Themiſt. 19 und im

eine ehrenwerthe Reihe, deren letzter erſt Theil an der Befleckung hat, die von ſeiner Zeit an vom Namen des Demagogen unzertrennlich iſt.

Die ihrer Zahl nach gleich von Anbeginn überwiegende Hälfte, an deren Spitze die zuletzt genannten Staatsmänner ſtanden, war ebenſo wenig wie ihre Häupter nothwendig ohne Geburt und Vermögen: aber über beides ſtellten die meiſten nicht gerade Tugend und Geiſt, ſondern Gewandtheit im ſichern Lenken des Staatsſchiffes, wenn auch viele unter ihnen wohl begriffen, wie nur Gerechtigkeit und Milde dabei zu ſichern Erfolgen führen. Sie nahmen für alle Bürger gleiche Rechte in Anſpruch, um die vollkommenſte perſönliche Freiheit des Einzelnen dadurch zu begründen. Dieß in ſeiner ganzen Ausdehnung war aber nicht erreichbar ohne wiederholte Erſchütterung der Soloniſchen Verfaſſung, nach welcher der Gegenſatz zwiſchen Adel und Volk fortwährendes Staatserziehungsmittel geblieben ſeyn würde: vor allem aber mußte das wohlthätige Anſehn des Areopags gebrochen werden, nicht um das Gewicht des Adels durch Gegengewichte zu mäßigen, ſondern um es zu vernichten. Damit aber ſtürzte viel Heiliges und Ehrwürdiges zuſammen: die fromme Scheu vor dem, was der Väter Weisheit geſtiftet und Jahrhunderte hindurch in Ehren gehalten hatte, war unwiederbringlich dahin, als es dem kühnen Ephialtes gelang, das Anſehn des älteſten attiſchen Gerichtshofes, aus dem Götter gerichtet hatten, über den Haufen zu werfen. Was konnte den nur durch Ueberlieferung und fromme Verjährung oder durch Einrichtungen des Staats getragnen Glauben der Ahnherren länger halten, wenn ihm dieſe lange gewohnten Stützen entzogen wurden, ehe man ſie durch andre, gleich kräftige zu erſetzen wußte?

So konnte ſchon Themiſtokles den allerdings auch eines Helden würdigen, ja vielleicht nur einem Helden möglichen und durch den größten Erfolg glänzend gerechtfertigten Rath geben, die Tempel der Götter und die Grabſtätten der Vorfahren der Wuth barbariſcher Feinde preiszugeben. Perikles war dem Anaxagoras und dem Sokrates zu eng befreundet, um im alten Sinne des Wortes ein guter Athener bleiben zu können, und Alkibiades, durch Unmäßigkeit in allen Dingen auch das Gute ins Schlechte verkehrend, vermochte nicht ſich von dem dringenden Verdacht zu reinigen, als Vorbereitung auf ein ſehr ernſtes, weitausſehendes Unternehmen den Hermenbildern in der Stadt die Köpfe abgeſchlagen zu haben.

War ſoviel Würdiges locker und loſe geworden, und einem anfangs gewiß wohlgemeinten Streben zum Opfer gebracht, ſo mußte auch das um ſolchen Preis erkaufte die Schuld ſeines Urſprungs büßen. Ueberhaupt hat der Menſch nur den Beginn des Böſen ganz in ſeiner Gewalt: jeder Fortſchritt, den es thut, lähmt ihm zuſehends die Kräfte zum Widerſtand. So ſank auch in Athen, ſobald die angeborne Scheu vor heiliger Sitte überwunden war, mit den Bollwerken des Ariſtokratismus die Schätzung der

---

Kimon. 10, vergl. Heeren's „Ideen", Th. 3, p. 388. Perikles bei Plut. im Perikl. 3. 4. 10. aller Demagogen ebenſo, 39 und im Nikias, 2. womit man Thukyd. 2, 65 zuſammenhalte. Ephialtes bei Diodor von Sicilien, 11, 77. und bei Plut. im Kimon, 10. vergl. Ariſtot. Politik. II, 9, p. 67 Göttl. Alkibiades endlich bei Plut. im Alkib. 6. 13. 34. und im Nikias, 9. wobei freilich nicht unbeachtet bleiben darf, daß dieſe ausdrücklichen Zeugniſſe nicht gleichzeitigen, ſondern bedeutend ſpätern Schriftſtellern angehören, die für den wirklichen Gebrauch des Wortes für die genannten Männer in Athen keine vollgültigen Bürgen ſind.

Tugenden, die man bis dahin in den alten Ariſtokraten geehrt hatte, Rechtlichkeit im öffentlichen und Reinheit im häuslichen Leben: wer aber konnte es hinfort der Mühe werth finden, mit Aufopferungen und Entſagungen das ſelbſt zu üben, was ihm an andern gleichgültig und bedeutungslos geworden war? Der Edeln Vorrechte zwar wurden atheniſches Gemeingut, aber nicht die innern Vorzüge, durch die ſie ſich derſelben würdig gezeigt hatten. Themiſtokles ließ ſich von den Euböern zu dem erkaufen, was er entweder als ſeine Pflicht oder als ein ungeheures, ſeinem Vaterland unmittelbares Verderben drohendes Wagniß betrachten mußte, der perſiſchen Seemacht bei Artemiſion Stand zu halten, und das Glück einer Schlacht zu erproben [1]: er war der erſte, der bei den Berathungen über die Abführung der deliſchen Bundeskaſſe nach Athen in Staatsangelegenheiten das Nützliche klüglich vom Rechtlichen unterſcheiden lehrte [2], ſowie er ſich auch nicht mehr entblödete, am hellen Mittage mit einem Wagen voll Buhldirnen durch die Akademie zu fahren [3]. Alkibiades aber zeigte wiederholt durch die That, daß die beiden heiligſten Begriffe des Hellenen, uneigennützige Vaterlandsliebe und Unverletzlichkeit des beſchworenen Gaſtrechts, ihm zu leeren Klängen geworden waren: ſo wenig vermochten ſie noch ſeiner ungebändigten Selbſtſucht Schranken zu ſetzen, daß er ſelbſt ihren Schein mit frecher Gleichgültigkeit verſchmähte.

Wenn die Häupter und Vertreter des Volkes ſolche Richtungen nahmen, ſo kann man ſich nicht wundern, wenn der große Haufe zu folgen kein Bedenken trug, und dadurch auch an ſeinem Theile den Verfall des Gemeinweſens beſchleunigte. Weil Athen nicht mehr im Stande war, die wachſenden Bedürfniſſe ſeiner Bürger aus eignen Mitteln zu beſtreiten, ſo fing man an, begehrliche Blicke nach außen zu wenden, und auf Eroberungen zu ſinnen. Die natürliche Lage von Attika machte Vergrößerung und Vervollkommnung der atheniſchen Seemacht zur erſten Bedingung ſolcher Unternehmungen. Ihrer Ausbildung widmeten von Themiſtokles an alle ſeinen Staatsgrundſätzen folgende eine überwiegende Sorgfalt, und wenn gleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie auf dieſem Wege den Ruhm der atheniſchen Waffen lange zu behaupten und weithin zu verbreiten wußten, ſo iſt es doch ebenſo gewiß, daß in gleichem Maaße die alte Vortrefflichkeit des atheniſchen Landheeres abnahm, daß die Turnplätze verödeten, und der freie perſönliche Muth des einzelnen Mannes mit jedem Jahre ſeltener ward [4]: dieß alles um ſo raſcher, je weniger die in Wohlleben ſich verſchwemmenden Athener für die alte Weiſe hinfort Sinn und Neigung in ſich bewahren konnten.

---

1) Herodot. 8, 4, 5. und daſelbſt Wolcken. Plutarch im Themiſt. 7. und de malign. Herod cap. 34. vgl. Plut. Themiſt. 5. und Ariſtid. 4.

2) Plut. im Ariſtid. 25 und ſonſt.

3) Ariſtid. bei Athenäus, 12, p. 533 D.

4) Vergl. meine „Meiet. crit. in Aesch. Pers.", p. 12 [Opuscc., p. 16]. Zwar will Koraïs, „Hellen. Staatsverf.", p. 73. das darüber Geſagte als ungerecht in Anſpruch nehmen. Aber der Muth, den atheniſche Heere im peloponneſiſchen Kriege zeigten, war nicht [illegible] der vormalige freie Seelenmuth von Marathon und Platää, wo der gleiche tüchtige Wille jedes einzelnen Kämpfers den Geiſt des ganzen Heeres bildete. Ebenſo wenig dürften die nachtheiligen Folgen für den ſittlichen Zuſtand zu läugnen ſeyn, ſobald der Bürger ſich vom häuslichen Herde wegzugewöhnen, und an dem unſtäten Seefahrerleben Geſchmack finden lernt.

Statt deſſen thaten ſich anjetzt neue Wettkämpfe mit der Zunge in den Verſammlungen des Rathes und der Bürger auf, die dem bei aller Sinnenluſt für jedes geiſtige Spiel, beſonders aber für alle ſchöne Kunſtform unendlich empfänglichen Athenern höchlich zuſagten: und da dieſe Verhandlungen mit der Theilnahme des Volkes auch die bedeutendſten Zweige der Staatsverwaltung in ihren Bereich zu ziehn und von ſich abhängig zu machen wußten, vollendeten ſie den Sieg der Volksherrſchaft. Wer von jetzt an nicht in der Rede gewandt war, der mußte jeder bedeutenden Thätigkeit im Staat entſagen: die alte ritterliche Ehre der Waffen hatte ihre Geltung verloren: ſelbſt Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und Edelſinn waren ohne Kraft, wenn ſie ſich nicht im Gewande fertiger, dem Volke gefälliger, oft ſchmeichelnder Beredtſamkeit Eingang zu verſchaffen wußten. Selbſt die herrlich erblühten Künſte, Architektur, Bildhauerei und Malerei, dienten bald nur noch eitler Prunkluſt und verächtlicher Lüſternheit, weil die höhern Beziehungen des Lebens, die ihnen ihre wahre Weihe gegeben haben würden, zu ſchnell vom ihnen wichen.

Hatten die ernſten Männer, die auf der andern Seite ſtehend vergebens entgegenſtrebten, durch oft ängſtliches Feſthalten am Hergebrachten, überhaupt durch abſichtliche Einengung und Beſchränkung gefehlt, und darin ein gänzliches Verkennen der außerordentlichen geiſtigen Schnellkraft eines jeden einmal wach gewordenen, zumal aber ihres eignen Volkes an den Tag gelegt: ſo vergriffen ſich dieſe Volksvertreter auf die entgegengeſetzte Weiſe, durch übereiltes Zerbrechen aller lange beſtandenen Formen und durch das rieſenhaft unbegrenzte ihres gewaltigen, dem Volke nur zu wohlgefälligen Strebens. Solche Flammen ungemäßigter Volkswillkühr wie Themiſtokles, wie Perikles angefacht hatten, konnten wohl nicht mehr gehemmt oder gelöſcht werden: ſie mußten ſich ſelbſt hingegeben ausbrennen, und Kohlen und Aſche hinterlaſſen.

In ſolchen Erfolgen ſtellen ſich uns dieſe Männer allerdings als die Zerſtörer ihres Vaterlandes dar, weil ſie der Zeit nichts überlaſſen, ſondern alles durch eigne Kraft und nach eignem Willen, ihren Anſichten und Ueberzeugungen gemäß, geſtalten wollten, beſonders aber weil ſie das durch die Perſerkriege ſchon genug zu ſtolzem Selbſtbewußtſeyn erhobne Volk, anſtatt mit beſonnener Mäßigung den ohnehin wenig wahrſcheinlichen Rückſchritten zu wehren, und durch Geiſtesüberlegenheit jedem unmäßigen Mißbrauch zu ſteuern, zu einem Gipfel der Unabhängigkeit emportrieben, zu dem nur der ruhigſte Entwicklungsgang hinaufführen durfte. Aber auch abgeſehen davon, daß dieſe ſchweren Fehlgriffe theils in den Begebenheiten jener Zeit, theils in der Eigenthümlichkeit der Athener gar manche Entſchuldigung finden, ſo beruhen ſie auch an ſich auf ſo großartigen Irrthümern, daß man das Jahrhundert glücklich zu preiſen ſich verſucht fühlt, das ſolche Erſcheinungen hervorzubringen vermag. Sie entſprangen aus dem ſeltenſten Verein aller nach Außen hin wirkenden menſchlichen Vermögen, aus einer Fülle von Thatkraft und Geiſtesanlagen, denen nichts fehlte als das Maaß, und aus der erhabnen Unbewußtheit großer Männer, die eben das von ihrem Zeitalter erwarten, was ihnen ſelbſt zu leiſten mühelose Nothwendigkeit iſt. So irrten ſie wie Demoſthenes, weil ſie zu hoch ſtanden, um ſcharf genug in die Tiefen des Lebens zu ſchauen, und weil ſie das Aeußerliche nach dem Maaßſtabe maaßen, den ihnen ihr Inneres gab.

Ihr Wille erſcheint dabei über jeden Tadel erhaben; denn haben wir auch aus unſerm Geſichtspunkt an ihrem bürgerlichen und häuslichen Leben gar manches auszuſetzen, ſo trifft doch die wenigſten der Vorwurf, an dem Wohle des Vaterlandes, dem ſie jede andre Rückſicht unterordneten, abſichtlichen und bewußten Verrath geübt zu haben: ja die Fehler des Menſchen waren nicht ſelten Tugenden des Staatsmannes.

So lange daher auch Perikles, in dem ſich alles Ausgezeichnete und Vortreffliche dieſer Volkshelden in ſeltner Reinheit und Tadelloſigkeit beiſammen fand, an der Spitze des Gemeinweſens behauptete, und mit erhabner Ruhe, keiner Anfeindung achtend, wahrhaft und im rechten, löblichen Sinne den Staat und das Volk leitete [1]): blühete Athen, und war der Mittelpunkt einer allſeitigen geiſtigen Regſamkeit, die in einen Zeitraum von weniger als achtzig Jahren eine Fülle von Entwicklungen zuſammendrängte, wie ſie ſeit jener Zeit ſchwerlich aus Jahrtauſenden wieder zuſammengeleſen werden kann, und die nur bei dieſer völligen Freilaſſung aller Kräfte möglich war.

Das Eine hatte Perikles nicht berechnet, daß die Kraft des Oberhauptes in gleichem Verhältniß mit der Unabhängigkeit des Volkes wachſen müſſe. Daß darum, bei mangelnder Gewährleiſtung von dieſer Seite, ſein kühnes Vorſchreiten gewiſſem Untergang entgegenführte, konnte ihm ſelbſt in der letzten Zeit ſeines Wirkens ſchwerlich mehr verborgen ſeyn. Aber damals war alles ſchon ſo weit gediehen, daß an ein Umkehren und Einlenken nicht mehr zu denken war: ſo endete er in demſelben Sinne, in welchem er begonnen hatte, und ſtellte es den ſchirmenden Göttern anheim, ob ſie ihn den Athenern zu erſetzen beſchloſſen hätten oder nicht.

Mit Perikles ſchließt ſich die erſte Reihe der Volksvertreter, die uns das Alterthum als Demagogen bezeichnet hat. Alle dieſe Männer vereinigt das unzertheilte Beſtreben, durch völlige Gleichſtellung aller Bürger und durch gleiche Berechtigung zu den Staatsämtern jeder noch ruhenden Kraft Raum und Nahrung zu geben. Dabei erſcheinen ſie in unaufhörlichem Kampfe gegen das Ueberlieferte und Vorgefundne, weil die ariſtokratiſche Form in Athen die ältere geweſen war, die in vielen Einrichtungen fortbeſtand, und erſt gänzlich hinweg getilgt werden mußte, ehe das freie Spiel demokratiſchen Lebens beginnen konnte. So im erklärten Kriege gegen das Alte, unabläſſig verdrängend zu ihrem Ziele, ſind ſie ſo lange das erfriſchende, dem Staate Regſamkeit und Leben gebende Element, als der Ariſtokratismus zu verhältnißmäßigem Widerſtand fähig war. Dieſer wohlthätige Widerſtand mußte aber in einem Staate, der von jeher zu demokratiſcher Geſtaltung hinneigte, deſto ſchneller ſein Ende finden, je außerordentlicher die Kräfte waren, die ſich zu ſeinem Untergange verbündet hatten. Perikles war es, der, wie ein alter Schriftſteller ſagt [2]), nach Ueberwältigung des Areopags ſeinen Athenern den Taumelbecher lauterer und ungemiſchter Volksfreiheit zutrank. Da anzeigt nichts Höheres mehr zu erringen übrig, und ein weiſes Erhalten des Errungenen überhaupt nicht eben der Athener Sache war, ließ ſich jeder Verfall als nahe bevorſtehend vorausſehen. Die Reinigung der Geſinnung, welche jedes angeſtrengte Trachten nach einem edeln Gut von ſelbſt zu erregen pflegt, die ſorgfältige Auswahl der Mittel, die verſtändige Mäßigung

1) Thukyd. 2, 65. Plut. im Nikias, 2.

2) Platon im Staate, 8. p. 562 D. vergl. Plut. im Perikl 7.

bei jedem Gelingen, die aufgeboten werden mußten, um den Sieg zu erlangen, schienen ihren Werth verloren zu haben, sobald der Sieg entschieden war. Das ganze Gewicht von Perikles' alles bändigender Persönlichkeit war erforderlich, um eine bedeutende Reihe von Jahren hindurch einen Schwebezustand auf gleicher Höhe zu erhalten. Sein Tod hob dieß künstliche Gleichgewicht auf, das nun unwiederbringlich dahin war.

Wir haben diese Männer Demagogen genannt, weil alte Schriftsteller ihnen diesen Namen gaben [1]), und weil ihr Wirken dieser Wortbezeichnung im besten Sinn entspricht. Doch bleibt es ungewiß, ob auch ihre Zeitgenossen schon ihnen diese Benennung zuerkannten: ja man möchte daran zweifeln, wenn man bedenkt, daß das ganze Wort sich bei keinem uns erhaltenen griechischen Schriftsteller vor Vollendung der Demokratie findet, und weil es da, wo es zuerst vorkommt, bei Aristophanes, nur von Menschen gebraucht wird, deren Treiben schon in die Zeit der unbedingtesten Volksherrschaft fällt, während der Ausdruck selbst bereits mit einem solchen Uebermaaß von Verachtung belastet ist, daß er gleich von seinem Entstehen an für einen Menschenschlag gebraucht zu seyn scheint, der mit den bisher genannten Männern nicht mehr verglichen werden kann. Vielmehr bezeichnet der Demagog bei allen wahrhaft alten Schriftstellern, namentlich bei den Komikern, bei Lysias, Demosthenes und Aristoteles, nie den Volksführer und Volksvertreter, sondern durchaus nur den Volksverführer, den Volksschmeichler, und wo es die Gelegenheit giebt den eigennützigen Volksplacker. Erst Spätere, wie Diodoros von Sicilien und besonders der noch jüngere Plutarchos, die zum Theil selbst vom griechischen Boden fern das alte athenische Volksleben nur noch wie wir aus schriftlichen Ueberlieferungen kannten, die die Hellenensprache schon als eine todte zu handhaben begannen, und daher leicht in den Fall kamen, zu ihrem schriftstellerischen Bedarf die grammatisch-etymologische Bedeutung eines Wortes seiner geschichtlich-lebendigen vorzuziehen, erst diese, die theils aus Unkunde und mangelhafter Auffassung, theils aus eignen, einseitigen Ansichten so manches Alte entstellt haben, nennen auch die Gründer und Vollender der athenischen Volksfreiheit, namentlich den Themistokles, Ephialtes und Perikles, oft genug ohne allen tadelnden Nebenbegriff Demagogen. Sie wollen sie dadurch bloß als diejenigen, die das Volk zu seiner geschichtlichen Bestimmung führten, ihren aristokratischen Widersachern entgegenstellen, welchen Zweck sie durch die echte, alte, anspruchlose Benennung des Vorstandes [2]) freilich nicht erreicht haben würden, da weder der Ausdruck, noch die Sache eine von beiden Parthien ausschließlich bezeichnete. Auch ist es an sich wenig glaubhaft, daß ein leidenschaftlich demokratisches, auf seine demokratische Verfassung unmäßig eifersüchtiges Volk, das sich als gesetzgebende Macht betrachtet wissen will, seine Freunde und Stützen zugleich ausdrücklich als seine Führer und Lenker anerkannt haben sollte.

Wenn daher auch der Gegensatz zwischen Aristokraten und Demokraten in der Sprache früh vorhanden gewesen, und vielleicht ebenso alt ist wie die Sache, so glauben wir doch annehmen zu dürfen, daß während dieses ersten, wahrhaft großartigen Abschnittes in der demokratischen Verwaltung Athens bis zu Perikles' blühendster Zeit der Vorstand das geschichtlich echte Wort

1) S. p. 111, Anm. 2.

2) Aristot. polit. V, 1, p. 102 Göttl. Rechtsm. über Rhein, p. 36.

für das jedesmalige Volkshaupt war. Dagegen war von Demagogen ſchwerlich vor dem vollendeten Siege des Volkes über den Adel die Rede: jetzt aber, da die Lenkung des Gemeinweſens ein ganz verändertes Anſehn bekam, und das Unweſen ſeinen Anfang nahm, das Ariſtophanes und der dem einreißenden Verderben wahrſcheinlich ebenſo abholde Eupolis zuerſt Demagogie benannt zu haben ſcheinen, trat auch anſtatt des Verſtandes eine Benennung ein, die das Volk gewiß keinem ſeiner Günſtlinge beilegte, und deren der Inhaber ſich nicht eben zu freuen hatte, allem Anſchein nach eine Erfindung der Komiker, aber von der Menge ſo angemeſſen befunden, daß der Demagog bald in den allgemeinſten Umlauf kam.

Will man dieß Wort nichts deſtoweniger auch den Volksvertretern des erſten Zeitraums der atheniſchen Demokratie, von Solon an bis Perikles, beilegen, ſo darf wenigſtens ſein gänzlich verändertes Gepräge dabei nicht unbeachtet bleiben. Sowie die Leitung der Volksangelegenheiten erſt in der Epoche, die mit Perikles' Tode beginnt, eine unbedingt verwerfliche Richtung nimmt, ſo bekommen auch die ſich auf ſie beziehenden Ausdrücke erſt jetzt eine herabwürdigende Bedeutung, die die Sache nothwendig herbeiführte.

Solange Perikles des durch ihn unbeſchränkt mündig geſprochnen Volkes Verſtand war, konnten die gefahrvollen Keime, die ſein kühnes Werk in ſich ſchloß, nicht eben bemerklich hervorbrechen. Allerdings waren die Athener, ſeit Themiſtokles den erſten folgenreichen Anſtoß gegeben hatte, ſo unaufhaltſam ins Vorwärtsteilen gekommen, daß ihnen ein plötzliches Stillelehn auf der einmal gebrochnen und nur immer weiter lockenden Bahn unmöglich gefallen konnte. Unter allen Gelüſten iſt das nach Unabhängigkeit, ſowie ihm einmal Raum ſich zu entwickeln gegeben ward, das unerſättlichſte, das hinfort keine Grenzen mehr kennt: daher iſt jede verfrühte Demokratie ſchon im Augenblick ihres Entſtehens zur Herrſchaft des fürs unmündigen und grade darum am beſtialiſchſten wütenden Haufens, zur Ochlokratie, reif. Nur Perikles, ſein ganzes Zeitalter aufwiegend, vermochte es, den unvermeidlich nothwendigen Erfolg des vor ihm eingeleiteten auf eine Weile zu hemmen: er hielt das Volk in den mächtigſten und in den ſanfteſten Zügeln, und wußte durch Redlichkeit, Ernſt und den würdigſten Zauber der Beredſamkeit alle Ausbrüche demokratiſcher Zügelloſigkeit zu beſchwören.

Aber freilich auch nur die Ausbrüche! Im Innern nährte der überreiche Bildungsgang ſich längſt durch ebenſo reißend um ſich freſſende Entartung der zu früh freigegebenen und ſich ſelbſt überlaſſenen Kräfte, die, lange im Schranken gehalten, nach dem Hintritt des Einen gewaltigen Mannes mit doppelt verderblicher Ueberwucht [illegible] mußten.

Sowie Perikles im zweiten Jahre des peloponneſiſchen Krieges Opfer der Attika [illegible] Seuche geworden war, prägte ſich auch der Wechſel der Dinge ſofort darin, daß die leitende Macht in Athen ihre bisherige Einheit verlor. Viele ſtreckten zugleich ihre Hände nach dem aus, was er bis dahin allein beſeſſen hatte, und da keiner unter ihnen an Weisheit und an Kraft des Willens ihm auch nur nahe kam, war dem Spiel wechſelnder Parteiungen freier Raum gegeben. Edle Abkunft und bedeutendes Vermögen, ausgezeichnete Erziehung, nahe perſönliche Verbindung mit Perikles und bei dem allen eine verſchwenderiſch reiche Ausſtattung mit den ſchönſten und größten Gaben, womit [illegible] gaben dem Alkibiades das nächſte Anrecht auf die

Gunſt des Volkes und den entſchiedenſten Einfluß auf die Stimmung beſtehen. Allein durch Wandelbarkeit und Unſtätigkeit der Sinnesart zerſtörte er ſelbſt alle dieſe Vortheile wieder, ſodaß er zwar für Augenblicke der Liebling des ebenſo beweglichen Haufens ſeyn, nie aber ihn mit Nachdruck und Gewicht zügeln konnte. Denn unverkennbar iſt es, daß die zwei feindlichen Elemente, die bis dahin alle Athener in zwei große Maſſen auseinander geſchieden hatten, in ihm auf die unglücklichſte Weiſe durcheinander gemengt waren, und ihn in ſich ſelbſt zerriſſen, ſodaß er uns in der Geſchichte bald mit allen Anſprüchen des eifrigen Ariſtokraten bis zur lakoniſchen Strenge in Leben und Geſinnung, bald in voller Lodgelaſſenheit des ungemäßigten Demokraten, in beiden Rollen aber gleich ſehr als unruhiges Partheihaupt und ausgemachter Selbſtling erſcheint. Bei dieſem gänzlichen Mangel an innerer Haltung, die nur in einer, rein für die Sache begeiſterten Seele heimiſch werden kann, glückten ihm wohl einzelne bedeutende Schläge, aber zu einem dauernden, folgerecht auf ein bewußtes Ziel hinſteuernden Einfluß gelangte er nie.

Mit mehr Erfolg buhlten um dieſen zwei Männer, die Beide gerade an beharrlichem Willen dem Alkibiades ebenſo weit überlegen waren, als ſie in jeder andern Hinſicht tief unter ihm ſtanden, Nikias, des Nikerates Sohn, und Kleon der Gerber. Beide hatten ſich gründlich befeſtigt in den Einſeitigkeiten der entgegengeſetzten Stände, denen ſie angehörten, beiden war dadurch eine feſte Bahn zu einem beſtimmten Zielpunkte vorgezeichnet, und wenn ſie auch ſonſt in allen übrigen Beziehungen von einander abwichen, ſo waren ſie ſich doch an Beharrlichkeit und an Ehrgeiz gleich.

Nikias gründete ſeine Anſprüche auf uralten Geburtsadel, auf großen Reichthum und auf anerkannte, durch oft erprobtes Kriegsglück verherrlichte Feldherrentugenden. Was ihm an klar entwickelten und zeitgemäßen politiſchen Grundſätzen abging, erſetzte er einigermaßen durch wahres Wohlwollen gegen ſein Vaterland, durch ruhigen Verſtand, ſittlichen Ernſt und milde Mäßigkeit der Geſinnung: ſeine oft ins Kleinliche gehende Aengſtlichkeit aber wußte er unter unbegrenzter Freigebigkeit geſchickt zu verbergen. Dieſen Mangelhaftigkeiten ſeines Weſens zum Trotz würde er vielleicht gerade durch ſeine gutartige Nachgiebigkeit an die Spitze des Volks geſtellt ſeyn, da ſein eifriger Wunſch, im Staat eine ausgezeichnete Rolle zu ſpielen, ihn gar manchen ariſtokratiſchen Eigenheiten und Starrheiten entlagen hieß, wenn ihm nicht zu ſeinem Unglück das Eine gefehlt hätte, welches ſeit Perikles' Tod, von wo an die Zerſtückelung und Vereinzelung der früher noch verbundenen geweſenen atheniſchen Bürgertugenden immer mehr überhand nahm, in allen öffentlichen Verhältniſſen den Ausſchlag gab. Denn ſo bewährt und unerſchütterlich Nikias' Muth dem Feinde gegenüber und in den bedenklichſten Lagen des Krieges war, ſo nachdrücklich er in der Schlacht ſelbſt das Schwerdt zu führen, und mit den Tugenden des Feldherrn die des gemeinen Kriegers zu paaren wußte, ſo unmännlich zaghaft erwies er ſich, wenn er Angeſichts des Volks als Redner aufzutreten, und des Haufens Beifall oder Mißfallen zu erproben hatte. Nur widerſtrebend entſchloß er ſich das Wort zu nehmen, und konnte er nicht umhin, ſo war ſeine Rede, wenn auch verſtändig und wohlgemeint, doch ohne Feuer, ohne Nachdruck und ohne das kräftige Selbſtvertrauen, das vor allem erfordert wird, um Wirkung auf das Volk hervorzubringen. Wenn daher auch er und allerdings ziemlich unregelmäßig als Demagog auf-

geführt wird [1]), so müssen wir dies mehr auf das beziehn, was er zu seyn wünschte, als auf das, was er war. In der That erschien er nur zu tüchtiger Vollstreckung kriegerischer Beschlüsse brauchbar, eine willenlose Waffe, die von der Willkühr der stimmführenden Menge ihre Richtung und Anwendung empfing, anstatt diese selbst zu bestimmen: und so fiel ihm zuletzt das traurige Loos, als Opfer des von ihm dringend abgerathenen Eroberungsversuches gegen Syrakus am Fluß Asinaros ein unglückliches, wenn gleich keineswegs unrühmliches Ende zu finden [2]).

Alles was diesen guten und ehrenhaften Mann zierte, fehlte seinem Widersacher, dem Gerber Kleon [3]), der sich aber zum reichen Ersatz für solche überflüssig gewordene Aristokratentugenden grade jenes Einen, woran es dem Nikias gebrach, dreister Redegabe ohne Schaam und Scheu wie keiner seiner Zeitgenossen bemächtigt hatte. Vielleicht nicht einmal ein freigeborner athenischer Bürger, gewiß von so niedriger Abkunft, als von schlechter und verwahrloster Erziehung, frech im Frieden, feig im Kriege, und doch nach Gutdünken schaltend mit der Volksstimmung, steht er als der giftigste Glückspilz da, den die übereilte athenische Volksfreiheit aufgetrieben hat. Schon unter Perikles wollte er von ihren Segnungen einen handgreiflichen Theil für sich beseitigen: er glaubte daher seine öffentliche Laufbahn nicht bezeichnender betreten zu können, als mit einem Angriff auf Perikles selbst, der ihm aber zu Athens Ehre so gänzlich mißlang, daß er zum Gespött der Lustspieldichter ward, und schleunig in sein Dunkel zurückgewichen zu seyn scheint.

Sowie aber jener erhabne Mann sein Haupt zur Ruhe legte, richtete Kleon das seinige dreister wieder empor. Die freche Zuversicht, die ihn sein ganzes Leben durch begleitete, unterstützt durch eine verruchte Gewandtheit, die Schwächen andrer zu seinem Vortheil zu benutzen, und vielleicht durch einen erkauften Schwarm lauter Anhänger, ließ ihn sofort dem durch Perikles herrenlos gewordenen Staatsruder nachtrachten.

Die Künste, durch die er sich unglaublich schnellen Einfluß auf das Volk und, mancher einzelnen Beschämungen ungeachtet, bald ein höchst furchtbares, allen Rechtlichen Gefahr drohendes Ansehn zu erstürmen wußte, hat Aristophanes in seinen „Rittern" mit der ihm eignen dichterischen Gründlichkeit ans Licht gezogen: noch vollständiger würden wir ohne Zweifel über vieles unterrichtet seyn, wenn uns nicht die Zeit das oft von den Alten erwähnte Lustspiel des Eupolis, die „Zünfte" (Ἱέρεις), entzogen hätte, aus dem wir soviel wissen, daß die einzelnen Rottenführer darin aus der Unterwelt heraufgebannt wurden, um ihre Sünden zu beichten [4]).

Spenden und Geschenke im Großen an das durch Liederlichkeit und müßiges Herumtreiben auf den Gerichts- und Berathungsplätzen mit jedem Tage mehr verarmende Volk dienten als erster Köder. Nikias betrieb das

1) Plutarch im Nikias 3. 4. und im Alkib. 13, viel zu seinem Lobe bei Platon im Laches, vom Anf.

2) Thukyd. 7, 86.

3) „Der Demagog Kleon" von Friedr. Kortüm in den philologischen Beiträgen aus der Schweiz, herausgegeben von Bremi und Döderlein, 1. p. 35 eine vortreffliche, leider noch unvollendete Darstellung. Sie bricht bald nach dem Unternehmen gegen Sphakteria ab.

4) Plut. im Perikl. 3. 24.

zu aristokratisch-großartig, im Styl des Themistokles, große Geldsummen auf würdige Verzierung der Stadt und auf glänzende Schauspiele verwendend: Kleon nahm mit geringerm Aufwand und mit richtiger berechnetem Erfolg den gemeinsten Eigennutz des Pöbels unmittelbar in Anspruch, und erreichte vielleicht durch einige Dutzend Schuhsohlen aus seiner Gerberei, durch ein Paar Fässer schlechter gesalzner Fische [1]) im rechten Augenblick unter eine Anzahl abgerissener oder ausgehungerter Bürger vertheilt, mehr als Nikias durch alle Prachtaufzüge, durch die niemand satt oder bekleidet ward. Aber auch diese Ausgaben wußte er, nachdem der erste Einschritt in die Volksgunst gethan war, von sich abzuwenden, und freigebiger mit anderer Hab' und Gut zu bezahlen: gegen reiche Bürger, die eben kein anderer Vorwurf traf, als das Ihrige zusammengehalten und durch Betriebsamkeit vermehrt zu haben, trat er als Ankläger auf, oder stiftete seine Helfershelfer dazu an: wie redlich und tadellos jene Männer seyn mochten, ihr Wohlstand drohte der Freiheit und Gleichheit Gefahr, und das Volk war immer zum Verdammungsurtheil bereit, wenn es dabei durch Gütereinziehungen sich selbst bedenken konnte.

Der Uebergang zu ähnlichen Anklagen gegen alle die, deren Rechtlichkeitssinn und uneigennützige Vaterlandsliebe solchen Umtrieben Hindernisse in den Weg stellte, war leicht gemacht. Ist die dem Menschen angeborne Scheu vor dem Frevel Einmal überwunden, so ist jeder Wiederholung des Verbrechens die Bahn geöffnet.

Das Hauptmittel aber, Abscheulichkeiten dieser Art sogar mit einem Anschein gesetzliches Verfahrens beim Volke durchzusetzen, war die freche Redegabe der Demagogen, die der alten Staatsberedtsamkeit den härtesten Stoß gab, und dasselbe Gewebe von Lug und Trug in die öffentlichen Verhandlungen brachte, das gleichzeitig die Sophisten über jede wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit auszubreiten trachteten.

Der innere und äußere Zustand von Athen brachte es mit sich, daß, solange das aristokratische Gegengewicht in seiner ganzen Kraft fortbestand, nur der bei dem noch mannhaften und kriegerischen Volke in Ehren gehalten ward, der sich selbst als Feldherr hervorgethan hatte: darum mußten die ältesten Volksvorstände im Besitz aller kriegerischen Tugenden seyn, um nicht, durch die aristokratischen Gegner verdunkelt, des äußern Glanzes zu entbehren, durch den die Menge zuerst gewonnen wird [2]). Ohne einen Themistokles also wäre keine Umwandlung zu Gunsten der demokratischen Parthei möglich gewesen. Sobald aber die Adelsgewalt gestürzt, die alte Aristokratentugend erschlafft, und Athen gegen seinen furchtbarsten auswärtigen Feind gesichert war, erschien auch eine Anforderung dieser Art minder dringend. Desto nothwendiger zeigte sich ein sicherer Ueberblick über die mannigfacher gewordenen innern Einrichtungen der Stadt und über ihre verwickeltern Verhältnisse zu den übrigen hellenischen Staaten: man wurde der Unentbehrlichkeit eines besonnenen und umsichtigen Staatsmannes inne, dem kriegerische Tüchtigkeit höhere Anerkennung verschaffte, und Perikles ward durch den Verein dieser Eigenschaften der Held seiner Zeit. Da aber das Volk verfassungsmäßig an allen Verhandlungen Theil nahm, mußte der Staatsmann zugleich Redner seyn,

1) Aristophanes in den Rittern.

2) Aristot. polit. V, 4, p. 164 Gött. Heeren's Ideen, Th. 3, p. [illegible]

und somit jede Trefflichkeit des öffentlichen Lebens in seiner Person zum Ganzen verbunden darstellen.

Je seltner diese Tugenden zusammen gefunden wurden, jemehr jede derselben hinreichend schien, allein eines Mannes ganze Thätigkeit zu beschäftigen, desto natürlicher war ihr Auseinanderfallen, sobald die Zahl der nach Ehren und Aemtern Jagenden wuchs, und jeder auf seinem besondern Felde das zu erreichen suchte, was er im Ganzen aufgab. Hier war nun der Redner im entschiedensten Vortheil, weil die anerkannteste Tapferkeit, die gebildetste Staatsklugheit gelähmt waren, sobald ihnen die Beredtsamkeit ihren Dienst versagte. Diese aber trägt in Freistaaten unfehlbar das Gepräge des schlechtesten Zeitgeistes, wenn der Redner sich selbst nicht gänzlich vergessen mag. Denn wer das Volk nicht ergreifen kann, wie das athenische nach Perikles nur Demosthenes ergriffen hat, der muß sich dem Volke unterordnen und seinen Schwächen huldigen, wenn er seine besondern Zwecke erreichen will. Diesen unwürdigen Charakter trug in Athen die Beredtsamkeit von Perikles' Tode an, und die Demagogen waren es, die ihn ihr aufgeprägt hatten. Diese verächtliche Zungenfertigkeit, aus einerlei Unsittlichkeit mit der Täuschungskunst der Sophisten entsprungen [1]), setzte gleißnerische Schmeichelei an die Stelle ernst belehrender Wahrheit, und die Bedeutung der Sache mußte dem eigennützigen Vortheil des Sprechers weichen [2]), dadurch kam der Gebrauch der freien Rede zuerst in Verfall, und was übrig blieb, war elende Rechtsdreherei, gemeine Anwaltskniffe, für die die Athener selbst nur den Spottnamen Sykophantie hatten [3]).

In dieser neuen Weise war Kleon, vielleicht mit mancher auf Wirkung bei dem großen Haufen wohl berechneten Gabe des Vortrags ausgerüstet, allen seinen Zeitgenossen überlegen. In seiner wahrhaft bluttriefenden Rede gegen die überwundenen Mitylenäer zwei Jahre nach Perikles' Tode gehalten, die selbst die zürnenden Athener gegen den Redner empörte, hat Thukydides [4]) uns ein für die Geschichte der attischen Beredtsamkeit und für die tiefere Kenntniß von Kleon's Gemüthsart gleichwichtiges Denkmal aufbewahrt. Mit der schleichendsten Arglist verbindet sie die gewaltsamste Entschlossenheit zum Bösen, und bei aller ihrer Rohheit drängt sich doch das Gefühl auf, daß zumal in einem entsitteten Volke ein solcher Sprecher einflußreich werden mußte, und daß Cicero nicht Unrecht hatte, den Kleon in der Reihe der bedeutendsten attischen Redner mit aufzuführen [5]).

---

1) Ueber die Verwandtschaft der demagogischen Beredtsamkeit mit der sophistischen, s. besonders Platon im Gorgias, p. 462 fg., 502 fg., 515 fg.

2) Plutarch im Nikias, 8. und im Tib. Gracchus, 2. Eine Charakteristik der demagogischen Beredtsamkeit giebt in seiner Manier Sextus der Empiriker adv. chor. 2, 41.

3) Ueber den Ursprung der Sykophantie aus der demagogischen Beredtsamkeit s. Plut. im Timol. 37 und im Phokion, 32.

4) Thukyd. 3, 37—49 vergl. Diodor von Sicilien, 12, 55. So fest ich überzeugt bin, daß der Geschichtschreiber nicht Kleon's eigne, vielleicht nie aufgezeichnete Worte gegeben hat, so fest überzeugt mich ihr Styl und ihr Abweichendes von allen andern Reden bei Thukydides, daß er uns in dieser ein treues Bild von Kleon's und überhaupt von der Demagogen Beredtsamkeit hat hinterlassen wollen.

5) Cicero im Brutus, 7. Ein besonders naher Geistesverwandter des Kleon, auch von Seiten seines allerdings viel höhern und gebildetern Rednertalents, hat mir

War dieſe aller Sittlichkeit Hohn ſprechende Freirednerei das Hauptmittel, dem Einwirken der Demagogen baldige Verbreitung zu geben, ſo mußte ihnen doch ein zweites faſt ebenſo nothwendig ſeyn: Verwicklung ihres Vaterlandes in beſtändige auswärtige Kriege. Mögen ſie ſich nebenbei mit Siegs- und Eroberungshoffnungen geſchmeichelt haben, der Hauptgrund Kampf auf Kampf zu entzünden war dieß gewiß nicht. Je mehr Thätigkeit aber nach Außen zu richten war, deſto freieres Spiel hatten ſie im Innern des Staates, das ganz und unbedingt in ihre Hände fiel, ſobald ſie die mannhafteſten, durch kriegeriſches Verdienſt doch immer eine unfreiwillige Achtung gebietenden Bürger von den Berathungsplätzen verdrängt, und in Gefahren geſchickt hatten, aus denen mancher nicht zurückkehrte. Ueberdieß erzwangen die außerordentlichen Bedürfniſſe, die jeder Krieg herbeiführte, auch ihre außerordentlichen Maßregeln, und der Drang des Augenblicks mußte manchen willkührlichen Schritt entſchuldigen, da man nicht immer Zeit hatte, nach der ſtrengen geſetzlichen Vorſchrift zu verfahren. Wo aber das Geſetz ſeine Kraft verloren hat, da erndtet der Demagog [1]).

So war es gemeinſame Angelegenheit aller dieſer Volksaufſtörer, dafür Sorge zu tragen, daß die kriegeriſchen Gährungen in Athen nie ein Ende nahmen, und wie gut ſie dazu ihre Mittel zu finden wußten, iſt aus der Geſchichte dieſer verwirrungsvollen Zeiten nur zu bekannt [2]). Kleon jedoch überbot, wie in allem andern, ſo auch im Kriegsanſtiften ſeine Genoſſen weit, und er verdiente es, die große Mörſerkeule zu heißen, mit der der Kriegsgott die helleniſchen Staaten in ſeinem Mörſer zerſtampfe [3]). Was im Perikles noch auf das Schönſte vereint war, Thätigkeit des Staatsmannes und des Feldherrn, das riſſen zu Athens Verderben Kleon und Nikias auseinander, um ſich darin zu theilen. Der Zunge und dem Arme wurden nun geſonderte Kampfplätze angewieſen: aber die Zunge beherrſchte das Volk, und der Arm mußte ihr dienen. So rafften die demokratiſchen Redner ſchnell genug die Leitung aller Volksbeſchlüſſe an ſich, und die ariſtokratiſchen Feldherrn, deren manche wie Nikias, ſein Unglücksgefährte Demoſthenes, Laches, ſelbſt der rohe Lamachos, noch die alte Tapferkeit in ſich bewahrten, ſanken zu dienſtbaren Werkzeugen einiger maulfertiger Rottenführer herab, die das geäffte Volk bevormundeten, und unter der allgemeinen Unruhe ihre eigne Schändlichkeit verbargen.

Aber der Kampf nach Außen reichte für ihre böſen Abſichten noch nicht hin, ſolange Eintracht im Innern beſtand, an der die Unternehmungen einzelner ſchlechter und unruhiger Bürger immer zu Schanden werden. Darum gehörte es zu ihren Hauptgeſchäften, den Staat in ſeinem Innerſten zu ſpalten und das Gleichgewicht darin aufzuheben. Hatten ſie ſich dann einen

---

immer Demoſthenes' Gegner, Aeſchines, zu ſeyn geſchienen. Aus ſeiner Rede gegen den Ktesiphon, wie aus der des Kleon gegen die Mitylenäer, könnten die Behmrichter und Verſchwörer aller Zeiten viel für ihr Gewerb lernen.

1) Ariſtot. polit. IV, 4, p. 123 Gött.

2) Ueber die Demagogen als Kriegſtifter (πολεμοποιοί) ſ. Plut. im Kimon, 10. und im Nikias, 9. 11. 12. vgl. Heyne opuse. academ. Th. 4, p. 410.

3) Ariſtoph. im Frieden.

Staat im Staate gebildet, so genossen sie in Ruhe die Früchte der von ihnen ausgestreuten Zwietracht [1]).

So drohend und gebieterisch nun aber auch die Stellung der Demagogen gegen die Aristokraten und gegen einzelne Spaltungen im Volk erscheint, so ganz verändert stellt sich ihre Lage dar, wenn wir einen Blick auf ihr Verhältniß zum Volk im Ganzen werfen. Weil ihr Ansehn jeder wahrhaft Sicherheit verheißenden Grundlage ermangelt, giebt es auch kein anständiges Mittel sich darin zu erhalten, und wenn wir nach jener Seite hin nur Stolz und Hochmuth wahrnehmen, so tritt uns auf dieser, den echten Knechtssinn bezeichnend, überall die weggeworfenste Schmeichelei und Unterwürfigkeit entgegen, doppelt abscheulich durch den Gegenstand und den Zweck dieser Huldigungen [2]). Und dieß ist es vielleicht, wodurch sie die sittliche Kraft der Athener am wirksamsten untergraben haben.

Solchem Treiben mit ganzer Seele hingegeben würde doch Kleon ohne die Unverschämtheit, die ihm nach Aristophanes' Ausdruck als seine Schutzgöttin immer mit Hülfe zur Seite stand, seine Rolle wahrscheinlich schon vier Jahre nach Perikles' Tode mit Schimpf ausgespielt haben, da er ohnehin kurz zuvor wegen einer mit den athenischen Bundesgenossen eingeleiteten Betrügerei in Strafe verfallen war, und er, um mit dem öfter angeführten Dichter zu reden, fünf verschluckte Talente wieder hatte ausspeien müssen.

Um diese Zeit hatte der athenische Heerführer Demosthenes an der Westküste von Elis, auf der Stelle, wo das alte Pylos stand, eine kleine Festung angelegt, und war in derselben von bedeutender spartanischer Kriegsmacht zu Lande, zugleich aber auch von der See aus durch eine kleinere Heeresabtheilung, unter Epitades und Hippagretas auf der Insel Sphakteria, eingeschlossen. Den Belagerern auf der Landseite war vom Peloponnes her nicht beizukommen; dagegen hatte ein athenisches Geschwader, von Eurymedon befehligt, die Insel umzingelt, und ihre Besatzung von aller Verbindung mit der Hauptmacht abgeschnitten. So suchte man sich in einer eignen Doppelbelagerung gegenseitig auszuhungern. Den Spartanern auf Sphakteria kam die Gefahr zuerst nahe, und sie veranlaßten durch Herolde Friedensanträge in Athen, die den Verständigen und Besonnenen dort höchst erwünscht, dem Kleon aber und Seinesgleichen ebenso ungelegen kamen. Kleon erhob sich dagegen: die ganze Schuld der langwierigen Einsperrung des Demosthenes schob er auf den damaligen Staatsfeldherrn, den Nikias, und erklärte dem Volke, es bedürfe nur eines nachdrücklichen Entschlusses, um der Stadt einen glänzenden und entscheidenden Sieg über Sparta zu verschaffen: nach diesem könne man dann mit Ehren und mit Vortheil über den Frieden unter-

1) Aristot. polit. V, 8, p. 179 Göttl. Diodor von Sicilien, 13, 53. vergl. Kortüm's Kleon, p 38.

2) Aristot. polit. IV, 4, p. 123. V, 9, p. 187 Göttl. Plutarch im Kimon 10. Nach Aristoteles war Demagog und Schmeichler Eins. Und dieser Gebrauch des Wortes von jeder Kriecherei Vornehmer gegen Geringere, zumal wenn ein politischer oder sonst eigennütziger Zweck zum Grunde liegt, scheint bald stark in Gebrauch gekommen zu sein: so braucht es Aristot. polit. II, 6, p. 56 f. Göttl. vom Pausanias der spartanischen Könige gegen die Ephoren, so selbst vom Agesilaos Plutarch im Ages. 5. Hier ist es also gleichbedeutend mit κόλαξ, ὑπηρέτης, ὑπουργὸς ἄρχοντος. In minder tadelndem Sinne hat es Arist. polit. V, 9, p. 192 Göttl. und Demosth. in der Rede über die Angelegenheiten im Chersones, p. 98 Reiske.

handeln. Nikias, gewandter als er ſonſt pflegte, erklärte dagegen, er ſey bereit dem Kleon den Oberbefehl abzutreten, damit er das ſo zuverſichtlich Verheißne wahr mache. Dieſer, der darauf nicht gerechnet hatte, ſuchte jetzt ſein Wort ſchleunig zurückzuziehen: aber das von Hoffnungen berauſchte Volk ſchrie ihn ohne weiteres zum Feldherrn aus, und er, der wahrſcheinlich nie ein Lager geſehen hatte, ließ ſich nun um ſo eher bereit finden, als grade im entſcheidenden Augenblick die Nachricht von bedeutenden, ein Mehres verheißenden Vortheilen des Heeres in Pylos einlief. Die ſpartaniſche Friedensbotſchaft ward alſo unverrichteter Sache heimgeſandt, und Kleon ging mit einiger Verſtärkung nach Pylos ab. Hier fand er alles durch Demoſthenes' entſchloßne Thätigkeit zum allgemeinen Angriff auf Sphakteria vorgerüſtet: beſcheidnerweiſe begnügte er ſich, den Befehl nur mit Demoſthenes, nicht über ihm anzunehmen, und da ſo alles nach dieſes erfahrnen Kriegers Plan und Leitung ausgeführt ward, krönte der glänzendſte Erfolg das Werk. Demoſthenes mit ſeinem halbverhungerten Heere war gerettet, die auf Sphakteria aber wurden theils zuſammengehauen, theils gefangen genommen: nie zuvor war eine ſolche Anzahl freier ſpartaniſcher Bürger, unter ihnen Söhne aus den erſten Geſchlechtern, in die Hände der Athener gerathen: und Kleon, nun ſelbſt von ſeinem Feldherrnberuf überzeugt, kehrte mit einem wahren „Ich kam und ſah und ſiegte", in die überglückliche Stadt zurück.

Um ſo leichter war er nunmehr im eiteln Wahn ſeiner Unbeſieglichkeit drei Jahre ſpäter zu bewegen, mit anſehnlicher Heeresmacht den Oberbefehl in Thrake zu übernehmen. Daß er dabei keinen Demoſthenes zur Seite, und ſtatt einer kleinen, von Hunger und Drangſal erſchöpften Schaar ein Spartanerheer unter dem glorreichen Braſidas gegen ſich hatte, ließ ihn die Verblendung, die ihn ſeinem Schickſal entgegentrieb, nicht in Anſchlag bringen. In Skione gelandet, überrannte er die kleinen Feſten Torone und Galepſos, und durch dieſe geringfügigen Erfolge noch mehr aufgeblaht, lagerte er ſich bei Eion am Strymon, der wichtigen Stadt Amphipolis gegenüber, die Braſidas mit viel ſchwächerer Macht beſetzt hielt. Da dieſer abwartete, was da kommen werde, zweifelte Kleon nicht, daß dieſe wohlberechnete Zögerung lediglich eine Wirkung des vor ihm her gehenden Schreckens ſey, und der hochtönenden Reden eingedenk, die er vor ſeiner Abfahrt in Athen gehalten hatte, beſchloß er ſofort Amphipolis mit Sturm zu nehmen.

Als Braſidas das atheniſche Heer von den Anhöhen herab kommen ſah, erkannte auch ſein ſicherer Blick ſchon in der ungeſchickten Anordnung der durch ihre Anzahl wirklich zu Beſorgniſſen berechtigenden Maſſen den Geiſt ihres Führers und die Unfehlbarkeit ſeines Sieges. Ohne es nöthig zu achten, alle ſeine Streitkräfte aufzubieten, eilte er dem Kleon mit einer kleinen Schaar entgegen. Dieſer, der den Braſidas in Amphipolis hatte aufſuchen wollen, um dort den Tag von Sphakteria zu erneuen, gerieth über die unerwartete Begrüßung dermaaßen in Schrecken, daß er ſchleunigſt nach Eion umzuwenden befahl. Sein Gebot ward aber mit ſo fluchtähnlicher Haſt ausgeführet, daß der Eine Flügel beim Umſchwenken dem andern den Weg verrannte: allein bevor ſie ſich wieder auseinander wirren und den Rückzug fortſetzen konnten, hatte Braſidas das ſchon vor Beginn der Schlacht geſchlagene Heer erreicht, und zur Gegenwehr gezwungen. Einzelne Haufen kämpften ihres Vaterlandes würdig, ohne das Ganze halten zu können: der Sieg war ſchnell für die Spartaner entſchieden, doch hatten ſie ihn mit dem

Leben ihres heldenmüthigen Führers erkaufen müssen. Kleon war schon zu Anfang des Treffens, von einer bereits in den Kampf verwickelten Schaar zu einer andern ihren Rückzug noch ungehindert verfolgenden flüchtend, durch einen Leichtbewaffneten eingeholt und getödtet.

So endete der Mann sein auch mit allen häuslichen Lastern befleckles Leben, den seine Zeitgenossen wo nicht zuerst, so doch vorzugsweis vor allen andern mit dem Namen des Demagogen belegt zu haben scheinen [1]). Denn wenn uns auch noch manche seiner Genossen besonders vom Aristophanes vorgeführt werden, so sind uns doch von diesen allen nur unzusammenhangende Einzelheiten aufbewahrt, und keiner von ihnen scheint es zu solchem persönlichen Ansehn gebracht zu haben, wie es Kleon zur Schande Athens eine Zeit lang behauptete, und wer weiß wie lange behauptet haben würde, wenn nicht auch in Bezug auf seinen baldigen Fall das Glück der Stadt größer als das Verdienst der Bürger gewesen wäre [2]). Wir gedenken nur einiger der nahmhaftesten, die theils gleichzeitig mit Kleon, theils gleich nach seinem Untergange das athenische Volk bearbeiteten [3]).

Hyperbolos, eines gebrandmarkten und in die Silberbergwerke geschickten Züchtlings Sohn, erwarb sich zuerst als Inhaber einer Lampenfabrik durch verfälschte Gewichte und andern Betrug ein bedeutendes Vermögen. Dann mit Kleon verbunden machte er sich bemerklich durch die freche Gleichgültigkeit, mit der er alle Angriffe der Lustspieldichter, die ihn dem Volke in seiner ganzen Nichtswürdigkeit zeigten, von sich abgleiten ließ, und durch die er sich am Ende bei Manchen in den Ruf eines festen und muthigen Mannes brachte. So gelang es ihm denn auch, da nach Kleon's Tode dem Volke niemand so schaamlos zu schmeicheln, niemand Kleon's böse Künste so dreist fortzusetzen verstand wie er, großen Einfluß in den Volksversammlungen, ja selbst die Feldherrnwürde zu erschleichen. Doch dauerte sein Ansehn nicht gar lange: auf Alkibiades' Betrieb wurde er durch das Scherbengericht verbannt, und 5 Jahre nachher bei einem Volksaufstand in Samos erschlagen.

Nächst diesem würdigsten Nachfolger Kleon's zeichneten sich aus als Anheger zum Kriege Kleophon, ein Ausländer von dunkler Abkunft, wahrscheinlich ein Thraker, der sich allen Friedensunterhandlungen mit der größten Heftigkeit widersetzte, mit seinem Ungestüm gewöhnlich durchdrang und selbst zur Oberfeldherrnwürde gelangte, der Becker Kleigenes, auch ein Fremdling, klein an Leib, aber unternehmendes Geistes, der mit Kleophon nach der Schlacht bei den Arginusen das Volk bewog, den dargebotnen Frieden zurückzuweisen, und Demostrates, der einen Theil der Schuld an dem unglücklichen sicilischen Kriege trug [4]). Durch niedrige Gesinnung und lasterhaftes Leben befleckt waren Kleisthenes [5]), Archedemos, ebenfalls ein Ausländer, Kleonymos,

1) Plut. im Aimen, 19. setzt die Hauptzeit der anfangenden Demagogie nach Aimen's Tod, bestimmter im Aristid. 21. nach Perikles' Tod, womit Demosth. in der Rede über die Angel. im Chersen. p. 97 und Olynth. III, p. 31 R. zusammenstimmt.

2) Welches niemand den Athenern häufiger zu hören gab als Demosthenes.

3) Die Nachweisungen der Quellen über die folgenden Demagogen bei Kortüm, Hellen. Staatsverf., p. 177 fg.

4) Plut. im Nikias, 12.

5) Aristoph. in den Rittern, 1374. Heyne opusc. academ., Th. 1, p. 101.

ein feiler, feiger und doch nicht einflußloser Prunkredner, und der Schaafhändler Lysikles[1]): strafbarer Wankelmuth entehrte den Theramenes von Kos, einen Mann, der bei einiger Festigkeit des Willens Großes hätte leisten können, nun aber, von Feigheit und unstätem Ehrgeiz getrieben, nach allen Richtungen hin schwankte, mit großer Gewandtheit die jedesmal vorherrschenden Grundsätze der Verwaltung zu den seinigen machte, und dafür durch den Beinamen des Kothurns[2]) der Nachwelt als Mantelhänger überliefert ward. In ihm und dem Aristokrates, der ihm gleich war an Klugheit, Einsicht und Thätigkeit, aber auch an Charakterlosigkeit, veranschaulichte sich die Wahrheit des Ausspruchs, der Demagog leite das Volk nicht, sondern lasse sich vom Volke leiten[3]).

Schlimmer aber als alle wirkten[4]) auf Staat, Sitten und Wissenschaft die Frömmler, die den Schwachen in Opfern, Gebeten und heiligem Müßiggang Schutzmittel gegen den unruhigen Zeitgeist vorspiegelten, um durch Fesselung der Vernunft und Geistesfreiheit das sinkende Ansehn einer entarteten Priesterschaft herzustellen, und unter dem Deckmantel des Glaubens und der Gottesfurcht, der eignen Habgier fröhnend, die wahren Grundlagen des Staates zu untergraben. Zu diesen gehörte der Priester Lampon, und auch der rohe Kleon war ihrem nebelnden Gaukelwesen nicht abhold.

Solche Menschen, deren Zahl noch mit manchem Namen vermehrt werden kann, lauter Emporkömmlinge der niedrigsten Art, zum Theil Barbaren von Geburt, alle mit entehrender sittlicher Makel behaftet, vollendeten den Sturz des alten athenischen Volksglaubens, den Verfall der Beredtsamkeit, die Verödung der Turnplätze, die Auflösung des athenischen Kriegswesens, das von jetzt an durch Miethlinge betrieben ward, und die Zerrüttung des öffentlichen und des häuslichen Wohlstandes.

Und dieß Getreibe war es, was die Alten im eigentlichen Sinne Demagogie nannten, Verführung des Volkes durch kriechende Erniedrigung unter seinen launenhaften Willen, um es zur rechten Stunde hinwiederum nach eignem Gelüsten bestehlen und berauben zu können. Wo Zweck und Mittel so an Verworfenheit wetteiferten, da mußte der Untergang der Demokratie, für deren Verfechter die Demagogen angesehn seyn wollten, unvermeidlich und recht eigentlich der Demagogen Werk seyn[5]).

Eine Volksherrschaft, die durch Partheihäupter über ihr wahres Wesen getäuscht, und über alle Grenzen gesetzlicher Ordnung hinausgelockt ist, findet in der Pöbelherrschaft endlich ihre Auflösung. Eine solche Volksseuche aber konnte, wie überall, so auch in Athen nicht von langem Bestande seyn: sie mußte schnell, wenn auch erst nach gänzlicher Erschöpfung aller sittlichen Kräfte, austoben. In Athen erreichte sie ihre Endschaft achtzehn Jahre nach Perikles' Tode, als unter Alkibiades' Mitwirkung durch förmlichen

---

1) Heyne opusc. academ., Th. 1, S. 801.

2) Entweder weil der Kothurn für beide Füße paßte, oder weil er ebensowohl von Weibern wie von Männern getragen werden konnte.

3) Thukyd. 2, 65. Kortüm's Kleon, S. 38.

4) Nach Kortüm's trefflicher Darstellung, hellen. Staatsverf., S. 185 eine Grundwahrheit für jedes Land und für jede Zeit.

5) Aristot. polit. V, 7, p. 170 ff. Göttl.

Volksbeſchluß die Volksherrſchaft abgethan, und an ihrer Stelle eine von vierhundert Ariſtokraten geleitete oligarchiſche Verfaſſung angeordnet wurde.

Durch der Demagogen heilloſe Verſtrickungen war alſo das Volk ſelbſt ſoweit gebracht, der Nothwendigkeit eines Rückſchrittes inne zu werden, und freiwillig aufzugeben, was es lange als ſein höchſtes Gut geachtet und mit ſchweren Aufopferungen verfochten hatte. Der erſten Umgeſtaltung folgten gewaltſamere auf dem Fuße nach, die gewaltſamſte nach Lyſandros' Eroberung der Stadt durch Einſetzung der dreißig Zwingherren. Mit dem Untergang der unbeſchränkten Pöbelsherrſchaft verſchwinden aber auch die Demagogen, deren Zeit in der ächten, alten Bedeutung des Namens wir ſonach auf die achtzehn Jahre zwiſchen dem vierten der 87ſten und dem erſten der 92ſten Olympiade (429—411 vor der chriſtlichen Zeitrechnung) zu beſchränken uns berechtigt glauben [1]).

Daß die Demagogie nur in Athen zu voller Entwicklung gelangte, und daß ſie nur dort einen förmlichen Stand bildete, hängt mit der ganzen politiſchen Geſchichte dieſer Stadt ſo nothwendig als natürlich zuſammen. Nur da wo eine anerkannte demokratiſche Verfaſſung alle Volkstugenden weckte, ohne eine Gewähr für die Aufrechthaltung derſelben zu geben, war eine ſolche durch das Uebermaaß erzeugte Entartung denkbar. Ausſchließlich aber hat ſie keineswegs in Athen gewüthet: ſowie faſt alle helleniſchen Staaten mannigfaltigen Verfaſſungswechſeln unterworfen geweſen ſind, und auf die meiſten derſelben die glanzvollen Erſcheinungen an Athens politiſchem Horizont einen unverkennbaren Einfluß geübt haben, ſo hat es auch in vielen andern Staaten nicht an gewaltthätigen und argliſtigen Bürgern gefehlt, die die Demagogenrolle ſoweit durchſpielten, als es die Umſtände, von denen ſie abhängig waren, geſtatten wollten. Am freiſten von Umgeſtaltungen durch demagogiſche Eingriffe behauptete ſich fortwährend Sparta. Dort waren die Demagogen ebenſo gründlich verhaßt, wie dieſen ſpartaniſche Sitte und Verfaſſung [2]). Sichere Spuren dagegen finden wir in den vereinzelten Nachrichten, die ſich über Kumä [3]), Sybaris [4]) und Leontini [5]) erhalten haben: das oft durch gewaltſame innere Stürme erſchütterte Syrakus [6]) hat in ſeinen blühendſten Zeiten der Demagogen ſtörende Einmengungen wiederholt erfahren: ebenſo Rhodos [7]), Kos [8]), Abydos [9]), die pontiſche wie die phthiotiſche Herakleia [10]), Megara [11]) und Korinth [12]). Aber bei der Lückenhaftigkeit

1) Diodor von Sicilien 13, 34. 38 vergl. S. 128, Anm. 1).

2) Plutarch im Perikl. 10. und im Kimon. 10. Ueber den uneigentlichen Gebrauch des Wortes in Bezug auf ſpartaniſche Verfaſſe, ſ. S. 126, Anm. 2).

3) Ariſtot. polit. V, 4, p. 161 Göttl. mit den Anm. von Garve, S. 354.

4) Diodor von Sicilien, 12, 9.

5) Ariſtot. polit. V, 8, p. 178 Göttl.

6) Ariſtot. polit. V, 8, p. 178 Göttl. Diodor von Sicilien, 13, 19. 33. 35. Plut. im Nikias 28. und im Timol. 37.

7) Ariſtot. polit. V, 4, p. 160 Göttl. vgl. Schneider zu V, 2, 5. 6. u. Thukyd. 8, 44.

8) Ariſtot. polit. V, 4, p. 160 Göttl.

9) Ariſtot. polit. V, 5, p. 165 Göttl.

10) Ariſtot. polit. V, 4, p. 161. V, 5, 162 ff. Göttl. vergl. Garve, S. 352. 362.

11) Ariſtot. polit. V, 4, p. 161 Göttl.

12) Ariſtot. polit. V, 8, p. 178 Göttl.

unſerer Ueberlieferungen über die innere Geſchichte der einzelnen helleniſchen Städte führt das wenige Vorhandne zu keinen beſonders wichtigen Ergebniſſen. Nur ſoviel geht daraus mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit hervor, daß faſt alle dieſe Bewegungen, wie der erſte Verſuch des Peiſiſtratos, in tyranniſcher Gewaltherrſchaft ihr Ende fanden.

Das Grundweſen der Demagogie hatte aber in Athen viel zu tiefe Wurzeln geſchlagen, um mit einer Veränderung in der Verfaſſung ausgerottet zu werden. Volksverführer, die zu frevelhaftem Mißbrauch zugeſtandner demokratiſcher Vorrechte anleiteten, gab es freilich nach Auflöſung der Demokratie nicht mehr. Aber das Gift, das dieſer den Tod gebracht hatte, niedrige Schmeichelei gegen die herrſchende Macht anſtatt freies Gehorſams gegen das Geſetz, war keineswegs mit der Demokratie ausgeſtorben: vielmehr ging es mit neuer Kraft auf den neuen oligarchiſchen Zuſtand über, und wird alsbald in oligarchiſchen Demagogen ſichtbar, die ihren demokratiſchen und ochlokratiſchen Vorgängern und Meiſtern in keiner Hinſicht nachſtehn, vielmehr die Entartung der neuen Verfaſſung ebenſo nachdrücklich beſchleunigen wie vorher die der Volksherrſchaft [1]). Ein ſolcher oligarchiſcher Demagog, Phrynichos, ſaß im Rathe der Vierhundert [2]), und Menſchen wie Theramenes und Chariklés [3]) wanden ſich durch alle dieſe Wechſel glücklich hindurch, um als Theilnehmer an der Zwingherrſchaft der Dreißig ſich endlich ohne Larve in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen.

Dieſe ſcheinbaren Widerſprüche erklären ſich unſchwer aus dem Weſen der atheniſchen Demagogie. Zuviel Ehre würde man dieſer erzeigen, wenn man ſie als einfaches Ergebniß verkehrter Anſichten aus der mangelhaften Erkenntniß ihrer Anhänger herleiten wollte: ſie ging einzig aus dem Willen und der Geſinnung der ſchlechteſten Bürger hervor, und dieſe wollten nicht der Volksfreiheit einen wohlgemeinten, nur übel verſtandnen Dienſt leiſten, ſondern durch feiges Anſchmiegen an die im Staate vorwaltende Macht freien Spielraum gewinnen, ihren Leidenſchaften zu fröhnen.

Die ältern ſogenannten Demagogen bis zu Perikles ſtießen Achtung ein durch die folgerechte Beharrlichkeit, mit der ſie den Gedanken der Mündigmachung des Volkes zu verwirklichen, und alle entgegenſtehenden Schwierigkeiten zu überwinden wiſſen. In dieſem Sinne Demagog zu ſeyn, war ſo ſchwer als gefahrvoll, weil man es mit ehrenwerthen und mächtigen Gegnern zu thun hatte. Mit jedem Stoß, den dieſe erlitten, nahmen Schwierigkeit, Gefahr und Verdienſtlichkeit der Volksvertretung gegen den Adel ab, und ſie ſchwanden gänzlich, ſobald das Volk obgeſiegt hatte.

Erſt anjetzt, nach Perikles' Tode, ſahn wir die eigentlich ſogenannte Demagogie ſich erheben, die fortan die willigſte Dienerin der Gewalt war, ohne ſich weiter um deren Weſen und Richtung zu kümmern. Sowie nun aber das erſte demokratiſche Emporſtreben gerade dadurch viele herrliche Kräfte und große Tugenden hervorrief, daß es einen ununterbrochnen großartigen Kampf unterhielt, und einen ſteten, zum Gleichgewicht hindrückenden Gegenſatz bildete: ſo brachte die erſt mit dem völlig befeſtigten Siege der Demo-

1) Ariſtot. polit. V, 5, p. 163 f. Göttl.

2) Ariſtot. polit. V, 5, p. 163 Göttl. vergl. Thukyd. 8, 68, 90

3) Xenophon, griech. Geſch. 2, 3, 2. Ariſtot. polit. V, 5, p. 163 Göttl.

kratie beginnende Demagogie auch die entgegenſtehenden Nachtheile hervor, und bewirkte eine trotzige Selbſtzufriedenheit beim Volke, in der ſchon der Verfall der frühern Kraft eingeſtanden war. Der Demagog aber konnte bei jeder Unthat auf den Schutz der gebietenden Menge rechnen, da er nur dieſer als ſeiner wahren Göttin, nie dem Geſetz, dem Recht, der Wahrheit oder einer ſelbſtändig gefaßten Idee zu huldigen ſich gewöhnt hatte.

Wie konnte alſo der Demagog länger eine demokratiſche Larve tragen, als die Demokratie an der Tagesordnung war? Die demokratiſche Farbe war eine zufällige Aeußerlichkeit geweſen, die ohne Umſtände mit einer neuen vertauſcht ward, ſobald die Form der Verfaſſung wechſelte. Kein Wunder alſo wenn uns Ein und derſelbe Bürger innerhalb weniger Jahre als würdender Schlokrat, als Oligarch und als Mitglied eines Vereins von despotiſchen Landvögten erſcheint. Wer nichts davon aus Geſinnung war, konnte leicht das alles und noch mehr aus Klugheit werden. Nicht alſo ein das Gleichgewicht und die geſetzliche Ordnung ſtörendes Uebermaaß von demokratiſcher Geſinnung machte den wahren Demagogen, ſondern eine völlige Geſinnungsloſigkeit, die nur dem Einen Grundſatz folgte, der gerade im Staate herrſchenden Macht zu dienen, und ſie wieder zu verlaſſen, ſobald ihre Zeit abgelaufen ſeyn würde. In demokratiſchen Zeitläuften erwachſen und danach benannt, ward ſie mit den Vierhunderten oligarchiſch, mit den Dreißigen tyranniſch, und in der kurzen Zwiſchenzeit zwiſchen den Schlachten von Mantineia und Chäroneia prunkte ſie abermals demokratiſch daher.

Scheint auch der Name Demagog damals ſchon faſt außer Gebrauch gekommen zu ſeyn, ſo fehlte es doch nicht an ſolchen, die ihn zu tragen würdig waren. Eubulos von Anaphlyſtos, Ariſtophon von Kollytos, Demades, Aeſchines und die ganze, vom Demoſthenes vergebens bekämpfte Hydra der philippiſirenden Redner waren Kleon's würdige Nachfolger, die das von ihm begonnene Werk zu Ende führten, indem ſie mit gleicher Willfährigkeit den bequemen Gelüſten des athenienſiſchen Volkes und den Eroberungsplanen des makedoniſchen Königs entgegenkamen.

Im buchſtäblichen Sinne des Wortes können ſich alſo Demagogen nur da erheben, wo das Volk herrſcht. Sieht man auf die Sache, ſo ſind ſie in jeder Verfaſſungsform denkbar, vor allen in der monarchiſchen. Hier ſind es die Verräther an den heiligſten Menſchheitsrechten, die den Alleinherrſcher zum frevelhaft willkührlichen, Recht und Geſetz mit Füßen tretenden Mißbrauch ſeiner Macht verführen, und dadurch die feſteſte Grundlage der Throne wankend machen.

Zu Theokrit's Chariten.

Obgleich die Aechtheit dieſes ſinnvollen Gedichts neuerlich angezweifelt iſt, ſo wird doch darauf nicht eher widerlegende Rückſicht zu nehmen ſeyn, als bis Gründe den leichtfertigen Einfall zu einem prüfungswerthen Gedanken erhoben haben. Bleibe dem ſtümpernden Anfänger ſein „Theocritum, non Theocriti“ unverwehrt: nur meine man nicht, daß der alte Sänger gegen ſolche Unkritik einiges kritiſchen Beiſtandes bedürfe.

Klar iſt aus V. 76 sq., daß die Chariten gleich nach Hieron's Bündniß mit Rom gegen Karthago, 263 Jahre v. Chr., geſchrieben ſind, aus der Haltung des Ganzen und beſonders aus V. 106, daß Theokrit ſich mit dieſem Werke dem muſenliebenden Fürſten allererſt bekannt zu machen gedachte. Der mißmuthige Anfang läßt das noch nicht wieder verwundne Nachgefühl vereitelter Plane und Hoffnungen durchblicken: wahrſcheinlich war es ihm wie andern Auswanderern in Aegypten nicht nach Wunſch ergangen. Das lehrt in den Adoniazuſen V. 48. 49, welche Stelle allein hinreicht, die gemeine Anſicht zu beſeitigen, nach der Theokrit dieſen Mimus für den alexandriniſchen Hof geſchrieben haben ſoll. Aber auch abgeſehen von dieſem ungeheuern Ausfall auf die Aegyptier im Ganzen, der nur außerhalb Aegypten unternommen werden konnte: welche Thorheit wäre es geweſen, dem Ptolemäus die Feſte im Kleinen abzuſchildern, die dieſer ſelbſt im Großen veranſtaltet hatte! Seinen Landsleuten in Syrakus ſtellte er einen glänzenden Punkt aus dem alexandriniſchen Hofgetreibe mit aller mimiſchen Lebendigkeit dar, und ermangelte dabei nicht, die Theilnahme durch geſchickte Anregung des doriſch-ſyrakuſiſchen Volksgefühls in Anſpruch zu nehmen, ſ. V. 90—93. Was ſollten damit die Ptolemäer? Ebenſo bedeutend iſt die Stelle 14, 64, wo dem Philadelph zwar allerlei Löbliches und Königliches zugeſtanden, aber am Ende einige Kargheit vorgerückt wird: daher wird 14, 66 nur kriegeriſchen Abentheurern gute Erndte in Aegypten verheißen, was, mit den Klagen in den Chariten zuſammengehalten, Theokrit's Heimkehr nach Sicilien erklärt. Wahrſcheinlich ſind die drei Idyllien 14. 15. 16 ziemlich aus Einer Zeit und in Einer Stimmung geſchrieben.

Wir theilen nun über drei Stellen der Chariten unſere Meinung zu weiterer Prüfung mit.

V. 24—29 werden den Reichen Regeln über zweckmäßige Verwendung ihrer Schätze gegeben: ſie ſollen ſie nicht zu todten Klumpen anhäufen, ſondern lieber Einiges dem Herzen ſchenken, Einiges einem der Sänger, vielen der Verwandten und auch andern Menſchen wohlthun, den Göttern ſtets

opfern, nicht karg seyn gegen den Gast, sondern ihn reichlich bewirthen, zumeist aber die heiligen Priester der Musen ehren.

Ueber diese Zusammenstellung hat man entweder nichts zu bemerken gefunden, oder den Dichter gar wegen zweimaliger Erwähnung der Sänger belobt. Jacobs allein fand großen und gegründeten Anstoß daran, und änderte:

ἀλλὰ τὸ μὲν Ψυχᾷ, τὸ δὲ καί τινι δοῦναι ἀέθλων

statt ἀοιδῶν, denn sollte der Sänger mit wahrem Nachdruck zweimal gedacht werden, so mußte das zuerst und zuletzt, nicht an einer indifferenten Stelle mitten drinne geschehen: dazu nun noch das matte τινὶ ἀοιδῶν, welches ganz gegen Theokrit's Meinung ist, der V. 29 keineswegs einen und den andern, sondern alle Sänger geehrt wissen will. Gegen die Aenderung ἀέθλων möchte aber das einzuwenden seyn, daß die ritterliche Lust an den Kampfspielen schon in der Ψυχά steckt, die Alles umfaßt, was den Reichen selbst Freude macht, während von den Worten τὸ δὲ καί an die Verpflichtung eingeschärft wird, sich selbst auch dann und wann etwas zu entziehen, um es Andern mitzutheilen: daher scheinen auch hier Personenbezeichnungen durchaus nothwendig, Verwandte, Mitmenschen, Götter, Gäste, Sänger werden nach einander aufgezählt: dabei stören die Kampfspiele unfehlbar. Mir scheint das leichteste und natürlichste:

ἀλλὰ τὸ μὲν Ψυχᾷ, τὸ δὲ καί τινι δοῦναι ἀϊτῶν,

welches ächt Theokritische Wort aus den Commentatoren zu 12, 14 und aus Welcker's geistreicher „Ehrenrettung der Sappho", S. 47, hinlänglich bekannt, und von einem Itacisten gesprochen mit der gewöhnlichen Lesart beinah gleichlautend ist: auch braucht dann, worauf man bei kritischen Aenderungen in der Regel zu wenig achtet, der Accent nicht geändert zu werden. Daß unser Dichter aber von einem in aller Lebensfülle schwelgenden Manne zärtliche Neigungen forderte, lehrt das Lob, das Ptolemäus Id. 14, 61 als ein ἐρωτικός empfängt. Ganz übereinstimmend damit ist die heitere Stelle in Platon's „Staat", 4, 1. p. 320, A. Steph., wo Bekker die ficinische Lesart ἑταίραις mit Recht in den Text gerückt hat.

Mehrfach besprochen ist eine andere Stelle der Chariten, V. 32:

ὡσεί τις μακέλᾳ τετυλωμένος ἐνδόθι χεῖρας,
ἀχὴν ἐκ πατέρων πενίαν ἀκτήμονα κλαίων,

wo Valckenaer ἀχήν statt des gewöhnlichen εὐχήν oder δεινήν aus guten Quellen herstellte, und es als Nominativ, zusammengezogen aus ἀεχήν, nahm, woraus sich auch die Länge der ersten Sylbe erklärte, und worin ihn das „Etymologicum Magnum", p. 181, 15. 404, 23 befestigte. Neuere änderten die Wortverbindung, und setzten nach ἀχήν ein Komma, das aber unstreitig am besten nach ἐκ πατέρων gesetzt würde, indem der Arme dann erst volles Recht hat, über seine Dürftigkeit zu klagen, wenn sie wie ein Fluch schon von den Vätern her auf ihm ruht, also durch keine Arbeitseligkeit beseitigt werden kann, und also die unverdiente, von den Göttern verhängte Armuth ist, von der schon Hesiod opp. 640. 720 singt.

Dabei bleibt aber ein schweres prosodisches Bedenken, indem Aeschylos uns das unmittelbar von ἀχήν abzuleitende Substantivum ἀχηνία in dem glykonischen Verse, Agamemnon, 429,

ὀμμάτων δ' ἐν ἀχηνίαις
ἔρρει πᾶσ' Ἀφροδίτα

mit unleugbar kurzer Anfangssylbe aufbewahrt hat, wogegen die zweite Stelle, an der dieß seltne Wort vorkommt, Choephoren 298 wenigstens nicht streitet, indem die fragliche Sylbe dort an gleichgültiger Stelle steht. Hieraus folgt, daß die von Valckenaer angenommene Etymologie nicht die richtige, und ἀχὴν wahrscheinlich auf den Stamm χαίνω mit einer wie gewöhnlich kurzen Vorschlagsylbe zurückzuführen ist. An einem solchen Widerspruche wird dem freilich nichts gelegen seyn, „der die Sprache aus innern Gesetzen, und nicht nach zufälligen Vorkommenheiten zu erfassen sucht": desto mehr jedem Andern, der nicht zu diesen leichtfertigen Sonntagskindern gehört, der die griechische Sprache aus ihren ächten Quellen schöpft, und sie sich nach Bequemlichkeit oder Laune selbst zu machen Bedenken trägt. Darum wird wohl entweder anzunehmen seyn, daß bei Theokrit die Aspirata in ἀχὴν eine Position hervorbringe, dergleichen von Schäfer zum Theognis 1057 und von Elmsley zu Sophokles' Oedipus Tyrannos 1222 bemerkt ist: oder man lese mit Aenderung Eines Buchstaben und Eines Tons:

ὡσεὶ τις μακέλῃ τετυλωμένος, ἔνδοθι χεῖρας,
ἄχην ἐκ πατέρων, πενίαν ἀκτήμονα κλαίων,

wodurch der obenangedeutete Sinn dieser Stelle aufs bestimmteste hervorgehoben wird.

Der nächstfolgende Vers ist bisher unangetastet, freilich auch unerläutert geblieben. Theokrit will zeigen, wie der Dichter allein dem Reichen, dem Mächtigen, dem Tapfern Unsterblichkeit verleihe. Zum Beweise führt er zuerst die vom Keïschen Simonides verherrlichten Thessaler Fürsten auf:

πολλοὶ ἐν Ἀντιόχοιο δόμοις καὶ ἄνακτος Ἀλεύα
ἁρμαλιὰν ἔμμηνον ἐμετρήσαντο πενέσται,
πολλοὶ δὲ Σκοπάδαισιν ἐλαυνόμενοι ποτὶ σακὸν
μόσχοι σὺν κεραῇσιν ἐμυκήσαντο βόεσσιν,
μυρία δ' ἂμ πεδίον Κραννώνιον ἐνδιάασκον
ποιμένες ἔκκριτα μῆλα φιλοξείνοισι Κρεώνδαις,
ἀλλ' οὔ σφιν τῶν ἦδος κτλ.

Was soll uns hier der syrische Königsname Antiochos, mit Aleuas zugleich genannt, wo nicht als sein Hausgenoß, doch offenbar als thessalischer Häuptling, wie die Penesten zeigen, und als besungener Freund des Simonides? Das hat niemand weder gesagt, noch auch nur gefragt.

Daß Theokrit hier die drei vornehmsten thessalischen Familien, die Aleuaden, die Skopaden und die Kreonden, nach einander aufführt, fällt in die Augen: dieß mit der Stellung der einzelnen Wörter zusammengehalten, nöthigt zu der Annahme, Antiochos gehöre zum Aleuadenstamme, um so mehr als zu Simonides' Zeit nur noch Aleuaden, kein Aleuas mehr in Larissa lebte, so daß die Nennung des Letztern hier offenbar den ersten Gründer jenes Hauses, Antiochos aber einen der damaligen Besitzer desselben, bezeichnet. Wer waren nun zu Simonides' Zeit die Aleuaden? Nach dem Zeugniß des gleichaltrigen Herodot, 9, 58 Thorax, Eurypylos und Thrasydeios. Diese Stelle bringt Alles ins Klare, wenn wir ändern:

πολλοὶ ἐν Εὐρυπύλοιο δόμοις καὶ ἄνακτος Ἀλεύα.

Einen etwas leichtern Ausweg wollen wir indeß nicht verschweigen: Diogenes Laertius 2, 25 nennt neben dem Skopas als Herrn von Larissa zu Sokrates' Zeit den Eurylochos. Da nun gewisse Namen in den Familien erhalten wurden, könnte man leicht Eine dieser Stellen durch die andere verbessern, und

Gleichheit der Namen bewirken, da die Namen Eurypylos und Eurylochos leicht genug verwechselt werden konnten. Wir brauchten dann nur Ἐυπύλοιο in Εὐρυλόχοιο zu verwandeln. Aber der Gewinn dabei iſt gering, und außerdem ſcheint der Name Eurypylos in Lariſſa heimiſch geweſen zu ſeyn, wie z. B. Quintilian institut. orat. II, 2, 14 eines lariſſäiſchen Geſchichtſchreibers der Aleuaden Eurypylos gedenkt, wahrſcheinlich deſſelben, der auch bei Athenäos II, p. 508 f. vorkommt. Da nun bei Herodot alle Handſchriften den Namen gleich ſchreiben, glaube ich, daß ſowohl die Stelle des Theokrit, als die des Diogenes danach berichtigt werden muß. Zugleich laſſen nun Theokrit's Worte vermuthen, daß zu Simonides' und Herodot's Zeit die Aleuaden in Lariſſa, die Skopaden in Pharſalos und die Kreonden in Kranon wohnten: ein vielbeſprochener Streitpunkt, der am weitläuftigſten von Schneider zu Ariſtoteles' Politik 5, 3, 7. addend., T. 2., p. 490 sq. beſprochen iſt. Volle Gewißheit freilich würden erſt die Gedichte des Simonides ſelbſt geben, auf die Theokrit ſich bezieht, und deren das Alterthum ſo oft bewundernd gedenkt.

Ueber das Zeitalter des Physiognomikers Polemon.

Soviel mir bekannt iſt, ſind über das Zeitalter und die Perſon des Phyſiognomikers Polemon mancherlei abweichende Meinungen ausgeſprochen; feſtgeſtellt aber iſt von dieſen allen keine, weil ſie nicht ſowohl auf innern oder äußern Gründen, als auf gewagten Verhältniſſen beruheten, und man ſchon Etwas gethan zu haben glaubte, wenn wenigſtens ein Schein von Möglichkeit hervorgebracht war [1]). Die Beſonnenſten begnügten ſich daher als mit dem einzig Sichern damit, daß Polemon wenigſtens älter müſſe geweſen ſein als Origenes, da dieſer Kirchenſchriftſteller des dritten Jahrhunderts ſchon als die vorzüglichſten phyſiognomiſchen Schriftſteller den Zopyros, den Loxos und den Polemon nennt [2]).

Eine viel nähere Beſtimmung ſcheint indeß ein Schriftſteller des Mittelalters zu geben, deſſen Nachweiſung ich einer mehrfach ſchätzbaren Vorarbeit des verſtorbenen J. G. Schneider verdanke. Unſere Univerſitäts-Bibliothek beſitzt nämlich ein Exemplar der Franziſchen „Scriptores physiognomiae veteres", welchem jener unvergeßliche Gelehrte viele ſehr wichtige Beiträge für die Kritik der griechiſchen Phyſiognomiker beigeſchrieben hat. Darunter zeichnet ſich eine bisher ganz unbeachtet gebliebene lateiniſche Uebertragung der „Physiognomonica" des Polemon und Adamantios aus, die Albertus Magnus (geb. 1193, geſt. 1280) ſeiner Ueberſetzung des zweiten Buches von Ariſtoteles' Thiergeſchichte beigefügt, und Schneider nach der editio Lugdunensis mit unſerm Texte genau verglichen hat [3]).

Aus der Vergleichung dieſer Ueberſetzung, von der es ungewiß iſt, ob Albertus Magnus ſie ſelbſt aus einer Handſchrift verfertigte, oder ob er ſie

---

1) Die verſchiedenen Meinungen ſind geſammelt bei Fabricius bibl. Gr. III, p. 323. Das Urtheil Jülleborn's, „Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie". Stück 8, S. 94, „allem Anſcheine nach" ſei Polemon jünger als Galenos, laſſen wir auf ſich beruhen, da ihm keine weitere Auseinanderſetzung zu Theil geworden iſt.

2) Origenes contra Celsum, I, p. 26. Ueber den Loxos vergl. Jülleborn's „Beiträge", St. 8, S. 109.

3) Ueber die kritiſchen Vorzüge dieſer Ausgabe ſ. Schneider's Vorrede zu „Aristot. de hist. anim.", p. xxxi f.

schen verfand, erhellt sogleich, daß ihr ein viel vollständigerer Text des Polemon, wie des Adamantios, zum Grunde liegt, als unsern Ausgaben, in denen wir also nur einen wahrscheinlich sehr verworrenen und dürftigen Auszug aus beiden Schriftstellern besitzen: eine Thatsache, auf welche uns auch ohne eine solche geschichtliche Beglaubigung sowohl die gegenwärtige Beschaffenheit der griechischen Urschrift, als auch das Verhältniß beider Werke zu einander führen würde, da Adamantios selbst erklärt, er wolle das Werk des Polemon nur in eine volksfaßliche Sprache bringen [1]).

Unter den Zusätzen der lateinischen Uebersetzung nun befinden sich zwei von geschichtlichem Inhalte, die beide Licht auf des Polemon Zeitalter werfen. In dem einen zu S. 352 ed. Franz., wo die Rede von der physiognomischen Bedeutung heller und durchsichtiger Augen ist, heißt es dann: et tales dicuntur fuisse oculi Adriani imperatoris, humidi videlicet, acres et luminibus pleni et coruscі. Könnten auch wirklich gegen die Beweiskraft dieser Worte einige Zweifel aus dem dicuntur fuisse hergeleitet werden, welches aber dem spätern Umarbeiter Adamantios angehört, der sich nicht anders ausdrücken konnte; so schließt doch der zweite Zusatz zu S. 363 ed. Franz. jeden Zweifel aus. Hier nämlich, wo die Rede von weitgeöffneten Augen, περὶ ἐξοφθαλμῶν ἀνοιγομένων, und dem ihnen eigenthümlichen Charakter ist, fügt die Uebersetzung hinzu: Polemon autem quendam talium oculorum multum noxium descripsit: sed eius nomen non posuit, sed multa corporis sui indicia adiunxit, ita quod de quodam Favorino intelligatur dixisse. Dixit enim hunc habuisse tenuem frontem, genas molles, os laxum, cervicem tenuem, crassa crura, pedes planos, vocem femineam, verba muliebria, membra et omnes artus sine rigore; luxuriosum et dissolutum, impatientem libidinum, turpia fecisse omnia et passum esse ab aliis etiam contra naturam: praeterea dicit eum fuisse maledicum, temerarium et maleficiis studentem: dicebatur enim venenum letiferum clanculo vendere.

Da aus dieser ganzen Schilderung auf's Deutlichste erhellt, daß sie ein freilich stark geschwärztes Bild des unter Trajanus und Hadrianus blühenden Philosophen und Redners Favorinus von Arelas enthalte, der nach einigen Alten ein Verschnittener, nach Andern ein Hermaphrodit war [2]); so glaube ich ohne Bedenken annehmen zu können, daß Polemon dem Hadrianischen Zeitalter angehöre.

Nicht so gar gewagt wird nunmehr die schon früher von Andern hingeworfene, aber freilich auf keine Weise unterstützte Vermuthung erscheinen, unser Physiognomiker Polemon sey eine und dieselbe Person mit dem Redner Antonius Polemon aus Laodicea in Phrygien, den Hadrianus zum Mitgliede des alexandrinischen Museums machte, und von welchem uns zwei, noch neuerdings von Joh. Conr. Orelli wieder herausgegebene Prunkwerke erhalten sind. Der Unterschied des Styls zwischen diesen Deklamationen und den Physiognomonicis beweist um so weniger gegen diese Annahme, da erwiesen ist, daß wir das letztere Werk keineswegs in dem Zustande besitzen, in welchem es von seinem Verfasser ausgegangen ist. Vielmehr erklärt sich viel-

1) Adamant. Physiogn. I, p. 314 ed. Franz.

2) Lucian. Demon. 12. 13. Eunuch. 7. Philostrat. vit. Sophist. I, 8, 1.

leicht der ungeziemliche Eifer gegen den Favorinus auf die natürlichſte Weiſe, wenn wir in dieſem einen Nebenbuhler des Polemon zu ſehen berechtigt ſind [1]).

1) Das angeführte Schneider'ſche Exemplar der franzöſiſchen „Physiognomici veteres“ enthält außer vielen handſchriftlichen Verbeſſerungen einzelner Stellen, in denen beſonders Polemon aus dem Adamantios und umgekehrt berichtigt wird, die kritiſch wichtige Vergleichung der alten lateiniſchen Ueberſetzung von Ariſtoteles' „Physiognomonicis“ aus einer gothaer Handſchrift. Kein künftiger Bearbeiter der griechiſchen Phyſiognomiker darf dieß Exemplar unbenutzt laſſen. — Ueberhaupt iſt der Nachlaß Schneider'ſcher Bemerkungen zu vielen alten Schriftſtellern an den Rändern von ihm beſeſſener Ausgaben ſehr groß; vieles davon beſitzt unſere Univerſitäts-Bibliothek, anderes iſt durch Verſteigerung in Privatbeſitz gekommen, wie z. B. an den Verfaſſer dieſes Aufſatzes der ſtark beſchriebene Athenäus von Schweighäuſer, ein Marcus Antoninus, ein Menander Rhetor und Schneider's Aeſopiſche Fabeln mit Vergleichungen von Handſchriften u. a. Iſt auch unter dieſen Randbemerkungen Vieles unverkennbares Werk des Augenblickes und von nicht höherm Werth als Manches, welches eine ſehr verkehrte Pietät in Perſon's Adverſarien zuſammengerafft hat: ſo würde doch auch eine ſorgfältige Auswahl des wirklich Probehaltigen immer noch ein artiges Bändchen „Schneideriana“ füllen.

Heliodorus II, 26.

Ueber den poetischen Stellen, die die griechischen Erotiker hie und da in ihre Erzählungen eingewebt haben, scheint ein ganz besonderer Unstern gewaltet zu haben. Das Orakel und die Grabschrift bei Xenophon von Ephesus, I, 6 und III, 2 sind wahre Aufgaben für die Kritik: aber auch Heliodorus giebt von dieser Seite noch Manches zu thun. Hier für jetzt nur Ein Beispiel.

Ein Orakel der Pythia im sechsundzwanzigsten Kapitel des zweiten Buches beginnt mit den Worten:

Ἴχνος ἀειρόμενος ἀπ' ἰσταχύος παρὰ Νείλου,
φεύγεις Μοιράων νήματ' ἐρισθενέων,

wie auch Korai noch den Text giebt. Indeß ist es einleuchtend und keines weitern Erweises bedürftig, daß die beiden Präpositionen *ἀπό* und *παρά* bei *ἰσταχύος Νείλου* nicht zugleich statthaben können. Den ersten Versuch, diesem Uebelstande abzuhelfen, finden wir unter den von Commelinus gesammelten Lesarten, wo die zweite Präposition durch Verbindung mit dem folgenden Worte beseitigt ist, *ἀπ' ἰσταχύος Παρανείλου*. Da jedoch das Wort *Παράνειλος* nicht nur ohne Beispiel ist, sondern auch aller sichern Analogie ermangelt, und überdieß eine solche Ausdrucksweise der allernüchternsten Prosa angehören würde, so zog Dorville zum Chariton S. 358 vor, die erste Präposition wegzuwerfen und *ἠϊσταχύος* zu schreiben, was auf allen Fall besser ist, als die Meinung Korai's, *ἀειρόμενος ἀπό* könne hier *κατ' ἀναστροφήν* für *ἀπαειρόμενος* gesetzt seyn. Mir scheint das Einfachste und Natürlichste, bloß mit Umstellung Eines und mit Einschaltung eines zweiten Buchstaben zu schreiben:

Ἴχνος ἀειρόμενος παντιστάχυος παρὰ Νείλου.

So ist zugleich besser für die Haltung des Verses gesorgt, und das Adjectivum *παντίσταχυς*, wenn auch ohne weitere Beispiele, so doch durch *πανευδαίμων*, *πανεύδιος*, *πανήμερον* u. dgl. hinlänglich gesichert.

Der Dichter Fabullus.

Zu den ſeltenſten Fundgruben für die Bruchſtücke verlorener gegangener Dichter des Alterthums gehören unſtreitig andrer Dichter auf unſre Zeit gekommene Werke: doch fehlt es auch, ohne des Ariſtophanes zu gedenken, nicht ganz an Beiſpielen. Ueberreſte aus einer Fabel des Archilochos finden wir in Pindar's großem pythiſchen Siegeshymnus, ein ganzes und treffliches Liebeslied des Aydenen Lykidas hat uns Theokrit im ſiebenten Idyll aufbewahrt, und in der neunten Ekloge des Virgil ſind die Anfänge mehrerer ſeiner untergegangenen ländlichen Geſänge erhalten. Ebenſo ſcheinen in Catull's dreizehntem Gedicht einige Verſe ſeines uns ſonſt als Dichter nicht bekannten Freundes Fabullus verſteckt zu liegen.

Catull ladet ſeinen Freund in dieſen gefälligen Hendekaſyllaben zu einer coena ein, beginnt aber wie folgt:

Coenabis bene, mi Fabulle, apud me
Paucis, si tibi Di favent, diebus,
Si tecum attuleris bonam atque magnam
Coenam.

Welch ein Anfang einer Einladung! Du ſollſt gut bei mir zu Abend eſſen, wenn Du eine gute und tüchtige Mahlzeit mitbringſt denn ich habe kein Geld. Eine ſolche Einladung iſt ſo platt und durchaus reizlos, daß ſie einem der feinſten und geiſtvollſten römiſchen Dichter gar nicht in den Sinn kommen konnte: ſo mag man wohl die Anmeldung eines vertrauten Freundes ſcherzhaft ablehnend annehmen, nicht aber zuerſt ihn zu kommen einladen. Doch Das iſt nicht alles: denn der Zuſatz, si tibi Di favent, iſt aus dem Standpunkt der Einladung gefaßt vollkommen ſinnlos, und was ſoll man nun gar mit der Zeitbeſtimmung — paucis diebus coenabis apud me — anfangen? Wer ladet ſo unbeſtimmt zum Schmauſe?

Es ſcheint alſo klar, Catull ſchrieb dieſe Verſe nicht unveranlaßt: die Veranlaſſung aber läßt ſich aus dem Gedichte wohl errathen. Fabullus, noch abweſend von Rom, oder wo Catull ſonſt damals lebte, aber im Begriff dahin zurückzukehren, (vielleicht von ſeinem verunglückten Feldzuge nach Iberien unter Piſo, deſſen Catull öfter ſpottend gedenkt, z. B. XII, 11. 15. XXVIII. XLVII, 3.) hatte ſeinem Freunde ſchon von der Reiſe aus ſeine nahe Ankunft verkündet, und ſich zugleich im Voraus zu einer coena bei ihm angemeldet, leider aber zu einer Zeit, als ſich nach V. 8 nichts als Spinnweben in Catull's Beutel fanden. Nehmen wir nun an, unſer Gedicht ſey Antwort auf jene Anmeldung, ſo iſt die Art und Form des Ein-

ganz durchaus passend und angemessen: Ja, Du sollst bei mir zu Abend essen, wenn Du die Mahlzeit mitbringst: denn kaufen kann ich keine, weil mein Beutel leer ist. Die gerügten einzelnen Ausdrücke aber bekommen erst dann ihr wahres Licht, wenn wir der Vermuthung folgen, Fabullus habe sich, ebenso wie Catull ihm antwortet, in Hendekasyllaben angemeldet, und Catull wiederhole mit der nöthigen Umformung der Personalbezeichnungen zu Anfang humoristisch parodirend des Freundes eigne Worte. Und in der That scheint das ganze poetische Anmeldungsschreiben des Fabullus klar dazustehn, und einfach so gelautet zu haben:

Coenabo bene, mi Catullo, apud te
Paucis, si mihi Di favent, diebus.

Ein wortkarger, aber urbaner römischer Kriegsmann, der noch auf dem Marsche begriffen den Tag der Ankunft nicht festzusetzen wagt, und überdieß erfahren hat, wie Viel bei Allem noch zukünftigen von der Gunst der Götter abhangt, konnte sich unmöglich schicklicher anmelden: aber auch Catull konnte nicht schicklicher antworten, als wenn er des Freundes eigne Worte aufnehmend seine Bedingungen daran knüpfte.

Zum besondern Vergnügen Solcher aber, die, wie der rostocker Herausgeber des Tibull, ohne Parallelstellen Nichts glauben, dann aber, was sie so nennen, auch das Ungereimteste, stehe hier noch eine wirklich gleichlautende Anmeldung aus Properz, II, 15, 28:

memento
Venturum paucis te tibi luciferis.

Recenſion.

1) Leipzig, gedruckt bei Teubner: **De *A. Tibulli* vita et carminibus disputatio. Scripsit *Frid. Aug. Guil. Spohn.* Partis I, cap. I—V. 1819. 103 S. Gr. 8.**

2) Paris, gedruckt bei Dondey-Dupré: **De *Tibulli* vita et carminibus disseruit *Philippus Amatus de Golbery.* 1824. 78 S. Gr. 8.**

3) Jena: **De *Lygdami* carminibus quae nuper appellata sunt commentatio I. Scripsit *Henr. Carol. Abr. Eichstadius.* 1819. 6 S. Fol. — Commentatio II. 1823. 10 S. 4. — Commentatio III. 1824. 12 S. Fol.**

Wenn die öffentliche Beurtheilung eines Werkes zunächſt für den Verfaſſer deſſelben geſchrieben würde, ſo hätte die erſte der drei vorſtehenden Abhandlungen ſich bereits dem Wirkungskreiſe der Kritik entzogen, da ihr trefflicher, durch vielſeitige Gelehrſamkeit, eindringenden Scharfſinn und unermüdlichen Forſchungseifer gleich ausgezeichneter Urheber ſchon zu Anfang des vorigen Jahres durch frühen Tod den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden entriſſen iſt. Aber wir glauben vor allem dem gebildeten Leſer getreuen Bericht ſchuldig zu ſeyn von dem Inhalt des zu beurtheilenden Schriftwerkes, von ſeinem eigenthümlichen Geiſte, von ſeiner Form und ſeiner Art überhaupt; und was ſich daran etwa Berichtigendes und Widerlegendes oder den gegebenen Faden weiter Ausſpinnendes anknüpft, gehört nicht ſowohl der Perſon des Verfaſſers, als vielmehr der Wichtigkeit des Gegenſtandes an. Daher fürchten wir keinen Tadel, wenn wir bei der Schrift eines verſtorbenen Gelehrten länger verweilen, da ſie ſich mit einer Ausführlichkeit und Sorgfalt über die verwickelten Lebensumſtände eines der größten römiſchen Dichter verbreitet, dergleichen dieſem nie zuvor zu Theil geworden iſt, ohne doch darum alles Einzelne ſo unumſtößlich feſt geſtellt zu haben, daß nicht noch mancher und, wie es ſcheint, ſehr gegründeter Einwendung Raum geblieben wäre. Es ſcheint dabei das zweckmäßigſte Verfahren, zuerſt den Gang und die Ergebniſſe der Spohn'ſchen Unterſuchung in überſichtlicher Kürze zuſammen zu faſſen, und das Verhältniß der Anſichten des Herrn de Golbéry zu jenen nachzuweiſen; hieran wird ſich dasjenige anknüpfen, was vorzüglich eine andere Darſtellung zu erfodern ſcheint; die wichtige Streitfrage über die Aechtheit des dritten Buches der Tibulliſchen Elegien aber, die von Herrn

Eichstädt in drei besondern Abhandlungen erörtert worden ist, soll zuletzt berührt werden, insoweit der Raum und die Bestimmung dieser Blätter es gestattet.

Die Spohn'sche Schrift — eigentlich eine Gelegenheitsschrift, mit welcher ihr Verfasser im Herbst 1819 die ordentliche Professur der griechischen und römischen Literatur auf der leipziger Universität antrat — sollte nach S. 6 aus zwei Haupttheilen bestehen, und der erste derselben sieben Kapitel unter sich begreifen. Leider ist davon nicht einmal die Hälfte, nur die ersten fünf Kapitel des ersten Haupttheils, erschienen. Ob das Werk sonach ein Bruchstück bleiben, oder ob Spohn's würdiger Freund, Herr Weichert in Grimma, aus den hinterlassenen Papieren, die sich nach Joachim Christian Jahn's Vorrede zu seiner Ausgabe des Horaz S. V, in dieses Gelehrten Händen befinden, das Fehlende zu ergänzen im Stande seyn wird, muß die Zeit lehren. Wir wenden uns für jetzt zu dem reichen, wenn auch nicht durchaus bequem angeordneten Inhalte des Vorhandenen.

Der erste Haupttheil scheint bestimmt gewesen zu seyn, eine bedeutende Anzahl einzelner Schwierigkeiten wie in eignen Exkursen beseitigend, besonders dasjenige ins Klare zu bringen, was theils in Bezug auf Zeitbestimmung, theils auf persönliche Verhältnisse des Dichters dunkel oder schwankend ist, um nach Gewinnung einer solchen Grundlage im zweiten Theile eine zusammenhangende, nach den Jahren geordnete Lebensbeschreibung des Tibullus aufstellen zu können [1]).

Das erste Kapitel (S. 7—32) untersucht das Todesjahr und das Geburtsjahr des Dichters. Die Frage nach dem Todesjahre ist zuerst beantwortet, weil die vorhandenen Nachrichten aus dem Alterthume nur von dieser eine unzweifelbare Beantwortung möglich machen. Denn nicht genug, daß Ovid ausdrücklich bezeugt, Catullus sowohl als Cornelius Gallus seyen vor Tibull gestorben, es erhellt auch aus dem bekannten Epigramm des Domitius Marsus, daß sein Tod kurze Zeit nach dem des Virgilius erfolgt ist, also im Jahre 735 oder 736 Roms.

Viel verwickelter ist die Bestimmung seines Geburtsjahres, obgleich er selbst dieses Eleg. III, 5, 17 genau anzugeben scheint, indem er sagt, seine Aeltern hätten seinen ersten Geburtstag in dem Jahre gesehen, in welchem beide Consuln einem gleichen Geschick erlagen seyen, welches nur vom Tode der Consuln Hirtius und Vibius Pansa in und gleich nach der Schlacht bei Mutina, also vom Jahre 711 verstanden werden kann: dieselbe, wenn auch unstreitig nur aus eben dieser Stelle geschöpfte Angabe enthält die zuerst von

---

1) Diese Recension sollte eben abgehn, als uns der erste Band von Spohn's nachgelassenem Werke „De lingua et litteris veterum Aegyptiorum" zu Händen kam. In der beigefügten, sehr anziehenden Lebensbeschreibung des Verewigten von Herrn Gersdorf finden wir S. 17 bemerkt, daß Spohn späterhin seinen Plan etwas geändert gehabt hat. Der erste Theil sollte acht Kapitel enthalten: 1) De annis quibus natus et mortuus videatur Tibullus; 2) de eius amoribus; 3) de Delia et Nemesi; 4) de Neaera et elegiarum libro tertio; 5) de Pollione, Messalla et Neaerae parentibus; 6) de horum nominum causis et origine; 7) de Macrino; 8) de Sulpicia et libri quarti elegiis. Die zusammenhangende Darstellung von Tibull's Leben aber nebst mannigfaltigen Bemerkungen, einer Zeittafel über das Alter eines jeden Gedichts, einer Untersuchung über das Gedicht an den Messala IV, 1, und einem Epimetrum war einem zweiten und dritten Theile vorbehalten.

Huſchke bekannt gemachte, durchaus werthloſe „Vita Tibulli“ des Hieronymus Alexandrinus.

Daß aber Tibull, der dann höchſtens 25 Jahr alt geſtorben wäre, in dieſem Jahre nicht geboren ſeyn könne, haben ſeine beſten Ausleger von Joſ. Scaliger an faſt einſtimmig ausgeſprochen, und Spohn tritt ihnen unbedingt bei. Denn wäre Tibull im Jahre 711 geboren, ſo würde er den aquitaniſchen Feldzug, in welchem er ſich kriegeriſche Ehren erwarb, als Knabe von 14 oder 15 Jahren mitgemacht haben; er würde im Widerſpruch mit Ovid. Trist., IV, 10, 51 sq. in Einem Jahre mit dieſem ihn als älter bezeichnenden Dichter geboren und jünger als Properz geweſen ſeyn, deſſen Geburt ſpäteſtens ins Jahr 709 falle: wäre er aber wirklich in Einem Jahre mit Ovid geboren, ſo würde dieſer, ſein warmer Verehrer und Nachahmer, nicht ermangelt haben, von einem ſo ehrenvollen Zuſammentreffen dichteriſchen Gebrauch zu machen, wozu beſonders die Trauerelegie, Amor., III, 9, eine faſt unabweisbare Veranlaſſung gegeben haben würde. Hierzu kommt nun noch, daß der beinahe vierzigjährige Horaz einen zwanzigjährigen, wenn auch noch ſo talentvollen Dichter nimmermehr als lauteren Richter ſeiner lebenserfahrenen Sermonen angeredet haben würde, während aus Ovid. Trist, II, 466 das wenigſtens höchſt Unwahrſcheinliche folgen würde, daß Tibull ſich ſchon in der praetexta ausgebreiteten Dichterruhm erworben habe.

Hieraus entſteht nun die Frage, mit welchem Rechte gleichwohl Domitius Marſus habe ſagen können, Tibull ſey als juvenis dem Virgil in die elyſiſchen Felder gefolgt. Schon Douſa hat dieſes aus der Anordnung des Servius Tullius zu erklären geſucht, nach welcher die Kriegsfähigen bis zum 46. Jahre juniores hießen. Aber mit Voß zieht Spohn es vor, dem nicht bloß dichteriſchen Gebrauch zu folgen, nach welchem auch bei den beſten Rednern und Hiſtorikern der Mann in friſcher Kraft bis in die Vierzige hinein juvenis genannt werde, wodurch Domitius überdieß das unerwartet frühe Ende des Tibull und das Verhältniß ſeines Alters zu dem des Virgil rührend und paſſend bezeichnet habe.

Da aber gleichwohl in der angeführten Stelle des dritten Buchs Tibull ſelbſt das Jahr der Schlacht bei Mutina als das ſeiner Geburt bezeichnet, haben bereits frühere Gelehrte dieſen Widerſpruch auf verſchiedene Weiſe zu heben ſich bemüht. Man hat hiezu vier Wege verſucht.

Joſeph Scaliger, Douſa, Volpi, Broukhuys, Heyne u. a. verwerfen den ganzen Vers als unächt und aus Ovid. Trist., IV, 10, 6 eingeſchwärzt, an welcher Stelle bekanntlich derſelbe Pentameter,

quum cecidit cum Consul uterque pari,

vorkommt, aber als Bezeichnung von Ovid's eigenem Geburtsjahre, an deſſen Richtigkeit nicht zu zweifeln iſt. Auch Spohn erklärt ſich für dieſe Anſicht, die er durch neue Gründe zu befeſtigen ſucht. Zuerſt leugnet er die Möglichkeit, daß ein ſo gewandter Dichter wie Ovid den Tibull, anſtatt ihm mit Geſchick nachzuahmen, ſo plump habe ausſchreiben können. Dann prüft er die Tibulliſche Stelle mit großer Sorgfalt, und zeigt, wie wenig am rechten Orte hier die ganze Zeitbeſtimmung angebracht ſey, wie ſchlecht ſie mit dem Vorhergehenden zuſammenhange, und wie viel beſſer alles von Statten gehe, wenn das ganze Diſtichon fehle: ſonach ſey es unmöglich, daß es vom Tibull

ſelbſt berühre, vielmehr komme es auf die Rechnung ſolcher Interpolatoren wie Philelphus, Aurispa, Seneca und Pontanus, von denen unſerm Dichter ſo mancher fremdartige Lappen angeheftet iſt. Ueber die ſchlecht angebrachte Betriebſamkeit dieſer Männer, ſowie über den Grund, gerade dieſe Stelle zu interpoliren, iſt S. 23—27 manches Wahre und Sinnreiche bemerkt: vorläufig aber wird Voß getadelt, daß er dem Tibull lieber ein ganzes Buch entreißen, als ein einziges Diſtichon wegſchneiden laſſen wollen. Dagegen müſſen wir jedoch bemerken, daß durch dieſe Stellung der Sache Voß'en Unrecht geſchehen iſt: denn keineswegs verdirft er das ganze Buch, um dieß Diſtichon zu retten, ſondern zu den innern Gründen, auf denen ſein Verdammungsurtheil hauptſächlich beruht, fügt eben dieß Diſtichon — an deſſen Aechtheit zu zweifeln aus Voß'ens Geſichtspunkt keine hinreichende Veranlaſſung iſt — noch einen ziemlich ſtarken äußern hinzu. Auch können wir keineswegs im allgemeinen zugeben, daß es gewaltſamer ſey, ein ganzes Buch für unächt zu erklären, als ein noch dazu von allen Handſchriften anerkanntes Diſtichon auszumärzen. Vielmehr halten wir jenes an ſich für das bei weitem gelindere Verfahren, weil dadurch nichts geändert wird, als unſere Anſicht von einem Schriftwerke, während die Tilgung einer ganzen Stelle das Werk ſelbſt ziemlich unſanft antaſtet. Es dürfte alſo die Vergleichung mit einem Arzte, der um einen Nietnagel zu heilen, den ganzen Arm abſchneidet, eine ziemlich unglückliche ſeyn, die in die Kritik ein ihr ganz fremdartiges Element, ein Abwägen oder Abmeſſen des Mehr oder Weniger, des Größer oder Kleiner einführen würde.

Auf eine andere Weiſe hatte Hermann zu helfen geſucht, der die Aechtheit des Diſtichons gelten ließ, aber die Lesart der Handſchriften für verderben hielt; er änderte darum

quem cessit fato Consul uterque pari,

und bezieht dieſes auf das Jahr 705, in welchem beide Conſuln, Claudius Marcellus und Cornelius Lentulus, bei Cäſar's Annahn mit dem Pompejus aus Rom und Italien entwichen. Aber mit ſiegreichem Scharfſinn thut Spohn die Unhaltbarkeit dieſer Vermuthung dar, indem weder das abſolut gebrauchte cedere, noch das Wort fatum, wo von einer geſchichtlichen Begebenheit die Rede iſt, dem angenommenen Sinne der Stelle entſpricht, und um anderes zu übergehen, Tibull auch ſo noch fünf Jahre jünger bleibt als Properz: ſodaß man ſich allerdings wundern muß, wie ein Herr Bauer, der ſich nicht ſcheut, Männer wie Voß mit den Waffen gemeines Spottes zu befehden, zu Hermann's ſchlecht erwognem Einfall hat zurückkehren und ſich bei demſelben beruhigen mögen.

Die dritte Anſicht iſt die von Voß aufgeſtellte, der es bekanntlich zuerſt wagte, das ganze dritte Buch dem Tibull abzuſprechen und einem etwas jüngern Dichter Lygdamus beizulegen, wodurch allerdings jede Schwierigkeit gehoben iſt. Weil aber Spohn der ganzen Voß'ſchen Anſicht den Krieg erklärt, hat natürlich auch die Anwendung derſelben auf dieſe Stelle für ihn kein Gewicht. Doch darüber unten ein mehreres.

Viertens endlich hat man angenommen, Tibull ſinge im dritten Buche nicht von eigner Liebe, ſondern wie im vierten biete ihm fremde Leidenſchaft den Stoff: ſo habe denn alſo ebenſo wenig die darin vorkommende Zeitbeſtimmung als ſonſt irgend etwas auf Tibull's Perſon und Leben Beziehung.

vielmehr gelte alles von Lygdamus, deſſen unglückliche Liebe zur Neära der Dichter ſo behandle, wie im vierten Buche das glücklicher endende Verhältniß des Perinthus zur Sulpicia. Dieſe eigentlich von Voſſ ausgegangene Deutung hat neuerlich im Herrn Huſchke, der jedoch keines Vorgängers zu gedenken beliebt und alſo als Erfinder glänzen will, einen wortreichen Verfechter gefunden, welches darum wenigſtens intereſſant iſt, weil der reſtocker Kritiker ſich ſonſt nicht leicht zu Unterſuchungen dieſer Art erhebt, und er namentlich im Tibull, wo ſo viel Aufforderung dazu war, jede anderweitige Forſchung dieſer Art bedachtſam vermieden hat. Was er aber über das dritte Buch vorgebracht hat, iſt eben nicht geeignet, nach mehrerem Aehnlichem lüſtern zu machen; dagegen iſt dieſe Vertheidigung am beſten geeignet, die Unhaltbarkeit jener Meinung einleuchtend zu machen, bei der auch Spohn ſich nicht länger aufhält, wiewohl er weiterhin, im vierten Kapitel, S. 71 ff. noch einiges zu Herrn Huſchke's vollſtändiger Widerlegung nachträgt.

Soviel iſt nun aus dem bisher Geſagten klar, daß Tibull bedeutend früher als im Jahre 711 geboren ſeyn muß, während die nähere Beſtimmung lediglich auf Vermuthung beruht; und hier ſcheint allerdings Voſſens Annahme, die ſeine Geburt ums Jahr 695 ſetzt, der gewöhnlichen, von Dousa herrührenden, die ihn um fünf Jahre älter macht, bei weitem vorzuziehn zu ſeyn, weil ſie mit allen geſchichtlichen Momenten in Tibull's Leben, ſo viele deren uns bekannt ſind, im beſten Einklang ſteht. Es würde alſo des Dichters Leben von 695 bis 736 reichen, und einen Zeitraum von etwas mehr als vierzig Jahren in ſich begreifen, in welchem Hauptergebniß ſowie in mancher Einzelnheit dieſes Abſchnitts Spohn mit Voß und Bach völlig übereinſtimmt.

Das zweite Kapitel (S. 32—50) iſt den Perſonen gewidmet, die auf Tibull's innerſtes Gemüthsleben und dadurch auf ſeine Poeſie den größten Einfluß gehabt haben, eine Unterſuchung, die dem oberflächlichen Blicke leicht als kleinliche und unberufene Neugier erſcheinen kann, deren Wichtigkeit aber bei einem Dichter der Liebe, wenn man ſeine Werke im Ganzen und in ihrem Zuſammenhange verſtehen will, von Voß bereits dargethan, von Spohn mit Recht anerkannt iſt.

Hier treten denn ſofort die beiden Namen Delia im erſten und Nemeſis im zweiten Buche bedeutend hervor, und es iſt nicht zu verkennen, daß ſie vom Dichter vorzugsweiſe wie geliebt, ſo auch beſungen ſind.

Daß Delia ſeine erſte Jugendliebe war, laſſen nicht bloß die Elegien des erſten Buches vermuthen: das ausdrückliche und wiederholte Zeugniß des Ovid beſtätigtes. Nach mehrern Jahren ungetrübten Glückes durch gattlich erwiederte Neigung war Tibull veranlaßt, ſeinen Gönner Meſſala nach Aquitanien, dann nach Cilicien zu begleiten; aber ſchon auf Corcyra wegen ſchwerer Krankheit zurückbleibend und bald darauf nach Rom heimkehrend, fand er die treu geglaubte als eines andern, wahrſcheinlich reichern, Mannes Gattin wieder. Durch ihrer Mutter Begünſtigung iſt zwar die alte Vertraulichkeit bald heimlich erneut: aber da Tibull ſich gleich darauf überzeugen muß, daß Delia nicht allein um ſeinetwillen den Eheherrn betrügt, giebt er ſelbſt eine Liebe auf, deren er ohne Nebenbuhler nicht genießen kann und mit ſolchen nicht theilen mag.

Dieß alles ergiebt ſich ziemlich klar aus den Elegien des erſten Buches, obgleich deren Aufeinanderfolge noch ſtreitig iſt. Dunkler iſt Delia's Stand

und ihre äußerlichen Lebensverhältniſſe. Faſt einſtimmig war bisher angenommen, ſie ſey eine Libertinin und zwar nach Voß, den der Name irre leitete, von Delos gebürtig. Dieſe Meinung aber wird völlig umgeſtoßen, theils durch die Notiz bei Appulejus, Delia ſey ein erdichteter, Plania hingegen (oder Platia oder Plautia oder Flavia oder Planca, denn die Lesart ſchwankt, ſ. Oudendorp. zu Appulei. Apol., p. 406) ſey der wahre Name des Mädchens geweſen, theils durch eine in der That ſchwierige und mehrfach mißverſtandene Stelle bei Tibull ſelbſt, Eleg., I, 6, 67. 68:

Sit modo casta, decet, quamvis non vitta ligatos
Impediat crines, non stola longa pedes.

Dieſe Worte erklärte man bisher von der Tracht der freigebornen Jungfrauen und Matronen, wonach der Gedanke der wäre: halte deine Tochter zur Züchtigkeit an, obgleich ſie nichts weiter iſt, als eine freigelaſſene Sclavin: in der That ein plumper Einfall, ſich dadurch die ausſchließliche Gunſt einer Schönen gewinnen zu wollen, daß man ihr ihren geringen Stand vorrückt, durch den ſie vielmehr nach römiſcher Sitte zu freierem Wandel einigermaaßen privilegirt war. Wahr und ſchön zeigt Spohn, was Herr Bauer geahndet hatte, daß Tibull von der Tracht der veſtaliſchen Jungfrauen ſpreche, und der Gedanke dieſer ſey: halte ſie zur Züchtigkeit an, wenn ſie auch keine Veſtalin iſt: denn nicht veſtaliſche Strenge begehrt der Dichter von ihr, welches geradezu gegen ſeine lebhafteſten Wünſche geſtritten haben würde, ſondern nur ein minus peccare, I, 6, 16 ſtatt des crebro peccare, IV, 14, 1, wovon ihm unerfreuliche Kunde zugekommen war, oder mit andern Worten, völlige Hingebung an ihn und veſtaliſche Keuſchheit gegen alle andere Männer. Charakteriſtiſch iſt es übrigens, wie Herr Huſchke, der ſo oft bei den bekannteſten Dingen ſelbſtbehaglich verweilt, über dieſe wahrhaft ſchwierige Stelle ohne ein Wort zu verlieren, hinweggleitet: eine Leichtigkeit, um die wir ihn nicht beneiden.

Endlich wird der verſchiedenartige Ton in den Elegien an Delia richtig aus der Veränderung ihrer äußern Lage erklärt: die an das Mädchen gerichteten ſind zart und anmuthig, wie die Liebe ſie eingiebt, die an die Vermählte leidenſchaftlich, zügellos und ungemäßigte Begier athmend.

Tibull's Verhältniß zur Nemeſis hat keine Dunkelheiten; daß dieſe Liebe in ſeine letzte Lebenszeit fällt und bis an ſeinen Tod dauert, bezeugt Ovid, daß Nemeſis als ſtadtkundige Buhlerin in Rom lebte, und daher wahrſcheinlich eine Libertinin war, daß unerſättliche Habſucht ihre Gunſt beſtimmte, und daß daher der mit der ganzen Stärke und Glut des reifen Mannesalters für ſie entbrannte Dichter nur Pein und Qual von dieſer Leidenſchaft hatte, lehren die Elegien des zweiten Buches zur Genüge.

Ueber den Knaben Marathus, auf den ſich drei Elegien des erſten Buches beziehen, iſt nichts bemerkt, als daß es Verwunderung erregen, wie zu einerlei Zeit dieſe leichtfertigen Producte und die Elegien an Delia hätten gedichtet werden können. Hiebei wird freilich vorausgeſetzt, was vor allem zu erweiſen geweſen wäre: jene nicht grundloſe Verwunderung löſt ſich aber auf, ſobald wir die Gedichte an Marathus in eine frühere Zeit, vor der Liebe zur Delia ſetzen, und ſie als Spiele einer unbeſchäftigten Phantaſie ohne Wirklichkeit und vielleicht nach griechiſchen Vorbildern betrachten. Doch können wir Spohn's Anſicht von dieſen drei Gedichten nicht vollſtändig, da er über ſie, ſowie über die Elegien der Sulpicia und den Panegyrikus an

Meſſala im vierten Buche in den letzten Abſchnitten des erſten Haupttheils ausführlicher ſprechen wollte, welches ins Werk zu richten ihm nicht mehr vergönnt geweſen iſt.

Den Schluß des zweiten Kapitels macht Glycera, deren Tibull ſelbſt zwar nirgends gedenkt, von der aber aus Horaz bekannt iſt, daß unſer Dichter ſie geliebt und ihre Treuloſigkeit in trauervollen Elegien beklagt hat. Spohn verwirft — und nicht ohne Grund — die gewöhnliche Annahme, nach der Glycera eine von Tibull's übrigen Geliebten ganz verſchiedene war, deren Verhältniß zu ihm Voß in ſeine allerletzte Lebenszeit ſetzt, ſodaß er ſie nach der Nemeſis geliebt hätte, und die ihr gefungenen Elegien im ungeordneten Nachlaß untergegangen wären, welches, wenig einleuchtend an ſich, mit der ſehr beſtimmten Ausſage des Ovid in Widerſpruch ſteht. Joſ. Scaliger's hingeworfene Aeußerung, Glycera ſey Eine Perſon mit Nemeſis, wird gleichfalls verworfen, weil Horaz jener Treuloſigkeit und ſpröden Stolz, Tibull dieſer Geiz und Gewinnſucht vorwerfe, und auch nicht wohl zu begreifen ſey, wie Horaz ſich eines andern Namens habe bedienen können als Tibull ſelbſt: woraus denn folgt, daß nach Spohn Glycera nur dem Namen nach von der Delia oder Plania verſchieden ſey.

Im dritten Kapitel (S. 50—59) beſchäftigt der Verfaſſer ſich ausſchließlich mit der Neära des dritten Buches, deſſen Aechtheit einſtweilen vorausgeſetzt wird. Zunächſt werden alle die Stellen geprüft, die einiges Licht auf Neära's Perſon werfen können. Sie erſcheint danach als noch lebender ehrbarer und wohlhabender Aeltern Kind, ſelbſt züchtig und ſittſam und nichts weniger als an griechiſche Abkunft erinnernd, auf die nur ihr, aber gewiß fingirter Name hinzuweiſen ſcheinen könnte. Tibull aber, von leidenſchaftlicher Liebe zu ihr ergriffen, wirbt um eine dauernde Verbindung und wird nicht ohne Hoffnung gelaſſen; allein Neära hält nicht Wort, ſondern vermählt ſich einem andern, worüber der Dichter ſchier verzweifeln will.

Da nun aber Tibull in der vierten Elegie ſagt, daß Neära durch ſeine Geſänge gefeiert ſey (carminibus celebrata), im ganzen dritten Buch aber nur Klage, nicht Lob vorkommt, ſo ſchloß Heyne daraus auf den Untergang vieler Tibulliſcher Elegien, und auch Spohn giebt zu, daß die vierte Elegie, auf frühere glücklichere Zeiten zurückblickend, ſich auf ganz andre Gedichte als auf die des dritten Buches beziehe: wo dieſe aber zu ſuchen ſind, — denn verloren iſt ſeiner Meinung nach nichts — zeigt er im vierten Kapitel.

Es werden darauf noch die Bemerkungen früherer Herausgeber über Ableitung und Gebrauch des Namens Neära beleuchtet und widerlegt. Die Etymologien waren ſolcher Mühe nicht werth; aber die Behauptung Einiger, die Römer hätten den Namen Neära in der Regel ſolchen Mädchen beigelegt, die der Leichtfertigkeit und Untreue verdächtig geweſen ſeyen, wird dahin berichtigt, daß die Dichter ihn wie manchen andern in ihren Werken gebraucht hätten, um ein geliebtes Mädchen zu bezeichnen, gleichviel ob dieß ein wirklich vorhandenes oder ein erdichtetes geweſen ſey, ſowie es denn auch bei neuern Dichtern an ähnlichen, eine Geliebte überhaupt bezeichnenden Namen, Laura, Cäcilia u. dgl. nicht fehle. So konnte denn allerdings gelegentlich auch eine ungetreue Schöne Neära heißen, ohne daß daraus eine Regel für den beſondern Gebrauch des Namens folgt. Das aber leuchtet ein, daß die Urheber jener Meinungen angenommen haben, der Name Neära ſey vom

Tibull willkührlich erdichtet worden, um unter ihm den wahren Namen der Geliebten zu verbergen: daher vermuthete Hermann auch, Neära ſey dieſelbe, die im zweiten Buche Nemeſis heiße, während mehrere Ausleger des Horaz ſie für Eine Perſon mit der Glycera hielten. Sowie nun Spohn dieſer Annahme im Allgemeinen beitritt, verwirft er doch — und gewiß mit größtem Recht — alle bisher davon gemachten Anwendungen; die Entwicklung der ſeinigen aber behält er ſich für den fünften Abſchnitt vor.

Dieſe Erörterungen über die Perſon der Neära führen im vierten Kapitel auf die nähere Prüfung des ganzen ihr gewidmeten dritten Buches, und es iſt natürlich, daß hier, da Spohn feſt an der Aechtheit deſſelben hält, vorzugsweiſe gegen Voß gekämpft wird, der — ein Paar bloße Nachſprecher abgerechnet — bis dahin erſt Einen ſelbſtforſchenden Genoſſen ſeiner Anſicht, Herrn Eichſtädt, gefunden hatte. Ebenſo aber iſt Spohn auch der erſte würdige Gegner, der ſich gehörig gerüſtet wider Voß erhebt, und nach Wahrheit ſtrebend mit Gründen, nicht mit ſeichtem, nur ſeinen Urheber verunehrenden Spott gegen den edeln Greis ſtreitet.

Zuvörderſt werden Voß'ens Gründe, das dritte Buch dem Tibull ab- und einem anderweitig nicht bekannten Lygdamus zuzuſprechen, in vier Hauptmomenten zuſammengefaßt: 1) Das in der dritten Elegie angegebene Geburtsjahr des Dichters, 711, kann nicht das des Tibull ſeyn. 2) Ovid bezeugt, daß Tibull nur zwei Mädchen, die Delia und die Nemeſis, geliebt habe: damit iſt die Liebe zu einer dritten, zur Neära, von der dieß ganze Buch handelt, nicht vereinbar. 3) Der Verfaſſer dieſes Buchs nennt ſich in der zweiten Elegie ſelbſt Lygdamus. 4) Styl und Charakter der Elegien des dritten Buchs ſind von dem der ächt Tibulliſchen ſo weſentlich verſchieden, daß ſie ſich nur aus Verſchiedenheit der Verfaſſer erklären laſſen.

Der erſte dieſer Gründe hat für Spohn natürlich gar kein Gewicht, da er, wie wir geſehen haben, das Diſtichon, in welchem jene Zeitbeſtimmung enthalten iſt, als ein vom Seneca oder Pontanus herrührendes Einſchiebſel auswirft.

Gegen den zweiten Grund wird erinnert, daß ſchon Volpi's Annahme, Tibull beſchäftige ſich im dritten Buche nicht mit einer ſelbſt empfundenen Liebe, ſondern mit der eines andern, den er Lygdamus nenne, die Aufſtellung einer ſo viel gewagteren Muthmaßung unnöthig mache, und über die von Voß erregte Schwierigkeit hinweghelfe. Indeß iſt dieß keineswegs Spohn's eigner Anſicht gemäß, und er verweiſt deshalb auf das ſechſte Kapitel, wo dieſer Gegenſtand aus ſeinem Standpunkte behandelt werden ſolle. Leider hat dieß Verſprechen unerfüllt bleiben müſſen, obgleich der Inhalt des fünften Kapitels einigermaßen andeutet, was das ſechſte enthalten haben würde.

Dem dritten, aus dem Namen Lygdamus hergenommenen Grunde wird vollends alle Beweiskraft abgeſprochen: ſo gut Tibull ſich dichteriſch in die Stimmung und Lage eines Andern habe verſetzen können, ebenſo gut habe er ſich auch einen fremden Namen zulegen können, ſowie er denn auch kein Bedenken getragen habe, ſich dieſes poetiſchen Rechts bei ſeiner Plania zu bedienen. Ueberdieß erſcheint ihm wenig haltbar, was Voß aus dieſen Elegien über die Perſon des Lygdamus ermittelt zu haben glaube: denn dagegen, daß er von griechiſcher Herkunft, ein Freigelaſſener oder eines Freigelaſſenen Sohn ſey, ſtreiten ſeine eigenen Worte, III, 1, 2:

esoriene nostris hinc fuit omne avis.

welches auch bereits von Herrn Wagner zur Eleg. ad Maecen., S. 36 bemerkt worden ſey: ebenſo wenig begründet finde ſich die von Voß behauptete Dürftigkeit des Lygdamus: Stellen wie III, 2, 22. 3, 23. (welche Worte Voß völlig mißverſtanden habe) 6, 5 fg. und 63 fg. ſtellen ihn uns vielmehr als wohlhabend und mit feinerem Lebensgenuſſe vertraut dar. Alles dieß über die Verhältniſſe des Lygdamus gegen Voß Erinnerte finden wir durchaus wahr und treffend: aber auf die eigentliche Streitfrage, ob dieſe Elegien vom Tibull oder von einem andern gedichtet ſeyen, hat dieſe ganze Erörterung keine Beziehung: ſie lehrt nur, daß Voß ſich in mehreren Einzelnheiten vergriffen haben dürfte, und weiſt auf die Nothwendigkeit hin, auch dieſem genauen Forſcher nur mit ſelbſtändiger Prüfung zu folgen.

Den vierten Grund anlangend, wird der allerdings bedeutende Vorwurf gegen Voß erhoben, daß er in ſeinem Urtheil über den Lygdamus ſich ſelbſt nicht gleich bleibe: denn bald zähle er ihn zu den nicht Ungeſchickten, durch friſche Farbe der Sprache und der Verskunſt Belebenden, zu denen, die zwar nicht Bewunderung erzwingen, aber doch ihren Platz unter denen behaupten, welche man lobt, ja zu den Geachteten, deren Geſänge im Munde des Volkes leben, ſodaß Ovid ſelbſt es nicht verſchmäht habe, gelungenere Verſe von ihm nachzuahmen und zu entlehnen; bald aber tadle er ihn ſtreng, und weiſe jede Möglichkeit einer Vergleichung mit Tibull unbedingt zurück: kurz, er erkläre ihn zugleich für einen ausgezeichneten und für einen erbärmlichen Dichter. Im erſtern Falle ſey es nur unbegreiflich, daß des Lygdamus Name ſonſt von keinem alten Schriftſteller genannt werde; im andern müſſe man ſich wundern, daß der an allen poetiſchen Farben üppig reiche Ovid von einem ſo armſeligen Versmacher habe erborgen mögen. Indeß hat es uns ſcheinen wollen, als ob Spohn grade in dieſem wichtigſten Theile der Unterſuchung Voß'ens Sinn am allerwenigſten gefaßt, und den Dichtergreis bei weitem mehr mit den elenden Waffen des Herrn Bauer als mit denen ſeines eignen ſchönen und klaren Sinnes befehdet hat, ſ. beſonders S. 67 und 68. Wir wenigſtens geſtehen, dieſe Widerſprüche bei Voß nicht gefunden zu haben, wohl aber eine ſcharfe Unterſcheidung zwiſchen dem urkräftig in gediegener Fülle hervorſprudelnden ſchöpferiſchen Dichtergeiſte und der durch fleißige Uebung angelernten Geſchicklichkeit eines gebildeten, wenn auch von Grund aus unpoetiſchen Nachahmers. Dem Dichter wird immer das Ganze, dem Nachdichtenden kann nur das Einzelne gelingen: vergleiche man doch Schiller mit dem ganzen Chorus ſeiner Nachahmer: in dieſem Sinne ſcheint Voß uns Lob und Tadel gerecht und im vollſten wechſelſeitigen Einklange geſpendet zu haben. Da nun aber Ovid wohl nicht mit Unrecht von vielen zu den Nachdichtenden gezählt wird, ſo würde alles Verwunderliche wegfallen, wenn wir ihn auch von den glücklicheren Momenten eines Geiſtesverwandten geſchickten Gebrauch machen ſehn. Indeß will es uns doch wahrſcheinlicher bedünken, daß Lygdamus von dem berühmtern und unverkennbar geiſtig reichern Ovid poetiſches Gut erborgt hat, als dieſer von jenem.

Am Ende des Kapitels kommt Spohn noch einmal auf Volpi's von Herrn Huſchke ins Breitere gearbeiteten Gedanken zurück, Tibull behandle im dritten Buche nicht ſeine eigene, ſondern eines Dritten Liebe, und ſtellt ihn in ſeiner ganzen Verliebtheit dar: zu Volpi's Ehre iſt zu bemerken, daß dieſer von Anfang an wenig Gewicht darauf gelegt hat, wodurch ſein Nachtreter ſich vielleicht berechtigt glaubte, ſich den Einfall als eine res relicta zuzueignen.

Iſt nun der Verfaſſer bisher größtentheils ablehnend und verneinend zu Werke gegangen, und hat er ſich durch Widerlegung der Meinungen anderer allmählig Bahn gemacht, ſo iſt dagegen das fünfte Kapitel (S. 75—101) — für uns leider das letzte — beſtimmt, das wahre Verhältniß des Tibull ſowohl zur Neära, als zur Glycera zu entwickeln, und inſofern es durchgängig neue Anſichten enthält, müſſen wir es als das beachtenswertheſte und intereſſanteſte, wenn auch freilich nicht gelungenſte der ganzen Schrift anſprechen.

Der Verf. geht davon aus, es könne als geſchichtlich feſtgeſtellt betrachtet werden, daß Tibull zwei Mädchen, Delia und Nemeſis, geliebt und beſungen habe. Außer ſeinen eignen Elegien bezeugen dieß Ovid, Martialis, Appulejus und Sidonius Apollinaris, deren Beweisſtellen geſammelt und ſorgfältig erläutert werden. Beſonders hervorgehoben wird hier Ovid's unbedingte Glaubwürdigkeit, dem nach Belieben zu folgen und zu mißtrauen, wie es gerade zur Behauptung einer vorgefaßten Meinung ſich ſchicke, allerdings ein unkritiſches Verfahren iſt. Da nun gar kein Grund nachgewieſen werden kann, in Ovid's Ausſagen auch nur den geringſten Zweifel zu ſetzen, ſo darf weder angenommen werden, daß Delia und Nemeſis nur zwei Namen für Eine Perſon ſeyen (welches auch durch die gänzliche Verſchiedenheit ihrer Charaktere und ihrer äußeren Verhältniſſe, ſowie uns dieſe Tibull ſelbſt kennen gelehrt hat, genug und übergenug widerlegt wird) noch auch daß Tibull's Liebe zu ihnen auf bloßer Erdichtung beruhe.

Mit der Beſtimmtheit aber, mit welcher Ovid von nicht mehr und nicht weniger als zwei Geliebten des Tibull ſpricht, ſcheint es in unauflöslichem Widerſpruch zu ſtehen, daß das dritte Buch eine dritte, Neära, und Horaz gar noch eine vierte, Glycera, hinzufügt, die beide gleichfalls von unſerm Dichter geliebt und in Geſängen theils geprieſen, theils betrauert ſeyen, ohne daß Ovid davon irgend eine Kunde gehabt zu haben ſcheint. Dieß iſt auch frühern Kritikern befremdend geweſen, und ſie haben ſich durch allerlei künſtliche Mittel aus der Verlegenheit zu ziehen geſucht; mit wie ſchlechtem Erfolg, hat Spohn mit Geiſt und Gewandtheit ins helleſte Licht geſtellt, und wir halten dieſen Theil ſeiner Schrift (S. 81—87) für einen der gelungenſten. Dagegen zeigt er, daß wenn Tibull außer der Delia und Nemeſis auch noch eine Neära ſo geliebt und beſungen habe, wie im dritten Buche zu geſchehen ſcheine, Ovid dieſe unfehlbar gekannt haben würde; habe er ſie aber gekannt, ſo habe er ſie auch vor allen andern in der Trauerelegie nennen müſſen, da ja Tibull keiner häufiger, keiner mit größern Lobeserhebungen und innigern Liebeswünſchen gedenke als dieſer: ſelbſt die untreue Glycera habe wenigſtens ebenſo viel Anſpruch auf Erwähnung gehabt, als die um nichts treuere Delia und gar als die bösartige Nemeſis.

Da nun gleichwohl Ovid weder einer Neära, noch einer Glycera Meldung thut, ſo drängt ſich — fährt der Verfaſſer fort — die Frage auf, ob nicht beide mit Einer der genannten, der Delia oder Nemeſis, identiſch ſeyen, und mit welcher? Mit der Nemeſis gewiß nicht, antwortet er ſich ſelbſt, das lehrt die ganze Art, wie Tibull dieſe ſchildert; nichts davon paßt auf die freigeborne, wohl erzogene, anſtändige Neära. Daraus folgt denn alſo, daß wie Delia ſo auch Neära und Glycera dichteriſche Namen für die Eine Plania ſind: eine Beweisführung, die wir als ziemlich zwingend anerkennen

würdern, wenn wir alle Vordersätze hinreichend gesichert fänden; aber dagegen müssen wir uns im Voraus gar sehr verwahren.

Um nun die auf diesem Wege gewonnenen Ergebnisse noch mehr zu befestigen, wird zuerst eine wesentliche innere Uebereinstimmung zwischen der Delia und der Neära nachzuweisen versucht. Dann aber unternimmt der Verfasser eine Art von psychologischer Construction des wechselnden Gemüthszustandes im Tibull, aus welcher erhellen soll, wie er — je nachdem sein Verhältniß zur Delia durch äußere Ereignisse sich verschieden gestaltet — von einer zarten Liebe zu Eifersucht und immer wachsendem Aergerniß, dann zu völliger Hoffnungslosigkeit, und als die Geliebte sich wirklich mit einem glücklicheren Nebenbuhler verbindet, zu einer alle Lebenslust ertödtenden Trauer übergeht; wie er dann doch allmählig wieder aufathmend den Bacchus zum Trösten in seinem Schmerzen anruft, wie aber das alte Gefühl für die Treulose immer wieder die Oberhand gewinnt, und er sich am Ende, um so vielen quälenden Erinnerungen zu entfliehn, in die einsame Stille des Landlebens zurückzieht: dahin läßt er denn auch den Horaz zuerst seine scherzende Epistel, Carm., I, 33 und da diese die beabsichtigte Wirkung nicht erreicht, da Tibull auch leiblich erkrankt, den dringender und ernster anmahnenden Brief an den Tibull, Epist., I, 4 richten. Dieser verfehlt seines Zweckes auch nicht: dem Tibull kehrt Ruhe und Heiterkeit wieder, der gegen das ganze weibliche Geschlecht in ihm rege gewordene Haß verschwindet, und er kehrt zur alten vergnüglichen Lebensweise zurück. Da nun aber der anfängliche Zauber zerstört ist, der die jungfräuliche Delia in seinen Augen verklärte, war es auch um die ursprüngliche Reinheit seiner Liebe gethan: leichtsinnige Trachten nach augenblicklichem Sinnesgenuß tritt an die Stelle derselben: der zu wenig argwöhnische Gatte wird hintergangen, aber nicht allein zu Tibull's Gunsten, was diesem nicht lange verborgen bleibt, nun wechseln Entzweiung und Versöhnung immer leidenschaftlicher, bis Delia dem entwürdigten Verhältniß ein rasches Ende macht, und der verstoßene Dichter seine Schmerzen wieder im Weine zu endigen sucht. Dem gemäß werden die Elegien an Delia und Neära zu Einem Ganzen wie zu einem kleinen Liebesroman verbunden, und Spohn giebt ihnen diese Aufeinanderfolge: I, 3. 1; III, 4. 3. 1. 2. 6. 5; I, 5. 6. 2. Nun bleibt freilich noch die Frage übrig, wie es bei diesem genauen Zusammenhange der Elegien habe geschehen können, daß Tibull im dritten Buche plötzlich die Namen wechselte, und sich selbst Lygdamus, die Delia aber Neära nannte. Vorläufig erklärt Spohn diese Namensveränderungen in aller Kürze als die Folge der veränderten Verhältnisse: das Nähere darüber behält er sich aber für eine andere Stelle vor, und bis dahin seinen Faden fortzuspinnen, war ihm nicht beschieden. Wie Herr de Goldery sich die Sache zurechtlegte, werden wir weiter unten sehen.

Wir verkennen das Sinnreiche in dieser letzten Aufeinanderfolgung nicht, und geben im Allgemeinen zu, daß die Sache sich so vielleicht hätte verhalten können, da — die schnelle Wirkung des Horazischen Briefes etwa ausgenommen — gar nichts Unmögliches darin obwaltet. Doch erfodern Zusammenfügungen dieser Art immer die höchste Behutsamkeit, weil insgemein, sobald ein Stein zu wackeln anfängt, der ganze Bau zusammenstürzt. Der Grundstein, auf dem in unserm Falle nicht nur die ganze letzte Darstellung, sondern auch die Aechtheit des dritten Buches beruht, ist die Verschiedenheit der Namen oder die Identität der Delia, Neära

und Glycera: wird diese widerlegt, so begiebt sich das Unerwartete, daß alles das, was Spohn mit einem bedeutenden Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zum Umsturz der Voß'schen Ansicht beigebracht hat, sich in neue und kräftige Stützen derselben umwandelt. Daß aber weder Neära noch Glycera Eine Person mit der Delia seyn könne, gedenken wir weiter unten so einleuchtend zu machen, daß der für jede Wahrheit schnell empfängliche Spohn vielleicht der erste gewesen seyn würde, der uns beigestimmt hätte.

Für jetzt wenden wir uns zu dem vielthätigen, wie aus der pariser „Revue encyclopédique" bekannt ist, in dem deutschen Schriftwesen wohlbewanderten Herrn de Golbéry, dem auch unseres trefflichen Landsmanns eben angezeigte Schrift nicht entgangen war: vielmehr weiß er sie nach ihrem ganzen Werth zu schätzen, benutzt sie fleißig, und verdankt ihr namentlich fast alle die gelehrte Ausstaffirung, mit der auch seine Abhandlung nicht kärglich verziert ist. Doch hat er daneben so viel eigne, nicht von Spohn allein ganz abweichende Meinungen, daß er sich schon dadurch als hinlänglich befugt zu einer neuen Schrift über denselben Gegenstand manifestirt, sowie es denn auch ihm vergönnt war, manches von seinem Vorgänger unvollendet Gelaßne zu Ende zu bringen. Seine Arbeit zerfällt in fünf Kapitel, die vor den Spohn'schen den Vorzug haben, daß sie durch bestimmte Ueberschriften sofort kunde geben von ihrem Inhalt. Wir werden uns aber bei demjenigen, was mit Spohn's Forschungen übereinstimmt, nicht aufhalten, sondern nur das davon Abweichende hervorheben.

Cap. I. „De anno Tibulli natalitio" (S. 1—29). Wie Spohn beginnt Herr de Golbéry die Untersuchung mit dem Todesjahre des Tibull, obgleich er diese Ordnung als eine verkehrte tadelt, worin er dem deutschen Gelehrten Unrecht thut. Denn da dieser das bereits besprochene Distichon (III, 5, 17) als unächt verwirft, hatte er nur für das Todesjahr eine Zeitbestimmung, von der er sich nicht anders als rückwärts schließend dem Geburtsjahr annähern konnte: Herrn de Golbéry hingegen hinderte, wie wir sehen werden, nichts, gewöhnlichermaaßen mit der Geburt anzufangen: daher trifft ihn der Tadel, es ohne Grund unterlassen zu haben.

Ueber Tibull's Todesjahr konnte kein Zweifel obwalten, da die Angabe des Domitius Marsus bestimmt und unbedenklich ist. In der Festsetzung des Geburtsjahres aber weicht Herr de Golbéry sogleich von Spohn ab. Denn gleich wenig zufrieden mit Spohn's und mit Aermann's Urtheil über das chronologische Distichon (III, 5, 17) erklärt er es wie das ganze dritte Buch für ächt Tibullisch und für unverdorben zugleich, sodaß es also bei ihm vollgültige Zeugnißkraft hat. Der Einwand, daß ja Ovid sich derselben Worte bedient habe, um sein eignes Geburtsjahr zu bezeichnen, wird dadurch beseitigt, daß dieser ja absichtlich den ganzen Vers entlehnt haben könne, um recht nachdrücklich auf seine Altersgleichheit mit Tibull hinzuweisen: nur Schade, daß dieß an einer Stelle geschehn ist, wo kein Mensch an Tibull denken kann, während Ovid eine solche Andeutung da unterlassen hat, wo sie grade am rechten Orte gewesen wäre, in der Trauerelegie. Daher wird auch durch Vergleichung der übrigen Stellen, die Ovid offenbar von unserm Dichter entlehnt hat, nichts ausgerichtet: denn diese beziehn sich alle auf persönliche Verhältnisse des Tibull, sodaß wir in ihnen keine Nachahmung anerkennen können, sondern nur eine absichtliche Bezugnahme auf seine eignen Worte zu stärkerer Beglaubigung des Gesagten. Wir können daher nicht sagen,

daß auch nur die Gründe entkräftet wären, durch die Epoche bewogen dieß Distichon für nicht Virgilisch erklärte.

Darauf werden die einzelnen Einwendungen durchgegangen, die besonders von B:s und Epoche gegen Tibull's Geburt im Jahre 711 gemacht sind. Ovid bezeichnet in einer sehr wichtigen Stelle der Trist. IV, 10, 31, das Altersverhältniß der vier berühmtesten römischen Elegiker zu seiner Zeit:

Virgilium vidi tantum, nec avara Tibullo
Tempus amicitiae fata dedere meae:
Successor fuit hic tibi, Galle, Propertius illi,
Quartus ab his serie temporis ipse fui.

Diese Worte hat man bisher so gefaßt, dem Gallus sey an Jahren Tibull zunächst gefolgt, dem Tibull Properz, dem Properz als vierter Ovid, und daran hat man unstreitig wohlgethan, da die Sprache keine andere Auslegung gestattet: denn illi weiset über das zunächst stehende Galle hinweg, auf das entferntere hic, d. i. Tibullus, ganz richtig hin. Herr de Goldéry ist aber anderer Meinung: er zieht hic zwar auch auf den Tibull, aber illi auf den Virgil und preßt so den Sinn heraus, Gallus und Virgil seyen älter als Properz, Tibull aber und Ovid jünger als die drei andern. Durch diese Gewaltthat wird freilich erreicht, was erreicht werden sollte: Tibull wird dem Ovid an Jahren ganz nahe gebracht; aber schon das quartus ipse fui hätte darüber belehren können, daß das Alter des Properz keineswegs mit dem des Virgil verglichen werde, indem es sonst hätte heißen müssen, quintus ipse fui; es wird also bloß die Aufeinanderfolge der Elegiker bezeichnet, ohne Rücksicht auf Virgil. Gar kein Gewicht dagegen hat die Berufung auf die Worte des Properz:

Primus ego ingredior puro de fonte sacerdos,
Itala per Graium orgia ferre choros.

Wer kann darin mehr sehen, als eine dichterische Magnilocuenz, die dem Properz auch sonst nicht fremd ist? Wäre es damit geschichtlich streng zu nehmen, so müßte Properz ja auch älter als Gallus, ja als Catull gewesen seyn: vielleicht aber beziehn sich auch die Worte des Properz bloß auf seinem berühmtesten Vorgänger, den Tibull, und in Vergleichung mit diesem konnte er sich füglich den ersten nennen, der italische Elegien durch griechische Reigen führe, weil Tibull durchaus nicht in dem Sinne Nachahmer der alexandrinischen Elegie genannt werden kann, in welchem Properz: Tibull bekanntlich eigentlich gar nicht mehr als jeder gebildete römische Dichter dieses Zeitalters, ja sogar weniger als Virgil, Horaz u. a., selbst aus seinen Werken sich keine Spur nachweisen ließe, daß er die Elegien des Kallimachus und Philetas auch nur gelesen habe.

Für Herrn de Goldéry ist es nun aber ein schlimmer Umstand, daß seine ganze Berechnung des Geburtsjahres unseres Dichters in sich selbst zusammenstürzt, sobald dieser älter bleibt als Properz. Denn anstatt aus der Jahresangabe in der dritten Elegie gegen diese oder wenigstens mit Epoche gegen dieß Distichen Verdacht zu schöpfen, macht er es umgekehrt. Er nimmt vor allen Dingen an, das Distichen enthalte die Wahrheit, und nun muß alles, was widerstreitet, gut oder übel danach gebracht und gepreßt werden.

Allein das Distichen selbst muß sich auch einige Mißhandlung gefallen

lassen: gerabezu im Widerspruch mit der Behauptung, Ovid habe es von Tibull nachmals geborgt, um handgreiflicher zu verstehen zu geben, er sey mit ihm in Einem Jahre geboren, sollen nun unerwarteter Weise dieselben Worte bei Tibull nicht dasselbe Jahr bezeichnen wie bei Ovid, sondern — wenn freilich, wie wir gleich sehn werden, dringende Nothgründe vorhanden waren — wenigstens um ein Jahr doch soll Tibull älter gewesen seyn als Ovid. Die überraschende Ähnlichkeit wird dem Hexameter entpreßt,

> Natalem nostri primum videre parentes,
> Quum cecidit fato Consul uterque pari,

das heißt nach Herrn de Golbéry: als die Schlacht bei Mutina geschlagen wurde, feierten meine Aeltern mein erstes Geburtsfest, d. i. ich war damals Ein Jahr alt, also im Jahre vorher, im Jahre 710 geboren. Das ist doch eine eigne Art zu zählen! Da aber natalis nun einmal der Tag der Geburt, nicht der Jahrestag derselben, das anniversarium, ist, so wird auch wohl primus natalis der Tag seyn, an dem einer geboren wird, nicht an dem er den ersten Jahrestag seiner Geburt feiert. Doch Herr de Golbéry sagt, Ovid bestätige diese Erklärung, denn Sappho spreche Heroid. XV, 61,

> Sex mihi natales ierant,

und alle Ausleger bemerkten dazu: septimum vix annum attigerat, sodaß also doch nicht Ovid, sondern die Ausleger die Bestätigenden sind. Das würde genügen, wenn die Ausleger untrüglich wären: so aber haben sie ebenso geirrt wie ihr Nachsprecher. Ovid kann mit jenen Worten nichts anders haben sagen wollen als sextum vix annum attigeram, d. i. kaum hatte ich das erste Lustrum vollendet, den ersten merklichen Lebensabschnitt nach römischer Zeiteintheilung, vergl. Metam. II, 497. VIII, 242. XIII, 753. Doch man soll es vielleicht mit dem Dichter nicht zu genau nehmen, der nun einmal kein Chronolog ist: wenn der Ausdruck nur an sich des Dichters würdig ist, der hier keine dürre Zahl geben, sondern seine Geburt lebendiger an ein denkwürdiges Ereigniß anknüpfen wollte. Leider aber käme damit nur eine neue Ungeschicktheit des Poeten an den Tag. Wie konnte derjenige, der im Jahre der Ermordung Cäsar's geboren seyn soll, sich läppischer benehmen, als wenn er sagte, er sey ein Jahr vor dem Tode der Consuln Hirtius und Pansa geboren! Man antworte nicht, nodi omnis evitandi causa, denn der Tod zweier Consuln in Einer Schlacht war keine bessere Vorbedeutung. Doch genug von dieser kunstvollen Rechnung: Herr de Golbéry pflegt die von den seinigen abweichenden Meinungen Anderer inepties zu nennen: welchen Namen verdient wohl das hier mitgetheilte Probestück von seiner Auslegungskunst?

Was soll nun aber durch alle diese Aenderungen erreicht werden? Ovid soll jünger seyn und bleiben dürfen: Tibull soll volle 16 Jahre gezählt haben, als er in den aquitanischen Krieg zog, volle 17, als er sich in die Delia verliebte, und da er sonach als Achtundzwanziger gestorben seyn muß, soll Domitius Marsus im gewöhnlichen Sinne des Wortes gesagt haben, er sey als juvenis gestorben.

Allein dieß Gebäude ist um nichts besser als sein morscher Grund. Aus der zehnten Elegie des ersten Buches erhellt, daß Tibull schon vor dem aquitanischen Kriege einen Feldzug gemacht hat, aus der dritten mit der ersten zusammengehalten, daß er bereits, ehe er nach Aquitanien ging, in zärtlicher

Vertraulichkeit mit der Delia gelebt hat; Domitius Marsus aber bedarf keiner so hinfälligen Stütze, um Recht zu behalten, sobald man der wahrhaft dichterischen Erklärung von Voß folgt, der auch Spohn beigetreten ist: höchlich mißbilligen müssen wir es dabei, daß Herr de Goldéry, der sich sonst die Mühe nicht verdrießen läßt, auch recht ungesalzne Meinungen weitläuftig zu widerlegen, über diese treffliche Auslegung ein völliges Schweigen beobachtet.

Ueberhaupt ist Herr de Goldéry mit seinen Widerlegungen achtbarer Männer zwar immer leicht fertig, aber nicht sehr glücklich. Mit gutem Bedacht haben Voß und Spohn erinnert, es lasse sich nicht wohl denken, daß der etwa vierzigjährige Horaz den etwa zwanzigjährigen Tibull sermonum meorum candide iudex (Epist. 1, 4) habe anreden können. Dagegen weiß unser Verfasser nichts besseres aufzubringen, als die Galanterie, daß auch heut zu Tage kein französischer Dichter das Urtheil des Herrn Casimir Delavigne verschmähen würde, auch wenn er älter wäre als dieser. Wir wissen nicht, wie alt dieser Herr dermalen ist: aber das wissen wir, daß zwischen damals und jetzt, zwischen Rom und Paris, zwischen der Anrede: „Du meiner Sermonen lauterer Richter!" und dem höflichen Hinnehmen eines Kunsturtheils, wenn es auch von einem Jüngern herrührt, eine gewaltige Kluft befestigt ist. Ob wohl Göthe bei aller gleichmüthigen Milde, mit der er die kritischen Bestrebungen kunstbeflißner Jünger über sich ergehen läßt, diesen und jenen als „lauteren Richter" seines „Faust" begrüßen würde? wir zweifeln. Auch kommt nicht wenig auf die Dichtart an: über ein Liebes- oder Kriegslied möchte man dem Zwanzigjährigen, wenn er sonst Dichtergeist zeigt, ein richterliches Urtheil zugestehn; aber über einen Horazischen Sermon dem in Liebe schwelgenden zwanzigjährigen Tibull? Das könnte im Munde des kühlen, feinen und welterfahrnen Horaz nur bittere Ironie seyn. — Dagegen möchten wir es keine bloße Conjectur nennen, daß Tibull's väterliches Landgut im Bezirk des alten Pedum zwischen Tibur und Präneste gelegen gewesen sey, s. die treffende Bemerkung von Voß zu Tibull, 1, 7, (bei ihm 8) 57, S. 101 der Uebersetzung, durch welche Stelle mehr bewiesen wird als durch die beigebrachte Horazische.

Sonach können wir diesen ersten Abschnitt im Ganzen, wie in fast allen seinen Theilen nur für durchaus verunglückt erklären, weil der Verfasser sich auf keine Weise von der Autorität des vielbesprochenen Distichons losmachen konnte, und nun diesem anzuzwängen suchte, was sich nimmermehr mit ihm in Verbindung setzen läßt. Voß dagegen und Spohn (dem hier sein Festhalten an der Aechtheit des dritten Buches nicht in den Weg kam, weil er sich jenes Distichons anderweitig entledigt hatte) scheinen alles hieher gehörige in ein so klares Licht gestellt, und in eine so angemessene Verbindung gebracht zu haben, daß fortgesetzte ruhige Prüfung immer wieder auf ihre Ergebnisse zurückführen dürfte. Denn die kleine Inconsequenz Spohn's, der den aquitanischen Triumph des Messala nach der Catonischen Aera zwei Jahre zu früh ins Jahr 725 setzt, obgleich er sonst immer nach der Varronischen zählt, hat auf das Ganze keinen Einfluß, und ist leicht zu berichtigen.

Cap. II. „De puellis quas amavit poeta" (sollte eigentlich heißen: de Delia, Nemesi et Glycera, denn von der Nemesis ist erst im vierten Kapitel

die Rede) (S. 19—22). Hat Herr de Golbery sich im ersten Abschnitt zu seinem Schaden von Spohn entfernt, so schließt er sich in diesem zweiten ebenso sehr zu seinem Schaden an ihn an, indem er mit ihm der Delia, die Neära und die Glycera zu Einer Person macht, um den, wie auch wir glauben, richtigen, nur ganz anders auszuführenden Satz zu behaupten, daß Tibull nicht mehr als zwei Mädchen dauernd geliebt und in Elegien gefeiert habe: denn die dunkeln Schönen, die nicht [illegible] einmal zu haben, er selbst I, 5, 39 erzählt, können hier nicht in Betracht kommen, und daß Sulpicia nicht seine Geliebte gewesen sey, ist gleichfalls eine längst erwiesene Sache. Ganz eigenthümlich dagegen ist dem Verfasser der Einfall, daß unter der Kupplerin Phryne II, 6, 45, niemand anders zu verstehen sey als Nemesis selbst: wie soll denn das schöne Mädchen dazu kommen, in der Pforte ihrer Kupplerin eine lena zu heißen? und wie deutlich bezeichnet den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen Nemesis und Phryne der nächst vorhergehende Vers:

Lena nocet nobis, ipsa puella bona est.

Ja die Auslegung ist gegen den gewöhnlichen Wortsinn: denn es liegt nicht im Begriff der lena, sich selbst preis zu geben, sondern andere zu verkuppeln.

Auch dasjenige, was über die persönlichen Verhältnisse der Delia zusammengestellt wird, ist durchaus von Spohn entlehnt und größtentheils richtig. Wo der Verfasser aber etwas Eigenes aufzustellen sucht, ist er auch hier unglücklich. Dieß gilt besonders von der ganz unbegründeten Annahme, Tibull sey nach Bezwingung der Aquitanier mit Messala nach Rom zurückgekehrt, habe sich darauf in Delia verliebt, und sich alsdann mit dem Messala von Italien nach den östlichen Provinzen des römischen Reichs eingeschifft. Diese Rückkehr zwischen beiden Zügen ist aber nicht bloß aus der Luft gegriffen, sondern auch erweislich falsch. Denn erstens streitet dagegen der aquitanische Triumph des Messala, der erst am 25. September des Jahres 727, nach der Besiegung von Aegypten gehalten wurde, ganz gewiß aber früher gehalten wäre, wenn Messala zwischen beiden Feldzügen wieder in Rom gewesen wäre. Noch entscheidender aber ist die Grabschrift, die der auf Corcyra erkrankte Tibull sich selbst legt I, 3, 55:

Hic iacet immiti consumptus morte Tibullus,
Messallam terra dum sequiturque mari.

Wäre Tibull glücklich aus Aquitanien heimgekehrt und nun auf dem neuen, von Italien aus eben erst begonnenen Zuge tödtlich erkrankt, so konnte er nicht sagen, er sey hingerafft, indem er dem Messala zu Lande und zu Wasser folge; vielmehr erhellt hieraus, daß der Zug nach dem Orient sich unmittelbar an den Landzug nach Aquitanien anschloß, und daß Messala sich mit seinem siegreichen Heere also in einem gallischen Hafen eingeschifft haben muß, woraus sich denn auch der verspätete aquitanische Triumph hinlänglich erklärt. Diese Sache ist aber wieder für die Zeitfolge der Elegien des ersten Buches höchst wichtig. Außerdem ist nicht wohl zu begreifen, wie der Verfasser die zehnte Elegie des ersten Buches in Beziehung auf Delia bringen konnte, da es doch einleuchtet, daß sie ganz ohne eine besondere Neigung des Dichters und wahrscheinlich mehrere Jahre vor seiner Bekanntschaft mit der Delia geschrieben ist, was anderswo vollständig erwiesen werden soll.

Was ferner über die Identität der Delia und der Neära und über die Unmöglichkeit, daß Neära Eine Person mit der Nemesis sey (letzteres freilich sehr richtig), beigebracht wird, gehört alles unserm Landmanne, mit dem auch Voß'ens Meinung über die Glycera widerlegt wird. Nur in zwei Punkten weicht Herr de Goldéry von ihm ab: er nimmt nämlich, wie Heyne und Bach vor ihm, zur Erklärung der zweiten Elegie des dritten Buchs eine Reise der Neära und eine dadurch bewirkte Trennung von ihr an, ganz gegen den von Voß meisterhaft entwickelten Sinn des Gedichtes, und ordnet die Aufeinanderfolge der Elegien etwas anders, wobei wir darin mit ihm übereinstimmen, daß er die zweite des ersten Buchs früher geschrieben annimmt als die fünfte. In der Einschaltung der Elegien des dritten Buches zwischen die des ersten bringt er nichts besseres vor als Spohn.

Cap. III. „De Lygdamo" (S. 57—64). Nichts weiter als ein ziemlich vollständiger Auszug aus Spohn gegen Voß und Eichstädt. Doch wird hieran die Beantwortung der Frage geknüpft, warum Tibull im dritten Buche sich Lygdamus und die Delia Neära nenne, eine Angabe, deren Lösung Spohn uns, wie bemerkt worden, schuldig geblieben ist. Hier sieht man aber bald, wie sehr Herrn de Goldéry sein trefflicher Führer fehlt: er meint, es werde in Rom wohl bald ruchbar geworden seyn, daß unter der Delia die Plania versteckt sey: um nun aber dieß Einverständniß zu verheimlichen, habe er, sobald er die Entdeckung desselben bemerkt, sich sowohl als seine Geliebte hinter der Larve eines veränderten Namens den Blicken der Welt entzogen (ungefähr wie ein betriebsamer Recensent, der — wenn er einmal ans Licht gezogen ist — sich eilig hinter einer andern Ziffer verkriecht), später jedoch, als sie einen andern Mann geheirathet, sey er zum Namen Delia zurückgekehrt, entweder um die Plania dadurch an die alte Zärtlichkeit zu erinnern, und sie sich um so leichter wieder geneigt zu machen; oder weil er anjetzt der Geliebten ohne Mittelsperson seine Wünsche selbst habe aussprechen können, und daher die Verlarvung unnöthig geworden sey: man sieht nur nicht ein, warum er sie dann nicht geradezu Plania genannt hat; auch ist unerklärt gelassen, wie sie denn zu ihrem dritten falschen Namen, Glycera, gelangt sey: ja man sollte meinen, daß die Verheimlichung gerade am nöthigsten wurde, sobald ein Ehemann gegründete Ansprüche auf ihren Alleinbesitz erlangt hatte. Ueberhaupt aber spricht sich in diesem Erklärungsversuch eine sonderbare Vermengung antiker und moderner Begriffe, besonders ein merkliches Verkennen des öffentlichen Charakters alter Poesie aus. Hätte Tibull es wirklich nothwendig gefunden, solche Rücksichten zu nehmen, so würde er unstreitig das sicherste Mittel ergriffen, und seine Elegien im Pulte behalten haben. Denn hatte die Welt einmal seine Liebe zur Plania wider seinen Willen entdeckt, und diese in der Delia erkannt, so würde schwerlich ein veränderter Name hingereicht haben, um das Incognito herzustellen.

Cap. IV. „De Marathо et aliis qui in Tibulli carminibus comparent" (S. 64—73). Zuerst von der Nemesis das Gewöhnliche und Bekannte, sowie denn auch hier nichts Neues zu sagen war: dann vom Marathus und der Pholoe, welcher letztere Name zu einer unglücklichen Vermuthung Veranlassung giebt. Weil nämlich Horaz, Carm. I, 33 auch einer Pholoe gedenkt, um die ein gewisser Cyrus, der turpis adulter genannt wird, in unerwiederter Liebe brenne, so soll die Tibullische Pholoe Eine Person mit der Horazischen, und Cyrus niemand anders als Marathus seyn; ebenso zuversichtlich

wird aus Horaz Carm. III, 15, 7 gefolgert, daß der Tibullischen Pholoe Mutter des armen Ibykus Weib gewesen sey, und aus Carm. I, 17, daß Cyrus oder Marathus impudice et desultorie geliebt habe. So wird auch wohl die Glycera, deren Reiz den Horaz durchglühte, sodaß er in verzehrender Leidenschaft hinschmachtete, Carm. I, 19, 5. III, 19, 28. dieselbe unmilde Glycera seyn, die unsern Dichter verschmähte! Wahrhaft komisch aber ist die Ernsthaftigkeit, mit der wir belehrt werden, daß der Name Marathus aus Phönicien stamme, weil — Pomponius Mela, I, 12 Marathos unter die berühmten Städte Phöniciens zähle! Zum Schluß über Cerinthus und Sulpicia Weniges und nichts Neues. Ueber Voß'ens sinnvolle Anordnung dieser zarten und lieblichen Gesänge wird ein tiefes Schweigen beobachtet: wahrscheinlich kannte Herr de Golbery Voß'ens Bearbeitung und Uebersetzung überall nur aus Spohn, der über die Gedichte des vierten Buches erst im siebenten Kapitel des ersten Buches sprechen wollte, und aus Bach, durch den man hier zu keiner genügenden Uebersicht gelangt.

Cap. V. „De carmine in Messalam" (S. 73—76). Da auch über dieses streitige Gedicht Spohn's Urtheil nicht vorhanden ist, hat Herr de Golbery sich an Bach angeschlossen, der es als untibullisch verwirft, nicht mit ausreichenden Gründen. Auch hier hat der Verfasser es zu bedauern, daß ihm Voß'ens Vertheidigung unbekannt geblieben ist.

Den Schluß des leicht und fließend geschriebenen Büchleins macht eine wenig genügende Zeittafel über Tibull's Leben nach Herrn de Golbery's Berechnung: wenig genügend nennen wir sie, weil sie über die Entstehungszeit der Tibullischen Gedichte gar keine zusammenhangende Uebersicht gewährt.

Einer Vergleichung zwischen den Leistungen des deutschen Gelehrten und denen des französischen glauben wir durch das bis hieher Gesagte überhoben zu seyn. Das aber, glauben wir, wird unsern Lesern nicht entgangen seyn, von wie weitgreifenden Folgen die von Spohn zuerst aufgestellte Behauptung ist, daß sowohl Neära im dritten Buche des Tibull als Glycera bei Horaz Eine und dieselbe mit der Plania oder — wie sie poetisch im ersten Buche heißt — der Delia sey: ja es ruht auf der ersten dieser Annahmen fast alles, was in Spohn's Untersuchung zugleich neu und für das Verständniß des Dichters von entscheidender Wichtigkeit genannt werden muß, insbesondere die Aufeinanderfolge des größern Theils der Tibullischen Elegien und die Beweisführung, daß das dritte Buch unserm Dichter mit Unrecht abgesprochen werde. Denn diese letztere, sowie Spohn sie unternommen hat, ist unwiederbringlich vernichtet, sobald sich erweisen läßt, daß Neära nicht Delia seyn könne: ja alle Prämissen, durch die Spohn sich den Weg zu seiner Vertheidigung nicht ohne Scharfsinn gebahnt hat, wenden sich dann gegen ihn selbst um, und helfen die Unächtheit des dritten Buches bekräftigen. Wir lassen deshalb alle Einzelheiten, die wir vielleicht mit Erfolg bestreiten könnten, anjetzt auf sich beruhn, ebenso die minder wichtige Frage nach der Glycera, die ohnehin von uns an einem andern Orte dahin beantwortet worden ist, daß der Name Glycera der wahre Name der Nemesis gewesen zu seyn scheine[1]), und richten einen Hauptangriff auf die bereits mitgetheilte Spohn'-

1) Eine Abhandlung darüber ist bereits Herrn Seebode für eine seiner Zeitschriften von uns übergeben worden. [Seebode „Archiv für Philologie und Pädagogik", Jahrg. II, S. 189—199; hier wiederholt S. 167 fgg.]

ſche Hypotheſe wegen der Neära mit beſonderer Hinſicht auf die Echtheit des dritten Buches, inſofern Spohn dieſe von der Identität der Delia und Neära abhängig gemacht hat.

Es wird vielleicht paradox erſcheinen, wenn wir einen proſodiſchen Gegengrund als einen unmittelbar ſchlagenden, gleichſam einen kalten Reitereiangriff zum Beginn der Schlacht, an die Spitze ſtellen. Spohn legt nämlich mit Recht großes Gewicht auf die Stelle in Appulej. apol., p. 400 Oudend., nach der es herkömmlicher Gebrauch bei den erotiſchen Dichtern der Römer war, in den zu öffentlicher Mittheilung beſtimmten Gedichten die wahren Namen der Geliebten hinter einem ſelbſt gewählten poetiſchen zu verbergen: ſo habe Catull's Lesbia eigentlich Clodia geheißen, Tibull's Perilla eigentlich Metella, (über Tibulla ſ. Weichert de Turgido Alpino s. M. furio Bibaculo, S. 17. 18) Properzens Cynthia Hoſtia und Tibull's Delia Plania: es konnte noch hinzugefügt werden, von des Cornelius Gallus Lykoris ſey der wahre Name Cytheris geweſen, ſ. Voß zu Virgil's Eklogen X, 2. S. 391. Aus dieſen Beiſpielen nun beſtätigt ſich, was ſchon an ſich höchſt wahrſcheinlich geweſen wäre, daß der poetiſche Name dem wirklichen ſowohl nach Zahl als an Meſſung der Silben genau entſprach, wodurch der Dichter ſich die Möglichkeit erhielt, überall wo es ihm am rechten Orte zu ſeyn ſchien, den echten Namen wieder eintreten zu laſſen. Wir fürchten nicht, daß man als eine bloße Zufälligkeit von der Hand weiſen wird, was — dichteriſch und menſchlich natürlich an ſich — durch fünf übereinſtimmende Thatſachen beſtätigt wird. Indeß wollen wir doch zu bemerken nicht unterlaſſen, daß daſſelbe Verfahren bei Horaz, überall wo er zarte oder ſonſt verletzliche Verhältniſſe lebender Zeitgenoſſen berührt, längſt anerkannt, ja als feſte Regel angenommen iſt: ſo wiſſen wir aus alter Quelle, daß ſeine Gebieterin Lycoris, Carm. II, 12, 13 mit wahrem Namen Terentia, die Hexe Canidia aber Gratidia hieß: daß unter dem Naſidienus der achten Satire im zweiten Buche der Conſular Salvidienus Rufus verborgen ſey, hat nach Lambinus Heinderf erwieſen, und noch neuerdings hat Herr Manſo in ſeinen vermiſchten Abhandlungen und Schriften, S. 286 es höchſt wahrſcheinlich zu machen gewußt, daß unter dem Kuchenphiloſophen Catius, Sat. II, 4. nicht Horaz ſelbſt oder Mäcenas, ſondern der römiſche Ritter C. Matius, ein Freund des Auguſtus, gemeint ſey. Demnach wäre der daktyliſchen Plania die Delia ganz richtig ſubſtituirt; aber weder eine amphibrachiſche Neära, noch eine tribrachiſche Cytherea konnte an ihre Stelle treten.

Freilich würde dieſer ſcheinbar (aber doch nur ſcheinbar) von etwas Zufälligem und Unweſentlichem hergenommene Grund ſammt der Regel, aus der wir ihn hergeleitet, ſich in Nichts auflöſen, wenn ruhige Vergleichung des erſten Buches mit dem dritten aus ſichern innern Gründen die Identität der Perſonen erhärtete, und gerade daraus ſucht Spohn auch ſeine Beweiſe herzunehmen, S. 88 fg. Aber wir geſtehn, da wo er vollkommne Uebereinſtimmung zu erblicken glaubte, nur ziemlich ſcharfe Gegenſätze zu gewahren: doch es iſt Pflicht, ihm Schritt für Schritt zu folgen.

Zuerſt die Aeltern der Neära ſind Vater und Mutter, ehrſame römiſche Bürgersleute, noch am Leben, III, 4, 93. Dagegen hat Delia offenbar nur noch eine Mutter: denn wenn man auch einwerfen wollte, das bloße Schweigen vom Vater beweiſe nichts, ſo geht doch aus den Elegien

des erſten Buches ſoviel deutlich hervor, daß Delia ſich gänzlich und ausſchließlich in den Händen ihrer Mutter befand, was bei Lebzeiten des Vaters unmöglich war. Aber noch mehr: daß die Aeltern der Neära höchſt ehrbare und anſtändige Perſonen waren, lehrt das ganze dritte Buch, und auch die Ausleger ſind darüber einig: von der Mutter der Delia kann man ſolches aber nicht rühmen, obgleich Spohn ihr alles Gute zutraut, S. 37; denn, ſagt er, Tibull ſelbſt lobe ſie ja ſehr, er nenne ſie El. I, 6, 58. 63 ſq. aurea anus und dulcis anus, ja er ſpreche zu ihr:

Te semper natamque tuam te propter amabo:
Quicquid agat, sanguis est tamen illa tuus.

Wahr an ſich, aber aller Beweiskraft ermangelnd. Leſen wir doch nur in derſelben ſechſten Elegie, v. 38 ſq.

Haec (aurea anus) mihi te adducit tenebris multoque timore
Coniungit nostras clam taciturna manus:
Haec foribusque manet noctu me adsita, proculque
Cognoscit strepitus, me veniente, pedum.
Vive diu mihi, dulcis anus etc.

Hier haben wir die Tugenden, um die Tibull die Alte lobt; wahrlich nicht um ihre Züchtigkeit, ſondern weil ſie eine abgefeimte Kupplerin iſt, die — ohne Zweifel gegen gute Bezahlung — den auch nicht ſehr züchtigen Wünſchen des Dichters, ſo lange dieſer zu geben hat, dienſtwilligen Vorſchub leiſtet, und ihm den gutmüthigen Gatten der Delia betrügen hilft. Wir zweifeln daher auch keinen Augenblick, daß Voß recht ſah, als er in der callida lena, die Tibull El. I, 5, 47 aufs gräßlichſte verwünſcht, dieſelbe aurea anus, nur unter andern Verhältniſſen, wieder erkannte. Was es mit der Mutterſchaft der Alten für eine Bewandtniß gehabt hat, können wir nicht wiſſen: daß er die Delia ihr Geblüt nennt, kann als bloße Schmeichelei gefaßt werden: was war verbindlicher, als wenn er in der ſchönen Tochter das Blut der alten Hexe zu ſehn verſicherte? Soviel wenigſtens iſt gewiß, daß die Kupplerinnen und Gelegenheitsmacherinnen entweder ſich für die Mütter der Mädchen und Weiber ausgaben, oder daß die Mutter ſich nicht ſo gar ſelten zu ſolchen Dienſtleiſtungen hergaben: wer Beiſpiele bedarf, findet ſie im dritten und ſiebenten von Lucian's Hetärengeſprächen und auch Horaz kann deren liefern. Wir haben darum auch nichts dagegen, wenn die Mutter der Delia durchaus ihre leibliche ſeyn ſoll: der Unterſchied beſteht bloß darin, daß ſie dann ein doppelt ſcheusliches Weib iſt, wenn ſie ihre eigne Tochter verkuppelt, und ihrem ehrlichen Schwiegerſohn ſeine Schmach bereiten hilft. Denn daß ſie ſchon in der ſechſten Elegie, wo Tibull ſie noch wegen ihrer Liebesdienſte ſelbſtiſch und ohne alle ſittliche Regung preiſet, eine callida lena war, wird nach der kurz vorher mitgetheilten Stelle wohl niemand zu leugnen begehren: nun iſt aber nichts natürlicher, als daß Tibull in der gleich darauf geſchriebenen fünften Elegie, in der er ſich zu Gunſten eines dives amator nicht weniger betrogen darſtellt, in derſelben Alten nicht mehr die Mutter ſieht, was ſie längſt zu ſeyn aufgehört hatte, ſondern eben nur noch die verſchmitzte Kupplerin, die ſie längſt geweſen war. Denn wäre dieſe lena eine dritte Perſon, die ſich trennend zwiſchen geſchoben hätte, wie wäre es denn möglich geweſen, der günſtigeren Mutter überall nicht zu gedenken, ſie nicht zu Hülfe zu rufen, ihr nicht ſchärfere Wache über die ſo-

genannte Keuſchheit der Tochter anzubefehlen, wie er doch ſchon früher ohne ſo dringenden Anlaß gethan hatte, I, 3, 83. und 6, 67. ja, um jede Möglichkeit zu erſchöpfen, wenn inzwiſchen die dem Dichter ergebene Mutter geſtorben, und Delia darauf in die Hände einer ſchlimmen lena gerathen wäre, wie war es möglich, der gefälligeren Alten nicht rühmend und bedauernd zu gedenken, wie Tibull es bei einer andern, ganz ähnlichen Gelegenheit, El. II, 6, 29 fq. auf eine innig rührende Weiſe gethan hat?

Freilich gewinnt bei dem eben bemerkten das Bild der Delia an ſittlicher Anmuth nicht: aber an dieſe hat Delia überhaupt keine Anſprüche, obgleich Spohn S. 88 meint, bis zur Vermählung mit einem andern Manne erſcheine ſie durchaus als züchtige Jungfrau. Dieß iſt aber ganz unrichtig. Delia, allerdings — wie ihr wahrer Name lehrt — geborne Römerin, aber von ziemlich dunkler Abkunft, dürftig und nicht ſonderlich erzogen, nur durch perſönlichen Liebreiz ausgezeichnet, hatte ſich offenbar gleich bei der erſten Bekanntſchaft dem Tibull — vielleicht mit gleicher Neigung zu dem ſchönen, lebensluſtigen Jüngling, wahrſcheinlich unter Vermittlung der wahren oder Titularmutter, die ſchon in der dritten Elegie vorkommt — gänzlich hingegeben, ohne daß einer von beiden Theilen an ein feſtes Ehebund dachte: wer daran nach El. I, 1, 46 noch zweifelt, wird es nicht mehr thun, wenn er El. I, 5, 7 fq. etwas genauer erwägt. Und wie wäre es auch denkbar, daß die keuſche Jungfrau, die Spohn ſieht, von ihrer Verheirathung an ſofort ein ausſchweifendes Weib geworden wäre, die den Gatten nicht minder als den ältern Freund betrügt?

Dem gemäß iſt auch der Ausdruck der Leidenſchaft in den Elegien an Neära von denen an Delia himmelweit verſchieden. In dieſen ſpricht ſich unverholen ein heftiges ſinnliches Verlangen aus, das ſich auf keine Weiſe verbirgt, ſondern nach unmittelbarem Genuß ſtrebt: nicht ſo in den Elegien an Neära: Lygdamus benimmt ſich höchſt ſittſam und anſtändig: von der Sinnenglut des Tibull zeigt ſich bei ihm keine Spur: er will die Neära zur Gattin, und ein Vorgefühl von Gattenliebe iſt es, was ihn beſeelt: daher denn auch überall die Bezeichnungen comes, genus u. ſ. w. III, 1, 23. 26. 27. 2, 4. 14. 30. 3, 32, die in dem Verhältniß des Tibull zur Delia gar nicht vorkommen konnten, und ſich in den dieſer gewidmeten Gedichten etwas lächerlich ausnehmen würden: daher ferner konnte Lygdamus III, 4, 51. 52. mit Recht den Apollo von ſeiner Neigung zur Neära ſagen laſſen.

Tantum cura tibi, quantum mea fidia matri,
Quantum nec cupido bella puella viro.

Das letztere in Tibull's Munde wäre geradezu Unſinn: denn wo hat er ſein Verhältniß zur Delia jemals anders dargeſtellt, als eben das des cupidus vir zur bella puella? daher war endlich auch Lygdamus wohl befugt, ſich III, 4, 13 als castus puella darzuſtellen, was dem Tibull gewiß gar nicht in den Sinn gekommen wäre. Denn von ſeiner eignen Keuſchheit läßt er nirgends etwas verlautbaren, — wie konnte er auch nach dem offenherzigen saepe alium tenui? —, und wo er die Delia zu dieſer Tugend auffordert, hat castus immer nur die Bedeutung dem Dichter getreu und willfährig, auch als eines andern Ehefrau, I, 3, 83. 6, 67. 75.

Sowie nun weder Tibull mit dem Lygdamus, noch Delia mit der

Neära, noch das Verhältniß des einen Paares mit dem des andern irgend eine wahre Aehnlichkeit hat, ebenso wenig findet sich eine solche in der Art, wie sich das Geschick beider Liebhaber tragisch wendet. Tibull hat die Neigung der Delia wirklich besessen und ihre volle Gunst ungetheilt genossen, als ein Kriegszug ihn auf mehrere Jahre von ihr trennte: da von einem festen Bunde nie die Rede gewesen war, ist es nicht so sehr zu verwundern, wenn leichter Sinn, Langeweile, vielleicht auch Dürftigkeit und kluge mütterliche Rathschläge, sie bewegen, den Bewerbungen eines wohlhabenden Mannes Gehör zu geben und ihn zu ehelichen: so findet Tibull sie wieder: bei ihrer frühern Lebensweise ist es nun ebenso wenig verwunderlich, wenn sie ihm auch jetzt nicht versagt, was sie ihm früher gewähret hatte, und wenn sie nebenbei gegen andre nicht spröder ist. — Lygdamus dagegen wirbt in vollem Ernst um die Hand der unbescholtenen Neära: anfangs glaubt er sich Hoffnungen machen zu können, merkt aber bald, daß das Mädchen — das ihm offenbar nie die geringste Neigung gezeigt hat — einen andern vorzieht, und muß sie in Kurzem als die Vermählte dieses Glücklichern erblicken, worauf er beim Klange seinen Verlust zu vergessen sucht. So glauben wir, muß sich jedem Unbefangenen das Tibull-Verhältniß zur Delia und das des Lygdamus zur Neära darstellen.

Es wäre nun noch manches davon zu sagen, wie ganz undenkbar es ist, daß Tibull seine zur Delia dichterisch veredelte Plania eine Weile als Neära und dann abermals als Delia gefeiert haben sollte, wozwischen sie Herrn ganz unbegreiflicher Weise außerdem noch Glycera genannt haben soll; ferner wie es den Ausdruck carminibus celebrare mißdeuten heißt, wenn man ihn durchaus nur von directen Liebgedichten verstehen will, als ob Trauer um den Verlust eines Mädchens nicht auch ein großes Lob wäre; endlich wie gewiß die Elegien des ersten Buches, zu denen vielleicht noch die 13. und 14. des vierten gehört, als die des dritten zwei so vollkommen in sich beschlossne und abgerundete, von einander ganz unabhängige kleine Liebesgeschichten bilden wie die des vierten Buches, so, daß ein jedes Davon- und Dazuthun den Totaleindruck zerstören würde. Allein eines Theils dürften wir für viele Leser uns schon zu lange bei Tibull's Herzensangelegenheiten aufgehalten haben, andern Theils glauben wir, daß das Gesagte hinreicht, um unser Verwerfungsurtheil der Spohn'schen Hypothese zu begründen, welches hier unser eigentlicher Zweck war: auch denken wir höchstens an einem andern Orte über die Aufeinanderfolge sämmtlicher Tibullischer Elegien ausführlich zu sprechen[1].

Ist nun aber, wie wir glauben, die Verschiedenheit der Personen Delia und Neära dargethan, so ist auch Spohn's Vertheidigung des dritten Buches ohne weiteres aufzugeben; zu dasjenige, was er über die Zahl der vom Tibull wahrhaft geliebten Mädchen und über die Glaubwürdigkeit des Ovid in diesen Dingen — nach unserer Ueberzeugung vortrefflich — voraus bemerkt hat, erlangt nun die Kraft wichtiger Argumente für die Unechtheit.

Wir sind indeß weit entfernt, aus Eifer für unsre Meinung den Fehlschluß zu begehen, daß das dritte Buch, weil Spohn's Vertheidigung offen-

1) [De ordine temporum quo primi libri elegias scripsit Tibullus. Programm 1851. Opuscc. Acad. p. 280—300.]

bar mißlungen ist, nun überall nicht länger vertheidigt werden könne: nur soviel dürfte feststehen, daß die Voßische Beweisführung in ihren Hauptpunkten auch durch Spohn überall nicht erschüttert ist: dagegen ist es nicht zu leugnen, daß Voß — wie an mehrern Stellen eingeräumt ist — in Einzelheiten und Nebendingen nicht selten geirrt hat, und daß daher eine wiederholte Durchforschung des Gegenstandes mit besonderer Verstärkung der innern Gründe gegen die Echtheit keineswegs eine Ilias post Homerum seyn würde.

Dieser verdienstlichen Arbeit hat sich Herr Eichstädt in drei akademischen Gelegenheitsschriften, denen wahrscheinlich noch mehrere folgen werden, mit der ihm eignen Gewandtheit und Eleganz der Darstellung unterzogen, nachdem er bereits im Jahre 1806 in einer Abhandlung „De iis quae novo Tibulli editori vel cavenda vel faciunda sint", die Unechtheit der sogenannten Lygdamica bestimmt anerkannt, und sie eines Dichters wie Tibull durchaus unwürdig erklärt hatte, ohne darum jedoch — wie Spohn mißverstanden hat — auch demjenigen beizupflichten, was Voß über die Person des Lygdamus vorgetragen.

Die uns vorliegenden drei Dissertationen beginnen mit einer scharfen, aber gerechten Würdigung der Ausgaben von Bach und Huschke mit besonderer Rücksicht auf die weder gründliche, noch anständige Art, wie beide gegen Voß ankämpfen. Außerdem heißt es von Herrn Huschke: quae ex antiquis libris depromi poterant ad textum redintegrandum, diligenter ille attulit et acu enucleavit: verum ubi criticae sive dux sive moderator sive etiam vicarius adhibendus erat sensus venustatis poeticarumque virtutum, quod in Batavis multis poetarum editionibus requirimus, idem nos passus est in sua desiderare. Ein ebenso wahres, als human ausgedrücktes Urtheil!

Sodann schreitet der Verfasser sogleich zur Hauptsache, zu den gesunden Sinnen schwer zu verkennenden Verschiedenheiten in Erfindung, Anlage und Ausdruck zwischen den Tibullischen Elegien und denen des dritten Buches, von deren Urheber er sagt: quisquis fuerit auctor, exigua ei fuit ingenii dos, minor judicii, dicendi autem ea infantia, qua fere laborare videmus tirones, qui exemplorum praestantia moti, optima illi quidem sequuntur, sed per virium tenuitatem non assequuntur.

Den Beweis für dieß allgemein ausgesprochene Urtheil giebt der Verfasser in der ersten Abhandlung durch eine meisterhafte kritische Analyse der ersten Elegie des dritten Buchs, welcher in der zweiten und dritten Dissertation eine ähnliche Beurtheilung der vierten Elegie folgt. Diese erklärt Herr Eichstädt für die schlechteste von allen, und damit die Leser ihm desto bequemer folgen können, hat er sie nach dem Heyneschen Text abdrucken lassen, und diesen Schritt für Schritt mit kritischen Bemerkungen begleitet, die wohl zu dem Trefflichsten gehören dürften, was bis jetzt über diesen Dichter geschrieben ist, wenn sich auch gewisse Suffeni, pro imperio agentes, sua inventa unice exosculantes, et quae in transcursu arripuerunt pro indubitate veris venditantes, cetera argumentorum, quibus hoc verum, illud falsum evincitur, parum curiosi (v. J. G. H. ad Tib. p. 201), dadurch einigemal aus ihren beseeligenden Träumen von Untrüglichkeit nachdrücklich aufgerüttelt fühlen sollten, s. z. B. zu V. 3, 28, 36, 59, sowie auch zu III, 1, 23 die Verkehrtheit der von Herrn Huschke begierig aufgegriffnen Meinung, Lygdamus

und Nelea seyen Geschwisterkinder und eine Zeitlang Eheleute gewesen, dann aber von einander geschieden worden, ins hellste Licht gestellt ist.

Auf dieselbe Weise nun wie die erste und vierte Elegie scheint Herr Eichstädt auch die übrigen des dritten Buches durchgehn zu wollen, um sich so die sicherste Bahn zum Erweis der Unechtheit zu bereiten. Je weniger das Gelingen noch zweifelhaft seyn kann, desto lebhafter wünschen wir diese so anziehende als wichtige Untersuchung bald vollendet, aber auch aus dem engen Kreise akademischer Gelegenheitsschriften herausgeführt und einem jeden leicht zugänglich gemacht zu sehn, der solche Forschungen zu würdigen weiß.

Ueber Tibull's Glycera.

Appuleius hat uns an einer bekannten Stelle seiner Vertheidigungsrede gegen die Anschuldigung magischer Zauberkünste die nur durch ihn auf uns gekommene Kunde erhalten, daß mehrere erotische Dichter der Römer in ihren Gesängen die wahren Namen ihrer Geliebten unter erdichteten verborgen haben: so habe Catull's Lesbia eigentlich Clodia, Ticida's [1]) Perilla in der Wirklichkeit Metella, des Propertius Cynthia Hostia und Tibull's Delia Plania geheißen; dagegen sey Lucilius zu tadeln, welcher die Knaben Gratius und Macedo unter ihren echten Namen zur Schau gestellt habe.

Das geschichtlich Wahre in diesen Nachrichten, welche die zartesten Herzensangelegenheiten einiger großer Dichter des Alterthums ans Licht ziehen, kann wohl vernünftiger Weise nicht in Zweifel gestellt werden. Wir fügen vielmehr noch einen, vom Appuleius übersehenen, nahen Geistesverwandten hinzu, den Cornelius Gallus, welcher bei den Triumvirn der Liebe nicht fehlen durfte: denn auch von seiner viel besungenen und betrauerten Lykoris haben uns die alten Ausleger des Virgil die Kunde aufbewahrt, ihr eigentlicher Name sey Cytheris gewesen, wobei sie nur das von Voß (zu Virgil's Eklogen, X, 2. S. 501) nachgewiesene Versehn sich haben zu Schulden kommen lassen, diese Cytheris für Eine Person mit der gleichnamigen, aus Cicero hinlänglich bekannten, Geliebten des Antonius zu halten.

Auch ist diese poetische Verheimlichung des geliebten Gegenstandes in sich natürlich genug; denn wenn auch der Dichter kein Bedenken trug, sich selbst in leidenschaftlich erhöhter Stimmung der Welt ohne Hehl darzustellen, so forderte doch das Verhältniß der Geliebten zartere Rücksichten, und abgesehn davon, daß schon die gemeine Klugheit ermahnte, das selbst genossene oder doch gewünschte Glück nicht dem Neide oder gar den Mitbewerbungen Anderer — der Esser im Weinberge ähnlich — zu verrathen, lehrte auch ein ebenso begreifliches, als richtiges Gefühl die Nothwendigkeit, den Gegenstand einer vorwiegend sinnlichen Neigung vor der neugierigen Menge wenigstens einiger Maaßen zu verschleiern. Wenn dagegen Dante seine Beatrice, Petrarca seine Laura, Klopstock seine Fanny, und — um auch einen Zeitgenossen zu nennen — Ernst Schulze seine Cäcilie verherrlichend unter ihrem wahren Namen feiert, so erklärt sich Dieses, auch abgesehn von den besondern Umständen, unter welchen die vier Genannten dichteten, zur Genüge aus dem allgemeinen Gegensatze zwischen antiker und romantischer Liebe, ihrer Auf-

1) S. über diesen erotischen Dichter des Augustischen Zeitalters Ovid. Trist II 433 und Weichert de Turgido Alpino s. M Furio Bibaculo, p 17. 18.

faſſung und Darſtellung, ſodaß gerade dieſer Gegenſatz in der Erſcheinung ganz geeignet iſt, das über die Liebesſänger des Alterthums Bemerkte zu beſtätigen.

Ob dieſe bei ihren poetiſchen Umbenamungen, als deren erſten Erfinder wir vielleicht den überall ſinnreichen und feinen Catull betrachten dürfen, gewiſſen Grundſätzen folgten, vermögen wir weder zu bejahen, noch zu verneinen. Doch führen die uns noch bekannten Namengebungen des Catull, des Tibull und Properz zu einer, ſo viel ich weiß, noch nicht gemachten Bemerkung, aus welcher wieder Eins und das Andere kann gefolgert werden. In allen jenen Beiſpielen finden wir nämlich, daß der poetiſche Name dem wirklichen ſowohl an Sylbenzahl als Sylbenmeſſung vollkommen entſpricht. Wäre das in den fünf uns erhaltenen Umbenamungen ein bloß ungefähres Zuſammentreffen, ſo müßte man geſtehen: dieſer Zufall ſey ein erſtaunlich artiger und ſinnvoller. Denn ſo konnte nicht nur der Dichter ſelbſt, ſondern auch Jeder in ſein Geheimniß eingeweihte — das war aber in Rom gewiß bald die ganze große und gebildete Welt — gehöriges Ortes den echten Namen ſtatt des erdichteten einlegen, ohne daß den Dichter der Vorwurf ſtrafbarer Plauderhaftigkeit traf; ſowie denn auch die römiſchen Elegiker die Pflicht des Liebenden, ſchweigſam zu ſeyn, ebenſo ausdrücklich anerkennen, wie der Meiſter der deutſchen Elegie, ſ. Broukhuus zu Tibull, IV, 13, 8, Burmann zu Properz I, 5, 30, II, 19, 70, und Göthe's zwanzigſte römiſche Elegie. Vor Allem aber war der Dichter ſelbſt dadurch in den Stand geſetzt, ſeiner Schönen die ihr gewidmeten Verſe unter ihrem Namen vorzutragen oder zu überreichen; daß aber die Römerinnen ſolche Huldigungen keineswegs verſchmäheten, bezeugen Tibull ſelbſt, II, 1, 19, Ovid, ars amat. III, 533 ff., Properz III, 1, 39, und Lygdamus I, 8, IV, 57, zur Genüge. Auch ſcheint die Sache in der That ſo viel innern poetiſchen Grund zu haben, daß nicht wohl abzuſehen wäre, warum man lieber ein ſonderbares Spiel des Ohngefähr annehmen wollte, wo nichts uns hindert, eine tiefer liegende Abſichtlichkeit zu erkennen. Zu nicht geringer Beglaubigung dient hier des Horatius ganz übereinſtimmendes Verfahren auch in minder zarten Fällen; ja man hat es längſt anerkannt und als Regel feſtgeſtellt, daß er überall, wo er verletzliche Verhältniſſe lebender Zeitgenoſſen berühret, die Namen derſelben mit erdichteten, häufig von ähnlichem Klange, immer von gleichem Sylbenwerthe vertauſcht; es iſt ebenſo unbezweifelbar, daß ſeine Gebieterin Licymnia (Carm. II, 12, 13.) eigentlich Terentia, als daß die Hexe Canidia (Epod. III, V und XVII) Gratidia hieß; daß unter dem Naſidienus der achten Satire im zweiten Buche der Konſular Salvidienus Rufus verborgen ſey, hat nach Lambinus Heindorf erwieſen, und noch neuerdings iſt es durch Manſo („Vermiſchte Abhandlungen und Schriften", S. 286) höchſt wahrſcheinlich gemacht, daß unter dem Küchenphiloſophen Gatius (Sat. 2, 4.) keineswegs Horaz ſelbſt oder Mäcenas, ſondern der römiſche Ritter C. Matius, ein Freund des Auguſtus, gemeint ſey. Ueber Ovid's Corinna ſchwebte zwar ſchon bei des Dichters Lebzeiten ein ſo geheimnißvolles Dunkel, daß nach Amor. II, 17, 28. 29, viele Römerinnen auf die zweideutige Ehre Anſpruch machten, unter jenem Namen verborgen zu ſeyn; aber ſo viel erhellt auch hieraus, daß er ein erdichteter war. (Vergl. Amor. III, 12. Ars amat. III, 538. Jo. Masson vita Ovidii, p. 75. 154.)

Indeß mögen auf die Wahl der dichteriſchen Namen manche äußere

Dinge auch einen näher beſtimmenden Einfluß gehabt haben, der bei jedem andern Falle zu einem andern Ergebniß führen mußte. Ueber Tibull's Umwandlung ſeiner Plania in eine Delia hat nach einer mündlichen Mittheilung ein ausgezeichneter Gelehrter einen ſo treffenden Gedanken geäußert, daß er mir es verzeihen mag, wenn ich mich nicht enthalten kann, denſelben hier vorläufig mitzutheilen, ohne erſt ſeine Erlaubniß dazu funfzig Meilen weit einzuholen. Er nimmt nämlich an: Delia ſey nichts als eine einfache Vergriechung des Namens Plania, welcher ſich zum lateiniſchen planus ganz ebenſo verhalte, wie Delia zum griechiſchen δῆλος, welches die Uebertragung von planus ſey; und ich geſtehe, dieſe Entdeckung ſcheint mir an ſchlagender Wahrheit und, nunmehr ſie einmal gemacht iſt, auch an Leichtigkeit vom Ei des Kolumbus wenig verſchieden zu ſeyn. Sie beſtätigt nebenbei auch auf eine unerwartete Weiſe die zwiſchen vier Abweichungen ſchwankende Richtigkeit des Namens Plania bei Appuleius, welche aus andern Gründen auch von Spohn, „De Tibulli vita et carminibus", part. I, p. 11. anerkannt iſt. Nicht minder einleuchtend iſt mir immer die alte, von Voß vor der Ueberſetzung des Tibull, S. XVIII. XIX. unbedingt verworfene Annahme von der Uebereinſtimmung der Namen Albius und Lygdamus geweſen, obgleich ich übrigens einer der, wie es ſcheint, Wenigen bin, welche Voß von dem nicht Tibulliſchen Urſprunge des dritten Buches der Tibulliſchen Elegien völlig überzeugt hat. Wie ich dieſen anſcheinenden Widerſpruch glaube ausgleichen zu können, denke ich zu ſeiner Zeit ausführlicher darzuthun, als es hier geſchehen konnte.

Jetzt eile ich zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſer Zeilen, welchem das bisher Geſagte als Einleitung mußte vorausgeſchickt werden, zu der Frage: Was von Tibull's Glycera zu halten, und in welche Zeit ſeines Lebens ſeine Liebe zu ihr zu ſetzen ſey?

Es iſt bekannt, daß in den uns erhaltenen Elegien des Tibull der Name der Glycera gar nicht vorkommt, und daß wir ihn nur durch Horaz aus dem Anfange ſeiner Epiſtole an Tibull, I, 33, kennen, wo er dieſem ermuthigend zuruft:

> Albi, ne doleas plus nimio, memor
> immitis Glycerae, neu miserabiles
> decantes elegos, cur tibi junior
> laesa praeniteat fide.

Aus dieſen Worten geht deutlich hervor, daß Glycera, hartherzig gegen unſern Dichter, ihm einen jüngern Nebenbuhler vorgezogen, daß er aber ihren Verluſt nicht bloß ungebührlich betrauert, ſondern ihn auch in Klageelegien beſammert hat. Da nun aber unſer Tibulliſcher Text keiner andern wirklich Geliebten, außer der Delia und Nemeſis, gedenkt (denn die Neära des Lygdamus ging ihn nicht an, was ſogar dem ſonſt viel wahres nicht merkenden Huſchke, Th. II, S. 421 ſeiner Ausgabe, obgleich unter Mehrerem unwahren merklich geworden iſt), und Ovid an mehreren Stellen, beſonders Amor. III, 9, 31 und 53, völlig übereinſtimmend beſtätigt, Delia ſey Tibull's erſte, Nemeſis ſeine letzte Liebe geweſen, ohne einer dritten, gleichfalls durch Elegien verherrlichten zu gedenken; ſo iſt es eben nicht zu verwundern, wenn ſich über die Horaziſche Glycera ziemlich widerſtreitende Meinungen bildeten. Denn daß dieſe harte Schöne eine der vielen, gewiß nicht ſpröden geweſen ſey, in deren Umarmungen Tibull, als Delia ihm untreu geworden

war, nach ſeinem eignen unverhüllten Geſtändniß, I, 5, 39, häufig, wenn auch vergebens, ein wüſtes Vergeſſen ſeines erſten Verluſtes geſucht hatte; ließen ſchon die ihr geſungenen Klagelegien nicht zu; auch würde Horaz keinen Anlaß gehabt haben, ſeinen Freund über die Auflöſung eines Verhältniſſes zu tröſten, welches Sinnlichkeit und Verzweiflung nur für den Augenblick herbeigeführt hatten.

So war es denn das Nächſtliegende und Bequemſte, ſich dabei zu beruhigen, Tibull, ohnehin zu verliebten Abenteuern ſehr geneigt, habe außer der Delia und Nemeſis eben noch eine dritte, die Glycera, geliebt — wann? zu fragen, ſchien ein Vorwitz, deſſen man ſich nicht ſchuldig machen wollte. — Die ihr gewidmeten Elegien aber ſeyen untergegangen: that man doch die Neära ab, ja die Sulpicia als fünfte hinzu! Der einzige, welcher einige Beſtimmtheit in dieſe ſchwankende Annahme zu bringen ſuchte, war Voß; auch er in der Hauptſache ihr anhangend ſchließt aus Tibull's gänzlichem Schweigen über die Glycera oder ſonſt eine, welche ſeine Jahre verſchmäht habe, er müſſe ſie nach der Nemeſis geliebt haben, die ihr nach Herausgabe des zweiten Buches geſungenen und dem Horaz mitgetheilten Elegien aber ſeyen um das Jahr 732 Roms verfaßt, und nach des Dichters Tode im ungeordneten Nachlaß verloren gegangen, weßhalb denn auch Ovid im Trauergedicht auf Tibull's Tod der Glycera, als Einer ihm nicht bekannten, auch nicht habe gedenken können.

Allein dieſe Darſtellung der Sache dürfte ſich ſchwerlich gegen die zum Theil ſchon von Spohn erhobenen Einwendungen behaupten. Abgeſehn von dem, was darin willkührliche Annahme iſt, läßt ſich kaum glauben, daß Horaz ſich in einem, der Oeffentlichkeit nicht vorenthaltenen, Gedichte auf ihm allein mitgetheilte, ſeinen Zeitgenoſſen noch unbekannte Elegien bezogen haben ſollte; ſo etwas wäre unfein und unverſtändlich zugleich geweſen. Da Horaz alſo jener Elegien gedenkt, waren ſie auch ohne Zweifel vom Tibull ſchon damals bekannt gemacht, und konnten nicht hinterdrein im ungeordneten Nachlaß ihren Untergang finden. Waren ſie aber einmal ans Licht getreten, ſo konnten ſie gewiß keinem Zeitgenoſſen weniger unbekannt bleiben, als dem nur einige Jahre jüngern Ovid, welcher überall des Tibull's als ſeines geliebteſten Vorbildes Meldung thut, und offenbar mit allen perſönlichen Verhältniſſen ſeines Meiſters, inſoweit Kenntniß derſelben zum Verſtehen ſeiner Werke gehörte, hinlänglich vertraut war. So trefflich alſo ſein ſtetes Zuſammenſtellen der beiden Namen Delia und Nemeſis mit unſern Tibulliſchen Elegien zuſammenſtimmt, ſo undenkbar iſt es, daß er von der Glycera, wenn er ſie gekannt, hartnäckig ſollte geſchwiegen haben: gekannt aber hätte er ſie unfehlbar, wenn ihr eigne Geſänge wären gewidmet geweſen. Dagegen wußte Ovid mit Gewißheit, daß Tibull's Leidenſchaft für die Nemeſis mit ungeſchwächter Heftigkeit bis an ſeinen Tod gedauert hatte. In dem Trauergedichte läßt er bei Tibull's Beſtattung beide in Wechſelklagen auftreten.

Delia discedens, felicius, inquit, amata
Sum tibi: vixisti, dum tua ignis eram.
Cui Nemesis, quid ais? tibi sint mea damna dolori?
Me tenuit moriens deficiente manu.

Je weniger wir alſo berechtigt ſind, dem Ovid hierin unſern Glauben zu verſagen, deſto unhaltbarer muß die Voßiſche Behauptung erſcheinen,

Glycera ſey vom Tibull nach der Nemeſis beſungen und ſeine letzte Liebe geweſen.

Dieſe Schwierigkeiten mußten den Prüfenden faſt unwillkührlich auf die Vermuthung bringen, Glycera ſey keine dritte, von der Delia und Nemeſis verſchiedene Perſon, ſondern nur ein neuer Name für eine von dieſen zweien. Gleichwohl war Spohn der Erſte, welcher dieſen ſo nahe liegenden Gedanken feſthielt und ausführte; er ſuchte darzuthun, Glycera ſei eine und dieſelbe mit der Delia und Plania (de vita et carminibus Tibulli, p. 50. 96.), worin ihm der neueſte Herausgeber des Horaz, Joh. Chriſtian Jahn, unbedingt beiſtimmt (zu den Ep. 1, 4. p. 274). Ich geſtehe, daß mir dieſe Meinung, je länger ich ſie erwogen habe, deſto unbegründeter und verfehlter erſchienen iſt, zumal da Spohn, hiemit nicht zufrieden, auch die Neära des dritten Buchs, von deſſen Unechtheit er nichts wiſſen will, nur dem Namen nach von der Delia und alſo auch von der Glycera verſchieden glaubt. So ginge denn alſo die arme, kaum noch vom Apuleius gerettete Plania bei gleichzeitigen Dichtern unter dreierlei Namen, als Delia, Neära und Glycera, um, ohne daß ſich irgend ein triftiger Grund dieſer Dreigeſtaltigkeit nachweiſen läßt. Man ſollte denken, dieß allein hätte hinreichen müſſen, von einem ſolchen Einfalle nachdrücklich abzumahnen; auch drängt ſich die Frage auf: was doch in aller Welt den Horaz bewogen oder vielmehr berechtigt haben möchte, da von einer Glycera zu ſprechen, wo Tibull's Geſänge eine Delia oder höchſtens eine Neära nennen; und iſt vollends das oben angedeutete Geſetz für dichteriſche Namenvertauſchung ſo innerlich und äußerlich begründet, wie es mir zu ſeyn ſcheint, ſo folgt ſchon daraus die unbedingte Unmöglichkeit, die daktyliſche Delia in eine amphibrachyſche Neära oder in eine tribrachoſche Glycera umzuformen.

Vergleichen wir nun aber die Horaziſche Troſtede über die Treuloſigkeit der Glycera ſelbſt mit den der Delia geſungenen Elegien; ſo treten neue und tiefer liegende Gegengründe hervor, von welchen es ganz unbegreiflich iſt, wie Spohn ſie hat überſehen können.

Zuerſt könnte für Tibull's Delia ſchwerlich ein unpaſſenderes Beiwort gewählt worden ſeyn, als das der Unmilden, immitis, welches Horaz der Glycera giebt. Denn auch da, als jene unſerm Dichter untreu geworden war und ſich mit einem reichern Manne vermählt hatte, dauerte das alte Einverſtändniß heimlich fort, und der Gatte wurde zu Gunſten des frühern Liebhabers getäuſcht, worüber die zweite und ſechſte Elegie des erſten Buches hinreichendes Licht geben. Aber die fünfte giebt uns auch die unangenehme Gewißheit, daß Delia nicht bloß den vielleicht nie geliebten Eheherrn, ſondern auch den alten Freund betrog, um nicht minder den Wünſchen eines Dritten oder Vierten zu willfahren, ſodaß Tibull, welcher allein der Bevorzugte ſeyn wollte, höchſt aufgebracht, dieſelben Künſte gegen ſich zu ſehen, durch welche er ſelbſt den ziemlich argloſen Gemahl hintergehen gelehrt hatte (1, 6, 9. 10.), dieſem in unbändiger Eiferſucht Alles zu verrathen und ſich dadurch an der Ungetreuen zu rächen drohete, an welche er die etwas lächerliche Forderung machte, daß ſie es nur ſo weit ſeyn ſollte, als es ſeiner Leidenſchaft entſprach (1, 2, 59. 60.). Für dieſe ziemlich gefällige Delia, in welcher wir Zug für Zug das Bild der heutigen Römerinnen aus den niedern Ständen wiederfinden, wie es uns neuerdings Wilhelm Müller (Rom, Römer und Römerinnen, Th. 2. S. 77 ff.) nach dem Leben entworfen hat, würde

Horaz wohl ein bezeichnenderes Beiwort, als das der Unmilden haben zu finden gewußt.

Ein neues Hinderniß machen die kläglichen Elegien, miserabiles elegi, welche nicht länger um die Treulose anzustimmen, Horaz seinen Freund ermahnt. Da sich unter den an die Delia gerichteten keine finden, welche füglich so genannt werden könnten, mußte Spohn diese Worte auf die, wenigstens in einem andern Sinne wirklich miserabeln des dritten Buches an Neära deuten. Aber auch abgesehn von der Unechtheit des ganzen Buches, welche ich vorläufig als erwiesen annehmen muß, weil die Führung des Beweises hier zu weitläuftig fern würde; so würde doch, wenn selbst das dritte Buch unzweifelhaft Tibullisch wäre, die Einheit der Personen Delia, Neära und Glycera, nie auch nur wahrscheinlich gemacht werden können, und überdieß ist Neära so ehebar, die Liebe des Lygdamus zu ihr so weinerlich anständig dargestellt, daß sie auch nicht die entferntesten Aehnlichkeiten mit jener beweglichen Delia und mit Tibull's ungestümer Sinnenglut entdecken lassen.

Endlich aber verräth uns Horaz den Grund, warum Glycera sich einem Andern zugewendet hat: ein Jüngerer hat den also nicht mehr ganz jugendlichen Dichter verdrängt. Dieß steht mit der Zeit, in welche Tibull's Liebe zur Delia und ihr Verlust fällt, in geradem Widerspruch. Delia wurde ihm abtrünnig, während er im Jahre Roms 724 gleich nach der Schlacht bei Aktium unter seinem Freunde, dem Consular M. Valerius Messala Corvinus, mit Ruhm gegen die aufgewiegelten Aquitanier kämpfte, und er, im Begriff, dem Sieger zur See nach Cilicien zu folgen, auf Korcyra lebensgefährlich erkrankte; darüber sind alle Ausleger einig. Zu dieser Zeit aber konnte Tibull nach der gewiß richtigen Zeitbestimmung, welche Voß gegeben und Spohn angenommen hat, das dreißigste Lebensjahr noch auf keinen Fall überschritten haben; in diesem Alter aber konnte ein Mann, welchem Horaz selbst in einem, ohne Zweifel spätern, Gedichte (Epist. I, 4, 6.) Schönheit der Gestalt zuspricht, doch wohl von jüngern, entweder unbärtigen oder kaum als jünger geltenden, Nebenbuhlern nicht so gar Viel zu fürchten haben. Auch erklärt sich uns aus Tibull's eignen Andeutungen die traurige Wendung seines Verhältnisses zur Delia ganz anders. Während seiner etwa anderthalbjährigen Abwesenheit hatten Langeweile, Ungewißheit über sein Schicksal und seine Stimmung (denn an die Unterhaltung eines zärtlichen Briefwechsels möchte schon wegen Mangel an Feldposten nicht zu denken gewesen seyn) und vielleicht auch die Dürftigkeit ihrer äußern Lage ihr die Anträge eines wohlhabenden und auch sonst tadellosen Bewerbers (weiß doch Tibull selbst keinerlei Vorwurf auf ihn zu bringen) so annehmlich gemacht, daß der Heimkehrende sie zu seiner nicht geringen Bestürzung schon als Ehefrau wiederfand. Da nun aber Tibull als vorleuchtende Eigenschaft des glücklichen Nebenbuhlers nur seinen Reichthum nennt; so möchte man daraus nicht mit Unrecht folgern, er sey nicht bloß älter als unser Dichter, sondern überhaupt schon in gesetzteren, abgekühlten Jahren gewesen. (Vgl. I, 5, 47. 6, 26. überhaupt I, 6, 15—37.)

Unter diesen Umständen habe ich es nie begreifen können, wie Joseph Scaliger's kurz hingeworfene Aeußerung, Glycera fuit Nemesis, so viel ich weiß, allen Auslegern des Horaz, wie des Tibull, unbedingt verwerflich erscheinen mochte, da doch nur so alle Schwierigkeiten verschwinden, welche den bisher geprüften Annahmen entgegenstehen, und, wie sich bald zeigen

wird, alles uns von der Glycera bekannte vollkommen auf die Nemeſis anwendbar iſt.

Wenn Heyne, Mitſcherlich und ſogar Spohn (de vita Tibulli, p. 18) dagegen einwenden: Horaz könne ja doch das Mädchen nicht mit einem andern Namen nennen als Tibull ſelbſt, gleichviel, ob der von dieſem gebrauchte der wahre oder ein erdichteter ſey, ſo iſt dieſe Bedenklichkeit wenigſtens bei Dem befremdend, welcher keinen Anſtand nahm, in der Glycera die Delia und Neära zu erkennen; aber auch an ſich iſt dieſe Einrede nichtig. Nur ſo viel wird Jeder zugeben, daß Horaz ſich nicht füglich eines andern erdichteten Namens bedienen durfte, als desjenigen, welchen Tibull ſelbſt gewählt hatte; unbenommen mußte es dagegen ihm und Jedem andern ſeyn, ein Mädchen, welches auf öffentliche Achtung ſelbſt Verzicht geleiſtet hatte, das aber ein leidenſchaftlich entbrannter Dichter in dichteriſche Schleier hüllte, ohne weitere Schonung bei ſeinem wahren Namen zu nennen, zumal dann, wann der Zweck der Erwähnung auf dieſe Weiſe am Sicherſten ſchien erreicht werden zu können. Horaz ſah, ſo Viel iſt klar, ſeinen nicht mehr jugendlichen Freund zwar von unwürdigen Feſſeln für den Augenblick losgeriſſen, aber nur durch ſpröde Verſchmähung von Seiten der Schönen: es hing alſo auch allein von dieſer ab, den über die Trennung ſchier Verzweifelnden, ſobald ſie wollte und feſter, als je, wieder in ihren Garnen zu ſehen (II, 6, 13 ff.). Eine ſolche Rückkehr in ein ſchmähliches Joch zu verhüten, iſt unſtreitig der Zweck der Horaziſchen Ode. War es nun aber ſchon für Glycera nicht eben ſonderlich verbindlich, wenn Horaz den Tibull aufforderte, ihren Verluſt leichtlich zu verſchmerzen; ſo erreichte dieſe Kränkung den höchſten Grad, wenn Diejenige, welche keiner langen Trauer werth ſey, bei ihrem wahren Namen bloß geſtellt wurde. Konnte daher Etwas geeignet ſeyn, den für den Augenblick ſchon vorhandenen Bruch zu einem dauernden, unheilbaren zu machen, ſo war es eine ſolche, wenn auch nicht unmittelbar vom Tibull ausgehende, ſo doch immer durch ihn veranlaßte Demüthigung. Je weniger ſich aber Tibull frei genug fühlte zu einem kräftigen Entſchluß, deſto mehr mußte ſich der immer kühle und beſonnene, daher gegen Enthuſiaſten mitunter ſchadenfrohe Horaz aufgelegt finden, ihm einen ſolchen, nicht ganz behaglichen Liebesdienſt zu leiſten, und er konnte dabei alle ſchonenden Rückſichten ohne eigne Gefahr aus den Augen ſetzen, weil er von der Glycera Nichts zu wünſchen hatte und er ohnehin gewohnt war, die Umſtände ſich zu unterwerfen.

Daß aber Tibull je eher je lieber aus den Wirbeln einer, den gewaltſam bewegten Mann unfehlbar zu Grunde richtenden Leidenſchaft erlöſt werden möge, mußten alle ſeine Freunde wünſchen, wenn ſie auch von dieſer Glycera Nemeſis und ſeiner Liebe zu ihr nicht mehr wußten, als uns noch jetzt aus den Elegien des zweiten Buches bekannt iſt, obgleich ſie gewiß mehr gewußt haben. Der leichtſinnigen, ſich jedem Eindruck ſchnell hingebenden, Delia höchſt unähnlich, erſcheint ſie überall kalt und hart, eigennützig und habgierig, Andern zügellos ſich preisgebend und nur gegen den armen Dichter und ſeine unmäßige Leidenſchaft ſpröde; darum nennt er ſie ſelbſt die Grauſame, die Harte, und ſeine Liebe eine Knechtſchaft (saeva, dura, servitium, II, 4, 1. 6, 6, 28.); ja er behandelt ſein ganzes Verhältniß zu ihr wie ein verhängnißvolles Unglück, welches ihn ſelbſt im Stillen zu der auffallenden Wahl des dichteriſchen Namens mag beſtimmt

haben. Denn nach, wer weiß, wie vielen leichtſinnig von ihm geknüpften und wieder zerriſſenen Verhältniſſen hat ihn jetzt eine ſchwere Vergeltung ereilt, gegen welche er keine Kraft mehr hat weder zur Flucht, noch zum Widerſtande.

Für eine ſo unholde Huldinn kann man das Beiwort der Unmilden, welches die nur zu weiche Delia nicht verdiente, gewiß nur paſſend finden, wenn man dabei das zarte Maaß des Horaziſchen Ausdruckes und die Schonung mit erwägt, welche er ſeinem tief verwundeten Freunde ſchuldig war.

Sonach glaube ich, daß Glycera, ein durch alte Erinnerung empfohlener Name griechiſcher Buhlerinnen, der wahre, Nemeſis der gleichfoldige und gleichgemeſſene dichteriſche von Tibull's letzter Geliebten war, welcher überall, wo er vorkommt, durch jenen kann erſetzt werden (II, 3, 51. 4, 59. 5, 111. 6, 27. Ovid amor. III, 9, 31. 53. 57. ars amat. III, 536.). Das umgekehrte Verhältniß anzunehmen, würde dem ſinnvollen Gebrauche der Liebesdichter widerſtreben.

Fragen wir nun aber nach den klägtichen Elegien an die Glycera-Nemeſis, deren Horaz auf eine ſolche Weiſe gedenkt, daß ſie nicht ihm allein können bekannt geweſen ſeyn; ſo ſind darunter keine andern zu verſtehen, als die dritte, vierte und ſechſte des zweiten Buches, welche aus einer ſo zerriſſenen, zwiſchen Luſt und Schmerz ſo ſtürmiſch hin und her bewegten Bruſt tönen, daß ſie unmöglich wahrer und angemeſſener konnten bezeichnet werden.

So finden wir nun aber auch alle Zeitbeſtimmungen im beſten Einklange. Daß Nemeſis Tibull's letzte Liebe war, iſt anerkannt; nicht minder gewiß iſt es, daß Tibull kurz nach Virgil (735) ſtarb, alſo nach der Altersberechnung, welcher ich mit Voß und Spohn folge, nach eben erreichtem vierzigſten Jahre, und in dieſem Alter kann es freilich begegnen, einem Jüngern in Liebesgunſt und Frauenhuld nachſtehen zu müſſen.

Nur Einen Einwand gegen die Einheit der Perſonen Glycera und Nemeſis haben wir noch zu prüfen, und dieß um ſo mehr, als er in der That einigen Grund könnte zu haben ſcheinen. Man ſagt nämlich, die Charakterbezeichnungen ſtimmen nicht überein, weil Tibull der Nemeſis nur Geiz und Habſucht, Horaz dagegen der Glycera Untreue und ſpröden Stolz beimeſſe: ſo auch Spohn (de vita Tibulli, p. 48). Allein dieſe Bemerkung iſt nicht einmal richtig und zutreffend, da Tibull ſelbſt deutlich genug auch über treuloſe Täuſchung klagt, und den Vorwurf der Habgier von der Geliebten ab auf ihre Kupplerin Phryne zu wälzen ſucht (II, 6, 45 ff.) Das Wahre von der Sache iſt unſtreitig, daß Nemeſis und Phryne des nicht mehr jugendlichen Dichters unbezähmbare Leidenſchaft richtig genug beurtheilten, um von dem keineswegs unbemittelten, welchem Horaz ſelbſt einen nie leer werdenden Beutel nachrühmt, durch freche Buhlerinnenkünſte jedes Opfer zu erpreſſen; daß ſie aber, um ſeiner einmal gewaltſam erregten Phantaſie auch für die Zukunft gewiß zu bleiben, unter allerlei Vorwand nichts gewährten, und den bitter Getäuſchten, von einer Stufe der Verzweiflung zur andern Getriebenen verlachten, woraus ſich auch Horazens Erwähnung gebrochener Zuſagen hinlänglich erklärt [1].

1) Ovid's Aeußerung, noch im Sterben habe Tibull's ſinkender Arm die Nemeſis umſchloſſen gehalten, iſt weit um ſo weniger buchſtäblich zu nehmen, als Ovid hier erſichtlich eine bekannte ſchöne Stelle aus Tibull's erſter Elegie benutzen wollte, obgleich

So ſtand es mit Tibull, als Horaz ſeine Ode an ihn dichtete; in dieſer der Habſucht der Nemeſis zu gedenken, wäre geradezu Oel ins Feuer gegoſſen und eine Aufforderung zu neuen, noch größern Opfern geweſen. Darum gedenkt Horaz des vorgezogenen Nebenbuhlers nur im Vorübergehen als eines Jüngern, welches unſtreitig der Wahrheit gemäß war, um dem Tibull auf die feinſte Weiſe den eigentlichen Grund ſeiner Verſchmähung und zwar einen ſolchen zu zeigen, deſſen Beſeitigung unmöglich war, das bereits weiter vorgerückte Alter ſeines etwa vierzigjährigen Freundes, welcher ſich nur zum Geſpött machen konnte, wenn er fortfuhr, mit den reichſten Jünglingen Roms um die Gunſt der ſchönen, gegen ihn aber unerbittlichen Glycera Nemeſis zu wettkämpfen. Gerade über dieſen Grund aber, welchen die Dauer des Lebens ſo unmerklich als unerwünſcht herbeiführt, mag der einmal leidenſchaftlich Entbrannte ſich am Leichteſten ſelbſt hinweg täuſchen, und darum gerade hier des Winkes beſonnener Freunde am Meiſten bedürfen. Ohne ihn alſo überhaupt von den Pfaden der Liebe zurückzuweiſen, auf denen der wenigſtens ſechs Jahre ältere Horaz noch zu luſtwandeln ſelbſt mit Behagen geſteht, begnügt er ſich, ihn vor einer ernſten, tief in das ganze Leben eingreifenden Leidenſchaft zu warnen, welche einem Vierzigjährigen nicht mehr wohl anſtehe.

Daß dieſe Ermahnung erfolglos wird geblieben ſeyn, läßt ſchon die traurige Wahrheit vermuthen, mit welcher Tibull ſelbſt in der ſechſten Elegie des zweiten Buches die unheilbare Zerrüttung ſeines Innern ſchildert, ſein verzweifelndes Haſchen nach immer neuen Hoffnungsgründen und ſeine ſelbſtbetrügeriſchen Rechtfertigungen der unwürdigen Gelichten, welche er gewiß beſſer kannte, als er es ſich geſtehen mochte. Sein bald nach dem vierzigſten Jahre erfolgter Tod macht es nur zu wahrſcheinlich, daß die ungezähmten Flammen dieſer Leidenſchaft von dem frühen Untergange des anmuthsvollſten aller römiſchen Dichter die Schuld tragen, welcher aber weder ſittliche Kraft, noch rege Theilnahme an Staat oder Wiſſenſchaft den Stürmen eines leicht bewegten Gemüths entgegenſtellen konnte.

---

es auch nicht geradezu undenkbar iſt, daß die gegen den Lebenden Unerweichliche ſich irgendwie — vielleicht durch ſeine Mutter oder Schweſter — bewegen ließ, am Sterbetage des durch ſie Gekränkten zu erſcheinen und dadurch einen ſeiner letzten Lieblingswünſche, wenn auch zu ſpät, zu erfüllen.

Allgemeine Einleitung zu den Jahrbüchern der Philologie und Pädagogik.

Das Hervortreten einer neuen kritischen Zeitschrift neben einer bedeutenden Anzahl bereits vorhandener, durch Alter und innern Werth empfohlener, wird gleichwohl bei denen nicht erst einer Rechtfertigung bedürfen, die mit uns der Ueberzeugung sind, daß der öffentlichen Meinung nie zuviel Organe gegeben werden können, und daß insbesondere durch Vermehrfachung der literarischen Berichtshöfe das allgemeine Urtheil über den Stand der Wissenschaften und die einzelnen Erscheinungen auf dem Gebiete derselben unfehlbar an Freiheit, Unbefangenheit, Gründlichkeit und Vielseitigkeit gewinnen werde. Wohl aber scheint es angemessen zu seyn, den Zweck und den Umfang des neuen Instituts gleich zu Anfang wenigstens andeutungsweis zu bezeichnen, und dadurch den Erwartungen, die davon gehegt, den Anfoderungen, die daran gemacht werden dürfen, im Voraus festere Anhaltungspunkte darzubieten.

Auf Allgemeinheit Verzicht leistend, aus dem sich mit jedem Jahre erweiternden Reiche des Wissens und Forschens eine einzelne Provinz abzugrenzen, und auf diese allein unser Urtheil zu richten, haben uns zwei Hauptrücksichten bewogen. Zuerst dünkte uns nur so die Vollständigkeit der Uebersicht erreichbar, zu der bis jetzt noch kein Blatt von umfassenderer Bestimmung beim besten Willen der Besorger hat hindurchdringen können, wenn es nicht auf zwei wesentliche Leistungen sofort zu verzichten bereit war, auf erschöpfende Ausführlichkeit der Berichterstattungen und auf gehörige Begründung der ausgesprochnen Urtheile. Wir sind übrigens weit entfernt, hiermit einen Tadel solcher Verfahrungsweise verbinden zu wollen: vielmehr müssen wir sie als Product der Nothwendigkeit bei der ungeheuern Masse des vorhandenen Stoffes anerkennend billigen. — Dann aber glaubten wir auch, dem hochachtbaren und zahlreichen, mit zeitlichen Gütern jedoch noch keineswegs nach Gebühr und Verdienst gesegneten Stande der gelehrten Schulmänner, denen diese Jahrbücher zunächst gewidmet sind, würde ein literarischer Mittelpunkt erwünscht seyn, in welchem — mit Ausschließung alles Fremdartigen — dasjenige zusammengestellt und geprüft werden soll, was den Kreis ihres Forschens und Wirkens unmittelbar berühret, sodaß sich wissenschaftliche Ergründung und werkthätige Ausübung wechselseitig fördernd in Eintracht die Hände reichen. Dem gemäß kündigt der Titel dieser Zeitschrift Philologie und Pädagogik als die Gebiete an, auf welche sich die zu diesem Unternehmen verbundenen Gelehrten beschränken wollen.

Dieſe Zuſammenſtellung zweier an ſich ziemlich verſchiedenartiger Fächer kann dennoch allein für denjenigen etwas Befremdliches haben, der ſich nicht zu überzeugen vermag, daß das gelehrte Schulweſen in gründlichſter Erlernung der beiden claſſiſchen Sprachen des Alterthums ſeine einzig ſichere Begründung findet. Dieſe Ueberzeugung war beſonders durch Friedrich Auguſt Wolf's erweckliche, an den trefflichſten Andeutungen reiche Lehrvorträge ſeit etwa drei Jahrzehenden ſo allgemein verbreitet, und ſchien ſo tiefe Wurzeln geſchlagen zu haben, daß anjetzt, zumal ſeitdem Niethammer den ſtattlichſten Grabſtein auf das widerſtrebende Princip gelegt hat, eigentlich jedes fernere Wort über dieſen Gegenſtand überflüſſig geworden ſeyn ſollte. Allein es gehört zu den auffallenden Eigenthümlichkeiten unſerer Zeit, daß überall den edelſten und fruchtbarſten Beſtrebungen zur Förderung des Wahren und Guten hemmende Gewalten in den Weg treten, und ihnen den oft ſchon ſeit Jahrhunderten gewonnenen Boden — hie und da nicht ohne augenblickliche Erfolge — aufs Neue ſtreitig zu machen ſuchen. Auch darin wird indeß das Auge, das ſich gewöhnt hat in jedem Ereigniſſe das Walten der höchſten Liebe und Weisheit zu erkennen, ohne Schwierigkeit überwiegende Vortheile für das Ganze wahrnehmen. Länger, ungeſtörter Beſitzſtand entartet nur allzu leicht in die bequem hindämmernde Bewußtloſigkeit eines verjährten Herkommens, und verführt unmerklich zu argloſer Sicherheit, während jedes Entgegenſtreben, wie übelgemeint und verwerflich es an ſich auch ſeyn mag, zu dienlicher Wachſamkeit, Beſonnenheit und Umſichtigkeit aufruft.

So hat ſich denn dieſer verneinende Geiſt, bald in dunkeln Umtrieben geſchäftig, bald mit dreiſter Entäußerung aller Scheu hervortretend, auch gegen die alten Sprachen als vorzüglichſtes Bildungsmittel unſrer Jugend, mit merklichſtem Uebelwollen jedoch gegen die griechiſche aufzulehnen nicht ermangelt, und hierin wenigſtens das ſehr richtige Gefühl an den Tag gelegt, daß mit dieſer auch die lateiniſche und ſonach das geſammte Alterthumsſtudium ſtehe oder falle. Und da dem unleugbar zu hohern Anſichten herangereiften Volksgeiſte nicht mehr ſo leicht wie ſonſt vermittelſt des abgebrauchten Nützlichkeits-Evangeliums beizukommen war, ſo verſuchte man argliſtiger die heiligſten Intereſſen des Menſchen, Sicherheit der Religion und der bürgerlichen Ordnung, mit in das unlautere Spiel zu ziehn, und ſie als gefährdet darzuſtellen durch die Beſchäftigung mit Sprachen, denen aus den Jahrhunderten ihrer Entwicklung das zwiefache Gift des Heidenthums und des Demokratismus unſichtbar anhafte, wie der Peſtſtoff levantiſchen Waarenballen [1]).

Kein Wunder denn, wenn eben dieſe Verleugner des eingebornen Menſchenadels, denen Klarheit der Erkenntniß und Kraft des ſittlichen Willens als gefahrdrohende Schreckbilder gelten, in dem erhabenen Kampfe, den das erwachte Griechenland mehr mit der ſogenannten Chriſtenheit und der ſogenannten europäiſchen Sittigung als mit der aſiatiſchen Thierheit ſeiner entmenſchten Zwingherren um die erſten, allgemeinſten Menſchheitsrechte kämpft, wenn ſie in dieſer phönixgleichen Verjüngung, in dieſem glorreichen Wiedererſtarken eines ſeit Jahrhunderten in den Staub getretenen Volkes nur frevelhafte Empörung gegen ein rechtmäßiges Oberhaupt gewähren wollen, und daraus

1) „Heuchler der Furcht" kann man ſolche mit dem treffenden Ausdrucke bei Thiersch, „Ueber gelehrte Schulen", Abth. I, S. 23, nennen.

neuen Verdacht gegen die Sprache herleiten, die von den Ahnherren dieſer Helden geredet ward.

Es iſt hier nicht die Stelle, eine Streitfrage ausführlicher zu erörtern, über die ſich ſchon die beredteſten Männer Frankreichs und Englands, Männer wie Chateaubriand und Broſſine, an öffentlicher Stätte würdig ausgeſprochen haben, und über deren Entſcheidung vielleicht die Politik, aber kein edles Herz in Zweifel ſeyn kann. Wohl aber iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß die Sprache, zufolge ihrer geiſtigen Natur, nur den innern Bildungsgang eines Volkes, die eigenthümlichen Formen ſeines Empfindens, Denkens und Wollens aus ſich zurück zu ſpiegeln vermag, keineswegs aber die äußern Umgeſtaltungen und Wechſel ſeines geſchichtlichen Lebens; weßhalb ihr Erlernen zwar zu unberechenbarem Gewinn ausſchlagen muß, wenn das Volk in ſeinem Empfinden naturgemäß, in ſeinem Denken hell und folgerecht, in ſeinem Wollen tüchtig war, daß aber ſittlicher Verderb nie daraus erwachſen kann, wenn nicht durch leicht zu verhütende Unterſchiebung fremdartiger Zwecke ein Mißbrauch getrieben wird, der außer allem Zuſammenhang mit der Sache ſteht, und dem überall das Heiligſte, Ehrwürdigſte und Reinſte am meiſten ausgeſetzt iſt. Die Schriftwerke aber, zu deren Verſtändniß die alten Sprachen den Zugang eröffnen, ſtehn vor dem ungetrübten Sinne in ſo makelloſer Herrlichkeit da, daß es Entwürdigung wäre, ſie gegen Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen, die von ihnen abgleiten, wie des Sterblichen ohnmächtig frecher Pfeil von der Aegis der Pallas Athene.

Ohne alſo länger hierbei zu verweilen, wird es zur Verſtändigung über die Richtung dieſer Jahrbücher genügen, daß die Mitarbeiter alle, unſeres theuern Glaubenshelden Martin Luther's und ſeiner gleichgeſinnten Mitkämpfer um Licht und Wahrheit, Melanchthon's, Bugenhagen's, Hutten's, Camerarius', Seckendorf's und anderer Ehrenmänner wohlbegründete Ueberzeugung auch hierin von ganzem Herzen theilend, in dem Studium der alten Sprachen die edelſte und kräftigſte Nahrung für den zu klarer Erkenntniß beſtimmten jugendlichen Geiſt erkennen, und daher im höhern Schulunterricht ihnen den erſten und bedeutendſten Platz zuſprechen [1]).

Die wiſſenſchaftliche Stellung des Lehrers der alten Sprachen auf einem Gymnaſium zu ſeinem Fache iſt aber weſentlich verſchieden von derjenigen, in welcher ſich die Lehrer der übrigen Unterrichtsgegenſtände zu dieſen befinden. In der Geſchichte, der Mathematik, der Phyſik iſt das, was für den gelehrten Forſcher Werth und Bedeutung hat, mit ſorgfältiger Prüfung von demjenigen zu unterſcheiden, wovon für den Jugendunterricht fruchtbarer Gebrauch gemacht werden kann, und nicht bloß in Bezug auf den mündlichen Vortrag in der Schulclaſſe, ſondern auf Wiſſen und Studium überhaupt. Der umfaſſendſte und gründlichſte Geſchichtskenner, der tiefſte und ſcharfſinnigſte Mathematiker, der genialſte Naturforſcher kann grade durch die

1) Der Verfaſſer dieſer Einleitung kann es ſich nicht verſagen, nach ſo manchem ſchon früher geſprochenen trefflichen Worte hier auf zwei neuerdings in der Schweiz erſchienene, dieſen Gegenſtand mit ſoviel Klarheit, Einſicht und wohlthuender Wärme behandelnde kleine Schriften hinzuweiſen, daß ihnen auch diesſeits des Rheins die allgemeinſte Verbreitung und Beachtung zu wünſchen iſt, auf Merlach's Abhandlung „Ueber das Verhältniß des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenſtänden", Baſel 1825, und auf Rud. Rauchenſtein's „Bemerkungen über den Werth der Alterthumsſtudien auf Gymnaſien und höhern Schulanſtalten", Aarau 1825.

Eigenſchaften, die die Höhe ſeines wiſſenſchaftlichen Standpunktes bezeichnen und dadurch ſeinen Beruf zum akademiſchen Lehrer bekunden, am allermeiſten gehindert ſern dem frühern Jugendunterricht mit Erfolg vorzuſtehn, weil das in dieſen Gebieten Wichtige keineswegs auch immer für den beſondern pädagogiſchen Zweck erſprießlich iſt, und daher von dieſem mit Beſtimmtheit fern gehalten werden muß.

Ganz anders verhält es ſich mit dem philologiſchen Unterricht, der aber keineswegs auf die beiden claſſiſchen Sprachen beſchränkt bleiben darf, ſondern auch die Geſchichte, die Literatur und die Kunſt des Alterthums mit in ſich aufnehmen muß [1]). Weil dieſer in ununterbrochner Stufenfolge von den erſten Anfängen der Sprachlehre ausgeht, und auch in ſeinem weitern Fortſchreiten alle Theile ſo genau in einander greifen und ſich wechſelſeitig bedingen, daß die Verſäumung auch des ſcheindar geringfügigſten derſelben der Gründlichkeit des geſammten Unterrichts unmittelbaren Nachtheil bringt, ja die Anſchauung der alten Welt überhaupt fälſcht und trübt, ſodaß das der Jugend aufzuſtellende Bild jener Zeitalter von Grund aus verkehrt werden kann, darum iſt nicht bloß dem eigentlich gelehrten Philologen, ſondern auch demjenigen ſchon, der nur die Anfangsgründe der alten Sprachen auf die rechte Art und mit dem rechten Sinne lehren will, von dem vollſtändig umfaſſenden und dann wieder bis ins Beſondere der verſchiedenartigſten Unterſuchungen eindringenden Ueberblick über ſein Gebiet nichts zu erlaſſen, da ja in dieſem aus ſo vielen Einzelheiten ſynthetiſch gebildeten Ganzen ein jeder Theil wieder nur in ſeinem wahren Verhältniſſe zu allen übrigen richtig und gründlich gewürdigt werden kann. So ungebührlich und übermäßig nun auch ſchon dieſe Zumuthung Vielen erſcheinen mag, ſo können wir es doch bei dieſer Foderung der vollſtändigſten geſchichtlichen Ueberſicht noch nicht einmal bewenden laſſen. Denn da das geſammte philologiſche Studium auf allſeitiger Kritik beruht und ohne dieſe überall nicht denkbar iſt, ſo muß ſie auch zu jenem bloß hiſtoriſchen Wiſſen ſtets belebend und befeſtigend hinzutreten, und demſelben dadurch erſt ſeine wahre Bedeutung geben. Auch iſt es nur ſo dem Schulmanne möglich, bei dem unvermeidlich Wiederkehrenden und dadurch Ermüdenden, dem ſein Geſchäft ſich nie entziehn kann, jeden Ueberdruß von ſich abzuwehren, ſeinem Geiſte die Friſchheit zu erhalten, ohne die keine belebende Einwirkung auf jugendliche Gemüther denkbar iſt, und ſelbſt den Mechanismus des Elementarunterrichts nicht zu ſcheuen, da ihm ja das höhere Ziel deutlich vor Augen ſteht, zu dem nur auf dieſem Wege empor zu klimmen iſt.

In grademe Gegenſatz alſo mit denen, die das Heil des Schulweſens in gewiſſen Formen des Unterrichts oder in eigends auszubildenden und anzulernenden Lehrmethoden gefunden zu haben meinen, erlauben wir uns die Behauptung, daß beim Unterricht in den Alterthumskenntniſſen gründliche Vollſtändigkeit des Wiſſens und unabhängig prüfende Durchdringung des Gewußten die erſten Bedingungen alles höheren Gelingens ſind: mit andern Worten, der Lehrer in den alten Sprachen muß in ſeinem Gebiete als ſelbſtſtändiger Gelehrter daſtehn, und in je umfaſſenderm Sinne er dieſes iſt, deſto fruchtbarer und ſegenvoller wird auch ſeine Lehrthätigkeit ſeyn. Mißdeute man nicht, als wähnten wir, mit der Gelehrſamkeit ſey nun auch alles

1) S. Friedr. Aug. Wolf's „Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft".

gethan: freilich wird dem Lehrer, der der höhern religiös-sittlichen Weihung ermangelt, sein Wissen wenig frommen, und selbst der glücklichste Verein sittlicher und wissenschaftlicher Trefflichkeit kann beim Wirken nach außen hin nur gar zu leicht durch zufällige, unwesentliche, oft bloß körperliche Hemmungen völlig paralysirt werden, ohne daß des Mannes wahrer, innerer Werth dadurch gemindert wird. Nur daran glauben wir festhalten zu müssen, daß des philologischen Lehrers übrige Tüchtigkeit durch das Mehr oder Minder seiner eigentlich gelehrten Ausbildung modificirt wird, und daß daher auch ihm vorzugsweis die Verpflichtung obliegt, — wie niedrig immer die Unterrichtsstufe seyn mag, auf die ihn seine amtliche Stellung zunächst hinweist — durch ein entschieden wissenschaftliches Bestreben, soweit ihm dieß irgend durch die äußern Bedingungen seiner Lage gestattet ist, und durch frische Lebendigkeit des Geistes sich des höchsten Lehrstuhls fähig und würdig zu machen.

Anforderungen dieser Art, im Allgemeinen hingestellt, pflegen zwar immer übertrieben, auch wohl unbillig und selbst lächerlich zu erscheinen, weil sie in ihrer ganzen Ausdehnung nie befriedigt werden können. Dennoch müssen sie in ungemilderter Strenge ausgesprochen werden, weil die Wirklichkeit ohnehin nicht unterlassen wird sie zu beschränken und herunter zu stimmen. Wer aber überhaupt ihre Gültigkeit bestreitet, der wird unfehlbar auch noch unter der Stufe bleiben, auf die er sich selbstbeliebig beschränkt hat.

Für den vorliegenden besondern Fall dürfte indeß die aufgestellte Behauptung nicht so gar vielem Widerspruch ausgesetzt seyn, da wir bereits die Erfahrung einiger Jahrhunderte auf unsrer Seite haben. Denn wiewohl es unsern gelehrten Schulen auch an Historikern, Mathematikern und Naturkundigen nicht gefehlt hat, die ihre Wirksamkeit weit über den ihnen zunächst vorgezeichneten Kreis hinaus erstreckt haben, so können diese doch in keiner Hinsicht mit den wahrhaft großen Alterthumsforschern verglichen werden, die, der hohen Würde ihres Berufs eingedenk, von den Zeiten der Kirchenverbesserung an bis auf unsre Tage, zumal in Sachsen, dieser Wiege deutscher Geistesfreiheit und Bildung, die wahre Stütze und Zierde unsrer Gymnasien gewesen sind. Eben daraus erklärt es sich aber auch, daß mit seltnen Ausnahmen fast nur solche Gelehrte auf den deutschen Hochschulen wirksame Förderer der Alterthumsstudien geworden sind, die sich zuvor als Lehrer an Gymnasien Verdienst, Achtung und Namen erworben hatten. Wer sich aber am liebsten durch ein sprechendes Beispiel überzeugen läßt, wie der Lehrer einzugreifen vermag, der zugleich ein echter Gelehrter ist, und wie dieß kraftvolle Einwirken grade dadurch erst möglich wird, daß er sich auch als Gelehrter zu auszeichneter Höhe erhoben hat, den verweisen wir — um manches verehrten Mitlebenden und noch rüstig Fortwirkenden zu geschweigen — auf den unvergeßlichen Georg Ludwig Spalding als ein würdiges Vorbild, wie praktische Lehrthätigkeit mit umfassender, weit über das nächste Schuldbedürfniß hinaus schreitender Gelehrsamkeit zu verbinden ist, und was ein solcher Verein vermag [1].

Es war nothwendig, hierüber unsre vielleicht nicht von Jedermann getheilte Ansicht mit Bestimmtheit auszusprechen, weil die innere Anordnung

---

1) Vergl. Georg Ludw. Walch's „Memoria Spaldingii". Berl. 1821, besonders von S. 17 an.

unſrer Jahrbücher hauptſächlich auf derſelben beruht, und nur von dieſem Standpunkt aus verſtanden und gewürdigt werden kann. So nämlich wird es unſern Leſern ſofort klar ſeyn, was uns bewogen hat die Philologie ſchon auf dem Titelblatte voranzuſtellen, und weßhalb wir ihr hinfort den meiſten Raum, die häufigſten Berückſichtigungen und die ausführlichſten Beurtheilungen zuzuwenden beabſichtigen. Ebenſo wird es auch kein Auffallendes verlieren, wenn wir ſogleich erklären, daß wir in dieſem Gebiete nach ſeiner ganzen, oben angedeuteten Ausdehnung (aber auch nur in dieſem Einem) eine ſoviel in unſern Kräften iſt vollſtändige Ueberſicht über alle literariſchen Erſcheinungen, auch über die des Auslandes, zu bewerkſtelligen wünſchen, und daher, keine Beſchränkung auf den gemeinen Schulgebrauch anerkennend, nur das unleugbar Gehaltloſe, Leere und Nichtige aus unſerm Kreiſe ausſchließen werden.

Ganz anders verhält es ſich nach unſrer Ueberzeugung mit allen übrigen Lehrgegenſtänden, deren ſtreng wiſſenſchaftliche Behandlung wir von ihrer beſondern Verwendung zum Behuf der Jugendbildung auf das Schärfſte abſcheiden zu müſſen glauben, und die wir in der letztern Beziehung unter dem Worte Pädagogik zuſammengefaßt haben, um ſofort den Zweck kennbar zu machen, dem untergeordnet ſie hier betrachtet werden ſollen. In dem ganzen Gebiete, das man nicht bedeutungslos unter der Bezeichnung der Humanitätsſtudien begriffen hat, läßt ſich kein weſentliches Moment nachweiſen, das nicht entweder durch ſich ſelbſt oder durch ſeinen Zuſammenhang mit den übrigen Theilen ebenſowohl ſeine pädagogiſche wie ſeine wiſſenſchaftliche Seite hätte; weßhalb ſich auf dieſem Felde die Behandlung für die Schule von der für die Univerſität nur nach Maaßgabe des Umfangs und der Tiefe unterſcheiden wird: die Thätigkeit des Lehrers kann hier alſo nur dem Grade nach eine andre ſeyn. In den übrigen Fächern dagegen wird nicht ſelten dasjenige dem allgemeinen Bildungszweck widerſtreben, was die Wiſſenſchaft ſelbſt bereichert und erweitert. Wie daher der in die Tiefen ſeiner Wiſſenſchaft eingeweihtere Theolog als ſolcher auch für die Schule der geeignetere Religionslehrer ſeyn ſollte, oder der gelehrtere, ſchärfere Geſchichtsforſcher als ſolcher der wirkſamere Geſchichtslehrer, das können wir ebenſo wenig einſehn, als daß dem phyſikaliſchen oder mathematiſchen Schulunterricht ein beſonderes Heil daraus erwachſen ſollte, wenn der Lehrer, der ihn ertheilt, neue Geſetze für den Elektromagnetismus ermittelt oder der Analyſis des Unendlichen neue eigenthümliche Bahnen gebrochen hätte. Hier fällt nur das der Schule anheim, wodurch Klarheit und Gründlichkeit der Methode gefördert wird.

Dieſem Grundſatze gemäß werden wir alle Erſcheinungen auf dem Gebiete der Theologie, der Geſchichte, der Mathematik und der Naturkunde, deren Charakter ein rein wiſſenſchaftlicher iſt, ſolchen kritiſchen Blättern überlaſſen, deren Beſtimmung entweder eine ganz allgemeine iſt, oder die einzelnen dieſer Wiſſenſchaften gewidmet ſind. Uns dagegen eignen wir alles dasjenige an, was theils für den unmittelbaren Zweck und Gebrauch der Schule gearbeitet iſt, theils durch lehrreiche Eigenthümlichkeiten in der Behandlung oder im Inhalt die vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit des gelehrten Schulmannes in Anſpruch nehmen zu dürfen ſcheint: wobei ſich abermals ohne Weiteres verſteht, daß ſolche Schriften, die ſich begnügen zehnmal Geſagtes zum eilftenmal zu ſagen, und weder für die Forſchung noch für die Methode etwas Neues und Eignes darbieten, ohne Rückſicht auf Bogen- oder Bändezahl,

entweder mit einer kurzen Warnungsanzeige zu entlaſſen, oder mit einem zur Genüge bezeichnenden Stillſchweigen zu übergehen ſind.

Ganz dieſelben Regeln gedenken wir in Bezug auf die hebräiſche und auf die neuern lebenden Sprachen zu befolgen. Doch werden wir mit den letztern unſre edle Mutterſprache keineswegs in Eine Linie ſtellen, ſondern den hohen Werth, den wir auf ſie auch als Bildungsmittel legen, durch vorzugsweiſe Beachtung der ſie und ihre Geſchichte betreffenden Werke zu erkennen geben.

Was die philoſophiſchen Vorträge über Logik, Pſychologie, Rhetorik, Aeſthetik, Geſchichte der Philoſophie u. ſ. w. anlangt, ſind zwar auch wir, um uns der Worte eines vielerfahrnen gelehrten Schulmannes zu bedienen [1]), der Meinung, daß eine gründliche Erklärung der alten Schriftſteller, ein ernſtes Studium der Mathematik und die Erörterung rhetoriſcher und äſthetiſcher Begriffe, die bei der Leſung der deutſchen Claſſiker und bei der Verbeſſerung der ſchriftlichen Ausarbeitungen auf keine Weiſe fehlen kann und darf, die beſte Vorbereitung auf Denken und Denkübung iſt, und daß folglich der Wagen der Philoſophie, der ſich ohnehin ſchon ſo vieles Ballaſtes entledigt hat und noch gar manches über Bord werfen kann, keines Gymnaſial-Vorſpannes bedarf, ſondern von den Lehrern der Univerſitäten allein in Bewegung geſetzt und zum erwünſchten Ziele gebracht werden kann. — Indeß da es an vielen und achtbaren Andersmeinenden nicht fehlt, auch in mehreren deutſchen Ländern die Philoſophie unter die ausdrücklich gebotenen Gegenſtände des Schulunterrichts gehört, ſcheint es Pflicht zu ſeyn, ſie auch in unſern Jahrbüchern inſoweit zu berückſichtigen, als ſie es nicht verſchmähen wird ſich zu den Bedürfniſſen der Schule herabzulaſſen.

Daß encyklopädiſche Werke, die den ganzen Kreis der Wiſſenſchaften befaſſen, ſowie literariſche von bedeutenderm Umfange, mit ſtetem Hinblick auf unſern nächſten Zweck Gegenſtände unſrer prüfenden Beachtung ſeyn werden, bedarf keiner Bevorwortung.

Endlich aber wird eine beſondre Rückſicht auf ſolche Schriften genommen werden müſſen, die ſich mit dem öffentlichen gelehrten Schulweſen im Allgemeinen beſchäftigen, mit Zweck und Beſtimmung der Gymnaſien, mit ihrer äußern und innern Organiſation, mit den einzelnen Gegenſtänden des Unterrichts, woran ſich die Methodik und Didaktik anſchließt, mit dem Verhältniſſe der gelehrten Schule zur Kirche, zum Staate und zu andern Lehranſtalten, mit der Schulzucht u. ſ. w. Ebenſo ſoll nichts unbeachtet bleiben, was zur Geſchichte des gelehrten Schulweſens überhaupt und zur Charakteriſtik einzelner bedeutender Lehranſtalten oder zur Schilderung denkwürdiger Schulmänner insbeſondere erwünſchte Beiträge liefert.

Ausgeſchloſſen dagegen bleibt Ein für allemal, was durch den elementariſchen Bedarf des Bürger- und Landſchullehrers hervorgerufen iſt, was lediglich der häuslichen Erziehung und dem Privatunterricht angehört, was endlich ſpeciellen Berufs- oder Standesſchulen gewidmet iſt, ebenſo das ganze unabſehbare Gefolg ſogenannter Kinder- und Jugendſchriften, es müßten denn in ſeltnen Fällen Gründe eintreten eine Ausnahme zu machen, wozu wir uns das Recht wie billig vorbehalten.

Neben dieſen aus der Sache ſelbſt hervorgegangenen Beſchränkungen der

---

1) Joh. Gotp. Friedr. Manſo im Progr. des berl. Magdal. Gymn. zu Oſtern 1826, S. 19.

zu beurtheilenden Werke wird eine andre durch die Zeit auferlegt, durch das Jahr der Erſcheinung. Als angemeſſenſter Zeitpunkt von wo an ſtellte ſich im Durchſchnitte das Jahr 1825 dar, und nur für Schriften des Auslandes iſt er bis zum Jahre 1824 oder 1823 hinausgerückt. Ausnahmen von dieſer Feſtſetzung ſollen zwar nicht ganz unzuläſſig ſeyn, doch ſollen ſie in der Regel nur bei Fortſetzungen bändereicher Werke und bei den bald näher zu beſprechenden Collectivrecenſionen eintreten, bei denen es darauf ankommt ein ganzes Gebiet auf Einmal zu umfaſſen, und ſich alſo nicht ſelten die Nothwendigkeit zeigen dürfte, bei einem noch frühern Zeitpunkt anzuknüpfen.

Hiedurch wäre denn der Kreis beſchrieben, den der kritiſche Theil unſrer Jahrbücher auszufüllen ſich angelegen ſeyn laſſen wird. Trotz aller Beſchränkungen, die die Sache irgend geſtatten wollte, iſt er immer noch weit genug geblieben, um der entſprechenden Ausführung des dargelegten Plans bedeutende Schwierigkeiten entgegenzuſtellen. Am erfolgreichſten wird ihnen durch gedrängte Kürze des Ausdrucks und durch ein richtiges Verhältniß des Umfangs der Beurtheilung zu dem beurtheilten Werke begegnet werden.

Außerdem aber glauben wir zur Annäherung an dieſes Ziel dadurch mit hinwirken zu können, daß wir Schriften über denſelben Gegenſtand oder doch von nahverwandtem Inhalte ſoviel wie möglich in Collectivrecenſionen zuſammenzufaſſen ſuchen, z. B. Ausgaben oder Ueberſetzungen Eines und deſſelben Schriftſtellers, Sprachlehren oder Wörterbücher Einer und derſelben Sprache, Hand- oder Lehrbücher Einer und derſelben Wiſſenſchaft. Manche allgemeine Bemerkung oder Anforderung, manches allgemeingültige Urtheil, das bei mehrern Werken immer wiederholt auszuſprechen geweſen wäre, braucht ſo nur Einmal durchgreifender vorgetragen und ſofort auf eine ganze Claſſe von Schriften bezogen zu werden; auch wird das Charakteriſtiſche der einzelnen ins helliſte Licht treten, wenn ſie nicht bloß in Bezug auf ihre Wiſſenſchaft, ſondern auch nach ihrem Verhältniß zu einander gewürdigt werden. — Nicht ganz grundlos würde zwar der Einwurf ſeyn, daß auf dieſe Weiſe leicht eine gewiſſe Einſeitigkeit des Urtheils über ganze Zweige der Literatur ſich verbreiten und die Stimmung befangen könne, welche Gefahr wegfiele, ſobald die einzelnen Schriftwerke, anſtatt ſie unter Einem Ueberblick zuſammenzufaſſen, unter verſchiedne Gelehrte vertheilt würden. Aber auch abgeſehn davon, daß die gefürchtete Einſeitigkeit ſich in Geſammtbeurtheilungen viel leichter verrathen, und dadurch ihren ſchädlichen Einfluß verlieren würde, wird ſich jeder Beſorgniß dieſer Art im Voraus dadurch begegnen laſſen, daß wir ſogleich unſre Bereitwilligkeit erklären, von vorzüglich beachtenswerthen Schriften, wenn ſie auch ſchon als Glied einer längern Kette mit andern zugleich beurtheilt ſeyn ſollten, doch noch beſondere Recenſionen aufzunehmen, inſofern ſich dieſe durch Aufſtellung eines eigenthümlichen Geſichtspunktes empfehlen werden.

Auch iſt dieſes Verfahren längſt kein neues mehr. Faſt alle unſre beſſern kritiſchen Blätter haben manches Schätzbare und Lehrreiche dieſer Art geliefert, und in neueſter Zeit hat namentlich der „Hermes“ ſich durch gehaltvolle Collectivrecenſionen aufs vortheilhafteſte ausgezeichnet, obgleich grade die philologiſche und pädagogiſche Literatur in ihm ſich am ſeltenſten der Beachtung zu erfreuen gehabt hat. Um ſo lieber treten von dieſer Seite unſre Jahrbücher ergänzend ein, und es iſt ſogleich in den erſten Heften der Anfang damit gemacht worden.

Endlich iſt zur Erreichung möglicher Vollſtändigkeit auch die Einrichtung getroffen worden, daß ſich jedesmal den ausführlichen Beurtheilungen in einer beſondern Abtheilung kürzere Anzeigen anſchließen ſollen. Wir finden dieſelbe Anordnung in der ehedem in Leyden begonnenen „Bibliotheca critica nova", und können nicht umhin dasjenige zum Theil auf uns anzuwenden, was dort Vake in der Vorrede ſagt: „Bibliothecae nostrae bipartita distributio. Nam priora cujusque Voluminis destinamus Censuris, in quibus accurate, quantum fieri et potest et oportet, libri explorabuntur, pleniusque referetur, si quid in iis vel laudandum vel secus erit. Reliqua tribuentur Relationibus brevioribus, quae generalem vel commendationem vel animadversionem continebunt, exposito quam brevissime cujusque operis argumento: multi quippe erunt libri qui diligentiorem illam explorationem non requirent, plures etiam de quibus, utpote recentissimis, primum isto modo commemorare ac nuncupare praestabit, quam diu negligere, postea, si otium dabitur, aliquanto majori cum cura retractandis et excutiendis. — Doch werden wir darin von den gelehrten Holländern abweichen, daß dieſe kürzeren Anzeigen bei uns nie ein bloßer Neuigkeitsbericht werden ſollen, wofür ſich eine andre paſſliche Stelle finden wird: vielmehr ſind ſie für ſolche Schriften beſtimmt, von denen außer ihrem Vorhandenſeyn nicht eben viel zu ſagen iſt, ebenſo für wenig veränderte neue Auflagen und für Bücher, die ſich ihrer Beſchaffenheit nach nur für gedrängte Auszüge und Inhaltsangaben eignen.

Um aber die bequeme Ueberſicht über die geſammte philologiſche und pädagogiſche Literatur auf alle Weiſe zu erleichtern, wird dem letzten Heft eines jeden Jahrganges ein ſoviel es irgend zu bewerkſtelligen iſt vollſtändiges und nach den Wiſſenſchaften geordnetes Verzeichniß aller im Laufe des Jahres wirklich erſchienenen philologiſchen und pädagogiſchen Schriften nebſt Angabe des Verlagsortes, des Umfangs, des Formats und des Preiſes beigefügt werden.

Ueber Form, Ton und Art der Beurtheilungen irgend etwas im Voraus willkührlich feſtſetzen zu wollen, würde eine ungeziemende Anmaaßung ſeyn. Daß von der äußerlichen Anlage, wie von dem innern Gehalte, von den benutzten Hülfsmitteln und von allem was ſonſt weſentlich zur Geſchichte eines Buches gehört, da wo es nöthig ſcheinen kann, treuer Bericht erſtattet und kein Urtheil ohne Beweis gefällt werde, ſind ſo billige und natürliche Anfoderungen an jedes kritiſche Inſtitut, daß ihrer hier nicht erſt gedacht zu werden braucht. Als erſte und höchſte Tugend des öffentlichen Beurtheilers pflegt man vor allem Humanität zu begehren, und gewiß mit Recht, wenn man dem ſchönen Worte nur nicht ſo oft eine ganz falſche Bedeutung unterlegte. Denn gar zu gern verſteht man darunter die höfliche Halbheit, die, rechts und links perſönliche Rückſichten nehmend und es mit keinem zu verderben bemüht, einem jeden ſein Recht vorenthält, und ſich freventlich verletzt wähnt, ſobald ein Kritiker ſein Urtheil mit rückſichtsloſer Beſtimmtheit ausſpricht. Die Humanität, der ſich die Jahrbücher befleißigen werden, kann nie eine andre ſeyn als die der Gründlichkeit, der Wahrheitsliebe, der Gerechtigkeit. Inwiefern dieſe aber mit vorherrſchender Milde oder Strenge zu vereinigen ſeyn dürfte, darüber wird in allen einzelnen Fällen lediglich das eigne Ermeſſen der Mitarbeiter zu entſcheiden haben. Der Herausgeber glaubt ſeiner Pflicht dadurch genügt zu haben, daß er nur

ſolche Gelehrte zur Mitwirkung eingeladen hat, für die ſchon ihre Namen jede Gewähr leiſten. Da ein jeder Mitarbeiter ſein Urtheil nöthigenfalls ſelbſt vertreten wird, hat er auch wohlbegründeten Anſpruch auf unveränderten Abdruck ſeiner Beiträge, und dieſe geziemende Achtung vor der literariſchen Selbſtändigkeit jedes einzelnen ſoll ſich bis auf die Eigenthümlichkeiten der Rechtſchreibung ausdehnen, wo nicht ausdrücklich darauf Verzicht geleiſtet iſt.

Sich übrigens um die freundlichen oder unfreundlichen Verhältniſſe zu kümmern, die etwa zwiſchen dem Beurtheiler und dem Verfaſſer oder gar dem Verleger der zu beurtheilenden Schrift obwalten dürften, ſollte dem Beſorger einer kritiſchen Zeitſchrift, der in höherer Hinſicht ſeinen Verpflichtungen zu genügen wünſcht, niemals angemuthet werden. Wäre es ihm auch möglich, was es nicht iſt, ſo wäre es doch gewiß ſeiner unwürdig, weil es ein förmlich ausgebildetes Syſtem literariſcher Späherei, Zuträgerei und Klätſcherei vorausſetzen würde, um hierin mit einiger Conſequenz verfahren zu können. Daher iſt es anſtändiger und angemeſſner, zu einem jeden Mitarbeiter, den man eingeladen hat, auch das redliche Vertrauen zu hegen, daß er kein Buch zu beurtheilen übernehmen werde, an deſſen unbefangener Würdigung ihn irgend ein perſönliches Verhältniß hindern könnte. Wer ein ſolches Vertrauen mißbrauchen möchte, thäte es immer nur auf Koſten ſeines eignen Werthes und ſeines guten Namens, ohne ſonderliche Gefährdung eines Dritten oder der Literatur überhaupt. Ja ſelbſt, wenn zwiſchen zwei Schriftſtellern eine offenkundige wiſſenſchaftliche Freundſchaft oder Fehde ſtatt fände, wäre dieß noch immer kein hinreichender Grund, den Einen von der Beurtheilung des andern zurückzuweiſen, vorausgeſetzt daß die Befreundeten oder Streitenden als Männer bekannt wären, denen es um Wahrheit und nur um Wahrheit zu thun iſt: ſonſt aber wären ſie überall nicht zur Theilnahme an den Jahrbüchern zuzulaſſen. Und überhaupt, wer bringt es ſo leicht zu einer ſolchen ſtoiſchen Apathie, daß ihn nicht Ton und Inhalt einer jeden Schrift, die er mit Aufmerkſamkeit zu leſen anfängt, alsbald mit einer günſtigen oder ungünſtigen Stimmung erfüllen ſollten, die von dem Buche auf den Verfaſſer ſelbſt als literariſche Perſon übergeht, und der Beurtheilung unvermeidlich ihre beſondere Färbung mittheilt? Ja, grade ſolchen Zuneigungen und Abneigungen möchte man wohl in der Regel die gründlichſten, die ſelbſtändigſten und eindringendſten Kritiken zu verdanken haben: wem ſollte nicht ſeine Leſung geliebter Blätter die Belege für dieſe auf den erſten Blick vielleicht paradox erſcheinende Behauptung an die Hand geben? Schliche ſich nun aber auch wirklich, wider des Beurtheilers Wiſſen und Willen, einige Ungerechtigkeit mit ein, ſo glauben wir im Ganzen in dem Kreiſe, der kritiſche Blätter lieſt, ſoviel richtigen Takt und Prüfungsgeiſt vorausſetzen zu dürfen, daß er dergleichen perſönliche Beimiſchungen unſchwer zu erkennen und nach Gebühr zu würdigen nicht ermangeln würde. Auch glauben wir zur Ehre der öffentlichen Meinung behaupten zu dürfen, daß es noch nie einer literariſchen Cabale durch lügenhafte Kritik gelungen iſt, weder ein ſchlechtes Erzeugniß zu Anſehn und Ehren zu bringen, noch auch einem mit Gründlichkeit, Geiſt und Fleiß geſchriebenen Werke auf die Dauer die ihm gebührende Achtung und Anerkennung zu entziehn. Damit ſind wir aber keineswegs gemeint, durch ſolcherlei pikante Reizmittel die Kritik in den Jahrbüchern gefliſſentlich zu ſchärfen: vielmehr wird keine geziemende Zuſetze aus der Acht gelaſſen und ganz beſonders

dahin gesehn werden, daß es nie der zunftmäßigen Einseitigkeit irgend einer Schule gelinge, das neue Institut für ihre Zwecke in Beschlag zu nehmen.

Ueberdieß verschwinden diese wie manche gegründetere Bedenklichkeiten, die die bisher üblich gewesenen Formen des öffentlichen literarischen Urtheils im Ganzen treffen, sobald die anjetzt noch immer vorwaltend gebräuchliche Anonymität oder Pseudonymität der Beurtheiler aufgehoben wird. Um also auch von dieser Seite nichts zu versäumen, was im Voraus als Gewährleistung für das allein auf Ermittelung der Wahrheit gerichtete Bestreben der Jahrbücher gelten kann, ist es mit den Mitarbeitern verabredet und als unverletzliche Regel festgestellt worden, daß eine jede Recension mit dem Namen ihres Verfassers unterzeichnet werden soll: ein Verfahren, das durch den jetzigen Zustand des Recensirwesens, sowie durch die Ansprüche der bessern, d. i. der die Beurtheilungen wieder beurtheilenden Leser genügend vorbereitet zu seyn scheint.

Zwar bedienten sich aus Gründen, die im Geiste jener Zeit lagen, sowohl die „Acta eruditorum" als späterhin die trefflichen „Literaturbriefe", die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die „der schönen Wissenschaften" und die ältere „Jenaer Literaturzeitung" durchgängiger Verschweigung der Namen. Aber schon in Wettenbach's „Bibliotheca critica" (seit 1777) und dann in der „Göttinger Bibliothek für alte Literatur und Kunst" (seit 1786) wurden bei mehrern freimüthigen philologischen Recensionen mit gutem Erfolg Ausnahmen von der fast herrschend gewordenen Sitte gemacht. Das kräftige Eingreifen der Brüder Schlegel in einzelne Zweige der Kritik trug ebenfalls das Seinige dazu bei, ein völlig offnes Hervortreten zu empfehlen, und die „Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen" (von 1797 an) schritten bereits soweit vor, daß sie Nennung der Namen zur unerläßlichen Bedingung machten. Freilich fand diese Zeitschrift wenig Beifall, und erfreute sich keines langen Bestehns: allein davon lag der Grund nicht in der aufgehobenen Anonymität, wenn diese auch dazu beitragen mochte, die tiefer liegenden Schwächen schneller ans Licht zu bringen [1]). Als sich aber die „Jenaer Literaturzeitung" im Jahre 1804 verjüngte, wurde es als einer der wesentlichsten Vorzüge des erneuten Instituts betrachtet, daß es jedem Mitarbeiter gestattet war, sich so kenntlich zu machen, wie es ihm gut dünkte, und daß viele der trefflichsten Männer unsres Volkes, Johannes Müller, Reinhold, J. G. Schneider, Göthe, Voß, Jacobs, Aug. Wilh. Schlegel, Schleiermacher u. a. theils mit ihren Namen, theils in so leichter Umhüllung auftraten, daß sie von keinem Aufmerksamen verkannt werden konnten. Wie zeitgemäß diese Einrichtung war, hat sich unter andern auch dadurch bewährt, daß alle seitdem neu begründeten kritischen Tribunale, in Heidelberg, Leipzig, Wien, Hildesheim und sonst, hierin denselben Grundsätzen gefolgt sind, und daß diesen seit dem Jahre 1825, nach vierzigjähriger Geheimhaltung der Namen ihrer Mitarbeiter selbst die alte, nach Halle verpflanzte Literaturzeitung zu huldigen begonnen hat.

Da jedoch dieß Verfahren anjetzt noch auf einer halben Maaßregel beruht und ein nur geduldetes ist, da sonach neben den Vortheilen der Nennung alle Nachtheile der Verschweigung der Namen fortbestehn, und man

1) Was im Schlegel'schen „Athenäum", Bd. 2, S. 338, darüber gesagt ist, ist bitter, aber wahr.

überdieß beſonders bei jüngern Gelehrten ſehr geneigt iſt, das offne Auftreten auf dem Kampfplatze als ein Zeichen ſonderlingshafter Anmaaßung oder trotzig herausfodernder Streitluſt mit ungünſtigen Augen anzuſehn, ſo iſt nach dem Vorgange der achtbaren Herausgeber der „Bibliotheca critica nova“ auch in unſern Jahrbüchern die Nennung der Mitarbeiter ohne Ausnahme und dadurch die gleiche Stellung aller vorgezogen worden. Da die Sache nicht unwichtig iſt, wir aber noch bei weitem nicht auf Uebereinſtimmung in Beurtheilung derſelben rechnen können, wird es nicht unzweckmäßig ſeyn, zu weiterer Prüfung hier anzudeuten, was nach reiflicher Erwägung und Berathung mit mehrern Gelehrten den Ausſchlag dafür gegeben hat.

Unſer ganzes heutiges Schriftweſen hat inſofern einen öffentlichen, aufrichtigen und ehrlichen Charakter, als unſre guten Schriftſteller ſelbſt kleinern und minder bedeutenden Arbeiten ihren Namen beizufügen gewohnt ſind. Wer ohne ſeinen Namen oder unter falſchem Namen ſchreibt, thut es im guten Sinne entweder mit einiger durch Verdienſt erworbner Vornehmheit, weil er weiß, daß er doch gekannt iſt, ſodaß er die Mühe ſparen kann, ſeinen Namen noch beſonders hinzuzuſetzen, wie Hippel in ſeinen ſpätern Schriften und Knebel, oder weil ihm ein Incognito, das in der That keines iſt, durch irgend eine geſchichtliche Beziehung zu lieb geworden iſt, um es wieder aufzugeben, und der falſche Name in der Welt der Gelehrten ſelbſt die Natur des wahren angenommen hat, wie bei Jean Paul. Leider viel häufiger aber iſt ein ſolches Verſteck durch kleinliche oder unlautere Nebenrückſichten veranlaßt, dient zu heimlicher Förderung lichtſcheuer Zwecke, gleichviel ob ſie eine Sache oder eine Perſon betreffen, oder doch zur Verhüllung der Seichtigkeit, der Eilfertigkeit, der unberufenen Einrede, die ſich ihrer faulen Sache wohl bewußt iſt, und ſtellt ſich ſo durchgängig als ſelbſtverrätheriſches Zeichen eines ſchlechten Gewiſſens dar. Allerdings giebt es bei wahrer, tiefer Anonymität ehrenhafte Ausnahmen: aber ſie finden ſich ſelten, und wo ſie ſich finden, ſind ſie meiſtens ſchwere Anklagen gegen die Zeit und die Verhältniſſe, unter deren Einwirkung ſie erſchienen. Daher haben anonyme oder pſeudonyme Schriften in der Regel und mit Recht die öffentliche Meinung gegen ſich. Der Leſer will wiſſen, wer zu ihm redet, nicht aus Neugier, nicht um durch die Perſon des Verfaſſers ſeine Aufmerkſamkeit entſcheiden, ſeine Beiſtimmung erſchleichen, ſein Urtheil gängeln und befangen zu laſſen, ſondern weil der Schriftſteller wie der Künſtler ſeiner Natur nach eine öffentliche Perſon iſt, womit ein ſolcher Hinterhalt in grellem Widerſpruch ſteht. Läßt ſich nun leider auch keineswegs behaupten, daß die Nennung des Namens jedesmal den beſſern Zweck der Druckſchrift verbürge, ſo kann doch als ziemlich ausgemacht betrachtet werden, daß da, wo eine würdige, geſetzmäßige Oeffentlichkeit beſteht, derjenige, der auf dem Wege durch die Druckerpreſſe etwas ganz Schlechtes durchzuführen beabſichtigt, ſich gewiß der Verborgenheit befleißigen wird, ſo viel und ſo lange er kann.

Wenn nun aber aus richtigem Gefühl bei ſelbſtändigen Werken ein offnes Viſir erwartet und gefodert wird, ſo iſt ſchon an ſich gar nicht wohl einzuſehn, warum es doch bei der öffentlichen Beurtheilung ſolcher Werke anders gehalten werden ſolle, gleichviel ob das Urtheil günſtig oder ungünſtig ausfalle. Ja, der Verfaſſer dieſer Zeilen will nicht leugnen, daß ſelbſt das verdienteſte Lob immer noch einen Zweifel in ihm zurückgelaſſen,

und daß ebenſo der gerechteſte Tadel über ein ſchlechtes Buch den widrigen Eindruck einer meuchleriſchen Handlung auf ihn hervorgebracht hat, ſo oft jenes Lob oder dieſer Tadel aus ſicherer Verborgenheit hervorhallte: und ſowie es ein großer Vorſchritt in der Vervollkommnung der bürgerlichen Geſellſchaft war, als die heimliche, wenn auch wahrſcheinlich in ſehr vielen Fällen durchaus gerechte Rache einer zwar dem Mißbrauch nicht minder unterworfenen, aber doch offenen Rechtspflege weichen mußte, ſo würde es gewiß als ein erfreulicher Vorſchritt in der literariſchen Rechtlichkeit gelten können, wenn niemand mehr anonym recenſiren wollte.

Dazu kommt ein zweiter, ſehr gewichtiger Grund. Es iſt nämlich ganz unmöglich, daß ein jeder Leſer ein jedes beurtheiltes Buch ſchon ſelbſt geleſen oder doch beim Leſen der Beurtheilung zu prüfender Vergleichung zur Hand haben kann; auch werden die meiſten ſich beſcheiden, keineswegs in allen Fächern ein gleich ſicheres eignes Urtheil mit hinzuzubringen, wodurch ſie von den Urtheilen anderer bis auf einen gewiſſen Grad abhängig werden. Ja, viele leſen gerade darum kritiſche Blätter, um durch ſie den Mangel an einem eignen Urtheil zu erſetzen, ſey es nun, daß es ihnen an Zeit oder Gelegenheit oder auch an innerer Befähigung gebricht, um ſelbſt zu ſehn und ſelbſt zu prüfen. Immer bleibt zu wünſchen, daß ein jeder vor Täuſchung möglichſt bewahrt bleibe. Wo nun freilich ein ungenannter Beurtheiler gleich in die Sprache ungemäßigter Schmeicheleі oder leidenſchaftlicher Gehäſſigkeit verfällt, da weiß der verſtändige Leſer ſofort, was von dergleichen Kritik zu halten iſt. Allein dieſe Extreme werden meiſtens vermieden: und daher ſind die Beurtheilungen — gleichviel ob ſie ein unverdientes Hervorheben oder ein ungerechtes Herabſetzen beabſichtigen — der Wahrheit ungleich nachtheiliger, die, einen mäßigen, ruhigen Ton erheuchelnd, ihrem Zweck auf leiſern Wegen nachgehen, und durch gleißneriſche Künſte eine gewiſſe Glaubhaftigkeit erſchleichen, während es nur des Namens des Verfaſſers als unfehlbaren Schluſſels hinzu bedürfte, um Lob und Tadel ins wahre Licht zu ſtellen, und den argliſtig geſponnenen Trug zu vernichten. Endlich aber kann der Beurtheiler zwar ein höchſt rechtſchaffner, von aller verwerflichen Perſönlichkeit und ſonſtigen Nebenabſichten freier, aber in gewiſſen Anſichten ſo verſtrickter und befangner Mann ſeyn, daß es ihm beim reinſten Willen nicht gelingt, einen unabhängigen Standpunkt zu gewinnen, und er alſo durch eine innere Nöthigung gezwungen iſt, das zu beurtheilende Buch weit über oder weit unter ſeinem Werthe zu ſchätzen. Iſt er nun dabei ein Mann von Geiſt und Einſicht, ſo kann es ihm gar wohl gelingen, daß er ſeine einſeitigen Anſichten, ja ſeine Irrthümer auch andern annehmlich macht, und daß er ſo, bei der unverfänglichſten Abſicht, dennoch durch ſein Lob oder ſeinen Tadel andre zu den ungerechteſten Urtheilen verführt. Das wäre unmöglich, ſobald ſein Name ausgeſprochen und damit zugleich ſein individueller wiſſenſchaftlicher Standpunkt bezeichnet wäre. So könnte ein jeder, der nur mit dem Geſchichtlichen des Gegenſtandes bekannt iſt, das ausgeſprochene Urtheil der Billigkeit gemäß modificiren. — Alle dieſe Gefahren der Anonymität aber, ſowie die oben angedeuteten Mißbräuche derſelben, würden zum größten Gewinn aller dabei Betheiligter mit der Anonymität ſelbſt verſchwinden.

Dabei iſt nun noch der Erwägung werth, daß das Banner der Oeffentlichkeit bereits von zu vielen und ausgezeichneten Männern erhoben iſt, um

die Sache wieder rückgängig machen zu können. Wo also über irgend einen auffallenden Kritik anjetzt noch eine verhüllende Wolke ruht, wird auch ohne Weiteres eine lichtscheue Absicht der Verheimlichung vorausgesetzt, sey es unziemende Menschenfurcht, sey es das stille Bewußtseyn nicht durchaus gründlicher Arbeit, sey es etwas noch Schlimmeres; ja man glaubt sich (vielleicht nicht ganz mit Unrecht) befugt, auf Lösung des hingeworfenen Räthsels bedacht zu seyn. Welch' ein Getriebe niedriger Späherei und Zuträgerei, weiblicher Neugier und kleinlichen Herumrathens, oft auch grundlosen Argwohns und unaussprechner Verfeindung davon schon die Folge gewesen ist, das kann keinem unbemerkt geblieben seyn, der auf den Zustand unsers Schriftwesens zu achten sich die Mühe genommen hat: und wie leicht wäre es, allen diesen Unwürdigkeiten auf Einmal ein Ende zu machen!

Auf demselben Wege aber würde noch ein Vortheil von nicht geringerer Bedeutung erreicht werden. Bei gar mancher anonymen Recension nämlich drängt sich unwillkührlich der Gedanke auf, welches Resultat sich wohl ergeben würde, wenn dieses und jenes kritische Institut nicht umhin könnte, die Liste seiner Mitarbeiter öffentlich darzulegen, und ob nicht viele Namen erst durch ihre Nennung recht namenlos zu werden anfangen dürften. Dagegen läßt sich hoffen, daß, sobald Namhaftigkeit im äußerlichen Sinne herkömmlich wäre, sie auch im andern, höhern nicht ausbleiben würde. Denn ein Jeder, der seinem Blatte Achtung und Dauer zu bewahren wünschte, würde genöthigt seyn, vor allem für solche Mitarbeiter zu sorgen, die ohne Weiteres ein günstiges Vorurtheil erwecken, und an deren Namen sich sofort Erinnerungen an literarische Leistungen anknüpfen, wodurch aber keineswegs jüngere Gelehrte ausgeschlossen werden sollen, die durch Nennung ihres Namens Bürgschaft für ein tüchtiges Streben zu leisten bereit sind.

Ob es auch Recensenten giebt, die ihr Geschäft leichter betreiben, wo die Nebelkappe der Anonymität sie umhüllt, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Viele behaupten es aber, und so würde denn also die Nennung der Namen auch auf die Gründlichkeit, Besonnenheit und Gediegenheit der Urtheile wohlthätig einzuwirken nicht ermangeln.

Nun ist uns allerdings von achtbaren Vertheidigern der Anonymität eingewendet worden, daß es ja bei literarischen Beurtheilungen einzig und allein auf die Sache ankomme, sodaß durch Einmischung der Personen nicht nur nichts gewonnen, sondern auch mehrfältige Befangenheit im Urtheil über das vorliegende Buch beim Beurtheiler und wieder über die Beurtheilung beim Leser derselben erzeugt werde: denn mancher, mit seinem Namen hervorzutreten genöthigt, werde nun den Tadel, den er als Anonymus ohne Rückhalt auszusprechen kein Bedenken getragen hätte, unangenehmer Folgen wegen entweder ganz unterdrücken oder ihn doch so ermäßigen, daß er seine Kraft und Bedeutung verliere, der Leser also statt einer anonymen, aber wahrhaften, eine zwar namhafte, aber die herbe Wahrheit klüglich umwandelnde Kritik hinnehmen müsse, wogegen andre sich das persönliche Auftreten ebenso bereitwillig zu Nutze machen würden, um ihren Begünstigern und Begünstigten, Partisanen und guten Freunden zu nicht geringerer Verletzung der Wahrheit durch namhafte Höflichkeiten zu huldigen, und sie zu entsprechenden Gegendiensten aufzubieten: der Leser aber werde nun immer zuerst nach dem unterzeichneten Namen sehn, und durch diesen bestochen, schon im Voraus bei sich über die Glaubhaftigkeit des Urtheils absprechen, ohne

dieſem ſelbſt die gebührende vorurtheilsfreie und ſelbſtprüfende Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

In Bezug auf den erſten Theil dieſer Einrede müſſen wir bekennen, daß er uns wie alle jene Gemeinplätze anmuthen will, die an ſich ebenſo viel Richtiges als Unrichtiges enthalten, bei ihrer Anwendung auf einen beſtimmten Fall aber ſofort in Nichts zerfahren. Sobald unſer Schriftweſen den hohen, von aller perſönlichen Zuthat gereinigten Standpunkt erreicht hat, daß ſich kein Schriftſteller mehr nennt, ſondern ein jeder die Sache allein ſprechen läßt, wird die Kritik allerdings mit Recht und Anſtand denſelben Charakter annehmen. Bis dahin aber — und dieſe Zeit literariſcher Entkörperung, wenn ſie jemals wünſchenswerth iſt, dürfte doch noch in unabſehbare Ferne liegen — ſchließt jene perſönliche Repräſentation der Sache durch die Anonymität eine Anmaßung in ſich, die uns um ſo widerwärtiger erſcheint, je keiner ſie auftritt. Denn ſo wenig wir geſonnen ſind, das Vorhandenſein objectiver Wahrheit überhaupt abzuleugnen, ſo glauben wir doch, daß es den Wenigſten vergönnt iſt, ihrer theilhaft zu werden, und daß diejenigen, die ſie zu beſitzen am lauteſten behaupten, gerade am allerweiteſten von ihr entfernt ſind. Sowie wir daher in der Nennung des Schriftſtellers auf dem Titel ſeines Werkes das offene Eingeſtändniß ſeiner endlichen, allen Mängeln und Täuſchungen der Realität unterworfenen ſubjectiven Natur erblicken, ſo ſcheint uns insbeſondere der Kritiker, der ſeine Urtheile ohne Nennung ſeines Namens, alſo nicht in ſeiner Perſon, ſondern als Organ der Wiſſenſchaft oder der Wahrheit zu fällen unternimmt, ſich eine objective Unmöglichkeit anzumaßen, die ihmniemand zugeſtehen kann, wogegen der namentlich Unterzeichnete durch dieſe Enthüllung ſeiner Subjectivität dem kundigen Leſer mit gebührender Beſcheidenheit den Maßſtab an die Hand gibt, nach welchem er über das ausgeſprochene Urtheil ſein eigenes wie in höherer Inſtanz ergehen laſſen kann: wobei wir vorausſetzen, daß ein kritiſches Inſtitut das öffentliche Urtheil nicht abſchneiden oder beengen, ſondern durch dargelegte Thatſachen begründen, anregen und beleben will.

Kein größeres Gewicht können wir der Beſorgniß zuerkennen, daß die Nennung der Namen der Oeffentlichkeit und Zeitmäßigkeit der Kritik Eintrag thun werde. Anerkennende und um freundliche Erwiderung bittende Lobhudeleien kommen ſo wenig von der Verſchweigung wie von der Unterzeichnung des Namens ab, ſondern einzig von der Gemeinheit deſſen, der ſich ſolcher Kunſte befleißigen mag: denn auch der Ungenannte hat ja Mittel genug in Händen, demjenigen ſein Antlitz unverſehrt zu zeigen, dem ſeine Weihrauchſpenden gewidmet ſind. Der Unterſchied liegt bloß darin, daß der Ungenannte ſolchen Unfug mit mehr Sicherheit, mit minderer Gefahr entdeckt zu werden und dadurch ſeines ganzen Zweckes zu verfehlen, treiben kann, daß aber der Namhaftgemachte gleich beim erſten erkleckſichen Verſuche ſich ſelbſt zuſammt ſeinem Helden dahin ſtürzen würde, wohin er gehört; ſodaß dieſen Umtrieben gar nicht wirkſamer würde geſteuert werden können als durch Abſchaffung aller Anonymität.

Ungefähr dieſelbe Verwandtniß hat es mit der häufigen Rückſichtsloſigkeit im Tadeln. Nicht ſelten liegt dieſe einem großen Theile nach in der unumwundenen derben Art des Ausdruckes, und wenn die Beſeitigung der Namenloſigkeit dahin wirken könnte, daß die Kritik ſich bei gleich ſtrengem Verfahren im Weſentlichen, in unbefangener Geradheit des Sachurtheils, mehr als

bisher oft geschehen ist, milder und schonender Formen beflisse, so würde daran wohl ebenso wenig der unbetheiligte Leser als der beurtheilte Schriftsteller etwas auszusetzen haben: vielmehr würde eine Menge kleinlicher Fehden wegfallen und der allgemeine literarische Anstand auch bei uns gewinnen, der z. B. das pariser „Journal des savans", in welchem gleichfalls kein Verschweigen der Namen gestattet wird, bei ungemeiner Gründlichkeit der Kritiken aufs ehrenvollste auszeichnet.

Denjenigen hingegen, der, wo er sich zu nennen nicht umhin kann, aus Furcht vor aufgebrachten Verfassern, vor erbitterten Verlegern oder vor aufgestörten Wespennestern ganzer in Einer Person beleidigter Parteien und Zusammenrottungen, vor Antikritiken und den Repressalien hämischer Gegenbeurtheilungen seiner eignen Schriften, der gebührenden Schärfe eines reiflich erwogenen Sachurtheils auch nur ein Jota zu entziehn im Stande wäre, einen solchen würden wir nicht bloß für alle Kritik verdorben achten, sondern wir würden uns überhaupt von ihm nie etwas für die Wissenschaft wahrhaft Ersprießliches verheißen können. In den philologischen Studien wenigstens, in denen kein Schritt ohne rüstige Ausübung kräftiger Kritik gethan werden kann, wo man jeden Augenblick darauf gefaßt seyn muß, andern Gelehrten mit Bestimmtheit entgegenzutreten, und was sie gemeint haben zu verwerfen, würde dieser Behutsame es vor lauter ungehörigen Rücksichten niemals zu etwas Tüchtigem bringen, und in andern Gebieten des Wissens wird sichs unstreitig ebenso verhalten. Wer also nur in anonymen Recensionen den Muth zu haben glaubt, gerechten Tadel ungescheut auszusprechen, der bleibe lieber ganz davon. Diese Beklommenheit, die die wahre schlechte Persönlichkeit und der Tod aller Wahrheit ist, würde auch in seinem Versteck nicht von ihm weichen, und seine Worte hemmen. Denn wer sagt ihm gut dafür, daß er nicht unter der schlausten Verlarvung dennoch heraus erkannt wird? und wähnt er es dann besser zu haben, als wenn er gleich anfangs offen zu Werke ging? Ueberdieß, wer kann wegen der Folgen einer Recension besorgt seyn, wenn er sich selbst das Zeugniß geben darf, mit ruhiger Umsicht und Parteilosigkeit geurtheilt zu haben? Wer sich nicht über Anfeindungen zu erheben weiß, in die er mit Ehren gerathen ist, der bleibe ja von allem öffentlichen Leben und Wirken fern: wer keinen Tadel, nicht einmal unverdienten, ertragen kann, ist auch des Lobes nicht werth.

Ueber die Wirkung namhafter Kritik auf den Leser haben wir nur weniges zu bemerken. Ist er einmal gewohnt, das eigne Urtheil zu suspendiren, so findet die Nennung der Namen an ihm nichts mehr zu verderben: indeß ist es immer noch besser, einem gekannten, als einem nicht gekannten Führer nachzutreten. Wer aber sonst selbst prüft, wird es nur desto gründlicher und schärfer thun, wenn der Name des Recensenten ihm dabei den Standpunkt zeigt, von dem eine solche Metakritik am schicklichsten ausgeht.

Lassen wir nun auch hier die Erfahrung der letzten Jahrzehende mitsprechen, so wird sie zu dem Ergebniß führen, daß grade von den kräftigsten, durchdachtesten und eingreifendsten Beurtheilungen philologischer Werke die Urheber sich entweder sofort selbst kund gegeben oder doch dieß nur darum unterlassen haben, weil sie mit Recht voraussetzen konnten, daß sie ohnehin einem jeden auch ohne Namensnennung kenntlich seyn würden, welches letztere insbesondere auf Hermann's Kritiken in der „Leipziger Literaturzeitung" bezogen werden mag.

Darf der Verfasser dieser Zeilen bei diesem Anlaß auf die zwanzig Jahre zurückblicken, während welcher er sich auf dem Felde der literarischen Kritik mit gänzlicher Entäußerung aller persönlichen Nebenrücksichten und mit wenig, hier und da vielleicht mit zu wenig Aengstlichkeit in der Wahl der Ausdrücke, wenn sie nur seiner Ueberzeugung entsprachen, versucht hat, so muß er auch jetzt noch im reiferen Alter bekennen, daß es ihn noch nie gereut hat, stets der Ansicht gefolgt zu seyn, die er hier zu entwickeln und zu rechtfertigen versucht hat [1]). Allerdings hat er sich dadurch den wie es scheint unsterblichen Haß von zwei bis drei Schriftstellern zugezogen, denen unangenehme Wahrheiten grad heraus zu sagen er keinen Anstand genommen hatte, und diese haben nicht ermangelt, in leidenschaftlichen Schmähungen, ja in gemeinen Schimpfereien dafür eine ihrer würdige Rache zu nehmen [2]). Aber auch abgesehen davon, daß dergleichen Paroxysmen den unwiderleglichsten Beweis führten, wie richtig der eigentlich faule Fleck getroffen sey, waren denn doch der angenehmen Erfahrungen bei weitem mehrere; auch hat der Verfasser nicht eben bemerkt, daß jene Ausdrücke sonst wem Andere geschadet hätten als ihren Verfassern, oder daß durch sie die öffentliche Meinung gegen die Wahrhaftigkeit seines Urtheils eingenommen worden wäre. Man wußte ja, woher diese Thränen! Und überhaupt ist gar nicht zu zweifeln, daß die Achtung und Anerkennung solcher Männer, deren Beifall wahrhaft ehrt, mit der Offenheit, Gründlichkeit und Gerechtigkeit des Urtheils immer und überall gleichen Schritt halten wird. Die beiden letzten Tugenden aber lieben die erste, weil sie sie nicht zu scheuen brauchen. —

Soviel über die größere, eigentlich kritische Hälfte unserer Jahrbücher.

Für die andere, kleinere Abtheilung sind theils Nachrichten aus der gelehrten Welt, über Lehranstalten und Gelehrte, theils Abhandlungen philologischen und pädagogischen Inhalts bestimmt. Ueber jene ist hier nur zu sagen, daß sie bei weitem nicht so sehr auf Vollständigkeit, als auf wirkliches Interesse für den wissenschaftlich gebildeten Leser berechnet sind. Die Gegenstände der Abhandlungen sind hinreichend bezeichnet durch dasjenige, was bereits über die Natur der zur Beurtheilung zuzulassenden Schriften angedeutet ist. Es geht daraus hervor, daß ihnen zwar das ganze Gebiet des gelehrten Schulwesens offen steht, daß aber auch hier die höhere philologische Richtung durchaus die vorwaltende seyn und bleiben soll. Da jedoch auch so noch ein unermeßlich weiter Spielraum übrig bleibt, scheint es nöthig, hier gleich vorweg zu erklären, daß in der Auswahl der Abhandlungen, die ebenso wohl lateinisch als deutsch geschrieben seyn dürfen, die größte Strenge wird beobachtet werden müssen, und daß daher nur solche Beiträge Aufnahme finden können, die bei einleuchtender Wichtigkeit des Gegenstandes sich durch Form und Inhalt gleich vortheilhaft auszeichnen. Es würde sonst leicht der Fall eintreten können, daß der kritische Theil, der stets als der Haupttheil betrachtet werden wird, durch eine ungebührliche Beschränkung des Raumes

---

1) Nur mit einigen Ausnahmen von mehr schönwissenschaftlicher als wissenschaftlicher Art, die auch alle eine weitere Beachtung gefunden haben.

2) Als Beweis des Gesagten genügt der Huschke'sche Libell, zusammen gehalten mit meiner Recension in der „Jenaer Literaturzeitung", 1815, Nr. 201. 202, in welcher Alles mit dem Andern über den Werth oder Nichtwerth der Huschke'schen Kritik zuerst gesagt ist, was seitdem mehrere gewürdigt haben.

seiner Bestimmung einzig verfehlte: überdies wünschen wir auch den Schein zu vermeiden, als wollten wir in den Plan und Zuschnitt der Geschichtsschreibenden bestehender nützlicher Institute eingreifen. Wir werden daher auch sogleich bemerken, daß unveränderte Wiederholungen schon einmal gedruckter Sachen, Vergleichungen von Handschriften, Nachträge zu griechischen und lateinischen Wörterbüchern, insofern sie bloße Wörterlisten sind, griechische und lateinische Verse, wenn sie nicht im höhern Sinne Gedichte zu heißen verdienen, bloße statistische Schulnachrichten, die nur das geben, was so ziemlich alle Schulen mit einander gemein haben, pädagogische Projekte und Anfragen über Methoden, zu deren Beantwortung kein Raum verhanden ist, in der Regel ausgeschlossen bleiben. —

Zweck, Gegenstand, Umfang und Charakter dieser Jahrbücher, sowie sie sich beim ersten Entwurfe des Plans mehreren darüber zu Rathe gezogenen Gelehrten dargestellt haben, werden durch das Gesagte zur Genüge bezeichnet sein. Es sind damit zugleich die Hauptmomente angedeutet, in denen die neue Zeitschrift sich von andern verwandter Art unterscheiden wird.

Noch bemerkt der Verfasser dieser Einleitung ausdrücklich, daß er, zur Abfassung dieser Einleitung aufgefordert, nicht zwar hat umgehen können, die Ansichten seiner Freunde in möglichster Reinheit wiederzugeben, daß er aber weit davon entfernt ist, dadurch irgend einem Mitarbeiter vorgreifen oder gar allen eine Norm aufstellen zu wollen, ob es ihm gleich freuen wird, wenn recht Viele in vielen und den wesentlichsten Dingen mit ihm übereinkommen sollten.

Daß die Ausführung dem Entwurfe nach Möglichkeit entspreche, liegt nun freilich nicht mehr in den Händen weder des Verlegers, noch des Herausgebers: es hängt von dem wechselseitigen thätigen Zusammenwirken der Mitarbeiter ab, das hiermit zuversichtlich in Anspruch genommen sei.

Ueber die neuesten Bearbeitungen der griechischen Anthologie.

Erster Artikel.

Dasselbe Verdienst, das Brunck sich bei aller Mangelhaftigkeit seiner Sprachkenntnisse und bei aller Leichtfertigkeit seiner Kritik um Wiederbelebung des Studiums der griechischen Tragiker und des Aristophanes erworben hat, kann ihm auch in Bezug auf die griechische Anthologie nicht streitig gemacht werden. Die bequeme und einladende Art, wie er in seinen Analekten eine größere Anzahl epigrammatischer Gedichte als irgend einer seiner Vorgänger zusammen ordnete, die bis dahin theils an vielen Orten zerstreut, theils noch gar nicht ans Licht gezogen waren, machte vielen Gelehrten diese Schätze nun erst recht zugänglich, und lenkte eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf ein Gebiet des alten Schriftwesens, das seine bisherige Vernachlässigung in keiner Hinsicht verdient hatte.

Daß Brunck's Leistungen mit überschätzendem Beifalle aufgenommen wurden, zeugt ebenso sehr für das eigenthümliche Geschick dieses Mannes, das alle seine Arbeiten bezeichnet, wie für die Empfänglichkeit des Zeitalters, das holländischer Breite und medischer, süßer Seichtigkeit mit Recht überdrüssig, nach kräftigerer Nahrung verlangte. Wie sehr er sich indeß auch durch rasche, oft gebieterische Kürze, durch sichern Scharfblick im Einzelnen und überhaupt durch das ganze Uebergewicht des entschiedensten Talentes ein nicht unverdientes Ansehen zu erwerben wußte, so konnte doch das oft Willkührliche und Verwegene seines Verfahrens auf die Dauer nicht unbemerkt bleiben, und man mußte sich bald gestehen, daß er, wenn auch Meister im Erwecken und Anregen, nicht dieselbe Tüchtigkeit im Feststellen, Ordnen und Begründen zeige.

Sowie sich um das Studium der attischen Dramatiker dieß höhere Verdienst Person und Hermann erwarben, so war es für die griechische Anthologie unserm Friedrich Jacobs vorbehalten, in welchem sich die Weihe des innern Berufs mit allen äußerlichen Begünstigungen zu dem ebenso seltnen als erfreulichen Ergebniß vereinigte, daß der erste Herausgeber eines sehr umfassenden, Kritik und Auslegung nach allen Seiten hin vielfach in Anspruch nehmenden Schriftwerkes seine schwierige Aufgabe durch unermüdlichen Forschungseifer, gediegene Gelehrsamkeit, durchdringende Schärfe des Urtheils und höchst gebildeten Dichtersinn im Wesentlichen so rein zu lösen vermochte, daß seinen Nachfolgern nur noch im Einzelnen Erwähnungswerthes zu leisten übrig geblieben ist.

Erster Herausgeber der griechischen Anthologie muß unstreitig der genannt werden, der sie zum erstenmal so vollständig, wie ihre Schicksale und noch gestatten, und soweit in ihrer ursprünglichen Form, wie wir diese mit unsern kritischen Hülfsmitteln herzustellen vermögen, herausgegeben hat. Dieß ist durch Jacobs in seiner „Anthologia Palatina" (Leipzig, 1813—1817) geschehen, die zwar zunächst die Hauptsammlung griechischer Epigramme des Constantinus Cephalas aus der von Johann Spaletti, Vorsteher der vaticanischen Bibliothek, herrührenden, auf der gothaer Bibliothek befindlichen Abschrift der heidelberger, damals noch pariser Handschrift wiedergiebt, dann aber in vielhaltigen Anhängen nachträgt, was die ältere und jüngere Epigrammensammlung des Maximus Planudes gleichwohl Eigenthümliches hat, und was, von beiden Sammlern übersehn, und theils in den Anführungen alter Schriftsteller, theils in Steinschriften und andern ähnlichen Denkmalen enthalten ist. Diese Ausgabe, zu der alle frühere, die Brunck'schen Analekten nicht ausgenommen, sich nur wie mehr oder minder umfassende Chrestomathien oder Auszüge verhalten, ist die eigentliche Editio princeps und zugleich die Grundlage aller fernern Kritik der griechischen Anthologie. Denn damit zu der eignen Ausstattung des Herausgebers, einem nachahmungswürdigen Muster inhaltreicher Kürze, auch das Einzige, was noch mit Grund vermißt wurde, hinzukomme, unterzog sich Ant. Jac. Paulissen mit musterhaft gewissenhafter Sorgfalt der großen, aber wohl angewandten Mühe, die inzwischen nach Heidelberg zurückgebrachte Handschrift selbst, Zug für Zug, Punkt für Punkt, mit dem Abdruck der gothaer Copie zu vergleichen: gerichtet nun auch diese Arbeit, deren Resultate in einem besondern Nachtrage zur „Anthologia Palatina" niedergelegt wurden, der Spalettischen Abschrift mehr zur Bestätigung, als zur Berichtigung, und ergab sie nicht sowohl überraschend Neues, als sie bereits Bekanntes sicher stellte, so war doch auch dieß für die Ausübung einer besonnenen, nicht bloß in entfernten Möglichkeiten umherzutreibenden Kritik von höchster Wichtigkeit: ja es stände zu wünschen, daß nur erst für die Textesordnung recht vieler griechischer und römischer Schriftsteller eine gleich zuverlässige Grundlage vermittelt wäre.

So ist es denn natürlich, daß alles, was seitdem für die griechische Anthologie geschehen ist, auf dieser Basis ruht, und der Zweck dieser Anzeige geht dahin, nachzuweisen, was deutscher Fleiß und deutsche Betriebsamkeit in den letzten zehn Jahren darauf weiter gebauet haben.

Nachdem Jacobs in seinen „Animadversiones ad epigrammata Anthologiae Graecae" (Leipzig, 1798—1814) eine reiche Fundgrube für die Erklärung geöffnet, in der „Anthologia Palatina" für die Kritik eine sichere Norm festgestellt und in seinem „Tempe" (Leipzig, 1803) ein Muster geistreicher Uebertragung der schönsten Blumen aus diesem reichen Garten auf deutschen Boden gegeben hatte, blieb noch Ein Hauptverdienst zu erwerben übrig. Der ganze bisherige Zustand der Anthologie hatte es mit sich gebracht, daß sie fast ausschließlich im Besitz der Sprachgelehrten geblieben war. Gleichwohl enthält sie soviel rein Empfundenes, tief Gedachtes und unübertrefflich schön Ausgedrücktes, daß sie es wohl verdiente, theilweis in der Ursprache auf einen größern Kreis überzugehn, und jüngern Lesern, zu gebildeten Freunden des Alterthums überhaupt, bekannt zu werden. Zwar hatten schon einige frühere Gedichte durch eine geschmackvolle Auswahl des Vorzüglichsten und Lehrreichsten diesem Bedürfnisse einigermaßen abzuhelfen gesucht: aber

bei der Menge seiner Beziehungen grade in den schönsten Epigrammen, bei den vielfachen mythologischen, historischen, archäologischen Andeutungen, durch die das Verständniß der meisten bedingt ist, schien ein bloßer Textesabdruck nicht zu genügen, wenn nicht viel Vortreffliches eben darum ausgeschlossen bleiben sollte, weil es Anspruch auf erläuternde Ausstattung machte. Schwerlich konnte daher etwas erwünschter seyn, als daß Jacobs selbst auch diesen Zweig noch in den reichen Kranz seiner Verdienste um die Anthologie zu flechten sich entschloß. Dieß ist in folgender Sammlung geschehn, von der wir auch darum zuerst Bericht erstatten, weil sie das Wichtigste seit der „Anthologia Palatina" auf diesem Gebiet der alten Litteratur erschienene ist:

1) Delectus Epigrammatum Graecorum, quem novo ordine concinnavit et commentariis in usum scholarum instruxit Fridericus Jacobs. Gotha und Erfurt bei Wilh. Hennings, 1826, XXXVIII u. 510 S. 8.

auch unter dem allgemeinen Titel:

Bibliotheca Graeca, virorum doctorum opera recognita et commentariis in usum scholarum instructa, curantibus Frid. Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost. A. Poetarum vol. XX, continens Delectum Epigrammatum Graecorum etc.

An der Spitze dieser Sammlung steht eine Geschichte des griechischen Epigramms, die es von seinem ersten einfachen Beginnen an durch die Zeiten der ältesten Anthologen und die Bemühungen der neuern Kritiker hindurch bis auf den heutigen Tag verfolgt. Ohne gelehrten Prunk finden wir die Hauptergebnisse dessen, was ausführlicher in den Prolegomenen zum ersten Bande der „Animadversiones in Anthologiam" und in dem „Catalogus poetarum" am Ende des dreizehnten verhandelt ist, in musterhafter Darstellung entwickelt, vorzüglich aber dasjenige hervorgehoben, was auf die beiden noch jetzt vorhandenen Anthologien des Constantinus Kephalas und des Maximus Planudes vorbereitenden Einfluß gehabt hat. Je einleuchtender das Ineinandergreifen und gegenseitige sich Ergänzen der verschiedenen Sammlungen von Meleagros an nachgewiesen ist, desto mehr scheint es hier am Orte, auf ein übersehenes Mittelglied aufmerksam zu machen, für dessen ehemaliges Vorhandenseyn innere und äußere Gründe sprechen. Es wurde durch die nicht unbedeutende Anzahl vorzugsweis witziger, oft auch bloß witzelnder Epigramme gebildet, deren allerdings auch schon in frühern Jahrhunderten vorkamen, die aber dem Charakter eines innerlich zwiespältigen Zeitalters gemäß im ersten und zweiten Jahrhundert unsrer Aera fast vorherrschend zu werden anfingen, und im Lukillios, Lukianos und Nikarchos ihre eigentlichen Repräsentanten hatten, weßhalb denn auch diese zu dem eilften Buche des Constantinus Kephalas, das die [illegible] enthält, bei weitem am reichlichsten beigesteuert haben. Zu jung für den Kranz des Philippos von Thessalonike, zu alt für den Kyklos des Agathias, ist es an sich wahrscheinlich, daß sie einer zwischen beiden in der Mitte liegenden Anthologie den Stoff boten. Aus dieser Sammlung scheinen sich nun aber eben in jenem eilften Buche ganz unverkennbare Ueberbleibsel erhalten zu haben, Epigr. 399—413 und 417—436. An beiden Stellen folgen die Epigramme nach der alphabetischen Ordnung ihrer Anfangsbuchstaben, wie dieß bekanntlich auch die Anordnung der Kränze des Meleagros und Philippos gewesen war, und was ich daraus vor kurzem in der Abhandlung „De vestigiis Coronarum Meleagri et Philippi in Anthologia Constantini Cephalae" (vor dem Verzeichniß der

Vorlesungen im Sommer 1827 auf der breslauer Universität [„Opuscula academica", p. 176—197]) nicht ohne Grund gefolgert zu haben glaube, würde auch hier um so mehr seine Anwendung finden, als auch hier die Namen der Dichter an beiden bezeichneten Stellen jene Vermuthung begünstigen. Die Namen Lukillios, Lukianos und Nikarchos treten auch hier bedeutsam hervor: die sich an sie anschließenden, Ammianus, Antiochos, Apollinarios, Philon, Trajanus, gehören derselben Zeit theils mit Gewißheit, theils mit Wahrscheinlichkeit an: unter den übrigen, Gätulicus, Helladios, Piso, ist wenigstens keiner, der widerstrebte, und wir würden also in den Stand gesetzt, nach den Dichtern, in deren Gesellschaft sie uns begegnen, ihr Jahrhundert — zwischen Nero und Hadrian — zu bestimmen. War dieß vielleicht das nur aus Suidas, T. I, p. 591, bekannte ἀνθολόγιον ἐπιγραμμάτων des herakleotischen Grammatikers Diogenianos, der unter Hadrian geblühet haben soll? S. Jacobs prolegg., p. XLVI.

Wenden wir uns nun zur Sammlung selbst, die uns aus dem ansehnlichen Vorrath von mehr als fünftehalbtausend noch vorhandenen Epigrammen die nicht kärgliche Lese von 1053 Gedichten aller Zeiten und Gattungen darbeut, so wird sie hauptsächlich aus drei Gesichtspunkten zu prüfen und zu beurtheilen seyn, von Seiten der Auswahl, der Anordnung und der exegetisch-kritischen Bearbeitung.

Bei den beiden ersten Momenten werden wir nicht lange zu verweilen brauchen: nicht als ob sie uns minder bedeutend erschienen, sondern weil der Name des Herausgebers hier eine Bürgschaft leistet, der sicherer ist als jedes Lob. So ist es denn fast überflüssig, des sittlichen Zartgefühls zu gedenken, mit dem der Herausgeber alles in zuchtlose Ueppigkeit Entartende entfernt gehalten hat, ohne darum das frische Spiel eines jugendkräftigen Lebens in engherzige Schranken zu zwängen. Wenn daher die freche Μοῦσα παιδικὴ des Straton mit Recht gänzlich ausgeschlossen ist, so erfreut es nicht minder, eine ebenso entschiedne Abneigung gegen die seichte Unpoesie mancher späterer Versmacher wahrzunehmen, die sich am entschiedensten darin kund giebt, daß auch von den freilich sehr unschuldigen Epigrammen des Diogenes von Laerte, deren das siebente Buch des Constantinus Kephalas eine ziemliche Anzahl aufbewahrt, nicht ein einziges der Aufnahme würdig geachtet ist.

Uebrigens wird hier vieles der Subjectivität des Auswählers überlassen bleiben müssen, worüber sich so wenig Rechenschaft fodern als geben läßt. Wenn daher auch mancher ein schon früher liebgewonnenes Epigramm vermissen und dagegen ein ihn minder ansprechendes finden sollte (Recensent z. B. gäbe recht gern die langen triopischen Inschriften des Marcellus, Del. IX, 41 und 42, gegen die wenn auch noch so arg verstümmelte Grabschrift auf die bei Potidäa Gefallenen hin), so liegt die Schuld nicht im Herausgeber, sondern in der Natur des Unternehmens: wer sichs aber zum Ziel setzen wollte, den Wünschen aller zu entsprechen, der würde ohne Zweifel das Ganze aufgeben müssen. Genug also, daß uns von allen den Dichtern, die sich in der epigrammatischen Gattung ausgezeichnet haben, von den Hauptrichtungen, denen diese Dichtart sich zugewandt hat, und von den Formen, in welchen sie sich vorzugsweis bewegt, so zahlreiche und so lehrreiche Proben dargeboten sind, daß daraus neben dem Genuß des Einzelnen zugleich ein vollständiger Ueberblick über die innere und äußere Geschichte des griechischen Epigramms gewonnen werden kann.

Daß bei der Anordnung das durchaus mechaniſche Verfahren des Meleagros und Philippos, die Aneinanderreihung der Epigramme nach ihren Anfangsbuchſtaben verworfen werden würde, war vorauszuſehn. Aber auch Planudes Vertheilung nach den Verfaſſern war ohne vielfache Willkührlichkeit nicht durchzuführen, da dieſe Angaben nur zu häufig [illegible] fehlen. Es blieb alſo nur eine Zuſammenſtellung nach ſachlichen Beſtimmungen übrig, worin Conſtantinus Kephalas und Maximus Planudes mit ihrem Beiſpiel vorangegangen waren. Die von dieſen Sammlern beliebten Abtheilungen ermangeln aber alles innern Grundes, und ſind nach ſo verſchiedenartigen Kriterien vorgenommen, daß ſie auf keine Billigung und Beibehaltung rechnen durften. Jacobs hat ſie daher auf ſich beruhn laſſen und den ausgeleſenen Stoff nach eignem Urtheil in eilf Abſchnitte vertheilt. Die hinlänglich bezeichnenden Ueberſchriften ſind dieſe: I) *εἰς θεούς*, von den Obergöttern ausgehend, an die ſich die untern Gottheiten anſchließen. II) *εἰς ἥρωας καὶ ἡρωίνας*. III) *εἰς ἀνδρείους καὶ ἀθλητάς*. IV) *εἰς ποιητὰς καὶ φιλοσόφους*, nach der Zeitfolge, eine überaus anmuthige poetiſche Ueberſicht der griechiſchen Litteraturgeſchichte. V) *ἐρωτικά*. VI) *σκωπτικά*. VII) *προτρεπτικὰ καὶ γνωμικά*. VIII) *ἐπιτύμβια*. IX) *εἰς πόλεις καὶ χωρία*. X) *εἰς ζῶα καὶ φυτά*. XI) *ποικίλα ἱστορία*. Vielleicht hätte ſich noch, nach dem Beiſpiele des Planudes im vierten Buche ſeiner Anthologie, ein beſondrer Abſchnitt für Werke der Kunſt wünſchen laſſen: indeß würden dadurch wieder manche Colliſionen, beſonders mit den vier erſten Capiteln, entſtanden ſeyn, und darum nehmen wir lieber, wie die ausgeleſenen Blumen, ſo auch den Kranz, zu dem ſie mit ſicherer und leichter Hand wieder verbunden ſind, ohne Kritteleі mit reinem Dank hin.

Die Anmerkungen, ihrer nächſten Beſtimmung für jüngere Leſer gemäß, haben zum Hauptzweck Sprach- und Sacherklärung des Textes. Die ſtete folgerechte Verbindung beider Rückſichten, das richtige Maaß, das ſich vom zuviel und vom zuwenig gleich fern hält, und die ungeſuchte, darum nie in Dunkelheit entartende Kürze des Ausdrucks verdienen allen Arbeiten ähnlicher Art als Vorbild anempfohlen zu werden. Man würde jedoch irren, wenn man den Werth und die Brauchbarkeit dieſes Commentars auf den Kreis beſchränkt glaubte, den der Titel nennt. Da der Herausgeber, weit entfernt, einen bloßen Auszug aus ſeinen frühern Bearbeitungen zu geben, durchgängig von neuem geprüft und geforſcht, und mit reger Umſicht benutzt hat, was in der letztern Zeit von andern Einzelnes für die Anthologie geleiſtet iſt, ſo erſcheint dieſer Delectus auch für den Gelehrten als ein wichtiges, ja unentbehrliches Supplement zu den „Animadversiones in Anthologiam“ und der „Anthologia Palatina“.

Bedeutend erhöht wird aber dieſe Wichtigkeit durch den kritiſchen Theil der Anmerkungen. Dieſe, einen beſondern Raum zwiſchen dem Text und dem erklärenden Commentar ausfüllend, ſind dem letztern zwar dem Umfange nach untergeordnet: aber ſie enthalten, gleichviel, ob ſie die alte Lesart zurückrufen und neu begründen, oder ob ſie die Verdorbenheit der Urſchrift erweiſen und ſie durch kritiſche Muthmaaßung herzuſtellen ſuchen, die reifſten Ergebniſſe eines vieljährigen, mit ebenſo viel Geiſtesſchärfe als Wahrheitsliebe immer und immer erneueten Forſchens, und wären ſchon darum, auch abgeſehn von ihrem wirklichen Ertrag, für die Kritik der Anthologie, als ein würdiges Denkmal der edelſten, nie ſich ſelbſt genügenden, durch keine Lieb-

lingsmeinung befangenen, wahrhaft deutschen Beharrlichkeit in hohen Ehren zu halten. Jüngern Kritikern aber ist in der Entäußerung, mit der wir hier einen der bewährtesten Meister frühere Meinungen aufgeben und mit begründetern vertauschen sehn, ein Muster bescheidener Skepsis aufgestellt, dessen Beherzigung nicht bloß der rohen Anmaaßung, die vielleicht für ein so zartes Correctiv überall keine Empfänglichkeit haben würde, sondern auch einer edlern, auf einem an sich untadeligen Selbstgefühl beruhenden Zuversichtlichkeit lehrreich seyn dürfte.

Was wir bis hieher im Allgemeinen über den Charakter dieses Werkes mit gleicher wissenschaftlicher und sittlicher Anerkennung geurtheilt haben, durch einzelne Beispiele zu erhärten, scheint nicht bloß überflüssig, sondern auch unthunlich, da wir eben den Eindruck auszusprechen suchten, den das Ganze in uns hinterlassen hat. Dagegen wollen wir lieber einige solche Stellen hervorheben, wo wir mit der Kritik oder Auslegung des Herausgebers nicht einverstanden sind, und eignen Vermuthungen folgen zu müssen glauben. Denn wenn Jacobs auch mit großer Vorsicht solche Epigramme aus dem Delectus ausgeschlossen hat, deren dermaliger kritischer Zustand mit der Bestimmung des Buches unverträglich ist (quae neque sordibus temporum progressu collectis vetustisque vulneribus, quibus certum remedium nondum repertum esset, offenderent. praef., p. XXXI), so finden sich doch unter den ausgehobenen Gedichten noch manche, die zu gegründeten Bedenklichkeiten kritischer Art Anlaß geben.

Kaum zweifelhaft möchte es seyn, daß im sechsten Epigramm des ersten Capitels, das bei Brunck mehrfach entstellt und auch in der Anth. Palat., VI, 51 erst unvollkommen hergestellt ist,

μῆτερ ἐμή, Γαίη, Φρυγίων θρέπτειρα λεόντων,
Δίνδυμον ᾗ μύσταις οὐκ ἀπάτητον ὄρος,
καὶ τάδε θῆλυς Ἄλεξις ἑῆς οἰστρήματα λύσσης
ἄνθετο —

der locale Dativ ᾗ mit dem Zeitwort *ἄνθετο* verbunden werden muß, sodaß der Ort bezeichnet würde, wo Alexis seine *οἰστρήματα λύσσης* der Göttin weiht (statt des prosaischen: *ἐν Δινδύμῳ, μύσταις οὐκ ἀπατήτῳ ὄρει*). Da nun aber nach der jetzigen Interpunction der zweite Vers sich noch als Apposition an *μῆτερ ἐμή* anschließt, so wird das Komma nach *ὄρος* nothwendig zu tilgen seyn. Daraus aber, daß die Form *γαίη* bei den bessern Dichtern nicht vorkommt, folgt die Berechtigung zu einer Aenderung in *Ῥείη* mit Hermann oder in *μεγάλη* mit dem Herausgeber keineswegs: vielmehr erkennen wir darin ein nicht zu verwischendes Zeugniß des spätern Zeitalters, dem dieß ohne Namen auf uns gekommene Epigramm anheimfällt, da die Form *γαίη* selbst — wenn sie auch bei Orph. Arg., 1287 einem Schreibfehler ihr Daseyn verdanken sollte — durch zwei Inschriften, Append. Anth. Palat., 153, 2 und 172, 3, außer Zweifel gesetzt ist. Findet sich doch neben *Μαῖα* schon bei Hesiod. Theog., 938, die ionische Form *Μαίη*. Lieber würden wir außerdem noch die Worte *μῆτερ ἐμὴ Γαίη*, ohne Komma nach *ἐμή*, unmittelbar mit einander verbinden.

Gleich im folgenden Epigramm des Leonidas, Del., I, 7 (Anth. Palat., VI, 281) hat das letzte Distichon:

ἀνθ' ὧν σοι καὶ πολλὰ προθύρια, καὶ παρὰ βωμῷ
παρθενικῆς ἔθετο ἔσθα καὶ ἴσθα κόμην.

bisher als unverdorben gegolten. Aber Recensent kann nicht umhin, an dem auf *προνήϊα* so zurückwirkenden *παρά*, daß es hier einen andern Casus regiert als in dem Worte, mit welchem es zunächst verbunden ist, den größten Anstoß zu nehmen. Daß dem Herausgeber diese Schwierigkeit nicht entgangen ist, lehren die zu ihrer Beseitigung angeführten Stellen, wo dieselbe Präposition verschiedne Casus regiert: aber die zur Anthol. Palat., p. 286 aus Apoll. Rhod., IV, 1320 und 1359 beigebrachten passen darum nicht, weil hier die Präposition bei beiden Substantiven gesetzt ist, wodurch alles Auffallende verschwindet; im Delectus wird dafür auf Hermann zum Viger. p. 485 (schr. 851) und auf Thiersch' griechische Grammatik § 279, 13 (in der neuesten Aufl. 14) verwiesen: aber auch diese Stellen beweisen nicht was sie sollen. Thiersch spricht bloß von der Beziehung Einer Präposition auf zwei Nomina und zwar, wie aus der Behandlung einer Stelle bei Eurip. Phoen., 372 erhellt, in gleichem Casus, worin Schäfer zum Greg. Corinth., p. 498, vorangegangen war; Hermann dagegen verweiset weiter auf Wesseling zum Herodot, IV, 122, und hier steht wirklich *οἱ Πέρσαι ἐδίωκον πρὸς ἠῶ τε καὶ τοῦ Τανάϊδος*, während in allen übrigen wiederum von Wesseling aus Herodot selbst beigebrachten Stellen, II, 121, IV, 17 und 18, VII, 176, vor dem veränderten Casus auch die Präposition wiederholt ist (*τὰ μὲν πρὸς βορέω, τὰ δὲ πρὸς νότον — πρὸς βορῆν ἄνεμον, πρὸς ἑσπέρης — πρὸς ἠῶ, πρὸς ἑσπέρης — πρὸς ἑσπέρης, πρὸς τὴν ἠῶ*). Jene erste Stelle kann aber auch nicht zur Vertheidigung der Lesart in unserm Epigramm geltend gemacht werden, weil die Verbindung *πρὸς ἠῶ* schon seit Homer zur stehenden Formel geworden war, und besonders, weil durch die Voranstellung der Präposition bei Herodot die ganze Gestalt des Satzes eine andere geworden ist [1]). Darum scheint es nothwendig, bei Leonidas entweder mit Wiederholung derselben Präposition

ἀνθ' ὧν σοι παρὰ πολλὰ προνήϊα καὶ πάρα βωμῷ,

oder näher an den Zügen der Handschrift

ἀνθ' ὧν σοι κατὰ πολλὰ πρ. κτλ.

zu schreiben.

Vom achten Epigramm des ersten Capitels, das dem Simonides angehört (Anth. Palat., VI, 217), lautet das dritte Verspaar anjetzt so:

αὐτὰρ ὁ πεπταμένῃ μέγα τύμπανον ὃ σχέθε χειρί,
ἄραξεν, καναχῇ δ' ἔτρεσεν ἄγριος θήρ,

nach einer hier zum erstenmal mitgetheilten, trefflichen Verbesserung des Herausgebers, die zum Theil durch den Rand der pfälzischen Handschrift bestätigt wird, statt des bisherigen *αὐτὰρ ὁ π. μ. τ. ἔσχεθε χ.* Nur stört die Interpunction noch, da *πεπταμένῃ χειρί* nothwendig mit *ἄραξεν* verbunden werden muß. Es wird also auf jeden Fall das Komma nach *χειρί* zu tilgen seyn; außerdem aber möchten wir die Worte *ὃ σχέθε*, die, wie häufiger das Participium *ἔχων*, den Ausdruck vervollständigend oder wie es gewöhnlich heißt pleonastisch gesetzt, zum Hauptverbum gehören, in Kommata einschließen: „Das Tympanon, welches er hielt, oder sein Tympanon schlug er mit der flachen Hand."

1) Auch die von Matthiä in der zweiten Auflage der griech. Gramm., S. 1191, Anm. 2, angezogenen Gewährsmänner bringen nur Beispiele der bei gleichem Casus erst zum zweiten Nomen gesetzten Präposition bei.

Im zehnten Epigramm, das dem Aristokles zugeschrieben wird (Anth. Palat. append., 7), werden in der zweiten Hälfte des ersten Pentameters zwei Sylben vermißt:

Δάματερ πολύπυρε, σὺ μὲν Σικελοῖσιν ἐνεργής
καὶ παρ' Ἐρεχθείδαις· ἐν δ' ἔτι — — μέγα
κρίνετ' ἐν Ἑρμιόνῃ.

Zur Ausfüllung der Lücke sind verschiedne Vorschläge gemacht; Gesner, dem Hemsterhuys und nun auch Jacobs beigetreten sind, wollte *τοῦτο*, Grotius und mit ihm Brunck *θαῦμα* ergänzen: beides willkührlich und zugleich unbefriedigend, weil der Zusammenhang eine ausdrückliche Beziehung auf die Demeter fodert, welche dem *σὺ* des ersten Gliedes entsprechen muß. Schreiben wir, *ἐν δέ τι σοῖο μέγα κρίνετ' ἐν Ἑρμιόνῃ*, so ist dieß Band hergestellt: „Du hast auf Sicilien und in Athen dich gegenwärtig gezeigt: aber auch Hermione hat einen großen Beweis deiner Göttermacht aufzuzeigen." — Allein auch die folgenden Worte,

τὸν ἐξ ἀγέλης γὰρ ἀγαυῆς
ταῦρον, ὃν οὐκ αἴρουσ' ἄνδρες οὐδὲ δέκα,
τοῦτον γραῦς ὑπέχουσα μόνη μόνον οὔατος ἕλκει
τῆδ' ἐπὶ βωμὸν —,

obgleich bisher unangefochten, scheinen kritischer Hülfe zu bedürfen. Denn da das ganze Epigramm sich auf eine alte Sitte in Hermione bezieht, nach welcher wilde Stiere, die der Demeter Chthonia geopfert werden sollten, von alten Weibern eingefangen und zum Altar geführt wurden, so entsteht ein ganz unrichtiger Nebengedanke, wenn es von einem solchen Stiere, dessen Bändigung durch ein altes Weib besonders wunderbar erschien, mit klaren Worten heißt, nicht einmal zehn Männer hätten ihn gehoben, welches nicht auf die Stärke des lebenden, sondern auf das Gewicht des bereits geschlachteten Stieres zu beziehen seyn würde. Lesen wir:

ταῦρον, ὃν οὐχ εἷρξαν ἄνδρες οὐδὲ δέκα,

so ist dieser Uebelstand gehoben, und *εἷρξαν* und *ἕλκει* entsprechen sich, wie die unverkennbare Absicht des Dichters es mit sich bringt.

Daß das eilfte, vom Addäos herrührende Epigramm (Anth. Palat., VI, 258) zu Ende:

σὺ δὲ Κυθήρης ἄγρευμα
νῦν ἔτος εἰςόδιον καὶ πολύτεκνον ἄγοις,

irgendwie verdorben sey, ist anerkannt: unter den bisherigen Verbesserungsvorschlägen empfiehlt sich durch seine Leichtigkeit der von Reiske und Jacobs, *σὺ δ' ἐς Κυ. ἄ.* Vielleicht steckt aber der Fehler im Zeitworte, und ist *ἄγοις* in *ἄνοις* zu verwandeln. Das Activum ist durch Odyss., III, 496, die Kürze der ersten Sylbe durch Iliad., XVIII, 473, wo gleichfalls der Optativ steht, hinlänglich gerechtfertigt.

Nicht mit Unrecht schwierig ist im 18. Epigramm, das den Leonidas zum Verfasser hat (Anth. Palat., VI, 309), das Beiwort des Balls, *εὔφημος*, befunden worden. Nicht gar zu fern läge die Vermuthung, *εὔπηγμόν τοι σφαῖραν* —, in derselben causativen Bedeutung wie decora palaestra bei Horat. carm., I, 10, 3. Indeß kann hier wohl durch bloße Erklärung geholfen werden. An die rhythmischen Tanzbewegungen zu denken, mit denen kunstreichere Arten des Ballspieles begleitet waren, scheint zwar das Wort selbst nicht zu gestatten: man würde *σφαῖραν εὔρυθμον*

erwarten, wie im Fragment des Damoxenos bei Athen., I, p. 15, B, in ähnlichem Zusammenhange εὐρυθμία gebraucht ist; dagegen kann ohne Zweifel εὔφημοι genannt werden, was mit einer ἀγαθῇ φήμῃ verknüpft ist oder wodurch eine ἀγαθὴ φήμη erlangt werden kann, vorzugsweis also, was zu den gymnischen Künsten gehört: und so bemerkt Athen., I, p. 14, E, ausdrücklich: διαβόητοι ἐπὶ σφαιρικῇ Δημοτέλης καί τις Χαιρεφάνης. Ebenso Eustath. Odyss., VI, p. 1553 extr. Rom.: Σοφοκλῆς ὁ τραγικός, τὸ τῆς Ναυσικάας πρόσωπον σφαίρᾳ παιζούσης ὑποκρινόμενος, ἰσχυρῶς εὐδοκίμησεν, nach Athen., I, p. 20 F. Wahrscheinlich ist also σφαῖρα εὔφημος der Ball, durch dessen geschickte Handhabung Philokles sich vor seinen Gespielen berühmt gemacht hatte, und der daher nicht ohne Grund an der Spitze der dem Hermes dargebrachten Weihgeschenke steht.

Sehr anstößig ist am Schlusse des 25. Epigramms vom jüngern Antipatros (Anth. Palat., IX, 46):

Ἄρτεμις ἀμφοτέροισιν ἐπήκοος, ἥ τε λοχείης
μαῖα, καὶ ἀργεννῶν φωσφόρος ἡ σελάων,

die Stellung des Artikels φωσφόρος ἡ σελάων statt ἡ φωσφόρος σελάων, die wir auch dem schlechtesten und unbeholfensten Versmacher nicht zutrauen würden. Wir brauchen nur φωσφόρος ἥ σελάων zu betonen, und auch das erste ἥ als Relativum zu fassen, um jedes Bedenken zu heben.

Daß im 28. Epigramm von Diotimos (Anth. Palat., T. 2, p. 674, Nr. 158) die Worte

εἰ δ' Ἄρτεμιν αὐτὸς ὁ χαλκεὺς
μανύει Ζηνός, κοὐχ ἑτέρου θύγατρα

hauptsächlich wegen des störenden αὐτὸς, eines klaren Sinnes ermangeln, hat der Herausgeber schon zur Anth. Palat., p. 858, gezeigt: was aber durch die Conjectur αὐτὸς ὁ χαλκὸς wesentliches gewonnen sey, gestehn wir nicht einzusehn, da der durchaus unpassende Gegensatz des irdischen Künstlers und des irdischen Stoffes gegen den Zeus derselbe bleibt. Einen richtigen Gegensatz erhalten wir, wenn wir αὐτοῦ für αὐτὸς lesen, und auf dieses αὐτοῦ Ζηνὸς scheinen die folgenden Worte, κοὐχ ἑτέρου, unmittelbar hinzuweisen.

Das 40. Epigramm eines Ungenannten, in welchem ein am Meergestade aufgestelltes Bild der Aphrodite redend eingeführt ist (Anth. Palat., T. 2, p. 701, Nr. 249), schließt so:

αἴνει δὲ Γλαύκων Ἀσωναίου, ἅ μ' ἀνέθηκε
πορφυρέας ἁπαλὸν κῦμα παρ' ἀιόνος.

Die des Apostrophs wegen unterlassene Anastrophe kann allerdings gerechtfertigt werden, obgleich Recensent nicht umhin kann, sich mit Wagner „Vom Accent der griech. Sprache", S. 197, für die Wolf'sche Ansicht zu erklären. Schwerer zu rechtfertigen dürfte die Anastrophe selbst seyn, wo wie hier dem Nomen unmittelbar ein Adjectivum vorangeht: auch hat der Ausdruck ἁπαλὸν κῦμα πορφυρέας ἀιόνος etwas, wo nicht unrichtiges, so doch lästiges. Vielleicht gehörte aber die Präposition ursprünglich zu ἀιόνος, so daß in κῦμα eine Apposition zu με, etwa σῶμα oder etwas ähnliches, verdunkelt und dadurch ein wirklich angemessener Gegensatz zwischen dem zarten Götterbilde und dem dunkeln Meerstrande verwischt worden wäre.

Ohne Zweifel verdorben ist im Epigramm des Krinagoras, Del. VIII, 62 (Anth. Palat., VII, 636) der dritte Vers:

κριοῖς ἡγεῖσθαι ποτε βληχήματα βόσκων.

Die von Jacobs vorgeschlagene Aenderung, *ποττὰ βληχήμενα βάζων*, hat aber nicht bloß das vom Herausgeber selbst gewiß zuerst bemerkte prosodische Hinderniß gegen sich. Denn theils scheint die Analogie einiger Participia von abstracten Zeitwörtern, wie *τὸ ἡδόμενον*, *τὸ χαῖρον*, *τὰ συμφέροντα*, statt der entsprechenden Substantiva nicht auf so durchaus concrete Begriffe angewandt werden zu dürfen, theils ist die Form *βληχήμενα* ein so befremdliches Zwischending zwischen Präsens und Perfectum, daß sie allein hinreichen würde, um den Vers verdächtig zu machen. Außerdem fällt es in dem Gedicht eines nicht gerade schlechten Epigrammatikers auf, daß den Drangsalen des Schifferlebens aus dem Hirtenleben kein höherer Genuß entgegengesetzt ist, als der Scherz mit den Leitböcken, ihr Geblök mit Geblök zu erwiedern, den Jacobs annimmt, und auf den die Worte allerdings hinweisen. Ein solcher Zug mochte in einer ausgeführten Schilderung immer mit unter laufen: aber so allein statt aller andern ländlichen Glückseligkeit dastehend ist er vom Lächerlichen nicht weit entfernt. Indeß wird dem gegebenen Texte schwerlich etwas anderes abzugewinnen seyn, als eben dieses Spiel in sprachlich richtigem Ausdrucke, und daher würden wir, von Jacobs Ansicht ausgehend, vorschlagen:

κριοῖς ἀγητῆρσι ποτὶ βληχήματα βάζων,

d. i. *κριοῖς ἀγητῆρσι βληχήματα προςβάζων*, eine Fügung, die durch das Homerische *πρὸς μῦθον ἔειπες* und *μετὰ μῦθον ἔειπες* hinlänglich sicher gestellt ist.

Auf einige Kleinigkeiten in der Betonung genügt es hinzudeuten: so steht z. B. im Epigramm des Statyllios Flakkos, Del. XI, 7 (Anth. Palat., IX, 45), *ῥίψεν* statt *ῥῖψεν*, sowie auch Anth. Palat., X, 78 *ῥίπτε* statt *ῥῖπτε* [1]). Auch wird Del. VII, 36 (Anth. Palat, VI, 44) statt des bisher üblichen *Ἡρώναξ* richtiger *Ἡρῶναξ* betont werden, ebenso Anth. Palat., VI, 98 und Del., X, 78 (Anth. Palat., VI, 223) *Ἑρμῶναξ* statt *Ἑρμώναξ*, Anth. Palat., XI, 329 *Δημῶναξ* statt *Δημώναξ* und Anth. Palat., XIII, 3 *Ἱππῶναξ* statt *Ἱππώναξ*, ebenso *Πυθῶναξ*, *Τιμῶναξ* u. dergl., eine Schreibung von so einleuchtender Richtigkeit, daß Bekker nicht der erste hätte seyn sollen, der ihr in den griechischen Rednern gefolgt ist: sie ist neuerdings auch von Schäfer appar. ad Demosth., T. IV, p. 660, nachdrücklich empfohlen werden, und wird nun hoffentlich auch in den Wörterbüchern und Ausgaben den ihr gebührenden Platz finden.

Wir wollen jetzt nur noch Einer, in einem Epigramm des Marcus Argentarius, Del., X, 51 (Anth. Palat., IX, 286), stillschweigend vorgenommenen Verbesserung gedenken, um eine allgemeine Bemerkung anzuknüpfen. Dort hieß es sonst:

Ὄρνι, τί μοι φίλον ὕπνον ἀφήρπασας; ὦλε δὲ Πύρρης
εἴδωλον κοίτης ᾤχετ' ἀποπτάμενον.
ἦ τάδε θρέπτρα τίνεις, ὅτι θηλά σε, δύσμορε, πάσης
οἰωνὸν κρίνειν ἐν μεγάροις ἀγέλης;

anjetzt im dritten Verse:

ἦ τάδε θρέπτρα τίνεις κτλ.

---

1) Riemer unter *ῥίπτω* hat es für unmöglich erklärt, daß Jota von Natur lang sey: wir wollen ihn in dem Wahn seiner Untrüglichkeit um so weniger stören, je gewisser wir sind, daß er nicht viel Schaden mehr damit anrichten wird.

Ueber die Nothwendigkeit dieser Aenderung wird sich dann erst entscheiden lassen, wenn die allgemeine Frage beantwortet ist, ob eine directe Frage, die sich auf eine unmittelbar vorhergangene directe Frage bezieht, mit ἦ oder mit ἢ beginnen muß.

In dem einfachen Falle, daß die zweite Frage einen graden Gegensatz zu der ersten enthält, und also diese durch jene aufgehoben wird, kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß ἢ das allein richtige ist, z. B. ἐᾷς κλαίειν; ἢ πένητα ποιεῖς; wo ἦ widersinnig wäre: dahin gehört auch Anth. Palat., T. 2, p. 715, Nr. 294:

> ἐννοίας τὸν Ὅμηρον ἀναγραψάμενον πάγης,
> κεῖνον, ἐφ' ᾧ πάσα χθὼν ἐρίζεται πάτρις;
> ἢ τὸ μὲν ἔστιν ἄγνωστον, ὁ δ' ἀθανάτοις ἴσος ἦεν,
> τὰς Μούσας εἶπεν πατρίδα καὶ γενέτιν;

denn die beiden Begriffe, Ὁμήρου πατρίδος ἀναγράψασθαι und τὸ μὲν ἔστιν ἄγνωστον, schließen sich gegenseitig aus.

Dasselbe gilt da, wo die zweite Frage mit der ersten völlig parallel läuft, und sie entweder bloß mit andern Worten wiederholt oder doch denselben Anspruch auf Beantwortung macht wie jene, in welchem Falle auch καὶ statt ἢ stehn könnte, z. B. Anth. Palat., IV, 1:

> Μοῦσα φίλα, τίνι τάνδε φέρεις πάγκαρπον ἀοιδάν;
> ἢ τίς ὁ καὶ τεύξας ὑμνοθετᾶν στέφανον;

und VII, 748:

> Τίς τόδε μουνόγλυφος ὅλον δωμήσατο Κύκλωψ
> λάινον Ἀσσυρίης χῶμα Σεμιράμιος;
> ἢ ποῖοι χθονὸς υἷες ἀνεστήσαντο Γίγαντες κτλ.;

wobei wir bemerken, daß in diesem Epigramm das unentbehrliche Fragezeichen am Ende des dritten Verspaares, das bei Brunck richtig steht, in der Anth. Palat. wohl nur durch einen Druckfehler abhanden gekommen ist.

Zweifelhafter stellen sich die Fälle dar, wo die zweite Frage eine Art von Beantwortung der ersten in sich schließt: da aber diese dadurch gleichfalls so gut wie aufgehoben wird, scheint auch hier ἢ vorgezogen werden zu müssen. Hieher gehört Anth. Palat., IX, 57:

> εἶπε παναλγέα, Πανδιονὶ κάμμορε κούρα,
> μυρομένα τελαδεῖς τερενὰ διὰ κλώνων;
> ἢ τοι παρθενίας αὐτὸς ἴδεν, ὅν τοι ἀπηνὴς
> συλήσας Τηρεὺς αἰνὰ βιησάμενος;

Zwar schlug Schäfer zum Gregor. Corinth., p. 613, ἦ τοι παρθ. u. s. w. vor: aber Jacobs, p. 463, erklärt die Lesart der Handschrift so: an hoc quidem manifestum est, quod pudicitiam tibi ereptam doles? und wie wir glauben mit Recht: denn da der Dichter weiß, daß Philomele die ununterbrochen Klagende ist, so konnte ihm auch der Grund dieser Klagen nicht zweifelhaft seyn, und die zweite Frage ist daher nicht sowohl eine Vermuthung, neben der auch noch Eine oder mehrere andere denkbar gewesen wären — und nur in diesem Falle würde ἦ den Vorzug verdienen —, sondern eine indirecte Beantwortung der ersten. Ganz dieselbe Form des Ausdrucks aber erkennen wir in dem Epigramm des Marcus Argentarius, von dem wir ausgegangen sind. Die Frage: ἢ τάδε θρέπτρα τίνεις —, ist keineswegs als unbestimmte Muthmaßung, sondern als zürnende Ueberzeugung ausgedrückt: das lehrt unwidersprechlich das letzte Verspaar:

> καὶ βωμὸς καὶ σηκὸς Σαρπήδονος, οὐκέτι νευτὸς
> φθέγξεται, ἀλλ' ἄλλας βωμὸς ἐν αὐλάμασιν.

Recensent ist daher der Meinung, daß die von Jacobs vorgenommene Aenderung des ἢ in ἦ zwar keineswegs sprachwidrig, daß sie aber unnöthig ist, und daß die alte Lesart selbst von Seiten des Sinnes den Vorzug verdient. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß auch das eben mitgetheilte letzte Distichon nicht bloß allzeitfertigen Conjecturanten wie dem Herrn Huschke[1]), sondern auch namhaften und achtbaren Kritikern zum Kreuz geworden ist: Jacobs, obgleich über die kritische Behandlung der Stelle noch unentschieden, hat doch im Texte mit gutem Bedacht alles beim Alten gelassen, und Recensent ist überzeugt, daß hier jede sogenannte Verbesserung eine Verschlimmerung seyn würde. Es ist bekannt, daß alle herrschenden Zustände durch ἔχειν in geradezu entgegengesetzten grammatischen Verhältnissen ausgedrückt werden können, ebenso gut also τὸ πάθος ἔχει με und ἔχω τὸ πάθος, s. Schäfer zum Longus, S. 395. Dasselbe gilt natürlich auch von dem Zustande des örtlichen Seyns, und es ist daher gleich richtig, ob man sagt ὁ χῶρος ἔχει τὸν ἄνθρωπον oder ὁ ἄνθρωπος ἔχει τὸν χῶρον. Die Anwendung davon auf einen Leichnam, der den Raum, welchen er deckt, gleichsam inne hat und behauptet, ist aber schon Homerisch: Odyss. XXIII, 46 sind οὖδας ἔχοντες bereits Getödtete, den Boden, auf welchem sie liegen, Innehabende, d. i. Todt auf dem Boden liegende: nicht anders an unsrer Stelle: ἕξεις βωμόν, du wirst den Altar getödtet einnehmen, d. i. du wirst todt auf dem Altar liegen, ein kräftiger Euphemismus, wie er sich überdieß für eine Anrede an eine Gottheit schickte.

Zu diesen beiden Epigrammen fügen wir ein drittes, Anth. Palat. VII, 334, hinzu:

> νηλεὲς ὦ δαῖμον, τί δέ μοι καὶ φέγγος ἔδειξας
> εἰς ὀλίγων ἐτέων μέτρα μινυνθάδιον;
> ἦ ἵνα λυπήσῃς δι' ἐμὴν βιότοιο τελευτὴν
> μητέρα δειλαίην —;

Allerdings könnte man in Versuchung kommen, ἦ ἵνα λυπήσῃς schreiben zu wollen: aber auch hier ist der Ausdruck kräftiger und der Haltung des ganzen Gedichts entsprechender, wenn wir ἢ unverändert lassen, und die zweite Frage als berichtigende Aufhebung der ersten betrachten: oder ist es nicht vielmehr klar, daß du durch mein Lebensende meine Mutter hast betrüben wollen? Wollten wir dagegen ἦ lesen, so wäre der Sinn dieser: raffstest du mich etwa darum hinweg, um meine Mutter zu betrüben? Allerdings würde das die gewöhnliche Form der Frage seyn, und man könnte sie nicht unrichtig angewandt nennen: gleichwohl erscheint sie darum hier minder passend, weil die zweite Frage offenbar schon den wahren Grund von des jungen Fronto zu frühem Tode getroffen zu haben glaubt.

Sonach würde ἦ zu Anfange der zweiten Frage nur da statthaft seyn, wo diese aus mehreren denkbaren Fällen nur Einen oder einige hervorhebt, und auch diese nicht als Gewißheit, sondern als bloße Möglichkeit ausspricht. In vielen Fällen würde also ἢ und ἦ gleich sprachrichtig, keineswegs aber gleichbedeutend seyn: z. B. τίς ἐστιν ἀνήρ; ἦ Γλαῦκος; wäre: ist es etwa

---

1) Selbiger hat nämlich ein (wie bei ihm gewöhnlich) hinlänglich absurdes ἕξεις aufgetischt, quod — um mich einer seiner eleganten Lieblingsphrasen zu bedienen — abest, unde malum pedem tulit.

Glaukos? hingegen τίς ἐστιν ἀνήρ; ἢ Γλαῦκος; oder (was frage ich erst) ist es nicht Glaukos? Oft kann also nur die wahrscheinliche Absicht des Schriftstellers den Entscheidungsgrund geben, und nur da muß ἦ ohne Ausnahme vorgezogen werden, wo die zweite Frage aus mehrern, durch ἢ verbundenen Gliedern besteht, und dadurch selbst dem Anspruch auf Gewißheit ausdrücklich entsagt. Richtig steht nach dieser unserer Ansicht ἦ in der Anth. Palat. V, 190; IX, 554; XII, 50 (Delect. VII, 12); XII, 100 (Delect. V, 108); T. 2, p. 667, Nr. 137, und ebenso ἦ ῥα Anth. Palat. V, 428 (Delect. VIII, 145), V, 548; 725. An drei andern Stellen, Anth. Palat. IX, 277 (Delect. IX, 59); IX, 368, 790 (Delect. IX, 27) ist zwar richtig ἢ betont: aber der Ausdruck scheint erst dann seine volle Concinnität zu erhalten, wenn ἦ auch in diesen Epigrammen als Fragewort gefaßt, und dem gemäß nach νεφέλαις, ἀσταχύων und θάλαμον statt des Punkts ein Fragzeichen gesetzt wird.

Als fehlerhaft dagegen müssen wir aus eben dem Grunde ἢ beim Philippos von Thessalonike in Anspruch nehmen, Anth. Palat. IX, 561 (Delect. X, 92):

τίς σε, πάγος δυσέρημος, ἀνήλιος, ἐξέθρεψεν
Ἰνδαλὸν Σκυθίης, ἄμπελον ἀγριάδα,
ἢ Κελτῶν νιφόεσσαι ἀεὶ κρυμώδεες Ἄλπεις,
τῆς τε σιδηροτόκου βῶλος Ἰβηριάδος,

Da die Alpen und die Scholle Iberiens nicht vom πάγος δυσέρημος verschieden, sondern ihm als einzelne Beispiele untergeordnete Begriffe sind, so scheint es nothwendig, das erste Verspaar, als erste allgemeine Frage, mit einem Fragzeichen zu schließen, das zweite Distichon dagegen, das eine ins Einzelne gehende Doppelfrage enthält, mit ἦ zu beginnen, um so mehr, als mit den beiden genannten keineswegs alle πάγοι δυσέρημοι erschöpft sind. Wahrscheinlich ist auch im Epigramm des Meleagros, Anth. Palat. V, 163, 3, ἦ statt ἢ zu schreiben, obgleich das letztere hier eher vertheidigt werden könnte als im vorher behandelten Gedichte des Philippos. Dem entgegengesetzten Fehler endlich begegnen wir beim Tarentinischen Leonidas, Anth. Palat. VII, 422:

τί στοχασώμεθά σου, Πεισίστρατε, χῖον ὁρῶντες
γλυπτὸν ἐπὶ τύμβου κείμενον ἀστράγαλον;
ἢ ῥά γε μὴν ὅτι Χῖος; ἔοικε γάρ. ἢ ῥ' ὅτι παίκτας
ἦσθα τις, οὐ λίην δ', ὦ 'γαθέ, πλειστοβόλος;

Hier leuchtet wohl jedem ohne Weiteres ein, daß es im dritten Verse heißen muß:

ἦ ῥά γε μὴν ὅτι Χῖος; ἔοικε γάρ. ἦ ῥ' ὅτι παίκτας —.

Das bemerkte, glauben wir, berühret alle von dieser Seite wirklich zweifelhafte Stellen der Anthologie, und genügt daher für unsern nächsten Zweck. Für andre Schriftsteller, namentlich für die attischen Dichter, ist aber noch gar manches zu thun übrig, obgleich mehrere zwischen ἢ und ἦ schwankende Stellen der Tragiker von Reisig und Elmsley zu Soph. Oed. Colon. 66, 636 — 643, 818 — 822, und hie und da von Hermann zu andern Sophokleischen Stellen mit Einsicht behandelt sind. Wir wollen hier nur auf das kürzeste Stück des Euripides, den Kyklops, hinweisen. V. 117, Matth.:

τίνες δ' ἔχουσι γαῖαν; ἦ θηρῶν γένος;

ist von Elmsley richtig gefaßt, indem er τίνες durch ἄνθρωποι erklärt: ganz ebenso bei Aristoph. Pac., 24, τίς als Gegensatz von ὅς ἢ κεῖνον. Aber V. 120:

αὐτὸς δὲ Κύκλωψ ποῦ 'στιν; ἢ δόμων ἔσω;

und V. 207:

> πῶς μου κατ' ἄγραν κτύπων βλαπτόμεναι;
> ἢ πῶς γε μουσαῖς εἶσι, χ' ὑπὸ μητέρων
> πλεονεξίας τρέχουσι —;

dürfte wohl eben so wenig ἢ zu dulden seyn, wie V. 525:

> τί δ', εἴ σε τέρπει γ'; ἢ τὸ δῶρον σου πικρόν;

umgekehrt ἢ schwerlich zu rechtfertigen seyn wird.

Für jetzt kehren wir indeß zu unserm Delectus Epigrammatum zurück, von dem wir noch zu rühmen haben, daß sein Gebrauch durch einen vierfachen Blattweiser erleichtert ist. Der erste, der die Epigramme nach ihren Anfängen alphabetisch aufführt, weiset zugleich zu ausnehmender Bequemlichkeit die Stelle eines jeden einzelnen in den Brunck'schen Analekten und in der „Anthologia Palatina" nach; im zweiten sind die aufgenommenen Gedichte nach ihren Verfassern zusammengeordnet und dabei, soweit es möglich war, die Zeitalter derselben angegeben; der dritte und vierte, ein griechischer und ein lateinischer, beziehn sich auf die Wörter und auf die Sachen, die in den Anmerkungen behandelt sind. Nur in den Zahlen des ersten wird hie und da die lobwürdige Correctheit vermißt, die, durch die Sorgfalt eines jungen Gelehrten, Herrn A. Straubel, bewirkt, übrigens eine anerkennenswürdige Zierde des Buches ist [1]).

Zweiter Artikel.

Unter den Blumenlesen, die seit dem vollständigen Bekanntwerden der pfälzer Handschrift aus der griechischen Anthologie veranstaltet sind, haben wir des Delectus epigrammatum von Jacobs zuerst Meldung gethan, weil dieser Sammlung wegen ihrer reichen und zweckmäßigen Ausstattung unter allen Arbeiten ähnlicher Art der erste Rang gebührt. Bereits um mehrere Jahre früher war folgende, auch jetzt noch beachtenswerthe Auswahl erschienen:

2) **Anthologia Graeca sive collectio epigrammatum ex Anthologia Graeca Palatina.** In usum scholarum curavit M. August Weichert, reg. schol. Grimens. rect. adj. et prof. Meißen, bei Friedr. Will. Gödsche. 1823. XVI. und 312 S. 8.

Der Herausgeber wurde zu dieser Arbeit durch den Wunsch veranlaßt, von den vielen nach Form und Inhalt Vortrefflichen, das die griechische Anthologie in sich begreift, eine passende Auswahl im Gebrauch gelehrter Schulen zu sehn, und dem Jünglinge die erste Bekanntschaft mit diesen Schätzen leichter zu machen, als dieß bei dem hohen Preise, zum Theil auch bei der innern Beschaffenheit der frühern Ausgaben und Abdrücke möglich war.

Da Jacobs durch seinen Delectus vorzugsweis gründliches Selbstu-

---

1) [Hier ist der Schluß des Artikels, das Unternehmen der Bibliotheca Graeca Gothana im Allgemeinen besprechend und den zweiten Artikel vorläufig ankündigend, weggeblieben.]

dium fördern wollte, und danach seine Anmerkungen einrichtete, Weichert aber ein Schulbuch beabsichtigte, das sich begnügte, einen möglichst reinen Text zu geben, alles zur Erklärung Gehörige aber dem mündlichen Vortrage des Lehrers anheimstellte; so leuchtet ein, daß eine unmittelbare Vergleichung zwischen beiden Werken nicht ohne Ungerechtigkeit gegen Eines derselben, wo nicht gegen beide zugleich, durchgeführt werden könnte. Da sie also nicht dieselbe Bestimmung haben, sondern füglich neben einander bestehn, so werden wir ohne weitere Rückblicke auf Jacobs zeigen, was Weichert hat leisten wollen und in wie weit er das vorgesteckte Ziel erreicht hat.

Da sein Plan jeden Commentar ausschließt, kann hier nur von der Auswahl und Zusammenstellung der Gedichte und von der kritischen Anordnung des gegebenen Textes die Rede seyn.

Die Lese selbst ist keineswegs kärglich ausgefallen: wir finden etwa neunhundert und ohne Widerstreit von den trefflichsten Epigrammen vor. Im Ganzen ist dabei der Herausgeber zwar der Auswahl gefolgt, die Jacobs in seinem „Tempe" (1803) getroffen hat, und wie wäre auch ein kundigerer Führer durch dieses Blumenlabyrinth zu finden gewesen! Weit entfernt jedoch, sich von diesem Vorgänger unbedingt abhängig zu machen, hat er manches nicht eigentlich in das Gebiet der Anthologie zu Ziehende, z. B. die elegischen Bruchstücke aus Theognis, weggelassen, dafür aber durch Aufnahme anderer, zum Theil als „Tempe" erschien noch gar nicht herausgegebener Stücke reichlichen Ersatz gegeben. So ist von den namhafteren Dichtern der Anthologie fast keiner übergangen: — nur vom Hedylos etwa und aus den Epigrammen Theokrits dürfte eine und die andere Mittheilung zu wünschen gewesen seyn: — dagegen sind auch einige solche berücksichtigt, die man nicht allzu sehr vermißt haben würde, z. B. Diogenes von Laerte, I, 93, 96, 110, 112, 113, unstreitig einer der armseligsten Versmacher des ganzen Alterthums. Auffallend aber war dem Recensent eine gewisse Beschränkung in der metrischen Form, indem Alles folgerecht ausgeschlossen ist, was sich nicht im gewöhnlichen elegischen Distichon bewegt. „Praeterea epigrammata", sagt der Herausgeber S. x., „quae, quum alio, quam elegiaco, scripta essent metro, puerili aetati minus convenire mihi videbantur": ein Urtheil, dem Recensent keineswegs beitreten kann, da doch der Unterschied zwischen diesen und den elegischen Epigrammen ausschließlich in den Rhythmen liegt, solche Jünglinge aber, für die diese Auswahl veranstaltet ist, wohl allmälig auch in andere Versarten eingeführt werden dürfen: so können wir es denn nur gut heißen, wenn diese Regel hie und da, wie IV, 37, verlassen ist. Eher würden wir eine größere Strenge in den erotischen Epigrammen des fünften Buches erwartet und gebilligt haben. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß wirklich Unreines und an sich Verwerfliches Aufnahme gefunden habe: wohl aber scheint der Herausgeber grade hier den Unterschied nicht scharf genug ins Auge gefaßt zu haben, der zwischen seiner Auslese und zwischen Jacobs „Tempe" obwaltet. Jacobs übersetzte für reifere Freunde des Alterthums, Weichert sammelte für Jünglinge, ja für Knaben: jener verhüllt nicht selten durch die keusche Muttersprache, was in seiner ursprünglichen Nacktheit selbst dem geübteren Sinne anstößig bleiben dürfte: dieser giebt ein Material, das zuerst den Schüler durch Vorbereitung beschäftigen, dann vom Lehrer gründlich und vollständig erläutert werden soll. Grade im epigrammatischen Gedicht ist aber vor allem der

Hauptgedanke hervorzuheben und ins hellſte Licht zu ſtellen: ſoll nun der Lehrling nach der erotiſchen Spitze eines vorliegenden Epigramms ahndend umhertaſten? oder ſoll der Lehrer die Sache ins Klare ſetzen? Recenſent gehört gar nicht zu den Aengſtlichen, und er würde nie Anſtand nehmen, tüchtigen Primanern dieſe und jene Comödie des Ariſtophanes zu erklären, ſowie er ſie als Schüler von Jacobs erklären gehört zu haben noch jetzt ſich mit Freude und Dank erinnert: das aber geſteht er gern, daß es ihm unmöglich ſcheinen würde, Gedichte, die ſich ausſchließlich und auf die lüſternſte Weiſe um Geſchlechtsverhältniſſe bewegen, wie z. B. das des Meleagros bei Weichert V, 22, jungen Leuten zu erklären, die noch nicht einmal mit den Homeriſchen Geſängen bekannt ſind, der höhern alterthümlichen Weihe alſo noch gänzlich ermangeln. Was aber dem Lehrlinge von Schriftwerken des Alterthums nicht zur vollen Klarheit des Verſtändniſſes gebracht werden kann oder darf, das ſollte überhaupt von dem reinen Kreiſe des Jugendunterrichts fern gehalten werden; und was der Herausgeber ſelbſt S. VIII über die unerläßliche grammatiſche Gründlichkeit in der Auslegung eines jeden Wortes trefflich bemerkt hat, enthält den Beweis, daß zwiſchen ihm und dem Recenſent in der Grundanſicht keine Verſchiedenheit der Meinungen vorhanden iſt.

Ueber die Anordnung der ausgewählten Epigramme und ihre Vertheilung in zehn Bücher können wir kürzer ſeyn. Es iſt dieſelbe, die bei Jacobs „Tempe" zum Grunde liegt: jedes Buch befaßt einen beſondern Abſchnitt der alten Welt: ein jedes iſt, gleichſam wie eine abgeſchloſſene Halle, irgend einem Ausſchnitte des helleniſchen Lebens gewidmet, und in demſelben das Gleichartige ſoviel als möglich nach dieſer Beziehung geordnet [1]). Zwar hat Jacobs ſelbſt nachmals dieſe Anlage geändert und erweitert: aber grade für die vorliegende Auswahl dürfte kaum ein zweckmäßigerer Plan zu entwerfen geweſen ſeyn.

Wir haben alſo nur noch über den uns dargebotenen Text zu ſprechen, welches ausführlicher zu thun uns ſowohl der Name des Herausgebers, als die Sache ſelbſt veranlaßt.

In der Vorrede ſind die Kriterien genügend angedeutet, nach denen unſer Urtheil zu beſtimmen iſt. Grundlage des Textes iſt durchweg die Anthologia Palatina, doch ſo, daß von dieſer da abgewichen iſt, wo ihre Lesart entweder verderben oder doch unverſtändlich erſchien: in dieſen Fällen ſind Verbeſſerungsvorſchläge, bald von Jacobs, bald von andern Kritikern, aufgenommen. Bei lückenhaften Gedichten, wie z. B. II, 53 (nicht 50, wie S. XI gedruckt iſt) in der ſchönen Grabſchrift auf die bei Potidäa gefallenen Athener, hat der Herausgeber kein Bedenken getragen, die Ergänzungen Neuerer zuzulaſſen. Von den vorgenommenen Aenderungen aber Nachricht zu geben, ſchien allzu weitläuftig, und weder mit dem Zweck noch mit dem Umfang der Vorrede vereinbar. Um endlich höchſt mögliche Richtigkeit des Druckes zu bewirken, theilte er dieſe immer mühvolle, ſelten mit gebührendem Dank erkannte Arbeit mit ſeinem Schwager, Herrn Eduard Wunder, dem er überdieß geſtattete, hie und da nach eignem Urtheil vom Jacobsiſchen Text abzugehn: ein Zutrauen, das dieſer hier

1) Jacobs „Kunſt und Leben der Alten". Th. I. S. XI.

zum erſtenmal auftretende Gelehrte ſeitdem durch ſeine ausgezeichneten kritiſchen Arbeiten über Sophokles und Cicero hinreichend gerechtfertigt hat.

Wenn die kritiſchen Grundſätze, zu denen der Herausgeber ſich bekennt, manchem minder ſtreng erſcheinen möchten, ſo glaubt Recenſent doch, daß ſie in der mehr praktiſchen, als wiſſenſchaftlichen Beſtimmung des Buches ihre völlige Rechtfertigung finden. In ein Schulbuch darf nichts aufgenommen werden, als was der Schüler mit richtiger Benutzung ſeiner Sprachlehre und ſeines Wörterbuches grammatiſch ſich ſelbſt bei der Vorbereitung vollkommen klar machen kann: daher gehört nicht hinein, was verdorben oder lückenhaft iſt, und die Wahrſcheinlichkeit oder Möglichkeit darf an die Stelle der Evidenz treten. Kann das Stück nicht zu ausreichender Verſtändlichkeit hergeſtellt werden, ſo muß es ganz ausgeſchloſſen bleiben. Je mehr alſo Recenſent mit dem Grundſatze des Herausgebers einverſtanden iſt, deſto mehr bedauert er, denſelben nicht überall mit gleicher Conſequenz in Anwendung und Ausübung gebracht zu ſehn. Denn in mehreren der aufgenommenen Gedichte, z. B. I, 116, 7; V, 74, 4; 76, 6; VII, 17, 5, iſt die beibehaltene Lesart der Anthologia Palatina bis zu völliger Sinnloſigkeit entſtellt, dieſer aber an allen einzelnen Stellen beſonders durch Jacobs mit ſoviel Scharfſinn abgeholfen, daß wir nicht einſehn, warum dem Schüler lieber etwas durchaus Unverſtändliches als etwas der alten Dichter vollkommen Würdiges dargeboten iſt. Mißbilligte der Herausgeber alle Verbeſſerungsverſuche früherer, und fand auch ſein eigner bewährter Scharfſinn keinen Ausweg, ſo waren dieſe Epigramme ganz bei Seite zu laſſen.

Am meiſten aber muß Recenſent darüber mit dem Herausgeber rechten, daß er uns die Nachweiſung ſeiner Abweichungen von Jacobs vorenthalten hat. Was er ſelbſt S. XII darüber bemerkt — quae in textus verbis mutata sunt, eorum hic recensum dare et longum est et ab huius praefationis modo ac consilio alienum — hat uns durchaus nicht genügen können, da eine kurze Anzeige allen denen genügt haben würde, denen ein Urtheil in ſolchen Dingen zuſteht: eine ſolche Anzeige aber würde auf den doch leer gebliebenen letzten vier Seiten, die jetzt mit Göſchen'ſchem Verlag ausgefüllt ſind, bequemen Platz gefunden haben.

Allen denen alſo, die ſich für die weitere kritiſche Herſtellung der griechiſchen Anthologie intereſſiren, und die wie Recenſent mit dem Namen des Herausgebers die Erwartung der vorzüglichſten Leiſtungen zu verbinden gewohnt ſind, — ſolcher aber werden nicht wenige ſein — iſt die Nothwendigkeit auferlegt, wenn ſie zu wiſſen begehren, was durch Weichert Neues für die Begründung des Textes geſchehen iſt, das Buch wie eine Handſchrift von Anfang bis zu Ende mit der Anthologia Palatina durch zu vergleichen: immer eine etwas harte Anmuthung, wie ſie kein Alterthumsforſcher an die Muße ſeiner Studiengenoſſen machen ſollte, zumal wo es ſo leicht war, dem Uebelſtande abzuhelfen.

Unter dieſen Umſtänden glaubte Recenſent etwas Nützliches und Dankenswerthes zu thun, wenn er die Mühe einer vollſtändigen Vergleichung andern dadurch erſpaete, daß er ſie ſelbſt auf ſich nähme, und ihre Ergebniſſe mittheilte. Als er jedoch dieß Geſchäft mit möglichſt geſpannter Aufmerkſamkeit durch vier Bücher, das erſte, dritte, fünfte und neunte, fortgeſetzt hatte, ſchien ihm der Zeitaufwand doch zu der Ausbeute nicht in gehörigem Verhältniſſe zu ſtehn: wohl aber ging daraus ein ſicheres Urtheil

über das Verhältniß des Weichertschen Textes zum Jacobsischen hervor; und so mag die Mittheilung des in den bezeichneten vier Büchern Wahrgenommenen genügen. Daß darüber die andern sechs Bücher nicht vernachlässigt sind, wird aus einzelnen Stellen einleuchten.

Vor allem unterscheiden wir, was auf anderer Gelehrten Auctorität geändert ist, von dem was wir hier zum erstenmal finden, was also dem Herausgeber oder seinem gelehrten Freunde angehört.

Nach dem Vorgange Früherer finden wir den Text nicht selten verbessert, wenigstens lesbarer und verständlicher gemacht, und zwar wie billig am häufigsten nach Jacobs: die Stellen, wo Conjecturen dieses Kritikers aus den Anmerkungen in den Text gebracht sind, sind folgende: I, 53, 3; 89, 9; 10; (hier möchten wir aber doch die urkundliche Lesart *χαίρειν* der Aenderung *χαίρων* vorziehn. Die Worte *ἀλλά με τὸν λάλον καὶ πρεσβύτην σὺ προσειπὼν χαίρειν, εἰς γῆρας καὐτὸς ἵκοιο λάλον*, drücken denselben Wunsch aus, welchen das bei Weichert gleich darauf folgende, ebenmäßig von der Redseligkeit des Meleagros handelnde Gedicht: noch im Grabe möchte er freundlich mit einem Scheideruf begrüßt werden, und zum Lohne dafür wünscht er jedem, der ihm das leisten werde, ein ebenso hohes Alter wie er selbst erreicht hat: also nothwendig *προσειπών με χαίρειν, ἵκοιο —*. Wie gebräuchlich aber dieß *χαῖρε* und das römische vale an Grabstätten war, lehren unter andern Jacobs zu der Anthol. Gr. T. XII. p. 323 und Döring zum Catull. 101, 10.) III, 96, 3; 101, 2; V, 5, 1; 16, 6; IX, 9, 6; 14, 2; 48, 3; 53, 6; 59, 6. Außerdem finden wir Aenderungen nach Reiske, I, 1, 7; nach Brunck I, 90, 7; 8; V, 38, 7; IX, 25, 5; nach Schäfer, IX, 1, 4; nach Hermann III, 48, 2; nach Gräfe, I, 1, 17; nach Purgold, I, 1, 54, und nach einer Vermuthung des Recensent bei Jacobs I, 79, 8, vorgenommen.

Herstellungen der urkundlichen Lesart sind wir nicht öfter als zweimal begegnet, I, 40, 3 und III, 24, 6; aber keiner von beiden können wir unsern Beifall geben. An der ersten Stelle ist aus der pfälzer Handschrift die Schreibung *Ἀΐδας* (den Hexameter beginnend) statt des allein zulässigen *Ἀίδας* zurückgerufen. Da aber jene Form an unsrer Stelle wenigstens drei Fehler in sich begreift, verdankt sie wohl nur einem zwiefachen Druckfehler ihr Daseyn. — Das andre Gedicht ist uns nur in der Sammlung des Maximus Planudes erhalten, und endet in den meisten Ausgaben derselben so:

Πραξιτέλης οὐκ εἶδεν ἃ μὴ θέμις, ἀλλ' ὁ σίδηρος
ξέσ', οἵαν Ἄρης ἤθελε τὴν Παφίην.

Andre geben *ἔξεσεν*, einleuchtend falsch. Aber auch die obenstehende Lesart verwarf Jacobs mit mehreren Vorgängern, besonders weil *Ἄρης* in der Senkung des Verses die erste Sylbe kurz zu haben pflege. Dieser Zweifel wird jedoch durch ein Epigramm des Antipatros, Anth. Palat. IX, 323, 3, (bei Weichert IV, 9.) völlig gehoben, wo es heißt:

ἀγχεμάχας Ἄρῃ μάρτυρα κόσμον ἄκοντας.

Ja, dieselbe Form an derselben Stelle des Pentameter hat die lange Anfangssylbe bei Leonidas von Tarent, Anth. Palat. VII, 449:

Μαίαν χαιρεῖς. Ἄρης ἐγγυάλιξε μόρον.

Wahrscheinlich dadurch bewogen ist der Herausgeber zur gewöhnlichen Lesart zurückgekehrt. Dem Recensent aber ist diese aus mehreren andern Gründen verdächtig: erstens scheinen die Handschriften alle [illegible] zu haben, [illegible] wäre also Correctur aus Versnoth; zweitens lahmt der Rhythmus unerträglich, sobald wir die erste Sylbe von [illegible] als Kürze nehmen; endlich ist die attische Form [illegible] in diesem Epigramm höchst befremdlich, und wäre sie nothwendig in [illegible] zu verwandeln, wenn nicht auch diese Aenderung eine viel zu willkührliche wäre. Recensent glaubt darum, daß die ganz in Vergessenheit gerathene Lesart [illegible] wieder zu Ehren zu bringen und der Vers so zu schreiben ist:

[illegible], ὦ' ἐν Ἄργει [illegible] [illegible].

So ist wenigstens allen bisher erregten Bedenklichkeiten auf Einmal und ohne Aenderung eines Buchstaben abgeholfen: [illegible] für [illegible] gebraucht wird hoffentlich keinen Anstoß geben: er wäre sonst aus der Anthologie selbst leicht zu beseitigen, z. B. aus Anthol. Palat. IX, 375, 5; 606, 1; Planud. I, 265, 3.

Wie wenden uns jetzt zu den Stellen, die, soviel wir wissen, ihre gegenwärtige Gestalt den Herren Weichert oder Wunder selbst verdanken. Es sind uns deren in unsern vier Büchern nur folgende fünf nicht grade sehr bedeutende aufgefallen: I, 11, 5 ist wie I, 91, 7 Ἑρμεῖς geschrieben, in der Handschrift und bei Jacobs Ἑρμεῖς, auf jeden Fall eine übereilte, vermuthlich aber auch eine falsche Aenderung, vergl. Brunck zu Aesch. Sept. adv. Theb. 190 und zu Aristoph. Lysistr. 813, Jacobs zur Anthol. Palat. p. 158, With. Dindorf in der Vorrede zur Ilias und Blomfield zu Aesch. Prom. 53 und 525. — Ohne alles Bedenken verwerfen müssen wir die zweite Aenderung, die uns als eine neue aufgestoßen ist, III, 55 (Anth. Planud. IV, 95):

Ἐν Νεμέῃ ὁ λέων, [illegible] ὁ ξένος Ἀργείων εἶπεν,
κάλλιον ὁ μὲν θηρῶν μείζων ὁ δ' ἡμιθέων.

Die alte Lesart ist μείζων, ὁ δ' ἡμιθέων, die freilich nur einen Sinn, keinen Vers giebt: von der eben mitgetheilten müssen wir das Umgekehrte sagen, sie giebt einen recht guten Vers, aber — uns wenigstens — so durchaus gar keinen Sinn, daß wir irgend einen groben, uns jedoch unentwirrbaren Druckfehler anzunehmen geneigt sind. Jacobs vermißt einen Superlativ: wir wüßten einen recht auserlesenen, darum der Corruptel stark ausgesetzten und in den Schriftzügen nicht so sehr abweichenden vorzuschlagen, μείζιστος. Nur ist seine Existenz überaus problematisch: Matthiä in der griechischen Grammatik S. 259 verweiset zwar auf die Auctorität des Bion, 5, 10, aber dort steht der dorische Comparativ μέζων, und das ganze Citat ist ein bloßer Abschreibefehler aus Fischer zum Weller, Th. 2, S. 99. Für μείζιστος wird sich schwerlich ein besserer Gewährsmann ermitteln lassen als Eustath zur Ilias, ό p. 135, 11, Rom., aber auch bei ihm ist dieser Superlativ nur eine seiner vielen etymologischen Krücken, um eine Analogie für πλεῖστος zu gewinnen, und ebenso kommt er im Etym. M. p. 581, 57 und 676, 11 und in Zonar. lex. T. 2. p. 1342 vor. Indeß fodert unsre Stelle nicht so unbedingt den Superlativ: vielmehr scheint schon Stephanus das Richtige gesehn zu haben, der sich begnügte, an die Stelle des masculinen Comparativs das Neutrum zu setzen:

κάλλιον ὁ μὲν θηρῶν μεῖζον, ὁ δ' ἡμιθέων.

Es ist sehr begreiflich, wie Abschreiber bei diesem Neutrum stutzig wurden, weil sie es nicht als Prädicat erkannten, und es ohne Weiteres ins Masculinum änderten: von dieser auch in attischer Prosa gar nicht seltnen Verbindung mit einem masculinen oder femininen Subject findet der etwa noch Zweifelnde hinreichende Beispiele bei Matthiä, griech. Grammatik S. 815 und 816. Der scheinbare Gebrauch des Comparativs aber statt des Superlativs, richtiger die Auslassung von *τῶν ἄλλων* oder *πάντων* beim Comparativ, kommt schon bei Homer vor, z. B. Odyss. VII, 156, vgl. Hermann Viger. p. 717. — Die dritte Aenderung fanden wir III, 66, 1, wo anjetzt *ἐσθλοῖσι* zu Gunsten des Verses mit dem paragogischen *ν* versehn ist, unstreitig mit Recht. — Nicht minder beifallswerth ist die vierte Aenderung zu III, 80, 1, wo statt des verswidrigen *οὐ τόσον Ἀθάνας* mit größter Wahrscheinlichkeit *οὐ τόσσον γ' Ἀθάνας* geschrieben ist. — Dasselbe glauben wir von der fünften, V, 23, 3, sagen zu dürfen, wo die Versstücke zwischen *τόξοις βάλλετε* durch Einschaltung derselben Partikel ausgefüllt ist,

ἢ μὴ καὶ τόξοισί γε βάλλετέ μ', ἀλλὰ φιλεῦντες.

Dieser allerdings nicht reiche Ertrag aus vier sorgfältig verglichenen Büchern wird den Recensent entschuldigen, wenn er die sechs übrigen Bücher der Prüfung anderer anheimstellt. Doch ist noch bei zwei Gegenständen zu verweilen, die, überall und zumal in einem Schulbuche wichtig, der Aufmerksamkeit des Herausgebers keineswegs entgangen sind, bei den Berichtigungen in der Interpunction der Sätze und in der Betonung der Wörter.

Abweichungen von der Interpunction bei Jacobs haben wir in unsern vier Büchern oft wahr genommen, solche aber, die wir für Verbesserungen gelten lassen möchten, höchstens drei, III, 48, 8 die Tilgung des Komma nach *δαίμονος*, III, 110, 4 dasselbe Verfahren nach *ἐγκατομένοις*, und V, 38, 8 nach *ἐκκλίνων*. Außerdem haben wir an folgenden Stellen veränderte Interpunctionen wahrgenommen: I, 93, 3; III, 11; 66, 4; 69, 3; (dieser Druckfehler ist daraus entsprungen, daß der Herausgeber in den dialogischen Epigrammen die Buchstaben weggestrichen hat, durch die in der Anthologia Palatina der Personenwechsel zweckmäßig bezeichnet wird: doch findet auch hierin keine völlige Consequenz statt, s. z. B. III, 52.) V, 26, 1; 38, 4; 52, 3; 54, 2; 56, 2; 79, 4; IX, 9, 4; 26, 6; 45, 1. Diese alle aber müssen wir aus zum Theil leicht zu erkennenden Gründen verwerfen. Uns länger bei ihnen aufzuhalten ist aber um so weniger nöthig, als ganz gewiß viele derselben auf die Rechnung des Setzers kommen, eine Annahme, zu der wir, wie bald gezeigt werden soll, nur allzusehr berechtigt sind: einiges mag indeß doch wohl beabsichtigt seyn, z. B. III, 11:

Τίς γλύψας τὸν Ἔρωτα παρὰ κρήνῃσιν ἔθηκεν,
οἰόμενος παύσειν τοῦτο τὸ πῦρ ὕδατι;

wo bisher der Hexameter mit der Frage schloß, und der Pentameter die Antwort enthielt, gewiß das Richtige. Denn nach der vorstehenden Anordnung wäre die Frage nach der Person oder dem Namen dessen, von dem man die Absicht der Aufstellung des Erosbildes an der Quelle schon weiß, ebenso unpassend, als das Zerfließen des Epigramms in eine unbeantwortete Frage widersinnig. Daß wir auch IX, 47, 1 und 57, 2 mit der jedoch schon von

Jacobs überkommenen Interpunction nicht einverstanden sind, haben wir bereits in diesen Jahrbüchern, zweiter Jahrg. Bd. I Heft 2, S. 72 und 73 [hier S. 206.], bemerkt.

Die Betonung haben wir Einmal wesentlich berichtigt gefunden, II, 56, 1 in dem Eigennamen Ἆγις, wofür bisher falsch Ἄγις geschrieben war. Nicht für Berichtigung kann dagegen Recensent III, 49, 5; 69, 11; V, 70, 3; IX, 31, 5 die Weglassung der Koronis in τοὔνεκα und daher auch II, 22, 3 in ὁθούνεκεν anerkennen, obgleich er übrigens, wie er bereits im griechischen Wörterbuch dargelegt hat, in der Schreibung des letztern Wortes als Eines mit dem Herausgeber sowie mit Matthiä zu Eurip. Alc. 813 und Add. p. 507 zusammenstimmt. Entschieden fehlerhafte Accentuationen sind aus den frühern Ausgaben an folgenden Stellen mit herübergenommen: I, 110, 2 ἐκλίναι statt ἐκλῖναι, V, 77, 5 Λᾶις statt Λάις oder noch richtiger, wenn auch minder gewöhnlich, Λαΐς, IX, 10, 1 κρανάας statt κραναᾶς, was um so mehr zu rügen, da Jacobs in den Anm. S. 161 schon das Richtige nachgetragen hat, ebendaselbst V. 5, μνᾶμά τε statt μνᾶμά τε [1]), IX, 30, 3 σίφαξ statt σῖφαξ, und IX, 43, 9 ἔμβοτον statt εὔβοτον, ein anjetzt fast unbegreiflicher Verstoß gegen die ebenso einfache als sichere Regel. Besonders aber müssen wir darüber Klage führen, daß die Correctur des Druckes grade in diesen sogenannten Kleinigkeiten, in den Accenten, Hauchen und was die Alten sonst zur προσῳδία zählten, keineswegs ihre Schuldigkeit gethan hat: in unsern vier Büchern haben wir, lediglich in dieser Einen Beziehung, folgende zum Theil grobe Druckfehler wahrgenommen, die nach ihren Stellen zu bezeichnen hinreichend seyn wird: I, 12, 5; 33, 1; 49, 7; 61, 1; 67, 4; 85, 6; 8; III, 20, 2; 31, 2; 33, 3; 58, 1; 61, 1; 70, 3; 71, 1; 82, 3; 103, 3; 105, 1; V, 3, 4; 4, 6; 7, 7; 11, 3; 16, 5; 22, 3; 31, 3; 39, 1; 56, 1; 58, 5; 65, 1; 69, 3; IX, 11, 2; 13, 1; (oder wollte der Herausgeber hier wirklich ὦ πάρος ἀδμῆτος καὶ ἀείμνηστος statt des gewöhnlichen ὡ πάρος ἄ. schreiben? Billigen könnten wir das schon wegen des folgenden ὦ Λακεδαίμων nicht.) 33, 5; 18, 5; 51, 2.

Diese lästige Incorrectheit des Druckes beschränkt sich aber keineswegs auf die τόνους, sondern sie fällt auch anderweitig um so mehr auf, je geneigter man durch eine Stelle der Vorrede, S. XII, und durch neun an-

---

1) Das letzte Distichen dieses Epigramms, Antholog. Palat. IX, 58, lautet in der pfälzer Handschrift so:

> κεῖνα μὲν ἠμαύρωτο δὲ χὴν ἴδε νόσφιν Ὀλύμπου
> Ἅλιος οὐδέν πω τοῖον ἐπηύγασατο.

Unter den mancherlei Besserungsversuchen dieser berüchtigten Stelle hat Jacobs und mit ihm Meineke dem von Bentley nicht mit Unrecht den Vorzug gegeben:

> κεῖνα μὲν ἠμαύρωτο· εἰ κεῖνα δέ, νόσφιν Ὀ. κτλ.

Doch glaubt Recensent, daß die Worte fast ohne alle Aenderung geheilt werden können; er vermuthet:

> κεῖνα μὲν ἠμαύρωθ'. ὃ δὲ χήνιδε νόσφιν Ὀλύμπου
> Ἅλιος, οὐδέν πω τοῖον ἐπηύγασατο.

Was aber auch Helios außer dem Olymp sah, nirgend erblickte er etwas so Herrliches. —

gezeigte, ziemlich unbedeutende Druckfehler wird, im übrigen Fehlerlosigkeit vorauszusetzen. Wir haben in unsern vier Büchern außer den schon angegebenen noch folgende, zum Theil arge und den Sinn entstellende, nicht angegebne Druckfehler im griechischen Texte wahrgenommen: I, 3, 5 κκὶ statt καὶ, 12, 4 κῶρον statt χῶρον, 13, 3 Κύπρις statt Κύπρος, 48, 5 ὅτι statt ὅτι, 53, 3 Βαδέλλῳ statt Βαβέλλῳ, 68, 4 σκῆμα statt σχῆμα, 78, 2 Σελινὸν statt Σινωνόν, 84, 3 Ἐκάτης statt Ἐκάλης. III, 20, 5 εἰς statt ἐς, (wenigstens ist nicht anzunehmen, daß der Herausgeber dieses absichtlich in jenes verwandelt habe.) 57, 3 λέοντες statt λέοντος, 64, 2 ἀκίαν statt ἀκίαι, (denn auch hier ist kein Grund, wissentlich zu ändern.) 66, 8 βαλὸν statt βαλὼν, 69, 10 δρίζεται statt δράζεται, 75, 5 ἐν statt ἐν', 115, 1 μὲ statt γε, (oder sollte es hier wirklich μὲ heißen? dann wäre die Aenderung wenigstens überflüssig.) V, 10, 6 μετωπάτος statt μετωπάτοις, 12, 1 ἡ statt ἦν, 16, 3 σκιρώσαντα, 77, 3 ist τὰ vor μέρμαι ausgelassen. IX, 4, 3 ist falsch ἱερα-τρὶς abgesetzt, und 18, 5 ἱερὰ statt ἱερά.

So weit wir nun entfernt sind, es dem Herausgeber oder Herrn Wunder irgend zum Vorwurf zu machen, daß sie uns so selten mit Spuren eigner Kritik erfreut haben, (sie beabsichtigten ja keine kritische Ausgabe, und haben uns nur durch die Andeutungen in der Vorrede zum Nachsuchen und Vergleichen bewogen.) so sehr glauben wir uns doch berechtigt, sie für die Zulassung solcher und so vieler typographischer Sünden verantwortlich zu machen. Durch diese ist die Brauchbarkeit des Buches allerdings gemindert.

Von der äußern Einrichtung desselben ist nur zu bemerken, daß gleich unter dem Text zu großer Bequemlichkeit besonders des Lehrers nachgewiesen ist, wo sich ein jedes Epigramm in Bruncks Analekten, in der Anthologia Palatina und in Jacobs Tempe vorfindet. (Umgekehrt weiset nun auch Jacobs in „Kunst und Leben der Alten" auf die Weichertsche Sammlung zurück.) Leider fehlt es nur auch in diesen Citaten an Druckfehlern nicht: so steht III, 49 p. 279 statt p. 281, III, 69 p. 275 statt 709, V, 62 p. 293 statt 298. Angehängt ist ein Verzeichniß der aufgenommenen Epigramme nach der Buchstabenfolge ihrer Verfasser.

Am Schlusse der Vorrede macht der Herausgeber Hoffnung zu einem zweiten Bande, der einen hauptsächlich für Lehrer bestimmten Commentar enthalten würde. Möge es ihm dazu weder an Muße, noch an Neigung fehlen: möge er sich auch durch das viele Treffliche nicht abhalten lassen, das Jacobs inzwischen in seinem Delectus geleistet hat. Bei den vielfachen einzelnen Schwierigkeiten der griechischen Anthologie ist noch so mancher Preis zu erringen, und unser Herausgeber so ganz der Mann dazu, daß es hier wenn irgendwo heißt:

ἀμφοτέροις ὅδε κεῖται ἄεθλος.

Von keinem Belange für unsre Litteratur oder für philologisches Studium überhaupt ist die nachstehende, noch etwas ältere Sammlung:

3) Anthologium epigrammatum Graecorum. Graece et Suethice. Ed. Mag. Axelius Gabr. Sjoestroem, facult. Philos. adj. E. O. et Ed. Bergenheim, Ostrob. Abo bei Frenkel. 1821. T. I. 115. S. T. I. 143. S. 8.

Wir erwähnen dieser Schrift nur als eines erfreulichen Zeichens, daß die Liebe zum griechischen Alterthum bereits im höchsten Norden Wurzel zu

faſſen und Blüthen zu entfalten beginnt, auf einem der entlegenſten Muſenſitze, der grade jetzt durch ſein trauriges Geſchick die allgemeinſte Theilnahme aller Gebildeten in Anſpruch nimmt.

Auf eine kurze Geſchichte des griechiſchen Epigramms, die ganz aus Jacobs Prolegomenen entlehnt und in einem höchſt blumenreichen, aber keineswegs correcten Latein abgefaßt iſt, folgen im erſten Bande 164, im zweiten 200 Gedichte, nach der Anthologia Palatina treu abgedruckt. Eine beſondere Ordnung iſt dabei nicht beobachtet: vielmehr heißt es S. 6, was zugleich eine Probe des lateiniſchen Styls ſeyn mag, quae florum, per prata spargentium odores, eadem etiam epigrammatum ratio: libere progerminantes, sine ullo characterum proprietatumve respectu, mirum in modum illi delectant. Ex horum capite neque auctores, neque tempora intuemur, neque materiam, ut nos obtulerit, optima et quae maxime ridemus, dabo.

Jedem Epigramm iſt ſeine Stelle in der Anthologia Palatina und in den früher erſchienenen ausführlicheren Animadverſionen von Jacobs beigefügt: unter dem Text aber laufen kurze, theils literarhiſtoriſche, theils erklärende, theils auch kritiſche lateiniſche Anmerkungen hin, jene meiſtens, dieſe immer aus Jacobs entlehnt und mit ſeinem Namen verſehn. Neues haben wir in ihnen nicht gefunden.

Gegenüber ſteht die ſchwediſche Ueberſetzung, überall ſich der Versart und der Versziehl des Originals genau anſchließend, mit beſtändiger Hinweiſung auf Jacobs Lempe, im zweiten Bande auch, was ganz unnütz, auf die Tauchnitziſche Stereotypausgabe. So viel wir uns zu urtheilen erlauben dürfen, ſcheint die ſchwediſche Sprache ſich zu treuen Nachbildungen des claſſiſchen Alterthums in hohem Grade zu eignen, und gereicht es den Herausgebern zum Lobe, dieſen Vorzug ihrer Mutterſprache mit geſchicktem Fleiße benutzt zu haben. So dürfte es ihrer Arbeit wohl gelingen, für das Studium der griechiſchen Anthologie in Schweden eine günſtige Stimmung vorzubereiten.

Auf ungleich höherer Stufe ſteht ein anderes, gleichfalls außerhalb Deutſchland erſchienenes Werk, das Einzige, was ſeit Brunck im Auslande für die Anthologie bedeutendes geleiſtet iſt, da die umfaſſenden Vorarbeiten von Edmond de la Rochette unwiederbringlich verloren zu ſeyn ſcheinen, und die eine Zeit lang mit Verlangen erwartete Ausgabe des großen Archäologen Ennio Quirino Viſconti wohl nie ernſtlich begonnen ſeyn mag:

4) Hieronymi de Bosch observationum et notarum in Anthologiam Graecam vol. I. Utrecht, bei Wild und Altheer. 1810. XX, XVI und 510 S. Vol. II. quod et meliora continet. Opus Boschio mortuo interruptum David Jacobus van Lennep absolvit. 1822. LXXVI, 255 und 311 S. gr. 4.

Hugo Grotius hatte ſeine am Stobäos und den Bruchſtücken der attiſchen Tragiker und Komiker glänzend bewährte Meiſterſchaft im Uebertragen griechiſcher Dichterwerke in lateiniſche Poeſie ſpäterhin der Anthologie des Maximus Planudes zugewendet, und durch ihre zahlreiche Nachbildung den Ernſt der letzten Jahre ſeines thatenreichen Lebens erheitert. So war dem großen Manne gegönnt, ſeine Lieblingsarbeit in der Hauptſache zu vollenden: aber die Herausgabe ſelbſt hinderte ſein Tod, (28. Auguſt 1645) und der von ihm kritiſch berichtigte Text, der der Ueberſetzung beigedruckt werden

ſollte, ging leider verloren. Glückes genug, daß ſich die Handſchrift der Ueberſetzung nicht bloß in mehreren Abſchriften, ſondern auch in der zum Abdruck beſtimmten Urſchrift erhielt. Die letztere, deren Geſchichte Chardon de la Rochette in ſeinen melanges de crit. et de philol. T. I. p. 372 fg. ausführlich erzählt, kam endlich in die Hände Peter Burmann's des Jüngern, der viel Einzelnes daraus in mehrern ſeiner Ausgaben mittheilte; nach ſeinem Tode erkaufte ſie der gelehrte Holländer Jeronymo van Boſch, zuerſt Apotheker, dann Stadtſecretair zu Amſterdam, zuletzt Curator der Univerſität Leiden, ſtets aber eifriger Freund des claſſiſchen Alterthums, beider Sprachen wohlkundig und unter den lateiniſchen Dichtern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit Recht den beſten beigezählt. Dieſer ehrenwerthe Mann beſchloß ſofort, ſeinen ſo lange verborgenen Schatz zu öffentlichem Gemeingut zu machen, da ihn eine congeniale Neigung den Werth deſſelben aufs lebendigſte empfinden ließ. So erſchien denn, auch äußerlich aufs würdigſte und liberalſte ausgeſtattet, vom Jahre 1795 an in drei Quartbänden die Planudeiſche Anthologie nebſt vierfachem Anhange anderweitig erhaltener Epigramme, gegenüber die durch Treue und dichteriſches Verdienſt gleich ausgezeichnete Grotiſche Ueberſetzung, von der Lennep in ſeiner laudatio Hieronymi de Bosch, p. XXV, mit Recht urtheilt: ea hoc opere vel maxime divina Grotiani ingenii vis elucescit: cujus enim hoc ingenii vel mentis est, inter infinitas occupationes, animi causa ac ludentem aliquot millia Graecorum Epigrammatum ita Latinis versibus reddere, ut non modo nihil de gratia decedat, sed saepe elegantiora etiam Latina Graecis reperiantur: lusus adeo verborum pro Graecis Latini exstent!

Nach einer bedeutenden Reihe von Jahren fügte Boſch zu dieſen drei Bänden einen vierten hinzu, der 1810 erſchien, und außer bisher ungedruckten Anmerkungen von Friedrich Sylburg und Claudius Salmaſius des Herausgebers eigne observationes et notas zu den beiden erſten Büchern enthielt: die zu den fünf übrigen nebſt den erforderlichen Regiſtern ſollten mit einem fünften Bande das Werk ſchließen. Allein vor Vendung deſſelben, am erſten Junius 1811, rief der Tod den ſiebenundſiebzigjährigen Greis ab. Es verfloſſen wieder zehn Jahre, bis ſein würdiger Freund, der Profeſſor David Jacob van Lennep in Amſterdam, den abgeriſſenen Faden, wie der Verſtorbene es gewünſcht hatte, wieder aufnahm, und das Ganze in dem Sinne, in welchem es begonnen war, zu Ende führte. Nur von dieſem, 1822 ans Licht getretenen Bande kann hier ausführlicher die Rede ſeyn, da wir nur von demjenigen Bericht zu erſtatten haben, was ſeit Erſcheinung der Jacobſiſchen Anthologia Palatina für die griechiſche Anthologie geſchehen iſt, die frühern Bände aber alle vor dieſem Zeitpunkt erſchienen und von dem gothaer Herausgeber bereits benutzt ſind.

Was Boſch ſelbſt für die Anthologie leiſten wollte und konnte, iſt daher in Deutſchland längſt bekannt. Seine Kritik war dadurch beſchränkt, daß er ſich die Aufgabe geſtellt hatte, ſeinen griechiſchen Text mit der Ueberſetzung von Grotius ſoviel wie möglich in Uebereinſtimmung zu bringen. Die ganze Anlage ſeines Werkes brachte es ſo mit ſich, und man muß die Pietät verehren, mit der er ſich dieſem Geſchäft unterzogen hat. Was er ſelbſt aus der Fülle ſeiner nicht gewöhnlichen Beleſenheit in alten und neuen, beſonders lateiniſchen Dichtern beigeſteuert hat, ermüdet nicht ſelten durch

zwecklose Breite und Abschweifen von der Hauptsache. Lennep charakterisirt es treffend: ipsa enim operae non est ea, ut properantis ad exitum, sed ut lubenter in hoc studiorum curriculo versantis, quum res ferret, grata illa diverticula captantis, subinde adeo liberius per vicina litterarum vireta exspatiantis. Laudat. Boschii, p. XXVI.

Daß der fünfte Band an Planmäßigkeit und Gleichartigkeit der Behandlung nicht gewonnen hat, ist natürlich, da der Herausgeber fast nichts dazu wirklich ausgearbeitet vorfand, und er sich also genöthigt sah, das meistens nur Angedeutete, wie es war, von den Rändern des Wechelschen Exemplars, dessen Bosch sich bedient hatte, zusammen zu tragen. Ueber sein Verfahren dabei giebt er in der Vorrede Rechenschaft, und man kann nicht umhin, sie als genügend anzuerkennen.

Indeß hat Lennep, wie es von einem so tüchtigen Humanisten zu erwarten war, sich nicht begnügt, Vorgefundenes zu sammeln, zu ordnen, herauszugeben: eine nicht unbedeutende Reihe eigner Aufsätze, deren einige zwischen den Anmerkungen von Bosch eingeschaltet, andre für besondere addenda, p. 228—255, zurückgelegt sind, geben diesem Bande einen vorzüglichen, ja wir dürfen wohl sagen den höchsten Werth. Sie bestehen zum Theil in unmittelbaren Berichtigungen des Textes und der Uebersetzung, zum Theil in sorgfältig ausgewählten Nachträgen zu den Anmerkungen des vierten und fünften Bandes, zum Theil aber auch in eignen Verbesserungs- oder Erklärungsversuchen, bei welchen uns zu verweilen vergönnt sey. Denn da das Boschische Werk schon seines hohen Preises wegen in Deutschland wenig verbreitet ist, dürfte es vielen Freunden der Anthologie erwünscht seyn, hier dasjenige kurz zusammengestellt und beurtheilt zu sehn, was in den Lennepschen Aufsätzen für Kritik oder Auslegung besondere Bedeutung zu haben scheint. Zur Bequemlichkeit unsrer Landsleute gehen wir dabei nach der Folge der Epigramme in der Anthologia Palatina und heben zuerst die bemerkenswerthen Verbesserungsvorschläge hervor.

Anthol. Palat. V, 4, 5 (Lenn. p. 249.) ist die gewöhnliche Lesart, ὦ φιλεράστρι' ἄκοιτις, mit Recht in Zweifel gezogen, und dafür ὦ φιλεράστρια κοίτη vorgeschlagen. Allein die Ehre, diesen sinnreichen Gedanken zuerst gehabt zu haben, gebührt dem verstorbenen Wilhelm Schneider, von dem Jacobs diese Vermuthung bereits in den addendis zum dritten Bande der Anthol. Palat. p. XXXII. mittheilt, und sie durch V, 120, 6 und 181, 11 befestigt.

Anthol. Palat. V, 9, 5 und 6 (Lenn. p. 250.) Den durchaus zerrütteten Schluß dieses Epigramms, dessen Herstellung keinem frühern Herausgeber gelungen war, finden wir dem Sinne nach ganz gut angeordnet:

> ἀλλ' αἰεὶ δακρύοισι πεφυρμένος, ἢ Κορησσόν,
> ἔρχομαι ἢ μεγάλης νηὸν ἐς Ἀρτέμιδος
> αὔριον· ἀλλ' ἔρως με δεδέξεται —

Allein die Stellung des zweiten ἢ nach ἔρχομαι ist so widerwärtig und grade bei diesem aut — aut — so durchaus unerträglich, daß dadurch alles aufgewogen wird, was von andern Seiten diesen Vorschlag empfehlen könnte. Wollte der Dichter diesen Gedanken aussprechen, so konnte er ἢ σκέψομαι μ. und was nicht sonst sagen, ohne einen so groben Verstoß gegen die Concinnität des Ausdrucks zu begehn.

Anth. Pal. V, 188, 5 und 6. (Lenn. p. 247.) Wieder eine ung

verderbne Stelle, der schwerlich mit leichten und einfachen Mitteln zu helfen seyn wird. Lennep giebt sie so:

γῆς θεραπεῦ τοῦδ' ἀλιτροῦ ἐπεὶ· εἰ θεσμὸς ὁ βάλλων,
εἶπον, ἀνέγκλητος δ' ἔσσομ' ἀπολόμενος.

Die letzten Worte hat bereits Jacobs so hergestellt, und auch das Uebrige dürfte wenigstens der völligen Herstellung näher gebracht seyn.

Anthol. Pal. V, 245, 3. (Lenn. p. 249). Die alte Lesart, τρισὶν ὤμοσα πέτραις, ist allerdings nicht ohne Bedenklichkeit, weil sie einen Gebrauch voraussetzt, den wir wenigstens bei Schwüren wie der hier vorkommende nicht kennen. Aber die von Lennep vorgeschlagne Verbesserung, τρισὶν ὤμοσα Ποιναῖς, hat von Seiten der Sprache nicht mindern Anstoß: denn wo hat wohl je bei ὀμόσαι der, den man zum Zeugen des Eides anruft, im Dativ gestanden? Auch die drei Ποιναί würden noch eines, vielleicht nie zu führenden Beweises bedürfen. Wir halten die von Jacobs gegebene Erklärung für die allein wahre.

Anth. Pal. VI, 41, 6 (Lenn. p. 123.) würde gegen die Aenderung τὸν στάχυν ἐξαμῆσαι, statt des Planudeischen κομίσαι, an sich nichts einzuwenden seyn, wenn sie nicht den Standpunkt der Kritik für die Anthologie überhaupt verrückte. Denn κομίσαι bei Planudes ist nichts als ein Glossem statt des richten ἀμῆσαι, welches die pfälzer Handschrift darbietet, ἐξαμῆσαι also metrische Correction einer unhaltbaren Interpolation: man vergleiche das weiter unten zu VII, 289, 4 Bemerkte.

VI, 156, 1 (Lenn. p. 247) ist schon durch Brunck verdächtig gemacht, dann von Jacobs mehrfach behandelt: einen neuen Beitrag giebt Lennep, der, jedoch ohne höhere Evidenz, Χαρμαθέντος in Χάρης τέκος schreiben möchte. Recensent glaubt, daß es bei der urkundlichen Lesart sein Bewenden behalten muß,

Καλῷ σὺν τέττιγι Χαρμαθέντος τρίχα τήνδε
κουρόσυνον παίζοις θῆχ' Ἀναξιδάμα.

Das Subject, aus dessen vermeintem Nichtvorhandenseyn alle Zweifel geflossen sind, wird man zu vermissen aufhören, sobald man in dem apostrophirten θῆχ' Ἀ. die erste Person θῆκα zu erkennen sich entschließt.

VII, 243, 5, (Lenn. p. 237) auch eine vielbesprochene Stelle: Lennep will, zum Theil nach Toup und Brunck,

ἐν δ' ἑκάτης ἐπ' ἐμοὶ εὐθυντηρίων εἶναι θάρσος.

Höchst unglücklich! wie konnte es einem so sprachkundigen Gelehrten in den Sinn kommen, den ionischen Genitiv -ου elidiren zu wollen!

VII, 260, 5. (Lenn. p. 237.) Hier sieht Recensent keinen Grund ein, warum das alte ἐμοῖς ἐντεινάμενα κόλποις in ἐνὶ κοίματα verwandelt werden soll.

VII, 289, 1. (Lenn. p. 40.) Die Lesart des Planudes, ὦ γαίης κύματα πατρῴου, ist allerdings sinnlos, und die Verbesserung οὐ γ. κ. π. zu ihr wohl passend. Da aber die pfälzer Handschrift ὦ γαίης κύματα πατρῷα darbeut, fällt alles andre weg, und es gilt auch hier, was wir schon zu VI, 41, 6 gesagt haben.

VII, 330, 4 (Lenn. p. 238) ist eine wahrscheinlich ganz gesunde Stelle, wenn man nur mit Jacobs ὡς für οὕτως nimmt, und es zum

vorhergehenden Verse zieht. Ueberdieß gehört aber auch der Vorschlag von Lennep keinesweges zu den glücklicheren: er vermuthet:

[illegible]
[illegible]

Diese Trennung der Präposition ἐπί von ihrem Dativ würde wohl nur dann zulässig seyn, wenn ἐπί unmittelbar vor καί stehn könnte.

VII, 180, 5 und 6. (Lenn. p. 237). Zwei durchaus verdorbene, selbst lückenhafte Verse, für die folgende, wo nicht unzweifelhaft gewisse, so doch höchst sinnreiche Aushülfe gefunden ist:

αἰαῖ τ' [illegible] καὶ [illegible], ὡς [illegible],
[illegible] Ἀχέρων.

Nur αἰαῖ [illegible] in αἰαῖ [illegible] zu verwandeln, scheint unnöthig; ja, der Uebergang der Anrede vom Ἑλληνίς χαῖρε zu αἰαῖ [illegible] erfodert vielmehr jene als diese Partikel.

VII, 477, 3 (Lenn. p. 239.) ist gleichfalls sehr gefällig verbessert, [illegible] statt [illegible]. Der Gegensatz von πρὸς Νεῖλον scheint einen bestimmten Ortsnamen zu fodern: dagegen würde der Trost, Philänis ruhe in freier Erde, hier ganz fremdartig seyn, da der Dichter gleich fortfährt: [illegible] εἰς Ἀΐδην ἐρχομένοισιν ὁδός.

VII, 513, 1. (Lenn. p. 53.) Die den Vers zerstörende Lesart der pfälzer Handschrift φῆ ποτε Πρόμαχος, ist durch Einschaltung von παῖς vor dem letzten Worte so glücklich hergestellt, daß wir dieses Epigramm jetzt als völlig geheilt betrachten dürfen. Nun steht auch das Lemma mit dem Epigramm selbst im Einklang.

VII, 655, 3 (Lenn. p. 238.) können wir der Aenderung οἱ [illegible] statt οἵ με θανόντα, auch von ihrer Gewaltsamkeit abgesehn, nicht ebenso beypflichten. Recensent begnügt sich, nach [illegible] ein volles Punktum zu setzen; die folgenden Worte, οἵ με θανόντα [illegible], Ἀλκάνδρου [illegible] Καλλιτέλους, haben keine weitere Schwierigkeit, wenn man aus [illegible] im ersten Satzgliede für das zweite [illegible] ergänzt.

IX, 254, 5 (Lenn. p. 230) erscheint die Verbesserung ἢ [illegible] statt ἢ δ' [illegible] ebenso glücklich als nothwendig, da Philänion weder in Bezug auf ihre eignen, dem Tode gebornen Kinder, noch auch wegen des angenommenen und ihr gleichfalls wieder entrissenen Sohnes [illegible] heißen konnte.

IX, 774, 3. (Lenn. p. 242.) Auch hier ist die Ausfüllung einer Verslücke, [illegible] (σὺ χερὶ) [illegible], wohlgelungen.

Ebenso rechnen wir X, 78, 3 (Lenn. p. 232.) die Verwandlung des sinnlosen [illegible] in [illegible] zu den kaum noch bezweifelbaren Emendationen.

Endlich ist Append. epigr. 9, 94 (Lenn. p. 250.) [illegible] in [illegible] verbessert, und auch hier können wir, theils wegen der Verbindung mit [illegible], theils wegen des vorhergehenden [illegible], unsere völlige Beistimmung nicht versagen.

Zu den gelungensten Versuchen, die urkundliche Lesart gegen alle Eingriffe der Kritik zu behaupten, zählen wir die Bemerkungen zu Anth. Palat. IX, 233, 5; 271, 1; 289; (Lenn. p. 228, 231, 232.) dagegen glauben wir, daß Anth. Palat. VI, 39, 1 der mangelhafte Vers:

[illegible] καὶ Ἡράκλεια καὶ [illegible]

nicht mit Jacobs und Lennep (p. 126.) in das übergeschriebene, selbst schon aus der Verlegenheit entsprungene *καὶ Ἡράκλεια*, sondern einfach in die ionische Form *καὶ Ἡράκλεια* zu verwandeln ist. Auch kann Append. epigr. 5, 4 (Lenn. p. 177) *[illegible]* wenigstens nicht durch die folgende Aspiration vertheidigt werden.

Um endlich auch noch einige Beispiele von gelehrter und scharfsinniger Auslegung hervorzuheben, verweisen wir auf das, was zu Anth. Palat. VII, 233, 1; 347, 5; IX, 614, 1; XI, 107, 3; 128, 4 (Lenn. p. 233, 234, 235, 240, 245.) bemerkt ist.

Außer einem achtfachen Index, über die in der Anthologie vorkommenden Wörter, (unvollständiger als der auch nicht vollständige Jacobsische) über die Dichter, von denen sich Epigramme in der Sammlung befinden, über die wichtigsten in der Anthologie erwähnten Sachen, über die in ihr vorkommenden Personen- und Ortsnamen, über die Epigramme selbst nach der Buchstabenfolge ihrer Anfangswörter, über die Anmerkungen und über die (wenigen) in denselben gelegentlich verbesserten alten Schriftsteller, ist diesem letzten Bande beigefügt Lennep's schön geschriebene, auch durch Gediegenheit des Inhalts sich auszeichnende memoria Hieronymi de Bosch nebst seinem schön gestochenen Bildnisse, (sie war schon einige Jahre früher besonders erschienen) und des Agathias von Jacobs zuerst herausgegebenes Einleitungsgedicht zu seiner Epigrammenlese mit einer lateinischen Uebersetzung von E. Q. Visconti und Anmerkungen von J. G. Huschke. Die letztern beziehn sich theils auf die kritische Herstellung des Textes, theils auf die Erklärung dunklerer Ausdrücke und Wendungen, theils auf Berichtigung der nicht selten fehlerhaften Uebersetzung von Visconti. Mit Beistimmung der pfälzer Handschrift hergestellt ist V. 35 *[illegible]*, das bisher falsch *[illegible]* betont war. Nicht minder sicher sind in dem hexametrischen Abschnitte die Verbesserungen zu V. 15 (61) und 65 (111), die erstere findet sich jedoch bis auf den wohl nur verdruckten Hauch, die zweite ganz ebenso bei Jacobs in der Anthologia Palatina, sowie sie denn überhaupt nicht füglich einem sachkundigen Herausgeber entgehn konnten. Ganz neu dagegen und sehr beachtenswerth ist die Behandlung von V. 32, wo statt des Siebenfüßlers

[illegible]

leichter und sinngemäßer als nach den Emendationen andrer, vorgeschlagen wird:

[illegible]

Sehr einleuchtend ist auch in den Hexametern V. 71 (117) *[illegible]* statt *[illegible]* oder *[illegible]* vermuthet. Unter den gelegentlich beigebrachten Verbesserungen zu andern Schriftstellern zeichnen wir p. XI. Anm. 2 die zu Agath. hist. I. p. 11, A ed. Venet. *ἐς ἐκεῖνο τοῦ καιροῦ* für *ἐς ἐκεῖνο τ. κ.* aus: sie verdient in der neuen Ausgabe dieses Byzantiners, die wir von Niebuhr zu erwarten haben, im Text ihren Platz zu finden, und erhält vielleicht aus der Rehdigerschen Handschrift auch von außen Bestätigung. Unter den Sprachbemerkungen scheint in der zu V. 1: „Aristoph. Vesp. 911 cod. Ravenn. pro *[illegible]* habet *[illegible]*, quod magis Atticum est“, eine Verwechselung obzuwalten, da beide Formen gut attisch, (die letztere grade wohl nur bei Dichtern) die Zeiten aber verschieden sind. Besonders gelungen haben wir die Erklärungen gefunden, die sich

mit den oft sehr künstlichen figürlichen Ausdrücken des Agathias beschäftigen, sowie wir denn von Herrn Huschke schon früher manches Dankenswerthe der Art in den Anal. crit. ad Anthol. Graec. empfangen haben [1]).

1) [Es folgen hier noch Anzeigen von dem Tauchnitzschen Abdruck der Anthologia Palatina und von Welcker's „Epigrammata Graecorum ex marmoribus collecta", von denen die erstere fast nur wiederholt, was Jacobs, Del. Epigr. p. XXIX, über diesen Abdruck sagt, die letztere aber nur die Erscheinung des Werkes erwähnt, weshalb beide bei diesem Abdruck weggelassen sind.]

Ueber die Gemählde des ältern Philoſtrates.

Die bildende Kunſt der Griechen hatte noch nicht durch Vermählung beſeelter Anmuth mit reiner Schönheit in dem Zeitalter des Skopas und Praxiteles die Stufe der Vollendung erreicht, als ſie bereits neben rüſtig geförderter Ausübung Gegenſtand ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit geworden war. Kunſtlehre und Kunſtgeſchichte fanden, jene vor dieſer, ihre Bearbeiter, als die Kunſt ſelbſt ſich noch des gedeihlichſten Wachsthums erfreute: und da die Theorie nicht von müßigen Beſchauern oder von unfruchtbaren Grüblern, ſondern von den edelſten Meiſtern ausging, ſo ſtand ſie mit der Praxis in erwünſchteſter Wechſelwirkung und hatte ihren Antheil an den zu immer höherer Trefflichkeit aufſteigenden Leiſtungen der Künſtler.

Schon Polyklet von Sikyon, neben Phidias Meiſter des hohen Styls in der Bildnerkunſt, war nicht bloß durch ſprechende Werke in Bronze und Marmor dem ganzen Alterthum Geſetzgeber für die Verhältniſſe der menſchlichen Geſtalt geworden: ein früherer Albrecht Dürer hatte er, wenn Galenos Glauben verdient, dieſelben Grundſätze, die ſein lanzentragender Jüngling dem kunſtgeübten Auge in Erz verkündete, auch in einem eignen Schriftwerke niedergelegt: und Euphranor von Korinth, Bildner und Maler, behandelte etwa hundert Jahre ſpäter in einem Buche vom Gleichmaaß dieſelbe Lehre. Ueber die Malerei aber beſaß das Alterthum außer einer Farbenlehre eben dieſes Euphranor theoretiſche Werke des Parrhaſios von Epheſos, der in ſeiner Kunſt gleichfalls geſetzgeberiſches Anſehn erlangt hatte, des Melanthios von Sikyon, des Aſklepiodoros von Athen und des unübertroffenen Apelles: ſie alle zierten der ſchönſten Kunſtepoche und wirkſame Förderer mit Werk und Wort.

Nicht minder tüchtig vorgearbeitet war für den geſchichtlichen Theil. Zwar ſchweigen Thukydides und ſeine nächſten Nachfolger über die Kunſt, weil ſie ganz im Staate leben, und in ſeiner Geſchichte die Geſchichte aller beſondern Entwicklungen des Volksgeiſtes ohnehin mitinbegriffen iſt: aber ſobald mit der Selbſtändigkeit der Verfaſſungen auch jene großartige Geſchichtſchreibung erloſch, begannen gelehrte Reiſende, Beſchauer und Sammler mit verdoppeltem Eifer in allerlei Fachwerk einzuweben, was ſich anſetzt, da das alles zum Ganzen verknüpfende Band gelöſet war, in vereinzelter Herrlichkeit und Bedeutſamkeit darſtellte.

So wurde denn auch der bildenden Kunſt ihr Recht. In dem Maaße, in welchem ihre Hervorbringungen an Werth und Zahl nachließen, mehrten ſich die Aufzeichnungen und Beſchreibungen des Vorhandnen. Einige ver-

breiteten ſich über den ganzen beſchreibenden Theil der Kunſtgeſchichte, wie die fünf Bücher des Bildhauers Paſiteles von den vorzüglichen Bildwerken in allen Landen; andere befaßten einzelne Zweige der Kunſt, wie das Werk des M. Terentius Varro von den Bildniſſen, aus dem Ennius Quirinus Visconti den Gedanken ſeiner Ikonographie entlehnte; noch andre beſchränkten ſich auf einzelne Städte und Sammlungen, wie Polemon in vier Büchern die Weihgeſchenke auf der Burg von Athen beſchrieb, während Heliodoros alles zuſammenſtellte, was die an Denkmalen überreiche Stadt in dieſer Hinſicht Preiswürdiges aufzuweiſen hatte; ebenſo reich an Nachrichten von Kunſtwerken waren die Schriften über andere griechiſche Städte, deren eine jede nur einigermaaßen bedeutende mehr als Eine beſaß, und auch an ſolchen fehlte es nicht, die wie der Sikyonier Menächmos das Leben und die Schickſale der Künſtler erzählten.

Von ſo bedeutenden und zahlreichen Vorarbeiten zu einer vollſtändigen Geſchichte der alten Kunſt iſt freilich nichts auf unſre Zeit gekommen, als was ſich in ſehr zerſtreuten, zuſammenhangloſen, meiſt kurzen und flüchtigen Mittheilungen bei Strabo, Pauſanias, Athenäos, dem ältern Plinius und vielen andern Schriftſtellern des Alterthums gelegentlich erhalten hat; ein Material, das in ſehr ſorgfältiger Benutzung des wenigen übrig gebliebenen aufmunterte.

Schon darum alſo verdient eine Reihe von Aufſätzen, den einzigen uns aus den Trümmern der alten Welt geretteten, die ſich ausſchließlich mit Gegenſtänden der Kunſt beſchäftigen, die aufmerkſamſte Beachtung und Würdigung. Wir meinen die Gemäldebeſchreibungen des lemniſchen Rednerkünſtlers Flavius Philoſtratos des ältern aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chriſtus, an die ſich eine kleinere Sammlung von ſeinem gleichnamigen Enkel und die unverkennbar demſelben Muſter nachgebildete, wahrſcheinlich aber um viele jüngere Schilderung einiger Bildwerke von einem uns weiter nicht bekannten Kallikrates anſchließt: jene in dem ganzen Bilder- und Figurenſchmuck einherprunkend, in welchem ſich nicht bloß dieſer Schriftſteller auch in ſeinen übrigen Werken, ſondern das ganze Zeitalter gefällt, dem er angehört; die beiden letztern ihrem Vorgänger nicht unglücklich nacheifernd.

Bei aller Verkünſtelung und Ueberladung der Darſtellung würden uns dieſe Beſchreibungen durch die ſcheinbar alles erſchöpfende Menge einzelner Züge von unſchätzbarem Werth für die genauere Kenntniß und Beurtheilung der bildenden Künſte, beſonders der Malerei bei den Griechen ſeyn, wenn wir von der Ueberzeugung ausgehn dürften, jene Gemälde, jene Bildſäulen ſeyen wirklich vorhanden geweſen, und ihre Beſchreibung aus fleißigem Beobachten, nicht aus ſelbſtſchöpferiſcher Willkühr der Berichterſtatter hervorgegangen. Und allerdings ſcheint dieſe Ueberzeugung von jeher vorgeherrſcht zu haben. Zuerſt, ſoviel ich weiß, iſt ſie von Gottfried Olearius, in ſeiner Ausgabe ſämmtlicher philoſtratiſcher Werke, 1709 ohne Rückhalt ausgeſprochen; ihr beigetreten ſind in neuerer Zeit der gelehrte Däne Jorkil Baden, unter unſern Landsleuten Böttiger, Göthe, Heinrich Meyer, und die neueſten trefflichen Bearbeiter der hier in Frage ſtehenden Schriften, Friedrich Jacobs und Friedrich Gottlieb Welcker. Namen, die uns die Aufzählung mehrerer anderer von geringerer Bedeutung erſparen. Ein beſcheidenes Bedenken hatten lange vor Olearius der Italiener de la Valle und der ſcharfſinnige franzöſiſche Kritiker Heinrich Valeſius geäußert; mit entſchiedenerm Zweifel und mit voll-

ſtändiger entwickelten Gründen waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Graf Caylus, Chriſtian Ludwig von Hagedorn und Chriſtian Adolph Klotz gegen das wirkliche Vorhandenſeyn der geſchilderten Kunſtwerke hervorgetreten. Heyne hatte, wie er es liebte, einen beide Gegenſätze nicht unbequem verbindenden Mittelweg ausgefunden: daß beide Philoſtrate wirklich angeſchauete Gemählde, Kalliſtrates wirklich betrachtete Bildſäulen beſchrieben habe, bleibt auch ihm unbeſtrittene Thatſache: aber, meint er, die Beſchreiber hätten nicht ermangelt, aus eigner Phantaſie viel nicht Geſehenes hineinzudichten, und ohne die Grenzen der Malerei gehörig zu bedenken den Gemählden manches aufgebürdet, welches ihren Meiſtern überall nicht einmal darſtellen zu wollen hätte einfallen können. Dieſe Anſicht hat das Bequeme, daß es nach ihr der Eigenthümlichkeit eines jeden Leſers, der größern oder geringern Beweglichkeit ſeiner Einbildungskraft, anheimgeſtellt bleibt, was er als treuen Bericht, was als eingefälſchte Zuthat gelten laſſen will. Einige der erſten und größten Kunſtkenner aber, Winckelmann, Leſſing, Visconti, Millin und Zoëga, gedenken zwar hie und da der Philoſtrate wie des Kalliſtrates, allein ohne in die Streitfrage einzugehn. Doch möchte man ohngeachtet der Seltenheit dieſer Anführungen aus der Art, wie ſie ſich des Zeugniſſes jener Schriftſteller bedienen, zu der Folgerung berechtigt ſeyn, daß auch ſie dem Zutrauen näher ſtanden als dem Zweifel. Daher hat denn auch Visconti, unter allen der entſchiedenſte Eifrer für die unbedingte Glaubwürdigkeit der Philoſtrate, nicht nur die letztgenannten Gewährsmänner, ſondern auch Heynen ohne Weiteres als Genoſſen ſeiner Anſicht bezeichnet, und ſich verlaufen nicht grade glimpflich über diejenigen vernehmen laſſen, denen doch noch die Luſt ankommen möchte, zu dem durch ihn, wie er meint, antiquirten Zweifeln zurückzukehren. Könnte hier durch einfaches Anhören der Zeugen und nicht einmal bloß durch Abhörung, ſondern auch durch Abwägung derſelben irgend etwas ausgemacht werden, ſo wäre freilich der Streit bereits zu Gunſten der Philoſtrate entſchieden, wenn auch grade der Ausſpruch des ſtimmfähigſten Richters, wie ich ihn verſtehn zu müſſen glaube, keineswegs das zu enthalten ſcheint, was man darin zu finden glaubt. Göthe nämlich, auf deſſen Urtheil mit Recht das größte Gewicht gelegt wird, eröffnet ſeine und ſeiner Freunde anziehende Betrachtungen über des ältern Philoſtrates Gemählde mit den Worten:

„Zuerſt wird vorausgeſetzt, daß die Gemäldegallerie wirklich exiſtirt habe, und daß man dem Redner leihen müſſe wegen des gutgemeinten Gedankens, ſie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An beſtehenden politiſchen Gegenſtänden ſeine Kunſt zu üben war ſchon längſt den Sophiſten unterſagt: moraliſche Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erſchöpft: nun blieb das Gebiet der Kunſt noch übrig, wohin man ſich mit ſeinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmloſen Darſtellungen ſeine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln. Hieraus entſteht aber für uns die große Schwierigkeit, zu ſondern, was jene heitere Geſellſchaft wirklich angeſchaut, und was wohl rednériſche Zuthat ſeyn möchte."

Man ſieht, daß Göthe, ohne ſich in die Unterſuchung ſelbſt einzulaſſen, ſich ſofort auf den Standpunkt begiebt, von dem allein dieſe Beſchreibungen Anlaß zu fruchtbaren Kunſtbetrachtungen werden können, und daß er nach

ſolcher Vorausſetzung mit der milden Klarheit, mit welcher er allem in der Wirklichkeit Gegebenen ſeine Lichtſeite abzugewinnen weiß, auch in die Philoſtratiſchen Gemälde eindringend, durch einen ſichtigen Scheidungsprozeß das in den Schilderungen enthaltene künſtleriſche Gold von den Schlacken der rhetoriſchen Umhüllung zu läutern mit glücklichſtem Erfolge bemüht iſt. Dieſer Standpunkt iſt alſo keineswegs der einer unbedingten Hingebung, für den Welcker ſich, alle Halbheit verſchmähend, erklärt hat: es iſt vielmehr der der beobachtenden Mitte zwiſchen beiden Aeußerſten, den ſchon Heyne gewählt hatte, nur mit dem Unterſchiede, daß Heyne ſeine Richtigkeit als unzweifelhaft und gar keiner weitern Beweiſe bedürftig behandelte, Göthe aber ſich begnügt, ihn für ſeine beſondern heitern Zwecke vorauszuſetzen.

Soll aber ein rein aus der Sache geſchöpftes, allgemein gültiges Urtheil vorbereitet werden, ſo iſt möglichſte Entäußerung vorgefaßter Meinungen, noch mehr aber Selbſtbefreiung von allem Auctoritätsglauben erſte Bedingung des Gelingens. Indem ich nun für den gegenwärtigen Fall gern einräume, daß gegen das Vorhandenſeyn der beſchriebenen Sammlungen nichts Erhebliches zur Sprache gebracht, dagegen zur Behauptung deſſelben mit faſt ebenſo viel Geiſt als Nachdruck geſtritten worden iſt, ſo verſteht es ſich doch, daß ſchwache Gründe der eignen Stärke einer Sache nichts zu entziehen vermögen; die anderweitige Ueberlegenheit der Gegner aber hat mich nicht hindern können, den ihrer Anſicht widerſtrebenden Eindruck, den die erſte Leſung jener Beſchreibungen auf mich bewirkt hat, unbefangen zu prüfen, und da er bei wiederholtem Leſen ſtärker und immer ſtärker wiederkehrte, ſeinen Urſachen nachzuforſchen. Was ſich mir dabei ergeben hat, ſey hier in Worte zu faſſen verſucht. Doch ſoll für jetzt nur von den Gemälden des ältern Philoſtrates die Rede ſeyn. Denn bei allem Zwieſpalt der Meinungen herrſcht doch darüber wohl nur Eine Stimme, daß das Endurtheil über den jüngern Philoſtrates von dem über den ältern durchaus abhängig, und für jenen ohne Weiteres gültig iſt, was über dieſen entſchieden werden wird. Philoſtrates aber bewegt ſich nicht bloß in einem ganz andern Kunſtgebiete, ſondern ſeine Art der Behandlung iſt, bei aller Nachahmerei, von der Philoſtratiſchen ſo mannigfach und ſo weſentlich verſchieden, daß die Unterſuchung über ihn nicht auf demſelben Wege angeſtellt werden kann.

Philoſtratos ſendet ſeinen Beſchreibungen eine Einleitung voraus, in der er zuerſt die Malerkunſt vor der Bildhauerei preiſet, und dann die Veranlaſſung ſeiner Schrift erzählt. Durch vierjährigen Umgang mit dem Maler Antiochenos, der in der anmuthigen Art des Eumelos arbeite, in dieſe Kunſt eingeweiht, habe er ſich einſt in Neapel befunden, als dort ein Wettkampf angeſtellt ſey: die Einwohner, griechiſchen Urſprungs, hätten als ſolche Uebungen in der Redekunſt geliebt: er ſelbſt habe zwar nicht mit öffentlichen Prunkreden auftreten wollen, aber die Jünglinge, die ihn im Hauſe ſeines Wirthes beſucht, hätten ihm keine Ruhe gelaſſen. Er habe in der Vorſtadt gegen das Meer hin gewohnt, wo eine Halle, er glaube von vier oder fünf Geſchoſſen, dem Abendwinde zugekehrt und mit der Ausſicht auf das tyrrheniſche Meer, erbaut und herrlich ausgeſchmückt geweſen ſey. Ihre größte Zier habe aber in Gemälden verſchiedener Meiſter beſtanden, die der Beſitzer nicht ohne Kunſtſinn geſammelt und in die Wände habe einfügen laſſen. Er ſelbſt habe ſich ſchon zum Lobe derſelben geneigt gefühlt: der zehnjährige Sohn ſeines Wirthes aber habe durch ſeine häufigen Fragen den Ausſchlag

gegeben, und er habe, um nicht unempfindlich gegen Werke der Kunst zu erscheinen, sie vor mehrern Jünglingen zum Gegenstand einer Prunkrede zu machen beschlossen. Sobald die Jünglinge nun versammelt gewesen, habe er sie einzeln aufgefordert, ihm eine Aufgabe zu geben, und jedem die Ausführung derselben dagegen gleichsam als ein Weihgeschenk gewidmet.

Natürlich drängt sich hier sogleich die Frage auf, ob dieser Eingang auf einer Thatsache beruht, oder ob er rein erfunden ist, um zu einer minder gebräuchlichen Art von Darstellungen schicklich vorzubereiten. Ich leugne nicht, daß die auffallende Uebereinstimmung in der Erwähnung des in Neapel gehaltenen Wettkampfes, den nur der Zusammenhang als einen rednerischen erkennen läßt, und der prachtvollen Gemäldehalle, die Besitzthum eines Privatmannes und also doppelt merkwürdig gewesen sein müßte, für die letztere Annahme zu sprechen scheint. Allerdings ist uns die Kunde ähnlicher Gemäldesammlungen in griechischen Städten bei mehr als Einem alten Schriftsteller erhalten: der Poikile mit dem großen Marathonischen Schlachtgemälde des Mikon oder Panänos, in Athen, der Gemäldesammlungen in der Königshalle, in der Halle der Propyläen, im Theseus- und im Dioskurentempel derselben Stadt, ähnlicher im Tempel der Hera auf Samos und in Sikyon, der Lesche in Delphi mit Polygnot's Darstellung des Trojanischen Krieges, geschieht häufig bewundernde Meldung. Daß aber jemals die Kunst in Neapel zu einer eigenthümlichen Blüthe gelangt sei, oder daß die Liebhaberei, die Laune oder der Reichthum eines Einzelnen dort solche Vorräthe anderswo geschaffener Meisterwerke zusammengehäuft hätte, dafür ist kein geschichtliches Zeugniß vorhanden. Wollten wir uns aber auch damit beruhigen, daß wir wohl wichtigere Thatsachen auf Eine Beweisstelle hin anzunehmen genöthigt sind; wollten wir uns damit auch über die Bedenklichkeit hinweghelfen, daß der Kaiser Aristeides, der uns als Maler und als Geschichtschreiber der Kunst vorgeführt wird, sonst nirgends, Pamphilos, der nach Apelles' Vorgang die Anmuth als das Höchste in der Kunst erstrebt haben soll, nur noch Einmal und dieß Einmal wieder bei Philostratos in den Leben der Sophisten vorkommt: so bleibt doch das Schwankende höchstwahrscheinlich, wie er von dem Gebäude selbst spricht, dessen Innerem er soviel Aufmerksamkeit gewidmet zu haben scheint: „die Halle war zu vier, glaube ich, oder zu fünf Geschossen erbaut." Welcher Schriftsteller spricht so von einem Gebäude, das er genau zu kennen vorgiebt? Ist aber, was man gern einräumen wird, die Zahl der Stockwerke in diesem Zusammenhange gleichgültig, wozu dann überhaupt eine Erwähnung, die schlechter ist als keine, und am Ende nichts als die Unbeholfenheit ihres Urhebers zu Tage bringen würde?

Sei dem indeß wie ihm wolle, darüber wenigstens spricht Philostratos sich in den Eingangsworten klar aus, wie er seine Gemälde betrachtet wissen will, nicht als einen bescheidenen Beitrag zur Kunstkenntniß oder Kunstgeschichte, sondern als rednerische Pracht- und Musterstücke, welches er so wenig verhehlt, daß er vielmehr mit dankenswerther Aufrichtigkeit, als wolle er jeder Möglichkeit einer Täuschung vorbauen, nicht nur die mehrdeutigen Kunstausdrücke der Prunkredner hervorhebt, sondern auch sein ganzes Verfahren, Zug für Zug, als das eines gewandten und erfahrenen Sophisten schildert.

Wenn wir also auch wirklich genöthigt werden können, den ganzen Hergang, wie Philostratos ihn erzählt, für geschichtlich treu und glaubhaft

gelten zu lassen, so stände damit zwar fest, daß eine solche Gemähldesammlung zu jener Zeit in Neapel vorhanden gewesen wäre; aber zugleich scheint es einzuleuchten, daß sie in Bezug auf die Philostratischen Beschreibungen ohne alle Realität war, und grade diese Existenz ist es, von der allein hier die Rede seyn kann und durch die die richtige Beurtheilung der Schrift bedingt wird.

Des Beschreibers erste Pflicht ist es, mit gänzlicher Entäußerung seiner Persönlichkeit rein in der Sache zu leben, deren Bild er geben will, und sich anspruchlos jedes eignen Zusatzes enthaltend, nicht mehr zu berichten, als er gesehn hat, oder doch dasjenige, was die Betrachtung etwa innerlich angeregt hat, deutlich von dem durch das Auge unmittelbar Empfangenen zu sondern. Diese scharfgezogene Grenzlinie zwischen dem Angeschauten und dem Hinzuempfundenen oder Hinzugedachten ist es, was den musterhaften Beschreibungen einiger Hauptzierden der dresdner Gallerie von August Wilhelm Schlegel, der Gérard'schen Bildnisse berühmter Zeitgenossen von Göthe und altdeutscher Meisterwerke aus verschiednen Sammlungen von Amalia von Helwig so hohen Reiz giebt.

Von dieser Treue und Wahrhaftigkeit aber war das einzig auf Glanz und äußern Schein gestellte Treiben der Sophisten, unter denen Philostratos nicht den letzten Platz einnimmt, himmelweit verschieden; und wie hoch man auch das Talent einzelner aus dieser Classe anschlagen mag, so muß man ihnen doch fast allen Werth absprechen, wo schlichte Berichterstattung erwartet und gefodert wird. So wenig daher ihre Declamationen über historisch-politische Gegenstände für den besonnenen Geschichtsforscher als Quellen Werth haben können, — muß er doch schon bei den alten Staatsrednern überall auf seiner Hut seyn, und wie hoch standen doch diese über den Sophisten: — so befugt ist man, ähnlichen Prunkvorträgen über Hervorbringungen der bildenden Kunste vorläufig aus allgemeinen Gründen alle Glaubwürdigkeit abzusprechen, bis sie sich durch sich selbst Anspruch auf höhere Werthhaltung erworben haben werden.

Mir scheint Philostratos bei seinem Vorworte nur den Zweck im Auge gehabt zu haben, grade das zu verhüten, wodurch die neuesten Forscher ihn haben ehren wollen, nicht aber aus Aufrichtigkeit, sondern aus Eitelkeit. Denn der Dünkel, den er mit allen seinen Kunstgenossen theilte, würde sich gewiß schwer verletzt gefühlt haben, wenn man ihn für nichts weiteres als für einen einfachen Exegeten oder Hermeneuten genommen hätte. Diese freilich hingen ganz von dem Vorhandenen ab: in den Augen des Sophisten dagegen konnte nur das Selbstgemachte und aus eigner Willkühr Hervorgerufene Werth haben. Daher überließ Philostratos jenes untergeordnete Geschäft natürlich den Tempeldienern und Cicerones der alten Zeit, den Reisebeschreibern wie Pausanias und seines gleichen: er selbst aber wetteiferte mit dem Mahler, und suchte ihn ebenso durch Schmuck und Kunst der Rede zu überbieten, wie er ihn über den Bildner emporgehoben hatte. Wo aber so ein eigenmächtiges Hinausstreben zum Grundsatz geworden war, da ist es völlig gleichgültig, ob das Beschriebene äußerlich oder bloß innerlich angeschaut war. Denn bei den vielerlei Formen, unter denen Ein und derselbe Gegenstand zur Anschauung gebracht werden kann, ist das in einem einzelnen gegebenen Falle Geleistete aus der rednerischen Umhüllung nicht mehr auszuscheiden, sobald der Beschreibende über die Grenzen treuer Berichterstattung hinauszuschreiten sich nicht

bloß in Einzelheiten erlaubt, sondern sich sogar im Ganzen zum Zweck und Ziel gesetzt hat.

Doch wir wenden uns von diesen allgemeinen Bedenklichkeiten zu den Gemählden selbst. Ihrer sind fünf und sechszig, die Philostratos ohne einen zum Grunde liegenden Plan, nach der Einleitung in der Folge, in welcher die Knaben die Aufgaben gestellt haben, an einander gereiht und in zwei Bücher vertheilt hat. Sie gehören zum größten Theil in das Gebiet der Historienmahlerei und behandeln theils Götter- und Heldensagen, theils wirklich geschichtliche Gegenstände, bald im ernsten und tragischen, bald im heitern, phantastischen und üppigen Styl, auch allegorisch bedeutsame Spiele nicht ausschließend; zuweilen auf eine einzige Gestalt sich beschränkend, häufiger uns das bewegte Leben vielfach zusammengesetzter Gruppen und gegen einander wirkender Leidenschaften vorführend. Mit den historischen Gemählden wechseln jedoch Schlacht- und Jagdstücke, Fischfang und Schifffahrt, Musik, Tänze, Feste, Gelage, bacchischer und erotischer Scherz, ländliche und häusliche Scenen, Genrestücke aller Art. Auch an Landschaften fehlt es nicht, so wenig an frei erfundenen, Inseln, Sumpfgegenden, Wälder und Berge darstellenden, als an wirklichen Prospecten, Ansichten von Thessalien und vom Dodonäischen Götterhaine, vom Bosporos und von der Insel Andros. Selbst das Stillleben ist in reichen Frucht-, Blumen- und Küchenstücken versucht worden, und ebendahin muß man ein wunderliches, rings mit Spinngewebe überzogenes Bild rechnen, in dessen Mitte eine in den Fäden verstrickte Mücke den Spinnen zur Beute wird. Nur das Bildniß ist so gut wie ganz ausgeschlossen: denn Pindar ist als neugebornes Kind dargestellt, von ländlichen Gottheiten umgeben, und Aesop erscheint zu sehr als mythische Charakterfigur, um in diese Classe gebracht zu werden. Wo wir aber sonst historische Stoffe behandelt finden, — Themistokles vor dem Perserfultan redend, Panthia über des Gemahls Leiche sich den Tod gebend, Arrhichion der Athlet in Olympia gekränzt und sterbend, Rhodogyne in stolzer Siegesherrlichkeit — sind sie zu großen Compositionen von vielen Figuren benutzt, unter denen selbst vorhandene Portraitähnlichkeit ein ganz untergeordnetes Verdienst seyn würde.

Das nun muß man hiebei dem Philostratos nachrühmen, daß er nicht bloß für ergötzende und anregende Mannigfaltigkeit Sorge getragen hat, und daß, nach der im Vorworte gewählten Einkleidung, die neapolitanischen Knaben sich trefflich darauf verstanden haben, der ziemlich langen Reihe ihrer Aufgaben durch Abwechslung nach Möglichkeit frischen Reiz zu erhalten; sondern daß auch die Gegenstände schicklich genug ausgewählt sind, um alle die Kostbarkeiten, mit denen die Zeug- und Rüstkammern der Sophistik angefüllt waren, auf ihre Ausstattung zu verwenden.

Nun treten uns aber zwei Hauptfragen entgegen, durch deren genügende Beantwortung die Lösung der noch übrigen Zweifel und die Schlichtung des Streites unfehlbar herbeigeführt werden würde;

zuerst, hat Philostratos in seinen Beschreibungen das gehörig berücksichtigt, was sich dem verständigen Beschauer eines Bildes, wo nicht zuerst, so doch zumeist darbeut?

dann, konnte das, was er als Angeschauetes darlegt, auch wirklich durch die Mittel, die der Mahlerkunst zu Gebote stehn, zur sinnlichen Anschauung gebracht werden?

Von der Beantwortung der ersten Frage wird es abhangen, zu bestimmen, ob Philostratos überhaupt im Stande war, ein Gemählde zu beschreiben, ob er wußte, worauf es dabei vorzüglich ankomme, was wesentlich und was unwesentlich sey; aus der Beantwortung der zweiten aber wird unmittelbar hervorgehn, was von seiner Glaubhaftigkeit zu halten und wohin seine Schilderungen zu stellen sind.

Bei würdiger Betrachtung eines Gemähldes, die nicht bloß Sinnenkitzel oder Zeitvertreib beabsichtigt, sind es hauptsächlich drei Momente, von denen der höhere Werth und die tiefere Bedeutung des Werkes abhängig ist, die Richtigkeit und Sicherheit der Zeichnung, die Harmonie der Farben und die sinnvolle Schönheit der Anordnung und Gruppirung: erst aus ihrem Verein kann die Intention des Künstlers und das Gelungene der Ausführung beurtheilt werden. Soll daher einem Dritten ein von ihm selbst nicht gesehenes Bild auf dem Wege der Beschreibung zu so genügender Anschauung gebracht werden, daß dadurch ein belebtes Abbild vor seine Seele gezaubert wird, so wird vor allem jene dreifache Anforderung zu befriedigen seyn, wie dieß in der That auch in den schon angeführten Musterbeschreibungen vorhandner Gemählde, besonders in denen von Schlegel, in hohem Grade geleistet ist. Denn dadurch erst gewinnt die bewegliche Einbildungskraft feste Anhaltspunkte, und wird aus ihrer eignen Unthätigkeit in die Grenzen des Gebietes versetzt, das der Künstler sich abgesteckt hat.

Sehn wir nun, wie Philostratos sich dabei benommen hat. Um die Zeichnung hat er sich gar nicht gekümmert, sodaß er von ihr überhaupt keinen Begriff, ja nicht einmal eine Ahndung gehabt zu haben scheint. Ebenso wenig Empfänglichkeit verräth er für die Wirkungen der Farbe und, was unmittelbar damit in Verbindung steht, für die Effecte des Lichtes und des Schattens. Nur an Gold und Purpur läßt er es nicht fehlen: wie könnte auch einem Sophisten jemals eine Schilderung zu kostbar bedünken? Das ganze übrige Reich der Farben dagegen behandelt er beinah als nicht vorhanden; und die Folge davon ist bei allem gesuchten Flimmer die starre Trockenheit für den innern Sinn, die sich dem Auge beim grellen Wiederschein einer nächtlichen Feuersbrunst aufdringt, ohne Milderung durch Uebergänge und Mitteltinten. Man erkennt vor Ueberglanz keinen Gegenstand und steht geblendet im betäubenden Lichtmeer.

Gleichwohl gäbe man vielleicht beide Ansprüche noch am leichtesten auf, wenn nur dem dritten einigermaaßen Genüge geleistet wäre. Eine veranschaulichende Darstellung der Anordnung war aber um so mehr zu erwarten, als grade in dieser Hinsicht die Sprache am ersten einen Wettkampf mit der bildenden Kunst bestehn konnte. Auch das beredtste Organ wird nur unvollkommen ersetzen, was Zeichnung und Farbe leisten. Wer aber überhaupt fähig ist, die tiefe Absichtlichkeit des Künstlers in Vertheilung und Wiederverknüpfung der Einzelnheiten, in Abstufung der Handlung durch Vorder-, Mittel- und Hintergründe, in geschickter Zusammenstellung der Gegensätze und in kühner Schärfe oder gefälliger Abrundung der Massen zu begreifen, der wird es nicht so gar schwierig finden, von diesem Hauptverdienst des Meisters durch sprachliche Darstellung eine nicht bloß treue und wahre, sondern auch lebendige, den Grundgedanken des Bildes vollständig vergegenwärtigende Vorstellung zu bewirken, die hinter der durch Umrißzeichnungen nicht bedeutend zurückbleiben, und sowie diese grade dem vorzugsweise zusagen

wird, der nicht ohne Kunſtſinn, aber ohne techniſche Fertigkeit und daher auch ohne praktiſche Einſicht in die Ausübung, mehr Empfänglichkeit für die Anlage als für die Ausführung zur Betrachtung des Kunſtwerkes mitbringt.

Bei den Philoſtratiſchen Gemählden aber war dieß nicht bloß zu wünſchen und zu erwarten, ſondern geradezu zu fordern wegen der großen Menge auf den meiſten Bildern bedeutend zum Hauptzweck zuſammenwirkender Figuren, durch die zuerſt die Beſchreibungen bei weitem mehr überfüllt und belaſtet, als belebt ſind. Die natürliche Folge davon iſt geweſen, daß alle die, die dieſen bunten Bilderwarr mit beſtem Willen und nicht geringer Anſtrengung auf die Einheit einer urſprünglich zum Grunde liegenden künſtleriſchen Anſchauung zurückzuführen geſucht haben, mit einander in vielfachem Widerſpruch, auf den verſchiedenſten Wegen nichts für den Unbefangenen Befriedigendes erreicht haben, da doch Uebereinſtimmung der Einſichtsvollen und Beſſern das erſte Kennzeichen der Wahrheit iſt.

Hieran knüpfen wir noch einige Aeußerlichkeiten mehr geſchichtlicher als künſtleriſcher Art. Wer dem Freunde ein wirklich vergegenwärtigendes Abbild von einem Bilde bereiten will, der wird — zumal bei ſehr zuſammengeſetzten Compoſitionen — unſtreitig von der Feſtſtellung gewiſſer Räumlichkeiten ausgehn, die zwar im Allgemeinen völlig unweſentlich ſcheinen können, aber gleichwohl den geſammten Eindruck des einzelnen Werkes weſentlich bedingen und der Anſchauung Halt geben: ich meine das Format und den Maaßſtab. Wer ſich ein Bild im Gedanken verſtärken will, kann dieß nicht eher, als bis er ſich den Raum umgrenzt und eingeſchloſſen hat: ſonſt ſchwankt die Phantaſie in formloſer Leere hin und her. Es iſt alſo keineswegs gleichgültig, ob ein Bild im Rund oder im Viereck beſchloſſen iſt, oder wie die Höhe ſich zur Breite verhält: vielmehr iſt die ganze Anordnung dadurch bedingt. Ganz daſſelbe gilt von der Größe der Figuren. Denn wenn dieſe auch noch zufälliger erſcheinen kann, da ja die Proportionen dieſelben bleiben, wenn wir auch die Füße auf Zolle zurückziehn und umkehren, ſo kann doch eine ſinnliche Anſchauung nicht eher zu einiger Stätigkeit und Beſtimmtheit gelangen, als bis ſie ſich mit dem Geſetze der Größe abgefunden hat. — Und nicht allein danach wird ein jeder fragen, der ſich mit der Beſchreibung eines Gemähldes genügen laſſen ſoll: auch wer der Meiſter ſey, und wenn dieſer ungewiß oder unbekannt iſt, aus welcher Schule, oder welchem Zeitalter er angehören möchte, wird der zu wiſſen begehren, der weiß, worauf es bei Betrachtung eines Gemähldes ankommt.

Alle dieſe Dinge hat Philoſtratos ſo gar nicht gedacht, daß wir dadurch wohl zu dem harten Urtheil berechtigt werden, wenn er ihm wirklich vor Augen ſtehende Gemählde ſo beſchreiben konnte, wie wir ſehn, daß er gethan hat, ſo werde daraus nur Eines klar, daß er völlig unfähig geweſen ſey als würdiger Beſchreiber eines Kunſtwerkes aufzutreten. Vielleicht wird man dagegen den ſcheinbaren Einwand erheben, Philoſtratos ſey durch die untergeordneten Einſichten ſeiner jugendlichen Zuhörer beſchränkt geweſen; er ſelbſt erzähle in den Eingangsworten ja ausdrücklich genug, daß er, vom Knaben veranlaßt, zu Knaben, nicht zu kunſtſinnigen und einſichtvollen Männern rede; jenen aber würde ein ſolches gründliches Eingehn höchſt langweilig geweſen ſeyn, und ſomit verdiene der Redner vielmehr Lob, der die Anforderungen ſeiner jungen Kunſtfreunde wohl zu beurtheilen verſtanden habe. Dieß muß man wohl eigentlich jeder Unbefangene zugeben, ohne daß dadurch

der eigentliche Streitpunkt irgend eine Veränderung erleidet. Denn sowie besondere Rücksichten dieser Art eintreten, — und sie waren beim Philostratos gewiß vorhanden — so muß der, der sie zugesteht, auch sofort die objective Treue der Schilderungen aufgeben. Es sind dann nicht mehr Beschreibungen; es sind Phantasien, vielleicht geistreiche und anziehende, über vorhandene Gemählde, die der, der diese auch gesehn hat, sinnvoll finden kann; aus denen sich aber die wahre Beschaffenheit des Gemähldes ebenso wenig wieder herausziehn und herstellen läßt, wie aus künstlichen Variationen eines Tonstückes das einfache Grundthema.

Erscheint nun der Redekünstler im hohen Grade tadelhaft wegen der Unterlassungen, die er sich hat zu Schulden kommen lassen, so sind doch seine Begehungsfunden fast noch schwerer. Es ist nämlich die nächst liegende Frage, wenn er jenes alles mit Stillschweigen übergehen konnte, was er dann noch zu beschreiben übrig behalten habe? Daß er vor allem auf den ethischen und pathetischen Ausdruck der Figuren Rücksicht nimmt, ist begreiflich: nur verstand sich dieser nach der jedesmaligen Handlung von selbst, und nie wird ein Gesicht, das wir nicht gesehn haben, uns dadurch veranschaulicht, daß uns die Leidenschaft genannt wird, die es grade beherrscht, oder die Höhe, die sie erreicht hat. Wo also nicht einzelne sinnvolle Züge angegeben werden können, durch die der Meister den Affect auf eine so neue als glückliche Weise auszudrücken gewußt hat, wie Timanthes den höchsten Grad der Trauer in Agamemnon's Gesicht bei Iphigenien's Opferung durch Verhüllung des Hauptes, solange wird auch durch bloße Heterzählung des vorwaltenden Gefühls nichts erreicht werden.

Was aber das Verwerflichste ist, Philostratos trägt in seine Bilder hinein, was er in keinem wirklichen gesehn haben kann.

Vor allem befremdet hier die gänzliche Verletzung der Einheit, sowohl in der Zeit als im Orte. Es wird genügen, hier den vorgeblichen Inhalt von ein Paar Gemählden kurz hervorzuheben. Eines stellt den Kampf des Herakles mit dem Antäos dar: der erstere ist im Begriff seine Löwenhaut abzulegen, um nackt zu ringen, und der andere rüstet sich gleichfalls zum Kampfe: dann, heißt es weiter, sieht man sie handgemein, und am Ende hat Herakles den Antäos überwunden und hält ihn hoch in die Luft. Hier ist der Ort zwar Einer und derselbe, aber die Handlung unleugbar eine dreifache. In dem darauf folgenden Gemählde, Herakles unter den Pygmäen, liegt der ermüdete Held im Sande mit geöffnetem Munde schlafend und stark athmend: der Gott des Schlafes ihm zur Seite, rings um ihn her ein andringender Schwarm der Zwerge. Aber plötzlich hat er sich in seiner ganzen Kraft emporgerichtet, lacht der Gefahr, die die winzigen Feinde ihm drohen, und wickelt die ganze Schaar in seine Löwenhaut. In einem andern Bilde, dem Amphion, bewegt dieser durch seinen Gesang die Steine, sie hören ihm zu, sie verbinden sich zur Mauer: ein Theil hat sich schon aufgethürmt, ein andrer ist im Begriff es zu thun: das hindert aber nicht, daß man nicht auch die Mauer vollendet sammt ihren sieben Thoren erblickt! — Dem Orte und der Zeit zugleich wird Hohn gesprochen im Tode des Pentheus. Dieß Bild zeigt uns die Chöre der Bakchantinnen auf dem Kithäron, wie sie in heiligem Wahnsinn den unter sie gerathenen Pentheus ergreifen und zerreißen: Bakchos schaut von einer Felsenhöhe zu. Aber auf demselben Gemählde erblicken wir auch Theben und die Burg des Kadmos: der Wahnsinn ist gewichen,

Trauer an die Stelle der Wuth getreten, klagend umgeben die Weiber das schöne Haupt des Pentheus, der beleidigte Gott selbst fühlt Mitleid, und Kadmos und Harmonia sind noch halb sie selbst, halb schon in ein Drachenpaar verwandelt. Ebenso bunt geht es in der Erziehung des Achilles her. Der Knabe, ein erjagtes Reh tragend, tritt zum Cheiron in die Grotte: aber er erscheint auch herangewachsen, zu Rosse mit seinem Lehrmeister das Blachfeld durchschweifend.

In der Erzählung hängt das alles und viel ähnliches zusammen: in Einem Bilde es zusammengedrängt zu denken, ist zwar nicht geradezu unmöglich, aber lächerlich. Die Merianischen Kupfer zu Gottfried's Chronik zeigen uns freilich auf Einem Täfelchen den Wilhelm Tell, wie er dem Hute Respect weigert, wie er den Apfel vom Kopfe des Sohnes schießt, wie er in Sturmesnöthen auf dem See schwankt, wie er sich durch den Wagesprung aus dem Nachen rettet, und wie er den Landvogt erlegt. Und in des anhaltischen Ritters Diederich von dem Werder deutscher Bearbeitung von Tasso's befreitem Jerusalem (1626) ist der Inhalt eines jeden Gesanges auf einer mäßigen Kupferplatte vollständig vor Augen gestellt. Ja, Tizian selbst hat den verlorenen Sohn in den drei verschiedenen Momenten seines Lebens, in seiner Liederlichkeit, seinem Elend und seiner Reue, zum Gegenstand Eines Bildes gemacht, und Mazzuoli den Raub der sabinischen Jungfrauen und die Aussöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten ebenso geschickt in Einem Gemählde zu verbinden gewußt. Aber daraus folgt keineswegs, daß auch eine ganze Reihe griechischer Mahler, die schon die Werke der größten Meister vor sich hatten, sich desselben widersinnigen Eingriffes des Mahlers in das Gebiet des Dichters durch eine Menge von Bildern schuldig gemacht hätte. Auch hat das keiner von denen zugeben mögen, die das wirkliche Vorhandenseyn einer vom Philostratos treu beschriebenen Gemählde-gallerie vertheidigten. Vielmehr hat Torkil Baden einen andern Ausweg entdeckt, auf dem als dem einzig aus der Verlegenheit führenden Heyne und Welcker ihm folgen. Jedes Gemählde nämlich, das der Redekünstler als Eines giebt, zerschneiden sie in soviel verschiedne, als verschiedne Handlungen in der Beschreibung enthalten sind. So ist denn freilich geholfen, aber auf eine Weise geholfen, die alles aus allem machen läßt. Und wozu diese sehr unkritische Willkühr? Um eine vorgefaßte Meinung durchzusetzen auf Unkosten des Schriftstellers, der dadurch zu Ehren gebracht werden soll.

Doch es ist auch behauptet worden, Philostratos bringe in seinen Beschreibungen Dinge vor, die er in keinem Bilde habe sehn können, weil sie durch die Mittel, durch die die Mahlerkunst wirkt, überall nicht darstellbar seyen. Ein Paar Beispiele werden auch hier genügen.

Themistokles erscheint von barbarischer Pracht umgeben in attischer Einfachheit und Würde vor dem Xerxes, den er bei Salamis besiegt hatte. Ohne Verlegenheit oder Befangenheit steht er in fester Haltung da, wie er auf dem Markt von Athen auf dem Rednersteine zu stehn gewohnt gewesen. Seine Sprache ist aber nicht die griechische: wir sehn ihn wie er Medisch redet, welches er dort gelernt hat. Wer daran Zweifelt, heißt es weiter, betrachte die Zuhörer, wie auf sie ihn verstehn. — Anderswo hört man Jungfrauen nicht bloß mit honigsüßer Stimme, sondern, was noch viel wunderbarer, ein Lied der Sappho singen, und unter den Andern, die an einer Weinquelle zechen und jauchzen, sieht man es einigen an, daß ihre

Zunge bereits ſtammelt. Auch in den Satyrn, deren Beſchreibung wir als die kürzeſte von allen ganz und möglichſt treu wiedergeben wollen, ſtoßen wir auf Unmögliches. — Die Worte lauten ſo:

„Keläná iſt der Ort, wie die Quellen und die Grotten lehren. Marſyas aber iſt fern, entweder weil er ſeine Heerden weidet oder in Folge ſeines Wettkampfes. Lobe nicht das Waſſer. Denn wenn es auch ſpiegelhell und zum Genuſſe lockend gemahlt iſt, ſo wirſt du doch den Olympos noch lockender finden. Geſänge wechſeln mit ſeinem Flötenſpiel. In zarten Blumen ruht der Zarte, den Schweiß mit dem Thau der Wieſe miſchend, und der Abendwind fodert ihn auf, durch ſeine Locken hauchend. Er aber ſendet ſeine Hauche dem Winde entgegen, indem er den Odem tief aus der Bruſt holt. Flötenrohre, ſchon tönend, liegen neben ihm, und Eiſengeräth, womit die Pfeifen durchbohrt werden. Satyrſchaaren aber, in Liebe zu ihm entbrannt, ſchauen auf den Jüngling, braunroth und grinzend. Dem Einen gelüſtet, ſeine Bruſt zu berühren, dem andern ſeinen Nacken zu umſchlingen, dem dritten einen langen Kuß zu ſchlürfen. Auch ſtreuen ſie Blumen und knien vor ihm wie vor einem Götterbilde. Aber der Schlaueſte unter ihnen, die noch warme Flöte ergreifend, verſchlingt ſchier das Mundſtück und meint ſo den Olympos zu küſſen, ja ſeines Anhauches zu genießen."

So wenig ich dieſer Scene als ein proſaiſches Idyll betrachtet den Werth lebendiger Schilderung und einer gut auslaufenden Spitze verſagen möchte, ſo widerſinnig und abgeſchmackt ſtellt alles ſich aus dem Geſichtspunkte eines Gemähldes dar. In welchen Angelegenheiten Marſyas abweſend war, iſt für das Bild völlig gleichgültig: keine von beiden Veranlaſſungen modificirt die Darſtellung: daher weiß der Beſchreiber ſelbſt nicht, welche die wahre iſt. Nun zieht ein ganzer Schwarm von Unmöglichkeiten heran: wie man dem flötenden Olympos anſehn ſoll, daß er zwiſchen dem Spiele ſingt, wie die Miſchung des Schweißes mit dem Thau anſchaulich wird, wie das Entgegenhauchen gegen den Abendwind, wie das Ertönen der eben geſchnitzten, neben ihm liegenden Pfeifen, wie die mancherlei, genau unterſchiedenen Gelüſte der verbuhlten Satyrn, wie die noch von des Jünglings Lippen in der Einen Flöte nachgebliebene Wärme, ohne deren Empfindung man nichts von der gerühmten Schlauheit des Satyrs merkt, — das alles geſtehe ich nicht zu begreifen.

Da nun aber jeder Abſchnitt des Philoſtratiſchen Werkes zu ähnlichen Ausſtellungen Stoff beut, ſo geht aus den dargelegten Wahrnehmungen unleugbar hervor, daß der Redekünſtler — wenn er nach vorhandenen Gemählden gearbeitet hätte — ſeine Aufgabe ſo ſchlecht wie nur irgend möglich gelöſt, und nur das Eine bewieſen haben würde, daß er auf dem Gebiete der Kunſt ein Fremdling ſey. Aber auch als Beitrag zur Archäologie der Mahlerei iſt die Schrift werthlos, weil ſie das ausläßt, was vor allem zu erwarten, ja zu fodern war, während ſie giebt, was nicht zur Sache gehört, und an die Stelle beſonnener geſchichtlicher Ueberlieferung ein alle Kunſt vernichtendes Nebeln und Schwebeln ungeregelter Einbildungskraft ſetzt. Zugleich aber leuchtet ein, daß diejenigen, die vorgefaßter Meinung anhangend, den Philoſtratos dadurch zu Ehren bringen wollen, daß ſie ihn auf den feſten Boden der Autopſie verſetzen, ihm grade umgekehrt einen äußerſt ſchlechten Dienſt erzeigen, indem ſie ihn zum faden Schwätzer über Dinge machen, von denen er nichts verſteht.

In einem viel günſtigern Licht ſtellt ſich uns die Schrift dar, ſobald wir ſie als ein freies Erzeugniß der Phantaſie ihres Verfaſſers ohne eine beſtimmte äußere Grundlage betrachten. Daß Philoſtratos, ein nicht geiſtloſer Mann, auf ſeinen vielen Wanderungen durch die gebildetſten Theile der Erde manches edle Werk der Mahlerkunſt geſehn, auch genau betrachtet haben mag, will ich ſo wenig in Zweifel ſtellen, daß ich vielmehr ſelbſt zu vermuthen geneigt bin, es ſey davon manche Erinnerung in ihm geblieben, mancher einzelne Zug in ſeine Gemählde verwebt. Wie weit aber das von der Beſchreibung beſtimmter Bilder in einer beſtimmten Sammlung entfernt iſt, bedarf keiner beſondern Ausführung.

Zu der Annahme aber, daß Philoſtratos, auch in dieſer Schrift ganz als Sophiſt verfahrend, nichts anders als geiſtreiche Unterhaltung im Geſchmack ſeiner Zeit durch lebhafte und mannigfaltige Schilderung der verſchiedenſten, theils geſchichtlich begründeten, theils ſelbſt erfundenen Lebensmomente bezweckt habe, zu dieſer Annahme berechtigt uns der verwandte Charakter aller übrigen Philoſtratiſchen Werke ebenſo ſehr, wie der damalige Zuſtand des ſchriftſtelleriſchen Treibens beſonders unter den Griechen. In Göthe's Bemerkung, ſich an hiſtoriſch-politiſchen Stoffen zu üben, ſey den Redekünſtlern jener Zeit verboten, moraliſche Probleme ſeyen aber abgedroſchen geweſen, wodurch ihre widerlegte Behandlung ihren Reiz verloren gehabt, liegt — das ganz ungeſchichtliche und durch manches erhaltne Werk thatſächlich widerlegte Verbot ausgenommen — ſoviel Wahrheit, daß ich ihr unbedingt beitrete. Sie erklärt es zur Genüge, wie ein Sophiſt, in dem das alte Kunſt- und Schönheitsgefühl der Griechen noch keineswegs erloſchen war, um zu gefallen auf den Gedanken kommen konnte, die durchaus verbrauchte, in der Gegenwart keine lebendigen Anknüpfungspunkte mehr findende Form der Rede mit der der Schilderung oder Beſchreibung zu vertauſchen. Dieſe eröffnete dem gebildeten und bewegten Geiſte ein unbegrenztes Feld, und bot die reichſte Gelegenheit dar, alle Künſte der Sophiſtik geltend zu machen.

Es darf dabei nicht überſehn werden, daß grade dieſe ſpätern Jahrhunderte, nachdem die bildenden Künſte unter Hadrian ihren letzten, kurzdauernden Aufſchwung verſucht hatten, ſich in redneriſchen Nachſpielen und Kunſtphantaſien zu ergehn liebten. Vielfache Beweiſe enthalten die Werke des Lucian: und wie die beſten unter den dem Geiſte des Philoſtratos am nächſten verwandten Erotikern ſich in ihren Erzählungen kaum ohne die Einſchaltung einer Gemählde beſchreibung behelfen zu können glaubten, das lehrt der Hirtenroman des Longos, der gleichſam aus einem Bilde herausgeſponnen wird, das nicht minder des Achilles Tatius Kleitophon und Leukippe und die Aethiopika des Heliodor, in welchen beiden ahndungsvolle Bilder eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen. So rufen dieſe Spätlinge auf ihre eigne Weiſe ins Leben zurück, wozu Joniens und Böotiens älteſte Sänger in ihren Schilden des Achilles und des Herakles das erſte Vorbild gegeben hatten.

Möchte man jedoch dem Philoſtratos gern eine ernſtere und tiefere Abſicht unterlegen, als die gewöhnliche ſophiſtiſche, müßig zu unterhalten und zu ergötzen, ſo würde es wohl nicht grade widerſinnig ſeyn zu muthmaaßen, er habe — durch den überhand nehmenden Verfall der Kunſt angeregt — ſeinen Zeitgenoſſen würdige Gegenſtände für mahleriſche Behandlung nebſt mancherlei nutzbaren Andeutungen und Motiven entgegenbringen wollen, um ſie dadurch von ſchlecht gewählten, widerſtrebenden Stoffen und nichtsnützigen Spielereien

abzulenken, ohngefähr ſo wie Parthenios, hundert und funfzig Jahre früher, dem Cornelius Gallus eine Sammlung minder bekannter Liebesgeſchichten mit meiſt tragiſchem Ausgange widmete, um das in griechiſcher Proſa Dargebotene zu römiſchen Elegien veredelnd umzugeſtalten. Doch bin ich weit entfernt, dieſer Vermuthung ein beſonderes Gewicht zuzuſprechen.

Nur den von vorhandenen Kunſtwerken unabhängigen Urſprung der Gemählde des Philoſtrates habe ich wahrſcheinlich zu machen gewünſcht, und hoffe wenigſtens dadurch nicht gegen die Aſche des Sophiſten gefrevelt zu haben.

Herakles der Dreifußräuber auf Denkmalen alter Kunst und über die vorgebliche Cortina auf diesen Denkmalen.

[Hierzu die Abbildung Tab. I. [1]]

Bei der vielseitigen Wechselwirkung, in der sich uns alle einzelnen Erscheinungen des altgriechischen Volkslebens darstellen, würde es auch ohne thatsächliche Zeugnisse anzunehmen erlaubt seyn, daß auch die nahverwandten Hervorbringungen der Dichtkunst und der bildenden Künste einander mannigfach berührt, bedingt, gefördert und veredelt haben. Aus Einem kraftvollen Naturſinne hervorgegangen, durch Ein lauteres Gefühl für wahre Schönheit gebildet, aus Einer Götter- und Heldensage ihre Stoffe entnehmend, von Einer großen vaterländischen Begeisterung durchdrungen und Einem Volksleben zu öffentlicher Verherrlichung bestimmt, mußten die Erzeugnisse verschwisterter Künste, alle Entwicklungsstufen hindurch, die Familienähnlichkeit bewahren, die stets dem Volksthümlichen aufgeprägt ist. Auch hat es nicht an Alterthumsforschern gefehlt, die theils an dem gesammten Bildungsgange der Poesie und der bildenden Künste, theils an einzelnen Ueberresten aus beiden Gebieten die folgenreichen Wechselbeziehungen nachgewiesen, und dadurch in manche Dunkelheit Licht gebracht haben.

Minder beachtet scheint es bisher geblieben zu seyn, daß — soweit wir von noch Vorhandenem auf einst vorhanden Gewesenes zurück zu schließen berechtigt sind — einzelne Mythen vorzugsweises Eigenthum Einer von beiden Darstellungsweisen geblieben sind, und entweder der dichterischen Vergeistigung oder der plastischen Veranschaulichung allein angehört haben. Dieses einem waltenden Zufall beizumessen, wäre allerdings das bequemste; und die chaotische Willkühr, die sich in den künstlerischen Hervorbringungen unserer Zeit nur allzu oft geltend macht, die kein innerliches Band anerkennend durch die fernsten Zeiten und Völker umherschweift, und nur den Eingebungen des Augenblicks zu gehorchen scheint, könnte dem an die Gegenwart gebundenen, aus ihr alles Vergangene beurtheilenden dazu eine Art von Befugniß geben. Darf nun auch diese Anwendung auf die alte Kunst, die auf festeren Grundlagen ruht, im Allgemeinen unbedenklich abgelehnt werden, so wird sich doch schwerlich ein einziger Grundsatz ermitteln lassen, aus dem eine so auffallende Erscheinung überall befriedigend gedeutet werden könnte. Am wenigsten aber liegt es im Zweck dieser Abhandlung, einen solchen Versuch zu machen; viel-

1) [Nach Müller und Oesterley, Denkmäler der alten Kunst, Bd. I, Heft I, Taf. XI, Nr. 41.]

mehr begnügt ſie ſich, das im Allgemeinen Bemerkte an einer einzelnen Sage nachzuweiſen, die ſich bei keinem der uns bekannten Dichter des Alterthums auch nur in gelegentlicher Anſpielung erhalten hat, wohl aber Gegenſtand einer bedeutenden Reihe von Werken der bildenden Kunſt geworden iſt.

Dieß iſt der Mythos vom Raube des delphiſchen Dreifußes durch Herakles und von ſeiner endlichen Zurückgabe an das Heiligthum, aus welchem ſtürmiſche Rachſucht ihn entführt hatte.

Die älteſte Quelle der Erzählung iſt für uns Apollodor [1]). Herakles hatte ſeinen Gaſtfreund, den Oichalier Iphitos, Eurytos' Sohn, argliſtigerweiſe erſchlagen. Die Götter züchtigten ihn für die Frevelthat durch eine Krankheit, die nach ihm die Herakleiſche genannt wurde. Um zu erkunden, wie er Befreiung von ihr erlange, wanderte er nach Delphi. Da aber die Pythia ſich weigerte, dem mit ſchwerer Blutſchuld Befleckten Antwort zu geben, ergrimmte er und raubte den prophetiſchen Dreifuß, um anderswo ein eignes Orakel zu gründen. Apollon verfolgte ihn: da es aber zum Kampfe kommen ſollte, ſchleuderte Zeus ſeinen Blitz zwiſchen die Streitenden, und trennte ſie. Herakles aber empfing nun vom Orakel den Ausſpruch, dann erſt werde ſeine Krankheit von ihm weichen, wenn er als Sclave verkauft würde, drei Jahre in Knechtſchaft verlebte, und ſeinen Kaufpreis — nach Pherekydes drei Talente [2]) — dem Eurytos als Blutſühne für den getödteten Sohn darbrächte. Durch ſeine Dienſtzeit bei der Omphale wurde der Götterſpruch erfüllt.

Ohne weſentliche Abweichungen, aber kürzer im Ganzen, ausführlicher in Einzelheiten überliefert dieſelbe Sage Pauſanias [3]). Er weiß den Namen der delphiſchen Prieſterinn, Xenokleia, und führt einen Hexameter an, den ſie dem Räuber nachgerufen habe:

Herakles aus Tiryns iſt ein anderer, nicht der Kanober,

denn früher ſey auch der ägyptiſche Herakles in Delphi geweſen, aber offenbar ohne Frevel an dem Beſitze des Heiligthums zu verüben, wie jetzt der tirynthiſche, der ſich dadurch nicht zu ſeinem Vortheil von jenem unterſchied [4]). Der Zuſatz des Pauſanias, dieſe Erzählung habe Dichter veranlaßt, von einem Kampfe des Herakles mit dem Apollon zu ſingen, iſt das einzige vorhandene Zeugniß, daß dieſem Stoffe auch poetiſche Behandlung zu Theil geworden iſt. Aber aus der obenhinſtreifenden Eil jener Erwähnung wird es höchſt wahrſcheinlich, daß der Reiſebeſchreiber ſelbſt dieſe Gedichte nicht mehr gekannt, ja nicht einmal die Namen ihrer Urheber gewußt hat, daß ſie alſo keineswegs zu den bekannten Herakleen, ſondern in eine frühere Zeit gehörten.

In Verbindung hiermit ſteht eine uralte Stammſage von der lakoniſchen Seeſtadt Gythion, die uns gleichfalls Pauſanias erhalten hat [5]). Die Gy-

1) Apollod. II, 6, 2, 3. nebſt Heyne's obss. p. 180 vgl. Diod. IV, 31.

2) Pherecyd. ap. Schol. Odyss. XXI, 23. Sturz Fragm. Pherec. p. 172 vgl. Müller's Dorier, Th. I, S. 416.

3) Pausan. X, 13, 7 f. vgl. VIII, 37, 1.

4) Zoega bassiril. ant. di Roma., Vol. I, p. 100 hat den Sinn dieſer wie mancher andern durch Kürze dunkeln Stelle des Pauſanias unſtreitig richtig gefaßt: allora impaurita la profetessa esclamò paragonando il Tirinzio all' Ercole d'Egitto.

5) Pausan. III, 21, 7.

theaten erkannten keinen ſterblichen Erbauer ihrer Stadt an, ſondern führten die Gründung derſelben auf den Herakles und Apollon zurück: beide Götter hätten ſie, nach ihrem Kampf um den Dreifuß, gemeinſchaftlich, gleichſam ein Pfand ihrer Verſöhnung gegründet: eine Erzählung, ganz ähnlich der des Nikandros und Athenadas bei Antoninus Liberalis [1]) vom Wettſtreit zwiſchen Herakles und Apollon um den Beſitz von Ambrakia, der ebenfalls durch gütlichen Vergleich beigelegt wurde.

Die gytheatiſche Stiftungsſage ſcheint aber darauf hinzuweiſen, daß Herakles mit dem geraubten Dreifuß bis zu dem Orte entkommen ſey, wo ſich nachmals die Stadt erhob, daß er hier vom nacheilenden Apollon eingeholt wurde, und der entſcheidende Kampf beginnen ſollte, den nach Apollodor der Blitz, nach Hyginus [2]) der bloße Befehl des Zeus trennte. Eine andere Ueberlieferung dagegen, die wir nur aus einer kurzen Erwähnung des Plutarch kennen, ließ den Herakles ſeinen Raub ungehindert nach der arkadiſchen Stadt Pheneos am Gebirg Kyllene bringen, und dort ein neues Orakel gründen, wofür nachmals der ſtrafende Zorn Apollon's über die Pheneaten kam, die er durch Ueberſchwemmung vertilgte [3]).

Ueber die Veranlaſſung des Dreifußraubes ſchweigt Pauſanias gänzlich, und da er ſelbſt alles mitzutheilen verheißt, was er von der Sache erkunden gekonnt, ſcheint er nichts Näheres darüber gewußt zu haben. Daß jedoch auch hierin die alte Ueberlieferung ſich verſchiedenartig ausgebildet hatte, beweiſen Hyginus und Servius [4]), die die Krankheit des Herakles nicht von dem am Iphitos verletzten Gaſtrecht, ſondern von dem Morde ſeiner Gattinn Megara und ihrer Söhne herleiten. Nach dem Scholiaſten zum Pindar aber hatte er einen Trachinier erſchlagen, und ſuchte in Delphi wegen der Sühnung Rath: da aber die Pythia des Gottes Anweſenheit verleugnete, und nicht antworten wollte, ergrimmte er, und verübte die Gewaltthat [5]). Ja Plutarch verſteigt ſich ſogar bis zu einer ſymboliſchen Auslegung, die man indeß wohl eher für parodiſchen Scherz, als für wirklichen Ernſt nehmen darf [6]).

Dieſe Abweichungen können bei der Vielgeſtaltigkeit, die allen Heraklesmythen eigen, der Grundbedeutung derſelben natürlich iſt, nicht beſonders auffallen. Darum darf auch die Verſicherung des Cicero, die Johannes Laurentius der Lyder wiederholt [7]), der Dreifußräuber ſey gar nicht der thebaniſche oder tirynthiſche Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, ſondern von den ſechs Heroen dieſes Namens, die er annimmt, der älteſte, der Sohn des älteſten Zeus und der Lyſito oder Lyſithoe, nach Johannes Laurentius einer Okeanide, für nichts anderes genommen werden, als für eine der

1) Antonin. Lib. IV.

2) Hygin. Fab. XXXII.

3) Plutarch. de sera num. vind. cap. 12. Aus Münzen folgert Müller. Dorier, Th. 1, S. 432, daß nach einer böotiſchen Sage Herakles den Dreifuß nach Theben und zwar in das Hemenion getragen habe.

4) Hygin. Fab. XXXII. Serv. ad Virgil. Aen. VIII, 300.

5) Schol. Pind Olymp. IX, 43, p. 214 Bh.

6) Plutarch. de ei ap. Delph. cap. 6.

7) Cic. de nat. Deor. III, 16, wo Creuzer mit Recht die Lesart Lysithoe herausſtellt hat, vgl. Jo. Laurent. Lyd. de mens. IV, 16, p. 224. Röther.

vielen verunglückten Bemühungen, die Mythenwelt nach denſelben Geſetzen zu behandeln wie die geſchichtlichen Zeitalter. Kam doch auf demſelben Wege ſein gelehrterer und an ſchärferes Verfahren gewöhnter Freund Varro dahin, vier und vierzig von ihm gehörig unterſchiedene Herakles anzunehmen [1]).

Wichtiger wäre es, zu wiſſen, welchem griechiſchen Stamme die Sage vom Dreifußraube vorzugsweis angehört habe. Und hier ſcheint man ſich für den Peloponnes entſcheiden zu müſſen. Denn außer dem bedeutenden Zuſammenhang, in welchem wir ſie mit der Gründung von Bythion und mit dem Geſchick von Phenees geſehen haben, läßt Pauſanias [2]), wie ſich weiterhin zeigen wird, ſie auch in Verbindung mit dem Heiligthum der Delpoina bei Akakeſion in Arkadien erſcheinen, und ebenſo gehört von den erhaltenen plaſtiſchen Denkmalen wenigſtens Eins der Halbinſel an.

Zwar befand ſich auch unter den delphiſchen Tempelſchätzen noch zu Pauſanias' Zeit ein auf denſelben Mythos bezügliches großes Kunſtwerk, auf das wir noch einmal zurückkommen werden. Aber theils war dieß ein dorthin geſtiftetes Weihgeſchenk, theils erfolgte die Weihung ſelbſt nicht füglich vor dem Anfange der 74. Olympiade. Denn die Phokier widmeten es, als ſie kurz vor der Thermopylenſchlacht, dem klugen Rath des Wahrſagers Tellias folgend, ihre Gegner die Theſſalier am Parnaß überfallen und ihnen eine ſchwere Niederlage zugefügt hatten [3]). Dabei iſt es wohl nicht bloßer Zufall, daß ſowohl der Urheber des Sieges, als die Verfertiger des Kunſtwerkes Peloponneſier waren, jener aus Elis, dieſe aus Korinth.

Ob nun aber, wie ein neuerer ſcharfſinniger Gelehrter vermuthet [4]), dieſes Tragen des Dreifußes nichts anderes, als eine Verpflanzung des Apollondienſtes bedeute, die am ſchicklichſten dem Herakles als beſtändigem Schützer und Förderer jenes Cultus zugeſchrieben werde, oder ob die Sage ſich aus dem uralten eiferſüchtigen Gegenſatze zwiſchen dem Feſtlande von Hellas und dem Peloponnes herausbildete, darf hier unerörtert bleiben. Es würde dazu erforderlich ſeyn, das ſtreitige Verhältniß des Apollondienſtes zu den doriſchen Stämmen überhaupt einer neuen Prüfung zu unterziehn: dieſe aber würde uns gänzlich vom Zwecke der gegenwärtigen Unterſuchung ableiten. Wir verlaſſen alſo gern dieſen ſchlüpfrigen Boden, um ihn mit dem ſicherern zu vertauſchen, den uns die Beſchreibung und Anſchauung hieher gehöriger Kunſtdenkmale darbeut.

Sowie der Mythos vom Dreifußraube uns vorliegt, und wahrſcheinlich mehr durch Logographen und Städteſagen, als durch Herakleendichter erhalten iſt, zeigt er dem bildenden Künſtler zwei Hauptmomente der Darſtellung, den Augenblick des Raubes und den der Verſöhnung: an die letztere knüpft ſich die Zurücklieferung nach Delphi, die Reinigung des frevelhaft angetaſteten Tempelgeräthes und ſeine Wiederaufſtellung im Heiligthum natürlich an. Da aber der Raub nur durch das Gegenſtreben des rechtmäßigen Beſitzers zur Anſchauung gebracht werden konnte, ſo mußte er ſofort als unmittelbar

1) Vorausgeſetzt, daß die Stelle bei Serv. ad. Virg. Aen. VIII, 564, unverdorben iſt.

2) Pausan. VIII, 37, 1.

3) Herodot. VIII, 27. Pausan. X, 13, 3. 4. vgl. X, 1, 4. Müller's Orchem., S. 115. Sillig. catal. artif., p. 16.

4) Müller's Dorier, Th. I, S. 432.

bevorſtehender oder ſchon begonnener Kampf zwiſchen Apollon und Herakles erſcheinen. Das erſtere aber verdiente den Vorzug, weil auch die Sage nirgends ausdrücklich vom Ausbruch des Kampfes ſpricht, und die Verknüpfung der höhern helleniſchen Kunſt mit dem Dienſte der Götter diejenigen nicht ohne dringende Noth im Handgemenge darſtellen konnte, zu deren Verherrlichung ſie beſtimmt war. So aber, im Moment aufgeregteſter, jedoch noch in Schranken gehaltener Kraft einander gegenübergeſtellt, gaben Gott und Heros, beide gleich geneigt, der Eine ſeinen Raub zu vertheidigen, der andre ſein Eigenthum um jeden Preis wieder zu erringen, ein würdiges, lebensvolles, den verſchiedenſten Gattungen der Kunſtausübung zuſagendes Bild.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen über die künſtleriſche Benutzbarkeit der Sage, ſtellen wir das Wenige zuſammen, was uns über ihre wirkliche Benutzung zu Bildwerken aus dem Alterthum geſchichtlich überliefert iſt: leider iſt Pauſanias dabei unſer einziger Gewährsmann.

Er erwähnt dreier plaſtiſcher Behandlungen unſrer Sage. Das einfachſte dieſer Werke ſah er im Heiligthum der Deſpoina bei Akakeſion: im Vorhofe zeigte ein Anaglyph in weißem Marmor den Herakles, der dem Apollon den Dreifuß entreißt [1]). Um eine Geſtalt reicher ſcheint das zweite, ein rundes Werk auf dem Markte von Gythion geweſen zu ſeyn, Apollon und Herakles und in ihrer Nähe Dionyſos. Doch geht aus den Worten des Pauſanias nicht deutlich hervor, ob der letztere urſprünglich zur Gruppe gehörte und vom Künſtler im Zuſammenhang mit ihr gedacht war, oder ob ſpäterhin ein Zufall ihn in die Nähe derſelben gebracht hatte. Sonſt wenigſtens erſcheint Dionyſos nicht in Verbindung mit dieſer Sage; und grade da, wo die Ausgeſöhnten dargeſtellt waren, würde eher Zeus als Vermittler zu erwarten geweſen ſeyn. Daß der Reiſebeſchreiber des Dreifußes gar nicht gedenkt, berechtigt zu der Annahme, daß er nicht vorhanden geweſen: ſeine Zurückgabe als Bedingung des geſchloſſenen Vertrags mußte bereits erfolgt ſeyn: darum fehlte er hier mit Recht [2]).

Zuſammengeſetzter war das dritte Denkmal, das phokiſche Weihgeſchenk in Delphi, gleichfalls ein rundes Werk und wohl aus Erz, das Herodot vor dem Tempel, Pauſanias nachmals in dem Schatzhauſe zu Korinth ſah. Herakles und Apollon haben den Dreifuß gefaßt, und ſind im Begriff zum Kampfe zu ſchreiten: Leto aber und Artemis beſänftigen den Apollon, den Herakles ſeine ſtete Gefährtinn und Schirmerinn Athene. Die Bildſäulen der Athene und Artemis hatte Chlonis, die übrigen Dipoinos und Amyklaios gemeinſchaftlich gearbeitet, alle drei korinthiſche Bildner aus den Zeiten zunächſt vor dem erſten Einfall der Perſer in Griechenland, alſo Zeitgenoſſen des Ageladas, Onatas und Pythagoras [3]). Hätte Pauſanias von den beiden zuerſt erwähnten Werken die Meiſter gewußt, er hätte ſie uns gewiß nicht verſchwiegen: ſie waren alſo zu ſeiner Zeit nicht mehr bekannt, welches auf die Vermuthung führt, daß die Arbeiten bedeutend älter waren, als das phokiſche Weihgeſchenk, von geringerm Kunſtwerth und Ueberreſte des frühern lebhaften Kunſtbetriebs

1) Pausan. VIII, 37, 1.

2) Pausan. III, 21, 8.

3) Pausan. X, 13, 7, vgl. Müller in Böttiger's Amalth., Th. I, S. 132. Sillig. catal. artif., p. 16.

bei den peloponneſiſchen Doriern, womit Oertlichkeit und Veranlaſſung übereinſtimmen.

Wieviel reicher aber das Alterthum an bildlichen Darſtellungen dieſes Götterſtreites geweſen ſeyn muß, lehrt die nicht unbedeutende Anzahl derer, die auf unſere Zeit gekommen ſind. Wir zählen, ſoviel ich weiß, ihrer eilf oder zwölf, ſechs Anaglyphe, zwei geſchnittne Steine, drei Vaſengemählde und vielleicht Ein rundes Werk: freilich, wie ſich zeigen wird, ein Reichthum, der nicht ganz ſo groß iſt, wie er ſcheint.

Wir beginnen die Muſterung mit dem zuletzt genannten runden Werke, dem wir ſogleich eine Andeutung des Zweifels haben beifügen müſſen.

Bei Oſtia wurden zu gleicher Zeit und an Einem Orte vier lebensgroße Marmorbildſäulen, ihrem Style nach aus der beſten römiſchen Kaiſerzeit, gefunden. Sie alle ſtellen den Herakles dar, und in dreien erkannte man aus den Beiwerken leicht den Sieger über die Roſſe des Diomedes, über den Geryon und über den Cerberus. Das Beiwerk des vierten iſt durch die Zeit ſo gut wie unkenntlich geworden: Viſconti jedoch, der im Pio-Clementiniſchen Muſeum von allen vier Denkmalen eine Abbildung und Beſchreibung gegeben hat [1], ſäumte nicht, darin den delphiſchen Dreifuß zu entdecken. Aber ſchon Zoega erklärte das höchſt beſchädigte und lückenhafte, dazu ſchlecht ergänzte Werk für viel zu unvollkommen erhalten, um zu irgend einer beſtimmten Deutung zu berechtigen [2]. Wir glauben hinzufügen zu dürfen, daß Viſconti's Deutung an ſich unzuläſſig und durchaus verwerflich iſt. Die Sage vom geraubten Dreifuße blieb, weil ſie nie allgemeine Volksſage geworden war, ſtets aus dem Kreiſe der zwölf Hauptthaten des Helden ausgeſchloſſen. Dieſe waren es, die von den Heraklesdichtern gefeiert wurden: ſie finden ſich gleichfalls in zahlreichen Kunſtwerken, bald alle, bald einige derſelben beiſammen. Sowie aber unter die zwölf Zeichen des Thierkreiſes nie ein andres Sternbild gemiſcht wurde, ebenſo ſcheint es ein frühes, durch Dichter und Künſtler begründetes Herkommen geworden zu ſeyn, wenn man auch von den Hauptarbeiten des Herakles einzelne einzeln darzuſtellen kein Bedenken trug, doch keines ſeiner untergeordneten Wagniſſe mit jenen in Eine Reihe zu ſtellen. Da nun aber die drei unzweifelbaren Bildſäulen ſich auf drei ſeiner Großthaten beziehn, die vierte aber unverkennbar mit dieſen in urſprünglichem Zuſammenhange ſteht, glauben wir annehmen zu dürfen, daß auch ſie ſich auf einen Kampf aus demſelben Sagen- und Kunſtkreiſe bezogen haben muß. Auf welchen? vermögen wir um ſo weniger zu beſtimmen, als die Abbildung im Pio-Clementiniſchen Muſeum uns nicht einmal in den Stand ſetzt, zu unterſcheiden, was alte Arbeit oder neue Ergänzung iſt. Sowie die Kupferplatte uns vorliegt, wird man zuerſt an den Sieg über den Löwen von Nemea erinnert.

Wenn wir ſonach wohl darauf Verzicht leiſten müſſen, den Dreifußraub in einem runden Werke erhalten zu ſehn, ſo ſind dagegen die übrigen Denkmale jedem Zweifel entnommen.

Unter den ſechs Anaglyphen gedenken wir zuerſt des dreiſeitigen Kandelaberfußes aus pentelikiſchem Marmor, der mit Recht den erſten Zierden der

1) Museum Pio-Clementinum, Vol. II, tav. 5—8, p. 9 sq.

2) Zoega bassiril. ant. di Roma, T. II, p. 71.

dresdner Antikensammlung beigezählt wird [1]). Er hat den Vorrang vor allen übrigen, nicht bloß an Alterthümlichkeit des Styls, an Schönheit der Arbeit, an Größe des Maaßstabes und an wunderähnlicher Vollkommenheit der Erhaltung, sondern auch darum, weil er den Mythos mit mehr Ausführlichkeit als irgend ein andres altes Werk durch einen Cyklus von drei zwar in sich abgeschlossenen, jedoch einander ergänzenden Darstellungen hindurchführt, indem nur das erste Seitenfeld den Raub des Dreifußes, das zweite und dritte seine Zurückgabe und Wiedereinweihung zeigt. Auf dem ersten Felde, von dem wir hier allein zu sprechen haben, erscheint zur Linken Herakles, nackt, mit Ausnahme der über den Kopf gezogenen, unter demselben mit den Tatzen zusammengeschürzten Löwenhaut, die über den Rücken hinunterreicht, auf der linken Schulter den Dreifuß, den der linke Arm umschlingt, in der linken Hand den doppelt geschweiften skythischen Bogen, in der Rechten die rückwärts bis zur Höhe des Kopfes emporgeschwungene Keule; der Schritt wie die ganze Gestalt linkshin gewendet, nur der Kopf gegen den nachschreitenden Apollon zurückgedreht, dem auch die gehobene Keule gilt. Der Dreifuß, der Mittelpunkt der ganzen, sich von rechts nach links bewegenden Handlung, übrigens alterthümlich einfach, gehört wegen der drei ringförmigen Handhaben am obern Rande zu denen, die schon Homer geöhrte (ὠτώεντες) nennt [2]). Apollon ist die Rechte bereits an denselben gelegt: in der Linken hält er den griechischen, nur an beiden Enden ein wenig gekrümmten Bogen: seine Bekleidung ist ein schmales shawlähnlich zusammengefaltetes Gewand, das von den Schultern über beide Oberarme herabfällt, an beiden Enden aber wie in einen Fisch- oder Schwalbenschwanz ausläuft. Herakles ist unbärtig wie Apollon: es letztern mit dem Lorbeerkranz geziertes Haar am Hinterkopf schneckenförmig aufgewunden, zu jeder Seite in zwei steif gedrehten Zöpfen auf der Brust liegend: die Gestalten selbst, nach dem Urtheil eines bewährten Kenners [3]), zwar noch sehr schmächtig und die Bewegung steif, doch die Glieder nicht ohne Zierlichkeit und die Köpfe wohlgebildet, besonders der des Herakles schon hier mit Gesichtszügen, die als Entwurf seines späterhin durch Myron und Lysippos vollendeten Ideals gelten können: zwischen Herakles und Apollon auf dem Boden ein architektonisch leicht verziertes halbes Eirund, nach der angenommenen Deutung der aus dem Dreifuß gefallene, umgestürzte Kessel, d. Cortina der Römer. Jedes der drei Felder ist von einem einfachen Rhmen umgrenzt, außerdem ober- und unterwärts mit arabeskenartiger Verzierung eingefaßt, die am Untersatze vorzüglich reich ist, Schnörkel mit blattähnlichen Auswüchsen, Rosen, Früchte, an jeder Ecke des Sockels eine Silenen- oder Priaposgestalt mit ungeheuern, phantastisch geschweiften Zittigen, in der Mitte hinter einem mächtigen Krater hervorragend ein Pan oder Satyr: dieß alles wie ein muthwilliger, den Ernst der Hauptdarstellung

1) A. G. Becker's „Augusteum", Th. I, Tafel 5, 6, 7, S. 39 fg. H. Hase, „Verz. d. dresdner Antikensamml.", Nr. 99, S. 31, vgl. Böttiger's „Andeutungen zu Vorles. über die Archäol.", S. 59. Welcker in den „Heidelb. Jahrb. für Philol., Hist. und Kunst", 1810, Heft 10, S. 258, wo Becker's symbolische Deuteleien mit Recht verworfen werden, und Müller de tripode Delphico, 1820, [S. Tab. I.]

2) Iad. XXIII, 261 513. Müller de tripode Delph., p. 13.

3) Hinr. Meyer's „Gesch. der Kunst bei den Gr.", Th. I, S. 27.

parodirender Scherz, in demſelben Sinne gedacht, in welchem üppige, lebensreiche bakchiſche Züge an Sarkophagen [1]).

Mit dieſem Denkmale ſtimmt ein zweites Anaglyph in allem Weſentlichen überein, nur daß es keine Einfaſſung hat. Es ward in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf Cerigo, dem alten Kythera gefunden, wohin es — ein Beweis mehr für die peloponneſiſche Heimath der Sage — aus dem benachbarten Sparta gekommen ſeyn ſoll. Von Cerigo wurde es im Jahre 1758 durch den venetianiſchen Admiral Jacob Nani in das ſeiner Familie gehörige Muſeum nach Venedig gebracht, wo Paciaudi es ſah, dem wir eine, wenn auch ſchlechte Abbildung in den „Monumenta Peloponnesiaca" verdanken [2]). Sehr gelitten hat die Geſtalt des Apollon, von der der größere Theil des Leibes fehlt.

Dieſen beiden durchaus ähnlich iſt eine dritte halberhobene Arbeit aus der Villa Albani die Zoega in den „Bassirilievi di Roma" mitgetheilt hat [3]). Sie ſcheint der auf dem dresdner Candelaberfuße noch ähnlicher zu ſeyn, als die von Cerigo, inſoweit man der Abbildung bei Paciaudi trauen darf. Aber ſie iſt noch übler zugerichtet als dieſe: denn ihre ganze untere Hälfte, von den Schenkeln des Herakles an bis gleich unter den Knien des Apollon, iſt von neuer Hand und ſchlecht ergänzt [4]).

Ein viertes Anaglyph entdeckte Zoega in Velletri, wo es in die Mauer eines Bürgerhauſes eingelaſſen war. Sein einziger Unterſchied von dem dresdner und Naniſchen ſcheint darin zu beſtehn, daß die angebliche Cortina mit einem Teppich von franzenartiger Einfaſſung (vielleicht den Exuvien des pythiſchen Drachen) verdeckt iſt. Zoega lobt die Arbeit [5]); aber eine Abbildung hat er nicht gegeben, und es ſcheint eine ſolche überall noch nicht vorhanden zu ſeyn.

Denſelben Moment der Handlung, jedoch mit etwas veränderter Umgebung gewahren wir auf einem zweiten Anaglyph der albaniſchen Villa von pentelikiſchem Marmor, das aber unter Napoleon in das pariſer Muſeum kam, und von Piroli geſtochen in dem Kupferwerke der Brüder Piraneſi mit Erklärungen von Petit Radel bekannt gemacht wurde [6]). Die Geſtalten der beiden Streitenden ſind durchaus dieſelben wie die auf den vier bereits erwähnten Denkmalen. Wenn ihre Bewegungen auch mehr Freiheit und Leichtigkeit zu entwickeln ſcheinen, ſo ſind wir doch ſehr ungewiß, ob wir dieſes wirklich einer ſpätern, gefälligern Kunſtepoche zuſchreiben ſollen, oder nicht vielmehr der ungebührlich modernſirenden Hand des Zeichners. Betrachtet man mehrere Tafeln des „Musée Napoléon", ſo fühlt man ſich zu der letztern

1) Aehnliche Verzierungen bemerkte H. Haſe an einem Candelaber der Sammlung von S. Marco in Venedig, Th. II, tav. 41.

2) Paciaudi monum. Peloponn., T. I, p. xxxiii und 114. Deſſelben Denkmals erwähnt Gaylus, recueil d'Antiq., T. IV, p. 103.

3) Zoega bassirl., T. II, tav. 66, p. 98 fg.

4) Um ſo mehr iſt es zu mißbilligen, daß der ſonſt ſo kunſtſinnige Horner in ſeinen „Bildern des griech. Alterth.", Heft 1—3, Taf. 12, grade dieſe Abbildung anſtatt des dresdner Marmors oder des Vaſengemäldes bei Millingen ausgewählt hat.

5) Zoega bassirl., T. II, p. 99.

6) Piranesi Musée Napoléon, T. II, pl. 35, p. 77.

Annahme faſt gezwungen; und Herakles beſonders zeigt eine Leichtfüßigkeit, die ihm wohl kein alter Künſtler angebildet haben würde. Eine weſentliche Abweichung hingegen erblicken wir darin, daß der halbrunde Körper zwiſchen Apollon und Herakles weggelaſſen, und dafür an dem äußerſten linken Rande, noch vor Herakles, ein Lorbeerbaum angebracht iſt, um deſſen Stamm ſich eine große Schlange — unverkennbar der pythiſche Drache — emporringelt.

Das ſechſte halberhobene Werk wurde im Herbſt des Jahres 1765 in den ehemaligen Saluſtiſchen Gärten, von jeher einer reichen Fundgrube alter Kunſtſchätze, entdeckt; es wurde damals von einem römiſchen Prälaten Zelada angekauft, kam aber ſpäterhin in das Pio-Clementiniſche Muſeum, und wurde von Viſconti herausgegeben [1]). Auf der dreieckigen Baſis eines großen, reich verzierten Leuchters von Marmor waren drei Anaglyphe gebildet geweſen: auf dem einen iſt Zeus dargeſtellt mit ſpitzigem Barte wie auf Werken etruskiſcher Kunſt, ſein Gewand auf Nachahmung des älteſten griechiſchen Styls deutend: von dem zweiten iſt nichts erhalten, als die obere Hälfte eines jugendlichen Herakles in derſelben Stellung, in welcher er auf den bisher angeführten Werken den Dreifuß hält: das dritte iſt ganz untergegangen, aber es iſt einleuchtend, daß der verfolgende Apollon ſein Gegenſtand geweſen ſein muß; und blicken wir auf die Erzählung des Apollodor zurück, ſo erklärt es ſich auch ſofort, welche Bedeutung Zeus in dieſer Zuſammenſtellung hatte. Er erſcheint als Vermittler und Friedensſtifter. Enthielten alſo die fünf andern Anaglyphe den Beginn des Streites, ſo war dieſes ſeiner Beendigung gewidmet [2]): es ſtellte aber nicht, wie der dresdner Candelaberfuß einen Cyklus dreier einander ergänzender Handlungen dar, ſondern eine einzige, durch drei Felder vertheilte, ſodaß jedes derſelben eine der drei handelnden Gottheiten aufnahm.

Minder bedeutend ſind die beiden geſchnittnen Steine, ſowohl von Seiten ihres Kunſtwerthes als der etwaigen Aufklärung, die ſie [illegible] Sage geben könnten. Der eine, ein Skarabäus in Carneol, ſonſt im Beſitz des Ritters Galeotto Corazzi in Rom, wurde zuerſt von Gori im „Museum Etruscum“ bekannt gemacht [3]): eine antike Paſte danach in der Sammlung des Baron Stoſch wurde von Winckelmann beſchrieben [4]). In ziemlich fleißiger Arbeit zeigt er den Herakles allein, in gezwungener, etwas zuſammengekauerter Stellung, mit roher Andeutung der Löwenhaut, den ungewöhnlich, mehr in etruskiſcher Art geformten Dreifuß und die Keule auf die herkömmliche Weiſe haltend. Auch die ganze Richtung des Leibes nach links mit zurückgewandtem Haupte entſpricht der auf den Anaglyphen ſo vollkommen, daß wir ſchwerlich irren, wenn wir darin Nachbildung einer ältern beſſern Arbeit zu ſehn glau-

1) Mus. Pio-Clem., Vol. VII, tav. 37, p. 65. 91. vgl. Winckelm. „Geſch. der Kunſt“, XI, 3, 16. Th. VI, 1, S. 268. nebſt den Anm., Th. VI, 2, S. 333, Nr. 1258.

2) Ueber die Kunſtwerke, die die Verſöhnung behandeln, ſ. Winckelm., descript. des pierres grav., Nr. 1761. Zoega bassiril. ant. di Roma, Vol. II, p. 101. Millingen vases de Coghill., pl. 11. Müller's „Dorier“, Th. I, S. 431 und Gerhard in dieſer Zeitſchr. [Böttiger's „Archäologie und Kunſt“, I, 1.] S. 112.

3) Gori Mus. Etrusc., T. II, tab. 199, Nr. 5, p. 436.

4) Winckelm, descript. des pierres grav. du B. Stosch., p. 284, Nr. 1761.

den. Eigenthümlich iſt der Gemme ein kleiner vierſtrahliger Stern unterhalb des ſtark zurückgebogenen linken Armes des Herakles [1]).

Der andre Stein, gleichfalls ein Skarabäus in Carneol, aus der Sammlung des Grafen Caylus [2]), ſtellt in nachläſſiger Arbeit die beiden Streitenden dar, ziemlich in der gewöhnlichen Art, nur daß die ganze Gruppe herumgedreht iſt, und die Handlung ſich von der Linken nach der Rechten hin bewegt. Beide Geſtalten ſind völlig unbekleidet, nur Apollon iſt bekränzt: er trägt den Bogen, Herakles die Keule: letzterer unterſcheidet ſich durch einen kurzen, dichten Bart: Beiwerke ſind nicht vorhanden, aber der Dreifuß iſt am obern Rande mit einer weiblichen Maske geziert. Der abenteuerliche Einfall des Grafen Caylus, es ſolle darin eine Hindeutung auf die Pythia Xenokleia liegen, und der wenig begründetere Becker's, der darin eine der hyperboreiſchen Jungfrauen erblickt, die die erſten Weihgeſchenke nach Delphi brachten, bedarf keiner Widerlegung: thieriſche und menſchliche Larven dienten als hergebrachter Schmuck bei Dreifüßen, Krateren und andern Prachtgefäßen, was noch jetzt eine lange Reihe ſchöner Denkmale bezeugt; und neuere italieniſche Künſtler wie Benvenuto Cellini haben dieſe Verzierungen mit Vorliebe nachgeahmt.

Uebrigens iſt die Darſtellungsweiſe auf beiden Steinen keineswegs von der Art, um daraus auf etruskiſche Arbeit oder gar auf Uebertragung der Sage nach Etrurien zu ſchließen. Vergleichen wir aber die Behandlung des Stoffes mit der auf den Anaglyphen, ſo muß das Urtheil durchaus zum Nachtheil der Gemmen ausfallen, und es zeigt ſich, daß die räumliche Beengung ſowie der geſammte Miniaturſtyl der Steinſchneiderei ſich mit Gegenſtänden von ſo heroiſchem Gepräge nicht wohl vereinbaren läßt. Zur das, was unter ſolchen Bedingungen verloren geht, kann nur wie im Epigramm das überraſchend Sinnreiche der Erfindung oder die vollendete Zierlichkeit der Ausführung Erſatz geben; unſern beiden Skarabäen aber läßt ſich weder das Eine, noch das Andre nachrühmen.

In jeder Hinſicht werthvoller ſind die Vaſengemählde, von denen aber bis jetzt wohl nur Eins zur allgemeineren Kenntniß gebracht iſt. Dieſes hat Millingen in ſeinen griechiſchen Vaſengemählden zuerſt abgebildet und erläutert [3]). Es ziert die Eine Seite eines Gefäßes in der reichen Sammlung der Königinn von Neapel. Die Anordnung des Ganzen ſtimmt mit der auf den Anaglyphen überein: Herakles auf der linken, Apollon auf der rechten Seite, der Dreifuß in der Mitte. Auch die Stellung der Streitenden iſt im Weſentlichen dieſelbe, den linken Arm des Herakles ausgenommen, der nicht angezogen, ſondern frei ausgeſtreckt iſt, ſodaß der Dreifuß nicht auf der Schulter ruht, ſondern allein von der Kraft des Arms in der Schwebe getragen wird.

Im Ganzen aber hat der Künſtler ſehr wohl begriffen, was zu ändern die Natur ſeines Kunſtgebietes erforderte. Den alten Tempelſtyl der griechiſchen Plaſtik, der auch in den Zeiten der höchſten Ausbildung nicht unterging, hat die Mahlerei in gleicher Art nie anerkannt, ſowie er ſich auch in der That nur für den Stein, höchſtens noch für das Erz eignete. Dem gemäß erſcheint auf dem Vaſengemählde belebt und geſchmeidig, was auf den

1) S. darüber Gori de gemm. astrif., p. 177.

2) Caylus recueil d'Antiq., T. IV, pl. 31, Nr. 5.

3) Millingen peintures de vases grecs, pl. 30, p. 50.

Anaglyphen bis zur Erstarrung hart und steif: in beiden Gestalten, besonders in der des nacheilenden Apollon, ist rasche, leichte, natürliche Bewegung an die Stelle der hieratischen Steifheit getreten: seine auf den Anaglyphen drahtartig gedrehten Haarflechten haben sich in zwanglos wallende Locken verwandelt, das eckig und eintönig mehr zusammengekniffte als gefaltete Gewandstreifchen in einen gefällig um den linken Arm geworfenen, luftig nachflatternden Mantel, wie die Eil des Gottes es mit sich bringt: auch in den Gesichtszügen ist der Charakter des veredelten Apollonkopfes unverkennbar ausgeprägt.

Herakles ist völlig nackt, ohne die Löwenhaut, daher auch der Kopf frei, durch kurzes, krauses, schwarzes Haar und einen noch stärker gekräuselten Bart mit der bemerkbar angedeuteten Blondheit seines Widersachers in kräftigem Gegensatz: also offenbare Berücksichtigung der Farbenwirkung: überhaupt die Formen des Gesichts wie die des Leibes weniger ideal als beim Apollon: seine einzige Waffe die Keule. Apollon ist ganz unbewaffnet, aber im linken Arm hält er einen ansehnlichen Lorbeerzweig, wahrscheinlich um dadurch den versöhnenden Ausgang des Streites anzudeuten, worauf auch die mehr ermahnend als drohend oder nach dem Dreifuße greifend ausgestreckte Rechte und die ganze edle Haltung des Gottes hinzuweisen scheint: ebenso als Daphnephoros ist er auf einem andern, gleichfalls von Millingen bekannt gemachten Coghill'schen Vasengemählde abgebildet, wo er, nebst Leto und Artemis am Dreifuß sitzend, den Herakles versöhnt empfängt [1]).

Da aber, wo das dresdner Anaglyph, das Nanische und das von Velletri zwischen Apollon und Herakles die angebliche Cortina hat, steigt hier ein junges Lorbeerreis aus dem Boden, worin unser Vasengemählde mit dem albanischen Anaglyph im pariser Museum zusammenstimmt, wenn in diesem auch dem Lorbeer ein andrer Platz außerhalb der Handlung gegeben, und die pythische Schlange hinzugefügt ist.

Endlich hat der Künstler auch darin den Unterschied zwischen dem Styl des Anaglyphs und des Gemähldes sinnvoll erkannt, daß er den Hintergrund nicht leer gelassen, sondern auf die zweckmäßigste Weise benutzt hat. In der Mitte des obern Raumes nämlich, in gleicher Entfernung von beiden Köpfen, hat er ein Doppelfenster angebracht, aus dessen einer Hälfte ein weibliches Haupt in priesterlichem Schleier und Gewande hervorblickt, das Gesicht wie trauernd gegen den Herakles geneigt. Mit Recht hat bereits Millingen in der Priesterinn die Pythia Xenokleia erkannt. Durch dieß Beiwerk ist der Schauplatz der Handlung noch vollständiger bezeichnet, als durch den Lorbeer allein: sie findet nicht mehr im Innern des Tempels, aber in seiner nächsten Nähe statt, und ist von dem Adyton nur durch die dieses umgebende hohe Mauer geschieden [2]).

Unerörtert gelassen hat Millingen aber eine verzierte, bequastete Binde, die in gleicher Höhe über dem Haupte des Herakles von zwei Pflöcken herabhangt. Schwebte sie über dem Apollon, so würden wir sie ohne Bedenken für die bekannte Siegerbinde erklären, die im Voraus den für diesen Gott siegreichen Ausgang verkündete. Aber auch so glauben wir uns befugt, in

1) Millingen Vases de Coghill., pl. 11, vergl. Müller's Dorier, Th. I, S. 431.

2) Diese Mauer ist es, was Euripides im Jon, 1336, θριγκός, im Jon, 38, und der Andromache, 1115, κρηπίς nennt.

ihr eine Siegerbinde zu ſeyn, wenn auch ohne Beziehung auf die Streitenden. Das Gemählde auf der andern Seite der Vaſe nämlich, das ſich ebenfalls bei Millingen findet [1], ſtellt den Apollon Kitharodos dar, im reichgeſchmückten Prachtgewand der Kitharſpieler ſein Tonzeug rührend, von vier Geſtalten umgeben, deren Eine, unverkennbar die geflügelte Siegesgöttinn, von oben herabſchwebend im Begriff iſt, eine ganz ähnliche Binde um ſein Haupt zu winden, während eine zweite über demſelben an drei Pflöcken hängt. Dieſe beiden von Pflöcken getragenen ſcheinen mir außerhalb der abgebildeten Handlung zu ſeyn, und ſich lediglich auf die Beſtimmung der Vaſe zu beziehn. Nehmen wir an, daß dieſe Beſtimmung eine agoniſtiſche und das Gefäß zum Siegespreis bei den großen kitharodiſchen Wettkämpfen in Delphi beſtimmt war, ſo iſt die Siegerbinde auf beiden Seiten in Bezug auf den Preisträger am rechten Orte, und der Gegenſtand der Gemählde nach dem Zweck der Vaſe höchſt ſinnvoll ausgewählt; hier der Gott des Kitharſpieles ſelbſt als Sieger, dort ſein geiſtiges Uebergewicht über rohe Leibeskraft und zugleich Andeutung des höhern Ranges der muſiſchen Wettkämpfe vor den gymniſchen: endlich durch die Oertlichkeit der Sage unmittelbare Erinnerung an den Ort des Wettkampfes und Sieges [2].

Die beiden andern Vaſengemählde ſind zwar durch Wilhelm Tiſchbein bereits ſeit länger als 25 Jahren in Kupfer geſtochen und für den fünften Band ſeines Vaſenwerkes beſtimmt [3]; aber ihre Herausgabe iſt noch nicht erfolgt. Daß dieſe nicht ganz unterbleiben möge, iſt beſonders von dem einen ſehr zu wünſchen, über das wir durch eine doppelte Beſchreibung von Wilh. Gottlieb Becker im Auguſteum [4] und neuerdings von Sillig [5] nähere Kenntniß haben, und das ſich vor allen bisher erwähnten Kunſtwerken durch reichere Compoſition auszeichnet. Auf dieſem befindet ſich, wie auf dem Steine bei Graf Caylus, Apollon auf der linken, Herakles auf der rechten Seite. Jener iſt mit einem Gewande bekleidet, das von der linken Schulter über den halben Leib herabfällt: auf dem Haupte trägt er den Lorbeerkranz [6], auf der linken Schulter den Köcher: einen Bogen hat er nicht. Herakles, unbärtig, mit der Löwenhaut bedeckt, droht, indem er flieht, mit emporgehobener Keule gegen Apollon zurück, der den Dreifuß ſchon mit der Rechten ergriffen hat, und mit der Linken den Streich abzuwehren ſcheint: auch Herakles trägt keinen Bogen, aber den Köcher, worin drei Pfeile ſtecken: er iſt wie der des Apollon beflügelt. Auf dem Boden

1) Millingen peintures de vases Grecs, pl. 29.

2) Ohne Zweifel wird dieſes Gemählde auch in Theod. Panofka's trefflich bezeichnetem Prachtwerke über die Vasi di premio Aufnahme und vollſtändige Erläuterung finden, deren beſonders die den Apollon umgebenden Figuren noch bedürfen.

3) Böttiger's archäol. Andeutungen, S. 50.

4) Becker's Auguſteum, Th. I. S. 49.

5) Jul. Sillig catal. artif. S. 195.

6) Becker, Auguſt. Th. I. S. 49 ſieht in dieſem Lorbeerkranze einen Hut, ähnlich dem Petaſos des Hermes! Vor dem argen Fehlgriff hätte ihn ſchon die Betrachtung des dresdner Anaglyphs bewahren ſollen. Denn ein unſicheres Auge könnte auch auf dieſem den Lorbeerkranz für einen Hut mit vorſpringendem Schirm halten. Es iſt nur überhaupt unbegreiflich, wie ein Archäolog es über das Herz bringen konnte, dieſem Gotte einen Hut aufzuſetzen.

efindet ſich nach Becker die Cortina, jedoch von ganz abweichender Geſtalt: worin dieſe Abweichungen beſtehn, ſagt er nicht. Am merkwürdigſten aber wird das Gemählde dadurch, daß auf der Seite des Herakles Athene gehelmt, auf der des Apollon eine andre, bloß durch ein langes Skeptron bezeichnete Göttinn, ohne Zweifel Leto, dargeſtellt iſt; beide um die Streitenden zu verſöhnen. Silligs bemerkt mit Recht, daß in dieſem Gemählde das bereits oben aus Pauſanias erwähnte delphiſche Bildwerk des Dirllos, Amyklãos und Chionis erhalten zu ſeyn ſcheine. Die Vaſe befindet ſich in der Sammlung des Grafen von Lamberg in Wien [1]).

Von dem andern Gemählde iſt bis jetzt nichts als ſein Vorhandenſeyn und daß, wie auf dem eben beſchriebenen, beide Köcher geflügelt ſind, aus Böttiger's „archäologiſchen Andeutungen" bekannt [2]).

Wenn nun auch die Deutung aller dieſer Kunſtdenkmale im Ganzen keinem Zweifel mehr unterliegen kann, ſo veranlaſſen uns doch einige Einzelheiten zu beſondern Bemerkungen.

Der dresdner Marmor ſtimmt mit dem Nanniſchen, den beiden albaniſchen und wahrſcheinlich auch mit dem von Velletri darin überein, daß Herakles in der linken Hand eine zwiefach gebogene Waffe trägt. Becker erklärte dieſe für die bekannte eherne Orakelſchlange, die Herakles zuſammt dem Dreifuße geraubt habe; und auch der Köcher, der auf dieſen Monumenten, ſowie auf dem erſten Lamberg'ſchen Vaſengemählde, an ſeiner linken Seite herabhangt, ſoll aus dem pythiſchen Heiligthum mitgenommen ſeyn [3]). Dagegen iſt nun vor allem zu bemerken, daß die alte Sage, wie ſie uns überliefert iſt, von einem ſolchen doppelten oder dreifachen Raube nichts weiß, indem überall nur vom Dreifuße die Rede iſt. Einen Mythos aber ſelbſtbeliebig zu erweitern, iſt immer ſehr bedenklich, und höchſtens da zuläſſig, wo ſich kein anderer Ausweg für die Deutung zeigt [4]). Was aber die völlige Unhaltbarkeit der Becker'ſchen Vermuthung ſogleich darthut, iſt der von ihm unbegreiflicher Weiſe ganz überſehene Umſtand, daß Herakles mit demſelben Attribut und dem Köcher auch auf ſolchen Kunſtdenkmalen erſcheint, die ohne alle Beziehung auf den delphiſchen Tempelraub ſind. Mehrere derſelben hat bereits Winckelmann, theils in der Geſchichte der Kunſt [5]), theils in der Beſchreibung der Stoſchiſchen Gemmenſammlung [6]), behandelt, und an beiden Stellen in dieſem Beiwerke mit ſicherm Blicke den Bogen erkannt,

---

1) Ob vielleicht dieß Gemählde und das folgende in des Grafen Alex. Dedabords Prachtwerk über die Lamberg'ſchen Vaſen abgebildet iſt, vermag ich nicht zu ſagen, da mir dieß Werk nicht zur Hand iſt.

2) Böttiger's archäol. Andeut. S. 59.

3) Becker's Auguſt. Th. I. S. 44. Dagegen hat ſich bereits Böttiger, archäol. Andeut. S. 59, erklärt.

4) Daß Becker übrigens einen Bogen für eine Schlange angeſehen hat, iſt ihm ſo ſehr nicht zu verargen, da die Geſtalt des Beiwerkes das Eine ſo gut wie das andre zuläßt, und das Auge hier nichts entſcheiden kann. Nennt doch auch Lykophron, Alex. 917., derſelben Aehnlichkeit wegen, den Bogen des Herakles einen gekrümmten ſkythiſchen Drachen.

5) Winckelmann's Geſch. der Kunſt, III, 2, 14. Th. 3. S. 196. mit der Anm. S. 198.

6) Winckelm. descript. des pierr. gravées. S. 277. Nr. 1730. vgl. Böttiger's archäol. Andeutungen. S. 59.

den Herakles von dem skythischen Hirten Teutares empfangen haben soll [1]), woraus sich denn auch die Vergesellschaftung mit dem Köcher von selbst erklärt. Freilich ist dagegen der Einwand erhoben, daß diese Bildung der des skythischen Bogens nicht zukomme, da das ganze Alterthum ihm die Gestalt des griechischen Sigma zuspreche: diese aber sey ursprünglich die halbkreisförmige des lateinischen C gewesen. Allein diese Behauptung wird nicht bloß durch die Bildwerke widerlegt, auf welchen Herakles unleugbar den doppelt geschweiften Bogen führt, sondern auch durch ausdrückliche Zeugnisse des Alterthums.

Entscheidend sind hier einige tragische Bruchstücke des Euripides, des Agathon und des Phaseliten Theodektes, die Athenäos uns erhalten hat [2]). Alle drei führen in ihren Trauerspielen Theseus einen der Buchstaben unkundigen Landmann ein, der den Namen des Theseus geschrieben findet, und die Züge mit ihm bekannten Gegenständen vergleichend kenntlich zu machen sucht. Agathon zwar bezeichnet das Sigma kurzweg durch den skythischen Bogen, wodurch nichts gewonnen wird, Euripides aber und Theodektes versinnlichen es durch eine geringelte Haarlocke, (*τρίτον δὲ βόστρυχός τις ὡς εἰλιγμένος*, und *τρίτον δ' ἑλικτῷ βοστρύχῳ προσεμφερές*) und diese Zusammenstellung paßt keineswegs zu dem einfachen Halbkreis oder Halbmond: sie weiset bestimmt auf mehrfache schlangenförmige Krümmungen und Windungen hin, wie wir sie, dem Bogen des Herakles vollkommen ähnlich, in den geringelten Locken jugendlicher Gestalten auf zahlreichen Vasengemählden noch jetzt wahrnehmen. Auch die Vergleichung der Form des euxinischen Meeres mit einem Bogen bei Dionysios dem Periegeten [3]) läßt sich nur so begreifen, wenn wir die Südküste am Vorgebirge Karambis hin als die grad gespannte Schnur betrachten, während die Nordküste von Ost und West aufgerundet durch die in der Mitte meereinwärts vorspringende taurische Halbinsel den Einbug erhält, der dem Bogen des Herakles mit dem Sigma gemein ist. Daß aber diese Form des Sigma, nicht die halbmondähnliche, die ursprüngliche und älteste war, ist schon von Spanheim [4]), Chishull [5]) und Villoison [6]) gegen Potter [7]) und andre erinnert worden, und sowohl Münzen aus den frühesten Zeiten Großgriechenlands [8]), als auch die ältesten Steinschriften bei Böckh [9]), auf welchen allen das

---

1) Schol. Theocr. XIII, 56. aus Herodoros und Kallimachos, vgl. Tzetz. ad Lycophr. Alex. 50.

2) Athen. X, 80. p. 454. B.

3) Dionys. Perieg. 156 sq.

4) Spanhem. de praestant. num. T. I. p. 100 sq.

5) Chishull inscript. Sig. p. 4.

6) Villois. Anecd. Graec. T. II. p. 166.

7) Potter's griech. Archäol. Th. III. S. 243 der Ramb. Uebers.

8) Passeri de numis Etr. Paestan. in den Symbol. litter. T. II. p. 23. Mazocchi ad Tab. Heracl. p. 506. Winckelm. Gesch. der Kunst, VIII, 1, 7. Th. V. S. 212. Anm. S. 520. Rasche lex. rei numar. T. IV. part. 1. p. 1383. Rob. Walpole memoire relating to Europ. and. Asiat. Turkey, p. 370. 599. Müller's Etrusker, Th. I. S. 33. 34.

9) Boeckh Corpus inscript. Graec. T. I. tit. 1. 2. 3. 4. 7., wonach dasjenige zu berichtigen ist, was ich in meinem griech. Wörterbuche unter Σ über die älteste Form dieses Buchstaben bemerkt habe. Hieraus erklärt sich auch ganz natürlich die von mehrern, besonders von Ahlwardt, zur Erklärung der Idyllen Theo-

Sigma ohne Ausnahme die Gestalt eines großen griechischen oder lateinischen M hat, geben unwidersprechliche Beweise dafür. Die erste sichere Spur der Halbkreisform findet sich meines Wissens in einem Bruchstück des Dichters Aeschrion von Mitylene [1]), der nach Näke's Untersuchung Zeitgenoß des Aristoteles war [2]). Er nennt den Mond im ersten Viertel mit anmuthiger Künstlichkeit des Himmels schönes Sigma.

Was aber die doppelte Bewaffnung des Herakles mit Keule und Geschoß zugleich anlangt, die er freilich nicht zu gleicher Zeit gebrauchen konnte, so ist auch diese aus der herrschenden Vorstellungsweise der Griechen entnommen. Dafür sprechen sowohl Anaglyphe von hohem Alter, wie die zwölf Großthaten des Herakles im Pio-Clementinischen Museum [3]), als auch Vasengemählde aus der besten Zeit, z. B. der Kampf des Herakles mit dem Kentauren Deramenos um Deianeira und die Entwaffnung des schlafenden Helden durch die Kerkopen, beide bei Millingen [4]). Auch konnte, von der mythologischen Veranlassung der doppelten Bewaffnung ganz abgesehen, der zum Kampfe in der Nähe und in der Ferne gleich tüchtige, daher doppelt furchtbare Heros unmöglich treffender bezeichnet werden. Ausgegangen aber ist diese Vorstellungsweise unstreitig aus der Schilderung eines früheren berühmten Herakleendichters, vielleicht des Peisandros von Kameiros, um die 30. Olympiade, der nach Strabon [5]) der erste war, welcher den Herakles der gewöhnlichen Heroenrüstung entkleidete, in der er noch bei Hesiodos erscheint, und ihm dafür Löwenhaut, Keule und Bogen gab.

Viel größere Schwierigkeit scheint mir die Bestimmung eines andern Beiwerkes zu haben, über das ich freilich alle neuern Archäologen, Winckelmann, Paciaudi, Visconti, Zoega, Becker, Böttiger, Müller, Bröndsted [6]) u. a., einstimmig sehe, der halbeiförmige Körper in der Mitte des dresdner, des Nanischen und des Veliternischen Anaglyphs zwischen Herakles und Apollon, den ich bisher — der herrschenden Annahme gemäß — als die Cortina bezeichnet habe, die vermuthlich bei der Eil des Räubers oder in der Hitze des Streites aus dem Dreifuße auf die Erde gefallen seyn soll.

Die Geschichte der Tripoden, sowie ihre wahre Einrichtung und die genauere Unterscheidung ihrer einzelnen Theile hat neuerdings durch zwei ausgezeichnete Alterthumsforscher, Thiersch und Müller [7]), soviel Licht erhalten,

---

krit's, S. 104 fg. hart angefochtene Stelle des Theokrit. XIII, 56., wo es von Herakles heißt:

ἤχετο Μαιωτιστὶ λαβὼν εὐκαμπέα τόξα
καὶ ῥόπαλον.

Nur muß man Μαιωτιστὶ εὐκαμπέα verbinden; denn darin hat Ahlwardt ganz Recht, daß das Adverbium unmöglich die Art des Ergreifens und Fassens bestimmen kann, die bei den Griechen und den Skythen dieselbe war: aber in dem εὐκαμπέα lag das eigenthümlich Mäotische.

1) Tzetzesms. bei Ruhnken zum Longin. III, p. 236. ed. Weisk. hat uns diese Stelle erhalten.

2) Naeke ad Choeril. Fragm. p. 193. vergl. Ruhnk. ad Tim. lex. p. 196.

3) Mus. Pio-Clem. Vol. IV. tav. 40. 41. vgl. Winckelm. Gesch. der Kunst. VIII, 1, 18. Th. V. S. 225. nebst den Anm. S. 539. Nr. 875.

4) Millingen peint. de vases Gr. pl. 33. 35.

5) Strabon, XV, 1, 10. S. 1000. Almelov.

6) Bröndsted Reisen und Unters. in Griechenl. Th. I. S. 114.

7) Thiersch Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen, Th. II. Anm.

wie bei unſern Mitteln vielleicht möglich war. Namentlich ſcheint mir der letztere befriedigend dargelegt zu haben, daß der Holmos der Griechen auf keine Weiſe, wie bisher geſchehn war, für Eins und daſſelbe mit der Cortina der Römer gehalten werden dürfe, daß vielmehr dieſer das Schallgefäß (λέβης) der Griechen entſpreche, der Holmos aber ein oben auf dem Dreifuß liegender ſcheibenförmiger Deckel ſey. Auch das darf wohl als erwieſen betrachtet werden, daß das Schallgefäß in den eigentlichen Keſſel des Dreifußes (λέβης, χύτρα) ſo eingeſetzt wurde, daß die Oeffnung nach oben, das zugerundete Ende nach unten gekehrt war, und alſo das kleinere Gefäß im größern zu ſtehn kam, wenn man gleich noch nicht recht begreifen mag, zu welchem Zweck ein Keſſel in den andern — denn etwas anders iſt doch auch das Schallgefäß nicht — gleichſam eingeſchachtelt werden konnte. Auch ſcheint Müller dieſe Schwierigkeit nicht verkannt zu haben, indem er ſelbſt eingeſtehet, er würde dieſe Annahme nicht gewagt haben, wenn ihn nicht das dritte Feld des dresdner Candelaberfußes dazu aufgefordert hätte, indem hier, wo der zurückgekehrte Dreifuß wieder geweiht wird, auch das Schallgefäß bereits wieder eingeſetzt ſey, und mit ſeinem obern Rande über den des Keſſels hervorrage [1]).

Allein ein ſolcher Rückſchluß aus dem dritten Anaglyph auf das erſte iſt grade bei dieſem Werke unzuläſſig, weil der Künſtler, ſeiner Freiheit folgend, den zurückgegebenen Dreifuß anders und kunſtreicher gebildet hat als den geraubten. Die einfach gradaus gehenden Füße an dieſem biegen ſich bei jenem in Löwentatzen um, und dem Bauche des Keſſels iſt eine ſtützende Säule untergefügt. Warum ſollte alſo nicht auch der anfangs einfache Boden des Dreifußes an dem offenbar veredelten ein doppelter geworden ſeyn? Zumal da ſich an den allermeiſten delphiſchen Tripoden, wie die Abbildungen bei Müller ſelbſt lehren, wo an ein Herausgefallenſeyn des Schallgefäßes gar nicht gedacht werden kann, ſich nur der einfache Keſſel ohne den räthſelhaften Einſatz zeigt. Daß aber nach Wiedererlangung des Dreifußes an die Stelle des alten ein ſchöneres neues trat, liegt in der Natur der Sache: wo unterließen wohl Prieſter, wenn ihnen ein Tempel abbrannte, ihn prachtvoller wieder aufzurichten, und warum ſollten ſie es mit Tempelgeräthen, die Gegenſtände höchſter Verehrung geworden waren, anders gehalten haben?

Wollte man nun aber auch annehmen, daß das Schallgefäß beim Raube aus dem Dreifuß gefallen und nachher wieder hineingeſetzt ſeyn könne, wiewohl die Sage davon ſchweigt, wollte man einräumen, der bildende Künſtler habe ſich dieſen Zuſatz erlaubt, um den ſtürmiſchen Drang des Augenblickes zu verſinnlichen, wozu ihm das Recht an ſich nicht abgeſprochen werden ſoll, ſo würde doch nicht zu leugnen ſeyn, daß hier ein äußerſt kleinliches, ſehr modernes Mittel gewählt wäre, während ſich in der Haltung und Bewegung der Kämpfenden ein viel kräftigeres, natürlicheres dargeboten hätte, das aber der Meiſter weislich verſchmähte, weil Götter und Heroen anders ſtreiten als Sterbliche. Ferner wäre dieſe ruhige Umſtülpung

S. 10. Muller de tripode Delphico, S. 16 sq. und in Böttiger's Amalth. Th. I. S. 119. Th. III. S. 21; dazu Wedekind Reiſen, Th. I. S. 117 fg.

1) Muller de trip. Delph. S. 21.

des Gefäßes ungeſchickt gewählt, ja ſie vernichtete ſelbſt den beabſichtigten Zweck, zu welchem eine nachläſſige, Unruhe und Verwirrung ausdrückende Lage vorzuziehen geweſen wäre, wie wir z. B. auf bakchiſchen Thiaſen Pokale und Krateren unordentlich hingeworfen und dadurch eine ähnliche Abſicht wirklich erreicht ſehn. Endlich aber würde ſo das Unterwerfen des Herakles nur halb gelungen ſeyn: da aber ſein Raub ſtets als vollkommen ins Werk gerichtet erzählt wird, wäre der Ueberlieferung durch den noch dazu ſchlechten Einfall des Künſtlers eine nicht zu rechtfertigende Gewalt angethan, und auf keinen Fall würde eine ſo verpfuſchte Darſtellung ſo vielfacher Wiederholung gewürdigt ſeyn.

Zu dem allen kommen nun noch ein Paar förmliche Unmöglichkeiten, die aus der Betrachtung des Bildwerkes ſelbſt hervorgehn. Zuerſt ruht der flache runde Deckel (ὀλμος) unverrückt auf dem Dreifuß, ſo daß es geradezu unbegreiflich iſt, wie das Schallgefäß unter ihm hervorgerutſcht und herausgefallen ſeyn ſoll. Was aber noch ärger, der am Boden liegende halbrunde Körper kann ſich offenbar nie in dieſem Dreifuß und an der Stelle befunden haben, wo der Platz für das Schallgefäß iſt, da der Durchmeſſer der vermeintlichen Cortina den der obern Oeffnung des Dreifußes, aus der er herausgeglitten ſeyn müßte, beinah um zwei Drittheile übertrifft, welches ſich gleich beim erſten Anblick ſelbſt nur eines gewöhnlichen Kupferſtiches ergiebt, und eine an einem guten Gypsabguß vorgenommene Meſſung beſtätigt hat. Dieß Verhältniß iſt auf dem dresdner und dem Ramiſchen Marmor ganz daſſelbe: einen ſo ungeheuren Mißgriff aber, zu deſſen Verhütung keine Reflexion, ſondern bloß ein unverdorbnes Auge erfordert wird, — grade das, woran es den alten Meiſtern am wenigſten fehlte, — wäre kaum dem ärgſten Stümper, geſchweige denn dem Urheber eines ſo edeln, ſchon im Alterthum fleißig vervielfachten Werkes anzumuthen.

Ehe ich nun aber meine eigne Meinung darlege, muß ich noch eines andern alten Kunſtdenkmals erwähnen, auf dem unverkennbar daſſelbe Gegenſtand dargeſtellt iſt, ja von dem eigentlich die angenommene Deutung auf den dresdner Candelaberfuß und ſo weiter übertragen zu ſeyn ſcheint. Dieß iſt die vielbeſprochene Apotheoſe Homer's, des Archelaos von Priene Werk, ſonſt im Pallaſt Colonna in Rom, jetzt im Pio-Clementiniſchen Muſeum [1]).

Unter den zahlreichen Geſtalten dieſes Anaglyphes befindet ſich auch im mittlern Raume, unter einer gewölbten Grotte, ein Apollon Kitharodos, ihm gegenüber eine weibliche Figur, in der man — wahrſcheinlich mit Recht — eine Pythia zu erkennen glaubt: zwiſchen beiden in der Mitte ruht derſelbe halbrunde Körper gleicherweiſe auf dem Boden, auch in demſelben Verhältniſſe der Höhe der menſchlichen Geſtalt: nur darin unterſcheidet er ſich von der dresdner Abbildung, daß er ganz ohne Verzierung am zugerundeten Ende iſt, und daß Köcher und Bogen, ohne Zweifel die des Apollon, an ihm hangen.

Gisbert Cuper, nach dem grillenhaften Athan. Kircher, der erſte ge-

1) Mus. Pio-Clement. Vol. I. tav. agg. B. p. 97. Winckelm. Geſch. der Kunſt, IX, 2, 43. 44. Zu VI, 1. S. 68. Anm. Zu VI, 2. S. 122 fg. und Monum. ined. T. II. S. 208. fg. Tiſchbein's Homer nach Antiken Zu. III. S. 23 fg.

letzte Ausleger dieſes Bildwerkes, der aber auch nur zu viel Wunderliches hineindeutete, ſah in den beiden Figuren unter der Göttenwölbung die Ilias und die Odyſſee als zehnte und elfte Muſe, in dem Beiwerke aber ſymboliſche Beziehungen auf beide, im Halbrunde nämlich die allerdings ganz ähnlich geſtaltete Schiffermütze, den Pileus des Odyſſeus, als Sinnbild der Odyſſee, und in dem Geſchoſſe eine ähnliche Hinweiſung auf den kriegeriſchen Inhalt der Ilias [1]. Einen Schritt näher zur Wahrheit that Jacob Gronov, der Apollen und ſeinen Bogen nicht mehr verkannte [2]; aber an der Mütze des Odyſſeus nahm weder er Anſtoß, noch Joh. Rudolph Werſtein [3]. Das Verdienſt, dieſe vollſtändig beſeitigt zu haben, gebührt dem deutſchen Gelehrten Johann Karl Schott [4]; er war es auch, der zuerſt auf die Cortina verfiel, und dieſe Deutung ſowohl für die Apotheoſe als, ohne ſelbſt daran zu denken, für die Darſtellungen des Dreifußraubes ſeit länger als hundert Jahren zur herrſchenden machte: wobei wir nur das im Voraus zugeben, daß allerdings für alle dieſe Kunſtdenkmale Eine und dieſelbe Erklärung gefunden werden muß, und daß eine jede, die wie Odyſſeus Mütze dieß nicht leiſtet, ſchon darum verwerflich iſt. Gegen die Schottiſche Anſicht insbeſondere haben wir einzuwenden, daß die Erſcheinung der Cortina ohne den Dreifuß, deſſen Theil ſie war, hier vollends unvorbereitet, unbegreiflich und unverſtändlich iſt, und daß etwas geradezu Lächerliches darin liegt, den Apollen ſein Geſchoß an einem umgekippten Keſſel aufhängen zu laſſen. Daß man vor Müller die Cortina allgemein für den gewölbten Deckel des Dreifußes hielt, macht die Sache eher ſchlimmer als beſſer.

Wer ohne vorgefaßte Meinung, alſo in der rechten Verfaſſung, zur Betrachtung des dresdner Candelaberfußes kommt, kann in dem ſtreitigen Gegenſtande wohl kaum etwas anderes ſehn, als einen behauenen Stein, λίθος τετμημένος, und zwar einen mit Bedacht an ſeinen Platz geſtellten: ſo ruhig und feſt ſteht er auf der Baſis des Bildwerkes wie der übrigen angeführten da. Nun wiſſen wir aber gar wohl von einem Steine im delphiſchen Heiligthum, der unter die denkwürdigſten Wahr- und Merkzeichen des Ortes gehörte: jener Erdnabel, ὀμφαλὸς τῆς γῆς, durch den in der dämmernden Vorzeit ein zu genauer Kunde ſeines Welttheiles aufſtrebendes Menſchengeſchlecht den vermeinten Mittelpunkt der Erde bezeichnete.

Daß dieſer Punkt im delphiſchen Heiligthum, wo die nach Oſt und Weſt aus einander fliegenden Adler zuſammentrafen, durch einen Omphalos von weißem Marmor bezeichnet war, berichtet als Augenzeuge Pauſanias [5]. Auch Strabon, der jedoch nicht ſelbſt an Ort und Stelle geweſen iſt, erzählt von einem im Heiligthum vorhandenen, mit Bändern geſchmückten Omphalos, neben dem ſich die beiden Bilder der Sage, das erdmeſſende Adlerpaar, befunden habe [6], ſtatt deſſen jedoch Plutarch u. a. Schwäne

1) Gisb. Cuper de apotheosi Hom. p. 28. 29.

2) Jac. Gronov. Thesaur. antiq. Graec. Vol. II. c. 21.

3) Jo. Rud. Wetstein de fato script. Homer. p. 152.

4) Schott explic. nouv. de l'apoth. d'Hom. 1714. p. 66.

5) Pausan. X, 16, 3.

6) Strabo, IX, 3, 6. p. 643. Almelov. Verzl. über dieſen Erdnabel Pind. Pyth. IV, 131. VI, 3. VIII, 85. XI, 16. Aeschyl. Eumen. 40. Barnes ad

oder Naben nennen [1]). Die Form des Omphalos giebt kein alter Schriftſteller genau an: aber grade daraus folgt, daß ſie von der nicht verſchieden geweſen ſeyn kann, die man ſich bei dieſem Worte, beſonders auf Veranlaſſung der Nabel oder Buckel im Mittelpunkt der Schilde, zu denken gewohnt war, alſo die halbrunde oder halbeiförmige, die wir in der angeblichen Cortina vorfinden [2]).

Dieſelbe Geſtalt findet ſich außerdem auf einem von Millin zuerſt herausgegebenen Vaſengemählde, das die Sühnung des Oreſtes im delphiſchen Tempel mit unverkennbarer Beziehung auf Aeſchylos darſtellt [3]); ſodann auf zahlreichen Kupfermünzen der campaniſchen Neapolis und auf ſyriſchen Königsmünzen der Seleukiden, die alle ihre Beziehungen auf den Apollondienſt haben [4]). Allein wenn auch auf dieſen Abbildungen die eiförmig gewölbte Erhöhung ganz dieſelbe iſt, ſo unterſcheiden ſie ſich doch dadurch, daß ſie bald wie durchlöchert, bald geſtreift (striata), bald wie mit einem Netz überzogen und in kleine Vierecke getheilt (reticulata) erſcheinen. Auch auf dieſen längſt bekannten Münzen ſah Schott die Cortina ohne einen Grund der ſo veränderten Darſtellungsweiſe angeben zu können. Gleichwohl blieb er ohne Widerſpruch, bis Bröndſted in ſeinem trefflichen Werk über Griechenland dieſes Gegitter auf eine Art von Geländer oder Einfaſſung des Erdnabels deutete [5]). Von einer ſolchen Umfriedigung des Marmors weiß freilich kein alter Schriftſteller, und die dafür angezogenen Stellen des Euripides beziehn ſich alle auf die ſchon erwähnte hohe Mauer, die das Adyton vom Peribolos trennte [6]). Dennoch kann ich im Ganzen der Anſicht Bröndſted's beizutreten nicht umhin; und nur das muß ich bewundern, daß er nicht einen Schritt weiter gethan, und auch die Homeriſche Apotheoſe, ſowie das dresdner und Manſiſche Anaglyph auf dieſelbe Weiſe erklärt hat, da ihm doch auf dieſen Werken der Omphalos ſelbſt ohne Umgitterung hätte erſcheinen ſollen. Aber da wir nirgends von einem ſolchen Verſchluß leſen, auch die Annahme deſſelben durch jene Darſtellungen gar nicht begründet iſt, ſcheint es mir natürlicher, nur die eiförmige Wölbung, die ohnehin der Wirklichkeit entſprach, als herkömmlich und von den bildenden Künſtlern ein für allemal angenommen, die Verzierung des Steines aber als der Neigung und Willkühr jedes Einzelnen anheimgeſtellt zu betrachten; daher denn der eine Streifen oder Hohlleiſten, der andre Gitterwerk, der dritte mehr architektoniſche Formen vorzog, ſowie ja auch der delphiſche Dreifuß ſelbſt in

---

Eurip. Jon. 224. Siebelis ad Hellen. p. 153. und ad Pausan. T. IV. p. 208. Bröndſted Reiſen und Unterſ. in Griechenl. Th. I. S. 111. 120 fg.

1) Plutarch. de def. oracul. init.

2) Ganz meiner Anſicht entſprechend urtheilt auch Bröndſted: „wahrſcheinlich iſt das delphiſche Bild des Erdnabels von erhöhter (convexer) Form, etwa eine große marmorne Halbkugel geweſen.“ S. 122.

3) Millin monum. antiques inédits, Vol. I. pl. XXIX.

4) Schott explicat. nouv. de l'apoth. d'Hom. S. 77. Bröndſted Reiſen, Th. I. S. 118. 122.

5) Bröndſted Reiſen, Th. I. S. 116.

6) S. das oben S. 247 Anm. 2) bemerkte.

der Grundform überall derselbe, in seinen verzierenden Beiwerken aber aufs mannigfachste verändert erscheint.

Wenn es demnach wahrscheinlich gemacht ist, daß der delphische Erdnabel auf alten Kunstdenkmalen in dieser und nur in dieser Gestalt abgebildet wurde, so leuchtet sofort ein, warum nicht bloß auf dem Dreifußraube, sondern auch in der Apotheose Homer's und der Sühnung des Orestes eben jener Stein seinen Platz gefunden hat. Er diente zur einfachsten und gewiß jedem Griechen verständlichsten Bezeichnung des Ortes, der auf allen diesen Kunstwerken derselbe ist. Daraus ergiebt sich zugleich für die Darstellungen des Dreifußraubes, daß der Streit zwischen Herakles und Apollon in seinem Beginn dargestellt ist, und für die Apotheose, daß Brönsted Recht hat, wenn er in der gewölbten Höhle nicht mit Schott und Visconti die korykische Grotte, sondern das delphische Adyton selbst gewahrt [1]). Nicht minder aber leuchtet ein, warum auf dem albanischen Anaglyph in Paris und auf dem Vasengemählde bei Millingen der Omphalos nicht angebracht ist. Die Meister dieser beiden Werke haben zur Bezeichnung der Oertlichkeit den heiligen Lorbeer Apollon's vorgezogen, der den pythischen Tempel des Gottes umgab, und daher ebenso gut zu seiner Andeutung dienen konnte, wie der nadelförmige Marmor [2]). Auch glauben wir jetzt mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß auf dem albanischen Marmor bei Zoega, dessen untere Hälfte fehlt, der Omphalos sichtbar gewesen ist, da der Lorbeerbaum offenbar keinen Platz darauf gehabt hat. Da aber weder Anaglyphe, noch Vasengemählde einen landschaftlichen Hintergrund zuließen, der den delphischen Tempel zur unmittelbaren Anschauung gebracht hätte, oder die menschlichen Gestalten, stets die Hauptaufgabe der griechischen Kunst, dadurch in ein ungebührlich untergeordnetes Verhältniß gekommen wären, mußten einfach bezeichnende Nachhülfen dieser Art unentbehrlich seyn, und gewiß waren sie so frühzeitig schon conventionell geworden, daß jeden Griechen als unmittelbar gegenwärtig ansprach, was wir erst aus dem Schutte verschiedenartiger Meinungen mühsam zu Tage zu bringen genöthigt sind.

Endlich wollen wir noch bemerken, daß Herakles auf den Darstellungen des Dreifußraubes in der Regel zwar in jugendlicher Unbärtigkeit erscheint: daß aber schon der Skarabäus bei Caylus (und nun auch Millingen's Vasengemählde) davon eine Ausnahme macht, durch die sich Visconti zu dem unglücklichen Einfall verleiten ließ, hinter jener Darstellungsweise irgend eine tiefe mystische Bedeutung zu suchen. Er übersah dabei auf eine unbegreifliche Weise, daß auch auf andern Bildwerken, namentlich auf den verschiedenartigen Behandlungen der zwölf Hauptthaten, Herakles bald bärtig, bald unbärtig vorgestellt ist [3]). So dürfte hier denn wohl das ganze Mysterium in der Neigung oder dem Geschick jedes einzelnen Künstlers für gewisse Formen, vielleicht auch in äußeren Veranlassungen der verschiedenen Werke durch Weihungen und Gelübde zu suchen seyn. Das jedoch glaube ich als allgemein gültige Regel wahrgenommen zu haben, daß Herakles

1) Brönsted Reisen, Th. I. S. 121.

2) Schol. Aristoph. Plut. 213. Spanh. ad Callim. hymn. in Apoll. I. Brönsted Reisen, Th. I. S. 121.

3) Zoega bassiril ant. di Roma. Vol. II. S. 103.

da, wo er härtig gebildet iſt, kein Geſchoß, ſondern nur die Keule führt. Auch davon iſt vielleicht der Grund zu ermitteln, ohne daß man ſich in myſtiſchen Dämmerungen zu verlieren braucht.

Aus dieſer Zuſammenſtellung und Vergleichung erhellt, daß den auf uns gekommenen plaſtiſchen Behandlungen des Dreifußraubes ein altes, bedeutendes Urbild gemeinſam geweſen ſeyn muß, welches die folgenden Künſtler mit mehr oder weniger Treue wiederholten, und woran weſentlich nur die Bezeichnung der Oertlichkeit geändert wurde. Das Urbild in eine frühe Epoche der griechiſchen Kunſtausbildung hinaufzurücken, berechtigt uns der Styl der Nachbildungen vollkommen. Unter dieſen dem dresdner Candelaberfuß auch der Zeit nach den erſten Rang zuzuſprechen, iſt zwar bedenklich, ſo lange die Anaglyphe von Gerigo und Velletri nur aus Nachrichten und ſchlechten Abbildungen bekannt ſind. Indeß iſt die Arbeit des dresdner Werkes ſo vortrefflich, beſonders der ſtrenge Fleiß der Ausführung ſo bezeichnend, daß man ſich durchaus geneigt finden muß, dieß Denkmal eines ſolchen Vorranges würdig zu achten. Daß wir jedoch in ihm das Urbild ſelbſt beſitzen ſollten, iſt nicht wahrſcheinlich: ſowohl die einſichtsvolle Behandlung des Nackten, als die phantaſtiſche Erfindung der Einrahmung enthalten den Beweis, daß der Styl älter iſt als die Arbeit. Ueberhaupt aber ſind wir darin ſehr übel berathen, daß wir von den wenigſten uns erhaltenen Kunſtwerken die Geſchichte kennen. Wüßten wir nur wenigſtens, wo und wann ſie aufgefunden ſind, mit Gewißheit, ſo würde uns die Beſtimmung und Bedeutung vieler klar werden.

Dieſe Gleichmäßigkeit des hieratiſchen Styls aber, die allen angeführten Anaglyphen gemein iſt, dieſe durchaus alterthümliche Weiſe in der Haltung und Stellung, in den Haaren und Gewändern, endlich dieſe völlige Uebereinſtimmung in der Anordnung, wie ſich dieß alles nur bei heiligen Gegenſtänden findet, berechtigen uns zu der Annahme, daß das Urbild durch ſeine Aufſtellung in einem der gefeierteſten Tempel Griechenlands, vielleicht auch durch den ruhmvollen Namen ſeines Meiſters, zeitig ein Gegenſtand hoher Verehrung geworden ſeyn muß. Da aber kein Götterſitz gleicher Heiligthaltung genoß wie der delphiſche, ſuchen wir nicht ohne Grund dort den Quell aller dieſer Darſtellungen. Durch ihren Gegenſtand ſelbſt, den pythiſchen Dreifuß, beſonders geeignet zu Tempelgeſchenken, erblicken wir ſie vorzugsweis als Verzierungen heiliger Geräthe, und ſehn darin auch den Anlaß ihrer häufigen Wiederholung wie in Anaglyphen, ſo auf geſchnittnen Steinen und Gemählden.

Ueber Cicero's Rede für den M. Marcellus.

Als merkwürdiges Beispiel wie die Urtheile selbst der bewährtesten Kenner nicht nur über die Erzeugnisse des Tages, sondern auch über Werke des Alterthums schwanken und einander widersprechen, steht die Ciceronische Rede für den M. Marcellus da.

Jahrhunderte lang war sie Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und galt in ihrer Art als unübertreffliches Muster. Schon Johann Friedrich Gronov bemerkte, daß der jüngere Plinius in seiner Lobrede auf den Trajanus die Rede für den Marcellus als würdigstes Vorbild, wie ein Fürst ohne gemeine Schmeichelei zu loben sey, vor Augen gehabt und vielfach nachgeahmt habe. Nicht minder günstig urtheilten Männer wie Manutius, Victorius, Lambinus, Melanthon, Camerarius, die sie mit den größten Lobsprüchen auszuzeichnen wetteiferten: und eine Folge davon war, daß sie seit Gellarius in die Reihe der auserlesenen Reden aufgenommen wurde, die man als den Kern und Inbegriff sowohl der Ciceronischen Redekunst, als der feinsten und gewähltesten Latinität überhaupt immer von neuem herauszugeben, in alle Sprachen zu übersetzen, und vorzugsweis schriftlich wie mündlich zu erklären nicht müde wurde. Zwar erinnerte Middleton, sie zeige Spuren des Vortrags aus dem Stegreif: doch verminderte dieß ihren Werth nicht: es stellte vielmehr die gewandte Beredtsamkeit des Cicero in ein gedoppelt glänzendes Licht.

Sowie aber schon mehrmals kühnere Hervorbringungen deutscher Kritik von Italien her gleichsam verkündet wurden, wie Wolf's Umgestaltungen in der Homerischen Welt in Gian-Battista Vico, Niebuhr's tiefe Forschungen über Roms Urgeschichte in Emmanuel Duni ungeahndete Vorläufer hatten, so sprach auch der spanische Jesuit Juan Andres um das Jahr 1780 in seiner italienisch geschriebenen Litteraturgeschichte das erste Wort des Tadels über unsre Rede aus, Cicero's Beredtsamkeit entarte in ihr hie und da in falschen Redeprunk. Doch Härteres und Unerwarteteres brachte ihr unser Jahrhundert.

Bereits im Jahr 1745 hatte Jeremias Markland vier bis dahin als Ciceronisch anerkannte Reden für untergeschoben erklärt, und in ihnen schlechte Hervorbringungen späterer Rhetoren erkannt. Johann Matthias Gesner trat 1753 als ihr Vertheidiger auf, und sein Ansehn wohl ebenso sehr wie seine Gründe, brachten Markland's Zweifel in solche Vergessenheit,

daß Ernesti in seiner Ausgabe des Cicero sie gar keiner Erwähnung würdigte, und die Sache abgethan schien. Da erhob sich 1801 Friedrich August Wolf, trat unbedingt auf Markland's Seite, verstärkte seine Gründe, fügte neue hinzu, und hat bis jetzt wenigstens keine Widerlegung von gleichem Gewicht gefunden.

In der Vorrede zu seiner Ausgabe dieser vier Reden deutete er aber noch auf eine fünfte hin, die des Cicero nicht minder unwürdig sey, und schon im Jahr 1802 erschien die Rede für den Marcellus, die er als die bezeichnete erklärte, und deren Unächtheit er in einem ausführlichen Commentar zu erweisen unternahm. Er sprach gleich von vorn herein aufs bestimmteste aus, die Rede sey nicht bloß des Cicero unwürdig, sie sey auch den übrigen ächten Reden in allem Wesentlichen so durchaus unähnlich, daß Cicero kaum einzelne Stellen hätte schreiben können, wenn er sie auch wirklich hätte aufzeichnen wollen: aber auch gewollt habe er es so wenig, daß vielmehr geschichtlich zu erweisen sey, er habe nie eine Rede für den Marcellus bekannt gemacht, geschweige denn diese. Ja, es solle unwidersprechlich dargethan werden, unsre Rede sey von Seiten des Inhalts leer, von Seiten des Ausdrucks, des Satzbaues und der Redeformen oft kaum lateinisch, in der ganzen Anlage ungeschickt, dumm, lächerlich, (inepta, stulta, ridicula) und eher eines albernen Kaisers wie Claudius als des Fürsten der römischen Redner würdig.

Ein solches, von einem solchen Manne so ausgesprochenes Urtheil hatte mehrfache Aufregung zur Folge, und mehrere Gelehrte ergriffen, zum Theil nicht ohne Leidenschaftlichkeit, für oder gegen Wolf Partei. Unter seinen Mitkämpfern ist eigentlich nur Georg Ludwig Spalding nennenswerth, der allerdings die Sache in Wolf's Sinn weiter gebracht, und auch das wenige von diesem noch verschont gelassene mit ebensoviel Gelehrsamkeit als Nachdruck angegriffen hat. Denn die drei neuesten Bearbeiter des ganzen Cicero, Beck, Schutz und Orelli, haben sich begnügt, die Unächtheit als erwiesen anzunehmen, ohne neue Gründe beizubringen.

Indeß waren auch die Vertheidiger der Rede nicht unthätig: Ausgabe gegen Ausgabe, auch im Aeußern der Wolf'schen zum Verwechseln ähnlich, stellte schon im Jahr 1803 der Däne Claus Wormius, und es gelang ihm, was er hauptsächlich bezweckte, manchen vorschnell verdammten Ausdruck theils als Ciceronisch, theils doch als gut und ächt lateinisch zu retten. Ihm folgte 1805 mit einem unermeßlich breiten Commentar — er selbst nennt ihn perpetuus et plenus — Benjamin Weiske; und in der That, wäre die Frage durch Spitzfindigkeiten und Witzeleien aller Art zu erledigen gewesen, ihm hätte ein vollständiger Sieg gelingen müssen. So aber ist ihm das Unglück begegnet, indem er an der Rede für den Ligarius ein parodisches Beispiel geben will, wie man nach Wolf's Verfahren das ächteste als unächt darstellen könne, selbst an der Aechtheit dieser wenn irgend eine ächt Ciceronische Rede in vollem Ernst irre zu werden: eine Warnung mehr, mit zweischneidigen Waffen kein leichtfertiges Spiel treiben zu wollen.

Einzelnheiten nahmen in gelegentlichen akademischen oder Schulschriften mit mehr oder weniger Glück Schutz Katau in Frankfurt an der Oder, 1804, Hug in Freiburg, 1817, und ganz neuerdings Savels in Aachen, 1828. In allgemeinen Ausdrücken erklärten sich gegen Wolf Christoph Sarx

und Friedrich Schöll, auch Nobbe in der ſtereotypirten Tauchnitziſchen Quartausgabe, ſtillſchweigend, indem ſie die Rede als Ciceroniſch anzuſprechen nicht abließen, Gaspar Garatoni, Immanuel Huſchke, Johann Auguſt Görenz und Eduard Wunder. Auch Friedrich Auguſt Spohn hat in akademiſchen Vorleſungen, wie ſein Lebensbeſchreiber meldet, für die Aechtheit geeifert, und verſtreute Randbemerkungen an ſeinem Handexemplar der Wolf'ſchen Ausgabe, das jetzt in meinem Beſitz iſt, beſtätigen es. Ebenſo erhellt aus Huſchke's Handexemplar, jetzt gleichfalls in meinem Beſitz, daß er die Rede nicht blos herkömmlicher Weiſe als Ciceroniſch angeführet hat. Und endlich haben ſich alle mir bekannt gewordnen öffentlichen Beurtheilungen gegen Wolf vernehmen laſſen. Doch ich bin weit entfernt, auf dieſe Mehrheit der Stimmen irgend ein Gewicht zu legen.

Zwiſchen beiden Gegenſätzen bildete ſich nun aber noch eine Mittelſtraße. Ein ſehr ſcharfſinniger Alterthumsforſcher, Auguſt Jacob, gleich abgeneigt, die Rede durchaus und in allen ihren Theilen als Ciceroniſch anzuerkennen und ſie einzelner Flecken wegen unbedingt zu verwerfen, wurde durch dieſe Ungleichartigkeiten auf die Annahme ſpäterer Interpolation durch erweiternde Grammatiker geführt. Und wenn man dazu die vielfachen und auffallenden Abweichungen der Handſchriften unter einander erwägt, — eine Erſcheinung, die Wolf ganz unberührt läßt, ſowie er überhaupt die Rede viel zu ſehr verachtet, um ſich auf ihre Kritik einzulaſſen, — ſo gewinnt dieſe Vermuthung an ſich viel Wahrſcheinlichkeit.

Dieß iſt gegenwärtig der geſchichtliche Standpunkt der Streitfrage. Es kann nicht geleugnet werden, daß mancher das Einzelne betreffende Tadel Wolf's und Spalding's, beſonders durch Wormius, Jacob und Savels, in ſeiner Unhaltbarkeit dargeſtellt iſt. Aber man hat faſt ganz überſehn, daß Wolf's Gründe von zweierlei Art ſind, nicht bloß gegen Sprache, Ausdruck, Gedanken und Inhalt der Theile, ſondern auch im allgemeinen, gegen die geſchichtlichen Bedingungen der Rede überhaupt gerichtete. Aus der zu geringen Beachtung der letztern erklärt es ſich genügend, warum alles bisher richtig und ſcharfſinnig bemerkte nicht hinreichend befunden iſt, eine allgemeinere Ueberzeugung zu bewirken, und es ſcheint daher Zeit, nun auch dieſe andre Seite einmal beſtimmter ins Auge zu faſſen.

M. Claudius Marcellus, von dem plebejiſchen Zweige des alten und ruhmvollen Geſchlechts der Claudier, muß ziemlich gleiches Alters mit Cicero geweſen ſeyn, mit dem ihn gleiche Beſtrebungen und gleiche politiſche Anſichten von früh auf eng befreundeten. Wie es einem vornehmen und talentvollen jungen Römer geziemte, widmete er ſich zeitig dem Studium der Beredſamkeit, um ſo zu den höchſten Würden im Staate aufzuſteigen. Mehrere ſeiner Vorfahren hatten das Conſulat verwaltet, ſein Vater ſtarb als Senator. Er ſelbſt, wie aus mehrern Andeutungen bei Cicero erhellt, mehr Staatsmann als Rechtsgelehrter, trat häufiger und bedeutender als Staatsredner vor dem Senat, ſeltner vor Gericht auf. In politiſcher Hinſicht ſtand er mit unverbrüchlicher Treue wie anfangs auch Cicero zur Partei des Pompejus, und ebenſo ſehr durch dieſe Verbindung begünſtigt, wie durch eigene Würdigkeit gehoben, wurde er nach Verwaltung andrer obrigkeitlicher Aemter im Jahre Roms 703 Conſul, mit ihm der berühmte Rechtsgelehrte Servius Sulpicius Rufus. Ihm folgte ſeines Oheims Sohn C. Marcellus, dieſem des Marcus Bruder, auch Cajus, mit dem C. Cornelius Lentulus,

unter denen der Kampf zwiſchen Pompejus und Cäſar ausbrach: alſo drei plebejiſche Claudier in ununterbrochener Folge nach einander.

M. Marcellus benutzte die in ſeine Hände gegebene höchſte Gewalt vorzugsweis um dem immer drohender heranwachſenden Uebergewicht Cäſar's Schranken zu ſetzen: dieſe Beſtrebungen dauerten fort unter dem Conſulat ſeines Vetters und des L. Paullus, eines, wenn den gleichzeitigen Schriftſtellern Glauben zu ſchenken iſt, erkauften Cäſarianers, während dem Marcellus das unverkümmerte Lob bleibt, ſtets aus redlicher Ueberzeugung gehandelt zu haben. Sein beharrliches Gegenſtreben empfahl ihn der Adelspartei auszeichnend, und in dieſem Sinne ſchrieb ihm Cicero noch vier Jahre ſpäter, als die ganze Geſtalt der Dinge ſich ſchon geändert hatte: consulatum optime et magnificentissime gessisti. Freilich ging davon auch der förmliche Bruch mit Cäſar aus, und ſo lag in ſeinem Conſulat die erſte Veranlaſſung zu unſrer Rede.

Cäſar hatte nämlich die Verlängerung der ihm 695 verliehenen Provinz Gallien von 5 auf 10 Jahre durch das Treboniſche Geſetz 699 zu erlangen gewußt. Er benutzte dieſe Zeit und Gelegenheit trefflich, um ſich den Kern des römiſchen Heeres für weitere Unternehmungen unbedingt zu eigen zu machen. Dieß erkennend trug Marcellus bald nach Antritt ſeines Conſulats beim Senat darauf an, daß ſofort ein Nachfolger für ihn erwählt, und er zwei Jahre vor Ablauf ſeiner Zeit aus Gallien zurückberufen werde. Dieſe Maaßregel, die allerdings ein Gewaltſtreich geweſen wäre, hintertrieb eines Theils die Mäßigung und Beſonnenheit des edlen Sulpicius, theils das Gegenwirken der meiſt vom Cäſar gewonnenen Tribunen, beſonders aber die Liſt des C. Curio, der ſcheinbar einſtimmte, jedoch nur unter der Bedingung, daß dem Pompejus eine gleiche Machtentäußerung auferlegt werde. Damit jedoch war dieſem noch weniger gedient: er ſcheint nun ſelbſt den Antrag geſtürzt und den Marcellus im Stiche gelaſſen zu haben, der allerdings dabei nicht das perſönliche Intereſſe eines ehrgeizigen Parteihauptes, ſondern das allgemeine Wohl im Auge gehabt, inſofern alſo auf den Dank des Pompejus grade keine Anſprüche gehabt hatte.

Nicht beſſer gelang es ihm mit den Verſuchen, von der Conſulwahl für das nächſte Jahr den Cäſar auszuſchließen, und die Anſiedler von Novum Comum, die Cäſar vor Kurzem mit großen Vorrechten dorthin geſchickt hatte, derſelben wieder zu berauben. Cäſar kam mit auf die Wahl, und fiel ſie auch nicht auf ihn ſelbſt, ſo doch auf einen ihm gänzlich ergebenen Mann: die Komer aber blieben im ungeſchmälerten Beſitz.

So wurde in ſeinem Conſulate nichts bewirkt, als daß ſich die Zündſtoffe von beiden Seiten häuften und die Reibung der Parteien an Heftigkeit zunahm: grade das Mißlingen ſeiner Verſuche hatte auf beiden Seiten die gährende Erbitterung vermehrt.

Als demnach zwei Jahre ſpäter der Krieg zum vollen Ausbruch kam, befand ſich Marcellus zwar im entſchiedenen Gegenſatz mit Cäſar. Aber wir können nicht eigentlich ſagen, daß er auf Pompejus' Seite geweſen ſey: er zeigt ſich nirgends kräftig handelnd, und war weder mit bei Pharſalus, noch hatte er ſich einem andern Pompejaniſchen Heere angeſchloſſen. Ohne Zweifel war er in den letzten zwei Jahren zu der klaren Einſicht gekommen, auch dem Pompejus ſey es nur um ſich ſelbſt, nicht um Rom. Außerdem mochte er, und mit Recht, gar manches an dem Plan des beginnenden

Kampfes zu mißbilligen gehabt und seinen unglücklichen Ausgang vorhergesehn haben. Cicero selbst giebt ihm wenigstens im Jahr 707 das Zeugniß: ego eum te esse, qui horum malorum initia multo ante videris, praeclare memini. Offenbar standen die tüchtigsten Kräfte auf Cäsar's Seite, während Pompejus seinen jungen Rittern noch eine Gesinnung zutraute, die ihnen längst abhanden gekommen war. Wie richtig Marcellus und wohl viele andere gesehn hatten, lehrte die pharsalische Schlacht, in der Cäsar nicht blos mit 22,000 Mann 45,000 Pompejaner schlug, sondern auf Einen Streich die ganze Gegenpartei vernichtete.

Jetzt listen sich alle Bande unter den vorher gegen Cäsar Vereinigten: die kühnsten, wie Cato, rafften zusammen, was noch von Soldaten übrig war, und erwarten in Afrika den Kampf: die verzagtesten unterwarfen sich der Gnade des als großherzig bekannten Siegers, und fanden was sie wünschten: unter diesen erscheint Cicero. Andre, die Unmöglichkeit erkennend, mit Gewalt eine Umkehr der Dinge zu bewirken, und zu stolz, auch zu redlich, um mit dem Glück auch die Farbe zu wechseln, zogen eine freiwillige Verbannung vor. Diese ließen sich meistens in den reichen und hochgebildeten Städten Kleinasiens nieder, die Jüngern und Hoffnungsvollern um einer glücklichern Zukunft entgegenzuharren, die übrigen um sich selbst sey es in sinnlicher Betäubung oder in würdiger Geistesthätigkeit zu leben.

Unter diesen letzten, auch hierin seinen tüchtigen, altrömischen Charakter bewährend, finden wir den Marcellus wieder. Er wählte sich das anmuthige Mitylene zum Aufenthalt, um hier, vergessend und selbst vergessen, fern vom Schauplatz kriegerischer und politischer Rothungen, im Umgang mit den geistvollsten Männern jener Gegend, den Schmerz über den Fall seines Vaterlandes besonders in Beschäftigungen mit der stoischen Philosophie zu lindern. Seneca in dem Trostschreiben an seine Mutter Helvia theilt uns aus des Brutus Schrift über die Tugend eine größere Stelle über Marcellus' Aufenthalt in Mitylene mit, die ganz geeignet ist, das günstige Bild von ihm zu vollenden, das wir uns nach dem einstimmigen Zeugniß der Zeitgenossen von ihm zu gestalten nicht umhin können.

In diesen Zeitabschnitt, Marcellus' reifstes Mannesalter — wir dürfen ihn uns wie Cicero als sechzigjährigen denken — fallen die vier Briefe des Cicero an ihn, die uns im vierten Buch der Epistolae ad familiares aufbewahrt sind, und die allein ein vollgültiges Zeugniß für die wahrhafte Freundschaft abgeben würden, die zwischen beiden bestand. Alle drehn sich um den Einen Gedanken, Marcellus solle, seine Partie ergreifend, aus selbstgewähltem Exil nach Rom zurückkehren. Dieß war aber unmöglich, solange nicht Cäsar's begnadigende Verzeihung erlangt war: und darum bearbeiteten die ersten drei Briefe, alle vom Jahre 707, den Marcellus, sich selbst beim Cäsar schriftlich um seine Zurückberufung zu bemühn: der Erfolg sey unzweifelbar. Obgleich nun die Antworten fehlen, so erhellt doch aus Cicero's mehrmals wiederholtem Andringen und aus einer gleich zu erwähnenden Thatsache, was sich ohnehin von Marcellus' männlicher Denkungsart erwarten ließ, daß er sich auf nichts dergleichen einzulassen gesonnen war.

Nun boten seine Angehörigen in Rom alles auf, auch ohne sein Dazuthun Cäsar's Huld zu erwirken. Sein Bruder Cajus zwar, unter dessen

Consulat der Bürgerkrieg ausbrach, war mit Pompejus gezogen und hatte mit ihm den Tod gefunden: aber sowohl seines Vaters Bruder, C. Marcellus, Cicero's College im Augurat, als dessen Sohn, der unbedeutende Consul des Jahres 704, waren in Italien geblieben, und hatten sich vor dem Sieger gedemüthigt. Beide, besonders der letztere, hatten sich mit Cicero lange bemüht, des Bruders unbiegsamen Trotz zu brechen, indem sie ihm die Leichtigkeit zeigten, Cäsar's Verzeihung zu gewinnen, der sich allerdings gern jeden ausgezeichneten Mann durch Wohlthat verpflichtete. Zuletzt aber, da sie alle ihre Bemühungen vergeblich sahen, bewirkten sie selbst seine Begnadigung durch ein senatus-consultum.

Cäsar war nämlich zu Ende des Mai im Jahr 708 nach dem Siege bei Thapsus aus Africa nach Rom zurückgekehrt. Ehe er sich gegen den Cn. und Sextus Pompejus nach Spanien wandte, verweilte er einige Monate in Rom, die er durch vier Triumphe, über Gallien, Aegypten, den Pharnaces und Africa, durch prachtvolle öffentliche Spiele, Annahme der zehnjährigen Dictatur und viele Gnadenbezeigungen denkwürdig machte. Die günstige Stimmung des wahrscheinlich zuvor ausgeforschten Dictators benutzten anjetzt Marcellus' Freunde, und was er selbst zu thun beharrlich sich geweigert hatte, übernahmen sie an seiner Statt, schwerlich mit seinem Wissen und Willen.

In einer Sitzung des Senats, der Cäsar in Person beiwohnte, erwähnte der Senator L. Piso wie zufällig des Marcellus: den gegebenen Anlaß benutzte sein Oheim, von allen Senatoren unterstützt, demüthige Fürbitte für ihn einzulegen. Cäsar lehnte die persönliche Entscheidung ab, und gab sie dem Senat zurück, befragte jeden einzeln um seine Meinung, und da alle auf Marcellus' Wiederherstellung antrugen, wurde sie durch förmlichen Senatsbeschluß vollzogen. Daß Cäsar der alten Feindschaft, daß er insbesondre des Consulats des Marcellus vergessen haben sollte, ist freilich wenig glaubhaft. Aber theils war Cäsar, zumal als Sieger, großherzig genug, um aufrichtig verzeihn zu können, theils war Marcellus in Asien auf jeden Fall gefährlicher als unter seinen Augen in Rom, und er mochte daher seine Rückkehr selbst wünschenswerth finden. Um ihn aber auch zur Annahme der Begnadigung geneigt zu machen, rief er ihn nicht selbst zurück, sondern bediente sich der ehrenvollsten und würdigsten Form, die an die besten Zeiten der Republik erinnerte, indem er scheinbar alles vom Senat ausgehn ließ. Cäsar für seine Person hätte wahrscheinlich den Schimpf männlich stolzer Ablehnung erfahren: der Senat war sicher davor.

Den ganzen Hergang dieser Senatsversammlung erzählt Cicero ausführlich in einem Briefe an Marcellus' alten Mitconsul Sulpicius, damaligen Proconsul von Achaia, worin es unter anderm heißt: ita mihi pulchre hic dies visus est, ut speciem aliquam viderer videre quasi reviviscentis reipublicae.

Als nun sämmtliche Senatoren dem Cäsar die Huldigungen ihres Dankes darbrachten, und ihn dadurch reichlich für die kleine Selbstüberwindung entschädigten, fühlte Cicero, wie er weiter erzählt, sich gedrungen, auf inständiges Bitten seiner Collegen, gegen den früher gefaßten Entschluß, nach dem Untergange des Freistaats nicht mehr als Redner aufzutreten, wieder das Wort zu nehmen. Fregit meum consilium, sagt er, et Caesaris

magnitudo animi et ornatus officium. Itaque pluribus verbis ego Caesari gratias.

Daß alſo Cicero nach Marcellus' Begnadigung vor dem Senat zum Cäſar geredet habe, geht aus dieſer Stelle deutlich hervor: auch muß ſie gerade das enthalten haben, was unſre Marcelliana nicht, was die Ueberſchrift vermuthen laſſen könnte, eine förmliche defensio, ſondern nach bereits einmüthig beſchloſſener Zurückberufung eine gratiarum actio an den Cäſar. Inſoweit alſo trifft alles Geſchichtliche mit unſrer Rede vollkommen zuſammen.

Nachdem auf dieſe Weiſe Marcellus' Freunde zum Ziel gelangt waren, wurde er von ihnen aufs dringendſte zur Rückkehr nach Rom eingeladen, der nun nichts mehr im Wege ſtand, und dahin gehört auch der vierte Brief des Cicero vom Jahre 708. Obgleich er ſo ohne Entwürdigung ſeine Vaterſtadt wiederſehn konnte, ſcheint er ſich doch nur ſchwer entſchloſſen zu haben, ſein Aſyl zu verlaſſen. Wenigſtens verließ er Lesbos erſt 20 Monate nach ſeiner Zurückberufung, und begab ſich kurz erſte nach Athen, von wo er ſich im Mai 710 im Peiräeus einſchiffen wollte. Aber in der Nacht zuvor wurde er von ſeinem Begleiter, T. Magius Chilo, meuchleriſch mit mehrern Dolchſtichen verwundet, an denen er Tags darauf, am 24. Mai, ſtarb. Chilo entleibte ſich gleich nach der That. Den Marcellus aber beſtattete ſein grade in Athen anweſender Freund, der Proconſul Sulpicius, feierlich in der Akademie und errichtete ihm ein Marmordenkmal. Am 31. Mai gab er in einem uns erhaltenen Briefe dem Cicero ausführliche Nachricht von dem Geſchehenen.

Es verbreitete ſich damals die Sage, Cäſar habe den Mörder gedungen gehabt: aber ſowohl M. Brutus als Cicero ſelbſt verwerfen dieß Gerücht als des Cäſar unwürdig und auch des leiſeſten Scheines von Wahrheit ermangelnd: ja es iſt ſchwer, in ſolcher Ausſprengung das Werk einer feindſeligen Partei nicht zu erkennen, die ſelbſt von der Unwahrheit des Gerüchtes am beſten unterrichtet geweſen ſeyn mag. Wenig beſſer iſt Spalding's Einfall, aus gänzlichem Lebensüberdruß habe Marcellus ſich ſelbſt von Chilo umbringen laſſen: was Sulpicius über die Stellen der Wunden meldet, (in der Magengegend und am Kopfe, nahe am Ohr) beweiſt zur Genüge, daß ſie ihm im Zuſtande heftiger Leidenſchaft beigebracht ſind. Und damit ſtimmt auch Cicero's Meinung überein: Chilo habe etwas vom Marcellus verlangt, und da dieſer es beharrlich verweigert, ſey er in Wuth gerathen und habe ihn mörderiſch angefallen. Valerius Maximus leitet die That aus eiferſüchtiger Freundſchaft her: Marcellus habe einen andern ihm vorzuziehn angefangen, welches der leidenſchaftliche Chilo nicht habe ertragen können. Dieß läßt ſich mit Cicero's Ueberlieferung wohl vereinbaren: Chilo hätte dann ſelbſt mit Wahrſcheinlichkeit vorausſehn gekonnt, daß ſeine Forderung nicht gewährt werden würde, und ſich ihrer nur bedient, um einen Anlaß zu finden; oder er hätte bei ſich beſchloſſen gehabt, von ihrer Gewährung oder Verneinung das Weitere abhängig zu machen, wonach auch der ſonſt unerklärliche Selbſtmord des Chilo alles räthſelhafte verliert.

Steht nun auch geſchichtlich feſt, daß Cicero durch ſeines Freundes Begnadigung veranlaßt in der Curia zu Cäſar geſprochen hat, ſo iſt damit allerdings noch nicht erwieſen, daß unſre Rede für den Marcellus auch die

damals gehaltene ſey. Daß ſie es nicht einmal ſeyn könne, ja daß überhaupt keine Rede gehalten ſey, behaupten Wolf und die ihm beiſtimmenden. Ihre Gründe zu prüfen ſey der Gegenſtand des Folgenden.

Sogleich der erſte Einwand, dem beſonders Spalding großes Gewicht beilegt, iſt gegen die Ueberſchrift, oratio pro Marcello, gerichtet. Dieſer Ausdruck komme nach herrſchendem Gebrauch nur den forenſiſchen oder judicialen Reden zu: er ſetze eine förmliche gerichtliche Anklage voraus, gegen die eine nicht minder förmliche Vertheidigung eingelegt werde: die Marcelliana dagegen ſpreche bloß erkenntliche Gefühle für eine ſchon erlangte Gunſt aus.

Dagegen ließe ſich nun im Allgemeinen einwenden, dieſe Ueberſchrift brauche gar nicht vom Cicero ſelbſt herzurühren, der ſie vielleicht oratio Marcelliana genannt habe, wie ſie in der That in mehreren Handſchriften heißt: ſie könne durch Abſchreiber nach mancherlei Analogien dieſen minder zweckmäßigen Titel erhalten haben, wenn zwei andre, vielfach ähnliche, gleichfalls im Senat an den Cäſar gehaltene Reden den nächſten Anlaß geboten haben würden, die für den M. Ligarius und den galatiſchen König Dejotarus, denen freilich wenn auch nicht gerichtliche, doch Anklagen vorausgegangen waren, durch deren Widerlegung Cicero die Freiſprechung ſeiner Schutzlinge erwirkt.

Geſetzt aber auch, der Beweis ließe ſich führen, daß die Ueberſchrift ſo alt wie die Rede und mit ihr entſtanden ſey, ſo wäre wohl die erſte Frage, wie ein alter Rhetor, der anderthalb tauſend Jahre für Cicero gelten konnte, und der jedenfalls in Beobachtung des Koſtüms genau war, zu einem ſo argen und ſo leicht zu vermeidenden Verſtoß gelangt ſeyn möchte? Denn daß der Verfaſſer nur ein Paar Jahrhunderte jünger geweſen ſeyn kann, lehren die von Angelo Mai 1814 aufgefundenen Ambroſianiſchen Scholien zu unſrer Rede, die zwar gewiß nicht vom Asconius Pedianus herrühren, aber doch, wie Niebuhr auch bei ihrer Erſcheinung vermuthete, und der ſcharfſinnige Däne Madvig in ſeiner kürzlich herausgegebenen Schrift über den Asconius vollſtändig erwieſen hat, auf keinen Fall weiter hinab als in das vierte Jahrhundert gerückt werden können: ja, Wolf ſelbſt will ihn zum Zeitgenoſſen des Tiberius machen.

Allein es iſt auch die Möglichkeit vorhanden, daß Cicero dieſe Ueberſchrift ſelbſt und aus triftigem Grunde gewählt hat. Wir wiſſen, daß Cäſar den Marcellus nicht aus eigner Machtvollkommenheit losgeſprochen hat, ſondern daß er dem Senat, wenn auch nur zum Scheine, eine allgemeine Abſtimmung darüber geſtattete. So ließ Cäſar ſich alſo abſichtlich überſtimmen, ohne darum ſeine Meinung über Marcellus zu ändern. Welcher Art aber dieſe war, erfahren wir aus Cicero's Brief an Sulpicius, in welchem es heißt, Cäſar habe nachgegeben, accusatis Marcelli meerbitatis. Hier haben wir alſo die ſicherſte Spur einer Anklage, die in jener Senatsſitzung und vom Cäſar ſelbſt ausgegangen war, einer Anklage wegen halsſtarriger Erbitterung gegen den neuen Machthaber, dem Marcellus kein entgegenkommendes Wort der Sühne hatte gönnen wollen.

Die Anklage wäre alſo doch und zwar mit Cicero's eignen Worten ermittelt: aber man wird vielleicht einwenden, Cicero habe ja in der Rede nicht den Marcellus vertheidigt, ſondern dem Cäſar gedankt. Halten wir jedoch daran feſt, daß Cäſar der Kläger war, ſo iſt auch die Vertheidigung leicht gefunden.

Der dritte Haupttheil der Rede nämlich, §. 11 bis 33, enthält nichts anderes als eine in der That sehr kluge, sehr geschickt angebrachte Vertheidigung aller ehemaligen Pompejaner, unter deren furchtloseste und entschiedenste Marcellus zu rechnen war. Cicero führt darin mit großem Nachdruck den Beweis, daß Cäsar von dieser acerbitas, die er soeben dem Marcellus Schuld gegeben, durchaus ungegründete Besorgnisse hege. Er sagt hier ausdrücklich: nunc venio ad gravissimam querelam, ad atrocissimam suspicionem tuam. Welch' eine querela ist hier gemeint? und wo hat Cäsar eine suspicio geäußert? Es ist nicht wohl zu verkennen, daß der Redner dieselben Worte des Cäsar berühret, deren er gegen den Sulpicius gedacht hatte, die acerbitas Marcelli acerbitas.

Mit Recht fand Cicero es angemessen, die Begnadigung seines Freundes nicht als unverdiente Wohlthat mit demüthigem Dank hinzunehmen, sondern einige Worte zur Rechtfertigung desselben nachzutragen, und dadurch die Gewährung des allgemeinen Wunsches als wohlverdient darzustellen. Da aber die Anklage des Cäsar keine förmliche gewesen war, so konnte schicklicher Weise auch die Vertheidigung nur eine indirecte seyn, und Cicero hat wohl gethan, den Namen seines Freundes hier gar nicht auszusprechen, sondern nur die Classe, zu der Marcellus gehörte, die Pompejaner, zu bezeichnen. Es ist also ganz natürlich, daß er in der Rede bei allgemeinen Ausdrücken von Beschwerden und Argwöhnungen des Cäsar stehn bleibt, während er in dem vertraulichen Schreiben an Sulpicius kein Bedenken trägt, die Sache bei ihrem wahren Namen zu nennen und des Dictators eigne Worte anzuführen.

Es bleibt nun aber noch zu beantworten, warum Cicero die ganze Rede nach ihrem letzten Drittheil benannt habe: doch ist auch das leicht zu erklären. Wir haben gesehn, Cicero wollte nicht bloß danken: dann freilich hätte er sich kürzer fassen können, ja müssen. Er hatte den höhern Zweck, seinem heimkehrenden Freunde, dem Cäsar für seine Person noch nicht verziehn hatte, Ruhe und Sicherheit vor spätern Verfolgungen im Voraus zu begründen. Darum ergriff der Gewandte gern diese ungesuchte Gelegenheit, ihm gegen jeden fernern Argwohn Cäsar's nach Kräften das Wort zu reden ohne es gerade zu scheinen, und sonach ist es begreiflich, daß er dem Ganzen nach seinem Hauptzweck und seinem wesentlichsten Bestandtheile den Namen gab.

Daneben konnte noch ein zweiter, mehr persönlicher Grund obwalten. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die eigentliche gratiarum actio Schmeicheleien gegen Cäsar enthält, zu denen sich kein Mann von festem Charakter, zumal in Cicero's Stellung, bequemt hätte, und manchem der alten Freunde des Redners mochte die so veränderte Sprache höchlich mißbehagt haben. Es mochte ihm daher einige Schaamröthe ins Gesicht treiben, wenn er nur von einer gratiarum actio an den Cäsar hörte, und er wählte den Titel lieber nach dem würdigen Zweck der Rede als nach ihrer ersten Veranlassung, da jener einige Entschuldigung der adulatio enthielt.

Aus eben dieser nicht wegzudisputirenden Schmeichelei gegen den Cäsar haben nun aber Wolf und Spalding überhaupt die Unmöglichkeit ableiten wollen, daß diese Rede vom Cicero herrühren könne, der zwar nie ein Cato gewesen, aber sich doch auch nie so ohne Maaß weggeworfen habe, wie in der Marcelliana geschehn sey. Hiergegen ist zu bemerken, daß jede Schmeichelei schon an sich ein Zuviel ist, und daß sich gar nicht berechnen läßt, wenn einer einmal zu schmeicheln begonnen hat, wieweit er es unter dringen-

den Umſtänden zu treiben fähig ſey: wer will dafür die Scala finden? Leider müſſen wir hinzufügen, daß ein hoher Grad von Schmeichelei, wie er uns auch in unverſiegbar Ciceroniſchen Werken, z. B. in den Reden für den Ligarius und Deiotarus, nicht ſelten verletzt, uns eher als ein Zeichen der Aechtheit erſcheinen würde.

Wer ſeine ganze politiſche Richtung ſo plötzlich umwandeln, wer in ſeinen Briefen, wie ihm von einem philomathiſchen Freunde nachgewieſen iſt [1]), mit klarem Bewußtſeyn und beſtimmter Abſicht die Wahrheit entſtellen und verleugnen konnte, der giebt deutlich genug zu erkennen, daß er es mit den Mitteln zur Erreichung ſeiner Zwecke nicht allzu genau zu nehmen gewohnt iſt. Im gegenwärtigen Falle war er ſich einer uneigennützig guten und edeln Abſicht bewußt, die Ausſöhnung des Cäſar mit ſeinem alten Freunde zu vollenden. Hätte er hier mit der Strenge altrepublikaniſcher Sinnesart des Marcellus gerade männliche Handlungsweiſe entſchuldigen wollen, ſo wäre jener Zweck durch ſeine Schuld gänzlich verfehlt und das grade Gegentheil bewirkt worden. Um dieß zu verhüten, verfällt der Redner auf das entgegengeſetzte Aeußerſte übermäßiger Lobpreiſung des Cäſar, in der Hoffnung dadurch dem Freunde deſto gewiſſer zu nützen. Blieb ihm dabei doch die innere Genugthuung, nicht für ſein eignes Intereſſe, ſondern zu Gunſten ſeines Freundes ſo gerebet zu haben. Ueberdieß läßt ſich von Cicero's unbegrenzter Eitelkeit ſchon erwarten, daß ihm jede Gelegenheit erwünſcht geweſen ſeyn wird, ſich dem Cäſar im vollen Glanz ſeiner Beredtſamkeit darzuſtellen und ſeine Gunſt anzueignen.

Doch es kann auch ein gutes und wahrhaftes Gefühl an der Schuld des übergroßen Lobes Antheil gehabt haben. Aus der Geſchichte jener Senatsverſammlung wiſſen wir, daß Cicero nicht, wie er ſonſt gewohnt war, vorbereitet ſprach: ſondern, wie der Brief an den Sulpicius lehrt, nachdem Cäſar hatte Gnade ergehn laſſen, von ſeiner Seelengröße ergriffen, von den verſammelten Senatoren aufgefodert. Vielleicht hatte er ſelbſt gezweifelt, Cäſar werde dem Marcellus bei ſeinem halsſtarrigen Trotz auf anderer Verwendung die Rückkehr bewilligen, ein Fall, der ſonſt nie vorgekommen ſein mochte. Denken wir uns nun dieſen Moment, in welchem der unumſchränkte Beherrſcher der bewohnten Erde dem Gefühl ſchwerer perſönlicher Kränkung freiwillig entſagt, den Senat in ſeine alten Rechte wieder einſetzt, und dieſe auch damals noch erlauchte Verſammlung ihm den Zoll der Dankbarkeit mit Begeiſterung darbringt, wie ſollte da ein ſo leicht bewegliches Gemüth wie das des Cicero widerſtehn, wie es nicht allen übrigen in lebhafter Aufgeregtheit zuvorthun! Spalding ſchildert ihn aufs treffendſte: noster ille diserti sane quam fortior, dum optima quaeque sectatur et constantissimi civis laudem serio affectat, inter ipsum veteris reipublicae facundissimum praeconium, nunc levitate gloriae captandae ablatus, nunc instantis periculi metu fractus, a sua ipse causa mirum in modum desciscit.

Dieſer Eingebung des Augenblicks folgend, konnte auch wohl ein Stärkerer als Cicero im Uebermaaß freudiger Ueberraſchung ſich einem ſolchen Zuviel dankbarer Verehrung hingeben. Ja grade ein beſſerer Sinn, den wir dem Cicero keineswegs abſprechen wollen, wird in ähnlichen Lagen, wo er

1) [A. C. G. Schneider, „Beitrag zur Schilderung des Cicero aus ſeinen Briefen.“ Philomathie, herausgegeben von F. L. Wachler. Bd. II, S. 150 – 181.]

der Menſchlichkeit eines alten Gegners Gerechtigkeit und Anerkennung wiederfahren zu laſſen ſich gedrungen fühlt, des Guten leicht eher zu viel als zu wenig thun. Dabei haben wir gar noch nicht einmal die zauberiſche Gewalt in Anſchlag gebracht, welche die irdiſche Größe und Majeſtät, zumal wenn ihre Strenge ſich in Milde und Huld verwandelt, auf jedes nicht ganz befeſtigte Gemüth unfehlbar ausübt. Es genüge hier beiſpielsweiſe an einen Mann zu erinnern, der in ſeinen Beziehungen zum öffentlichen Leben manche Verwandtſchaft mit Cicero entwickelt hat, an Johann von Müller in ſeinem Verhältniſſe zu Napoleon. Ein Geſpräch von einer halben Stunde reichte hin, ihn aus des Eroberers entſchiedenſtem Gegner zu ſeinem Bewunderer umzuſchaffen, ihn zum Uebertritt aus preußiſchem in weſtphäliſchen Staatsdienſt zu beſtimmen. Er iſt viel und bitter darüber getadelt: aber niemand ſollte einen Stein gegen ihn aufheben, der nicht ſelbſt ſchon aus dergleichen ſchmeichelnden Gefahren als Sieger hervorgegangen iſt. Cäſar übte gewiß nicht minder perſönliche Gewalt über die ihm nahe Kommenden als Napoleon.

Nun iſt zwar hauptſächlich auf gewiſſe Unterſchiede des Tons zwiſchen der Rede für den Marcellus und denen für den Ligarius und Dejotarus hingewieſen worden. Allerdings haben auch die äußerlichen Bedingungen darin viel Aehnliches und Uebereinſtimmendes, daß in allen drei Reden alle Gegner des Cäſar ihm gegenüber in Schutz und Obhut genommen werden. Indeß konnte wohl nur übertriebener Eifer für eine vorgefaßte Meinung die weit bedeutendern und weſentlichern Unterſchiede verkennen, die zu dem entgegengeſetzten Ergebniß führen müſſen.

Viele Unterſchiede liegen zum Theil in äußern Bedingungen klar vor. Gegen Ligarius und Dejotarus waren wirkliche Ankläger aufgetreten, gegen jenen Q. Tubero, gegen dieſen ſein Enkel Kaſtor, und Cäſar war Schiedsrichter. Hier war alſo das Verfahren als ein ganz regelmäßiges und gewöhnliches durch das Geſetz vorgezeichnet. Beim Marcellus erſchien Cäſar als Kläger und Richter in Einer Perſon, und Cicero hatte ſich ſehr zu hüten, daß er nicht dieſen in jenem beleidige. Hier war alſo ſchon durch die gänzlich veränderten Umſtände auch eine ganz andre Sprache geboten. Nicht minder wirkte dahin die durchaus verſchiedne Stellung der zu vertheidigenden Männer: Ligarius und Dejotarus erſcheinen als demüthig Flehende: wie weit entfernt davon war der ungebeugte, mit vollem Römerſtolz begabte Marcellus, der an dem, was zu ſeinen Gunſten unternommen wurde, ſo wenig Antheil hatte, daß er nicht einmal darum wußte, ja es nicht einmal nach glücklichſtem Ausgang ſonderlich gut geheißen zu haben ſcheint.

Noch bedeutender dürften aber die Unterſchiede ſeyn, die in Cicero's eigner Perſönlichkeit gegründet waren. Die Angelegenheiten des Ligarius und Dejotarus behandelte er nach vollkommener Prämeditation: er konnte beide Reden mit höchſter Sorgfalt ausarbeiten, auch war ſein eignes Gemüth dabei nicht übermäßig in Anſpruch genommen. Für den Marcellus hatte er ganz unvorbereitet und in tiefſter innerer Bewegung zu ſprechen.

Dann wiſſen wir aber auch von Cicero ſelbſt aus dem wichtigen Briefe an Sulpicius, daß er bei dem Sturze der Pompejaniſchen Partei im erſten aufrichtigen Schmerz den Beſchluß gefaßt hatte, hinfort nicht mehr als Redner aufzutreten: er ſagt: statueram (non mehercule inertia, sed desiderio pristinae dignitatis) in perpetuum tacere. Bis jetzt war er ſeinem allgemein bekannten Entſchluß treu geblieben: nun aber änderte er ihn plötz-

lich, und ergriff in Cäsar's Gegenwart wieder das Wort, weil, wie er sagt, der Freistaat ihm wieder aufzuleben schien. Wer mag zweifeln, daß diese freudige Ueberraschung und die dadurch bewirkte plötzliche Umkehr seiner Lebensverhältnisse dem Ton seiner Rede eine Färbung gegeben haben müsse, die bei der zweiten und dritten, erst nach Cäsar's Rückkehr aus Spanien gehaltenen Rede bereits wieder erloschen war. Wir glauben daher, daß weit eher eine völlige Uebereinstimmung in Ton und Haltung zwischen der Marcelliana und den Reden für den Ligarius und den Dejotarus als Zeichen der Unächtheit und späterer Nachahmung geltend zu machen seyn würde, als umgekehrt.

Unwürdigkeit und Niedrigkeit der Gesinnung würde aber dem Verfasser unsrer Rede nur dann mit vollem Recht Schuld gegeben werden können, wenn er in ihr die Pompejanische Partei preisgegeben oder seinen Freund zur Ungebühr und ganz gegen seinen Charakter vor Cäsar gedemüthigt hätte. Davon aber trägt die Rede so wenig eine Spur, daß Cicero sie vielmehr mit dem Lobe des vom Cäsar nicht geliebten Mannes eröffnet, daß er seine Wiederherstellung unumwunden als Gewinn für das Gemeinwesen bezeichnet, und sich selbst in politischer Hinsicht mit ihm auf Eine Linie stellt. Dieser Freimuth reicht doch wohl hin, einige allerdings stark aufgetragene Züge der Bewunderung und Dankbarkeit minder grell zu des Redners Nachtheil hervortreten zu lassen.

Doch Wolf geht einen Schritt weiter: er leugnet überhaupt, daß Cicero eine in Marcellus' Angelegenheit gehaltene Rede je habe aufzeichnen und bekanntmachen können und wollen. Hätte er das erwiesen, so folgte freilich von selbst, daß jede über diesen Gegenstand auf unsre Zeit gekommene Rede untergeschoben seyn müsse.

Nach Wolf gab es zweierlei Gründe, eine gehaltene Rede — seys auf dem Forum oder in der Curia — hinterdrein auch aufzuzeichnen, welches oft erst lange Zeit nachher bei bequemer Muße, also mehr dem Gedankengange als den Worten nach, unternommen sey, wie z. B. der ältere Cato sich als Greis damit beschäftigt habe, Reden, die er einst über besonders merkwürdige Rechtsfälle gehalten, schriftlich auszuarbeiten. Denn eine Rede zuerst aufzuzeichnen und einzumemoriren, und sie dann zu halten, sey aller römischen Sitte zuwider gewesen: darin grade habe der Hauptunterschied zwischen dem Redner und dem Rhetor oder Declamator gelegen. Bei der Marcelliana konnte davon überhaupt nicht die Rede seyn.

Den Hauptgrund findet Wolf mit Recht im Gegenstand der Rede: war dieser von allgemeinem Interesse, oder war er ungewöhnlich schwierig zu behandeln, und dadurch geeignet, einen Beweis vorzüglicher rednerischer Geschicklichkeit zu geben, so war es natürlich, daß man sowohl zum Genuß der Mitlebenden als zur Belehrung späterer Geschlechter auf schriftliche Aufbewahrung bedacht war. So wurde denn manches aufgezeichnet, was mündlich gar nicht einmal vorgetragen seyn konnte, weil sowohl das Sprechen als das Anhören Maaß und Ziel hat, nicht ebenso das Lesen: es genügt an die Verrinischen und Philippischen Reden des Cicero, an Demosthenes' Rede über die Parapresbie des Aeschines zu erinnern, die, wie wir sie besitzen, mehr Staatsschriften als Reden sind. Dergleichen nachträglich für das Lesen überarbeitete Reden pflegte Cicero seinen Freunden mitzutheilen, besonders denen, die in den Provinzen abwesend nicht unmittelbare Zuhörer hatten seyn können. Namentlich in den Briefen an den Atticus finden wir häufig die

Erwähnung, daß eine oder die andre Rede beigefügt ſey. Dieſe kamen dann, durch Abſchriften fortgepflanzt, bald auch in andere Hände und wurden vielfach geleſen, beſonders von Jünglingen, denen ſie als höchſte Muſter der Beredtſamkeit galten.

Neben dieſem ſachlichen Intereſſe giebt Wolf nun auch noch ein perſönliches zu, welches jedoch in viel ſeltnern Fällen zur Aufzeichnung Anlaß gegeben haben könne. Bei Vertheidigungsreden nämlich, die Cicero für Andre als patronus causae gehalten habe, ſey es zumal bei glücklichem Ausgang der Sache wohl natürlich geweſen, daß der in Schutz Genommene, vielleicht von ſchwerer Strafe Befreite, eine ſolche Urkunde ſeiner Unſchuld, ſeines Rechts ſelbſt zu beſitzen, wieder und wieder zu leſen, aufzubewahren, auch ſeinen Freunden und Bekannten mitzutheilen, ja auf Kinder und Enkel zu vererben gewünſcht habe: ein Fall, der bei der Vertheidigung des Dejotarus wirklich eingetreten war.

Sonach ſoll die Marcelliana denn aus der Reihe der wirklichen und ächten Reden geſtrichen und unter die Declamationen geſetzt werden. Nicht um durch den erlogenen Namen des Cicero zu täuſchen, ſondern entweder als Uebungs- oder als Prunkſtück, auf den Grund des Briefes an Sulpicius gebaut, ſoll ſie in derſelben Art entſtanden ſeyn wie des Porcius Latro Declamation gegen den Catilina und ſo manches andre mit und ohne ſeines Urhebers Namen aus dem Alterthum auf uns gekommene rhetoriſche Machwerk, das, geſchichtlich gegebene Stoffe ergreifend, ſie mit nichtigen und hohlen Redensarten umkleiſterte.

Dieſe Annahme begründet Wolf auf folgende drei Sätze. Zuerſt hatte Cicero keinen der beiden oben angegebenen Beweggründe, ſeine Rede, wenn ſie wirklich gehalten wäre, aufzuzeichnen und außerhalb des Senats zu verbreiten: denn weder wichtig ſey die Sache geweſen, noch ſchwierig, und dem Marcellus habe auch nicht daran gelegen ſeyn können; es würde ihn vielmehr ſchwer gekränkt haben, wenn er hätte vorausſehn können, daß die Schmach der Begnadigung noch durch eine Dankrede auf die ſpäteſte Nachwelt gebracht werden würde. Daß ſie aber erſt nach ſeinem Tode beinah zwei Jahre nachher aufgezeichnet worden, ſey gar nicht glaubhaft, weil Cicero damals ſelbſt in mancherlei andre Geſchäfte verwickelt geweſen, die ihn ganz in Anſpruch genommen hätten, außer mehreren Reden ſeine Scheidung von der Terentia, ſeine Wiederverheirathung und Trennung von der Publilia, vor allem aber der Tod ſeiner Tochter Tullia, der ihn ſo danieder geworfen, daß er ſich nach Oſtium zurückzog, wo er die Bücher de luctu minuendo, die akademiſchen Quäſtionen und de finibus abfaßte. Auch habe nach Marcellus' Tode die Rede für niemand mehr Bedeutung haben können, welchem letztern wir unbedingt beitreten müſſen.

Dann ſollen die Worte in dem Briefe an den Sulpicius: pluribus verbis gratias egi Caesari, mit einer förmlichen Rede nicht zu vereinbaren ſeyn.

Endlich wird aus einer Aeußerung Cäſar's ſelbſt, die Plutarch aufbewahrt hat, der Beweis zu führen geſucht, daß Cicero bei dieſem Anlaß überall keine Rede gehalten habe. In der That, wenn dieſer Beweis gelungen wäre, hätte man ſich allen übrigen Aufwand von Scharfſinn und Gelehrſamkeit füglich erſparen können. Doch uns liegt ob, dieſen dreifachen Einwand zu prüfen.

Zugegeben auch, mit den zwei von Wolf aufgeſtellten ſeyen die Gründe

der Aufzeichnung einer Rede erſchöpft, ſo bleibt doch noch die Frage, ob Cicero wirklich durch keinen von beiden veranlaßt werden konnte, ſeine gratiarum actio bekannt werden zu laſſen.

Die Wichtigkeit eines Ereigniſſes iſt immer relativ; war keine für den Staat vorhanden, ſo konnte ſie es doch für den Einzelnen ſeyn: und auch unter den unbeſtritten ächten Reden beſchäftigen mehrere ſich mit Gegenſtänden, die uns allerdings höchſt unwichtig erſcheinen müſſen; ſo dreht ſich die für den P. Quinctius und den Schauſpieler Roscius um geringfügige Geldſachen, die für den Cäcina um eine Erbſchaftsangelegenheit, die für den Dichter Archias und den Cornelius Balbus um die Verleihung des römiſchen Bürgerrechts an einen Ausländer, und ſie hatten gewiß ihr Hauptintereſſe für den Betheiligten, ohne daß doch einer der Fälle eintritt, in welchen Wolf das perſönliche Intereſſe als hinreichenden Grund der Aufzeichnung einräumt. Indeß laſſen ſich grade hier wohl einige Momente nachweiſen, die auf allgemeinſte Theilnahme Anſpruch machen konnten, vor allem die Lage des Marcellus, eines allgemein gekannten, von vielen geachteten Mannes, an deſſen Zurückberufung mancher gezweifelt haben mag, und Cicero's eigne Stellung zum öffentlichen Leben in Rom: es war allgemein bekannt, daß er nicht wieder als Redner auftreten wollte: jetzt hatte er, allen unerwartet, ſeinen Entſchluß geändert: kein Wunder, wenn Freund und Feind, Pompejaner und Cäſarianer, neugierig waren zu vernehmen, wie er ſich dabei gewendet habe: und den Spröden hat Cicero gewiß bei Aufforderungen dieſer Art nie geſpielt. Auch wäre das für einen Redner immer bedenklich: denn er ſetzt ſich dann der Gefahr verfälſchter und entſtellter mündlicher Ueberlieferung durch ſeine Zuhörer aus, der allein durch eigne Bekanntmachung zu entgehn war.

Allein auch perſönliche Verhältniſſe der mannigfachſten Art konnten ihn beſtimmen, die Rede hinterdrein aufzuzeichnen. Keinem war vielleicht unmittelbarer daran gelegen als dem C. Marcellus, deſſen Bitten hauptſächlich bei Cäſar gewirkt hatten, und dem es nicht gleichgültig ſeyn konnte, daß der größte Redner Roms in einer Angelegenheit ſeiner Familie ſein Schweigen zuerſt wieder gebrochen habe. Aber auch dem M. Marcellus ſelbſt mußte es erwünſcht ſeyn, ſich vollſtändig überzeugen zu können, daß ſeine Wiederherſtellung auf eine Weiſe erfolgt war, die für ihn nichts ſchimpfliches, ſeiner Denk- und Handlungsweiſe widerſtrebendes hatte: denn was in der Rede als Schmeichelei erſcheint, fällt allein auf Cicero's Rechnung: dem Marcellus und ſeiner Geſinnung iſt nichts darin vergeben, keine Reue in ſeinem Namen geäußert, nichts in ſeinem Namen für die Zukunft angelobt: ſodaß Wormius' Meinung, Cicero habe die Rede für den Marcellus aufgezeichnet und ſie ihm nach Mitylene überſendet, an ſich nicht unwahrſcheinlich iſt, obgleich der von ihm dafür beigebrachte Grund auf dem Mißverſtändniß einer Ciceroniſchen Stelle beruht. Nicht minder denkbar iſt es, daß die anweſenden Senatoren, auf deren Bitten er, gewiſſermaßen als ihr Organ, gedankt hatte, nun auch um Abſchriften der Rede baten.

Endlich aber mochte auch Cicero aus perſönlichen Gründen es rathſam erachten, ſeinen Worten mögliche Oeffentlichkeit zu geben. Dem Cäſar konnte ihre Verbreitung nur ſchmeichelhaft ſeyn: Cicero's ausgeſprochenes Beſtreben aber war es, dem Cäſar nach Wunſch und Willen zu leben: gleich nach Marcellus' Begnadigung ſchreibt er ſelbſt dem Sulpicius: in hac sum

sententia, nihil ut faciamus, nisi quod maxime Caesar velle videatur, und gleichzeitig an den Papirius Pätus: me amicissime quotidie magis Caesar amplectitur. So konnte allerdings diese Rede, öffentlich gemacht, als ein Unterpfand seiner Ergebenheit gelten. Auch baute er dadurch ein für allemal den Gerüchten vor, die Uebelwollende, heimliche Neider in Cäsar's Umgebungen oder alte Republikaner, über Erniedrigung, knechtische Herabwürdigung seiner selbst u. dgl. schon ausgesprengt haben mochten, und denen allerdings nur auf diese Weise zu begegnen war.

Welcher von diesen Gründen der wahre seyn mag: ob mehrere derselben zugleich wirkten, ob von diesen keiner — denn da die Sache Privatsache war, konnten auch ganz andre, uns unbekannte obwalten — muß dahin gestellt bleiben: genug, daß allerdings mehr als Einer vorhanden seyn konnte, die Rede zu veröffentlichen.

Was die Zeit der Aufzeichnung anlangt, so scheint alles dafür zu sprechen, daß diese gleich nach gehaltener Rede stattgefunden hat, nicht bloß vor Marcellus' Tode, sondern auch noch vor der Ligarischen Rede, als alles noch in frischester Erinnerung war. Denn Hinderung durch andre dringende Geschäfte ist nicht anzunehmen, da ein Abend zum Niederschreiben oder Dictiren der kurzen Rede genügte, zumal wenn wir Cicero's unglaubliche Leichtigkeit und Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck mit in Anschlag bringen, durch die allein es ihm möglich wurde, in einem so viel beschäftigten Leben eine solche Reihe höchst ausgearbeiteter und verschiedenartiger Werke zu vollenden. Auch ist es nicht undenkbar, daß einer von Cicero's Freunden, der in der Curia zugegen gewesen war, sie alsbald aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, und der Redner selbst sie nur hier und da retouchirt habe. Nehmen wir dieß letztere an, so würden sich daraus für die noch sehr vernachlässigte Kritik des Textes nicht unbedeutende Ergebnisse gewinnen und manche kleine Incorrectheiten erklären lassen, die Cicero absichtlich nicht wegwischte, weil sie wesentlich mit dem bekannten Entstehn der Rede aus dem Stegreif zusammenhingen.

Der Grund, den Wolf aus den pluribus verbis gegen die Aechtheit der Rede benimmt, ist eigentlich eines solchen Mannes ganz unwürdig. Cicero hatte, wie schon an einer andern Stelle erwähnt ist, dem Sulpicius geschrieben: fregit meum consilium et Caesaris magnitudo animi et senatus officium: itaque pluribus verbis egi Caesari gratias. Hierüber bemerkt Wolf, es sey durchaus gegen den richtigen Tact und die Feinheit der damaligen Römer gewesen, daß jemand eine längere Rede gehalten, wo es auf nichts weiter als auf eine Danksagung angekommen sey. Auch würde Cicero, wenn er dennoch eine Rede gehalten hätte, nicht von pluribus verbis gesprochen haben, sondern von amplissimis, singularibus oder pluribus quam factum esset a ceteris senatoribus. Jene plura verba könnten bloß von einigen wenigen Worten mehr verstanden werden als die übrigen Senatoren gebraucht. Spalding fügt in seinem Eifer hinzu, Cicero habe sich der Worte plura verba nie anders als vom Brief- oder Gesprächsstyl bedient: sie auf den rednerischen Ausdruck zu übertragen, verrathe daher völlige Unkunde der Ciceronischen Sprechweise.

Die Behauptung, daß längere Dankreden erst unter den Kaisern in Gebrauch gekommen seyen, ist durchaus willkührlich: freilich konnte in den Zeiten der Republik davon keine Rede seyn, weil es keinen Anlaß zu öffent-

lichen Dankſagungen gab, indem damals alles nach dem Recht, nichts durch die Gunſt entſchieden wurde. Dieß änderte ſich mit dem Beginn der Triumvirate, und ſo gut anjetzt früher unerhörte Begebenheiten eintreten konnten, (zu dieſen aber gehörten eben die Begnadigungen unter Cäſar) ebenſo gut konnten, ja es mußten nothwendig daraus neue Formen der Rede hervorgehn, die unter den Kaiſern nur darum häufiger vorkamen, weil die Veranlaſſungen dazu immer häufiger wurden, weil unter dieſen das Recht alle Kraft verlor, und höchſtens nur noch ein ius precarium übrig blieb. Ueberdieß iſt oben gezeigt worden, daß unſre Rede keineswegs eine bloße Dankrede iſt.

Noch viel ſchlimmer ſieht es mit der Spalding'ſchen Bemerkung über die plura verba aus. In der Rede für den Rabirius gegen die Anklage auf Hochverrath ſagt Cicero, eine halbe Stunde würde ſeine Unſchuld zu erweiſen hinreichen, wenn er nicht wüßte, daß ſein Gegner T. Labienus pluribus verbis antworten wolle, wo alſo eine Zeit darunter verſtanden wird, die wenigſtens über eine halbe Stunde hinausreicht: und in der Rede für den Cluentius entſchuldigt er ſich zum Schluſſe, pluribus verbis egisse, d. i. durch 58 Capitel. Die Marcelliana zählt deren eilf, und ſoll gleichwohl zu lang ſeyn, um durch plura verba bezeichnet zu werden. Man ſieht alſo leicht, auf welcher Seite ſich hier die Unkunde der Ciceroniſchen Sprechweiſe befindet.

Daß Cicero ſich aber gerade des allerdings weitſchichtigen Ausdrucks pluribus verbis egi Caesari gratias im Briefe an den Sulpicius bediente, war gewiß nicht ohne Abſicht. Sulpicius war ein ſehr beſonnener und kluger, aber auch ſehr feſter und entſchiedner Pompejaner, welches er beſonders durch ſein würdiges Benehmen nach der pharſaliſchen Schlacht bewies: ihm namentlich hatte Cicero es wiederholt ausgeſprochen, nach dem Fall ihrer Partei werde er nicht mehr öffentlich das Wort nehmen. Dem trefflich und daher begreiflicherweiſe auch gern redenden Manne mochte aber dieß Gelübde des Schweigens längſt unbequem geworden ſeyn, und es konnte ihm daher nichts erwünſchter kommen als ein höchſt anſtändiger und ehrenvoller Anlaß, mit guter Manier dieſe Laſt wieder von ſich zu werfen. Welche ſchicklichere Art war denkbar als die Aufforderung des ganzen Senats?

Den Sulpicius aber kannte er genugſam, um zu wiſſen, daß dieſer eine ſo plötzliche Umwandelung ſeiner Grundſätze nicht ſonderlich gut aufnehmen werde. Er eilt daher in ſeinem Schreiben ihm den ganzen Vorfall im beſten Lichte zu zeigen, und er weiß alles ſo zu wenden, daß ſelbſt Sulpicius nichts dagegen einzuwenden haben kann. Er entwickelt ſo ſchöne, ſo menſchliche Motive, die Herrlichkeit und Würde des Tages, das Bild des wieder auflebenden Freiſtaates, die Seelengröße des Cäſar, ſeine Mäßigung und Milde, ſeine eignen Hoffnungspflichten gegen den Senat, daß der alte Republikaner ſelbſt ihm Recht geben und es natürlich finden mußte, wenn er nicht durchaus ſtumm beharrete. Darum aber hütete er ſich klüglich, etwas von einer iusta oratio verlauten zu laſſen, und ſprach nur von pluribus verbis. Ein ſehr ſchlau gewählter Comparativ: quam ceteri senatores, mußte Sulpicius nach allem Vorausgegangenen hinzudenken, und daran war nichts auszuſetzen: war er doch dem Marcellus vorzüglich befreundet und an Redegabe den Uebrigen weit voran, weßhalb ihn dieſe ja auch aufgefodert hatten. Er ſelbſt aber behielt ſich unſtreitig vor, pluribus verbis quam in gratiarum

actionibus fieri solet zu denken. Er verſchweigt nichts, noch weniger ſagt er etwas unwahres, aber er weiß ſich doch ſo zu drehen, daß er auch die Wahrheit nicht herausſagt, und Sulpicius grade nur ſoviel und nicht mehr erfährt, als er ihn wiſſen laſſen will. Es war wohl möglich, daß der von Rom Entfernte, in Griechenland Beſchäftigte den ganzen Hergang nie erfuhr: erfuhr er ihn aber doch auf anderm Wege, ſo hatte auch Cicero ihm nichts verhohlen, und er den Worten ſeines Briefes nur einen andern, unrichtigen Sinn beigelegt.

Dem einmal in den Doppelſinn Eingeweihten leuchtet nun aber aus den folgenden Worten des Briefes die volle Wahrheit ſogleich entgegen: me metuo ne etiam in ceteris rebus honesto otio privarim, quod erat unum solatium in malis. Wenn Cicero zu fürchten Grund hatte, mit dieſen pluribus verbis in der Curia ein für allemal ſein otium aufgegeben zu haben, ſo iſt ſchon dadurch Wolf's Meinung widerlegt, und konnten die plura verba nichts anders ſeyn als eine euphemiſtiſche Verhüllung der iusta oratio, wovon wir ein genügendes Motiv in der Sinnesart des Sulpicius nachgewieſen zu haben glauben. Der eigentliche Sinn von Cicero's Worten iſt kein andrer als dieſer: da ich nun einmal, halb wollend, halb nicht wollend, wieder eine Rede gehalten habe, ſo werde ich hinfort auch andern nicht abſchlagen können, was ich den Bitten meiner Collegen gewährt habe. Und ſo geſchah es denn auch. Die Vertheidigungsreden für den Ligarius und Deiotarus folgten bald genug darauf. Dieß war unmöglich, wenn Cicero nach Marcellus' Begnadigung nur einige Worte des Dankes an den Cäſar gerichtet hätte. Dieſe erfoderte der allgemeine Anſtand, und aus ihnen konnte ihm nie ein Präjudiz erwachſen. Auch würde er nothwendig die Rede für den Ligarius anders haben einleiten müſſen, wenn er mit ihr zuerſt wieder das Wort genommen hätte, wie mit Wolf und Spalding anzunehmen iſt, wenn er in Marcellus' Sache keine Rede gehalten hätte. In dieſer erwähnt er mehr als einmal ſeines Wiederauftretens, und rechtfertigt es durch die Veranlaſſung; in jener tritt er ſchon wieder wie ein auf der Rednerbühne völlig Einheimiſcher auf. Und bei Ligarius' Sache hätte es doch weit mehr der Entſchuldigung bedurft, da er hier vorbereitet auftrat, und nicht durch die Gewalt des Moments hingeriſſen erſcheinen konnte. Sonach muß Cicero alſo nach Marcellus' Begnadigung eine Rede im Senat gehalten haben, und man muß geſtehn, daß er dieſen Anlaß auf die geſchickteſte Weiſe benutzt hat, um alle etwaigen fernern Uebertretungen ſeines alten Vorſatzes im Voraus zu entſchuldigen.

Doch eine Aeußerung Cäſar's ſelbſt bei Plutarch im Leben des Cicero ſoll ja den unmittelbaren Beweis führen, daß er vor der Ligariſchen Rede den Cicero ſeit der durch ihn bewirkten Umkehr der Dinge nicht wieder gehört habe. Als die Sache von Cäſar's altem Gegner Ligarius geführt werden ſollte, und Cicero die Vertheidigung übernommen hatte, weigerte Cäſar ſich hartnäckig dabei anweſend zu ſeyn, weil er dann nicht umhin gekonnt haben würde, den Beklagten loszuſprechen, deſſen Verurtheilung er durchzuſetzen wünſchte, ohne ſelbſt das Gehäſſige davon auf ſich zu laden. Da aber ſeine Freunde mit Bitten nicht abließen, ſoll er geſagt haben: *τί κωλύει δὴ καὶ χρόνον τινὰ Κικέρωνος ἀκοῦσαι λέγοντος*; was hindert mich denn auch, den Cicero reden zu hören? d. i. ſo will ich denn gehn, aber nicht um den Ligarius loszuſprechen, ſondern bloß um den Cicero reden zu hören, oder:

warum ſoll ich auch den Cicero nicht hören? ich brauche ja darum den Ligarius nicht auch loszuſprechen. Offenbar eine einlenkende Wendung: denn er ging, hörte den Cicero, und ſprach den Ligarius los.

Nun erregen aber die unüberſetzt gelaſſenen Worte διὰ χρόνου Bedenklichkeiten. Gewöhnlich verbindet man διὰ χρόνου λέγοντος, was hindert mich ihn lange Zeit hindurch reden, d. i. eine lange Rede halten zu hören? Dagegen bemerkt Wolf bloß: hoc est testem corrumpere. Richtig: denn abgeſehn von der Schiefheit des Gedankens mußten dann die Worte διὰ χρόνου λέγοντος verbunden werden. Wolf erklärt dagegen ſo: was hindert mich den Cicero nach langer Zeit, d. i. nach langem Schweigen, wieder einmal reden zu hören? Nun iſt die Ligariana bekanntlich wenige Monate nach Marcellus' Begnadigung gehalten. Wenn Cäſar alſo ſagte, er wolle den Cicero nach langer Zeit, nach langem Schweigen, einmal wieder reden hören, ſo konnte er ihn unmöglich bei den Verhandlungen wegen Marcellus gehört, Cicero alſo auch bei jenem Anlaß keine Rede gehalten haben, und die plura verba waren ſo zu nehmen, wie Wolf ſie genommen hat.

Dieſer Einwand kann auf einen Augenblick blenden: aber er iſt der unhaltbarſte von allen. Zuerſt iſt Plutarch, 200 Jahre nach Cäſar, ein ſehr geringfügiger Zeuge, wo alles auf mündliche Privatäußerungen längſt Verſtorbener hinausläuft, und dießmal macht er ſelbſt ſein Zeugniß durch ein bedächtig hinzugeſetztes λέγεται zweifelhaft. Als eine Anekdote alſo, die ſich von Mund zu Mund fortgepflanzt hatte, theilt er jene Aeußerung Cäſar's mit; ſolchen Hiſtörchen aber, an denen Plutarch reich iſt, ſollte bei kritiſchen Unterſuchungen kaum ſubſidiariſches Gewicht zuerkannt werden.

Dann aber iſt der Begriff einer langen Zeit ein höchſt relativer. Wenn der Pulsſchlag drei Minuten ausbleibt, ſo iſt das eine lange Zeit. Nun hatte Cicero aber in den Zeiten der Republik faſt täglich, bald in der Curia, bald auf dem Forum zu reden gehabt: dagegen war er anjetzt, zwiſchen jener gratiarum actio und der Rede für den Ligarius, nicht wieder aufgetreten. Nun waren ſeitdem mehrere Monate verfloſſen, ſodaß Cäſar immerhin ſagen konnte: er wolle nach (verhältnißmäßig) langer Zeit den Cicero wieder reden hören, ohne daß dadurch der geringſte Einwurf begründet wird. Auch mochte dem Cäſar grade am erſten dieſe Zeit lang dünken. Wünſchte er doch ſeiner Dictatur nach Möglichkeit den Anſchein des fortbeſtehenden Freiſtaates zu geben: dazu gehörte aber beſonders Freiheit der Rede und das fernere Hervortreten der größten Redner aus der republikaniſchen Zeit, vor allen alſo des Cicero. Durch ſeine Theilnahme am öffentlichen Leben wurde wirklich ein Trugbild des Freiſtaates erneuert, und da Cäſar ihn in Marcellus' Sache wieder in alter Kraft und Fülle reden gehört hatte, mochte ihm immerhin ein Schweigen mehrerer Monate, die er mit Thaten ausgefüllt hatte, ſchon allzulang bedünken.

Doch die Hauptſache iſt, daß Wolf's Auslegung ſich nicht einmal als ſprachrichtig behaupten läßt: denn an und für ſich können die Worte διὰ χρόνου gar nicht in der Bedeutung von διὰ πολλοῦ oder μακροῦ χρόνου gebraucht werden, wozu immer noch ein näher bedingender Zuſatz erfodert wird. Steht daher διὰ χρόνου wie an unſerer Plutarchiſchen Stelle ohne einen ſolchen, ſo läßt es auch nur eine unbeſtimmte Erklärung zu: nach einer Zeit, nach Verlauf einiger Zeit, gleichviel ob langer oder kurzer, tempore interiecto, aliquo tempore interiecto, per intervalla, wozu der Plu-

tarchiſche Sprachgebrauch als entſcheidend hinzugefügt werden kann, wie dieß bereits von Hug geſchehn iſt, der zuerſt auf die Unrichtigkeit der Wolf'ſchen Erklärung aufmerkſam machte: es kann alſo nur von öfter wiederholten Handlungen die Rede ſeyn, zwiſchen denen Zeiträume von unbeſtimmter, verhältnißmäßig weder allzukurzer noch allzulanger Dauer gelegen ſind.

Sagte alſo Cäſar bei jener Veranlaſſung, er wolle den Cicero διὰ χρόνου, von Zeit zu Zeit hören, ſo mußte er ihn ſchon eine Weile vorher gehört haben. Nun war aber Cäſar im Jahr 695 als Conſul nach Gallien gegangen, und konnte alſo ſeit dreizehn Jahren mindeſtens den Cicero nicht gehört haben, wenn er nicht in Marcellus' Sache geſprochen hatte, ſodaß alſo aus der Plutarchiſchen Stelle, wenn wir ihr Glauben beimeſſen wollen, grade das Gegentheil erhellt: Cicero mußte eine Rede für den Marcellus gehalten und Cäſar ſie gehört haben, um ſich jenes Ausdruckes bedienen zu dürfen.

Feſtzuſtehn ſcheint alſo, daß Cicero nach Marcellus' Begnadigung wirklich eine Rede gehalten hat, und daß er aus vielen Gründen eine Veröffentlichung derſelben wünſchenswerth finden konnte. Auch leuchtet ein, daß dieß weder mit dem Briefe an den Sulpicius, noch mit einem andern Zeugniß des Alterthums in wirklichem Widerſpruch ſteht.

Daß die uns vorliegende Rede pro Marcello die damals gehaltene ſey, iſt allerdings damit noch nicht erwieſen: mehrfache ausdrückliche Beglaubigung geben jedoch die Anführungen einzelner Stellen unter Cicero's Namen beim Ambroſianiſchen Scholiaſten, bei Priscianus, Nonius und Lactantius: volle Gewißheit aber kann freilich nur durch eine Schritt für Schritt durchgeführte Prüfung der Rede ſelbſt gewonnen werden, die hier zu unternehmen nicht möglich iſt, nach meiner Ueberzeugung aber zu demſelben Ergebniß führen würde.

Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des ſechszehnten Jahrhunderts.

I.

Hieronymus Wolf's Jugendleben.

1516 bis 1536.

(Geboren d. 13. Aug. 1516, geſtorben als Rector in Augsburg am 11. Oct. 1580.)

Unter den trefflichſten Humaniſten des Reformationszeitalters nimmt einen der erſten Plätze Hieronymus Wolf von Oettingen in Anſpruch. Ihm gebühret der Ruhm, durch ſeine wiederholten Bemühungen um Iſokrates und Demoſthenes, das Studium der griechiſchen Muſter der Beredtſamkeit aus beinah tauſendjährigem Schlaf wieder geweckt zu haben. Wie liebenswürdig, aber auch wie wunderlich er als Menſch war, ſpricht er ſelbſt am beſten in den unvollendet gebliebenen Nachrichten über ſein Leben aus, die er in Briefform dem gelehrten baſeler Buchdrucker Oporinus mitgetheilt hat (H. Wolfii de vitae suae ratione ac potius fortuna commentariolus). Brucker zog die kleine Schrift ans Licht, Reiske ließ ſie, leider ſehr fehlerhaft, im achten Bande ſeiner griechiſchen Redner abdrucken. Hier ein Verſuch, Wolf's Jugendleben mehr nachzuerzählen als treu zu überſetzen. Wer ſeine Selbſtbiographie mit der von Reiske vergleichen will, wird ſich oft durch die auffallendſten Charakterähnlichkeiten zwiſchen den beiden ausgezeichneten Männern überraſcht finden.

Um von meinen Vorfahren zu beginnen, bedünkt es mich ziemlich gleichgültig, was für Leute ſie geweſen ſind, und ich weiß, daß auch du, mein Oporinus, deine Zuverſicht lieber auf deinen Verſtand, deine Einſichten, deine Thätigkeit, dein ſtandhaftes Ertragen aller Lebensmühen und die Größe deiner Seele bauen, als deinen Stolz in den Stadtſchultheißen von Straßburg ſetzen magſt, welcher dein Großvater geweſen. Denn Geſchlecht und Ahnen und überhaupt, was wir uns nicht ſelbſt erworben haben, betrachte ich kaum als unſer. Aber mit eben dem Recht, mit welchem Ajax ſich zum Enkel des Götterkönigs macht, leite auch ich meinen Stamm vom höchſten Jupiter her:

Denn auch wir ſind ſeines Geſchlechts ja.

Doch da Plato ſehr richtig ſchreibt, wenn man auf die früheſten Zeiten zurückgehn wollte, werde ſich nicht einmal ein Sauhirt finden, der nicht

unter den Gründern ſeines Hauſes mehr als Einen Mann vom höchſten Range aufzuzeigen vermöchte, dagegen würde bei dem allgemeinen Wechſel der Dinge der Urſprung derer, die dermalen auf den Thronen ſitzen, leichtlich auf Sauhirten zurückzubringen ſeyn: ſo wollen wir lieber näher zur Sache kommen.

Mein Vater war Georg Wolf, ein Mann, der nicht bloß nach dem vielleicht beſtochnen Zeugniß des Sohnes, ſondern auch nach dem Urtheil der rechtſchaffenſten und klügſten unter ſeinen Mitbürgern, an Mannhaftigkeit, Tüchtigkeit und Wohlredenheit einer der erſten in der alten Herrſchaft Oettingen war. Größern Reichthum hätte er ſich leicht erwerben und uns hinterlaſſen können, wenn er nicht mehr Neigung zur Freigebigkeit und Mildthätigkeit als zu kleinlicher Sparſamkeit gehabt hätte.

Die Abkunft meiner Mutter war nach jetzigem Maaßſtab etwas niedriger: aber wenn wir einigen Werth auf Alterthum legen, höchſt ehrwürdig und ruhmvoll. Denn die Kunſt, welcher Adam nach ſeiner Vertreibung aus dem Paradieſe oblag, iſt von mütterlicher Seite mein Erbtheil. Wäre mir davon nur ſoviel Ackerland geblieben, um davon mein Leben zu friſten! Denn bei der ländlichen Arbeit wäre ohne Zweifel meine Geſundheit geſtärkt worden, und mein von Hauſe aus ſchlichter und offener Sinn hätte nichts von den Nachſtellungen, Ränken und Schlechtigkeiten erfahren, die mich mit ſolchem Abſcheu und Widerwillen erfüllt haben, daß ich mich oftmals mehr nach einem ehrlichen und frommen Tode ſehne als nach längerem Leben.

Wollte ich meinen väterlichen Stammbaum weiter hinauf verfolgen und mich an verlorenen Gütern letzen, ſo könnte ich erwähnen, daß das reiche Mönchskloſter Wörth an der Donau [1]) Erinnerungen an meine Altvorderen umſchließt, die ebenſo ſehr von ihrem Reichthum, als von ihrer, nach den Begriffen jener Zeit gottesfürchtigen Sinnesart Zeugniß geben. Ich könnte berichten, daß ſie während einer langen Verbannung nur adlige Verwandtſchaften knüpften, und daß noch mein Großvater keinem Herren von der Ritterſchaft an Ehren und Würden nachſtand, indem er nicht bloß den Grafen von Oettingen jederzeit mit treuer und tapferer Hülfe gewärtig war, ſondern auch der Stadt Augsburg vierhundert ſtreitbare Männer zuführte, durch deren beherzten Muth der Feind zurückgeſchlagen wurde und einen nicht unbeträchtlichen Verluſt erlitt. Doch es iſt endlich wohl Zeit, daß ich auf mich ſelbſt zu ſprechen komme.

Geboren bin ich in der Stadt Oettingen, als man nach der Geburt des Erlöſers 1516 zählte, am 13. Auguſt, nicht lange vor Sonnenuntergang. Denn da mein Vater in Stadtgeſchäften abweſend war, iſt die Zeit von den Weibern, wie ſie pflegen, des breiteren vermerkt worden, zwiſchen der ſechsten und ſiebenten Stunde nach Mittag. Sie haben mir auch den Namen Hieronymus beigelegt, entweder aus Vergeßlichkeit, oder weil ſie etwas Beſonderes dahinter ſuchten: denn nach meines Vaters Willen hatte ich Gregorius heißen ſollen [2]). Und in der That hat auch mein Leben weit mehr von verwachten Nächten als von Heiligkeit nachzuſagen, eines wie das andere zu meinem ſchweren Leidweſen: denn mir wäre beſſer geweſen, in Frieden zu

---

1) Wörth, Markt und Schloß im jetzigen Regenkreiſe Baierns, oberhalb Straubing.

2) Hieronymus, der heilig Benamte; Gregorius, der Wachende.

ſchlafen, als unter Anfechtungen zu wachen. Ich weiß nicht, welches ſchlimme Geſtirn über mir gewaltet hat, daß ich überall auf Menſchen habe ſtoßen müſſen, die ſich des Böſen eifriger befliſſen als des Guten, deren Umgang ich mir gefallen laſſen mußte, ich mochte wollen oder nicht, deren Beleidigungen ich hinzunehmen und einzuſtecken, ja denen ich oftmals für ihre Mißhandlungen Dank zu ſagen gezwungen war. Das hat mich von Hauſe aus harmloſen, niemals von Andern Schlimmes denkenden Menſchen am Ende dahin gebracht, daß mir jetzt alles verdächtig ſcheint, und ich wie jener Trojaner vor den Danaern zittere,

ſelbſt wenn ſie Gaben verleihen.

Denn nicht bloß die Gaben der Feinde, ſondern auch derer, die Freundſchaft heucheln, ſind verderblich. Den Grund davon glaube ich in der unbändigen Selbſtliebe gewiſſer Leute zu erkennen, die

ohn' Alter und Tod gleich ſeligen Göttern

ſeyn wollen, und unbekümmert um Recht oder Unrecht, jedes Glück lieber ſich als ihrem Nächſten und jedes Unglück lieber ihrem Nächſten als ſich gönnen. Um das zu erreichen inſoweit ſie können (ſie können aber nicht, ſoweit ſie wollen), laſſen ſie auch von den ſchandbarſten Mitteln keines unverſucht. Doch zurück zur Sache.

Vor mir waren zwei Brüder und drei Schweſtern geboren, von denen aber nur noch zwei Schweſtern am Leben ſind. Die eine iſt glücklich als Ehefrau, Mutter und Großmutter; die andere, ältere, mit allen Zierden ihres Geſchlechts in reichem Maaße begabt, hat auf die Würde einer Aebtiſſinn des reichen Kloſters Zimmern verzichtet [1]), weil ſie lieber ihr Vaterland und alle Lebensgüter verlaſſen, als in etwas willigen wollte, das ſie Gott mißfällig glaubte. Verdiente auch die Rechtſchaffenheit beider, ihre Mildthätigkeit gegen Alle, denen ſie helfen können, ihre Aufrichtigkeit und Gottesfurcht, daß ich länger bei ihnen verweilte; ſo genügt doch — um aus Furcht vor der Schelſucht Anderer nicht mehr zu ſagen — ſchon das Eine, daß ſie mich und meinen Bruder, von unſeren Jugendjahren an bis wir auf eigenen Füßen ſtanden, nicht mit ſchweſterlicher, ſondern mit wahrhaft mütterlicher Liebe gehegt und gepflegt, unterſtützt und gefördert haben.

Unſer Vater verſicherte uns auf ſeinem Sterbelager, daß er die ihm anvertraut geweſenen Aemter gewiſſenhaft verwaltet habe, und daß wir nach ſeinem Tode die Früchte ſeines unſträflichen Wandels bei dem Grafen von Oettingen genießen würden. Dieſer Früchte ſind wir denn auch nicht durchaus verluſtig gegangen: der Graf Karl Wolfgang beſtimmte für den nächſten Fall unſre Schweſter Anna zur Aebtiſſinn, und Graf Ludwig der ältere erwies ſich, ſo lange er lebte, uns allen als ein gar gütiger und gnädiger Herr. Doch würden jene Früchte uns gewiß in vollerem Maaße zu Theil geworden ſeyn, wenn nicht die Kriegsdrangſale, wie faſt überall, ſo auch in unſerer Heimath das Oberſte zu unterſt gekehrt, Väter gegen die Söhne verhetzt, und auch den Grafen Ludwig zuſammt ſeinem Vater, der denſelben Namen führte, von Schloß und Land gejagt hätten. Als er endlich aus der Verbannung zurückgekehrt war, hat er uns allen unzweideutige Beweiſe

1) Zimmern, ehemaliges Ciſtercienſernonnenkloſter, jetzt Pflegamt im Oettingen Wallerſteinſchen.

ſeiner Huld gegeben; beſonders aber ſuchte er ſich durch glänzende Anerbietungen meines Umganges und meiner Dienſte zu verſichern, weil er von meinem redlichen Eifer und von meiner Liebe zum Vaterlande eine hohe Meinung gefaßt hatte. Aber ich konnte nicht einſtlagen, weil ich der Stadt Augsburg ſchon mein Wort gegeben hätte: und um die Wahrheit zu ſagen, behagten mir auch mit nichten alle die Anſchläge und Unternehmungen des Hofes: überdieß fürchtete ich bei den Zwiſtigkeiten der Brüder, daß meine Zunge, deren ich nicht ſo ſehr Meiſter bin, um ſie der Hinterliſt und Ungerechtigkeit fröhnen zu laſſen, mich in ſchlimmes Ungemach bringen dürfte, wozu der Neid treulich mitgeholfen haben würde, der mir, wenn er könnte, ſelbſt das Licht der Sonne entziehn möchte.

Nach mir wurden noch zwei Brüder geboren, deren Einer noch lebt, Heinrich, der Philoſophie und Heilkunde Doctor, Arzt in Nürnberg, berühmt durch ſeine Geſchicklichkeit und beim Adel in hohem Anſehn. Obgleich jünger an Jahren als ich, übertrifft er mich doch weit, nicht bloß an Klugheit und Wohlredenheit, ſondern auch an Wohlſtand, an Annehmlichkeit und Behaglichkeit des Lebens überhaupt.

Was mir vor dieſes Bruders Geburt begegnet iſt, weiß ich theils nicht, theils achte ich es der Erzählung unwerth; das kann ich jedoch nicht übergehn, daß der krankhafte Athem meines mütterlichen Großvaters, der ohne Hoffnung danieder lag und mich aus übel angebrachter Zärtlichkeit häufig zu liebkoſen pflegte, meinem zarten Leibe ſehr nachtheilig geweſen ſeyn ſoll. Kurz vor der Geburt meines Bruders aber und bald danach betraf ſowohl unſer Haus als das ganze Land manches ſchwere Unglück: ein Volksaufſtand, bei dem mein Vater, damals Stadtvogt von Oettingen, beinah erſchlagen worden wäre; der Heereszug des ſchwäbiſchen Bundes gegen Franken wegen der dem Johann Thomas von Habsburg gewährten Zuflucht, als er, ich weiß nicht um welcher Händel willen, den Bundeshauptmann Grafen Joachim von Oettingen in einem Hinterhalt zwiſchen Wörth und Harburg [1]) überfallen und ermordet hatte, auf welchen Anlaß viele Schloſſer des Adels erſtürmt und geſchleift worden ſind.

Zweierlei iſt dabei denkwürdig: erſtlich, daß der Graf weder auf die Benachrichtigung des Rathes von Wörth, es ſeyen mehrere Reiſige in jener Gegend bemerkt worden, noch auf das dienſtwillige Anerbieten, ihm einiges Fußvolk zum Geleit zu geben, achten mochte; ſey es nun, daß er ſich's zur Schande rechnete, ſo nah an ſeiner Grenze und im Angeſicht ſeines Herrnſitzes fremder Hülfe zu ſeiner Sicherheit zu bedürfen, oder daß er meinte, kein Edelmann könne ein ſo treuloſer Schurke ſeyn, um gegen des deutſchen Volkes Brauch, ohne vorher erklärte Fehde, etwas gegen ihn zu unternehmen: dann, daß den ſchon vom Pferde gehauenen Grafen einer ſeiner Diener ſo lange mit dem eigenen Leibe bedeckte, bis er zuſammt ſeinem Herrn von den Meuchelmördern erſchlagen wurde. Doch ich kehre zu unſern häuslichen Begebniſſen zurück.

Um eben jene Zeit verfiel meine Mutter in eine unheilbare Geiſteszer-

---

1) Harburg, großer Marktflecken, Schloß und Oberamt im Oettingen-Wallerſteinſchen, an der Wernitz gelegen, damals, wie aus Wolf's Leben erhellt, Wohnſitz der Grafen von Oettingen. Wörth ſcheint hier der bekannte Flecken vor Nürnberg zu ſeyn.

rüttung, in welcher ſie zu Kirchheim unter Teck im würtemberger Lande, wo mein Vater ſie untergebracht hatte, beinahe dreißig Jahre nachher geſtorben iſt: die Peſt raffte meinen älteren Bruder und eine Schweſter hinweg: das ganze väterliche Hausweſen ging zu Grunde. Auch ich bin ſelbſt kurz darauf an einem innerlichen Geſchwür faſt aufgegeben geweſen, aber durch den wundervollen Heiltrank eines Wundarztes, in den er Späne vom Einhorn gethan hatte,

Athm' ich annoch und ziehe den Lebenshauch durch die Glieder.

Wie oft ich ihm für dieſen Liebesdienſt alles erſinnliche Böſe angewünſcht habe, ſchäme ich mich anjetzt auch nur zu denken. Denn das waren Ausbrüche undankbarer Gemüthsart, verbunden mit frevelhafter Auflehnung gegen die göttlichen Rathſchlüſſe. Ich ſollte nun einmal nicht, unberührt von der Noth des Lebens, auf ſeiner erſten Schwelle wieder erlöſchen, ſondern länger und ſchwerer geprüft werden. Und doch habe ich mehr als tauſendmal unter Seufzern und Thränen gedacht, wie wohl mir wäre, wenn ich damals meinen Tod gefunden, und meinen Bruder Georg und meine Schweſter Katharina begleitet hätte. Iſt ein ſolcher Wunſch auch unzuläſſig und gottlos, ſo iſt er doch menſchlich, in ſo hohem Grade menſchlich, daß Jemand geſagt haben ſoll, ſchwerlich werde ein Menſch gefunden werden, der bei längerem Leben nicht in Lagen gekommen wäre, in denen er den Tod dem Leben vorgezogen haben würde. Legt ihn doch auch Vergilius ſeinem frommen Aeneas in den Mund:

O! drei- und viermal beglückt ihr,
Denen zu Seiten der Väter, an Trojas ragenden Mauern
Unterzugehen gelang!

Kaum geneſen von dieſer Krankheit zog ich mir durch Nachäffung einer ſchielenden Dienſtmagd eine Verrenkung des linken Auges zu. Aber was dieſem gebrach, erſetzte mir die Schärfe und Dauerbarkeit des rechten bis zu meinem dreißigſten Jahre, in welchem es nicht bloß um meine Augen, ſondern auch um mein Leben gethan zu ſeyn ſchien, wie an ſeinem Orte gemeldet werden wird.

Von dieſer Zeit an bis zu meinem eilften Jahre lebte ich bald in meiner Vaterſtadt bei einer frommen und ehrbaren Wittwe, Urſula Hahn, während ich auf ſehr vertrautem Fuße mit dem Grafen Friedrich von Oettingen ſtand, der mir, wenn er zur Regierung gelangt ſeyn würde, goldene Berge verhieß; aber — „die Athener kennen die Megarer nicht mehr": bald auf einem nahe bei der Stadt gelegenen Landgütchen meines Vaters, Megesheim, das er für die glückliche Vollendung eines ſchwierigen Geſchäfts von den deutſchen Herren zum Geſchenk bekommen hatte: bald in Mitten der Kriegesſtürme bei einem armen Geiſtlichen in Nördlingen; wobei ich nicht umhin kann, die Erinnerung an den Leichtſinn und die Thorheit meiner Knabenjahre mir ins Gedächtniß zurückzurufen. Denn unbekümmert um das Geſchick der Meinigen ergötzte ich mich am Anblick der Kriegerſchaaren, zumal da der von allen Seiten her drohenden Gefahren wegen Schulferien gegeben werden mußten; und als vollends mein armer Geiſtlicher ſtarb, von dem ich zum öftern Schläge bekommen hatte, war ich außer mir vor Freuden, als wäre ich aus der grauſamſten Knechtſchaft zu lange erſehnter Freiheit gelangt.

In meinen Kenntniſſen war ich indeß nicht viel weiter fortgeſchritten als

bis zum Leſen und Schreiben der Mutterſprache, gleichviel ob die Schuld davon in den häufigen Störungen meines Unterrichts lag, die beſonders durch die Zerrüttung des väterlichen Haushaltes herbeigeführt waren, oder an der Unwiſſenheit und Gemeinheit des allzeit ſchlagfertigen Schuldespoten. Jetzt fragte mich mein Vater, ob ich lieber Latein lernen oder ein Schreiber bei Hofe werden wolle, womit für meine männlichen Jahre die Ausſicht auf eine anſtändige Verſorgung verbunden war: ich aber war ein Thor, und zog das Lateinlernen vor. Zwar ließen mich die Mißhandlungen meines Eſeltreibers mehr als Lehrmeiſters dieſe Wahl bald genug bereuen: allein ich war ſo eigenſinnig und hartnäckig, daß ich einen Widerruf für den größten Schimpf hielt, und lieber das Aeußerſte zu erdulden beſchloß.

Hier kann ich nicht umhin eines lächerlichen Vorfalles zu gedenken. Mein Vater hatte gehört, Cicero habe Bücher *von den Pflichten* geſchrieben, und mein vortrefflicher Lehrmeiſter hatte dieſen Titel in ſeinem Beiſeyn zu Deutſch wiedergegeben *von den Aemtern*. So nennen wir aber nicht die Endergebniſſe tugendhafter Geſinnungen, ſondern feſte Stellungen im bürgerlichen Leben, zu deren pflichtmäßiger Verwaltung allerdings große Klugheit und manche Tugend, beſonders Selbſtbeherrſchung unentbehrlich iſt. Mein Vater, der des Lateiniſchen ganz unkundig war, obwohl er faſt alles geleſen hatte, was über göttliche und menſchliche Dinge in unſerer Zeit geſchrieben war, kümmerte ſich um jenes nicht ſonderlich. Denn er war der Meinung, ein rechtſchaffener Mann werde nach Anleitung der Natur, durch Beachtung ruhmwürdiger Beiſpiele und zumeiſt kraft der Vorſchriften des chriſtlichen Glaubens leichtlich erkennen, was im Leben zu begehren und was zu meiden ſey. Dagegen hatte er ſich vorgeſtellt, es werde in jenen Büchern vom Cicero gelehrt, wie man dem Landesherrn dienen, Abgaben von den Unterthanen beitreiben und Rechnungen anlegen müſſe. Als er ſich aber eine und die andere Seite von ihm wohl oder übel hatte dolmetſchen laſſen, merkte er bald, daß darin von ganz andern Dingen gehandelt werde; und da ihm bei dieſer Gelegenheit die Dummheit und Albernheit des Menſchen einleuchtend geworden war, faßte er einen andern Beſchluß über mich.

Es lebte damals in Nördlingen ein Mann von ungemeiner Beredtſamkeit und tiefem Wiſſen, Theobald Gerlach von Billigheim [1]), der Gottesgelahrtheit Doctor, der nicht bloß Predigten an das Volk hielt, ſondern auch in Zwiſchenſtunden auf Erſuchen der Aeltern einige junge Leute im Griechiſchen und Lateiniſchen unterwies, und ſie mit dem glücklichſten Erfolg zu der Kunſt, ihre Gedanken ſchriftlich und mündlich auszudrücken, anleitete. Aber weil ich mich vor ſeiner Zucht fürchtete, die vielleicht ohne allen Grund in dem Ruf nicht geringer Strenge ſtand, ſtieß ich aus jugendlicher Unbeſonnenheit einen Unterricht von mir, von dem ich den reichſten Gewinn hätte erndten können.

So wurde denn ein anderer Verſuch mit mir gemacht, und nicht zu meinem Nachtheil: mein Vater ſchickte mich, gerad an meinem Geburtstage nach Nürnberg zum Doctor Chriſtoph Julius, einem berühmten Rechtsgelehrten, und dieſer empfahl mich wieder an Sebald Heiden, einen durch

1) In der Urſchrift Billicanus, wahrſcheinlich aus Billigheim oder Billigham, einem Dorfe an der Jart im Amte Neidenau, jetzt den Grafen von Leiningen gehörig.

Verſtand und Gelehrſamkeit gleich ausgezeichneten Mann, der als unermüdlicher Jugenderzieher in großem Anſehn ſtand. Dieß geſchah im Jahre 1527, und unter ſeiner Anleitung erlernte ich bis Ende Auguſts 1530 die erſten Anfangsgründe beider alten Sprachen, nicht ohne einiges Lob der Anlagen und des Fleißes. Nicht lange vor meiner Ankunft in jener Stadt hatte der hochweiſe Rath im Aegidienkloſter eine gelehrte Schule eröffnet und weltberühmte Männer dazu verſchrieben. Damals lehrte die griechiſche und lateiniſche Sprache ſammt der Philoſophie Joachim Camerarius; die lateiniſchen Dichter erklärte Eobanus Heß; die Redekunſt, mit Einſchluß der geiſtlichen, trug vor Michael Roting, der allein auch jetzt noch [1]) nach allen Stürmen der Zeit ſeinem Amt mit Ruhm und Segen vorſteht; in den mathematiſchen Wiſſenſchaften unterrichtete Johann Schoner, in der hebräiſchen Sprache Johann Boſchenſtein: alles Männer, von ſo gründlicher und umfaſſender Gelehrſamkeit, daß lernbegierige und dem Studium jener drei Sprachen eifrig ergebene Jünglinge für dieſe Gegenſtände keine andere Hochſchule zu beziehen brauchten.

Dieſer Männer Zuhörer zu werden bewog nun auch mich mein Lehrer Sebald ſelbſt, offenbar in zu großem Vertrauen auf meine Fähigkeiten und dadurch in ſeinem Urtheil getäuſcht, weil ſeine auf die Faſſungskräfte minder Geübterer berechnete Lehrart ohne Mühe von mir begriffen worden war. Kein Wunder alſo, daß ich, unreif an Alter und noch unreifer an Wiſſen (ich hatte gerade mein dreizehntes Jahr zurückgelegt und kaum drei Jahre Latein gelernt), bisher an grammatiſche Erklärung in der Mutterſprache gewöhnt, anjetzt alles, was die höhere Kunſt der Rede und die Kenntniß der Sachen anging, neu, dunkel und ſchwierig für mich fand, und daß ich durchaus, roh wie ich war, ja nicht einmal in den erſten Anfangsgründen durchaus feſt, aus dieſen Vorträgen wenig für meine Bildung gewann. Du fragſt, warum ich nicht ein Verhältniß wieder zu verlaſſen eilte, zu dem mein alter Lehrer mich veranlaßt hatte, und warum ich mich nicht ſelbſt einer ſo hohen Bildungsanſtalt unwürdig bekannte? Aber wie magſt du doch von einem wenig gewitzigten, dabei ziemlich ehrbegierigen Knaben eine Ueberlegung und Selbſterkenntniß fordern, dergleichen ſelbſt in reiferen Jahren die Allerwenigſten an den Tag legen? So hörte ich denn einige Monate lang; aber, wie es in einem griechiſchen Sprichworte heißt, jemand las dem Eſel ein Mährlein vor, und der Eſel wackelte mit den Ohren dazu.

Als mir aber endlich die Ohren aufzugehn und aus den Vorträgen einiger Gewinn für meinen Geiſt zu erwachſen ſchien, ſodaß ich mich ſchon goldenen Träumen von mehr als gemeinen Kenntniſſen hinzugeben anfing, da wurde ich plötzlich durch einen höchſt betrübten Brief meines Vaters in meine Heimath zurückgerufen. Denke dir ſelbſt meinen Gemüthszuſtand, welche innere Stürme, welche betrübten, ja verzweiflungsvollen Gedanken und Betrachtungen in mir arbeiteten. Denn leicht und heftig aufwallend war ich von Natur; und obgleich mir erſt ein geringer Vorſchmack von den Wiſſenſchaften zu Theil geworden war, ſo erkannte ich doch ſchon die Wahrheit der Worte des Plinius: jede Zeit, die nicht der Erweiterung der Kenntniſſe und Einſichten gewidmet werde, ſey verloren, und ein Leben ohne die Wiſſenſchaften kein Leben, ſondern das Grab eines Lebenden. Voll Unmuth und

1) D. i. im Jahre 1561.

Verdruß alſo, wie es ebenſo wenig dem Jünglinge als dem Sohne ziemte, ſchreibe ich meinem Vater zurück, ich finde im Lernen mein Glück und ſey, nicht bloß nach meinem eigenen, ſondern auch nach meiner Lehrer Urtheil, hier auf meinem Felde: wolle er mich mit Gewalt aus dieſem Kreiſe der edelſten Beſchäftigungen reißen, ſo ſolle er mich nur gleich zu einem Schuſter oder Schneider in die Lehre thun, und ich müßte ſeinem Willen gehorchen. Dieſer mit kindiſcher Unbeſonnenheit und ungebührlicher Heftigkeit hingeworfene Brief bewog meinen Vater mir zu antworten: wenn ich nicht damit geſchloſſen hätte, daß ich ſeinem Willen gehorchen wolle, ſo würde er allerdings Sorge getragen haben, daß ich einen Schneider oder Schuſter zum Lehrmeiſter bekommen hätte: anjetzt wolle er für mein Glück und meine Ehre liebevoller und beſſer ſorgen als meine Thorheit und Ungebühr es eigentlich verdient hätten. Er ſetzte hinzu, ich pflegte mich zwar am Ende meiner Briefe ſeinen gehorſamſten Sohn zu nennen; aber im Grunde wäre ich nur dann gehorſam, wenn er ſelbſt ſich meinen Begehrlichkeiten füge.

Endlich kehre ich zu meinem Vater zurück, in welchem die Zeit ſelbſt, denn drei Jahre waren inzwiſchen verfloſſen, und der Anblick des ſo lange nicht geſehenen Sohnes ſchon allen Zorn ausgelöſcht hatte. Dazu kamen die günſtigen Zeugniſſe meiner Lehrer und einiger nicht ſchlecht unterrichteter Männer in meiner Heimath, die meine lateiniſchen Probearbeiten geleſen und gutgeheißen hatten. Ich werde nicht nur mit Liebe, ſondern ſogar mit Ehren empfangen; Verheißungen und Lobeserhebungen ſiegen über meinen Lerneifer: auch am Hofe des Grafen Carl Wolfgang von Oettingen ſollte ich einige Muße für meine Beſchäftigungen behalten und von dem Wohlwollen des Kanzlers Chriſtoph Julius, eines liebenswürdigen Greiſes und in allen Gebieten des Wiſſens trefflich bewanderten Rechtsgelehrten, konnte ich auf manchen Vorſchub dabei rechnen. Auch einiges Geld ward mir gereicht, um mit meinen Geſellen zechen zu können; überhaupt, hieß es, ſolle mir es daran nie fehlen, wenn ich nur meiner Pflicht genügte. Sogar die Hoffnung, dereinſt auf die Schule nach Nürnberg zurückzukehren, wurde mir nicht benommen; denn nicht darum eigentlich hatte mein Vater mich abgerufen, weil ihm der Koſtenaufwand zu drückend wurde (obgleich auch dieſes mitgewirkt haben mag, da er die Künſte verachtete, durch die heut zu Tage Richter und Einnehmer ſchnell zu erklecklichem Reichthum zu gelangen pflegen), ſondern weil er bei ſich überzeugt war, mein allzu ernſthaftes und finſteres Weſen, das mich mehr zur Einſamkeit als zur Geſelligkeit hinzog, müßte durch luſtigen Umgang, und mein mit beträchtlichem Eigenſinn verbundener Jähzorn durch Gewöhnung an Neckereien und Hudeleien ermäßigt und gezähmt werden.

Und fürwahr, ſeine Meinung hat ihn nicht getäuſcht: denn ich, der ich noch vor Kurzem ebenſo wenig geſonnen war, von Andern mir eine Neckerei gefallen zu laſſen, als dergleichen gegen ſie zu verüben, und die geringſte Kränkung, wenn ich nicht gleich dreinſchlagen konnte, wenigſtens mit leidenſchaftlichen Schimpfworten erwiederte, ich wurde durch die Reden und Püffe der jungen Ritter und Herren bald ſo zahm gemacht wie ein Lamm; und weil mir doch nichts anderes übrig blieb, lernte ich mit Gleichmuth Dinge dulden und verüben, die ich noch vor wenig Wochen für unerträglich gehalten hatte. So lernte ich durch Leiden. Sonſt hätte ich weder Haare genug für die Hände, noch Rücken und Backen genug für die Fäuſte dieſer Centauren

gehabt. Aber der Kanzler ſelbſt und die Klügſten vom Hofgeſinde hatten mich lieb gewonnen wegen meiner Beſcheidenheit, Thätigkeit und Dienſtbefliſſenheit gegen Alle, denen ich mich gefällig erzeigen konnte.

Uebrigens blieb mir den Tag über wenig Spielraum für meine Lernbegier, denn die Amtsſtube war nicht auf Schloß Harburg, wo mir mein Nachtlager angewieſen war, und wenn ich meine Schreibereien abgethan hatte, auch den übrigen Theil des Tages verlebte, ſondern in der unten gelegenen Stadt, im Hauſe des Kanzlers. Mein College aber, der jedoch mehr den Herrn als den Collegen ſpielte, weil er älter und länger in der Schreibſtube war als ich, ein Burſche, der es mehr mit dem Bacchus und der Venus als mit den Wiſſenſchaften hielt, und überdieß der Heilkunſt durch Magie und geheime Kräfte der Kräuter ergeben war, ließ eher jeden andern als mich in das Zimmer, das auf dem Schloſſe für die Schreiber beſtimmt war. Als ich deßhalb einmal in der allgemeinen Geſindeſtube eine Feder zum Schreiben oder ein Buch zum Leſen in die Hand zu nehmen verſuchte, hilf Himmel! welche Ziſcheleien, welche Stichelreden, welche Hudeleien, welche Hagelwetter von Knochen und Pantoffeln kamen da über mein Haupt, ſodaß ich faſt eher wieder ablaſſen mußte, als ich noch angefangen hatte. Das war mir ſo unleidlich, daß ich am Leben hätte verzagen mögen: doch klagte ich von dem, was mir das Herz zerſchnitt, weder meinem Vater, noch meinem Herrn das Mindeſte, ſowie ich mich denn in allen meinen Nöthen lieber an Gott als an Menſchen zu wenden pflegte.

Dennoch konnte ich mich nicht ganz von meinen Büchern trennen. Sobald es daher die Jahreszeit und die Tageszeit erlaubte, ſtahl ich mich hinweg auf den nächſten Berg oder in einen nicht gar fernen Wald, und dort entweder luſtwandelnd, oder wie der Virgiliſche Tityrus

Unter dem ſchattigen Dach breitlaubiger Buchen gelagert,

lebte ich nach meinem Sinne in meinen Lieblingsbeſchäftigungen. Ich beſaß aber eine Bücherſammlung, die nach meinem Ermeſſen (denn eine andere hatte ich nie geſehen) gar nicht übel ausgeſtattet war. Ich hatte darin die Werke des Deſiderius Erasmus von Rotterdam, des Philipp Melanchthon, des Johann Ludwig Vives, deſſen Anleitung zur Weisheit mir ſehr förderlich geweſen iſt, wenn ich auch leider kein Weiſer geworden bin, und mehrere Schriften neuerer Gottesgelehrten, dann eine griechiſch-lateiniſche Fabelnſammlung, einen Terentius, einen Virgilius und noch einige Dichter, die ich mir in Nürnberg von meinen Sparpfennigen angeſchafft, und um derentwillen ich mir manches andre Vergnügen gern verſagt hatte. Dieſe Sammlung fuhr ich auch zu vermehren fort und verzichtete mit Freuden auf Trinkgelage und Kleiderſtaat, weil ich mich hinlänglich geſchmückt glaubte, wenn ich ſchöne und zierliche Bücher beſäße.

Ich las zwar viel, aber ich verſtand wenig, weil ich ein Wörterbuch zum Nachſchlagen ſo wenig beſaß, daß ich nicht einmal wußte, was ein Wörterbuch ſey, und ob es überhaupt in der Reihe der Dinge ein ſolches gebe. Der Kanzler aber, der als ein vorzüglicher Rechtsgelehrter, als ein nicht zu verachtender Philoſoph und vortrefflicher Redner galt, war doch, wie der Geiſt jener Zeit es mit ſich brachte, gerade in den Theilen der Wiſſenſchaft, an welchen ich meine höchſte Freude fand, in der Dichtkunſt und in der griechiſchen Sprache weniger zu Hauſe. Ja, da er mir abſonderliche Natur-

gaben zutraute, auch mich von ungemeinem Eifer beseelt sah, ermahnte er mich häufig von jenen poetischen Narrentheidingen abzulassen, die nicht zum Wohlstande, sondern zu stets wachsender Bettelhaftigkeit führten, und dagegen das Studium der Rechtsgelahrtheit zu ergreifen, wodurch ich dem Staate dienen und auch für mein eigenes Bestes sorgen könnte. Vielleicht hatte er dabei die Absicht, mich zu seinem Schwiegersohne zu machen und als Nachfolger in seinem Amte zu hinterlassen, wenn ich den Willen und die Tüchtigkeit an den Tag legte, mich um unser gemeinschaftliches Vaterland verdient zu machen.

Darum erklärte mir der würdige und wohlmeinende Alte in müßigen Stunden die Institutionen des Justinianus, die ich nebst einem Commentar dazu von irgend wem zum Geschenk bekommen hatte. Auch gefiel mir die Sorgfalt der Ausleger wohl, die nicht das kleinste Wörtlein unerörtert gelassen hatten: aber in gleichem Grade mißbehagte mir auch das Unlateinische des Ausdrucks. Da ich überdieß die Rechtsgelehrten insgemein nicht als Priester der Gerechtigkeit, sondern als Meister im Unrecht und in der Raubgier bezeichnen hörte, schauderte ich auch aus Gewissenhaftigkeit vor dieser Art von Beschäftigung zurück, freilich ohne zu bedenken, daß ein jedes Ding sich zum Guten wie zum Bösen wenden lasse, und in dem Grade mehr zum Guten, in welchem die Sache selbst trefflicher und vorzüglicher ist. Was aber ist nächst der Lehre Christi trefflicher und ehrwürdiger als die Auslegung und Verwaltung des Rechts? Sobald aber jener brave und verständige Mann meine Verkehrtheit durchschaut hatte, gab er es auf, mit unlustigen Hunden zu jagen, und sagte mir vorher, was ich leider beim Beharren auf meiner gelehrten Laufbahn manches Jahr hindurch erfahren und je länger desto mehr bestätigt gefunden habe. Denn das ist der verdiente Lohn der Thorheit, daß derjenige die Früchte seines Eigendünkels eben hinnehmen muß, der weder selbst vernünftig ist, noch Klügern folgen will. Und welche Früchte sind das? Armuth, Verachtung, späte Reue.

Doch schreibe ich dieß nicht, als wäre ich mit meiner gegenwärtigen Lage unzufrieden. Vielmehr danke ich Gott und dem Rathe dieser berühmten Stadt [1]) der so für mich gesorgt hat, daß ich weder mit Arbeiten überhäuft bin, noch an irgend etwas Unentbehrlichem Mangel leide, was bei einem Unbeweibten und Kinderlosen, wie ich bin, so gar schwierig nicht ist. Das ist aber auch der Inbegriff meines nicht eben zum Neide reizenden Glückes, es müßte denn einer ebenso unsinnig als mißgünstig seyn. Allein wieviel ich ausgestanden habe, bevor ich bis hieher gelangt bin, wieviel Drangsale ich auch hier noch über mich habe ergehn lassen müssen, das mag der an sich selbst erfahren, der mir es nicht glauben will. Hätte ich meinem Vater und meinem andern Vater, dem Kanzler, Folge geleistet, so würde es mir schon in jungen Jahren weder an einer anständigen Heirath, noch an Gelegenheit gefehlt haben, von einer Stufe des Ansehns und Wohlstandes zur andern emporzusteigen. Anjetzt thun mir die Trostgründe, welche die Philosophie gewährt, höchlich Noth, um mich über das Schmerzhafte meines einsamen Lebens zu erheben, und mich die Geringschätzung und Zurücksetzung hinter solche, die nicht den zehnten Theil meiner mühseligen Arbeiten durchgemacht haben, leichter verschmerzen zu lassen. Ich erwähne dieß, um die

1) Augsburg.

Jünglinge zu ermahnen, daß sie mehr auf die wohlgemeinten Rathschläge edler und verständiger Männer hören sollen, als auf die Eingebungen ihrer eitlen Gelüste und Neigungen: denn mit Recht sagt jener Komödiendichter von ihnen, sie seyen ebenso ungestüm im Begehren, als unfähig, Beschlüsse über Entlegenes und Zukünftiges zu fassen. Darum halte ich es für die größte Tugend des Jünglings, den Ermahnungen derer zu gehorchen, die ein langes Leben und vielfache Erfahrung klug gemacht hat.

Doch es ist Zeit, daß ich zu meiner Büchersammlung zurückkehre. Da gerade die unentbehrlichsten Werke darin fehlten, nützte sie mir nicht allzuviel und diente mehr zur Erleichterung meiner drückenden Lage und zur Erheiterung meines Gemüths, als zur Erweiterung meiner Kenntnisse. Wenn mir die treffliche Anleitung zur Erlernung aller Wissenschaften, wenn mir die reichlich ausgestatteten Wörterbücher, von denen hier auf der Schule zu Augsburg anjetzt auch die Aermsten Gebrauch machen können, damals zu Gebote gestanden hätten, wie glücklich würde ich mich gepriesen haben!

Indeß that ich, was in meinen Kräften war, und beschaffte ich auch wenig, so machte ich mir doch genug zu schaffen. Ich gewann mir die Wächter, daß sie mich tagtäglich früh vor der vierten Stunde weckten; ich gewann mir die Köche, daß sie mir mein Licht bei ihnen anzuzünden erlaubten, denn den Gebrauch des Feuerzeugs kannte ich nicht; und während die Centauren schliefen oder im Marstall beschäftigt waren, konnte ich bis gegen die sechste Stunde ohne Unterbrechung, und zur Winterzeit auch ohne sonderlich zu schwitzen im kalten Zimmer für mich lesen. Daneben schrieb ich, so Gott will, Gedichte, Reden und Gespräche, ohne zu wissen, was ich schrieb, aus bloßer Nachahmung und ungefährer Auffassung des Falles und Klanges der Verse. Alle Sylben galten mir gleich lang, alle Redensarten gleich gut, und was mir gerade in den Sinn oder vielmehr in den Mund kam, mußte sich wohl oder übel für die Verhältnisse oder Personen schicken. Meine ganze Redekunst beschränkte sich auf einige Uebung in deutschen Aufsätzen und auf Hegendorfius' armselige Vorschriften, die ich auswendig gelernt hatte. Welche Virgilische Dichterblumen, welche Lucianische Wechselgespräche, welche Ciceronische und Demosthenische Prachtstellen gab es da zu hören! Und dennoch, wenn ich anjetzt nach beinah vierzig Jahren einzelne von diesen Blättern, deren bei weitem größter Theil verdientermaaßen untergegangen ist, wieder überlaufe, kann ich nicht umhin mich lächelnd zu verwundern, daß so etwas mir ohne irgend einige Anleitung in den Kopf kommen konnte, ja daß manche Verse ihr ganz richtiges Maaß hatten. Ich hatte es nämlich unternommen, die Psalmen David's in Hexameter, wie ich meinte, zu übertragen.

In den vordern Gebäuden des Schlosses wohnte ein nicht ungelehrter und sehr freundlicher Greis, Johann Cäsar, Pfarrer der unten gelegenen Stadt, Vater vieler Söhne, die jetzt alle an verschiedenen Orten das Evangelium lehren. Da er aus einem und dem andern Zusammentreffen mit mir wußte, daß ich fertig lateinisch sprach, ich ihm auch auf seine Fragen verständig zu antworten geschienen hatte, und er mir für mein Alter hinlängliche Fähigkeiten und Kenntnisse zutraute, so forderte er mich auf, seinen Söhnen den Terentius zu erklären. Ich ließ mich nicht lange bitten. Nach dem Beispiele meines alten Lehrers Sebald erkläre ich die lateinischen Ausdrücke so gut ich kann durch deutsche, ziehe die Redensarten aus, lasse sie nachahmen, gebe deutsche Brieflein auf, die sie lateinisch wiedergeben müssen, und

obgleich ein ebenſo ſelbſtgebackener als neugebackener Lehrer, war ich doch, wie der Einäugige unter den Blinden, König, bis meine Zuhörer, von denen einige mir an Jahren ziemlich gleich waren und darum meine Zurechtweiſungen nicht allemal mit der größten Ehrerbietung hinnahmen, von ihren Vater auf eine auswärtige Schule geſchickt wurden.

Während der drei Jahre, die ich ſo verlebte, hatte ich vor den Centauren keinen Augenblick Ruhe: denn ſie haßten mich wegen meines geſetzten Weſens und der ſteten Anſtrengung aller meiner Geiſteskräfte, die zum Erlernen der Wiſſenſchaften zwar nothwendig iſt, aber jenen beſtialiſchen Menſchen, die nach des Satorendichters Ausdruck keinen Unterſchied zwiſchen Kopf und Bauch kannten, ſo ganz unbegreiflich däuchte, daß ſie mich als einen Mondſüchtigen und Verrückten, wenn nicht ſonſt, ſo doch bei jeder Mahlzeit zum beſten hatten und verhöhnten. Da ich mich aber, beſonders als ich größer wurde und heranwuchs, zu ſchämen und zu ärgern begann, ſo lange ſchon der Gegenſtand des allgemeinen Spottes zu ſeyn, entſchloß ich mich am Ende, meine Bücher in eine Kiſte ſäuberlich zu verſchließen und auch den Hofmann zu ſpielen.

Ich hatte mir einige Goldſtücke, Geſchenke meines Vaters, zuſammengeſpart. Mit denen gehe ich flugs nach Nördlingen, mir einen Doich, ein Baret mit einer Feder, Kniegürtel und Gott weiß was ſonſt für Tand zu kaufen, in welchem die Hofjugend ſich gefällt und einherſtolzirt. Aber was geſchieht? Ich komme an, gerade nicht nach dem Feſte, aber doch nach der Meſſe: die fremden Handelsleute waren abgezogen, und da ich nicht ausgeſtellt fand, was ich ſuchte, ſchämte ich mich in einen Kaufladen zu treten und danach zu fragen. Denn ich war von Natur ſo verſchämt und blöde, daß ich ſelbſt ehrbare und tadelloſe Dinge nur von Bekannten oder Freunden zu erbitten wagte, und wenn Andere etwas Unſchickliches ſagten oder thaten, leichter erröthete, als jetzt die meiſten Mädchen zu thun pflegen. Sowie dieſe Blödigkeit mich vor mancher ſündlichen Handlung bewahrt hat, ſo iſt ſie doch meinem zeitlichen Glück oft im Wege geweſen, und hat mich unverſchuldeter Weiſe in manche Ungelegenheit gebracht. Im Begriff unverrichteter Sachen heimzukehren, gehe ich auf dem Rückwege durch die St. Georgenkirche; da erblicke ich von ungefähr einen Bücherhändler, der unlängſt aus Frankfurt angekommene Bücher ausgeſtellt hatte: ich gewahre einen Valerius Maximus, ein griechiſch-lateiniſches Wörterbuch in Octav von Gilbert Longolius herausgegeben, das mehrere Jahre lang im Griechiſchen bei mir die Stelle eines Lehrers vertreten hat, und einige Dichter- und Rednerwerke; ich kaufe, ich eile nach Hauſe, und bin mit den Muſen völlig wieder ausgeſöhnt.

Weil aber ihnen zu huldigen bei Hofe nicht der geeignete Ort war, und die ſchon gemeldeten Beläſtigungen, Kränkungen und Mißhandlungen kein Ende nehmen wollten, ſinne ich Tag und Nacht auf die Möglichkeit, zur Schule zurückzukehren. Doch erreichte ich das Ziel meiner Wünſche nicht eher, als bis ich in eine Krankheit verfiel, die, wie ich glaube, der Zorn der Venus über mich verhängt hatte, weil ſie ſah, daß ich ſie vor dem Mercurius vernachläſſigte. Iſt es ſchon nicht ſchicklich, von meinem Uebel, das die Aerzte einen Saamenfluß nennen, zu reden, ſo iſt es vollends überaus läſtig, damit behaftet zu ſeyn. Die Krankheit überfiel mich im Jahre 1534, ſoviel ich mich entſinne zu Anfang des Maimonats um Nachmittag, als ich gerade mit Abfaſſung einer Rede, ich weiß nicht mehr

welches Inhalts, eifrig beſchäftigt war, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß ich glaubte, der Himmel wolle über mir zuſammenſtürzen. Das geſchah nun zwar nicht und wird nicht geſchehn, wohl aber begab ſich etwas anderes. Indem ich meiner zunehmenden Bläſſe und Magerkeit ungeachtet aus falſcher Schamhaftigkeit mein Uebel ſo viel wie möglich verheimliche, und Gott weiß welche Arzneimittel, von denen ich einmal in einem Buche geleſen hatte, ungeſchickt und ohne Erfolg anwende, ſchwanden mir alle Kräfte des Leibes wie der Seele dahin, und der tiefſte Mißmuth bemächtigte ſich meiner. Der Zuſtand dauerte ſieben volle Jahre. Da hatte die Krankheit in dem Maaße überhand genommen, daß mich auch der Schlaf verließ, und ich gänzlicher Abzehrung nahe zu ſeyn ſchien. So ſchwer liegt die Hand der Venus auf dem, der ihre Gebote nicht erfüllen will. Lächerlich genug klagt der Kriegsheld bei Plautus, ein allzuſchöner Mann zu ſeyn ſey ein allzugroßes Unglück. Aber mich konnte vor dieſem Unglück weder meine Häßlichkeit, noch meine Magerkeit, noch meine Schwächlichkeit, noch mein linkiſches Betragen, noch die ſorgfältigſte Vermeidung jeder Gelegenheit, noch meine ununterbrochene Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften ſicher ſtellen. Endlich alſo ſiegte die Noth über die Scham: ich ziehe einen nördlinger Arzt, Johann Weidemann, zu Rathe, einen erfahrenen und menſchenfreundlichen Mann, der den Beinamen des Receptenſchreibers führte. Nachdem er mich wegen meiner übel angebrachten Scham tüchtig ausgeſcholten hatte, da er ja, wie er verſicherte, von Mädchen ganz dreiſt über viel garſtigere Krankheiten befragt zu werden pflege, gab er mir Arzneien. Obgleich ich danach einige Linderung verſpürte, wurde das Uebel doch nicht eher aus dem Grunde gehoben, als bis mein Bruder in Tübingen mich im Jahre 1541 auf den Rath Leonhard Coturninus' in's Wildbad ſchickte, deſſen Waſſer mir damals und nachher öfter heilſam geweſen iſt. Es wäre hier der Ort, junge Leute über eine zwiefache Art der Scham zu belehren, worüber Euripides ſeinen Hippolytus, deſſen Schickſal auch mir einmal gedroht hat, ſo ſchön philoſophiren läßt, wenn nicht ſchon bei den meiſten Jünglingen und Mädchen faſt alle Scham abhanden gekommen wäre. Ich kehre alſo zum Faden meiner Erzählung zurück.

Hatte ich nun auch auf Harburg vollauf zu leben, und wollten alle rechtſchaffenen Leute mir wohl, ſo ruhte ich doch nicht eher, als bis ich durch flehentliche Bitten von meinem Vater die Zuſage erlangt hatte, daß er die Koſten zur Fortſetzung meiner Studien noch auf ein Paar Jahre beſtreiten wolle. Denn davon war ich überzeugt, daß ich, ſobald ich nur in den alten Sprachen und in der Philoſophie einen erträglichen Grund gelegt hätte, alles Weitere, was noch in meinem Plane lag, durch eignen Fleiß und beharrliche Thätigkeit unſchwer erreichen würde. Im Jahre 1535 zu Ende Februars wurde mein Wunſch erfüllt: fünf Jahre nach meinem Abgange von der Schule kehrte ich alſo nach Nürnberg zu meinem alten Lehrer Sebald Heiden zurück, vom Prunk und Ueberfluß des Hofes zur ſtrengen Mäßigkeit des Schullebens.

Allerdings bekam das Broteſſen und Waſſertrinken meinem geſchwächten und verwöhnten Magen zu Anfang ſchlecht: aber ich war ja geiſtiger, nicht leiblicher Nahrung nachgegangen. Auch ſchämte ich mich nicht, wiewohl ich ſelbſt meinen Lehrern über den Kopf gewachſen war, unter den Schulknaben zu ſitzen und was ich vergeſſen oder als Knabe verſäumt hatte

wieder nachzulernen und als Jüngling einzuholen. Wie viele hätten heut zu Tage wohl Luſt, es mir darin gleich zu thun? In der Hoffnung jedoch, daß ich die Aegidienſchule in demſelben Zuſtande wiederfinden würde, in welchem ich ſie verlaſſen hatte, fand ich mich ſehr getäuſcht. Eben als ich dorthin zurückkehrte, hatte Eobanus Heß aus Mangel an Geld oder an Zuhörern Nürnberg wieder verlaſſen; der Hebräer Johann Boſchenſtein war geſtorben; Joachim Camerarius ſchickte ſich zum Abgang an: ſo war nur noch Schoner, der Mathematiker, der aber in einem fort kränkelte, und Moting, der Lehrer der freien Redekünſte, übrig. Wie ſehr bereute ich nun die Uebereilung, nicht vorher alles genau erkundet zu haben! Zur Strafe für den begangenen Fehler mußte ich mich anjetzt mit größern Koſten und neuen Unbequemlichkeiten nach Tübingen begeben, wohin mir Camerarius vorangegangen, den ich vor allen zu hören begierig war. Denn er bauete die Kenntniß des griechiſchen und römiſchen Alterthums auf ſicheren Grundlagen in die Höhe, und achtete nichts Einzelnes gering, weil er wohl wußte, wie ohne ſolches das große Ganze nicht Beſtand haben könne.

Und in der That, darin habe ich nicht fehlgegriffen, daß ich mich dieſem Manne vorzugsweiſe anſchloß, der mit der tiefſten Kenntniß beider Sprachen das gediegenſte Urtheil über alle Gebiete der Wiſſenſchaft verband. Darin hingegen habe ich thöricht und zu meinem großen Nachtheil gehandelt, daß ich mich durch alberne Scheu hindern ließ, ihn auch über das richtigſte Verfahren bei meinen eigenen Studien zu Rathe zu ziehn. Denn da ich in der Grammatik der alten Sprachen nicht ſonderlich zu Hauſe war, und ich mehr durch glückliche Naturanlagen begünſtigt, als von gründlicher Kenntniß ſicher geleitet, Griechiſch und Lateiniſch in den Tag hinein ſchwatzte, hörte ich nicht nur Erklärungen von Dichtern und Rednern, ſondern auch Vorleſungen über Dialektik, Mathematik und Philoſophie ohne ſonderlichen Nutzen, weil ſie meine Faſſungskräfte überſtiegen; ja, ich beſuchte ſie im Grunde nur darum, weil mir einige junge Geſellen, die um nichts klüger waren als ich, in den Kopf geſetzt hatten, daß es ſo ſeyn müſſe. Denn das Verfahren, das, wie ich höre, anjetzt zu großem Gewinn für die lernende Jugend beobachtet wird, daß zuerſt die Fähigkeiten und Kenntniſſe der jungen Leute geprüft, und danach den Einzelnen entweder ihre beſondern Lehrer zugewieſen oder die mit Nutzen zu hörenden Vorleſungen bezeichnet werden, dieſe muſterhafte Einrichtung fand damals noch nicht Statt. Dagegen herrſchte auch in Tübingen das barbariſche Herkommen, nach welchem der dümmſte und wildeſte Raufbold befugt war, den neuen Ankömmlingen jede beliebige Schmach in Worten wie in Werken anzuthun. Dieſe liberale Prüfung der Köpfe und Herzen, dergleichen ſich beſſer für gelehrte Männer von reifen Jahren geſchickt haben würde, als für unbändige und ausgelaſſene Jünglinge, nannten ſie eine Depoſition. Noch muß ich hier meiner thörichten Meinung von den hohen Kenntniſſen derer gedenken, die ſich auf den Hochſchulen herumtreiben. Anjetzt überzeugte ich mich, daß die allerwenigſten auch nur mittelmäßig damit ausgeſtattet waren, und unter denen, die mich und andere Neulinge hergebrachter Weiſe verſpotteten und ſchlugen, konnten die meiſten kaum zwei oder drei lateiniſche Worte ohne grobe Sprachſchnitzer herausbringen. Doch ich komme auf meine Vorleſungen zurück.

Die griechiſche Urſchrift des Ariſtoteliſchen Organon erläuterte der Fran-

zoſe Wilhelm Bigot, die Dialektik des Johann Cäſarius Johann Gebhard, die Geometrie des Euklides Johann Hildebrand. Allein das waren mir alles ſo verwunderliche und dunkle Dinge, als wenn ich einen aus der neuen Welt zu uns Herübergekommenen in ſeiner Landesſprache reden hörte. Ferner legte Jakob Schegk die griechiſchen Geſpräche des Lucianus aus, Joachim Camerarius die Trauerſpiele des Sophokles, Johann Benignus den Quintilianus, Michael Veius den Salluſtius. Wie viel mir ihre Vorträge nützten, bedarf meiner Erwähnung nicht. Bald nachher kam Sebald Hanenreuter mit ſeinen Schülern aus Nürnberg nach Tübingen, der mich außer andern Gefälligkeiten auch durch Privatvorträge vielfach gefördert haben würde, wenn ich davon den rechten Gebrauch zu machen verſtanden hätte. Weil aber ſeine Schüler den Calepinus beſaßen, dem griechiſche Erklärungen beigefügt waren, ſo wetteiferten wir in Abfaſſung griechiſcher Briefe und Gedichte, wozu wir die Wörter von allen Seiten her zuſammenſuchten. Weil indeß Camerarius häufig durch Kränklichkeit an ſeinen Vorleſungen gehindert war, ſo entſchloß ich mich, ungeduldig wie ich war, das von ihm Begonnene auf meine eigene Hand fortzuführen, da ich ihm ſeine Erklärungsweiſe abgelernt hatte und es mir an Wörtern nicht fehlte.

Dazwiſchen machte mir die Kürze der Zeit, die mir von meinem Vater bewilligt war, nicht ſelten große Sorge: denn im Vertrauen auf die Verheißungen einiger Freunde hatte er ſich vorgeſetzt, mich nach Ablauf zweier Jahre an den Hof des Kaiſers Ferdinand zu ſchicken. Sobald ſich daher eine Gelegenheit darbot, durch die ich hoffen durfte dieſe Zeit zu verdoppeln, ohne meinem Vater die Koſten zu vergrößern, übernahm ich gutes Muthes die niedrigen Geſchäfte eines gemeinen Dieners, obgleich ein weltberühmter Mann ſich nicht geſcheut hat, den Satz aufzuſtellen, daß Fürſten, Päpſte und Könige, die ihrer Pflicht genügten, nichts anderes ſeyen als Diener aller: ein Entſchluß jedoch, den mein Vater, wenn er Kunde davon bekommen hätte, ſehr übel aufgenommen haben würde, und den anjetzt wohl die meiſten Bettler in ihrer Faulheit und Aufgeblaſenheit verſchmähen möchten. Da dieſe Menſchen weder ſparen, noch ſelbſt erwerben, noch ſich irgend etwas verſagen wollen, ſondern darauf beſtehn, daß ihnen alles wie auf den Schlag der Wünſchelruthe ohne Schweiß und ohne Mühe zufallen ſoll, ja wohl gar vermeinen, daß ſie an Pracht der Kleider und überhaupt an koſtbaren und auserleſenen Lebensgenüſſen mit Patriciern und Adligen zu wetteifern berufen ſind; ſo fürchte ich ſehr, daß ihre Gönner bei ihrer Trägheit und Unverſchämtheit bald des Koſtenaufwandes überdrüßig werden und jene Gelder lieber zu jedem andern Zweck verwenden dürften, zumal da ſich unter zehnen kaum Einer ſo beträgt, daß man von ihm irgend einigen Gewinn für Schule, Kirche oder Staat erwarten kann.

Als ich einſtmals einem aus dieſer Schaar erzählte, welche Beſchwerden ich als Jüngling aus Liebe zu den Wiſſenſchaften ausgeſtanden, wie ich meine meiſten Reiſen zu Fuße, ohne Geleit, ohne Kenntniß der Wege, häufiger zu Winters- als zu Sommerszeit gemacht und in Tübingen nur dann Wein getrunken, wenn das Quellwaſſer durch Regengüſſe getrübt worden war, entſinne ich mich noch jetzt recht wohl, wie er mir mit frecher Rohheit antwortete, ob ich mir denn einbilde, daß alle andere jungen Leute von eben ſo trübſeliger Arbeitſamkeit und Enthaltſamkeit beſeſſen ſeyn müß-

ten? Doch was wundere ich mich über Jünglinge, denen die berühmten Worte des Satyrendichters zu lebendig im Gedächtniß seyn mochten:

> Nicht leicht steiget empor, wes Tugenden immer im Weg' ist
> Aermliche Habe daheim, u. s. w.

da ich ja auch auf härtige, fast hätte ich gesagt barbarische Philosophen gestoßen bin, die mich aus eben diesem Grunde verachteten, um dessen willen ich, wenn auch gerade kein Lob, so doch gewiß keinen Tadel verdient habe. Denn welche Philosophie lehret denjenigen zu verachten, der durch ehrliche Arbeit sich seinen Lebensunterhalt erwirbt und sich dabei jenen Kleanthes zum Vorbilde wählt, dem seine übermüthigen Mitschüler die Spottnamen Wasserträger und Lastesel gegeben hatten. Sokratisch wenigstens oder platonisch oder aristotelisch oder zenonisch oder karneadeisch ist das nicht, und christlich noch viel weniger. Mögen immerhin Redner, die sich mit einander herumbeißen, oder Komödiendichter, oder Satyriker denen ihre dürftige Jugend oder ihre wenig rühmliche Herkunft vorwerfen, die zum Wohlstande gelangt, sich aufblähen und sich ihres oftmals schlecht erworbenen Ansehns überheben; denjenigen aber, der in Demuth lebt und keinen Menschen gering achtet, sodaß er selbst Unwürdigen Ehrerbietung bezeigt, solcherlei Zufälligkeiten zum Verbrechen zu machen, deutet wenigstens, um mich so schonend als möglich auszudrücken, auf einen großen Gecken hin.

Wenn also die abgeschmackten Vorurtheile des Pöbels weniger Gewicht bei mir gehabt haben, als das Beispiel weiser Männer, so dürfte ich eher das Lob richtiger Beurtheilung und standhafter Beharrlichkeit als Spott und Hohn verdient haben. Denn ich frage jene Hochbevorzugten, jene Halbgötter, was anständiger ist, Zimmer zu heizen, oder in schändlichen Begierden zu entbrennen? Wasser und Holz in die Küche zu tragen, oder mit Speisen überfüllt sich in Wein zu ersaufen? Schüsseln und Teller abzulecken, oder den Speisesaal zu bespeien? Andern das Bett zu bereiten, oder einem fremden Ehebette nachzustellen? Studirenden Jünglingen aufzuwarten, oder sie übermüthig zu verhöhnen? An's Buch gebannt bis tief in die Nächte hinein zu arbeiten, oder, mit der zügellosen Rohheit des Raufbolds durch die Straßen tobend, durch stentorisches Gebrüll den Schlaf der Bürger zu stören? Vor Tages Anbruch, früher als die frühesten Handwerker wieder bei der Arbeit zu seyn, oder, eine unnütze Erdenlast, bis an den hohen Mittag zu schnarchen? Die Stuben auszukehren, oder selbst ein Kehricht und Wegwurf der Hochschule zu seyn? Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich von diesem allen treufleißig das Erste gethan, und diese beschränkte Lage, der Fugger'schen Pracht bei weitem vorgezogen habe, der unter Grafen und Freiherren, auf damastenen Sesseln, von Edelknaben bedient, mir volle eilf Jahre zu genießen vergönnt gewesen ist. Die das andere vorziehn, heißen dagegen junge Herren vom feinen Weltton, hoffnungsvolle Sprößlinge, Stützen und Zierden für Kirche und Staat. Ich aber gelte zum Lohn meiner Mäßigkeit und Armuth, weil

> Keinerlei Arbeit mir Schmach, nur Arbeitlosigkeit Schmach ist,

wie die Megarer weder als dritter, noch als vierter, noch als zwölfter, und werde weder gezählt, noch geachtet. Doch die Nachwelt, mit deren gerech-

tem Urtheil ich mich tröſte, wird über wahren Werth und Unwerth entſcheiden. Für jetzt kehre ich zu meiner Geſchichte zurück.

Während ich bei Jakob Schegk, dem Rector des Collegiums, das insgemein die Burſa heißt, Bedienſtelle vertrat, bewog ihn Johann Scheubel, den man als den Euklides unſerer Zeit zu betrachten pflegt, daß er uns den Euagoras des Iſokrates erklärte. Dieß war für mich die erſte Veranlaſſung, dieſen Schriftſteller zu leſen, zu bewundern, zu überſetzen und endlich zu wiederholten Malen durch den Druck an's Licht zu ſtellen.

Man hatte mir aber ein Schlafzimmer angewieſen, von dem man behauptete, daß Poltergeiſter darin ſpukten. Da ich nichts davon wußte, hatte ich auch keine Sorge darum. Als ich aber nach einiger Zeit Gelegenheit fand, ein anderes bequemeres Gemach zu beziehn, äußerten mir meine Geſellen ihre Verwunderung, daß ich es ſo lange dort hätte aushalten können, und ſie fragten mich, ob ich niemals des Nachts erſchreckt worden wäre? Ich hatte mich aber nicht gefürchtet, ſondern über die geärgert, die das Zimmer über mir bewohnten: denn oftmals war mir es in tiefſter Nacht geweſen, als hörte ich ungeheure Steine über mir rollen, wodurch ich aus dem Schlafe geweckt wurde. Doch pflegte ich bald wieder einzuſchlafen, nachdem ich die ungeſchliffenen Menſchen gehörig verwünſcht hatte, die nicht nur ſelbſt bei Nacht keine Ruhe hielten, ſondern auch mit Armen, von Knechtesdienſten und gelehrten Arbeiten Erſchöpften keinen ruhigen Schlaf gönnten. So erfuhr ich erſt hinterdrein, welch' ein großes Unrecht ich Leuten gethan hatte, die ſchier ſo feſt wie Epimenides ſchliefen. Man erzählte aber, ſey's nun Erdichtung, ſey's Wahrheit, worüber ein jeder nach eigenem Ermeſſen urtheilen mag, denn ich berichte nur, was damals in aller Studenten Munde war, daß vor langer Zeit ein Aufwärter des Hauſes von einem jungen Edelmann im Zorn erdolcht worden ſey, weil er das Thor dem bei nächtlicher Weile Anpochenden nicht ſchnell genug geöffnet habe: von der Zeit an ſoll es in dem Zimmer, in welchem der Unglückliche geſtorben war, nicht mehr geheuer geweſen ſeyn.

Mich aber rührten dieſe nächtlichen Beunruhigungen wenig: deſto läſtiger war mir's, daß einige ausſchweifende Burſchen immerfort mit mir zankten, weil ich ihren ungehörigen Forderungen nicht willfahren wollte, ihnen gegen den Befehl des Rectors zur Nachtzeit das Thor des Collegiums zu öffnen und ihre Lüderlichkeit durch Lügen zu verdecken: ja, manche lachten mich aus, weil ich ſagte, ich wolle nicht lügen, auch wenn ich könnte, und könne nicht, auch wenn ich wollte; und doch war das vollkommen wahr. Denn mit welcher Stirn würde ich ſelbſt gelogen oder die Lüge eines andern verheimlicht haben, da ich ſchon erröthete, wenn nur ein Dritter in meiner Gegenwart log, und meine Mienen alsbald ein ſtillſchweigendes Zeugniß gegen ihn ablegten. Durch jene Anmuthungen wurde ich des ganzen Dienſtes ſatt und forderte am Ende vom Rector meine Entlaſſung. Zwar forſchte er nach der Urſache und verſprach mir ſeinen Schutz, wenn mich etwa jemand beläſtigte: aber ich mochte keinen anzeigen, und da mein krank darniederliegender Vater nach mir verlangte, hatte ich eine ſchickliche, wenn auch meinem anfänglichen Plane ganz zuwider laufende Veranlaſſung, von Tübingen abzugehn.

Als nämlich das Schloß von Oettingen abbrannte und mein Vater zu Hülfe eilend bei einem Fall auf dem Eiſe ſich beide Beine ſtark beſchädigt

hatte, war eine Geſchwulſt mit heftiger Entzündung die Folge davon geweſen, und da ſeine Natur ſchon vorher geſchwächt ſeyn mochte, — er mußte z. B. ſchon ſeit längerer Zeit, von Durſt gequält, auch des Nachts trinken, — ſo wurde auf dieſe Weiſe die Waſſerſucht herbeigeführt. Hier iſt auch noch etwas Weniges über die Veranlaſſung jenes Brandes zu bemerken. Es waren im Schloſſe zwei Zimmer, eines über dem andern gebaut: durch eine Oeffnung aber war Ein Ofen geführt, der beide zugleich heizen ſollte. Nun hatte Graf Ludwig der ältere, ein langer und hagerer Herr, bei ſtrenger Winterkälte mehr Feuer anzulegen geboten: davon war unvermerkt das untere Geſchoß in Flammen gerathen, die ſo ſchnell um ſich griffen, daß ſie dem ganzen Schloſſe den Untergang brachten. So koſtete dem Grafen jene Vereinfachung der Heizeinrichtung oder Erſparniß an Holz viele Tauſende.

Meines Vaters Schickſal aber ſcheint nicht ohne Vorzeichen hereingebrochen zu ſeyn. Er wohnte damals im deutſchen Hauſe, pflegte aber auf kürzerem und bequemerem Wege durch die Kirche aus- und einzugehn. Als er nun über einen eiſernen, mit Glatteis überzogenen Roſt laufen wollte, der über einer Grube angebracht war, damit kein Vieh den heiligen Ort betreten könne, ſtürzte er hin wie zum Zeichen, daß er in der Kirche liegen bleiben ſolle, in der er ein Paar Monate ſpäter wirklich begraben wurde. Nach jenem Falle hatte er ſich zu meiner Schweſter Maria begeben, um der ſorgfältigeren Pflege und Wartung dieſer überaus liebevollen Tochter zu genieſſen. Mich aber hatte er bei ſich, theils um ſich in ſeiner Einſamkeit mit mir die Zeit zu vertreiben, theils um ſich von mir bedienen zu laſſen. Daß ich dieſer Pflicht nicht ſo genügt habe, wie es hätte ſeyn ſollen, entſinne ich mich noch jetzt nicht ohne Bekümmerniß. Denn was mir geheißen wurde, that ich zwar mit Emſigkeit: aber in Gedanken beſtändig mit meinen Studien beſchäftigt, die hier doch eine große Nebenſache waren, achtete ich wenig auf das, was Sache, Ort und Zeit erforderten, und ermangelte überhaupt der nöthigen Umſicht, das aus freien Stücken zu thun, was zur Bequemlichkeit des Kranken hätte beitragen und ſein Gemüth erheitern können.

Wie viel ebenſo Unterhaltendes als Lehrreiches und Nützliches über häusliche und Staatsangelegenheiten hätte ich, wenn ich klug geweſen wäre, zu jener Zeit von meinem Vater zu erfahren Gelegenheit gehabt, da er in allen dieſen Dingen ſehr gut Beſcheid wußte. Statt deſſen verfaßte ich Thor einen Katzen- und Mäuſekrieg und ſchilderte den Untergang des Mohrenheeres nach des Ungarnkönigs Matthias Corvinus Tode, wovon mein Vater mir erzählt hatte, beides in Hexametern: auch ſchrieb ich eine Klage der Muſen in mehr denn ſechshundert elegiſchen Verſen, von denen es mir leid thut, daß ich ſie nicht ſorgfältiger aufbewahrt habe. Jetzt zu ſpät zu richtigerer Einſicht gelangt, habe ich nichts davon, als daß ich mir ſelbſt wegen dieſes Leichtſinns bittere Vorwürfe mache, ja daß ich meine Natur haſſe und verwünſche, die mich bei weitem mehr zu mönchiſcher Einſamkeit geſchaffen, als zu rüſtiger und kräftiger Theilnahme am öffentlichen Leben tüchtig gemacht hat. Darum bin ich denn auch durch ein langes Leben und durch nahen Verkehr mit Menſchen von den verſchiedenſten Sinnesarten um nichts anders geworden, und kann beinah ein Beiſpiel von der völligen Untauglichkeit zu allen praktiſchen Dingen abgeben, von der Plato in ſeinem Theätet ſpricht.

Doch ich kehre zum Siechbette meines Vaters zurück. Als er ſich auf des Arztes Geheiß nach Nördlingen hatte ſchaffen laſſen, zu ſeiner Herſtellung aber ſich immer weniger Hoffnung zeigte, fühlte ich mich theils darum, theils wegen der gänzlichen Unterbrechung meiner Studien von den traurigſten Gedanken gequält, ſo daß auch mein Vater es wahrnahm, und mir häufig Vorwürfe darüber machte: ich ſolle getroſtes Muthes ſeyn: er an ſeinem Theile werde, ſobald Gott ihn fordere, freudig aus dieſem Leben ſcheiden: nur meinetwegen ſey er in Sorgen: ſo wie er mich ungeſchickt im Verkehr mit Menſchen und unbrauchbar zu Geſchäften ſehe, wiſſe er nicht, was künftighin aus mir werden ſolle. Dazwiſchen ſcherzte er auch wohl wieder über meine ungewöhnliche Leibeslänge, und da ich einſtmals etwas mir Aufgetragenes höchſt linkiſch verrichtete, ſagte er lächelnd: wenn du doch ein bischen kürzer und ein bischen klüger wäreſt! Da er aber dieſelben Worte einmal im Beiſeyn des Arztes wiederholte, betrachtete dieſer meinen ganzen Körperbau genau, und faßte beſonders meine Stirn ſcharf ins Auge. Dann ſprach er: um euern Sohn ſeyd außer Sorgen: jetzt laſſen ihn Blödigkeit und Bekümmerniß einfältiger erſcheinen als er iſt: aber nach Verlauf einiger Jahre wird er viele übertreffen, die ſich anjetzt Wunder wie klug dünken.

Als indeß eben dieſer Arzt erklärte, die Krankheit könne ſich bis in den Herbſt hinein ziehn, was freilich nicht geſchah, gebot mein Vater mir nach Tübingen zurückzukehren, und das war mir gar nicht unerwünſcht: jetzt aber klage ich mich oft darüber an, und betrachte es als einen Hauptgrund alles meines bisherigen Mißgeſchicks, daß ich den Muſen faſt mehr Liebe gezollt habe als meinem Vater. Beim Abſchiede ſagte er zu mir: Ich, mein Sohn, will um meiner Krankheit willen, die du ja doch nicht lindern kannſt, den Fortgang deiner Studien nicht unterbrechen: du habe Gott im Herzen immerdar, bleibe der Tugend getreu, und meide ſchlechte Geſellſchaft: ſo wird dir es dereinſt wohl ergehn.

Am dritten Tage nach meiner Abreiſe verſchied er ruhig und gottſelig an einem plötzlichen Blutſturz, am 29. April 1536, neunundfunfzig Jahre alt, nachdem die Hunde in der Straße, wo er wohnte, die ganze Nacht hindurch jämmerlich geheult hatten. Dieß begab ſich am Tage des heiligen Georg, der, wie er ſelbſt aus ſeinem Taufnamen vermuthet hatte, wenn ſchon nicht ſein erſter, ſo doch ſein letzter auf Erden geweſen iſt.

Er hatte als funfzehnjähriger Knabe ſeinen Vater verloren: das mütterliche Erbtheil hatten ältere Brüder an ſich geriſſen und durchgebracht. Von Hauſe kam er zuerſt, ich weiß nicht auf welche Veranlaſſung, unter das Hofgeſinde der Gräfinn von Montfort, um hinter ihr herzuſchreiten und ihr das Schleppkleid zu tragen, damit es nicht den Boden fegte, was ſie kürzer hätte haben können, wenn ſie ſich den Schwanz abgeſchnitten hätte. Aber das waren Thorheiten, die die Mode jener Zeit mit ſich brachte, und dazu gehörten auch die Schnabelſchuhe und die Reifröcke, ſodaß die Leute nicht mit Kleidern, ſondern mit Segeln angethan zu ſeyn ſchienen, und die Hüte ſo breitkrempig wie eine Futterſchwinge: was alles, ſo Gott will, eheſter Tage wieder aufleben wird. Wozu alſo ſich jetzt über die ungeheuern Reiterſtiefeln, wie Maximianus ſie kaum getragen haben mag, und über die Dolchtaſchen verwundern, in denen ein Scheffel Korn Platz hätte?

Nachdem mein Vater bei der Gräfinn nothdürftig deutsch Leſen, Schreiben und Rechnen gelernt hatte, kam er nach Ungarn zu einem Freiherrn von Rogendorf. Von dort aber zog er im Gefolge des Ritters vom goldenen Vließ, Georg von Emershof, mit dem Hoflager Kaiſer Maximilian's nach Belgien und in andere Länder. Endlich wurde er nach ſeiner Heimkehr ins Vaterland vom Grafen Wolfgang von Oettingen, der noch zu meinen Lebzeiten durch ganz Schwaben in großem Anſehn ſtand, zum Stadtvogt von Oettingen ernannt, und zuletzt als Landvogt, wie jener Geßler [1]) geheißen zu werden pflegt, über die ganze Grafſchaft geſetzt, welches dort zu Lande die höchſte Würde iſt. Dieſer Geſchäftsführung ſatt hatte er ein Jahr vor ſeinem Tode ſein Amt niedergelegt, um nach einer ebenſo mühevollen als ehrenreichen Dienſtbarkeit von mehr als funfzig Jahren die Freiheit wenigſtens noch zu koſten.

2.

Heinrich Stephanus.

Einleitung.

Als die Buchdruckerei ſich von ihrer deutſchen Heimath aus raſch über alle Länder Europa's verbreitete, weckte ſie überall Männer, die, nicht zufrieden, den künſtleriſchen Theil der neuen Erfindung zu vervollkommnen und zu verſchönern, ſich durch gediegene und umfaſſende Gelehrſamkeit in den Stand ſetzten, ihre Preſſen mit eigenen Werken zu beſchäftigen, oder fremde zu veranlaſſen, die der Förderung werth waren. Wo ſich ſo die dreifache Thätigkeit des Druckers, des Verlegers und des Schriftſtellers zuſammengefunden hatte, da konnten die vielfachen Vortheile eines ſolchen Vereines nicht lange unbemerkt bleiben, und es iſt kein Wunder, daß der Vater auf den Sohn zu übertragen ſtrebte, was ihm Quelle des Wohlſtandes und — was damals noch höher galt — verdienten Ruhmes geworden war. Dieſe tüchtige Zünftigkeit, der wir ſo viel Treffliches verdanken, bildete ſich zuerſt in Venedig in der Familie der Aldi, bald nach ihrem Beiſpiel in Florenz durch die Junta, in Holland durch die Plantine, in Frankfurt am Main durch die Wechel fort. Aber in keinem Geſchlecht erhielt ſich dieſe Richtung länger, in keinem verbreitete ſie ſich nach mehreren Seiten hin und bewährte ſich in großartigern Leiſtungen als in dem der Stephanus [2]), die, bald in Paris, bald in Genf, auch

---

1) In der Urſchrift ſteht: ut illum Castnerum vulgo vocant.

2) Eigentlich Etienne, oder vielmehr, wie ſie in der Mutterſprache ſich ſelbſt ſchreiben, Eſtienne. Man wird es hoffentlich nicht pedantiſch finden, daß ich die lateiniſch umgebildete Form beibehalten habe, da ſie in der gelehrten Welt einmal das Bürgerrecht erhalten hat.

an beiden Orten zugleich, bald in Rochelle thätig, mit den Badius, Colines und Patiſſon's verſchwägert, beinahe zwei Jahrhunderte hindurch (1500 bis 1674) in jenen drei Beziehungen glänzten und nützten.

Es gereicht den Franzoſen zu nicht geringem Vorwurf, bis jetzt auf keine Weiſe geſorgt zu haben, daß das Andenken ſolcher Bürger in Ehren erhalten werde [1]). Zwar bedürfen ſie deſſen inſofern nicht, als ihre Werke für ſie zu zeugen nie aufhören können; doch hat dieſe Vernachläſſigung die Folge gehabt, daß über den geſchichtlichen Zuſammenhang ihres Lebens ein oft ans Fabelhafte grenzendes Dunkel ausgegoſſen iſt, das wohl nur aus Urkunden, Stadtarchiven, Bürgerliſten, Zunftbüchern oder Familienpapieren zu beſeitigen ſeyn dürfte.

Was undankbare Mitbürger verſäumten, unternahm der holländiſche Gelehrte Theodor Janſſon von Almeloveen in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Stephanus, 1683, und etwas ſpäter der Veite Michael Maittaire, 1709. Beiden ſtanden freilich nur die allgemein zugänglichen gedruckten Quellen zu Gebote, die ſie mit Eifer und Treue benutzt haben; aber an zweckmäßige Anordnung und Verarbeitung des nicht kärglichen Stoffes hat weder der eine noch der andere gedacht.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, durch ſeine eigenen Beſchäftigungen täglich mit dem ruhmvollſten Gliede dieſes Geſchlechts, dem zweiten Heinrich Stephanus, beſchäftigt, wünſcht dem großen Manne einen geringen Zoll ſeines Dankes darzubringen, indem er nach denſelben Quellen die Geſchichte ſeines vielfach bewegten Lebens in einigem Zuſammenhange zu erzählen verſucht. Da ſich aber nur zu häufig jahrelange Lücken zeigten, die mit Vermuthungen auszufüllen zwecklos geweſen wäre, mußte der Faden der Zeitfolge aufgehoben werden; es iſt dafür ein anderer, innerer geſucht worden, von dem nur zu wünſchen, daß er nicht als ein täuſchender befunden werden möge.

Kindheit und Jugend.

Um den Beginn des ſechszehnten Jahrhunderts, unter Ludwig XII., übte Heinrich Stephanus, der Erſte ſeines Namens und ſeines Gewerbes, von dem wir Kunde haben, mit bedeutendem Erfolg in Paris die Buchdruckerei; um das Jahr 1520 hinterließ er eine wohleingerichtete Werkſtatt, die anfangs ſeiner Witwe zweiter Gatte, Simon von Colines, übernahm; bald jedoch ſetzten ſeine drei Söhne, Franz, Robert und Karl, das väterliche Geſchäft auf eigene Rechnung fort.

Aber ſowie an Rüſtigkeit und Tüchtigkeit überhaupt, ſo war Robert (geb. 1503) ſeinen Brüdern auch an Feſtigkeit der Geſinnung, an Umfang gründlicher Sprachkenntniſſe und an einſichtsvollem Betrieb ſeiner Buchdruckerei weit überlegen. Dem ritterlichen Könige Franz I., der jede friſche Regſamkeit ehrte und ſelbſt durch Beiſpiel und Belohnungen eifrig bemüht war,

---

1) Doch ſoll Firmin Didot der Aeltere, ein Mann, der zu ſolcher Arbeit berufen iſt wie Wenige, ſeiner Ueberſetzung des Tortäus (1826) Bemerkungen über Robert und Heinrich Stephanus beigefügt haben. Leider ſind alle Bemühungen, zu dieſem Werke zu gelangen, bis jetzt vergeblich geweſen.

ſeinem Vaterlande ein beſſeres goldenes Zeitalter in Wiſſenſchaft und Kunſt hervorzurufen, als ihm zweihundert Jahre ſpäter unter Ludwig XIV. aufging, konnte auch Robert's verſtändige Thätigkeit nicht lange unbemerkt bleiben. Im Jahre 1539 ernannte er ihn für den hebräiſchen und lateiniſchen Druck, wenig ſpäter auch für den griechiſchen zum königlichen Buchdrucker, und ließ ihn mit Typen verſehen, die jenes Beinamens würdig geachtet werden konnten. So war er anerkannt als in jeder Hinſicht erſter Typograph Frankreichs.

Häusliche Begünſtigungen ſeltenſter Art kamen hinzu. Seine Gattin Perrette [1]) war die Tochter des ſprachgelehrten Buchdruckers Jodocus Badius Aſcenſius, der ſeine Werkſtatt von Lyon nach Paris verlegt hatte und hier ſich eines gedeihlichen Fortſchreitens erfreute. Von des Vaters Wiſſen war nicht Weniges auf die Tochter übergegangen, beſonders war die lateiniſche Sprache ihr beinahe zur andern Mutterſprache geworden, mit ſolcher Fertigkeit und Richtigkeit war ſie ſie zu ſprechen gewohnt. Nun hatte Robert eine Zeit lang zehn Gelehrte aus verſchiedenen Ländern Europa's bei ſich im Hauſe, die zu den mancherlei Geſchäften bei ſeiner Druckerei angeſtellt waren und daneben einen wiſſenſchaftlichen Kreis bildeten, in welchem, mehr auf ſtillſchweigende Uebereinkunft als auf Verabredung, die lateiniſche Sprache das Alle verknüpfende Band wurde. In dieſe Unterhaltungen, ſowie in die gemeinſchaftlichen Tiſchgeſpräche, zog der Zufall bald Dieſen, bald Jenen vom Hausgeſinde; Manches ließ die Verwandtſchaft mit der Mutterſprache verſtehen, Anderes wurde errathen, Manches dann auch wohl hinzugelernt; genug, es wurde bald zum Herkommen, daß Diener und Mägde in Robert Stephanus' Hauſe das Latein Anderer verſtanden, auch wohl ſelbſt ſich lateiniſch auszudrücken im Stande waren.

In dieſem kleinen lateiniſchen Freiſtaate, der ſich ſo natürlich und echt geſellig geſtaltet hatte, wurden dem Haupte deſſelben drei Söhne geboren, Heinrich II., Robert II. und Franz II. Unter mehreren Töchtern iſt uns nur von einer der Name, Katharina, aufbewahrt, und daß auch ſie mit Leichtigkeit Latein geſprochen habe, obgleich nicht immer ganz ſprachrichtig, ſowie ſie denn ihre Kenntniſſe der täglichen Uebung, nicht der Strenge gründlichen Unterrichts verdankte. Von allen ihren Schweſtern war ſie allein noch im Jahre 1585 am Leben, womit auch von ihr die Nachrichten ſchließen.

Der älteſte der drei Brüder, Heinrich Stephanus, der uns hinfort vorzugsweis beſchäftigen ſoll, war im Jahre 1528 zu Paris geboren. Des Vaters rüſtige Körperkraft, von der noch jetzt ſein Bildniß Zeugniß giebt, war nicht auf den Sohn vererbt. Frühe Gewöhnung mag ihn zu ſeinem mühereichen Leben getüchtiget haben; wir wiſſen nur, daß er bis zu ſeinem achten Jahre den Gartenbau liebte und übte [2]).

Sein gelehrter Unterricht ſollte, wie gebräuchlich, von der lateiniſchen Sprache ausgehen. Was Vittorino von Feltre und beſonders Ambrogio Traverſari für den Vorgang des Griechiſchen geſprochen und gewirkt hatten, war verſchollen; bei dem allgemeinen Bildungsgang, den das Abend-

1) Geſtorben 1536.

2) Sein Oheim Karl Stephanus eignete ihm darum ſchon im J. 1536 ſein Büchlein: „De re hortensi" zu.

land von Italien aus genommen hatte, war das Uebergewicht des Lateiniſchen nothwendig. In dem Knaben Heinrich trat darin zuerſt die kühne Selbſtändigkeit hervor, die ihn nie wieder verließ, daß er ſich gegen das alte Herkommen auflehnte und zuerſt im Griechiſchen unterwieſen zu werden foderte. Er hatte ſeinem erſten Jugendlehrer zugehört, als er reiferen Jünglingen die Medea des Euripides erklärte; ſie mußten das Trauerſpiel ſcenenweis auswendig lernen und frei vortragen. Von dem Wohlklange der Sprache und des Versbaues mächtig ergriffen, eilte er, ſeinem Vater den beſtimmten Wunſch auszuſprechen, vor Allem das Griechiſche zu erlernen. Zwar verſuchte Robert den Einwand, ihm fehle die grammatiſche Kenntniß des Lateiniſchen noch gänzlich, und ſie müſſe ſchon darum vorangehen, weil alle Hülfs- und Lehrbücher in dieſer Sprache abgefaßt ſeyen. Aber der Eifer des Sohnes überwältigte alle Bedenklichkeiten des Vaters, der im Grunde dieſelbe Anſicht hegte: aus den lateiniſchen Unterhaltungen, die er ja von Kindheit auf im väterlichen Hauſe gehört, habe er ſo viel gewonnen, daß es zu dieſem Zwecke vollauf genüge; wo es noch fehle, werde die Mutterſprache nachhelfen. Die griechiſchen Declinationen und Conjugationen waren nun raſch gelernt, und in kürzeſter Zeit las er eben jene Medea, überſetzte nicht, wie es ſonſt gewöhnlich war, ins Lateiniſche, ſondern mit friſcherem Eifer ins Franzöſiſche, und trug dann eben jene Prachtreden der Heldin, des Jaſon, der Kreuſa vor, um die er jüngſt noch ſeine ältern Freunde ſehnſuchtsvoll beneidet hatte. Wenig Jahre ſpäter begann Jakob Amyot durch die erſten treuen und doch ſchönen Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen ſeine noch bildſame Mutterſprache zu bereichern.

Das mangelnde Latein holte Heinrich nun mit Leichtigkeit nach; ſeine Vorliebe für das griechiſche Alterthum aber war für alle Zeit begründet, ihm ſelbſt der Beruf ſeines Lebens frühzeitig klar geworden, und noch als gereifter Mann freute er ſich des dunkeln Triebes, der den Knaben damals auf dieſe Bahn führte.

Was ſo mit raſchem Eifer begonnen war, wurde mit Einſicht und Glück fortgeſetzt; Robert zwar war durch vielverwickelte Beſchäftigungen bei ſeiner Druckerei gehindert, ihn ſelbſt zu unterrichten, aber er wußte Lehrer auszufinden, wie Heinrich's Geiſteskräfte ſie foderten; zuerſt Peter Danes, dann Jakob Tuſan, endlich deſſen Nachfolger Adrian Turnebus (Turnebeuf), der, wie Johann Oporinus in Baſel und Franz Raphelengius in Leyden, mit der Leitung einer anſehnlichen Buchdruckerei das Amt eines königlichen Profeſſors der griechiſchen Sprache zu verbinden tüchtig war. Durch dieſen eingeführt in die kritiſche Bearbeitung der alten Schriftſteller, vermochte er es, als achtzehnjähriger Jüngling (1546), ſeinem Vater bei Herausgabe der römiſchen Alterthümer des Dionyſius von Halikarnaß Beiſtand zu leiſten, und hier ſcheinen ſeine Lehrjahre ihr Ende erreicht zu haben.

Reiſen in Italien.

Ein entſchiedener Hang zum Wandern und Reiſen, der erſt mit den Jahren in ein unſtetes Umherſchweifen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land entartete, gab ſich frühzeitig bei Heinrich Stephanus wie bei den meiſten Gelehrten jener Zeit zu erkennen, und Robert, ſeiner eigenen Jugend eingedenk, willfahrte ihm gern. Unmittelbar an Turnebus' Schule ſchloß ſich,

seine Bildung vollendend, eine mehrjährige Reise nach Italien an, 1547 — 1549. Zwar erscheint als ihr Hauptzweck Besuch und Benutzung der berühmtesten Bibliotheken, besonders zur Vergleichung wichtiger Handschriften und zum Abschreiben ungedruckter Werke des Alterthums; und wie gut er seine Zeit in dieser Hinsicht benutzt, welche Schätze mannichfaltiger Gelehrsamkeit er heimgebracht hat, bezeugt seine ganze folgende schriftstellerische Thätigkeit; aber nicht minder ließ er es sich angelegen seyn, freundliche Verbindungen mit den angesehensten, geistreichsten und einsichtsvollsten Männern einzuleiten, an denen Italien damals noch reich war. So finden wir ihn bald mit Cardinälen und Gesandten, bald mit Gelehrten aller Art verkehrend; es erfreut, zu sehen, wie seine Sitten ihm ebenso viel allgemeine Zuneigung gewinnen, als er sich durch sein Wissen bei Männern wie Karl Sigonius, Peter Victorius, Dionysius Lambinus, Franz Robortell, Wilhelm Sirlet Achtung und Anerkennung erwirbt. Noch in den Zueignungsbriefen vor manchen seiner spätern Werke spricht es sich aus, wie er nicht blos vorübergehende Reisebekanntschaften machte, sondern Verbindungen für alle Zukunft begründete. Nur die alte Kunstwelt scheint ihm auch in Italien gänzlich verschlossen geblieben zu seyn; aber bei seiner stets gespannten Aufmerksamkeit auf schriftliche Denkmale, die der bessernden, ja vor dem Untergange bewahrenden Hände mehr als jetzt bedurften, wird Niemand ihm das zum Vorwurf machen.

Ohne nähere Kunde zu haben von der Folge, in der er die italienischen Städte durchwanderte, oder von der Zeit, die er jeder derselben widmete, geht doch so viel aus zerstreuten Andeutungen hervor, daß er Genua, Lucca, Mailand, Vicenza, Venedig, Padua, Bologna, Florenz, Siena, Rom und Neapel besucht hat. Erwägt man, was zwischen diesen Städten liegt, so wird es wenigstens sehr wahrscheinlich, daß kein bedeutender Punkt ihm unbekannt geblieben ist. Sein längster Aufenthalt aber scheint in Venedig gewesen zu seyn, wo ihn die Handschriften des Cardinals Bessarion, die Gunst des französischen Botschafters, Odet von Selves, und Sigonius' Freundschaft fesselten.

Aber eben dieses Wohlwollen Odet's von Selves wäre ihm bei seiner zweiten italienischen Reise, die in die Jahre 1551 bis 1556 fiel, beinahe verderblich geworden. Der Gesandte hatte Heinrich's anstellige Gewandtheit bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt; darauf gründete er den Plan, ihn zu einer geheimen Botschaft zu benutzen. Karl V. und Heinrich II. bekriegten sich in Italien, Ersterer hielt das französische Heer in Siena belagert; das Verhältniß zu Neapel war ein schwankendes, Odet von Selves aber versprach sich von dem Besitze gewisser Papiere, die in Neapel lagen, vollkommene Aufklärung über Alles. Stephanus hatte patriotischen Eifer oder Eitelkeit genug, den bedenklichen Auftrag zu übernehmen. Mit Empfehlungsschreiben des Cardinals Santa Croce, nachmaligen Papstes Marcellus II., ausgerüstet, begab er sich im J. 1555 unter falschem Namen von Rom nach Neapel; allein er wurde als Franzose erkannt, und um die Verlegenheit zu vergrößern, wollte sich einer seiner Angeber entsinnen, ihn früher in Venedig in den Umgebungen Odet's von Selves gesehen zu haben. Stephanus aber leugnete mit so unbefangener Beharrlichkeit, er sprach besonders die italienische Sprache mit solcher Meisterschaft, daß die Neapolita-

ner ſich über ſeine Perſon täuſchen ließen und er der drohenden Gefahr glücklich entkam.

Italien hat er ſeit dieſem ſchlimmen Abenteuer nicht wieder betreten; aber von der Sucht, mit vornehmen Herren in einer Art von Vertraulichkeit zu leben, war er dadurch keineswegs geheilt.

Reiſe nach England.

Kaum von ſeiner erſten italieniſchen Reiſe heimgekehrt, machte er ſchon im Jahre darauf, 1550, einen neuen Ausflug in entgegengeſetzter Richtung; er ging nach England. Von gelehrter Betriebſamkeit verlautet dießmal nichts, auch war ſein Aufenthalt jenſeit des Kanals nur von kurzer Dauer, doch lang genug, um ſich auch hier ſofort die Landesſprache anzueignen. Eine Erinnerung aber begleitete ihn noch in ſpätere Jahre. Im Tower war damals ein Löwe von ungewöhnlicher Größe und Wildheit, und auch er ging, dieß Wahrzeichen von London zu ſehen. Zufällig war ein junger Menſch mit einem Saitenſpiel anweſend; er wurde gebeten, es zu rühren, weil man ſich von der Wahrheit mancher Sagen zu überzeugen wünſchte, die dem Löwen eigenthümliche Empfänglichkeit für die Tonkunſt zuſchrieben. Er wurde eben gefüttert und ſtürzte mit voller Gier über ſein Fleiſch; ſowie aber die erſten Töne der Cither erklangen, ließ er vom Freſſen ab, horchte aufmerkſam hin, ſprang auf und fing an, ſich gemeſſenen Schrittes wie tanzend im Kreiſe zu bewegen; die Töne hörten auf und er kehrte zu ſeinem Fleiſche zurück; ſie erſchollen von neuem und er begann wiederum ſeine Tanzbewegungen. Um völlige Gewißheit zu erlangen, daß kein Zufall obgewaltet habe, kehrte man nach einigen Tagen in den Tower zurück; man erneute den Verſuch, und dieſelben Erſcheinungen zeigten ſich auch dießmal.

Nachdem Heinrich ſich noch bei dem dreizehnjährigen Könige Eduard VI. huldvoller Aufnahme erfreut hatte, kehrte er 1551 durch Flandern und Brabant in ſeine Heimath zurück. Einen kurzen Aufenthalt auf der Hochſchule zu Löwen benutzte er theils zu Bekanntſchaften mit dortigen Lehrern, theils zur Erlernung der ſpaniſchen Sprache, wozu in den Niederlanden damals unerwünſchte Gelegenheit war.

Aufenthalt in Genf.

Alle, die vertraut mit den Werken des Alterthums, in ihnen die ſicherſte Schutzwehr gegen Vernachläſſigung des freien Vernunftgebrauches und gegen Ungeſchmack erkannt hatten, waren abgefallen von Papſtthum und Mönchere und hatten ſich dem Licht der neuen reinern Lehre freudig zugewendet; ſo Turnebus, ſo Stephan Dolet, ſo — einer der eifrigſten — auch Robert Stephanus mit ſeinen Söhnen. Im Handeln wie im Denken aller Halbheit abgeneigt, verbreitete er durch ſeine Preſſen nicht blos die Schriften von Calvin, Theodor Beza und Bucer und andern Häuptern der gereinigten Kirche; bereits früher hatte er ſich's unter dem Schutz des nicht engherzigen Franz I. angelegen ſeyn laſſen, durch wiederholte, immer richtigere und ſchönere Abdrücke der heiligen Schriften im hebräiſchen und griechiſchen

Ueiert, wie in der lateiniſchen Ueberſetzung den Zugang zu dieſen lauterſten Quellen der Erkenntniß und des Heils zu erleichtern.

Die Sorbonne hatte ſchon längſt mit verhaltenem Grimme dieſem erfolgreichen Wirken zugeſehen; als aber Robert im Jahre 1547 ſeinen edeln Beſchützer durch frühen Tod verlor, als Heinrich II. den Thron beſtieg und mit ihm das Regiment der Ränke und Umtriebe begann, ſäumte dieß finſtere Glaubensgericht nicht länger, mit förmlicher Anklage auf Ketzerei gegen ihn hervorzutreten. Mochte er auch für den Augenblick keine unmittelbare Gefahr für ſich wahrnehmen, ſo ſah doch wohl ſein heller Blick voraus, was bevorſtand; mindeſtens konnte er ſich es nicht verſchweigen, wie gleich jetzt Alles verſucht werden würde, ſeine Thätigkeit durch allerlei Hudelei zu lähmen und ihr dadurch allmälig den Untergang zu bereiten, den durch einen Gewaltſtreich herbeizuführen noch nicht an der Zeit war. Dagegen war nur Ein untrügliches Hülfsmittel; es zu ergreifen, foderte raſchen Entſchluß, aber daran fehlte es Robert Stephanus nicht.

Auf der Grenze zwiſchen Frankreich und der Schweiz gelegen, beider Länder Vortheile in ſich vereinigend, war Genf zu jener Zeit der bewegte Schauplatz von Calvin's kirchlichen Umgeſtaltungen und Verbeſſerungen; waren auch hier Dinge, wie Servet's Hinrichtung, vorgefallen, die mehr nach Papſtthum oder Sorbonne ſchmeckten als nach dem Evangelium der Liebe, ſo ſtanden ſie doch ſehr einzeln da und wurden von Vielen laut gemißbilligt; überhaupt war ein freudiges Emporſtreben zum Beſſern, durch eine aufblühende Hochſchule begünſtigt, nicht zu verkennen, und es leuchtete ein, daß die Glaubensfreiheit in Genf ſich ebenſo raſch entwickele, wie ſie in Frankreich ſich zum Erlöſchen neigte.

Solcher Umgebungen bedurfte Robert; alle äußerliche Vortheile, die ihn in Paris halten konnten, ja was oft am feſteſten bindet, von den Vätern überkommene Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, mußten dagegen verſchwinden. So verpflanzte denn Robert im J. 1550 oder 1551 ſein ganzes Hausweſen nach Genf, wo ein ſolcher Bürger mit offenen Armen empfangen wurde. Sein typographiſcher Betrieb änderte ſich nicht, nur einiges Uebergewicht an theologiſchen Werken läßt ſich bemerken; es erklärt ſich leicht aus den verwaltenden Intereſſen ſeiner neuen Vaterſtadt.

Ob Heinrich ihn gleich damals nach Genf begleitete, ob er in Paris zurückblieb, um einen nicht gleich abzulöſenden Theil der vielverzweigten Geſchäfte des Vaters fortzuführen, ob er durch Zwiſchenreiſen eine Art von Verbindung erhielt, iſt nicht klar, das letztere nicht unwahrſcheinlich. Feſt ſteht, daß er, nachdem er 1554 die Anakreontiſchen Gedichte zum erſten Male in Paris an's Licht geſtellt und ſich dadurch ſehr berühmt gemacht hatte, 1556 auf längere Zeit nach Genf ging, um ſeinem Vater bei Herausgabe der Sprichwörterſammlung des Erasmus von Rotterdam zu helfen.

Aber Robert ſollte ſich der neuen Heimath nicht lange freuen; am 7. Sept. 1559 ſtarb er als Sechsundfunfzigjähriger, ein frühes Opfer raſtloſer körperlicher und geiſtiger Anſtrengungen. In ſeinem letzten Willen hatte er verfügt, daß Heinrich, als Haupt der Familie, die Fürſorge für ſeine Geſchwiſter übernehmen und dem ganzen Hausweſen vorſtehen ſolle; Bedingung dabei war, daß dieſes nie wieder zurück nach Paris, noch anderswohin verlegt werden dürfe. Der zweite Sohn, Robert, war deswegen

erbte, weil er ſich gegen des Vaters Willen in Paris als Drucker niedergelaſſen hatte und zur katholiſchen Kirche umgekehrt war.

So war alſo Heinrich für ſein ganzes übriges Leben an Genf gebannt; aber der reizende Wohnort konnte ihm nicht lange mehr gefallen, ſobald er den Zwang an die Stelle freier Wahl getreten ſah. Die Buchdruckerei wurde zwar anfangs mit unverminderter Thätigkeit fortgeſetzt und arbeitete auch dann fort, wenn er abweſend war. Er ſelbſt aber, je nachdem ihn eine ſchriftſtelleriſche Arbeit losließ, folgte dem Zuge ſeiner mit jedem Jahre unſteter werdenden Sinnesart, und er ſchwärmte dann bald in Frankreich, bald in Deutſchland jahrelang umher, bis die Laune ihn auf kurze Zeit wieder nach Genf oder auf ſein nahes Landgut Geiöre zurückführte. Merklich im Zunehmen erſcheint dieſe peinliche Unſtetigkeit nach Vollendung ſeines Hauptwerkes, des griechiſchen Sprachſchatzes, 1572; es iſt, als wäre damit der Beruf ſeines Lebens erfüllt und keine fernere, ſeiner würdige Beſtimmung mehr zu finden.

Einmal machte er den Verſuch, das Teſtament ſeines Vaters aufzulöſen und ſeine Rückkehr nach Paris zu bewerkſtelligen. Er reiſte um das Jahr 1589 dahin, ſuchte und fand die Gunſt König Heinrich's III. und vertraute ihm ſeine Wünſche; der Fürſt verſprach, ſich beim genfer Rath für ihn zu verwenden; wenn Scaliger nicht läſtert, hatte er ſogar Rückkehr zum Katholicismus angelobt, wenn es gelinge; aber die Genfer waren durch nichts zu bewegen, die Vortheile aufzugeben, die Robert's letzter Wille auch ihnen brachte.

Daß Heinrich's Vermögensumſtände bei einer ſolchen Lebensweiſe nicht gedeihen konnten, iſt natürlich; ein ſehr geringer Nachlaß beſtätigte es nach ſeinem Tode; er beſchränkte ſich faſt ganz auf eine reiche Bücherſammlung, die ein treues Bild ſeines Geiſtes war.

Eheliches und häusliches Leben.

Dem Gedanken an eheliche Verbindung ſcheint Heinrich nicht eher Raum gegeben zu haben, als bis der Tod ſeines Vaters ihm die Nothwendigkeit auflegte, einem großen Haushalte vorzuſtehen. Um das Jahr 1560 erſt finden wir ihn vermählt. Wer ſeine Gattin geweſen iſt, iſt nirgends aufgezeichnet; eine Vermuthung macht ſie zur Tochter oder nahen Anverwandtin des Schotten Heinrich Scrimger, eines der ausgezeichnetſten Civiliſten ſeiner Zeit, mit dem Heinrich Stephanus ſich ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalte in Venedig befreundete, und der um dieſe Zeit in Genf lebte, wo er 1571 ſtarb. Nur das Todesjahr ſeiner Gattin, 1568, iſt außer Zweifel [1]), und auch das wiſſen wir, daß ſie Mutter zweier Töchter, Ale-

1) Ich bin hier der gewöhnlichen Ueberlieferung gefolgt, wie ſie ſich bei den Lebensbeſchreibern vorfindet, ſiehe Maittaire De vit. Steph. S. 269. Allein die Sache ſcheint ſich ganz anders zu verhalten. Denn in einem Originalbriefe von Heinrich Stephanus an Johann Grate von Kraftheim vom 1. Auguſt 1581, den nebſt mehreren andern die Rehdiger'ſche Bibliothek in Breslau aufbewahrt, gedenkt er des Todes ſeiner Gattin als neuerlichſt erfolgt, übrigens in Ausdrücken, die mit denen in dem Zueignungsſchreiben an ſeinen Sohn vor der Ausgabe des Gellius völlig übereinſtimmen, ſodaß ſie alſo um zwölf Jahre länger gelebt haben muß, als

rentia und Dionysia, und eines jüngern Sohnes, Paulus, geworden war, die sie alle überlebten.

War diese Ehe auch kurz, so muß sie doch sehr glücklich gewesen seyn, wenn wahres Glück auf der lebhaften Anerkennung gegenseitigen Werthes beruht. Beinahe zwanzig Jahre nach ihrem Tode preiset Heinrich sie in der Zuschrift an seinen Sohn, die er der Ausgabe des Gellius (1585) vorangestellt hat, als edel von Geschlecht und Gesinnung, von der Natur mit hoher Schönheit, von ihren Aeltern mit musterhafter Erziehung ausgestattet, gebildet im vertrauten Umgange mit Edeldamen, ja mit Fürstinnen, daneben im Besitz aller jener stillern Tugenden der Hausfrau: anspruchslos bei würdigem Ernst und gütig gegen Jedermann, freigebig und sparsam, wie die Sache es jedesmal mit sich brachte, auch bei Scherz und Fröhlichkeit gehalten, stete Heiterkeit in den Mienen, milde Ueberredungsgabe auf den Lippen, war sie, um das schöne Bild zu vollenden, die trefflichste Mutter, die von ihren Kindern durch ein Wort zu erreichen pflegte, was andere Mütter kaum durch Schläge erzwingen.

Wir geben uns gern dem Glauben hin, daß Heinrich dauernde Ruhe und Zufriedenheit im engern häuslichen Kreise gefunden haben würde, wenn ihm der Besitz dieser Frau auf längere Zeit gegönnt gewesen wäre. Wenigstens waren die Jahre dieses Ehestandes die ruhigsten, arbeitsamsten seines Lebens, und erst mit der Gattin Tode scheint der unstete Dämon eine Gewalt über ihn bekommen zu haben, die, durch mancherlei Umstände gesteigert, ihn endlich zu Grunde richtete.

Späterhin verheirathete er sich zwar zum zweiten Male; aber es war ihm wohl nur um eine tüchtige Haushälterin zu thun, die bei seinen häufigen Abwesenheiten die Wirthschaft mit Nachdruck und Verstand zu leiten geeignet sey; dieß wird ihr auch nachgerühmt, sonst aber haben wir nichts von ihr zu berichten.

Seine Kinder sah Heinrich alle heranwachsen, sie überlebten ihn lange. Paulus, geboren 1566, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater selbst, dann wurde er auf Reisen geschickt nach Holland und England, und setzte von 1599 an die ererbte Buchdruckerei fort; das Jahr 1625 hat er noch erreicht. Dionysia war stets kränklich und starb unvermählt. Ein schönes Loos wurde Florentien als Gattin des edeln und tiefgelehrten Isaak Casaubonus [2]) zu Theil. Dieser lebte von 1581 bis 1595 in Genf, theils als Corrector in den Druckereien Heinrich's, als dessen Schüler er sich dankbar bekennt, theils als öffentlicher Lehrer an der Hochschule. Hier lernte er Florentien kennen und verband sich gegen das Jahr 1590 mit ihr. Sie theilte hinfort treu und muthig alle Wechsel eines oft sorgenreichen Lebens mit dem geliebten Gatten und ist ihm in mancher schweren Stunde Trost und Stütze bis an den Tod gewesen. Der Mutter Geist scheint auf ihr geruht zu haben. Es schmerzt, hinzufügen zu müssen, daß Heinrich nie Vertrauen und Zuneigung zu des trefflichen Schwiegersohns milder Cha-

---

gewöhnlich angenommen wird. Vgl. Henr. Stephani ad Joan. Cratonem a Crafftheim epistolae. Ex autogr. nunc primum edidit Franc. Passow. p. 16. [Opuscc. acad. p. 429.]

2) Geboren in Genf 1559, gestorben in Paris 1614, d. 1. Juli.

rakterfeſtigkeit hat faſſen können, ja daß in manchen Stunden des finſterſten Unmuths Caſaubonus und Florentia ihm nicht vor Augen erſcheinen gedurft. Der Kinder Liebe zu ihm aber hat ſich nie gemindert.

Hofleben.

Wenn Gelehrte ſich hindrängen an die Höfe der Fürſten, laufen ſie ſtets Gefahr, lächerlich, ja verächtlich zu werden. Sie müſſen hergebrachten Formen huldigen, die ſie nie anerkennen können, wenn ſie nicht der ihnen gebührenden Richtung auf das Weſen und die Wahrheit entſagen wollen. Einen Beweis dafür giebt auch Heinrich Stephanus.

Sein heftiges Verlangen, aus Genf nach Paris zurückkehren zu können, trieb ihn gegen 1580 an den Hof Heinrich's III. Wie elend, wie kraft- und charakterlos, wie durchaus nichtswürdig dieſer König auch war, Stephanus bewarb ſich um ſeine Gunſt und erlangte ſie; er bewirkte es ſogar, daß ihm von Zeit zu Zeit Geldunterſtützungen zur Förderung ſeiner typographiſchen Unternehmungen gereicht wurden, doch traten bald leere Verheißungen an die Stelle. Noch ehe er ſelbſt das Unwürdige ſeiner Stellung empfand, ſpotteten ſchon ſeine Zeitgenoſſen über den bejahrten Gelehrten, der den Höfling zu ſpielen verſuche und in Sammet und Seide ſich unter den ſittenloſeſten Fürſtendienern umhertriebe. Unterhielt ſich doch der König gern mit ihm, ja ſelbſt Geheimniſſe vertraute er ihm an.

Doch dieſe Huld wäre unſerm Stephanus beinahe theuer zu ſtehen gekommen. Der König hatte ihm auch einmal ein Geheimniß mitgetheilt, aber am andern Tage war es Hofgeſpräch; Stephanus wurde gerufen und als Verräther des an ihm Vertrauten höchſt ungnädig angelaſſen. Seiner Unſchuld ſich bewußt, betheuert, ſchwört, fleht er; Alles vergeblich; ihm allein hatte der König ſein Geheimniß eröffnet, er allein konnte auch nur ausgeſchwatzt haben; mit ſchweren Drohungen wird er entlaſſen. Die Nacht kommt natürlich kein Schlaf auf ſeine Augen; er ſinnt hin und her: da fällt ihm ein Höfling ein, dem der König es auch geſagt, der es ausgeplaudert haben könnte. Mit dem erſten Morgen will er hin und den Fürſten fußfällig anflehen, er möge ſich doch einmal beſinnen, ob nicht dieſer der Thäter geweſen ſeyn könne. Aber wenn er ſich nun nicht beſinnen will? wenn der Gemeinte wirklich nicht der Schuldige iſt? wenn zu dem Vorwurfe des Schwätzers noch der ſchlimmere des falſchen Anklägers hinzukommt, und er, nicht genug, den König aufgebracht zu haben, ſich auch noch die unfehlbare Rache des erbitterten Höflings zuzieht? So mußte auch dieſer Plan aufgegeben werden. Aber Gott ſelbſt half dem unſchuldig Verdächtigten. Schon am folgenden Tage fiel dem Könige ohne Anderer Zuthun ein Zweiter ein, den er gleichfalls zum Vertrauten gemacht; er wird geholt, überführt, geſtraft, und Stephanus iſt wieder zu Gnaden angenommen. Er hat die Geſchichte ſeiner Noth und ſeiner Rettung in zierlichen lateiniſchen Verſen verewigt.

Indeß mochten doch ähnliche Erlebniſſe und die nach und nach gewonnene Ueberzeugung, daß für ſeinen heißeſten Wunſch nichts zu erreichen ſey, dem oft Getäuſchten das längere Verweilen am Hofe völlig verleiden. Er verließ Paris im J. 1587, um nie zurückzukehren.

Reiſen in Deutſchland.

Seitdem Heinrich Stephanus ſeinen Wohnſitz nach Genf verlegt hatte, war Deutſchland ihm in wiſſenſchaftlicher und kaufmänniſcher Beziehung ebenſo nahe wie Frankreich. Ein gelehrter Briefwechſel verband ihn ſchon lange mit vielen deutſchen Alterthumsforſchern, manche edle deutſche Freigebigkeit hatte er erfahren, ſeine Schriften wurden dort wahrſcheinlich höher geſchätzt als in ſeinem durch Glaubensſtreitigkeiten und politiſche Spaltungen furchtbar zerriſſenen Vaterlande, und der Abſatz derſelben war gegen Oſten lebhafter als gegen Weſten; dazu kamen nun noch die ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts auch für den Buchhandel wichtigen Meſſen in Frankfurt am Main, die ſeine kaufmänniſche Anweſenheit nothwendig machten, und denen er ein eigenes Büchlein gewidmet hat [1]).

In welchem Jahre dieſe Ausflüge nach Deutſchland beginnen, ob er vielleicht ſchon in ſeiner Jugend bei der Rückkehr aus Italien Augsburg ſah, müſſen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen. Regelmäßig und immer häufiger wurden ſeine Beſuche in Frankfurt ſchwerlich vor der Herausgabe des griechiſchen Sprachſchatzes, 1572. Von dort machte er die Rheinfahrt nach dem ehrwürdigen Köln; in Bacharach beſonders gefiel es ihm ſo wohl, daß er das anmuthige Städtlein in einem lateiniſchen Gedichte verherrlichte. Baſel, Straßburg, Heidelberg begrüßte er ſchon auf den jedesmaligen Hin- und Herreiſen. Späterhin, nach 1574, lernte er auch das Innere des Landes kennen; er ging nach Regensburg, nach Wien, ja er bereiſte einen Theil von Ungarn. Hier äußerte er gegen einen Eingeborenen Mitleid über Ungarns traurigen politiſchen Zuſtand; aber dieſer antwortete: „Wenn du erſt dein Vaterland, das bejammernswürdiger iſt als meins, genugſam betrauert haſt, dann komme wieder und betraure auch das meinige.“ Zum letzten Male verließ er Deutſchland 1595, drei Jahre vor ſeinem Tode.

Damals ſoll er drei Jahre, von 1593 an, ununterbrochen in Frankfurt und Regensburg verlebt, in erſterer Stadt ſogar gedruckt haben; doch iſt letzteres unerwieſen. Im J. 1594 hielt Kaiſer Rudolph II., dem er, wie früher Ferdinand I. und Maximilian II., ſchon bei ſeiner Anweſenheit in Wien perſönlich bekannt geworden war, in Regensburg einen Reichstag, auf dem er die Stände zu eifrigſter Fortſetzung des Türkenkrieges aufmuntern wollte. Bei dieſem Anlaß überreichte Stephanus dem Reichstage zwei Reden, in deren einer er des Hubert Folieta Buch von der Größe des türkiſchen Reiches widerlegte, in der andern gleichfalls die Stände anfeuerte, den Kampf gegen den Erbfeind der Chriſtenheit mit allen Kräften weiterzuführen. Wie wenig Ohr dafür die Reichsfürſten hatten, iſt leider bekannt genug; der Kaiſer büßte ſeinen guten Willen mit dem Verluſte ſeines Verſtandes [2]).

Daß Stephanus an den Deutſchen und ihrer Lebensweiſe Gefallen fand, können wir wohl ohne übertriebene Vaterlandsliebe aus ſeinem wiederholten Aufenthalt in Deutſchland ſchließen. Nur Eins hatte er auszuſetzen,

---

1) Francofordiense emporium ejusque laus. 1574.

2) Auch in ſeiner Schrift: „De Latinitate Lipsiana“, hat Stephanus ſich weit mehr mit dem Türkenkriege als mit Lipſius' Latein beſchäftigt.

der Deutſchen unmäßige Zechluſt, in der er ſich ihnen keineswegs gewachſen fühlte. Er verſchaffte ſich dagegen eine ächt philologiſche Genugthuung, indem er (1574) nicht nur eine „Lykikodipsia" (Humpendurſt) und eine „Methyſomiſia" (Haß der Trunkenheit) dichtete, ſondern auch alles auf dieſes Laſter Bezughabende aus der griechiſchen Anthologie, aus Lucian, Libanius, Baſilius, aus Seneca und Plinius ſammelte und das Griechiſche mit lateiniſcher Ueberſetzung herausgab.

Mit der deutſchen Sprache ſcheint er ſich jedoch nicht vertraut gemacht zu haben; ſehr begreiflich, weil damals die lateiniſche in Deutſchland nicht bloß Gelehrten- ſondern auch Hof- und höhere Umgangsſprache war.

Reitkunſt und Dichtkunſt.

Die Luſt am Reiten ſcheint den Stephanen angeboren geweſen zu ſeyn. Von Robert iſt es bekannt, daß er die jetzt allgemein angenommene Abtheilung der Bibelkapitel in ſogenannte Verſe größtentheils beim Reiten vorgenommen hat, wenn auch die bibliſchen Kritiker meinen, ſein Pferd müſſe oft geſtolpert haben und dadurch in dem zum Abdruck beſtimmten Exemplare der Eintheilungsſtrich an die unrechte Stelle gekommen ſeyn.

Für Heinrich war das Reitpferd der wahre Pegaſus, auf dem nach ſeiner eigenen Verſicherung faſt Alles entſtanden iſt, was er Gutes in griechiſcher und lateiniſcher Sprache gedichtet hat. Es erſcheint dieß vollkommen glaubhaft, wenn man erwägt, daß er alle ſeine Reiſen allein und zu Roß zu machen pflegte, daß gelehrte Studien, die Bücher erfodern, auf ſolche Weiſe nicht gedeihen konnten, und daß es ihm alſo höchſt erwünſcht ſeyn mußte, wenn eine glückliche Gabe, die bald zur Fertigkeit wurde, ihn geiſtreich und anmuthig über jede Langeweile hinweghob, ihn Hunger und Durſt, Sturm und Regen vergeſſen ließ. So wurden denn im altrömiſchen Sinne ausſchließlich die Mußeſtunden dem Umgange mit den Muſen beſtimmt.

Mit welcher Leichtigkeit er dichtete, bezeugt nicht allein die große Menge ſeiner poetiſchen Arbeiten, ſondern auch das Gepräge geiſtiger Gewandtheit, das ihnen vorzugsweis eigen iſt und bei Stephanus nicht die Frucht jahrelanger Anſtrengung und ſorgſamer Feile ſeyn konnte; vielmehr vermißt man zuweilen die letztere. Auch war es ihm völlig gleich, ob er in griechiſcher oder lateiniſcher Sprache dichtete.

Aus dieſer Entſtehungsweiſe erklärt es ſich denn auch gar wohl, warum er den Ton höherer Lyrik ebenſo wenig anſtimmte als den des langathmigen Epos; ein Heldengedicht, das die Glaubenskriege in Frankreich zum Gegenſtande haben ſollte, ſcheint nie über den erſten Anfang hinausgekommen zu ſeyn. Groß iſt die Zahl ſeiner Epigramme, in denen er ſehr glücklich war; ſie verdanken ihren Urſprung theils Begebenheiten der Gegenwart, erfreulichen wie unerfreulichen, öffentlichen wie perſönlichen, theils griechiſchen Vorbildern, die er mit ſolcher Meiſterſchaft wiedergab, daß ihm hierin wohl keiner überlegen iſt als Hugo Grotius. Ebenſo gelang ihm der leichtere didaktiſche Styl, wie er ſich in den moraliſchen Parodien claſſiſcher Dichterſtellen kundgiebt; ein Lob der Reitkunſt iſt ungedruckt geblieben, was höchlich zu bedauern. Sowie er nun aber niemals von ſeinem Gegenſtande ungewöhnlich ergriffen iſt, ſcheint ihm überall das am beſten zu gerathen, worin er ſich einem gewiſſen kauſtiſch-ſatyriſchen Hange hingeben darf; da-

hin gehört die Methysomisia, die Kylikodipsia, vor allem die merkwürdige, für Zeitgeschichte höchst wichtige Musa monitrix principum. Eine zweckmäßige Auswahl aus seinen Poesien würde ein dankenswerthes Unternehmen seyn [1]).

Wenn nun aber auch sein vieles Reiten wesentlich mitgewirkt haben mag, daß er bei ziemlicher Gesundheit ein bedeutendes Alter erreicht hat, so brachte es ihm doch auch zuweilen augenblickliche Lebensgefahr. Einen solchen Vorfall erzählt er selbst. Sein Lieblingspferd war eine Zeit lang ein türkischer Hengst von edelster Race, nur sehr hartmäulig und zum Bäumen geneigt. Als er ausritt aus Frankfurt, wo er es gekauft hatte, wollte er gleich vor dem Thore erproben, ob sein Thier ein guter Renner sey. Aber kaum waren ihm die Zügel gelassen, als es mit seinem Herrn durchging, in unaufhaltsamer Eile dahinschoß und am Ende in ein queer vor dem Wege gezogenes Gehege, über das wegzusetzen mißlang, dergestalt hineinstürzte, daß man Roß und Reiter verloren gab. Aber beide waren ohne Schaden zu leiden davon gekommen; nur wurde Stephanus vor den Rath geladen und mußte den Schaden bezahlen, den sein Pferd angerichtet hatte. Er gewöhnte sich indeß so gut an seinen Renner, daß er die auf ihm gefertigten Verse auch sofort niederschreiben konnte, ohne ihn erst anzuhalten.

Muttersprache.

Die französische Sprache erfreute sich unter Franz I. einer schönen Blüthe, die sowohl der Poesie als der Prosa eine glückliche Ausbildung verhieß; daß diese im Keime erdrückt wurde, verschuldet die lange Reihe schlechter Könige, die dem Lande innern Frieden zu erhalten nicht vermochten. Kunst und Wissenschaft waren aber in Frankreich von Anbeginn in ein so nahes Verhältniß zum Hofe getreten, daß sie hinfort vom Charakter desselben bedingt wurden.

Stephanus war beinahe gleichzeitig mit den Dichtern Marot, Dolet, Jodelle, Ronsard und dem sogenannten Siebengestirn; für die edlere Gestaltung der Prosa waren besonders Rabelais, Montaigne und Amyot mit Erfolg thätig. Keine dieser Anregungen blieb ohne Einwirkung auf Stephanus' empfänglichen Geist. Als Dichter zwar ist er vergessen, doch ist die Anzahl der von ihm erschienenen poetischen Werke nicht unbedeutend; sie scheinen alle das ethisch-satyrische Gepräge getragen zu haben, das seinen meisten lateinischen Gedichten eigen ist. Viele sind bloße Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Beachtungswerth aber bleibt es, daß die Entstehung fast aller in die Zeit seines Hoflebens, also in sein höheres Alter fällt, und daß er davor nicht als der gelehrte genfer Buchdrucker Estienne, sondern als der Sieur de Grière aufzutreten pflegt.

In der Geschichte der französischen Prosa dagegen ist ihm sein Name neben dem der beiden großen Meister Montaigne und Amyot gewiß, nicht bloß wegen der alterthümlichen Anmuth und Einfalt der Sprache, der kraft-

---

1) Budik in seiner verdienstlichen Sammlung über neuere lateinische Dichter gedenkt unseres Stephanus nicht.

und lebensvollen Darstellung in den Werken, die seinen Ruhm als französischer Stylist begründen, sondern auch wegen ihres merkwürdigen Inhalts und Schicksals. Es sind zwei Schriften, deren wir hier zu gedenken haben, seine Vertheidigung des Herodot [1]) und seine Lebensbeschreibung der Königin Katharina von Medicis [2]).

Stephanus hatte im Jahre 1566 den Herodot herausgegeben und ihm eine lateinische Apologie seines Geschichtschreibers beigefügt, besonders um ihn gegen den Vorwurf lächerlicher Leichtgläubigkeit oder absichtlicher Täuschung seiner Leser in Schutz zu nehmen. Doch konnte er seinen Muthwillen nicht zähmen und verglich die verschrienen Wunder bei Herodot durchweg mit den Wundern der Päpste und Priester, die bei weitem unglaublicher seyen, und die dennoch ein guter katholischer Christ zu glauben nicht ermangele. Diese witzig und geistreich geschriebene Abhandlung machte großes Aufsehen, und Stephanus erfuhr, man wolle sie ins Französische übersetzen. Damit die Arbeit nicht durch ungeschickte Behandlung mißrathe, entschloß er kurz und gut sich selbst dazu. Nun wurde ihm aber unter den Händen ein neues Buch daraus; denn es erwuchs, ehe er sich dessen versah, zur Hauptsache, was ursprünglich Nebensache gewesen war, durchgängiger, beißender Spott über Mönchere und Pfaffenthum, dann im Allgemeinen über herrschende Unsittlichkeiten der Zeit. Gehören auch die zahlreich eingewebten Erzählungen nicht immer zu den züchtigsten und verletzen sie selbst mitunter minder bedenkliche Ohren, so muß man doch zugestehen, daß sie den Charakter der Wahrheit oft nur zu stark aufgeprägt tragen, und daß Stephanus, wenn er einmal die Sitten der Zeit und seine Erfahrungen, besonders die auf den italienischen Reisen gemachten, in gewissen Beziehungen darstellen wollte, dieß unmöglich auf eine lebendigere und treuere Weise thun konnte. Welchen Beifall das Buch auch bei den Zeitgenossen fand, lehrt mehr als alles Andere der Umstand, daß es noch bei Stephanus' Leben eilf Auflagen erfuhr, eine Auszeichnung, deren sich keines seiner übrigen Werke zu erfreuen gehabt hat. Nicht geringer mag freilich die Erbitterung derer gewesen seyn, die sich auf irgend eine Weise getroffen fühlten, besonders des Klerus; ja, es geht die Sage, Stephanus habe aus Paris mitten im Winter in die Gebirge von Auvergne entfliehen müssen, während man ihn in der Hauptstadt im Bildnisse verbrannte; um der Erzählung Wahrscheinlichkeit zu geben, fügt man noch die scherzende Aeußerung von ihm hinzu, er habe nie mehr gefroren, als da man in Paris es ihm am heißesten gemacht. Doch ist die ganze Thatsache wenig beglaubigt.

Wie viel sich überdieß ein Schriftsteller jener Zeit erlauben durfte, wenn er der Beistimmung einer mächtigen Partei oder gar der öffentlichen Meinung gewiß seyn konnte, davon giebt das zweite der erwähnten Bücher, die

---

1) Apologie pour Hérodote ou traité de la conformité des merveilles anciennes avec les modernes. In frühern Ausgaben auch: Introduction au traité de la conf. des merv. anc. avec les mod. ou traité préparatif à l'apologie pour Hérodote.

2) Discours merveilleux de la vie, actions et déportemens de la reine Catharine de Médicis, mère de François II., Charles IX., Henri III., rois de France.

Lebensbeſchreibung Katharinens von Medicis, ein redendes Zeugniß. Obgleich im Jahre 1575, bald nach der Thronbeſteigung ihres Sohnes, Heinrich's III., erſchienen, ſtellt die kleine Schrift mit rückſichtsloſer Kühnheit funfzehn Jahre vor ihrem Tode die Schandthaten und Verbrechen dieſer zweiten Brunhild ins grellſte Licht und iſt dadurch eine der Hauptquellen für die Regierungsgeſchichte Karl's IX. geworden. Zwar hat man gezweifelt, ob Stephanus wirklich der ungenannte Verfaſſer ſey, und es haben Einige auf Theodor Beza, Andere auf Johann von Serres vermuthen wollen. So viel iſt aber gewiß, daß die herrſchende Ueberzeugung ſich allgemein für Heinrich Stephanus erklärt hatte, daß er ſelbſt nie widerſprochen hat, und daß eine tiefe innere Verwandtſchaft mit der Apologie des Herodot ſchwer abzuleugnen ſeyn würde. Räthſelhaft würde es freilich bleiben, wie Heinrich III. einen ſolchen Biographen ſeiner höchlich verehrten Mutter wenig Jahre ſpäter unter ſeine Günſtlinge zu erheben im Stande war, wenn man bei dieſem Fürſten nicht auf jeden leichtſinnigen Charakterwiderſpruch gefaßt ſeyn müßte. Räthſelhafter iſt es, daß auch Katharinens Gift oder Dolche ihn nicht gefunden haben.

Auch die 1569 gleichfalls ohne Namen franzöſiſch und lateiniſch herausgegebene, durch die ſchändliche Ermordung des Prinzen Ludwig von Conde veranlaßte Flugſchrift wird gewöhnlich dem Stephanus zugeſchrieben und unſtreitig mit gleichem Recht.

Erſcheint uns Stephanus in dieſem berühmteſten ſeiner franzöſiſch abgefaßten Werke voll großartiger Theilnahme an ſeiner Zeit und an dem Geſchick ſeines Vaterlandes, ſtets dem Recht huldigend und mit den ſchärfſten Waffen des Spottes und Witzes den Unfug unter der Papſtmütze wie unter der Königskrone bekämpfend, ſo dürfen wir doch auch einiger kleineren, faſt verſchollenen Schriften nicht vergeſſen, die ausſchließlich der franzöſiſchen Sprache gewidmet und in ihrer Art von nicht geringerm, wenn auch beſcheidnerm Verdienſte ſind.

Stephanus hatte es mehrmals ausgeſprochen, wie er in der Ehre ſeiner Mutterſprache einen weſentlichen Theil der Ehre ſeines Volkes erblicke. Dadurch wurden vorzüglich zwei Schriften veranlaßt: die eine, wahrſcheinlich gleich nach dem Tode ſeiner erſten Frau 1568 geſchrieben, über die Aehnlichkeit der franzöſiſchen Sprache mit der griechiſchen [1]), aus der manches Einzelne nachher in den griechiſchen Sprachſchatz übergegangen iſt; die andere im Allgemeinen über die Vorzüge der franzöſiſchen Sprache, 1579 [2]). Die letztere Schrift ſoll durch mehrere Unterredungen mit Heinrich III. über denſelben Gegenſtand veranlaßt ſeyn; wenigſtens war der König über dieſe Arbeit ſo erfreut, daß er ihn dafür mit einer Anweiſung auf 4000 Livres beſchenkte. Als Stephanus aber zum Schatzmeiſter Peter Molan kam, um ſein Geld zu erheben, bot dieſer ihm für die Anweiſung 2400 Livres an. Stephanus beſtand auf ſeiner Foderung als auf einem Rechte und machte ſich zu nichts weiter anheiſchig, als zu einem freiwilligen Ehrengeſchenk von 200 Livres; der Schatzmeiſter aber erklärte ihm, man ſehe wohl, daß er noch nicht gelernt habe, was baares

1) Traité de la conformité du langage françois avec le grec.

2) Projet du livre intitulé: de la préexcellence du langage françois.

Geld ſey, er werde ohne Zweifel bald wiederkommen mit ſeiner Anweiſung und mit 2400 Livres gern zufrieden ſeyn wollen, dann werde er aber auch die nicht erhalten. Wie er geſagt hatte, geſchah es; da Stephanus bald inne wurde, daß dem Könige nichts daran gelegen war, ob ſein fürſtliches Wort in Ehren blieb, eilte er abermals zu Molan, um wenigſtens die angebotenen 2400 Livres zu retten; aber nun wurde er mit dem Beſcheid entlaſſen, mit dieſem Geldhandel habe es eine ganz andere Bewandtniß als mit dem Bücherhandel, und er könne jetzt für ſeine 4000 Livres keine 400 mehr bekommen.

Hatte aber Stephanus auch in der Gegenwart ſchlechten Lohn für ſeine redlichen Bemühungen um die Vervollkommnung und Verherrlichung der Mutterſprache, ſo bleibt ihm doch der unvergängliche Ruhm, ſie vortrefflich geſchrieben zu haben und unter allen franzöſiſchen Philologen des 15. und 16. Jahrhunderts der Einzige geweſen zu ſeyn, der ihrer mächtiger war als ſelbſt der lateiniſchen.

Ausgaben alter Schriftſteller.

Weit über Frankreichs Grenzen hinaus aber erſtreckte ſich Stephanus' Verdienſt durch Ausgaben alter, beſonders griechiſcher Schriftſteller. Ihr geringſter Werth liegt in ihrer äußerlichen Erſcheinung; denn es iſt nicht zu leugnen, daß Robert, unterſtützt durch ſeine königlichen Typen und durch die Nettigkeit des pariſer Papiers, in dieſer Hinſicht für ihre Ausſtattung Beſſeres leiſtete als Heinrich, zumal in ſeinen ſpätern genfer Drucken; doch verdienen einige, wie die große Sammlung der griechiſchen Epiker (1566), auch von dieſer Seite ausgezeichnetes Lob.

Man ſieht wohl, daß es Stephanus' erſtes und dringendſtes Beſtreben war, die vortrefflichſten Schriftſteller Griechenlands durch zweckmäßig angeordnete Ausgaben recht weit zu verbreiten, recht Vielen zugänglich zu machen. Darum iſt von Homer und Heſiod bis Demoſthenes, vom Beginn des griechiſchen Schriftweſens bis zu ſeinem Wendepunkt unter der macedoniſchen Herrſchaft, faſt kein Dichter und kein Proſaiker, der ihm nicht nach dem Maaßſtabe jener Zeit Bedeutendes verdankte: Homer, Heſiod, Theognis, die älteſten philoſophiſchen Dichter, Pindar, Aeſchylos, Sophokles, Euripides, Herodot, Thukydides, Xenophon, Kteſias, Platon, die attiſchen Redner; die einzige Ausnahme in dieſer Reihe macht, was in der That überraſcht, Ariſtophanes [1]). Auch aus dem alexandriniſchen Zeitalter, ſelbſt aus ſpätern Jahrhunderten wird kein namhafter Dichter, außer etwa der Nonnus, vermißt. Hippokrates, Ariſtoteles und Theophraſt ſind unter den Proſaikern die erſten wenig beachteten; dagegen beſitzen wir wieder vollſtändige Ausgaben vom Diodor, Dionyſius von Halikarnaß, Plutarch, Appian, Dio Caſſius, Herodian, Diogenes von Laerte, vom Maximus Tyrius, vom Empiriker Sextus und A., zu denen wir noch mit beſonderer Auszeichnung diejenigen hinzufügen müſſen, die er zuerſt aus Handſchriften ans Licht zog, die ſogenannten Anakreontiſchen Gedichte, den Wettkampf zwiſchen Homer

1) Daß er jedoch auch von dieſem eine Ausgabe beabſichtigt hat, lehrt ſein Epist. de suae typographiae statu etc. Alm. p. 150. Maitt. p. 305.

und Heſiod, nebſt einigen kleinern Stücken verwandten Inhalts, viele Epigramme der griechiſchen Anthologie, Einiges vom Ariſtoteles, mehrere Declamationen des Themiſtius, Himerius und Polemon. Von römiſchen Schriftſtellern aber beſchränkte ſich ſeine Thätigkeit auf einige Schriften des Cicero, auf Virgil und Horaz, auf Plinius' Briefe, Gellius und Macrobius; zu der dem Gelehrten noch jetzt unentbehrlichen Sammlung der Bruchſtücke aller ältern lateiniſchen Dichter hatte ſein Vater ſchon trefflich vorgearbeitet.

Mit dem Wunſche raſcheſter und weiteſter Verbreitung dieſer Schriftſteller hing aber nothwendig ein zweiter zuſammen, ſeinen Ausgaben durch möglichſt berichtigte Texte den höchſten Grad von Lesbarkeit und Brauchbarkeit zu geben. Allerdings ſind unter den Ausgaben von Stephanus viele, die wegen der urkundlichen Quellen, aus denen ſie gefloſſen und mit faſt diplomatiſcher Gewiſſenhaftigkeit hergeleitet ſind, für uns einen weit höhern kritiſchen Werth haben. Aber dieſe ſind eigentlich nur für den Kritiker vorhanden, der mit ihrer Hülfe den Texten größere Reinheit und Sicherheit geben will, ein Beſtreben, das damals ein ſehr ſeltenes war, weil die Herausgeber ihre Schriftſteller ſo zu ſagen erſt aus dem Groben zu arbeiten, ſie von einer Unzahl der augenfälligſten Verderbniſſe aller Art zu ſäubern und alſo vorzugsweis die Vermuthungskritik an einzelnen, durch den Einfluß der Zeit oder durch Abſchreiber entſtellten Worten zu üben hatten, bevor von einer folgerechten, feinern und ſchärfern kritiſchen Behandlungsweiſe die Rede ſeyn konnte, deren Werth ja ſelbſt jetzt noch keineswegs allgemein anerkannt iſt.

Auch Stephanus hatte ſich auf ſeinen Reiſen und durch vielfältige gelehrte Verbindungen in den Beſitz mancher wichtigen handſchriftlichen Hülfsmittel geſetzt. Aber er ſchätzt ſie nur, um entſchieden verdorbene Partien aus ihnen herzuſtellen, und wo ſie ihn, ein ſehr gewöhnlicher Fall, im Stiche ließen, mußte denn ohne Weiteres das eigene divinatoriſche Vermögen an ihre Stelle treten, das auch von ihm oft mit Glück und richtigem Urtheil geübt worden iſt. Es iſt dieß aber die Seite, von der man den häufigſten Tadel, die ſtärkſten Vorwürfe gegen ſeine Ausgaben, namentlich gegen die des Platon und Plutarch erhoben hat, indem man ihm nicht bloß Uebereilungen und Nachläſſigkeiten, ſondern auch abſichtliche und wohlbewußte Täuſchung ſeiner Leſer über den wahren Urſprung der aufgenommenen Lesarten Schuld gab.

Ihn gegen den erſtern Vorwurf in Schutz nehmen zu wollen, würde vergebliche Bemühung ſeyn.

Stephanus würde ſeiner ihm zur andern Natur gewordenen Vielthätigkeit haben entſagen müſſen, wenn er mit der bis ins Kleinſte gehenden Sorgfalt hätte arbeiten wollen, durch die ſein trefflicher Zeitgenoſſe Friedrich Sylburg ſeinen Namen faſt ſprichwörtlich gemacht hat. Bringen wir aber ſeinen raſchen, ſtets bewegten Geiſt mit in Anſchlag, laſſen wir auch die Schwierigkeiten nicht unerwogen, die ſich damals noch allem wiſſenſchaftlichen Verkehr entgegenſtellten, ſo wird wohl nur anerkennende Bewunderung des unter ſolchen Bedingungen Geleiſteten übrig bleiben. Abſichtliche Unredlichkeit aber lag ſeiner ganzen Sinnesart ſo fern, daß, gegen ſolche in literariſchen Dingen ihn vertheidigen zu wollen, Beleidigung wäre. Namentlich ſein hart angefeindeter Platon hat das Studium dieſes Philoſophen volle zwei Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten, ja allein möglich gemacht, während ſein bitterſter

Gegner, Joh. Friedr. Fiſcher, über ein Paar Dialoge nicht herausgekommen und mit dieſen bereits ziemlich in Vergeſſenheit geſunken iſt.

Griechiſcher Sprachſchatz.

Aber wenn auch alle übrigen Werke des Heinrich Stephanus das Loos der Vergänglichkeit erfahren ſollten, in ungemindertem, ja erhöhtem Glanze wird ſein griechiſcher Sprachſchatz dauern, dieß Werk des beharrlichſten Fleißes, der umfaſſendſten Beleſenheit, der vollkommenſten griechiſchen Sprachkentniß und des beſonnenſten Urtheils. Robert Stephanus hatte durch ſeinen Theſaurus der lateiniſchen Sprache ſich großes Verdienſt erworben, Karl Stephanus durch einen ciceroniſchen Theſaurus gute Beiträge zur Kenntniß des ciceroniſchen Ausdrucks geliefert; aber das ohne Vergleich Schwierigſte war noch übrig, ein ähnliches Werk über die griechiſche Sprache. Denn ſeit dem erſten, ſehr mangelhaften Verſuch des Karmelitermönches Johann Craſton von Piacenza (1497) hatten ſich nur der gründlich gelehrte Wilhelm Budäus und der Arzt Robert Conſtantinus mit einigem Erfolg auf dieſem Gebiete verſucht; der anzuſammelnde und zu verarbeitende Stoff lag aber noch in ebenſo rohen als ungeheuern Maſſen da und ſchien einen Mann zu fodern, dem Neigung und Muße es geſtatteten, ſein ganzes Leben an dieſe Eine Arbeit hinzugeben.

Ein ſolches Werk von den Grundlagen auf neu zu erbauen, war ſchon des raſtloſen Robert Stephanus Abſicht, und Vieles wurde im Stillen dazu vorbereitet. Ihn hinderte ein früher Tod; aber er befahl ſeinem Sohne die Ausführung als theuerſtes und liebſtes Vermächtniß an; es konnte keinen treuern Händen anvertraut werden.

Wie Heinrich Stephanus gearbeitet hat, iſt unerklärlich, unbegreiflich; Robert war 1559 geſtorben, zwölf Jahre darnach, am 1. März 1572, trat der ganze Theſaurus in fünf Foliobänden vollendet ans Licht [1]). Die Zwiſchenzeit aber war nicht bei ungeſtörter Muße, einzig dieſer Arbeit zugewendet, in ſeinem Arbeitszimmer zu Genf verlebt; ſie war durch wiederholte Reiſen nach Frankreich und Deutſchland unterbrochen, durch eine anſehnliche Reihe dazwiſchen ausgearbeiteter Werke, zum Theil von ziemlichem Umfange, Jahr für Jahr bezeichnet; es genügt, den Diodor (1559), den Pindar nebſt den Bruchſtücken der übrigen Lyriker (1560), den Xenophon (1561), den Sextus Empirikus (1562), den Themiſtius (1562), die Schrift vom Mißbrauche der griechiſchen Sprache (1563), die Bruchſtücke der ältern lateiniſchen Dichter (1564), den Thukydides (1564), die griechiſche Anthologie (1566), den Herodot (1566), die Vertheidigung des Herodot (1566), die ſämmtlichen griechiſchen Epiker (1566), den Polemon und Himerius (1567), die griechiſchen Aerzte nach Hippokrates (1567), den Sophokles (1568), die Bruchſtücke der griechiſchen Komiker (1569), den Diogenes von Laerte (1570) und den ganzen Plutarch (1572) zu nennen. Dieſe Thatſache zeugt mehr als Alles für die gewaltige Geiſteskraft, mit der er jedesmal ſeinen Stoff ganz und unbedingt beherrſchte. Denn auch durch fremde Beihülfe kann er nicht bedeutend gefördert ſeyn; er nennt nur ſeinen Vater;

1) Und zwar in Genf, nicht, wie Viele noch immer glauben, in Paris, s. W. Schöll, Hist. de la litt. grecque, Vol. VII, p. 415.

daß ſein Schüler Sylburg Manches beigeſteuert hat, iſt anderweitig bekannt; doch darf dieß wohl nicht ſo hoch angeſchlagen werden, wie einige Gegner des Stephanus, beſonders in Deutſchland, gewollt haben. Die innere Uebereinſtimmung des ganzen Werkes zeugt am ſtärkſten dagegen.

Was wir aber in ſeinem Sprachſchatze beſitzen, das fangen wir jetzt wieder allgemeiner zu würdigen an. Denn leider müſſen wir geſtehen, daß man, anſtatt der ſo glorreich gebrochenen Bahn der Lexikographie zu folgen, ſich faſt mit jedem neuen Wörterbuche weiter davon entfernt hat, indem man weder in den Vorzügen und Trefflichkeiten des Theſaurus weiter fortzuſchreiten, noch ſeinen Mängeln auf die rechte Art abzuhelfen gewußt hat; woraus denn folgt, daß dasjenige Lexikon das beſte war, welches am wenigſten von jenem abwich. Auf den Anbeginn einer beſſern Richtung aber glauben wir hoffen zu dürfen, nicht nur weil die Anerkennung ſeines Werthes bei neuern Lexikographen in Wort und That allgemeiner wird, ſondern auch weil das Hauptwerk ſelbſt neu belebt zu werden verheißt. Von der großen londoner Ausgabe (1816—1828), der erſten nach der Originalausgabe, kann das freilich nicht gerühmt werden, da ſie bei vortrefflichen Bauſtoffen, beſonders aus Schäfer's reichen Spenden, unter der Laſt ihrer Maſſe erlegen iſt. Jetzt aber beginnen von Paris und von Leipzig aus zwei neue Bearbeitungen einen rühmlichen Wetteifer; ſie beurkunden dadurch das Vorhandenſeyn eines wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſes, das man ſeit 250 Jahren nicht gekannt hat, und können ſie ihre Aufgabe auch ſchwerlich ganz in Stephanus' Geiſte löſen, ſo werden ſie es doch an redlichem Fleiß und gewiſſenhafter Sorgfalt, die wir zu fodern berechtigt ſind, nicht fehlen laſſen.

Stephanus' Hauptverdienſt iſt ein doppeltes, die muſterhafte, aus der beſonnenſten Prüfung hervorgegangene Auswahl, die er in den einzelnen Wörtern, den Eigenthümlichkeiten und dem Gebrauche derſelben beobachtet, und die ebenſo preiswürdige etymologiſche Anordnung des Ganzen, mit der er veraltete oder willkührlich angenommene Stammformen vermieden und nur ſolche als gültig erkannt hat, die der Gebrauchende mit Leichtigkeit und Sicherheit aufzufinden vermag [1]); als Drittes hinzufügen möchten wir die ſtille, ſtets wachſame Kritik, die eine Menge verdorbener Stellen ohne Geräuſch verbeſſert hat, ſodaß nicht ſelten neuere Herausgeber zu berichtigen meinen, was bei Stephanus längſt hergeſtellt iſt. Als einzigen, wahren Mangel, der das Werk von Anfang bis zu Ende trifft, müſſen wir die gänzliche Vernachläſſigung der Sylbenmeſſung bezeichnen; hierin aber iſt die ganze Schaar ſpäterer Lexikographen gefolgt, die londoner Herausgeber des Theſaurus nicht ausgenommen, bis man endlich ſeit ungefähr zehn Jahren die proſodiſchen Bezeichnungen als unerläßlich, ihre fernere Verſäumniß als ſchimpflich erkennen gelernt hat. Auch der pariſer Stephanus wird dieſer weſentlichen Verbeſſerung nicht ermangeln, und vom leipziger wollen wir es wenigſtens hoffen, obgleich uns für dieſen die Gewißheit noch nicht gegeben iſt.

Die Früchte, die Stephanus bei Lebzeiten von ſeinem unſterblichen Werke davongetragen hat, waren nichts weniger als lohnend und erfreuend. Da der vom Abſatz erwartete Gewinn weit hinter den aufgewendeten Koſten

1) Vergl. das Urtheil Hermann's, Opusc., Vol. II, p. 220. 221 — non modo vere Thesauri nomine dignum, sed plane divinum opus esse videtur.

zurückblieb, war zunehmende Verarmung die unvermeidliche Folge davon. Ueber Alles aber wurde ſein ſchon leidenſchaftlich erbittertes Gemüth durch die wohlberechnete Liſt gekränkt, mit der Johann Scapula auch die wenigſtens für die Zukunft gehoffſten Vortheile vereitelte und auf ſich ablenkte. Dieſer, ein junger Deutſcher, übrigens ein völlig unbekannter Name, war während des Druckes Schüler des Stephanus und beſorgte die Correctur. Er ſah richtig ein, daß der geringe Abſatz des Hauptwerks ſeinen alleinigen Grund in ſeinem Umfange und der dadurch herbeigeführten Koſtbarkeit habe. Ohne Mitwiſſen ſeines Lehrers und Herrn fertigte er nun einen Auszug an, der unerwartet in Baſel 1579 ans Licht trat [1]) und, wie begreiflich, mit allgemeinem Beifall empfangen wurde, ſowie er denn auch eine anſehnliche Reihe von Ausgaben bis in unſer Jahrhundert herab erlebte und lange Zeit als Hand- und Schulwörterbuch den erſten Rang behauptete. Je weniger zu leugnen iſt, daß Scapula mit Verſtand und Einſicht gearbeitet hat, daß ſich beſonders in der etymologiſchen Anordnung manches ihm Eigne findet und dieſem in der Regel Vorzüge vor der Anordnung im Theſaurus zugeſtanden werden müſſen, ſo ſind wir doch weit entfernt, die Sittlichkeit eines ſo argliſtigen Verfahrens irgendwie in Schutz nehmen zu wollen, wenn es auch wohl möglich iſt, daß nach dem Buchſtaben des Geſetzes nichts dagegen eingewandt werden kann.

Stephanus fühlte ſich in ſittlicher und ökonomiſcher Hinſicht gleich tief verletzt, und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe herbe Erfahrung an mancher Schroffheit und Bitterkeit Schuld iſt, durch die er ſich ſelbſt ſeine ſpätern Tage verkümmert haben ſoll. Gegen Scapula ſprach er ſich in mehrern ſeiner Schriften bald klagend bald zürnend aus. Insbeſondere geſchah dieß auf dem Titelblatte zu einer neuen Auflage des Theſaurus von 1580, wenn anders nicht das Titelblatt allein umgedruckt und mit der neuen Jahreszahl verſehen iſt. Für die erſte Annahme ſcheinen einige typographiſche Gründe zu ſprechen [2]); auf Seiten der andern ſtehen alle innern Zeugniſſe: zuerſt die äußerſt geringe Anzahl, ja die Seltenheit der Exemplare mit neuer Jahreszahl: dann die völlige Unveränderheit des Buches ſelbſt; ferner das wenig Glaubhafte, daß ein Werk wie dieſes in acht Jahren zweimal hätte gedruckt werden müſſen; endlich die wunderliche Erſcheinung, daß Stephanus in dem Augenblick über ſchlechten Abſatz klagen ſollte, in welchem er die zweite Auflage ans Licht ſtellt [3]).

---

1) Einige, z. B. Maittaire, S. 359, behaupten, die erſte Auflage des Scapula ſey ſchon 1570, alſo zwei Jahre vor dem Theſaurus erſchienen. Dadurch würde des Mannes Treuloſigkeit ins helliſte Licht treten; denn alsdann müßte er ja ſeinen Auszug unter dem Druck des Hauptwerks aus Stephanus' Papieren und Aushängebogen gemacht haben. Aber in dieſem Falle würde Stephanus nicht bis zum Jahre 1580 mit ſeiner Rüge gewartet haben; auch hat kein bewährter Litterator jene angebliche Ausgabe von 1570 je geſehen.

2) S. beſonders Krohn in Fabric. bibl. Graec., Vol. VI, p. 664 Harles, und Brunet's Catal.

3) Firmin Didot oeuvr., T. 2, p. 220, in einem ſehr gehaltvollen Aufſatz über Rob. und Heinr. Stephanus ſtellt die Vermuthung auf, daß nur der erſte Band und auch dieſer nur bis zur Signatur iiii i. (p. 1825. 26.) zweimal gedruckt ſey, eine Anſicht, die Referent in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuch", 1831, S. 598, noch aus allgemeinen Gründen bekräftigen zu können glaubte. Jetzt aber wird er

Sey dem indeß, wie ihm wolle, sowie kein Werk des Stephanus der gelehrten Welt größern und dauerndern Gewinn gebracht hat, so ist für ihn selbst keines reicher gewesen an Verlust und Kränkung, denn auch die ehrende Anerkennung seiner Verdienste, die ihn für Manches entschädigt haben würde, gehört erst einem spätern Jahrhunderte an.

Gönner.

Je unzuverlässiger und vorübergehender die Unterstützung war, die Stephanus eine Zeit lang bei Heinrich III. für seine mannichfachen buchhändlerischen Unternehmungen fand, desto beharrlicher förderte ihn ein deutscher Ehrenmann, Ulrich Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Geboren in Augsburg 1526, ein Glied jenes durch alle Bürgertugenden glänzenden, vom Kaiser Maximilian in den Reichsadel erhobenen Kaufmannsgeschlechtes, widmete er sich anfangs dem Dienste der Kirche, erwarb sich in Italien eine ausgezeichnete gelehrte Bildung und trat als Kämmerling in die Dienste des Papstes Paul III. Aber auf einer Reise nach Deutschland hatte er mehrere Unterredungen mit den Häuptern der Reformation, wovon der Uebergang zur gereinigten Kirche baldige Folge war. Hinfort lebte er ausschließlich der Förderung der Wissenschaften, gründete in seiner Vaterstadt eine besonders an Handschriften reiche Bücherversammlung, die nachher durch Erbschaft ein wichtiger Theil der heidelberger wurde, und unterstützte aufs freigebigste die Gelehrten. Mehr als irgend eines Andern mag er sich unsers Heinrich Stephanus angenommen haben, dem er ein regelmäßiges Jahrgeld, nach Pithou von 50 Thalern, ertheilte. In dankbarer Anerkennung solcher Begünstigung nannte dieser sich von 1558 an bis etwa 1570 auf dem Titel vieler seiner Drucke Ulrich Fugger's Buchdrucker, und es scheint beider Männer Verbindung bis zu Fugger's Tode, 1584, fortbestanden zu haben.

Ganz ähnlich war Stephanus' Verhältniß zu einem jungen schlesischen Edelmanne, Thomas von Rehdiger, geb. 1549, der, wie Fugger, ein bedeutendes Vermögen mit gleichem Eifer für Gelehrsamkeit und Gelehrte verband. Wahrscheinlich ist ihm bei wiederholten Anwesenheiten in Paris Stephanus dort persönlich bekannt geworden; und wenn wir auch keine Erwähnung von einem Jahrgehalte finden, so mögen einzelne Geldgeschenke, deren hie und da im Allgemeinen gedacht wird, desto ansehnlicher gewesen seyn. Stephanus widmete ihm dafür die griechischen Glossarien und das classische Werk vom attischen Dialekt, die einen Anhangsband zum griechischen Sprachschatz bilden, und wollte einige Jahre später die Ausgabe des Virgil folgen lassen, als Rehdiger an den Folgen einer schlecht behandelten Armverletzung zu Anfang des Jahres 1576, 35 Jahr alt, in Köln verschied. Das Versprechen eines abermaligen Geschenks von 100 Goldgülden nahm Thomas zwar mit ins Grab, aber sein Bruder, Nikolaus von Rehdiger, Landeshaupt-

---

durch die Mittheilung eines gelehrten Freundes wieder gänzlich irre: dieser hat beide Auflagen verglichen und sie, die ersten Lagen des ersten Bandes ausgenommen, durchaus von einander abweichend befunden, am auffallendsten in der Stellung der Buchstaben zwischen den Zeilen, die zum Zählen bestimmt sind. [Diese Anm. ist hierher übertragen aus einer Recension Passow's von Stephani thesaurus edit. Paris., Heft I, in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", 1831, November, Nr. 89, S. 706.]

mann und Rathsherr in Breslau, erfüllte es nach seinem Tode und empfing die jenem zugedacht gewesene Zueignung des Virgil [1]). Die Rehdiger'sche Bibliothek in Breslau, des ruhmwürdigen Thomas Stiftung, besitzt in Briefen und Prachtdrucken Stephanus'scher Werke manche schätzbare Erinnerung an beider Männer Freundschaft.

Wenn es also auch nicht an Männern fehlte, die Stephanus' Lage auf die großmüthigste Weise zu erleichtern suchten, so scheint ihn doch darin wieder ein eigner Unstern verfolgt zu haben, daß ihm keine dieser Unterstützungen auf die Dauer gegönnt war, und daß sie oft da am meisten fehlten, wo er ihrer am dringendsten bedurft hätte.

Verbindungen mit Gelehrten.

Eine lange Reihe thätig durchlebter Jahre, Reisen durch Frankreich, Holland, England, Deutschland und Italien und ausgezeichnete Gewandtheit in allem Welt- und Menschenverkehr hatten die natürliche Folge, daß Stephanus, wie zu vielen Großen und Mächtigen, so auch zu den meisten gleichzeitigen Gelehrten, deren Studien irgend die seinigen berührten, in persönliche Beziehungen trat. Da aber die Beweglichkeit und Raschheit seiner Sinnesart nicht ohne Veränderlichkeit, sein kräftiges Selbstbewußtseyn nicht ohne hochfahrenden Starrsinn war, und mit den Jahren, sowie mit mancherlei bittern Erfahrungen dieß Hinüberneigen zur Schattenseite zunahm, blieben wenige dieser Verhältnisse rein und ungetrübt, während manche, wie das zu Vavasser, Lipsius, Löwenklau, zum Theil selbst zu Joseph Scaliger, in offene Feindschaft endeten.

Als seine Schüler, zwischendurch aber auch als seine Diener, werden genannt Friedrich Sylburg, Johann Scapula, Isaak Casaubonus. Da er nie ein Lehramt bekleidet hat und diese Drei uns anderweitig als Correctoren in seinen Druckereien bekannt sind, so dürfen wir jenen Ausdruck wohl nur auf das lehrreiche Zusammenleben mit ihm in seinem Hause zu Genf beziehen.

Manches hätte sich noch anders gestalten mögen, wenn er zu dem so festen als besonnenen Casaubonus Zutrauen hätte fassen können. Dieser, ihm stets in unverbrüchlicher kindlicher Liebe und Achtung ergeben, wehrte manches Unheil ab, von dem Stephanus gar nicht erst Kunde bekam; aber Alles vermochte er nicht.

Daher war es ein trauriges Ergebniß seines mühevollen Lebens, an dessen Ende allein, ohne Freund dazustehen.

Letzte Schicksale.

Eine Reihe von Jahren, bis 1595, hatte Deutschland ein gewisses Vorrecht in ihm behauptet. Plötzlich aber ergriff ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath; es war wohl eine dunkle Ahnung, daß er nur auf vaterländischem Boden Ruhe finden könne. Genf auf eine Weile wieder zum Wohnsitz wählend, begann er seine Ausflüge und Irrfahrten bald von neuem; jetzt aber waren sie gegen Westen gerichtet und galten vorzugs-

1) Vergl. Thomas Rehdiger, von Nikr. Wachler, Breslau 1829, S. 18.

weise dem südlichen Frankreich, von Orleans an nach Lyon, Montpellier, Avignon, Marseille, dann zurück nach Genf, aber nur auf kurze und immer kürzere Zeit. Nicht Alter, nicht Erschöpfung vermochten ihn zu halten, nicht die Bitten der Seinigen, noch Casaubonus' Vorstellungen fanden Gehör. Eine dieser trostlosen Reisen war wie die andere ohne Befriedigung für den Umgetriebenen, seine Kräfte mehr und mehr aufreibend.

So kam er im Winter 1598 allein, wie er pflegte, nach Lyon. Dort unbekannt, ohne Geld, erkrankt, wurde er in ein öffentliches Krankenhaus gebracht, in welchem er, wie eine unverbürgte Sage geht, unter Zeichen völliger Geisteszerrüttung zu Ende des Februars oder zu Anfang des März, 70 Jahr alt, sein rastloses Leben beschloß.

Kein Grabstein bezeichnet seine Ruhestätte, kein Bildniß hat seine Gesichtszüge aufbewahrt.

Ueber die ſogenannte Apotheoſe des Auguſtus in der Antikenſammlung zu Wien.

[Hierzu die Abbildung Tab. II 1)]

Unter den Hervorbringungen der bildenden Kunſt des Alterthums haben vor allen die geſchnittenen Steine von jeher lebhafte Theilnahme auf ſich gezogen, und nicht bloß gelehrte Aufmerkſamkeit der Kenner, ſondern auch allgemeineres Wohlgefallen geſchmackvoller Kunſtfreunde rege gemacht. Unter allen Kunſtdenkmalen ſind ſie in größter Anzahl auf uns gekommen, ſodaß es dem einigermaaßen Bemittelten leicht iſt, eins und das andere dieſer Gattung ſelbſt zu beſitzen, nach und nach mit ſteigender Liebhaberei Mehreres hinzuzufügen, ja endlich nicht unbedeutende Sammlungen zu begründen, oder wenn man ſich mit Schwefelabgüſſen oder Paſten begnügen will, leicht und ohne namhafte Koſten zu bedeutender Vollſtändigkeit zu gelangen. Die Kunſt des Steinſchneidens ſelbſt erreichte einen hohen Grad von Vollkommenheit: ja, die beſchränkten Grenzen, auf die ſie ihrer Natur nach angewieſen iſt, geſtatteten es ihr, beinah zum Maaße der Vollendung zu gelangen. Dieſe Kunſt erwarb ſich zeitig noch eine beſondere Schätzung, als die großartigern bildenden Künſte ſich mehr und mehr aus dem öffentlichen ins häusliche Leben zurückzogen, und man minder koſtbare Darſtellungen zu wünſchen anfing: Gypsabformungen waren wenig im Gebrauch, und der Stoff erſchien zu unedel: ſo mußten die Gemmen die Stelle unſerer Kupferſtiche, Steindrücke und Holzſchnitte vertreten. In bequemer Begrenzung geben ſie Abbilder der edelſten Kunſtwerke wieder. Ein ganz beſonderer Reiz aber liegt für uns in der Vieldeutigkeit, in der ſinnerichen Beziehlichkeit, wodurch viele dieſer Arbeiten ſich auszeichnen, und unerſchöpflichen Stoff für die Erklärung darbieten.

Es drängt ſich hier die Aehnlichkeit mit den Epigrammen der griechiſchen Anthologie von ſelbſt auf, die, anmuthige Kleinigkeiten wie jene Steine, gleichfalls dann erſt zahlreich werden und ſich verbreiten, wenn der alte großartige Kunſtſtyl in der Poeſie zu erlöſchen beginnt. Es iſt die Epoche des Zierlichen, des Gefälligen, des Beziehungsreichen in der Poeſie, wie in der Plaſtik, auch die des Künſtlichen und Mühevollen, und ſo iſt es natürlich, daß Epigramme und geſchnittene Steine ſich wechſelsweis aus einander Deutung und Erläuterung ſuchen müſſen. Auch die Zeitabſchnitte ſtimmen nicht

1) [Nach Eckhel choix des pierres gravées du cabinet impérial, Vienne MDCCLXXXVIII, Pl. I.]

zufällig überein. Die Blüthe des Epigramms beginnt mit dem Untergange des griechischen Volkslebens: die Blumenlesen des Meleager, des Philippus von Theſſalonich ſind bezeichnende Momente. Der erſte anerkannte Meiſter im Steinſchneiden iſt Pyrgoteles, der allein Alexander's Bild in Stein ſchneiden durfte: aber den Gipfel dieſer Kunſt bezeichnet der Cameo Gonzaga, jetzt im Beſitz des Kaiſers von Rußland, das Bruſtbild des Ptolemäus Philadelphos und ſeiner Schweſter und Gemahlinn Arſinoe. Zwar hat der Künſtler ſich nicht genannt, ſowie überhaupt die bildenden Meiſter des Alterthums gern ihre Werke für ſich ſprechen laſſen, aber einſtimmig iſt dieſer Onyx als das Schönſte, Zarteſte und Geiſtreichſte anerkannt, was in dieſer Art auf uns gekommen, wogegen ſelbſt der ſchöne wiener Cameo, der denſelben Gegenſtand darſtellt, nur als ſchwache Nachahmung erſcheint. Vom Hofe der Ptolemäer ging dieſe Kunſt indeß auf den des Auguſtus über, für welchen Dioskurides arbeitete, und mochte ſie jetzt ſchon in reiner Schönheit des Styls nachſtehn, ſo zeigt ſie doch ein entſchieden römiſches Gepräge, das ihr einen neuen und eignen Werth giebt. Die Gegenſtände werden von nun an vorzugsweis aus römiſcher Sage oder Geſchichte gewählt, und auch darin liegt römiſcher Charakter, daß ſowohl die Größe der Steine, als auch die Großartigkeit der Compoſition, der Reichthum an Figuren und der Werth der Ausführung Bewunderung erregt. Erſt mit Hadrian tritt auch hier ein überall ſichtbarer und unaufhaltſamer Verfall ein.

Für jetzt ſey es vergönnt, bei einem Sardonyx aus jener erſten Kaiſerzeit zu verweilen, der zwar ſchon vielfach beſprochen, keineswegs aber ſchon ſo behandelt iſt, daß alle Schwierigkeiten ſeiner Auslegung als gehoben betrachtet werden könnten. Es iſt die lange ſogenannte gemma Augustea, welche in neuerer Zeit die, wie ſich zeigen wird, ganz unpaſſende Benennung der Apotheoſe des Auguſtus bekommen hat. Sie iſt durch die Tempelherren aus dem gelobten Lande nach Europa gebracht, und aus ihrem Beſitz an König Philipp den Schönen von Frankreich gelangt: er ſchenkte ſie der Abtei Poiſſy, von wo ſie während der bürgerlichen Kriege geraubt wurde und auf längere Zeit verſchwand. Sie kommt erſt gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder ans Licht, und wird jetzt von deutſchen Kaufleuten dem Kaiſer Rudolph II. angeboten, der ſie um den Preis von 12000 Ducaten erkauft, und der wiener Alterthümerſammlung einverleibt, in der ſie ſich ſeitdem befindet. Sie mißt in die Breite 9, in die Höhe 8 Zoll, und iſt alſo nächſt dem 13 Zoll hohen, 11 Zoll breiten Tiberianiſchen Achat in Paris (auch camée de St. Denis oder de la Ste. Chapelle), den Graf Balduin von Flandern aus dem byzantiniſchen Kaiſerſchatze dem heiligen Ludwig verehrte, und der eine verwandte Darſtellung enthält, der größte aller uns bekannten geſchnittenen Steine; doch ſteht er an Schönheit und Werth der Arbeit noch bedeutend über dem pariſer. Peireſc hat das Verdienſt, Gelehrte und Künſtler auf beide Cameen zuerſt aufmerkſam gemacht zu haben: er war der erſte, der ſich um 1620 einen Schwefelabguß von dem wiener zu verſchaffen wußte: ſeitdem iſt der Stein durch viele, meiſt ſehr ſchlechte Kupfer und durch einen guten Abdruck in Gyps bekannt und vervielfältigt worden. Der älteſte Kupferſtich iſt um 1666 auf Veranlaſſung Kaiſers Leopold I. nach einer Zeichnung ſeines Hofmahlers, Franz van den Steen, durch den Holländer Nicolaus van Hoy ausgeführt: er ſtellt das Ganze als Spiegelbild in umgekehrter Ordnung dar, wurde aber von jetzt herrſchend, in Grävius Theſaurus,

bei Lamberius, Montfaucon, Eckard origines Germanor. u. ſ. w., bis Eckhel in ſeinem Werke über die geſchnittenen Steine der wiener Sammlung eine erträgliche Abbildung gab: die beſte jedoch iſt eine in Petersburg gefertigte, zu Köhler's noch ungedrucktem Gemmenwerk. Der Gypsabdruck aber iſt mit großer Sorgfalt gemacht und läßt nichts zu wünſchen übrig. Die Erklärung begann im Allgemeinen gleichfalls Peiresc, indem er ausſprach, der Gegenſtand ſey Auguſtus' Apotheoſe: ausführlicher und ins Einzelne genau eingehend verfuhr der gelehrte Albert Rubens, der Sohn des großen Mahlers, 1655, der zuerſt alle Perſonen deutete, und mit ſo entſchiedenem Beifall, daß ſeine Auslegung die durchgängig anerkannte ward und blieb. Nur Eckard wich, beſonders in der untern Hälfte des Steines, doch höchſt willkührlich von ihm ab: mit mehr Glück beſtimmte Eckhel einige Nebenſachen und Beiwerke anders. Als Lobredner des Kunſtwerks zeichneten ſich vor allen aus der Italiener Maffei und der Franzoſe Mariette, deren letzterer, was das eigentlich Techniſche anlangt, unſtreitig einer der vollgültigſten Sachkenner iſt.

Der Stein beſteht aus zwei auf gleicher Fläche übereinander liegenden Schichten, deren obere lichter und durchſcheinender iſt, als die untere. Dieß hat der Steinſchneider zu zwei von einander getrennten Darſtellungen benutzt, die erſt in der Bedeutung des Ganzen ihre Verknüpfung finden. Die obere Scene enthält ein Bild erhabener Ruhe und göttliches Friedens, die durch Sieg errungen ſind. Die untern, dunkler gefärbten Gruppen führen uns unmittelbar vor Augen, was vorausgehn mußte, ehe jenes erreicht werden konnte: Gewaffnete ſind beſchäftigt, ein Siegeszeichen aufzurichten; Kraftgefühl des Ueberwinders auf der einen Seite, Ingrimm und Verzagtheit des Ueberwundnen auf der andern bilden hier ſcharfe Gegenſätze.

Wir wenden uns zuerſt zur obern Schichte, von der die Erklärung der untern ausgehn muß.

Als Mittelpunkt der Handlung tritt ſofort die ſitzende Geſtalt im reifſten Mannes-Alter, in ruhig gebietender Haltung hervor: alle übrigen beziehen ſich auf dieſe Eine: auch konnte über ihre Deutung nie gezweifelt werden. Es iſt Auguſtus, deſſen Geſichtszüge wir aus vielen geſchnittenen Steinen, aus zahlloſen Münzen kennen, in treueſter Bildniß-Aehnlichkeit: und wäre noch ein Schwanken möglich, es würde durch das zu ſeinem Haupte angebrachte aſtrologiſche Zeichen des Steinbocks beſeitigt werden, das nach Manilius „heilvoll aufging zur Geburt des Auguſtus". Durch den Sternkundigen Theogenes frühzeitig hingewieſen auf die glückliche Conſtellation ſeiner Geburtsſtunde, gründete er die Zuverſicht ſeines Lebens auf dieß thema genethliacum: ja, er trug es auf eine eigenthümliche Weiſe auf das Heil des römiſchen Reiches über, indem er in eben dieſer Beziehung zum Gepräg der Rückſeite vieler Silber- und Kupfermünzen den Steinbock wählte: worauf mehrere griechiſche Städte ſich beeiferten dem Kaiſer dadurch zu gefallen, daß ſie ſich deſſelben Zeichens auf ihren Münzen zu bedienen anfingen, ſowie es auch auf geſchnittenen Steinen nicht ſelten gefunden wird [1]). Den auf unſerm Sardonyx hinzugefügten achtſtrahligen Stern aber hat man mißverſtanden, indem man annahm, durch ihn werde ebenfalls dem römiſchen Staate Heil und Segen verkündigt: es iſt aber nicht einzuſehn, was der Stern mit dem

1) Etruſciſche Gemmenſ., Cl. IV, Abth. II, Nr. 203. 204.

Staate gemein haben, und wie jener sich auf diesen beziehen soll: auch werden wir bald sehn, wie der Künstler das auf viel angemessenere Weise zu erreichen gewußt hat. Wahrscheinlich soll durch den Stern der astronomische Steinbock vom irdischen naturhistorischen unterschieden werden: so ist uns durch Bröndsted eine schöne Münze von der Insel Keos erhalten, die auf ihrer Kehrseite einen Hund zeigt, ganz ebenso mit Strahlen umgeben: es ist der Hundsstern, Sirius, das alte Symbol dieser Insel, gemeint, damit nicht an irgend einen gewöhnlichen irdischen Hund gedacht werde. Mehrere Zeichen des Thierkreises mit beigefügtem Sterne kommen in gleichem Sinne in der Stoschischen Gemmensammlung vor (Verz. Cl. II, Abth. XIV, Nr. 1196—1225), und manches Aehnliche in Gori's gemmae astriferae wird nicht anders zu deuten seyn. Daß diese Vorstellungsart wahrscheinlich griechisch war, begründet keinen Zweifel, da der Künstler selbst gewiß auch ein Grieche war.

Dieser uns so zur Genüge bezeichnete Augustus ist aber keineswegs der gewöhnliche Sterbliche. Man erkannte auch längst, daß er von Göttern und göttlichen Beiwerken umgeben sey, und glaubte sich dadurch berechtigt zu der Annahme einer Apotheose. Daß diese nicht in dem Augenblick vollzogen wird, den der Stein vorstellt, ist wohl einleuchtend, da ja die Handlung selbst auf etwas ganz anderes hinweist, auf eine Heimkehr, eine Botschaft. Aber auch von einer schon zum dauernden Zustand erhobenen Vergöttlichung kann nicht die Rede seyn: sie müßte doch an irgend einem Wahrzeichen zu erkennen seyn. Für beides, sowohl für die Versetzung des Menschen unter die Götter als für die Dauer einer göttlichen und seeligen Existenz hatte die Semiotik der alten Kunst ihre sehr bestimmten Symbole. Wer der Gottheit so wohl gefiel, daß sie ihn zu sich erhöhen wollte, dem sendete sie ihren Boten, ihn zu sich emporzutragen, dem Ganymedes Zeus seinen Aar, dem Dichter Apoll seinen Schwan, der Arsinoe und nach Kallimachos der Locke der Berenike die libysche Aphrodite Zephyritis den ihr geweiheten Straus, aber von der römischen Kaiserzeit an trug vorzugsweis der Adler des Juppiter die abgeschiedenen Kaiser zum Olymp, wie auf einem geschnittenen Steine des Hadrian und auf dem Basrelief, auf dem zwei Adler mit dem Genius der Ewigkeit den Antoninus Pius und seine Gemahlinn Faustina gen Himmel erheben. Der Fürst aber, der bereits unter die Götter versetzt ist, trägt als sicheres Merkmal die Strahlenkrone, corona radiata, radiis distincta (Schöpflin de apoth., p. 86. 93. s.), mit der Augustus auf dem Tiberianischen Cameo, und Claudius auf einer colossalen Büste bei Fabretti erscheint[1]). Diese wirkliche Apotheose, die Consecratio der Römer, fand aber nie eher statt als nach dem Tode des Kaisers, und so wird denn von allen Seiten eine solche Annahme für unsern Stein widerlegt, der uns ja ins kräftigste Erdenleben einführt.

Denn er zeigt uns den Augustus in Haltung und Kostüm des Juppiter, als den auf Erden, der Juppiter im Himmel ist, als unbeschränkten Herrn über Land und Meer. Man wende nicht ein, daß das eigentlich nur ein Wortstreit und der Sache nach gleichbedeutend sey. Es scheint in der That sehr zweierlei zu seyn, ob man die Verklärung und Erhebung der menschlichen Natur zur göttlichen darstellen will oder den Gott, der herabsteigt

1) Millin Nr. 680. 681. 677. 683. Schöpflin de apoth., Taf. 2, 11.

zum Menschen. Hier ist der letzte Fall; Augustus bleibt Sterblicher, aber er ist mit soviel göttlicher Herrlichkeit umgeben, als sein irdisches Wesen zu fassen vermag. Er war hienieden der Beste und Glückseeligste: das sollte durch ein überirdisches Analogon veranschaulicht werden: daher mußte der Götterkönig an die Stelle des Königs der Menschen treten, und ihm seine Attribute darleihen.

Das hat der Künstler vollständig geleistet: und außer dem Antlitz des Kaisers ist alles vom Juppiter; vor allem Enthüllung des Leibes bis zur Hälfte, wie Phidias zuerst gewagt hatte den olympischen Zeus darzustellen, dann der Herrscherstab in der Linken, der Thronsitz, der zu seinen Füßen herabgeschmiegte Adler, der in gewohnter Stellung mit zurückgewandtem Haupte auf die Gebote des Königs zu warten scheint. Hiernach erklärt sich auch der Kranz, den Kybele oder die Mutter Erde ihm aufzusetzen im Begriff ist. Einige von vorgefaßter Meinung zur Anschauung übergehend, sahen hier einen Lorbeerzweig, und waren also mit ihrer Deutung auf den Siegeskranz um so weniger in Verlegenheit, je besser er zum Ganzen paßte. Andre, bei mehr Ehrfurcht vor ihren gesunden Sinnen, bürdeten dagegen dem Künstler einen Sinn auf, den er unmöglich haben konnte: der Eichenkranz sey die Bürgerkrone, sie werde dem Augustus als glücklichem Beender der Bürgerkriege verliehn, die einst das Leben so vieler Bürger gekostet: er werde also als Retter der Uebriggebliebenen gekränzt. Abgesehn von der groben Schmeichelei, ist auch alles Uebrige damit im Widerspruch. In welcher Beziehung auf erhaltene Bürgerleben stehen die besiegten Barbaren des untern Feldes? was haben Tiberius und Germanicus im obern mit den Bürgerkriegen gemein? und was das ärgste, zu einer Zeit, wo die Beendung dieser Kämpfe noch so neu seyn soll, daß die Belohnung dafür soeben erst erfolgen soll, stehe Tiberius als reifer Mann, Germanicus als ausgewachsener Jüngling dabei. Nicht minder sinnlos als anachronistisch.

Der Grund des Eichenkranzes scheint nicht im Augustus, sondern im Juppiter gesucht werden zu müssen. Sein heiliger Baum war die Eiche, von ihr vorzugsweis wurden die Zweige gebrochen, die des Gottes Stirn schmücken sollten. Nun war er vorzugsweis der Gott des Anfanges und des Endes, von dem jedes Werk, das guten Fortgang haben sollte, begonnen, mit dem es beschlossen werden mußte. Dieser Gedanke ist hier der leitende. Zwei Feldherren seines Hauses kehren siegreich heim, Augustus hat ihnen dafür Lohn und höchste Siegesehren zuerkannt, sie sind im Begriff hinzuzutreten und zu nehmen, was er gewährt hat. Dieß ist der Moment, den der Künstler fixirt hat. Der Triumphator empfängt unmittelbar aus des Kaisers Händen, was ihm als höchster Lohn galt, und erscheint deßhalb mit der Lorbeerkrone des Siegers. Der Sieg aber war auf des Kaisers Geheiß erfochten: auf des Kaisers Geheiß mußte der Feldherr zurückführen, was ihm Großes gelungen war. So erlangt also erst durch Augustus' Genehmigung der Sieg seine Vollendung, und das wird hier versinnlicht. Den Beherrscher der Erde aber konnte kein Sterblicher noch höher ehren: darum mußte es eine Göttinn seyn, die ihm den Eichenzweig darreichte, und so die Großthaten der Feldherren vollendete. Augustus steht also zu Tiberius, wie der Götterkönig zu den Helden auf Erden: er ist der Seelige, der mühelos von den Thaten der Menschen die höchste Blüthe des Ruhms pflückt.

Völlig in Uebereinstimmung damit steht der auguralische Krummstab,

der lituus, in des Kaisers rechter Hand, wo man beim Juppiter das Bild der Siegesgöttinn zu sehn gewohnt war; namentlich auf dem schon erwähnten Werk des Phidias. So unverkennbar nun auch der lituus ist, der sich an gleicher Stelle auf dem Tiberianischen Cameo wiederfindet, und auch auf vielen Münzen des Jul. Cäsar, des Augustus und späterer Kaiser auf der Vorderseite hinter dem Kopfe angebracht ist, so ist doch seine Bedeutung hier wie anderswo auffallend verkannt.

Von Rubens an nämlich ist man einig darüber, der Krummstab bezeichne die Hohepriesterwürde, von der allerdings geschichtlich ist, daß Augustus sie im J. d. St. 741 (v. Chr. 13) nach dem Tode des M. Lepidus angenommen hatte: es würde also durch Krummstab und Scepter der Gedanke vereinigter höchster Gewalt in geistlichen und bürgerlichen Dingen ausgedrückt seyn, in diesem Zusammenhange schon an sich nicht gar passend.

Aber der lituus ist überhaupt nicht Wahrzeichen des Pontificats, sondern des Augurats: lituus ille certe clarissimum est insigne auguratus, sagt Cic. de div. I, 17. Wenn also Augustus den lituus trägt, so kann das mit seinem Pontificat nichts gemein haben, und es erneuert sich die Frage, was das Abzeichen einer gegen seine andern Ehrenämter ziemlich untergeordneten priesterlichen Würde bei so feierlich bedeutsamem Anlaß in Augustus' Händen solle, wo man eher den Blitzstrahl oder die Victoria oder einen Palmzweig erwartet haben würde.

Doch die Sache scheint ziemlich nahe zu liegen. Tiberius tritt auf als Vollstrecker der Machtbefehle seines Vaters, dieser selbst als Ordner und Gebieter, unter dessen Auspicien und heilbringenden Einflüssen jener Bevollmächtigte seine Thaten vollbracht hat. Es genügt, hier der vielsagenden Redeweisen, suis auspiciis, alienis auspiciis rem gerere, zu gedenken. Seit Augustus herrschte, war den römischen Feldherren, die aus Imperatoren Legaten geworden waren, dieß alienis auspiciis rem gerere allein noch übrig geblieben, auch wenn sie, wie Drusus, Tiberius und Germanicus, noch Imperator hießen. Daher ist es das Zeichen der Auspicien, wenn der lituus in den Händen der höchsten Gewalthaber erscheint. Er hört auf, ein untergeordnetes Symbol zu seyn: er wird vielmehr zum Zeichen der obersten Lenkung und Waltung über dem Feldherrn, der unter jenem summus auspex gesiegt hat, zum Ausdruck der alles ordnenden und fügenden Macht, unter deren Einwirkungen allein das Größte sich vollendet. Klar und kraftvoll spricht Horaz den Gedanken aus in der erhabenen Ode an Augustus,

milite nam tuo
Drusus Genaunos, implacidum genus,
Breunosque veloces, et arces
Alpibus impositas tremendis
Dejecit acer plus vice simplici. —
Major Neronum mox grave proelium
Commisit, immanesque Rhaetos
Auspiciis pepulit secundis:

nicht suis auspiciis, sondern tuis, und weiterhin noch bestimmter,

— barbarorum Claudius agmina
Ferrata vasto diruit impetu,
Primosque et extremos metendo
Stravit humum, sine clade victor,
Te copias, te consilium et tuos
Praebente divos.

Wollen wir daher die Idee, die [illegible] dem Künstler in seiner Sprache ausgedrückt ist, in einfache Worte kleiden, so würden diese lauten: Tiberius, modo Augusti auspiciis victor, nunc etiam Augusti auspiciis triumphabit. — Uebrigens ist diese Vorstellung, die Dichter und Künstler also zu bezeichnen wetteifern, eine unter der Kaiserherrschaft wesentliche und nothwendige, eines jener arcana imperii, auf welche Cäsar, Augustus und Tiberius ihre Macht erbaut haben, und das häufige Erscheinen des Ideen auf Kaisermünzen erklärt sich danach von selbst.

Wir haben nur noch ein Paar Worte über den Schild hinzuzufügen, auf dem Augustus' Füße ruhen. Schon die Form zeigt, daß er wie der seiner Beisitzerinn ein römischer ist, und nicht etwa zu den Spolien von der Barbaren-Beute gehört: diese führte der siegreiche Feldherr im Triumphe auf, bevor er sie in einem Tempel weihte. Auch hat weder in der griechischen noch in der römischen Symbolik das Aufsetzen der Füße nothwendig den Ausdruck der Knechtschaft oder Verachtung. Es ist vielmehr ein Act der Besitzergreifung und dauernder Behauptung, der sich auf eine sehr bezeichnende Weise auf einer Münze der gens Mucia ausspricht. Sie zeigt die Göttinn Roma, mit dem einen Fuße auf der Erdkugel stehend, zur Bezeichnung dauernder Weltherrschaft: auf den Münzen des M. Aurelius tritt die Virtus auf ihr herkömmliches Beiwerk, den Helm, als Bezeichnung, sie werde ihn sich nicht entreißen lassen: hier aber verkündigt der ruhende, mit dem Fuße gehaltene Schild dauernden Weltfrieden, dessen Zeit um so gewisser gekommen zu seyn schien, als eben die furchtbarsten Feinde des römischen Reiches überwunden waren. Dem entspricht auch aufs Vollkommenste die zu Augustus' rechter Hand thronende weibliche Gestalt, die durch Helm, Schwert und Lanze die Kriegerinn beurkundet, während die Stola und leicht darüber geworfene Palla auf friedliche Zustände hinweisen.

Schon Petrese sprach mit richtigem Blick ihre wahre Bedeutung aus, indem er sie Dea Roma nannte: aber er fügt sogleich einen Irrthum hinzu, wenn er meint, sie sey als argivische Juno dargestellt, offenbar um ein vollständiges Gegenbild zum olympischen Juppiter zu gewinnen. Von Polyklet's erhabnem Meisterwerk wissen wir aus Pausanias wenigstens soviel, daß ihr unbehelmtes Haupt mit einer goldenen Stephane geschmückt war, und daß sie weder Schwert noch Lanze führte; auch pflegte man nicht eine Göttinn nach der andern zu bilden.

Noch mehr verunglückt müssen wir aber Rubens' Meinung nennen, obgleich er fast alle Neueren zu Nachfolgern gehabt hat: er will in der Göttinn Augustus' Gemahlinn Livia erkennen, doch mit den Attributen der Roma. Geschichtliche Personen in offenbar allegorischen Compositionen annehmen zu wollen, ist immer sehr bedenklich: entweder kennen wir ihr Bild überall nicht, oder wir kennen es aus andern Kunstwerken. Kennen wir es nicht, so bleibt eine solche Vermuthung willkührlich, und läßt sich weder bejahen noch verneinen: kennen wir es, so kann nur genaue Vergleichung der Züge zu einem sichern Ergebniß führen. Hier tritt zum guten Glück der letztere Fall ein: die schönen und charaktervollen Züge der Livia sind uns theils auf zahlreichen Münzen, theils und noch besser auf Gemmen von vorzüglich trefflicher Arbeit erhalten: alle aber ermangeln jeder Aehnlichkeit mit dieser Göttinn, und doch sind die Formen der Livia so leicht zu treffen, daß auch ein schwächerer

Künſtler ſo nie ganz hätte verfehlen können, geſchweige denn der unſrige, der in den Köpfen des Auguſtus, Tiberius und Germanicus gezeigt hat, welch ein Meiſter er auch im Treffen war. Dazu kommt noch manches andre. Dieſer Stein konnte nicht vor dem Jahr der Stadt 765 (12 n. Chr.) geſchnitten werden. Livia war damals beinah 70 Jahre alt, ihr Sohn Tiberius 53. Hätte alſo der Künſtler auch die lächerliche Schmeicheley nicht geſcheut, die 70jährige Greiſinn in der Geſtalt einer rüſtigen Jungfrau erſcheinen zu laſſen, ſo war er doch gewiß der Verkehrtheit unfähig, die Mutter in dieſen Jahren jünger zu bilden, als den Sohn. Ferner würde der Livia, als beiſitzender Throngenoſſinn (*πάρεδρος*, *σύνεδρος*) durch dieſen Platz ſelbſt gleiche Ehre mit dem Auguſtus und Theilnahme am Staatsleben, ja durch den Sitz zur Rechten ſogar höhere Würde zugeſprochen ſeyn, und doch iſt es bekannt, daß Livia nur durch kluge Vermeidung jedes Anſcheins von Einfluß auf den Kaiſer in 42jähriger höchſt glücklicher und nicht einflußloſer Ehe mit ihm gelebt hat. War alſo auch in einer Familienſcene, wie der Tiberianiſche Cameo ſie giebt, ein ſchicklicher Platz für ſie, ſo würde ſich doch in der Darſtellung einer öffentlichen Handlung, wie die gegenwärtige iſt, um ſo weniger ein ſolcher haben nachweiſen laſſen, als ſie erſt nach ihres Gemahls Tode von Tiberius zur Julia Auguſta erhoben wurde. Auch würde Livia nicht als Roma, ſondern als Juno dargeſtellt ſeyn, wie Prudentius bezeugt,

adiecere sacrum, fieret quo Livia Juno.

Endlich aber iſt unverkennbar, daß dieſe Geſtalt, dieſe Geſichtszüge vollkommen ideal ſind, daß ſie des individuellen Charakters der Bildniß-Aehnlichkeit durchaus ermangeln, und darum nicht die Livia allein, ſondern jede geſchichtliche Perſon ausſchließen.

Sonach iſt es wirklich unbegreiflich, wie man den bereits von Peireſc gezeigten, allein richtigen Weg ſo gänzlich wieder hat verlaſſen können, da doch für dieſen nicht weniger als alles ſpricht. Nie anders als in dieſer auffallenden Minervenähnlichkeit, nur minder ſtreng jungfräulich, mit erweicheteren Formen und mehr zur Mütterlichkeit hingeneigt, auch ohne Aegis und Meduſa, begegnet uns in zahlreichen Abbildungen die Göttinn Roma. Die Verwunderung über ein ſolches Verkennen wird dadurch geſteigert, daß der ſonſt ſo ſtreng prüfende Eckhel in der Erklärung eines andern hochgeſchnittenen wiener Sardonyx, der von unſerem Cameo bloß die beiden Hauptfiguren, den Auguſtus und die Roma als Zuſammenthronende, und umgekehrt nach der rechten Seite gewendet darſtellt, nicht wie Maffei und Millin gleichfalls die Livia, ſondern ohne weiteres die Göttinn Roma erkennt, und an keine Livia denkt, obgleich dieſe weibliche Figur nicht allein genau die Geſtalt jener Roma, ſondern auch völlig deren Geſichtszüge trägt, ſodaß man Livien entweder auf beiden oder auf keiner von beiden Gemmen annehmen müßte.

Die Verbindung des Kaiſers mit der Göttinn Roma zu einer ſitzenden Gruppe wurde darum ſo häufig in Bildwerken wiederholt, weil ſie einen beſtimmten geſchichtlichen Anlaß hatte. So oft nämlich eine Stadt oder Provinz des römiſchen Reichs beim Auguſtus nach herkömmlicher Schmeicheley um die Erlaubniß nachſuchte, ihm Tempel oder Altäre zu gründen, nahm er dieſe Ehre nur unter der Bedingung an, daß ſie ihm mit der Göttinn Roma zugleich erzeigt werde. So gedenkt Tacitus eines beiden gemeinſam geweihten Tempels zu Pergamus: unter den Trümmern der alten Mylaſſa

in Karien aber, sowie bei Pola in Dalmatien, haben sich bis jetzt prachtvolle Tempelruinen erhalten, deren Giebelfelder beide vereinigten Namen enthalten. Nichts jedoch wurde gewöhnlicher, als Münzen auf der Kehrseite mit einem Altar und der Legende Romae et Augusto. Ja, der Gebrauch dauerte weit über Augustus' Lebenszeit hinaus, und noch unter Nero's Herrschaft schlug man Münzen mit diesem Gepräge. Dadurch wurde es herbeigeführt, daß man Roma und Augustus wie zwei unzertrennliche Gottheiten betrachtete, und daß auch bildende Künstler diese Vorstellung in ihren Werken verewigten. Hier sind beide durch ein heilbringendes astrologisches Zeichen aufs innigste vereinigt.

Zu ähnlichen Bemerkungen, wie über die vorgebliche Livia, finden wir uns durch die andre weibliche Gestalt von vollen und üppigen Formen veranlaßt, die rechtshin mit Epheu gekränzt und ein Füllhorn haltend, von zwei Kindern umgeben, auf den Sitz des Thrones mit dem Ellenbogen aufgelehnt, behaglich hingegossen ruht. Rubens stellt auch hier eine geschichtliche Deutung auf: er sieht in dieser Frau die ältere Agrippina, des Agrippa und der Julia Tochter, Germanicus' Gattinn, doch als Securitas populi Romani dargestellt, worin er Eckard, Eckhel und Millin zu Beistimmenden hat. Nur Maffei hält sie einfach für eine Securitas oder Salus publica, für eine Juventus, Hilaritas, Foecunditas, Abundantia oder dergleichen, und er hat unstreitig Recht. So wenig als jene Roma irgend eine Aehnlichkeit mit Livia zeigt, so wenig diese allegorische Figur mit Agrippina, deren feine und scharfe Züge wir aus Münzen zur Genüge kennen, oder auch mit sonst einem Gliede des Augustischen Hauses. Auch ist sehr zu bezweifeln, daß man eine so kräftige Nacktheit, wie uns hier vor Augen gebracht wird, bei einer dem Thron so nahe stehenden Frau mit den hergebrachten Anstandsbegriffen vereinbar geachtet haben würde. Entscheidend ist aber auch hier die ideale Allgemeinheit der Züge und Formen, die nicht der Besonderheit einer einzelnen Persönlichkeit folgt, sondern lediglich einem auszudrückenden allgemeinen Begriff. Es ist hier ganz gleichgültig, welcher unter den von Maffei vorgeschlagenen Benennungen wir den Vorzug geben wollen: soviel spricht der erste Anblick aus, daß der Künstler eine gesegnete Ueberfülle des Daseyns hat veranschaulichen wollen, und dieser entspricht die Personification der Copia oder Abundantia oder Ubertas mit ihrem Füllhorn am unmittelbarsten. Doch soll auch kein andres allegorisches Wesen ausgeschlossen seyn: der Juventus oder laeta pubes legt Horaz die hedera virens, die immer grünende bei, die hier als Schmuck des Haares erscheint, und die Hilaritas auf den Münzen des Hadrianus ist von zwei Kindern begleitet, deren einem unser Stein zwei Kornähren beigiebt, als Bezeichnung des ländlichen Segens und Ueberflusses, der jeden andern Wohlstand bedingt.

Aber nicht bloß die Körperformen und Beiwerke sind wohlerwogen, wenn wir eine so allgemein allegorische Bedeutung annehmen: dasselbe Lob gebührt auch dem Platze, der der Gestalt im Steine angewiesen ist, und ihrer ruhenden Haltung. Wir finden sie hier zu einer gefällig abgerundeten Gruppe vergesellschaftet mit den übrigen anerkannt göttlichen Wesen, und es gehört zur Verständlichkeit und Deutlichkeit des Kunstwerks, die wir nicht unter seine geringsten Verdienste rechnen, Menschen und Götter nicht auf eine zwecklose Weise durcheinander zu werfen. Unsern Stein würde dieser Vorwurf treffen, wenn Agrippina hier eingeschoben wäre: ganz unerklärlich

aber bliebe ihre Theilnahmloſigkeit an der Haupthandlung, da doch in dieſer ihr Gemahl bedeutend mitthätig iſt.

Dieß iſt nur dann begreiflich, wenn dieſe Göttinn, ohne Theil zu nehmen an ihr, ausſchließlich zum Auguſtus in Beziehung gedacht wird. Sie bezeichnet den Segen, die öffentliche und allgemeine Wohlfahrt, die unter ſeiner Regierung ſich über das römiſche Reich verbreitet hatte: ihre ruhende Stellung deutet an, daß ſie ſobald nicht wieder von hinnen zu weichen gedenke, daß ihre Segnungen von langer Dauer ſeyn werden, und ſo dürfen wir vielleicht auch den Ring verſtehen, der ihren Hals umgiebt. Sowie er im untern Felde offenbar den gefeſſelten Barbaren bezeichnet, ſo ſcheint er hier andeuten zu ſollen, die Segensgöttinn ſey unauflöslich an des Auguſtus Thron und Reich gekettet. So bildete Phidias die Siegesgöttinn auf der Hand der Athene Parthenos ohne Flügel, um zu bezeichnen, daß der Sieg nie wieder hinweg ſcheiden ſolle von Athen.

Auf derſelben Seite, hinter dieſer Ruhenden, gewahren wir noch zwei ſtehende Geſtalten von reiferem Alter, beide ebenfalls allein mit Auguſtus beſchäftigt. In der am meiſten zurücktretenden, dem Kaiſer mit der Rechten den Eichenkranz über dem Haupte haltenden Frau erkennen wir an Schleier und Mauerkrone ſofort die Kybele als Mutter Erde. Nicht mit gleicher Sicherheit iſt der vor ihr ſtehende Mann zu beſtimmen, da er aller beſtimmenden Kennzeichen ermangelt. Aus dem Gegenſatz und der Zuſammenſtellung mit der Erde hat man geſchloſſen, es ſey Neptunus, und allerdings führt eine Art Nothwendigkeit auf den Gedanken, durch den vom Auguſtus dem Tiberius gewährten Triumph ſey die Weltherrſchaft vollendet, welches nun Erde und Meer huldigend anerkennen, jene aber reiche vorzugsweis den Kranz, weil dieſer letzte Sieg ein mit den Legionen zu Lande erfochtener ſey. Wir können nicht umhin im Weſentlichen beizuſtimmen. Doch wären wir geneigt, mit Ottfried Müller, an die Stelle des Neptunus den Oceanus zu ſetzen. Erde und Ocean, als Mutter und Sohn gehören Einer Götterdynaſtie an, und ſo wenig auch ſonſt aus Nichtvorhandenem gefolgert werden kann, ſo ſcheint doch hier auch die Abweſenheit des Dreizacks gegen den Neptunus zu zeugen.

Wir wenden uns zur andern Hälfte des obern Feldes. Dem thronenden Paar in der Mitte zunächſt ſteht ein kriegeriſcher Jüngling im Leibpanzer mit darüber geworfenem Feldherrnmantel. Alte Abbildungen laſſen den Cäſar Germanicus, Stiefſohn des Tiberius, nicht verkennen. An der ganzen Geſtalt iſt nichts zweifelhaft, außer einem ovalen Gegenſtande, den er auf der Bruſt trägt, und auf den er wie in ſtolzem Selbſtgefühl mit der linken Hand hinweiſt. Rubens' Vermuthung, es ſey der runde Knauf am Schwertgriff, erklärt ſich nur aus der Mangelhaftigkeit der Abbildung, die ihm vorlag und der er folgen mußte. Doch ahndet er ſelbſt ſchon das Wahre: es iſt die bulla triumphalis, die unter die ornamenta triumphalia gehört zu haben ſcheint, und daß ihm dieſe für ſeinen Antheil am pannoniſchen Siege verliehen wurden, wiſſen wir aus Dio Caſſius. Da eben daher bekannt iſt, daß Tiberius ihn unmittelbar mit der Siegesbotſchaft im J. d. St. 762 (9 n. Chr.) nach Rom entſandte, iſt es wahrſcheinlich, daß Auguſtus gleich damals den Anweſenden mit dieſen ornamentis belohnte, und er ſie alſo, als Tiberius ſeinen Triumph erſt zwei Jahre ſpäter feierte, damals ſchon ohne Anticipation tragen konnte.

Den Schluß nach der linken Seite hin macht der gleichfalls bildnißähnliche, besonders dem sehr ausgearbeiteten wiener Cameo gleichende Tiberius, als Triumphator mit dem Lorbeer gekränzt, mit dem Befehlshaberstabe und in der Toga. Er schreitet soeben herab vom Triumphwagen, dessen Viergespann die neben ihm stehende geflügelte Siegesgöttinn, den Palmzweig in der Rechten, lenkt und anhält. Und hier befinden wir uns in dem Momente der Handlung, die unser Sardonyx darstellt.

Schon im J. d. St. 759 (6 n. Chr.) war Tiberius von seinen Zügen gegen die Germanen, die er bis gegen die Weser und Niederelbe ausgedehnt hatte, abgerufen, weil die Pannonier und die mit ihnen verbündeten Dalmatier [1]) unter den beiden Batonen, dem Dysidiaten und dem Breuker [2]) sich nach Augustus' vergeblichem Triumphe im J. d. St. 725 (29 vor Chr.) und der nicht erfolgreichen Ovation des Tiberius im J. 745 (9 vor Chr.) abermals empört hatten. Tiberius, unter dem Germanicus befehligte, übernahm mit funfzehn Legionen die Führung des Krieges, den des Feindes Zahl, sein oft erprobter Kriegsmuth und die örtlichen Schwierigkeiten zu einem der gefahrvollsten dieser Zeit machten, sowie auch die öffentliche Meinung sich nach Sueton dahin aussprach, daß nächst den Karthagern das römische Volk nie einen furchtbarern Gegner gehabt habe. Erst nach dreijährigem Kampfe gelang es, alle Hemmungen zu überwinden und den Baton zur Unterwerfung zu zwingen. Die, wie wir erwähnt haben, durch Germanicus überbrachte Siegesnachricht erregte in Rom so große Freude, daß Augustus sich bewogen sah, dem Tiberius außer andern Ehrenbezeugungen auch die höchste, die des Triumphs zu verleihen. Die Auszeichnung war um so größer, als sie vom Augustus außerdem nur Einmal ertheilt war, dem Agrippa nach Besiegung der Bosporaner im J. d. St. 740 (14 v. Chr.), der sie aber bedächtig ablehnte, und nur die Ehrenzeichen des Triumphs annahm. Aber ehe noch Tiberius siegreich in Rom einziehn konnte, schlug eine neue Botschaft alle Gemüther desto tiefer danieder. Noch in demselben Jahre, das der pannonische Sieg verherrlicht, hatte Arminius die Legionen des Quinctilius Varus vernichtet. Die traurige Stimmung, in der sich mit Augustus die ganze Stadt befand, schloß jede Freudenfeier aus: auch mußten Tiberius und Germanicus vor allem nach dem empörten Germanien eilen, um zu retten, was noch zu retten war, und wenn auch nicht zu siegen, doch die Ruhe einigermaaßen herzustellen, worüber noch zwei volle Jahre verflossen. Nun erst, im Jahre 765 (12 n. Chr.), in welchem Germanicus zum erstenmal Consul war, konnten beide heimkehren und Tiberius seinen verspäteten Triumph halten. Hier erzählt nun Suetonius, als der Triumphwagen an die Stelle gekommen sey, wo man auf den Weg zum Capitol eingelenkt habe, sey Tiberius herabgestiegen vom Wagen und habe dem vorsitzenden Augustus knieend seine Ehrfurcht bezeugt: prinsquam in Capitolium deflecteret, descendit e curru seque praesidenti patri ad genua submisit. Bei wenig alten Kunstwerken möchte sich der Augenblick, der dem Meister vor der Seele schwebte, mit solcher Bestimmtheit nachweisen lassen.

Daß in eben dieser Triumphscene auch Germanicus auftritt, bedarf nun kaum noch besonderer Rechtfertigung. Er hatte den ruhmvoll beendeten Krieg

1) Dio Cass., 55, 28.
2) Dio Cass., 55, 29.

gemeinsam mit dem Tiberius geführt, er hatte die Siegesbotschaft überbracht, er hatte auch seinen Antheil gehabt an den Siegesehren, und erscheint daher auch mit diesen geschmückt. Gleichwohl mußte er in der Unterordnung gehalten werden, in der der Stein ihn zeigt, untergeordnet als Legat dem Imperator, als Sohn dem Vater. Nun aber sieht man auch, wie wohl der Künstler seinen Plan durchdacht hatte, als er nur drei Bildnisse zuließ, die des Augustus, des Tiberius und Germanicus, unter denen die ganze Handlung sich abschließt.

Sonach scheint es einzuleuchten, welcher Werth der hergebrachten Benennung Apotheose des Augustus zuzusprechen ist. Es ist vielmehr Augustus auf dem höchsten Gipfel seiner irdischen Größe durch den Sieg, den Tiberius unter Germanicus' Mitwirkung über die furchtbarsten Feinde des römischen Reichs errungen hat, mit Roma diese Größe theilend, die von Erde und Meer huldigend anerkannt, durch die Segnungen, die aus einer milden und weisen Regierung hervorgehen, vollendet wird.

Es war die letzte große Feier, welcher der 74jährige Kaiser beiwohnte, der zwei Jahre später sein Leben nach beendigten Kämpfen schloß, und nun die Ehre der Apotheose empfing.

Waltet also über der Darstellung des obern Raumes eine erhabene, wahrhaft olympische Ruhe, wie sie der großartigen Leidenschaftslosigkeit des ächten Römersinns ziemt: so bewegt sich dagegen im unteren Felde das irdische Leben mit all seinem Sturm und Drang desto gewaltsamer.

Auch hier geht alles ächt römisch her, aber in anderm Sinne: der Krieg treibt sein wildes Spiel: rüstige Waffenjugend erhebt über niedergeworfenen Völkern ihre Siegeszeichen, und weder die demüthige Hinfälligkeit des Greises, noch des Weibes Hülflosigkeit finden Erbarmen. In den Schwergepanzerten erkennen wir römische Veteranen: es genügt ihnen der Ruhm, gesiegt zu haben: sie errichten ihr Tropäum, ohne Mißhandlungen hinzuzufügen: nicht so die beiden Leichtbewaffneten gegenüber, die Wehrlose und Fliehende schonungslos bei den Haaren gefaßt haben. Sie fallen außerdem auf durch die Art ihrer Hauptbedeckung: der eine trägt einen runden Hut, der mit dem Petasus der Hermesstatuen große Aehnlichkeit hat, der andere hat ein Tuch durch das Haar geschlungen, das am Hinterkopfe wie in einen Sack zusammengefaßt ist. Daß die Hutform die der weißen, breitkrempigen thessalisch-macedonischen Kausia war, bezeugen alte Münzen, Steine und Schriftsteller (Stoschische Gemmensamml., Cl. II, Abth. XIII, Nr. 986; Cl. IV, Abth. I, Nr. 19; Steph. Thes., Vol. I, p. CLXIV, Vol. IV, p. 4937 B. Lond.; Reinig Soph. OC., 305; Valck. Theocr. Adon., p. 345; A. Mem. ap. Polyaen. 5, 44; Suid. s. v. *καυσία*; Anth. Palat. VI, 335). Hier kommt nun sehr erwünscht der Bericht des Vellejus, die verbündeten Pannonier und Dalmatier hätten ihre gesammte Heeresmacht in zwei Schaaren getheilt, deren eine sich gegen Italien gewendet, die andere einen Einfall in Macedonien unternommen habe. Hier wurden sie aber von den Brüdern Rhymetalkes und Rhaskyporis, gebornen Thrakern angegriffen und über die Grenzen zurückgeworfen [1]). Es ist wahrscheinlich, daß in diesem Krieger Macedonien personificirt wird, welches seine Streitkräfte mit den römischen vereinigt, und dadurch Antheil am Sieg wie an der Ehre

1) Dio Cass., 55, 30.

erworben hatte, auf diesem Cameo dargestellt zu werden. Ob die Tracht seines Nebenmannes auch macedonisch, oder ob sie vielleicht die eines andern Volkes ist, das anjetzt mit den Römern gegen gemeinsame Feinde gemeinsame Sache gemacht hatte, wagen wir nicht zu entscheiden. Gewiß ist, daß sie als Barbaren, Greise und Weiber mißhandelnd, den obsiegenden Römern entgegengesetzt werden.

In den beiden liegenden Gruppen sind Gefangene nicht zu verkennen, und zwar barbarische Gefangene, deren gewöhnliches Kennzeichen die den Römern wie den Griechen fremden langen Beinkleider, braccae, waren. Daß diese Tracht auch die der Pannonier und Dalmatier gewesen sey, erhellt aus der Bemerkung des Strabo, ihre Kleidung sey die der Gallier.

Die beiden männlichen Gefangenen bilden gleichfalls einen stark ausgeprägten Gegensatz, den des Trotzes und der Unterwerfung. Das mit sichtbarem Grimm seitwärts gedrehte, sehr kräftige Haupt mit seinem verwildérten Kopf- und Barthaar des einen tritt desto kräftiger hervor, da die Hände auf den Rücken gebunden sind. Die Stellung des andern ist die der tiefsten Erniedrigung: auch der Halsring scheint auf Knechtschaft hinzudeuten, wenn nicht hierin eine volksmäßige Eigenthümlichkeit ausgedrückt ist: die Gallier wenigstens waren gewöhnt, dergleichen torques zu tragen. Aus beiden Frauen spricht leidende Ergebung in ihr Geschick. Uebrigens ist die Stellung des knienden Greises auf Münzen die gewöhnliche Bezeichnung der Unterwerfung.

Rubens ist in der Bestimmung der beiden gefangenen Männer einen Schritt weiter gegangen: er nimmt sie für die feindlichen Feldherrn, als deren ausgezeichnetste Vellejus und Dio Cassius uns den Dysidiaten Baton und den Pinnes nennen. Da wir überdieß aus beiden Schriftstellern unterrichtet sind, daß alle bedeutenden Heerführer den Römern in die Hände gefallen und mit im Triumph aufgeführt waren, daß namentlich Baton sich selbst ergeben, Pinnes aber kriegsgefangen gemacht sey [1]), so wäre es nicht undenkbar, daß dieser in dem trotzig umblickenden, jener in dem kläglich flehenden gemeint sey. Auf allen Fall deutet der neben dem vermeinten Pinnes liegende, mit dem Gorgonenhaupt geschmückte Panzer auf einen vornehmen Krieger: während vom Baton Dio erzählt, er habe nicht eben rühmlich, nachdem ihm Tiberius das Leben geschenkt, seinen Kopf zum Abschlagen dargeboten, als habe er ihn von Rechtswegen verwirkt, ungefähr wie er auf dem Stein erscheint. Daß der Künstler sich etwas Aehnliches dabei gedacht habe, wollen wir also nicht bestreiten: doch scheint es nicht, als ob wirkliche Bildnisse zum Grunde lägen, wenn sie auch einem in Rom lebenden Künstler zu Gebote stehn konnten. Aber wir vermissen die zu einer solchen Annahme immer erforderliche Individualität der Gesichtszüge. Ganz haltlos ist Eckard's Einfall, einer der beiden Schwergewaffneten müsse der Unterfeldherr M. Lepidus seyn, dessen Vellejus und Dio Cassius gedenken [2]), und es ist nur wunderlich, daß er den andern Gepanzerten nicht auch gleich zu des Lepidus Mitfeldherrn Silvanus gemacht hat. Auch lassen sich mit eben soviel Recht in den Leichtgewaffneten Rhymetalkes und Rhaskyporis annehmen.

1) Dio casa. 56, 12. 16.
2) Vell. 2, 114 fg. Dio Cass. 56, 12.

Außer den übrigen Siegesbeuten, aufgerollten Decken und Teppichen wie es ſcheint, iſt nun noch ein Beiwerk übrig, das der Erörterung bedarf, der Skorpion auf dem Schilde zur Linken. Daß dieſer Schild kein römiſcher ſey, leuchtet ein: weder ſeine Form läßt es zu, noch dieſes Schildzeichen ſelbſt, das bei den Römern der Blitzſtrahl oder ein ihn haltender Adler zu ſeyn pflegt. Der Schild gehört demnach zum Tropäum, und iſt ein pannoniſcher oder dalmatiſcher. Dadurch wird aber das Zeichen nicht aufgeklärt. Sinnreich iſt allerdings der Weg, den Rubens einſchlägt: nach Manilius nämlich ſind unter dem Zeichen des Skorpions die Krieger, die Mörder, die Räuber geboren, und daher ſtehe ſein Bild jenen wilden und kriegeriſchen Völkerſtämmen wohl an. Doch iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Deutung etwas fern liegt, und daß die Geſichtszüge des einen Gefangenen denſelben Gedanken ſchon viel klarer ausſprechen. Vielmehr ſcheint hier Beziehung auf ein herkömmliches Schildzeichen obzuwalten, das damals aus dem pannoniſch-dalmatiſchen Triumph den Römern hinlänglich bekannt ſeyn mußte. Ueberhaupt liegen dieſe alten Anfänge der Heraldik, die in der Regel mit den Münzzeichen in genauem Zuſammenhang ſtehn, noch ſehr im Dunkeln, und ihre Aufklärung würde wahrſcheinlich über viele Werke der bildenden Kunſt, vielleicht auch über manche Dichterſtelle, ein noch nicht geahndetes Licht verbreiten. Soviel einzig bekannt iſt, war der Skorpion nur angenommenes Zeichen der Münzen von Afrika, dem Dauerlande ſolches Ungeziefers. Es wäre aber auch möglich, daß einer der überwundenen und gefangenen barbariſchen Feldherrn ihn im Schilde geführt hätte, und daß er mehr Familienwappen als Zeichen des Landes geweſen wäre. Oder war es eine Art von Monogramm des Künſtlers, vielleicht mit irgend einer Anſpielung auf ſeinen Namen oder ſeine Heimath? Denn was Horapollon in ſeinen räthſelhaften Hieroglyphendeutungen meldet, der Skorpion ſey das Sinnbild eines den Gegner langſam tödtenden Feindes, können wir füglich auf ſich beruhen laſſen. Endlich aber wollen wir noch bemerken, daß auf einer Gemme der Stoſchiſchen Sammlung (Cl. IV, Abth. II, Nr. 220) der Kopf des Tiberius auf der Rückſeite gleichfalls den Skorpion hat, freilich mit gleich dunkler Beziehung. Wollen wir aber annehmen, der Skorpion ſey Tiberius' uns ſonſt unbekanntes thema genethliacon geweſen, ſo iſt alles klar. Die Veteranen haben nach gewohnter Sitte das Symbol des ſiegreichen Feldherrn auf den erbeuteten Schild geſchrieben, der am Tropäum befeſtigt iſt, und es wird dadurch das untere Feld der Darſtellung in unmittelbare Beziehung mit dem obern geſetzt. Wie wir aber auf dieſem das Geſtirn des Auguſtus herrſchen ſehn, ſo ſehn wir auf jenem den Stern des Tiberius walten, und dieß möchte wohl die natürlichſte Auslegung ſeyn [1]).

Daß dieſer Stein noch bei Auguſtus' Lebzeiten geſchnitten iſt, läßt ſich nicht bezweifeln: nur dadurch hatte er Werth und Bedeutung. Da aber Auguſtus jenen Triumph um keine vollen zwei Jahre überlebte, ſo wird die

1) [Eine weitere Ausführung dieſer Vermuthung enthält Fr. Passovii de Scorpio in gemma Augustea coniectura, zuerſt gedruckt als Prooemium des lectionis-Verzeichniſſes der breslauer Univerſität für den Sommer 1833, dann in der Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft, 1834, Nr. 2, und in Fr. Passovii opuscula academica, p. 321 bis 329.]

Zeit seiner möglichen Anfertigung in ziemlich enge Grenzen zusammengedrängt in die Jahre 13 und 14 nach Chr.

Unstreitig der berühmteste Steinschneider dieses Zeitalters war Dioskurides. Er hatte den Kopf des Augustus geschnitten, dessen dieser und die späteren Kaiser sich zum Siegelringe bedienten, auch sind noch mehrere Steine von vorzüglicher Arbeit vorhanden, die seinen Namen tragen: doch sind nach den Untersuchungen des größten jetzigen Gemmenkenners, des Staatsrathes von Köhler in Petersburg, nur sechs davon als ächt zu betrachten, und die übrigen alle haben erst im vorigen Jahrhundert den Namen dieses Künstlers durch artistischen Betrug bekommen. Vollends werthlos aber ist die Vermuthung Mariette's, daß uns in unserm Sardonyx eines der vollkommensten Werke des Dioskurides erhalten sey. Denn abgesehn von dem Willkührlichen eines solchen Versuchs im Rathen, geben uns die ächten der mit seinem Namen bezeichneten Steine einen ganz abweichenden Begriff von dem Charakter seiner Kunstausübung. Wir kennen ihn mit Sicherheit nur aus Intaglio's, kleinen tiefgeschnittenen Gemmen von der höchsten Sauberkeit im Einzelnen: daß er sich aber auch in Cameen, zumal in Cameen von solcher Größe, mit solcher Meisterschaft versucht habe, sind wir auf keine Weise anzunehmen berechtigt. Ueberdieß war die Zahl griechischer Künstler im Augustischen Zeitalter zu Rom sehr bedeutend, und wird es dadurch glaubhaft, daß jeder ausgezeichnete Steinschneider nur ein gewisses Fach seiner unendliche Uebung erfordernden Kunst bearbeitet hat. Denn daß der Meister ein Grieche gewesen, ist höchst wahrscheinlich, da die Steinschneidekunst wie alle bildende Kunst ausschließlich in den Händen dieses Volkes blieb, und in der langen Reihe der Steinschneider kein einziger Römer mit Sicherheit nachgewiesen werden kann.

Habe indeß der Künstler geheißen, wie er wolle, zu den besten seiner Zeit hat er gewiß gehört. Die geistvolle Auffassung des Moments, die glückliche Benutzung der gegebenen Umstände und die verständige Wahl der Motive dürfte aus dem Gesagten deutlich hervorgehn. Die Meisterschaft in der Technik giebt sich besonders in dem äußerst zart gehaltenen, wenig erhobenen und doch so bestimmt gezeichneten Relief zu erkennen, wie es sich zuweilen auch in halberhobenen Marmorarbeiten findet, stets als untrügliches Zeichen bedeutender Meisterschaft. Eine gewisse Eintönigkeit in der Behandlung, besonders Gleichförmigkeit der Falten und Gewänder, daher eine merkliche Kälte und Trockenheit im Ganzen, ist freilich nicht wohl zu verkennen. Sie thun allerdings dem wahren Leben und der vollkommenen Schönheit Eintrag: Entschuldigung aber finden sie in der beschränkenden Kunstgattung und mehr noch in dem Geist der Zeit, die das rein Schöne sich nicht mehr entfalten ließ.

Daniel von Cölln [1]).

Nur die Ueberzeugung, den Wünschen vieler Befreundeten entgegen zu kommen, hat dieſe Zeilen hervorgerufen: ſonſt würde den Verfaſſer derſelben eben ſo ſehr das Gefühl friſcher Trauer zurückgehalten haben, das noch keiner genügenden Darſtellung Raum giebt, als die Ueberzeugung, daß der Mann, dem dieſe Worte gewidmet ſind, der reifſten und durchdachteſten Schilderung von ſachkundiger Hand würdig iſt, wie wenige. Möge das hier Gegebene als einfacher Erguß der Freundſchaft, als vorläufige Mittheilung für herzlich Theilnehmende Nachſicht finden, bis ein gediegeneres Denkmal anerkennender Verehrung es vergeſſen machen wird.

Daniel Georg Conrad von Cölln, Nachkomme eines mähriſchen, wahrſcheinlich noch vor dem dreißigjährigen Kriege wegen Religionsverfolgungen ausgewanderten adeligen Geſchlechts von Beeß, das, in Cöln am Rhein angeſiedelt, ſeinen Namen wechſelte, wurde am 21. December 1788 zu Oerlinghauſen im Fürſtenthum Lippe-Detmold geboren. Den erſten Unterricht verdankte er ſeinem Vater, Ludwig Friedrich Auguſt von Cölln, einem ausgezeichneten, auch als religiöſen Schriftſteller nicht unrühmlich bekannten Geiſtlichen, der 1797 als General-Superintendent und erſter reformirter Prediger nach Detmold verſetzt wurde, wo er 1804 ſtarb. Des wahrhaft frommen, beſonders durch ſeine Bemühungen um das Armenweſen preiswürdigen Mannes Lehre und Beiſpiel, der noch lebenden Mutter Sorge und Liebe für den körperlich ſchwächlichen Knaben hatten ſo tiefe Wurzeln in ſeinem Gemüthe geſchlagen, daß ſeine ſittliche Erziehung, bei dem frühen Tode ſeines Vaters, als vollendet betrachtet werden konnte. Seine wiſſenſchaftliche Bildung begann auf dem Gymnaſium zu Detmold: in den alten Sprachen empfing er durch Habicht (jetzt Rector und Profeſſor zu Bückeburg) eine treffliche Grundlage, auf welcher der bei mancher Sonderbarkeit gründlich gelehrte und amtseifrige Rector G. D. Köler mit Erfolg fortbauen konnte. Die Begeiſterung für das claſſiſche Alterthum, die damals in ihm entzündet wurde, befeſtigte ſich, und blieb ihm ſein ganzes Leben durch

---

1) Ueber ſein Leben vergl. Heinr. Hoffmann's Monatsſchrift von und für Schleſien, Jahrg. 1829, Bd. 1, S. 141 (beſonders litterariſch, von ihm ſelbſt mitgetheilt). Juſti's Grundlage zu einer heſſiſchen Gelehrtengeſchichte von 1806 bis 1830, 1831. S. 64 f. (ſehr gehaltreiche und ausführliche Autobiographie). Converſationslexikon der neueſten Zeit und Litteratur, 1832. Bd. 1, S. 467 (nach eigenen Mittheilungen).

treu *). Für das Studium der Theologie hatte er ſich ſchon früh entſchieden, eben ſo ſehr nach eigener Wahl, wie auf den Wunſch der Eltern. Sein nachheriger Schwager Paſſavant, jetzt erſter Prediger an U. L. F. in Bremen, förderte den Jüngling mehrfach, durch Unterricht im Hebräiſchen und in der chriſtlichen Religion, am bedeutendſten aber durch ſein Vorbild. So oft Cölln ſpäterhin von dieſes Lehrers ſtrenger Redlichkeit, von ſeinem unerſchütterlichen Wahrheitsſinn und ſeiner ungeheuchelten Frömmigkeit mit inniger Verehrung redete, drängte ſich unwillkührlich das Gefühl auf, er ſchildere im Lehrer ſich ſelbſt. Ihm vor allen dankte er es, frühe Hinneigung zu religiöſer Schwärmerei überwunden, ängſtliche Zweifel gedämpft, und jenen ſittlichen Ernſt in ſich begründet zu haben, der ſein ganzes Weſen erfüllte und durchdrang.

So bezog er, in jedem Sinne reif, um Oſtern 1807 die Hochſchule zu Marburg. Seinen Hauptzweck feſt im Auge haltend ſchloß er ſich vor allen an den ehrwürdigen, von ihm kindlich geliebten Arnoldi, an Münſcher und Hartmann an, den exegetiſchen Vorleſungen des erſten, den kirchengeſchichtlichen und dogmatiſchen des zweiten, der Einleitung des letzten ins Arabiſche, Chaldäiſche und Syriſche verdankte er vorzugsweiſe Belehrung. Wachler's geſchichtliche Vorträge regten, wie ſo viele treffliche Jünglinge, auch ihn zu hiſtoriſchen Studien, Creuzer und Tennemann zu philoſophiſcher Forſchung an. Im Herbſt 1809 hatte er ſeinen theologiſchen Curſus beendet, und er kehrte nun auf kurze Zeit in ſeine Heimath zurück, wo er ſich nach rühmlich überſtandener Prüfung unter die Candidaten des Predigtamts aufnehmen ließ.

Aber noch in demſelben Herbſt begab er ſich nach Tübingen, um ſich dort mit der ſymboliſch-orthodoxen Dogmatik, der Polemik und der lutheriſchen Exegeſe vertraut zu machen, worin ihm Schnurrer und beſonders die beiden Statt erwünſchte Lehrer wurden: auch hörte er bei Conz über Sophokles, Ariſtophanes und Tacitus. Inzwiſchen war er auch körperlich mehr und mehr erſtarkt, obgleich ſein rechtes Auge auch äußerlich bemerkbar ſehr ſchwach blieb: gewandt in Leibesübungen, muthiger, ja verwegener Reiter, tüchtiger Fußwanderer, ſchloß er ſein tübinger Leben mit einer anziehenden Fußreiſe durch die Schweiz und Savoyen, die Hellwag aus Eutin und der nachmals als Botaniker und freiſinniger Volksredner berühmt gewordne züricher Hegetſchweiler mit ihm unternahmen. Heimgekehrt ging er noch auf ein Jahr nach Göttingen, ſchon mit dem beſtimmten Vorſatze, ſich für das akademiſche Lehramt auszubilden, und darum mehr die reichen Schätze der Bibliothek, als die Vorträge einzelner Lehrer benutzend, woran ihn auch einige Hartherzigkeit bald mehr, bald weniger hinderte: doch beſuchte er noch mit Eifer die Vorleſungen der verſtorbenen Wunderlich und Schulze, ſo wie der noch mit Segen thätigen Heeren und Tychſen.

Im Herbſt 1811 aber that er den bedeutendſten Vorſchritt zu Erreis-

---

*) Unvergeßlich werden einem vertrauten Kreiſe breslauer Gelehrten die Abende bleiben, die ſie wöchentlich Einmal mit ihm zu geſelliger Leſung des Platon verſammelten. Noch acht Tage vor ſeinem Ende war er in ahndungsloſer Heiterkeit mit ſeinen Freunden zur Leſung des Gorgias vereint (9. Februar), er ſelbſt trug zuletzt vor (Gorgias, Cap. 76—80 Heind.) und nie erinnerten ſich die Verſammelten eines ſo lebendigen, geiſtig angeregten Vortrages von ihm.

chung seines Lebensplanes, indem er sich durch Vertheidigung seiner Inaugural-Dissertation, über das Zeitalter des Propheten Joel, in Marburg den philosophischen Doctorgrad erwarb, worauf er sich sofort in der philosophischen Facultät als Privatdocent habilitirte, und seine Vorlesungen über mehrere theologische Disciplinen begann. Es folgten mehrere Erweiterungen seines Wirkungskreises rasch auf einander: 1814 wurde er zum ersten Aufseher bei dem kurfürstlichen Alumnat (Major) ernannt, 1816 zum Stellvertreter des ersten Predigers an der reformirten Universitätskirche, in demselben Jahre zum außerordentlichen Professor in der theologischen Facultät, und am 31. October 1817, bei der Säcularfeier der Reformation, zum Doctor der Theologie. So erfreulich sich nun auch seine amtlichen und persönlichen Verhältnisse in Marburg gestalteten, so war es doch begreiflich, daß ihn im Frühjahr 1818 ein Ruf als Professor in der philosophischen Facultät in das anmuthige Heidelberg reizte. Doch überwog ein zweiter, wenige Tage später erhaltener Antrag zum ordentlichen Professor der Theologie an der Universität Breslau. Zu den übrigen Vorzügen einer großen, mit bedeutenden wissenschaftlichen Hülfsmitteln reichlich ausgerüsteten Stadt kam die Aussicht auf eine erweiterte akademische Wirksamkeit, wie sie sich nur an einer hoffnungsvoll aufblühenden Hochschule unter dem Schutze der jetzt höhere Zierden fördernden preußischen Regierung erwarten ließ. Auch hatte er nicht zu viel von seinem neuen Wirkungskreise gehofft.

Nachdem er am 17. Mai 1819 sein Amt in Breslau angetreten hatte, wurde ihm gleich im Jahre 1819 die Leitung der dogmen-historischen Uebungen am theologischen Seminarium übergeben, 1821 wurde er zum Mitgliede des Consistoriums von Schlesien für die Prüfungen der Predigtamtscandidaten, und 1829 zum Consistorialrath ernannt.

Andere jährlich neu zu besetzende Aemter, wie die Theilnahme an der wissenschaftlichen Examinationscommission und den Candidatenprüfungen im Großherzogthum Posen, bezeugten nicht minder das Vertrauen, das die Behörden in ihn setzten. Auch war er einmal Decan seiner Facultät, und leitete als solcher im Jahre 1822 die allgemeine Synode der Geistlichkeit Schlesiens, die sich zur Vorbereitung der Union beider evangelischen Kirchen am 1. und 2. October in Breslau versammelt hatte.

Wie groß aber auch der Nutzen war, den er im eigentlichen Geschäftsleben durch unermüdliche Thätigkeit und Treue stiftete, so ist doch nichts mit dem Segen zu vergleichen, der von ihm als akademischem Lehrer ausging. Zwar wurden seine Vorlesungen nicht gleich anfangs nach ihrem Werthe anerkannt, weil seine Aussprache für den Anfang etwas Fremdes und Unverständliches hatte; aber sehr bald siegte ihre wissenschaftliche Gediegenheit über jedes äußere Hinderniß; sein Beifall wuchs von Jahr zu Jahr, wie seine Lehrübung und der Umfang seiner Gelehrsamkeit zunahm, und so wurde er schnell einer der geliebtesten Lehrer, zu dessen festgegründetem Beifall sein Wissen und seine Gesinnung zusammenwirkten, Eigenschaften, die auch die unwandelbare Dauer desselben verbürgten.

Seine akademische Wirksamkeit umfaßte nach und nach die ganze historische Theologie (Kirchen- und Dogmengeschichte, Patristik, Symbolik), außerdem die theologische Encyklopädie, biblische Theologie, Isagogik und Exegese, besonders des alten Testamentes; eine Einleitung in die Dogmatik wollte er mit dem nächsten Halbjahr beginnen, und der Entwurf hat sich

unter seinen Papieren vorgefunden. Alle seine Vorträge aber zeichneten sich aus durch die höchste Klarheit, Bündigkeit und Folgerichtigkeit, durch eine stets neue Umgestaltung des Gegenstandes, so oft er diesen neu zu behandeln hatte. Es waren jedesmal die reifsten Ergebnisse rastlos fortgesetzter und erneuter Forschungen.

Bei dieser strengen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seines unmittelbarsten Lehrberufes hätte man sich nicht wundern dürfen, wenn seine schriftstellerische Thätigkeit untergeordnet geblieben wäre. Doch war das keineswegs der Fall; gegen alle Vielschreiberei zwar hegte er den entschiedensten Widerwillen, aber was er gab, war durchaus trefflich und gediegen nach Form und Inhalt. Seine lateinisch abgefaßten akademischen Schriften über Zephanias, 1818, über die marburger Theologen unter Philipp dem Großmüthigen, 1827, und über die augsburger Bekenntnisse Melanchthon's und Zwingli's, 1830, seine Schrift über den innern Zusammenhang der Glaubenseinigung und Glaubensreinigung, 1823, seine historischen Beiträge zur Erläuterung und Berichtigung der Begriffe: Pietismus, Mysticismus und Fanatismus, 1830, die von ihm und David Schulz gemeinschaftlich verfaßte Schrift über theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten, 1830, die in 14 Tagen zwei Auflagen erlebte; und als Schleiermacher in einem Sendschreiben dagegen auftrat, die zwei an diesen gerichteten Antwortschreiben für geistesfreie Behandlung der Dogmatik, 1831, (von diesen beiden Antworten ist die erste von Schulz, die zweite von Göllin, wie ein jeder, der beide Männer kennt, bald inne werden wird: da aber fast alle öffentlichen Beurtheilungen sich zu der entgegengesetzten Meinung haben verleiten lassen, scheint es hier der passendste Ort, diesen Irrthum zu berichtigen, ehe er sich noch weiter verbreitet und festere Wurzel faßt); ferner seine zu einem völlig neuen Buche erwachsene Bearbeitung von seines alten Lehrers Münscher Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte, 1832 [1]), seine Abhandlung über das Symbol der Theokratie im Hebraismus in Wachler's Philomathie [2]), endlich seine gehaltvollen Beiträge zur Ersch-Gruber'schen allgemeinen Encyklopädie (z. B. Clemens von Alexandria, Clementina, Didymus, Dionysius der Areopagit, Donatisten, dordrechter Synode, Hieronymus), und seine zahlreichen Recensionen, besonders in der hallischen Literaturzeitung, in denen oft Resultate jahrelangen Forschens niedergelegt sind, — würden vollkommen hinreichen, ihm einen dauernden Namen unter den gelehrtesten und gedankenreichsten Theologen unserer Zeit zu sichern. Das Werk jedoch, das als der Inbegriff aller seiner tiefsten Studien betrachtet werden darf, liegt noch, nur seinen Zuhörern wohl bekannt, in seinen Papieren: es ist seine biblische Theologie. Um so mehr freuen wir uns, es

---

1) Zwar ist bis jetzt nur der erste Band erschienen, der die alte Zeit bis Ende des siebenten Jahrhunderts umfaßt, aber die erste Hälfte des zweiten Bandes bis zum Reformationszeitalter liegt druckfertig da und wird bald nach Ostern erscheinen können; auch die zweite Hälfte, die das Ganze abschließt, wird sich vermuthlich aus dem schriftlichen Nachlaß zusammen ordnen lassen.

2) Der philomathischen Gesellschaft in Breslau war er funfzehn Jahre lang thätiges werthes Mitglied. Außerdem hatte ihn die vom Professor Illgen in Leipzig gestiftete historisch-theologische Gesellschaft im Jahre 1831 zu ihrem Mitgliede erwählt.

höchſt wahrſcheinlich machen zu dürfen, daß dieſe Arbeit aus ſeinen muſterhaft geordneten Heften durch einen würdigen Freund wird ans Licht geſtellt werden können. Auch eine Sammlung kleinerer Schriften glauben wir anjetzt ſchon von ihm verheißen zu dürfen.

So ſtand Göllin in der ſchönſten Mittelhöhe des Lebens, in der friſchen und rüſtigſten Thatkraft da, anerkannt von ſeinen Obern, geachtet von ſeinen Mitbürgern, wie von der gelehrten Welt, geliebt von ſeinen Freunden, verehrt von ſeinen Schülern, vor allem aber beglückt im Beſitz einer gleichgeſinnten Gattin und vier blühend gedeihender Kinder, in der Hoffnung eines fünften. Aber wen Gott liebt, den ruft er früh.

Am 11. Februar 1833 Vormittags hielt Göllin noch mit gewohnter Luſt und Liebe ſeine Vorleſungen; um Mittag klagte er über Unbehagen und plötzlich ausbleibende Eßluſt; dennoch leitete er Nachmittags als Decan eine Sitzung ſeiner Facultät, kam aber ſo erſchöpft nach Hauſe, daß er ſogleich zu Bette gehen mußte. Er hat es nicht wieder verlaſſen. Was als rheumatiſch-gaſtriſches Fieber begonnen hatte, ließ bald bedenklichere Nervenzuſtände befürchten; aber gegen alles Erwarten ſchnell, ſchon am 17. Februar, den Sonntag Eſtomihi, Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr, endete ein Nervenſchlag das theure Leben. Wer ihn noch am letzten Abend ſah, glaubte einen ruhig Schlummernden zu ſehen.

Am 20. Februar früh nach 9 Uhr wurde unſer Freund auf dem Friedhofe der reformirten Gemeinde beſtattet: die ganze Hochſchule folgte ſeiner Hülle: ſein Freund, Superintendent Wunſter, ſprach in würdiger Rede [1]) die Gefühle der zahlreich Verſammelten aus. Die Seinigen feiern in gottergebener Trauer ſein Andenken.

Göllin's Weſen war ſo edel-einfach, daß wir glauben, es in wenig Worten zuſammenfaſſen zu können: im Handeln Wahrheit, im Forſchen Gründlichkeit und Tiefe.

---

1) Sie iſt auf allgemein ausgeſprochenen Wunſch zum Beſten der Krankenanſtalt der Studirenden im Druck erſchienen.

Gedichte.

Italieniſche Sprache.

Holde Sprache der Liebe, dich ſchuf dem zarten Gekoſe
Freundlich Mutter Natur, drückte von Myrthen den Kranz
Die auf das duftende Haupt, und es flochten unſterbliche Sänger
In den unſterblichen Kranz himmliſche Blüthen dir ein.
Schwanden die Trefflichen auch wie der flüchtige Schatte dahinſchwebt,
Immer noch tönt ihr Geſang lieblich der liebenden Bruſt.

Neujahrsnacht.

In jener Nacht, wo an die ew'gen Glieder
Der Zeit, den neuen Kreis die Sonne bindet,
Nun Freud' und Leben ſich der Flur entwindet,
Sandt' Eros ſeinen erſten Pfeil mir nieder.

Und Freude ſtrahlt mir nicht, noch Leben wieder,
Wenn aller Herzen auch ihr Kranz umwindet,
Mir kehret nie das Glück, das einmal ſchwindet,
Entfloh es ſelbſt dem ſchönen Traum der Lieder.

Auf ewig, wie die Zeit im Tanz der Horen,
Iſt meine Ruhe mir dahingeſchwunden,
In holden Zaubertönen eingewieget.

Und willig hat mein Buſen ſie verloren,
Nun mich ein ſchöneres Gebild umwunden,
Und meines freien Sinnes Stolz beſieget.

An den Bach.

Liebes Bächlein, ſonſt ſo leiſe
Walltest du im Grünen hin,
Küßten deine treuen Wellen
Sanft der Ufer Immergrün.
Höher hebſt du nun die Fluthen
Und die Waſſer rauſchen laut,
Seit ich meines ſüßen Mädchens
Theuren Namen dir vertraut.

Grüne Bäume, ſonſt ſo heimlich
War's in eurem Blätterdach:
Erdenlaut war hier entſchlafen
Nur Aedon oben wach.
Stolz nun rauſchen eure Kronen,
Laut vom fremden Schall durchbebt,
Weil Ihr Nam' in eurem Schirme
Meinen Lippen oft entſchwebt.

Hohe Lieder gab die Muſe
Andern und Unſterblichkeit:
Nur der Liebe ſtiller Feier
Hat Urania mich geweiht.
Lorbeern um des Hohen Stirne
Schlang der ernſten Göttin Hand,
Die der kleinen Myrthe Zweige
Nur durch meine Locken wand.

Stolz erhebt des Herrſchers Scheitel,
Stolz in Schätzen ſich und Macht:
Ruhmgekrönet ſtrahlt der Sieger
Herrlich in Triumfes Pracht.
Doch der kindlich frohen Seele
Blumen gab ein Gott und Scherz,
Und er gab mir die Geliebte,
Mir ein liebend treues Herz.

Euch vertraut' ich Ihren Namen,
Meine Thränen jenem Hayn,
Meine Wonnen dieſem Thale,
Jenem Berge meine Pein.
Darum rauſchet, rauſchet leiſe,
Liebes Bächlein, Bäum' im Thal.
Seyd nicht einzig die Vertrauten,
Nur Geſchöpfe meiner Wahl.

Aber wallet Sie im Grünen
An der klaren Fluth entlang,
Höher hebt euch dann, ihr Wellen,
Bäume lispelt Liebesklang,
Daß ihr Sie, die Holde, ſchauet,
Daß in eurer Blätter Laub
Des Geliebten ferne Stimme
Grüße die geliebte Braut.

Umhüllung [1]).

Wenn meines Buſens ſehnſuchtsvolles Regen
Des ſchönen Lenzes Wiederkehr verkündet:
Ein innig rührend, dunkles Locken windet
Mich dann der jugendlichen Flur entgegen.

Ich walle, ſchweifend, hin auf Blumenwegen,
In deren Labyrinth mein Blick entſchwindet,
Und, ob der Sinn des Denkens auch erblindet,
Erhebt das Herz ſich doch zu raſchern Schlägen.

Ich kann der Blumen Sprache nicht verſtehen:
Doch ahnd' ich, wenn mich ihre Augen ſchauen,
Daß wohl nur Liebe ihnen ſich enthübe.

In Farben ſpielt ihr um die ſüße Liebe.
Alſo umſpielt der herrlichſten der Frauen
Verklärten Geiſt der Anmuth holdes Wehen.

---

1) [Für die hier folgenden elf Sonette vergl. „Leben und Briefe." S. 61.]

Winter.

Verhüllt in Nebel ſteht des Bergwalds Firne
Starr über klang- und farbeloſen Zweigen,
Der Sfären Harmonie iſt tödtlich Schweigen,
Und Sterben wohnet auf des Weltalls Sterne;

Denn in des Abends Schooß ging das Geſtirne,
Dem Lebensquellen, reich und froh, entſteigen,
Würdig, nur lichtern Kreiſen ſich zu zeigen,
Als ob des ird'ſchen Staubs es, lächelnd, zürne.

Drum ſind die Blumen all in Nacht befangen,
In tiefem Schlaf ruht ihre Schweſter Liebe,
Und träumt nur, ahndend, noch entſchwundne Wonnen:

Doch hoch erröthen wohl die bleichen Wangen,
Und vom geſchloßnen Blick weicht Nacht und Trübe,
Wenn ſtrahlend dem Gefild aufgehn zwei Sonnen.

Frühling.

Vom Frühling reden ſchon der Bäume Sproſſen,
Die Farben ſteigen aus des Dunkels Grüften,
Der Winter birgt ſich in den alten Klüften,
Und rings ſind Blumenkelche aufgeſchloſſen.

Doch fühl' ich noch kein Frühlingswehn ergoſſen,
Noch athm' ich keine lauen Liebeslüfte,
Kein offner Kelch noch hauchet Blüthendüfte,
Von Liedern iſt der Wald noch nicht durchfloſſen.

Da naheſt du, und Liebeshauch und Töne
Und Farben, Düfte, Klänge kehren wieder,
Und Lenz und Liebe lacht von lichten Höhen.

Die Blume ſtrebt empor, daß ſie dich kröne,
Nur, dich zu feiern, tönen rings die Lieder,
Und: Liebe! will dir jeder Hauch zuwehen.

Blumenleben.

Dem dunkeln Schooß der Erden froh entbunden,
Aufſtreben wir zu Lichtes goldnem Scheinen:
Uns tränkt die Mutterbruſt des heil'gen, reinen,
Bis grünes Farbengold uns friſch umwanden:

Gedeihenbringend ſchaun auf uns die Stunden,
Daß ſich die Trieb' im Mittelpunkt vereinen,
Wo, glänzend, ſie als Blüthenkelch erſcheinen,
Sobald ſie ihres Daſeyns Ziel gefunden.

Der Liebe Morgenthau nun einzutrinken,
Erſchließen wir der weichen Lippen Blume,
Vollendend unſer ſchönes Blumenleben.

Der nächſte Morgen ſieht uns, ſchmachtend, ſinken.
Wir ſterben, lächelnd, in dem Heiligthume,
Eh' wir das ſüße Sehnen ſahn entſchweben.

Menſchenleben.

In Schmerzen an das Tageslicht entbunden,
Begrüßen, weinend, wir der Sonne Scheinen.
Bewußtlos, freudlos flieht die Zeit der Reinen,
Bis uns, erwacht, der Erdengeiſt umwunden.

In friſcher Kraft blühn dann genoßne Stunden,
Gefühle fühlen wir in uns ſich einen,
Die Liebe ſehn im Oſten wir erſcheinen;
Doch kaum gefunden, iſt ſie ſchnell verſchwunden.

Der Blüthen ſtolze Krone, ſie muß ſinken,
Verwelken muß der Flammentrieb der Blume,
Damit der Stamm, verdorrt, nütze dem Leben.

Wir wallen vorwärts, Trübſinn einzutrinken,
Daß wir nur mehr abirrn vom Heiligthume,
Und leben, weit vom Leben wegzuſchweben.

Unſer Leben.

Ein roſenfarbig, ewig wachend Träumen,
Ein Irren in Elyſiums goldnen Auen,
Zur hohen Heimath ein ſehnſüchtig Schauen,
Sehn purpurn wir die Lebenswoge ſchäumen:

Im Hayn von glanzgewobnen Wunderbäumen
Vernehmen wir Geſänge niederthauen,
Und, ob die Fernen auch im Abend grauen,
Fließt magiſch Licht in ungemeßnen Räumen.

Gern in die Aetherflammen hingeſunken,
Haben wir auf dem myſtiſchen Altare
Uns ſelbſt zum Opfer, flammend, angezündet.

Doch, ehe noch verſprüht die Kraft der Funken,
Erglänz' ein Todtenkranz um unſre Haare
Die Glut, die unſer Leben hat entzündet.

Kommen.

Aufathmend, ſtrebt mein Buſen fort ins Freie.
Bald fühlt er leis von Ruhe ſich umzogen.
Schon iſt der halbe Weg zum Ziel durchflogen.
Von fernher lockt befreund'ter Berge Reihe.

Im Abendgold erglüht der Fernung Bläue;
Im dunkeln Purpur zittern Sehnſuchtswogen;
Und, liebeglühend, ſenkt der blaue Bogen
Sich dort hernieder um die ferne Treue.

Und nah und näher bebt der Wege Spielen,
Und ſeine weichen Flammenarme theilet
Der Himmel, hin an ſeine Bruſt zu ſchweben.

Ergieße, ihr Wonnen, euch, dieß Herz zu kühlen! —
O weilet noch, Minuten, weilt! — Nein, eilet,
Im höchſten Leben ſeel'gen Tod zu geben.

Scheiden.

Der kalte Anhauch nächtlicher Gewalten
Scheint, ſchleichend, über Feld und Wald gegangen.
Hier ſah ich geſtern reiche Freude prangen,
Die heut' entflohn vor dunkler Geiſter Schalten.

Wie zogen zaubriſch lächelnde Geſtalten
Mich durch die Aun mit blühendem Verlangen!
Nun weht es rauh um meine bleichen Wangen,
Und bang ergreift mich ſeelenlos Erkalten.

Ihr ſeyd dieſelben wohl, ihr Aun, geblieben:
Doch ich durchwall' euch mit gewandtem Sinne,
Denn all mein Sehnen blieb dort drüben,

Das jüngſt, in Fantaſien von junger Minne
Voraufgehnd, Blumen in den Pfad mir ſtreute,
Und all die Auen mir zu Tempeln weihte.

Einſamkeit.

Ob ich mich weit auch weg von Menſchen ſtehle,
Wo todte Klänge nur das Ohr umſchwirren,
Und in des Bergwalds dichtverwachsnen Irren
Des ſtillen Daſeyns ſtille Wohnung wähle:

Iſt es doch einſam nie um meine Seele,
So lang' ſich Schmerz und Sehnſucht nicht entwirren,
Und unzertrennlich um die Eine girren,
Die einzig weiß, wie ſich der Ferne quäle.

Doch könnten je des Schmerzes Laute ſchweigen,
Gleichmuth zurück in meinen Buſen kehren,
Will lieber ich ins Nichts hinunter ſteigen,

Und, ferne von den ſternehellen Sfären,
Die Stirn umnachtet von Cypreſſenzweigen,
Dem ewigen Vergeſſen angehören.

Das Schwanenlied.

Das Lied, von Luſt und Wehmuth ſanft durchklungen [1],
Das, in der Nacht, zu leiſem Saitenſpiele,
Verlangend, haucht die ewigen Gefühle,
Das war das letzte, was du mir geſungen.

Noch ſind die holden Töne nicht verklungen,
Die, ſchmerzlich ſehnend, in der nächt'gen Kühle,
Und, koſend, mich, im Traum, auf weichem Pfühle,
Mit warmen Liebesarmen ſüß umſchlungen.

Denn tief blieb mir das Wort ins Herz geſchrieben,
Dem Schlafe nur, dem Schlaf mich hinzugeben,
Vergeſſend das entfernte, ſchöne Drüben.

Ich ahndet' es, mir fromme bald nur Schlummer,
Wo, feſſelfrei, mein Geiſt dir darf zuſchweben,
Bis wieder mich dein Kuß erweckt vom Kummer.

Traum.

Den heil'gen Mohn einſt in den braunen Locken,
Durchwallt' ich, einſam, bald fantaſtiſch wilde,
Bald reiche, wolluſtathmende Gefilde,
Umrauſcht von unbekannter Blüthe Flocken.

Da hört' ich, fernher, die kriſtallnen Glocken,
Zerreißend ſcharf anjetzt, jetzt himmliſch milde.
Beliebt von einem zärtlichen Gebilde,
Ergriff mich ihr unwiderſtehlich Locken.

Dem Blicke folgt' ich, willig, und den Tönen,
Und, wie ich näher ſchon hinzugegangen,
Erkannt' ich, froh erſchreckt, dich in der Schönen.

Doch bleich erſchienen die geliebten Wangen,
Die Glocken netzteſt du mit deinen Thränen,
Und deine Seufzer waren's, die ſo hold erklangen.

---

1) [Nachtgeſang. Göthe's Werke. Ausg. letzter Hand. Bd. I. S. 98. Ausg. in 40 Bdn. von 1840 Bd. I. S. 71.]

Das Unendliche.

Wollt ihr Unendliches nennen, ſo nennt ihr das blaue Gewölbe,
Das ſich in ruhiger Pracht rings um die Sonnen ergießt,
Nennt den dunkelen Raum, den der ſterbliche Geiſt zu umfaſſen
Tief auf ſchauert, zurück bebend in Chaos und Nacht.
Doch ich nenne die Sehnſucht der Liebenden. Blaues Gewölbe,
O wie biſt du ſo eng doch für die ſehnende Bruſt;
Und du ſchwimmeſt, o Raum, du unendlicher, wie ein Atom nur
In dem unendlichern Kreis, welcher ſich ſelbſt nur begreift.

Die Freunde.[1])

F. K.

Wühle nur fort in des dumpfigen Fleißes unfruchtbarem Flugſand,
Bis dein Bau dir zerfällt, und auf die Scheitel dir ſtürzt.
Biſt du doch ein unſchädlicher Narr und verlangſt von der Welt nicht,
Daß ſie dein Wühlen mit Luſt, dich mit Entzücken beſchaut.
Drum bin ich gut dir und wünſche der Mine den baldigſten Einſturz,
Daß in dein Dunkel hinein blicke das luſtige Licht.

C. F. G.

Gerne vernahm ich dein Wort, auch wenn kecklich ein Unſinn hervorſprang,
Denn in manchem erſchien originales Genie.
Doch wer die Quelle entdeckt, der verſchmäht die zierliche Röhre,
Welche geborgtes Gut uns als ihr eigenes beut.

An J. S.

Zum 15. Januar 1810.

In harten Winters Banden eingefangen
Lag farbenlos die ſtarrende Natur,
Als erſtes Lebenslicht dir aufgegangen;
Und wenn das Jahr, auf langgewohnter Spur
Rückwandelnd, jenen Tag dir froh erneuet,
Betritt es wieder blumenloſe Flur.
Allein was weltlich in der Welt erfreuet,
Hinfäll'gen Schimmers bald entſchwundne Luſt,
So ſchnell hinweggehaucht als ausgeſtreuet,
Berührt dir kaum die ernſtverſchloſſne Bruſt.
Unwandelbar dem Ew'gen zugewendet,
Biſt du dir höhern Strebens froh bewußt.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 51 f.]

Kein Blumenſchmuck, verſchwendriſch ausgeſpendet,
Kein Farbenſpiel, das irdiſch lockt und lügt,
Kein Schmeichelwort, das Sklaven zähmt und blendet,
Wird würdig in den reinen Kranz gefügt,
Den neu die heut der Zeiten Kreislauf windet,
Der männlich ernſt dir um die Schläfe fliegt.
Wie ſchnell des Lebens kurzer Glanz entſchwindet,
Hindämmernd zur geweihten Sternennacht,
Wird lauter dann dem innern Sinn verkündet,
Wenn feſtlich uns der Tag entgegen lacht,
Der unter guter Sterne mildem Scheine
Des Daſeyns heilgen Funken angefacht.
Daß Würd'ges dann mit Würd'gem ſich vereine,
Bedeutendes dem Flücht'gen Dauer giebt,
Wie ſinnvoll redend die Gedächtnißſteine,
Sey dieſes Buch des Manns, der ungeliebt
Auf Erden ſich den Himmel doch erbauet,
Der göttlich Thun hienieden treu geübt,
Mitleidig jetzt von hoher Sphäre ſchauet,
Von ew'ger Morgenröthe Glanz umhüllt,
Und Kraft heraus in reine Herzen thauet,
Dir ſelbſt ein wohlbegriffnes Muſterbild,
Von mir ein Siegel dir und wahrhaft Zeichen,
Daß ganz ſich mir dein tiefſter Sinn enthüllt.
Auch du biſt heimiſch in den lichten Reichen,
Aus denen Jakob Böhmen's Geiſt entquoll:
So finde denn das Gleiche ſich zum Gleichen.
Auch mir geziemet nicht, dir andern Zoll
Getreuer Lieb' und rechten Sinns zu bringen.
Du weißt, wovon die tiefſte Bruſt mir voll;
Du kennſt mein ſtilles, nimmer ruhndes Ringen,
Der Seele unerſchöpflich heißen Drang,
Hinab zur ew'gen Liebe Schooß zu bringen;
Drum nur was ernſt wie meine Seele klang,
Was ernſt gemeint, wie meiner Seele Streben,
Bring' ich dir heut' als guten Freundesdank.
Und da den Geiſt, dem ſelten es gegeben,
Sich zu ergehn in holder Dichtung Glanz,
Einmal des ſüßen Zaubers Kläng' umſchweben,
Fortziehend ihn verſtrickt der Rhythmen Tanz:
So laß mich noch ein ernſtes Wort dir ſagen,
Den ſchönſten Wunſch einflechtend in den Kranz.
In des Jahrhunderts wildbewegten Tagen
Verſinkt im Strom ſo manche edle Kraft,
Von Schwäch' und Eigenſucht dahin getragen;
Der Beſte ſelbſt im ewgen Kampf erſchlafft;
Denn formlos dehnt ſich alles in die Breite,
Und in der Tief' erſtirbt der Lebenſaft.
Mit hohem Muth auszogſt auch du zum Kampfe,

Weil laut in dir erklang der innre Ruf,
Und edler Sinn geht ſchirmend dir zur Seite.
Bewahre rein den göttlichen Beruf:
Schau immer nach dem einzig, ewig Wahren,
Für das dich liebend die Natur erſchuf,
Und mit dir ſeyn wird Gott und ſeine Schaaren.

Mannheim.[1])

Im Auguſt 1814.

Könnt' ich die Blüthen des Mays, der Nachtigall ſüßeſte Töne,
Sonnigen Schein und des Monds milden, erquickenden Strahl,
Könnt' ich das zarteſte, ſchönſte auf Erden, das reinſte im Himmel
Innig verweben im Wort, leis es verhauchen im Lied,
Ach dann könnt' ich auch ſagen, wie heilig in treuer Erinnrung
Laura's Bild mir hinfort leuchtet durch Sturm und durch Nacht.

Die Alpenroſe.

Im September 1814.

Auf Alpenhöh' genähret von reinen Lüften,
Vom Thau getränkt, geſchirmt vom weichen Mooſe
Erblüht in ſtiller Huld die Alpenroſe,
Und hauchet himmelwärts ihr himmliſch Düften;

Verpflanzt auf niedre Au, in Thalgeklüften,
Wie Gärtners Kunſt, wie milder Weſt ihr koſe,
Muß bald, entrückt dem lieben Mutterſchooße,
In Sehnſucht ſie hinwelken und verdüften.

Ich ſah einſt eine Himmelsroſe blühen,
In Himmelshuld, in jeder Anmuth Fülle,
Und durft' ſie mir in ſtolzer Lieb' erwerben.

Wie bald erblich die reine, zarte Hülle,
Der Erd' und mir nur kurze Zeit geliehen!
In meiner Bruſt ſah ich den Engel ſterben.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 205.]

Der Rheinfall [1]).

Am 20. September 1814.

Wild brauſt der Rhein, als gält' es Weltzerſtörung,
Vom Felsgezack in unermeſſne Schlünde.
Heiß kocht, hoch ſchäumt hinauf die Fluth der Gründe,
Und Wald und Berg hallt ein in die Empörung.

Doch friedevoll in heiterer Verklärung
Steht, unerreicht vom wirren Fluthgewinde,
In ew'ger Ruh, unwandelbar und linde,
Ein Regenbogen ob der dunklen Gährung.

So ſtürmen auch, zerſtört und ſich zerſtörend,
Dem Stromfall gleich, zerriſſen meine Tage
Hinab in Nacht und Oed' und ſchwarze Wildniß.

Und lindernd ſchwebt wie leiſe Flötenklage
Still über mir, den heißen Kampf beſchwörend,
Luiſens ſüßes, engelholdes Bildniß.

Prag [2]).

Am 20. September 1815.

Neun und zwanzig Sonnenbahnen
Hat die Erde heut vollendet.
Seit ins Seyn hinausgeſendet,
Treu ich ſteh zu Gottes Fahnen.

Einſam denk' ich, was vergangen,
Einſam, was mir übrig blieb;
Ach, wie fern iſt, was mir lieb,
Oder heim zu Gott gegangen!

Ruhe mocht' ich nie erringen;
Kaum am Buſen zarter Liebe
Ruh dem ewgen, innern Triebe,
Raſt den regen Geiſtesſchwingen.

Alſo ward mein ganzes Leben
Im Genuß ein ſehnend Schmachten,
Im Beſitz ein Weitertrachten,
Einz'ge Ruh im Vorwärtsſtreben.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 194.]
2) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 214 f.]

Und vom heil'gen Oſtſeeſtrande
Zog zu Rheines blauen Wellen,
Trank aus Elbſtroms Felſenquellen,
Stand ich hoch auf Alpenrande:

Forſchte dort und forſchte hier,
Wahrheit ſuchend, feind dem Schimmer;
Aber Vorwärts! klang es immer,
Vorwärts! Vorwärts! für und für.

Gleichen Freunden treu verbündet,
Reifern freudig hingegeben,
Hab' ich Jüngrer friſches Streben,
Wie ich wußte, mitbegründet.

Treugemuthet, feſt im Sinne
Meinem deutſchen Vaterlande,
Meines Glaubens heil'gem Bande,
Meiner hohen, zarten Minne.

Aber Jugendflamme lodert
Noch in meinem Thun und Treiben,
Und die Jugend ſoll mir bleiben,
Bis mich Gott von hinnen fodert;

Bis der Erde kühle Hülle
Dieß bewegte Herz umſchließt,
Bis der Seeligkeiten Fülle
Mir aus Himmelsquellen fließt;

Ob genagt vom innern Wurme
Langſam Blüth' und Laub zerfallen,
Oder mir im Schlachtenſturme
Freudiger die Looſe fallen [1]).

Fern von Allen, die mich lieben,
Hoch auf heiligem Hradezin,
Wo in Fluthen Sterne glühn,
Hab' ich dieſes Blatt geſchrieben.

Während ſtill in nächt'gem Prangen,
Von Triglanen [2]) hier gelenkt,
Mondenlicht auf meine Wangen
Und Luiſens Grab ſich ſenkt.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 188.]

2) [Ἑκάτη τριγλήνος, Athen VII, 325, a; Diana triplex, Ovid. Her. XII, 79; Trivia, Varro L. L. VI, p. 83. Bip., Tibull. I, 5, 16.]

Auf den Tod ſeines Sohnes Wolf [1]).

Im April 1827.

Liebe rief dich zum Seyn, dich geleitete Liebe durch's Leben:
Ruhe denn ſeelig im Schooß ewiger Liebe nun aus.

Als du vom nahenden Tod erblaſſeteſt, ſiehe da wehte
Zarteſtes Roth duftgleich wieder die Wangen dir an.
War es Röthe des Abends, die ungern fliehend den letzten,
Süßeſten Abſchiedskuß über dein Antlitz gehaucht?
Nein, dir lächelte ſchon des ewigen Morgens Aurora,
Und durch die Erdennacht grüßte dich himmliſches Licht.

---

1) [Vergl. „Leben und Briefe", S. 317.]

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verbesserungen *).

S. 5 Z. 21 statt Sprachen lies Sprache
" 6 Anm. Z. 2 statt Bezeichnende lies Bezeichnete
" 9 Z. 21 statt die nichts lies die sich an nichts
" 15 Z. 3 v. u. statt an den lies an dem
" 27 Anm. Z. 8 statt Vened. lies Venet
" 47 Z. 10 statt sicherer freuen lies sicher erfreuen
" 58 Z. 9 v. u. statt Tacitus' lies Tacitus
" 59 Z. 25 statt Herodotes lies Herodotos
" 64 Z. 11 statt kirchlichen lies kärglichen
" 70 und Anm. 5 und 6 zu vertauschen
" 75 Z. 9 v. u. ist das Komma nach Cornelius zu tilgen
" 77 Z. 12 v. u. statt Heinsius' lies Heinsius
" 79 Z. 13 v. u. ist das Komma nach Porcius zu tilgen
" 107 Z. 1 statt Andromeda lies Andromeda
" 112 Z. 15 v. u. statt dem lies der
" 119 Z. 10 v. u. statt Parthien lies Partheien
" 141 Z. 19. v. u. ist nach mitbringst ein Kolon zu setzen.
" 161 Z. 12 statt furio lies Furio
" 207 Z. 7 v. u. statt den lies dem
" 211 Z. 9 v. u. statt ἔξεσεν lies ἔξεσεν
" 215 Z. 3 v. u. statt T. I. lies T. II.
" 221 Z. 11 v. u. statt der lies den
" 221 Z. 9 v. u. statt κοῦ lies τοῦ
" 229 Z. 22 v. u. statt Arrhichion lies Arrhachion
" 235 Z. 20 statt widerlegte lies wiederholte
" 251 Anm. 1 statt Tzetzesms Tzetzes ms
" 269 Z. 7 v. u. statt Ciceronische lies Ciceronischen

*) Bei der Zeilenzahl sind Ueberschriften und Anmerkungen nicht mit eingerechnet.

Tafel I. Zu S. 231—237.